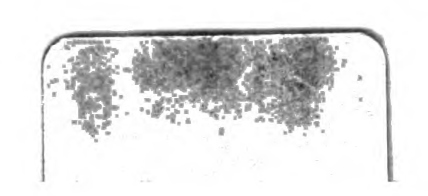

Princeton University Library
32101 066162155







Zeitschrift für den deutschen Unterricht

Begründet durch Rudolf Hildebrand und Otto Lyon

Unter Mitwirkung von Prof. Dr. Fr. Panzer
herausgegeben von Dr. Walther Hofstaetter

Dreiunddreißigster Jahrgang



Verlag von B. G. Teubner, Leipzig und Berlin 1919

Druck von B. G. Teubner, Dresden.

I. Inhaltsübersicht.

A. Aufsätze.

B. Literaturberichte.

C. Sprechzimmerbeiträge.

D. Mitteilungen und kleine Anzeigen.

II. Sachübersicht.

A. Literatur- und Kunstgeschichte.

B. Sprache.

C. Volkskunde.

D. Unterricht.

Zum Geleit.

In schwerster Zeit rüste ich dies erste Heft des neuen Jahrgangs; Größtes, das uns lieb und teuer war, ist zusammengebrochen und ihm wird auch auf dem Gebiete der Erziehung und des Unterrichts viel folgen. Aber es gilt jetzt, nicht bange und nicht müde zu werden, die Treue müssen wir unserm Volke jetzt erst recht halten und mitarbeiten an seinem Wiederaufbau.

Uns Lehrern der Deutschkunde fällt dabei eine ganz besondere Aufgabe zu: das Bewußtsein vom Werte unseres Volkes gilt es wach zu halten und immer wieder zu wecken. Wenn wir unsere Jugend immer wieder hineinführen in das Werden unseres Volkes, unseres Wesens — nicht in einseitig geschichtlicher Betrachtung, sondern stets im Blick auf unsere Zeit, deren Verständnis es gilt —, wenn wir der Jugend zeigen, wie tiefe Geister ihm auf allen Gebieten gedient und uns ein unverlierbares, großes Erbe hinterlassen haben, wenn wir ihr aber auch zeigen, wie zu allen Zeiten hemmende, zerstörende Kräfte tätig waren, die unser Bestes bedrohten: die innere Selbständigkeit und Tiefe des Gefühls, dann muß aus diesem Unterricht ein Geschlecht erwachsen, das ohne falsche Überhebung, doch in ernstem Stolz und in festem Glauben an Deutschlands Zukunft das Erbe der Väter übernimmt. Nie, so scheint mir, hatte der deutsche Unterricht eine so große Aufgabe, nie galt es so sehr, das Innerliche zu betonen, wie jetzt. Und wenn Deutschkunde heißt, all dem Werden und Wachsen in der Vergangenheit nachzuspüren, das uns die Gegenwart besser verstehen lehrt, dann wird sie gerade jetzt vornehmlich wirken müssen, jetzt, da der Druck der Verhältnisse den Blick für die großen Zusammenhänge zu lähmen droht.

Und noch eine besondere Aufgabe erwächst dem deutschen Unterricht gerade jetzt. Er ist von jeher das Band zwischen Volks- und höherer Schule gewesen, in der Arbeit für ihn haben sich die Lehrer aller Gattungen zusammengefunden und sich gegenseitig viel anregen können — er wird bei der Neuordnung des Schulwesens erst recht der Grund und Eckpfeiler aller Schule werden müssen. Wir haben immer daran festgehalten, daß die Aufgabe des deutschen Unterrichts für alle Schulen gleich und daß nur Ausmaß und Vertiefung verschieden seien; das wird nun noch klarer herausgearbeitet werden müssen, damit der deutsche Unterricht aller Schulgattungen ein einheitliches Ganzes werde.

Dazu wird es noch vieler Arbeit bedürfen. Gerade für die höheren Schulen wird sich der deutsche Unterricht noch viel strenger auf seine Aufgabe besinnen

müssen, wie es an der Volksschule schon zum großen Teil geschehen ist und weiter durchgeführt wird. Er wird alles auszuscheiden haben, was ihm von andern Fächern aufgepackt worden ist (wie vieles treibt der Sprachunterricht, wie vieles enthalten die Lesebücher nur um anderer Fächer willen); er wird die Gesetze seiner Betrachtung ausschließlich dem deutschen Gut — der deutschen Sprache, der deutschen Literatur, der deutschen Kunst — entnehmen müssen. Andernteils wird er seinen Blick auf alle Äußerungen des deutschen Geistes richten müssen — nicht nur auf Sprache und Literatur —, damit er wirklich ein Gesamtbild des deutschen Wesens anbahne. Geben kann er das Gesamtbild nicht, aber den Weg zu zeigen vermag er, so klar, daß ihn jeder weitergehen kann, dem es ehrlich am Verständnis seines Volkes liegt.

Und mehr noch als bisher wird gerade dem deutschen Unterricht die Pflege der Persönlichkeit zufallen — mancherlei Kräfte, die bisher an ihr arbeiteten, werden ausgeschaltet oder zurückgedrängt werden —, um so treuer muß nun der deutsche Unterricht diese Aufgabe durchführen.

Noch läßt sich nicht alles übersehen, was uns an Neuem erwachsen wird, aber eins ist gewiß, die Aufgaben gerade des deutschen Unterrichts werden an innerer Bedeutung immer noch zunehmen. Das ist unser Glück, denn die Arbeit daran wird uns wieder aufrichten aus der tiefen Nacht des Kummers, in der wir jetzt mit unserm Volke stehen. Das ist aber auch unser Stolz: vor andern sind wir berufen, wieder aufzubauen und an der Zukunft unseres Volkes zu arbeiten. W. Hofstaetter.

Die nationale Eigenart des deutschen Romans.

Von **Richard Müller-Freienfels** in Berlin-Halensee.

Mehr als bei anderen Dichtungsgattungen kann man beim Roman der deutschen Literatur zweifelhaft sein, ob da von einer charakteristisch nationalen Form die Rede sein darf. Während die Deutschen in der Lyrik einen eigenen Stil ausgebildet haben, der sich durch die Jahrhunderte hindurch immer aufs neue fruchtbar erwiesen hat, während sie im Drama eine große Tradition haben, ist die epische Kunst der Deutschen nicht entfernt so geschlossen aufgetreten und hat, im Gegensatz zu jenen Gattungen, kaum wesentlich über die Grenzen des Heimatlandes hinaus gewirkt. Gewiß haben auch wir zu verschiedenen Zeiten große Epiker gehabt, aber ihre Kunst läßt, wenigstens auf den ersten Blick, den einheitlichen Stil vermissen.

Ein rascher Überblick offenbart das. Das gewaltige Erbe der altdeutschen Vergangenheit, in den Volksepen des Mittelalters in bedeutsamen, wenn auch roh behauenen Einheiten zusammengefaßt, geriet bald in Vergessenheit und wurde von den nach französischen Vorbildern geformten Versromanen des gotischen Mittelalters verdrängt. Die daneben und später blühende

volkstümliche Erzählungskunst der Schwänke brachte es nicht zu größeren Schöpfungen. Gewiß haben einige, besonders die satirischen Erzähler des 15. Jahrhunderts, eigene Züge. Wo jedoch ist der einheitliche Weg, der von hier zum Simplizissimus Grimmelshausens, weiter zum Epos Klopstocks, zum Roman Goethes, zur Novelle Kleists führt? Und wird nicht in neuester Zeit seit den Romanen Jean Pauls, den Novellen Tiecks, seit Novalis, Brentano, Immermann, Hoffmann die Gestaltenfülle so bunt, daß es vollends unmöglich scheint, von einem einheitlichen deutschen Kunststil der Epik zu sprechen? Wo ist das Gemeinsame, das es gestattete, die Verschiedenheit der G. Keller, W. Raabe, Storm, Freytag, Fontane bis zu den Jüngsten einheitlich zusammenzufassen und ihre Art den ausländischen Kunststilen als einen geschlossenen, in der Volksart verwurzelten Stil gegenüberzustellen? Nein, man kann nicht in derselben Weise von „dem" deutschen Roman als geschlossener Stileinheit sprechen, wie man vom französischen, vom englischen, vom russischen Roman spricht!

Wir gedenken alle diese Fragen nicht in der Weise zu lösen, daß wir die bunte Fülle der Erscheinungen gewaltsam in das Prokrustesbett eines imaginären Einheitsschemas zu zwingen suchen. Wir wollen es nicht wegstreiten, daß auf diesem Gebiete so gut wie in der gesamten übrigen Kultur die Deutschen williger als ihre Nachbarn fremde Einflüsse ins Land gelassen haben und so wohl eine große Mannigfaltigkeit, aber nicht einen einheitlich geschlossenen Stil erreicht haben, wie er bei den Franzosen, bei den Engländern, bei den Russen entstand. Wir müssen diese Mannigfaltigkeit, die zunächst nach Stillosigkeit aussieht, zugeben. Was wir zu erbringen gedenken, ist der Nachweis einer gewissen, trotz der Verschiedenheit konsequent bleibenden und stets wiederkehrenden Gattung, die gewiß nicht die bunte Fülle der Erscheinungen alle umspannt, aber doch einen *Grundtypus* darstellt, der sich als tief verwurzelt in der nationalen Eigenart erweisen läßt. Dieser Grundtypus, den wir glauben nachweisen zu können, besteht allerdings zunächst nicht so sehr als gemeinsames Schema innerhalb der wechselnden Stile, sondern als konsequent auftretende Stilgattung *neben* den anderen; indessen hoffen wir zu zeigen, daß seine Besonderheit, wenn auch oft verschleiert, sich als typisch nationale Besonderheit in den anderen Gattungen wiederfindet.

Diese spezifisch deutsche Romangattung ist der *Bildungs- oder Entwicklungsroman*. Er ist gekennzeichnet dadurch, daß einer oder mehrere, je nachdem parallele oder kontrastierende, Lebensläufe erzählt werden, deren Entwicklung und werdende *Bildung* (auch dies Wort ist ein spezifisch deutscher, kaum übersetzbarer Begriff) das Hauptinteresse beanspruchen. Das jedoch ist nur das Stoffliche. Unsere Behauptung geht nun dahin, daß in *dieser Romangattung ein besonderer Stil besteht, der, aus eigener*

Weltanschauung geboren, auch eine besondere Form entwickelt hat, ein Stil, der auch über den eigentlichen Erziehungsroman hinaus der deutschen Erzählungskunst ein besonderes Gepräge gibt, das in der Mannigfaltigkeit der Formen doch eine gewisse Einheitlichkeit bedingt. Ist sie auch nicht so deutlich wie bei anderen Völkern, so dünkt es uns doch lohnend, diesem Problem nachzugehen.

Überblicken wir zunächst die stattliche Genealogie dieser Gattung! Sehen wir ab von der früheren Volksepik, deren Entstehung aus der kurzen Ballade in andere Richtung weist, so finden wir als vornehmsten Prototyp der Gattung Wolframs „Parzival". Gewiß, der Stoff ist französisch-keltischer Abkunft; aber gerade das, was der Deutsche hinzugetan hat, ist ja die Umbildung des französischen Abenteurerromans zum Entwicklungs- und Bildungsroman. Der Gral wird zum Symbol des dunklen Strebens einer werdenden Menschenseele. Nach Jahrhunderten, in denen sich die deutsche Erzählungskunst in allerlei Niederungen bewegt hat, begegnet uns im ersten deutschen Prosaroman, der noch heute lebt, eine sehr verwandte Erscheinung: Grimmelshausens „Simplizissimus" läßt hinter der übernommenen internationalen Form des Abenteurerromans doch die Züge des Erziehungsromans erkennen. Seitdem besteht eine Kette, die zum Teil als lebendige Tradition weiterwirkt. Sie zieht sich von Wielands Agathon zum Wilhelm Meister, weiter zum Ofterdingen des Novalis, zum „Titan" und den „Flegeljahren" Jean Pauls, zum Hyperion Hölderlins, zu Mörikes „Maler Nolten", zu Kellers „Grünem Heinrich", zu Freytags „Soll und Haben", zu Raabes „Hungerpastor". Wir wollen nicht alle Gipfel und Hügel dieser Kette aufzählen, die sich bis in die Gegenwart fortsetzt, wo sie in Hesses „Camenzind", in Frenssens „Jörn Uhl", in Ricarda Huchs „Vita somnium breve" und zahlreichen anderen Werken noch sehr ansehnliche Erhebungen in Menge gezeitigt hat. Die genannten Werke werden genügen, um das Untersuchungsgebiet klar abzustecken; sie werden auch genügen als Material für die Induktion der stilistischen Gemeinsamkeit, die wir aufzuzeigen gedenken.

Diese Romangattung, so behaupteten wir, ist charakteristisch deutsch. In der Tat ist diese Gattung in anderen Literaturen sehr spärlich vertreten. Die griechische Dichtung hat gar nichts derart aufzuweisen. Ebenso fehlt diese Gattung in der italienischen und, wenigstens mit bedeutsamen Vertretern, in der spanischen Literatur. Die französische wie die russische Dichtung haben zwar einzelne Werke, die, oberflächlich gesehen, verwandte Züge aufweisen; genau betrachtet, offenbaren jedoch diese Romane meist sehr bald, daß es auf andere Dinge mindestens ebensosehr ankommt als auf das Problem des Hineinwachsens einer menschlichen Individualität in die Welt und die verschiedenen Phasen dieses Prozesses. Selbst in Werken wie Flauberts „Éducation sentimentale" kommt es keineswegs auf die Entwicklung des Helden

in erster Linie an: diese ist nur der gleichgültige Faden, auf den sich das „Eigentliche" aufreiht. Versucht sich ein Franzose auf diesem Gebiet, so kommt er entweder wie Balzac in „Le Lys dans la Vallée" in eine ihm sonst nicht eigene stilistische Unsicherheit hinein, oder er bleibt wie Daudet in „Le Petit Chose" im Banne germanischer Vorbilder. Einzig der große Rousseau hat Bedeutsames in dieser Gattung geschaffen. Aber dieser Schweizer kennzeichnet sich ja auch sonst als so unfranzösisch, so antifranzösisch in seiner ganzen geistigen Physiognomie, daß man vermuten kann, in ihm deutsche Rasse zu spüren.

Die einzigen Literaturen, in denen der Erziehungsroman eine bedeutende, wenn auch nicht die überragende Rolle gespielt hat wie in Deutschland, sind die anderen germanischen Literaturen, und auch das weist darauf hin, daß diese Gattung irgendwie dem besonderen germanischen Rassegeist entspricht. Sowohl die englische wie die skandinavischen Literaturen haben je eine ganze Reihe solcher Werke hervorgebracht. Dort genügt es an Dickens, an Thakeray, an Meredith zu erinnern, von den älteren, den Fielding und Goldsmith ganz abgesehen, die auf die deutsche Entwicklung nicht ohne Einfluß waren. Von den Skandinaviern nenne ich nur Björnson mit „Auf Gottes Wegen", Jakobsen mit „Niels Lyne", Strindberg mit den vielen Romanen, die alle Bruchstücke der eigenen Entwicklung gestalten.

Immerhin, selbst in diesen, dem deutschen Volke so nahe verwandten Nationen spielt der Erziehungs- und Bildungsroman nirgends die gleiche repräsentative Rolle wie bei uns. Das aber kann kein Zufall sein, sondern muß begründet sein in einer tiefverwurzelten seelischen Veranlagung. Das Problem führt uns also mitten hinein in die Volkspsychologie, ein Gebiet, das bisher sehr wenig wissenschaftliche Behandlung erfahren hat. Wir können daher auch nicht mit einer bequemen Formel beginnen, die alles das umspannte, was als deutsch anzusehen ist. Im Gegenteil, wir müßten langsam tastend vorgehen und untersuchen, ob sich unter dem, das wir hier als nationale Besonderheit auf einem Einzelgebiete feststellen, ein einheitlicher Charakter wiederfindet, der sich auch auf anderen Kulturgebieten in ähnlicher Weise ausgewirkt hat. So allein läßt sich von dem Nachweis einer besonderen deutschen Romangattung ein Ausblick auf ihre typisch nationale Bedeutsamkeit gewinnen.

Was nun sind die Stilprinzipien dieser spezifisch deutschen Gattung?

Als erstes wesentliches Merkmal finden wir da den Entwicklungsbegriff, diesen spezifisch germanischen Gedanken wieder, vor allem in der Tatsache, daß die Charaktere, besonders der des Helden, nicht im geschlossenen Sein, sondern im bewegten Werden vorgeführt werden. Gewiß ändern sich auch die Helden nichtdeutscher Erzählungen zuweilen: indessen

kaum jemals stehen gerade die Wandlungen und Entwicklungen so im Brennpunkte des Interesses wie bei den deutschen Romanen. Die Helden der Romane Balzacs oder Zolas sind, so wie sie auftreten, geprägte Wesenheiten, deren Schicksal abrollt wie eine aufgezogene Uhr. Es hat von vornherein im Charakter gelegen. Don Quichotte ist bis zuletzt der gleiche. Höchstens die Russen mit ihrer bohrenden Psychologie gehen den Wandlungen des Ich nach, aber doch in ganz anderer Weise als die Deutschen.

Denn dem Deutschen (im weiteren Sinne dem Germanen überhaupt) widerspricht alle Statik der Weltanschauung: er ist es, der auf allen Gebieten das dynamische Weltbild ausgebaut hat. Nicht wie dem Griechen oder dem Inder erscheint ihm die Welt überhaupt als ruhendes Sein, sondern als Bewegung, Kraft, Wille. So verschieden im einzelnen die Philosophien der Leibniz, Herder, Fichte, Hegel, Schopenhauer, Hartmann, Wundt, Nietzsche sein mögen: in dieser Hinsicht konvergieren sie (und viele andere mit ihnen) alle. Germanen sind es nach Sombart auch gewesen, die an Stelle der statischen Wirtschaft der Antike den beweglichen Kapitalismus gesetzt haben. Germanen haben die moderne dynamische Naturwissenschaft heraufgeführt, die in schroffem Gegensatz zu der statischen der Alten steht. In der bildenden Kunst sind die Germanen nur groß gewesen in den bewegten Stilen der Gotik und des Barock, während „deutsche Klassik" und „deutsche Renaissance" totgeborene Zwittergebilde blieben. Und in der Musik ist ein spezifisch deutsches Kennzeichen die Herrschaft des nicht in einheitlichem Sein ruhenden, sondern des in thematischer Arbeit sich beständig umbildenden, sich entwickelnden Motivs.

Die dichterische Analogie zu all diesen Dingen bietet (ebenso wie das Drama) der deutsche Roman, und zwar am reinsten in der gekennzeichneten Form des Bildungsromans. Der Held oder die Helden *sind* nicht, sie *werden*. Und eben dies Werden ist das eigentliche Thema der Dichtung. Die mannigfachen *Geschehnisse* sind nicht Selbstwert, sie interessieren nur insofern, als sie die innere *Entwicklung* des Helden beeinflussen. Im romanischen Abenteuerroman sind es die Ereignisse, die fesseln: die Menschen kommen nur als Träger dieser Ereignisse in Betracht. Beim Deutschen interessieren stets die Ereignisse nur um des Menschen willen. Erzählt ein Mérimée oder Maupassant eine Liebesgeschichte, so kommt es ihnen eben auf die Fabel an: beim Deutschen ist die Liebesgeschichte vor allem von Interesse als Bildungsfaktor für die beteiligten Menschen. Die verschiedenen Liebesgeschichten, in die „Wilhelm Meister", der „Grüne Heinrich", „Peter Camenzind" sich verwickeln, sind in erster Linie als Auswirkungen der verschiedenen Entwicklungsstadien des Helden von Bedeutung. In ihnen spiegelt sich gleichsam sein Werden.

In dieser Hervorkehrung des Menschen, aus dessen sich entwickelnden Lebensperspektiven die Welt gesehen wird, erkennen wir nur einen weiteren Grundzug des deutschen Charakters: den Individualismus. Daß dieser eine typisch deutsche Besonderheit ist, wird allgemein zugestanden und erhellt am besten, wenn man die soziale Art des Franzosen damit vergleicht. Die französischen Romane sind meistens soziale Romane, ihre Gestalten wurzeln in einer überindividuellen Wesenheit, eben der Gesellschaft. Diese ist das Gegebene, innerhalb deren sich die Menschen bewegen als in der ihnen notwendigen und adäquaten Atmosphäre. Daher das Bestreben der großen französischen Romandichter, ihre Romane zusammenzuschließen zu großartigen Gesellschaftsbildern, einer „Comédie humaine", einer „Histoire naturelle et sociale d'une famille du second empire", d. h. strenggenommen der ganzen Gesellschaft des zweiten Kaiserreichs. Auch die Romane der großen Russen sind unindividualistisch: die „Toten Seelen" Gogols, die Hauptwerke Tolstois, die Romane Dostojewskis, vor allem die „Dämonen", der „Idiot", die „Karamasows" sind ganz unindividualistisch gesehen, sind Gemälde einer (von der französischen Gesellschaft ebenfalls verschiedenen) typisch slavischen überindividuellen Welt.

Ganz anders der deutsche Erziehungsroman. Sein Grundproblem ist gerade die Auseinandersetzung des Individuums mit der „Welt", in die hinein es geboren ist. Der Held des deutschen Romans steht nicht in der Welt, er steht ihr gegenüber: sein Schicksal ist das allmähliche Sichanpassen oder auch sein Unterliegen in dieser Auseinandersetzung mit der Welt. Und diese „Welt" ist nicht so sehr die typische Welt, sondern sie ist gesehen eben durch das individuelle Spektrum. Die „Welt" der Romane Balzacs, Zolas, Maupassants, Tolstois macht Anspruch auf eine objektive Gültigkeit: die Welt des „Wilhelm Meister", „Heinrich von Ofterdingen", des „Titan" ist eine weit subjektiver geschaute Welt, ist die Welt, wie sie der Autor eben in der Seele des Helden spiegelt, mit dem er sich stets bis zu einem weit höheren Grade identifiziert, als es die Franzosen oder Russen jemals tun.

Der Held des deutschen Romans ist stets in erster Linie Individuum und sich seiner Individualität mit Stolz bewußt. Er interessiert auch gerade als Individualität, während die Helden der Franzosen als Typen interessieren. Balzacs „Père Goriot" fesselt als der typische Geizige, „Tartarin von Tarascon" als der typische Provençale, Zolas Saccard (in „L'Argent") als der typische Glücksritter der Börse. Jede dieser Gestalten ist auf eine typische Formel zu bringen. Bei den Helden der von uns herangezogenen deutschen Romane gelingt es nicht, den Helden mit einem solchen Begriff zu charakterisieren, und versuchte man es mit dem „Wilhelm Meister", mit dem „Grünen Heinrich", mit „Jörn Uhl" dennoch, so entglitte einem das Beste unter den Händen. Denn wie auch in der Philosophie ist dem Deutschen das Individuum eine

letzte, irrationale Einheit, nicht bloß der Einzelfall eines Typus. Der Mensch ist „geprägte Form, die lebend sich entwickelt", eine Monas, ein Mikrokosmus, der dem Makrokosmus selbständig gegenübersteht.

Ein besonderes Relief aber gewinnt der individualistische deutsche Roman vielleicht noch durch Heranziehung der klassischen Antike, die bezeichnenderweise überhaupt nichts ihm Ähnliches hervorgebracht hat. Denn der klassische Geist, vielleicht der polarste Gegensatz des deutschen, denkt ganz unindividualistisch, nämlich typisierend. Das erkennt man am besten aus den klassischen Biographien. Dem griechischen Biographen ist nicht die Einzelpersönlichkeit der Ausgangspunkt, sondern dieser ist die typische Lebensform, die verschiedenen Arten des Bios. Dem Griechen kam es auf typische Darstellung eines Staatsmanns, eines Philosophen, einer moralischen Persönlichkeit an, für die ihm das darzustellende Individuum ein bloßes Beispiel ist. Der individualisierende Gesichtspunkt der Deutschen ist dem Griechen in noch höherem Grad als dem ihm darin verwandten modernen Romanen unbekannt.

Aus den bisher besprochenen Prinzipien des deutschen Romans, speziell dem des Individualismus, ergeben sich auch die Besonderheiten der äußeren Form. Man pflegt im Hinblick darauf dem Deutschen oft geradezu Mangel an Formgefühl, ja schlechthin Formlosigkeit vorzuwerfen und glaubt mit diesem Negativum die Sachlage hinreichend gekennzeichnet zu haben. Nichts falscher als das! In dieser scheinbaren Formlosigkeit ist nicht nur Methode, nein, sogar eine innere Notwendigkeit. Daß die Komposition nicht geschlossen, gerundet, symmetrisch ist, wie die der französischen Romane (ebenso wie der französischen Dramen) meist, liegt in dem inneren Wesen des Bildungsromans und der Vielheit der Stadien. Lassen sich die Handlungen französischer Werke graphisch als geschlossene, aus einem Ruhezustand in einen anderen übergehende Figuren darstellen, so wäre die graphische Darstellung für den deutschen Roman die aus dem Unendlichen kommende und im Unendlichen wieder verlaufende Linie. Man sagt oft, die deutschen Romane hätten keinen richtigen Schluß, nur ein Ende! Aber das muß doch so sein! Wie soll eine Welt, die unter dem Gesichtspunkt des Werdens und der Entwicklung gesehen ist, „Schlüsse" kennen? Selbst der Tod ist kein Schluß in solchen Werken! Man hat bemerkt, daß die deutschen Dome des Mittelalters großartiger wirken, wenn sie nicht ausgebaut sind! Der Grund ist der gleiche wie derjenige, der die Dichter des „Wilhelm Meister", der „Jünglinge von Sais", des „Hyperion", des „Grünen Heinrich" und fast all der anderen wohl aufhören, aber niemals eigentlich schließen ließ. Auch wenn einzelne dieser Dichter länger gelebt hätten, sie hätten vermutlich niemals ihre Werke zu endgültigen Schlüssen geführt. Es gehört eben zu diesem Stil, daß die Linien nicht „geschlossen" sind.

Es gehört aber ferner hinzu, daß die Komposition nicht symmetrisch ist, daß sich die Erzählung in Umwege, Seitenwege, ja in Sackgäßlein verläuft und mannigfache Episoden in sich aufnimmt. So erscheint dem Deutschen das Leben! Wird es anders dargestellt, so handelt es sich um französisches Arrangement oder sonstige nichtdeutsche Nachahmung.

Aus der Betonung des Werdens und Sichentwickelns ergibt sich ein weiteres Kennzeichen des deutschen Romans, das man ihm oft als Fehler angerechnet hat, das jedoch notwendig bedingt ist in der Grundanlage: die Vielheit der Handlung oder, wenn man will, die mangelnde Einheit der Handlung.

Das scheint zunächst paradox. Man sollte meinen, daß die Hervorhebung des einen Helden im Entwicklungsroman sogar eine höhere Einheit verbürgen müsse, als es etwa die wäre, bei denen ein zwischen mehreren Personen sich abspinnendes Schicksal im Mittelpunkt steht, wie bei den meisten französischen Romanen. Das ist jedoch nicht der Fall. Die durch den Helden gegebene Einheit ist nur eine solche der Kontinuität, nicht der Identität. Da der Held sich entwickelt, ist er eben in den verschiedenen Stadien der Entwicklung ein anderer Mensch, der jeweils verschiedene Schicksale erlebt. „Kein Lebendiges ist eins, jedes ist ein Vieles." Infolgedessen kennzeichnet den deutschen Roman nicht die Einheit der Handlung, sondern die Vielheit. Die meisten französischen Romane sind Darstellungen eines Geschehnisses oder einer Kette von solchen, die jedoch zusammengehören und zuletzt zu einem Abschluß gelangen. Daher die geschlossene Komposition, die einheitliche Spannung und Steigerung, die den französischen Roman so effektvoll machen. Diese fehlen in der Regel den spezifisch deutschen Werken. Aber sie sind darum doch kein Chaos, sowenig es die polyphonen Musikstücke der deutschen Meister sind, auch wenn sie nicht so klar und durchsichtig sich geben wie die Tonwerke italienischer Komponisten. Eine gewisse Einheit besteht trotz der größeren Mannigfaltigkeit, auch jenseits der Tatsache, daß es dasselbe kontinuierliche Leben ist, das in seinen wechselnden Phasen aufgerollt wird. Sie ist nur schwerer faßbar, stärker moduliert als die Einheit des französischen Romans. Sie liegt letzten Endes überhaupt nicht in etwas rational Faßbarem, sondern in jener transzendenten Einheit des Ich, die auch für die deutsche Philosophie ein wichtigeres Problem gewesen ist als für irgend ein anderes Volk.

Bis ins Sprachliche hinein, bis in die Satzbildung und Wortwahl im einzelnen läßt sich der individualistische Stil verfolgen. Der Sprachstil des deutschen Romans ist nicht so ausgeglichen, sozialisiert wie der französische. Er läßt für Eigenwilligkeiten, die bis ans Absurde gehen können, Raum. Man denke an Jean Pauls Schnörkel! Auch solche Dinge sind nicht Formlosigkeiten, gerade sie sind individuelle Form!

Noch ein letztes wesentliches Kennzeichen des deutschen Romans gilt es hervorzuheben, durch das der Individualismus, die Isolation des Ich von der gesellschaftlichen Welt, wieder eingeschränkt werden. Der Mensch, wie er in den bezeichneten Romanen erscheint, ist nämlich in der Regel zwar ein „aus sich rollendes Rad", sein Leben nicht rational berechenbar wie das des französischen Romanhelden, aber es ist doch zu gleicher Zeit mit geheimnisvollen Fäden an eine transzendente Welt geknüpft, die seinen Lebenslauf beeinflussen. Diese Überzeugung, daß der Mensch bei aller Freiheit Träger irrationaler Wirksamkeit ist, geht durch die meisten dieser Bücher. In früherer Zeit waren es metaphysische Kräfte, die ihn in ihren Bann zogen: Mythus, Legende, Wunder aller Art umspielten das irdische Dasein. In neuerer Zeit rationalisiert sich das Irrationale ein wenig: bei „Wilhelm Meister" ist's die geheimnisvolle Gesellschaft des Turms, die ihn führt; Heinrich von Ofterdingen wird durch die Vision der blauen Blume geleitet. In der neuesten Zeit geht diese Tendenz zur Rationalisierung der transzendenten Mächte noch weiter. Man gewinnt aus der „Natur" eine Art rationalen Mythus, der die Persönlichkeit beeinflußt. Selbst wo es sich scheinbar um Nachahmung Zolascher „Milieuromane" handelt, zeigt sich ein volkspsychologischer Unterschied. Zolas „Milieu" ist ein rationaler Faktor, ist berechenbar wie eine wissenschaftliche Tatsache; die Naturstimmung, die das Leben des deutschen Romanhelden mit leiser Lyrik umspinnt, ist ganz irrational, weit entfernt von aller Wissenschaft, ist eine Art Mythos. Man vergleiche dazu als typisches Werk etwa Hesses „Peter Camenzind", wo das „Milieu", die „Natur" der Heimat, eine fast mythisch wirkende Macht wird.

Wir hätten damit zwar nicht die stilistische Einheitlichkeit der gesamten deutschen Romandichtung erwiesen, wohl aber innerhalb derselben einen Typus gefunden, der sich als spezifisch deutsch ergibt. Und wenn dieser Typus auch nicht die gesamte Erzählungskunst umfaßt, wenn diese auch die verschiedensten anderen Typen, vielfach unter fremden Einflüssen entwickelt hat, so läßt sich doch nachweisen, daß das, was wir an jenem Haupttypus als charakteristischen Stil fanden, auch bei anderen Typen, wenigstens zum Teil, wiederkehrt. Innerhalb der Novellenkunst z. B., die in der Regel insofern dem romanischen Schema sich nähert, als sie eine seltsame Begebenheit aufgreift und erzählt, finden wir doch sehr zahlreiche Werke, die bei aller Kürze Entwicklungen und Wandlungen geben. In vielen Novellen Kellers, O. Ludwigs, Storms wird, wenn auch sehr komprimiert, Entwicklung gegeben, und auch die anderen Stileigentümlichkeiten kehren wenigstens zum Teil wieder. Auch in der deutschen Novelle steht der Mensch als solcher im Vordergrund, was besonders im Vergleich zur italienischen Novelle sich ergibt. In der deutschen Novelle wie im Roman ist die Handlung das Sekundäre, sind die Men-

schen das Primäre, während es in der romanischen Novelle umgekehrt ist. Und auch in der Novelle fehlt doch vielfach jene irrationale Atmosphäre nicht, die die deutschen Romanhelden mit so geheimnisvollen Lichtern umglänzt. Ja, vielleicht läßt sich vieles, was wir stark ausgeprägt am modernen Roman fanden, keimhaft bereits in der frühesten Epik finden. Kennzeichnet nicht schon das Nibelungenlied im Gegensatz etwa zum homerischen Epos eine individuellere Charakteristik, ein Interesse und Verständnis für die Wandlung von Charakteren (man denke an Kriemhild) und anderes? Gewiß ist das alles hier nur keimhaft vorhanden, und wir machen diese Bemerkung nur mit Vorbehalt. Denn wie beim Menschen zeigt sich bei ganzen Völkern die Eigenart nicht am ausgeprägtesten in der Frühzeit, sondern in der Zeit der größten Reife. — Hier aber, so glauben wir dargetan zu haben, unterscheidet sich die deutsche Erzählungskunst sehr wesentlich von der anderer Völker.

Es liegt in der Tatsache, daß die Verschiedenheiten der Volkscharaktere noch sehr wenig wissenschaftlich festgelegt sind, daß eine restlose Definition dessen, was deutsch ist, hier nicht gegeben werden konnte. Es scheint uns jedoch schon heute möglich, gewisse allgemeine Kennzeichen der nationalen Eigenart zu erkennen, und es sollte, so dünkt uns, auf diesem wie auf anderen Gebieten eine lohnende Aufgabe sein, neben den zeitlichen und sozialen Wandlungen der historischen Phänomene auch das Gleichbleibende herauszuarbeiten und psychologisch zu begründen.

Das Hildebrandslied.

Einleitung zu einer Sonderausgabe.[1])

Von **Friedrich Kluge** in Freiburg i. B.

Als Bruchstück ist das Hildebrandslied in einer Kasseler Handschrift auf uns gekommen, aber allgemein gilt Fulda als Heimat unserer Handschrift und zugleich als Heimat unseres Liedes. Zwar hat man in der ganzen, von theologischen Werken in lateinischer Sprache gefüllten Handschrift nicht das geringste Anzeichen, das Fulda als Heimat erweist. Nur scheint eine alte Überlieferung darauf hinzudeuten, daß die Handschrift einmal Fuldas Klosterbücherei angehört haben kann. Aber bisher ist durch nichts erwiesen oder auch nur wahrscheinlich gemacht, daß die Handschrift auch in Fulda entstanden sei. Es ist jedoch seit den Tagen Jacob Grimms und Karl Lachmanns, die vor hundert Jahren Arbeit und Scharfsinn auf unser Hildebrandslied erfolgreich angewandt haben, ein unerschütterter und unerschütterlicher Glaubenssatz geworden und geblieben, daß unser Lied aus Fulda stamme. Das große Ansehen und die hervorragende Bedeutung beider Männer ließen keinen Raum für Zweifel, und so bedeutet es fast Übermut oder Tollkühnheit, wenn der bisherige Glauben als falsch erwiesen werden soll.

Das alte Lied hat in deutschen Landen so viele Freunde und Verehrer, daß man

1) Deutschkundliche Bücherei. Leipzig. Quelle u. Meyer. Januar 1919.

es als allgemein bekannt voraussetzen darf. Spielt es doch auch im Deutschunterricht unserer höheren Schulen eine Rolle als das älteste dichterische Denkmal unseres Deutschtums. Und so darf ich auch als bekannt voraussetzen, daß das Gedicht, wie es in der Kasseler Handschrift vorliegt, in unerhörter und unerklärter Weise zwischen Niederdeutsch und Hochdeutsch hin und her schwankt. Und ein ganzes Jahrhundert sprachlicher Arbeit hat das Rätsel nicht gelöst. Jedes Jahrzehnt weist gelehrte Abhandlungen auf, die sich um Form und Inhalt des Gedichtes bemüht haben. So haben uns die letzten fünf Jahre zwei Bücher von je 200 Seiten Umfang beschert. Und zuletzt meinte im vorigen Jahr Prof. Steinmeyer, der Senior der Germanisten und zugleich einer der ersten Kenner im Bereich der altdeutschen Sprache und Literatur: „Ich bezweifle, daß es jemals gelingen wird, falls uns nicht unerwartete Funde beschieden sein sollten, mit irgendwelcher Aussicht auf Erfolg über eine vorsichtig von den Fehlern der Überlieferung gereinigte Gestalt hinaus vorzudringen."

Gibt man den herkömmlichen Glaubenssatz von dem Fuldaischen Ursprung unseres Liedes aber auf und prüft man seine sprachliche Gestalt vorurteilslos, so erweisen sich mir jetzt die Rheinlande als des Liedes wahre Heimat. Das zu beweisen scheint leichter, als es in Wirklichkeit gewesen ist. Der Weg war verrammelt, ein Vorurteil hatte das andere nach sich gezogen. War Fulda als Heimat des Hildebrandslieds sicher, so konnte man daraufhin andere Sprachdenkmäler landschaftlich festlegen. Und nun bestimmte man Fulda auch als Heimat einer deutschen Lex Salica-Bearbeitung. Die Bruchstücke, die davon auf uns gekommen sind, weisen auf die Zeit Karls des Großen, und zwar auf die ersten Jahre des 9. Jahrhunderts. Wie dies feststeht, so steht auch fest, daß die Handschrift immer Trier angehört hat. Aber man glaubte darin Spuren von Fuldaischen Eigentümlichkeiten zu erblicken und verschob die Bruchstücke ohne ausreichenden Grund von Trier fort nach Fulda. Aber damit verwischten sich die Farben der wahren Sprache Fuldas. Erst durch Beseitigung der Einzelzüge, die das Hildebrandslied und die Bruchstücke der Lex Salica ergeben haben, läßt sich die Sprache Fuldas feststellen. Damit aber zugleich auch die Sprache des Hildebrandslieds, und so ergab sich mir jetzt die überraschende Tatsache, daß unser Lied manche seltsame sprachliche Übereinstimmung mit den Trierischen Bruchstücken der Lex Salica hat. Zunächst freilich nur in äußerlichen Kleinigkeiten ohne durchschlagende Beweiskraft.

Schon längst hatten mich auch andere Spuren für unser Lied auf das linke Rheinufer gewiesen. So nahe es lag, so hatte doch niemand für die „dat" und „it" des Liedes auf die fränkischen Gebiete der Rheinlande sein Augenmerk gerichtet. Zudem hatten mich im Sprachgut des Liedes zwei Wörter in die Rheinlande gedrängt: die Wörter „Held" und „scharf", die je einmal in unserem Lied vorkommen, sind im 9.—11. Jahrhundert jedem hochdeutschen Gebiet völlig fremd, bis sie sich seit dem Ende des 11. Jahrhunderts zunächst nur im Annolied und dann im deutschen Alexanderlied und Rolandslied zeigen. Aber diese frühmittelhochdeutschen Gedichte gehören in die hochdeutschen Gebiete des Fränkischen.

In der Tat ist und bleibt das Hildebrandslied hochdeutsch und hat ebensowenig mit dem heutigen Niederdeutschen wie mit dem heutigen Niederfränkischen etwas zu tun. Die Sprachformen sind in fast allen wesentlichen Punkten richtiges Hochdeutsch. Vor allem sind die Wortformen durchaus als hochdeutsch anzusprechen;

das Niederdeutsche hat an der Formengebung von Hauptwort, Eigenschaftswort und Zeitwort keinerlei Anrechte geltend zu machen, auch lauten die Formworte, wie Präpositionen und Konjunktionen, stets hochdeutsch und nie niederdeutsch.

Aber der Charakter dieses Hochdeutschen blieb für unser Lied noch genauer zu bestimmen. Vers um Vers, Wort um Wort, Laut um Laut, Buchstabe um Buchstabe war daraufhin zu untersuchen, welche hochdeutsche Landschaft ein Anrecht an unser Lied hat. Ich habe diese Untersuchung in einem Aufsatz des letzten Heftes der in Halle bei Niemeyer erscheinenden Beiträge zur Geschichte der deutschen Sprache und Literatur 43, 500—516 unternommen und durchgeführt, und das Ergebnis lautet dahin, daß Mittelfranken die Heimat des Lieds ist. Wenn ich die Wörtchen dat und it und die Wörter helid und scarp als Wegweiser gefunden hatte, so führte mich nunmehr fast jede Halbzeile nach Mittelfranken.

Freilich in das Mittelfranken des 8. Jahrhunderts, für das uns weitere Sprachquellen fehlen. In dieser Zeit machte Mittelfranken eine große Wandlung durch, indem es teilweise die hochdeutsche Lautstufe annahm. Die Zeitfolge dieses Lautwandels können wir nicht zahlenmäßig berechnen, und Nachzügler der älteren Lautstufe findet man noch im 9./10. Jahrhundert in Mittelfranken. Aber unser altes Lied steht zum größten Teil auf der verschiebungslosen Lautstufe, in die nur einige wenige Spuren der neuen hochdeutschen Lautgesetze hineingreifen.

Mittelfranken war im 8. Jahrhundert noch nicht zu den scharfen Ausprägungen von Moselfränkisch und Ripuarisch gelangt. Solange die unverschobenen Konsonanten „k, t, p“ noch herrschten, war auch der Unterschied gegen das spätere Niederfränkisch noch nicht scharf ausgeprägt. So wird manches Fragwürdige in der Sprachgestalt des Liedes übrigbleiben, über die vielleicht die kommenden Jahre Licht bringen. Der weiteren Forschung bleibt noch Raum genug übrig. Eine strenge Einheitlichkeit in Lauten und Formen und Worten darf niemand in einem kleinen Gedicht erwarten, von dem nicht ganz 70 Verse auf uns gekommen sind. Und eine Einheitlichkeit der Sprache muß man nicht unbedingt den fahrenden Sängern zutrauen, die nicht an die Scholle gebunden waren. Der Dichter konnte Einzelzüge allen Gebieten der Rheinlande entnehmen, in denen er seine Sangeskunst übte. Aus seinem Munde hören wir ein paar Wörter und Wortformen, die wir eher für niederfränkisch halten möchten. Andere Züge würde man lieber nach Ripuarien verlegen. Mundartliche Sprachmischungen, wie sie Homers Dichtersprache aufweist, haben wohl überall geherrscht, wo es Spielleute gegeben hat, deren Lieder sich nicht in dem engen Bereich einer einzelnen Stadt bewegten. Auf den Flügeln des Gesanges konnte ein Harfner sein Hildebrandslied durch die damals noch ziemlich einheitlichen Rheinlande tragen, und der mündliche Vortrag erleichterte Umformung und Anpassung an die verschiedenen Teile der fränkischen Rheinlande. Ist es doch nur eine einzelne Liedgestalt, die wir besitzen; aber im Munde verschiedener Sänger konnte es auch verschiedene Variationen und Varianten haben. Was wir besitzen, ist ein Zufallsbesitz, und man weiß schon lange von Lücken und Umstellungen unserer Überlieferung. Sie beruht nicht auf dem besten Gedächtnis.

Scheint Trier die Heimat unserer Überlieferung zu sein, so mögen die ganzen Rheinlande ein Anrecht an den Sänger haben, der es durch alle Teile des Landes trug. Aber den Rheinlanden, als dem heimischen Grund und Boden wiedergegeben,

zeigt das Lied nun doch ein anderes Bild als bisher. Von der unerhörten Sprachmischung, die wir alle bisher in der Überlieferung gesehen haben, befreit, liegt es jetzt nicht länger in einer fragwürdigen Gestalt vor uns; wir besitzen nunmehr das Lied einheitlich und klar in seiner echten Heimatssprache wieder, wie sie ein Spielmann für seinen Dichterberuf mit Zügen aus Süden und Norden der Rheinlande gebrauchte. Unsere überlieferte Gestalt teilt mit anderen Sprachdenkmälern aus Altertum und Mittelalter das Mißgeschick, daß es nicht die Urgestalt ist, was wir besitzen. Es war nicht fürs Pergament und für die Schrift bestimmt, sondern für den Gesang des Harfners, der es aus dem Stoff der Heldensage geschaffen hat. Was wir besitzen, beruht auch nicht auf dem Diktat des Dichters, sondern auf dem Gedächtnis und zeigt Lücken, Einschiebsel und Umstellungen, die meist leicht zu erkennen und auch längst erkannt sind. Solches Mißgeschick, wie es wohl auch Homers Heldengesang mit dem angelsächsischen Beowulflied und den Gedichten der Edda erfahren hat, ist auch die Ursache, daß der Schluß unseres Liedes fehlt.

Und trotz alledem ist unser dichterisches Kleinod eine wahre Perle aus der Zeit Karls des Großen. Die Einfassung dieses Edelsteins ist an sich kostbar und wertvoll — der urdeutsche Stabreim, wie er sicher schon den Arminiusliedern angehörte, von denen Tacitus wußte.

Aber wie ehrwürdig und großartig der Inhalt und der Gehalt des Liedes, das uns in die Völkerwanderung versetzt! König Etzel, der Herr der Hunnen, erscheint im Hintergrund als Gönner und Freund des alten Helden. Im Hintergrund sehen wir auch Hildebrands großen König Theoderich in der Verbannung, und wir ziehen mit beiden nach der alten Heimat des östlichen Oberitaliens, dessen heimatlichen Boden sie 30 Jahre wegen Odoakers Verfolgung meiden mußten. Theoderich war Ende des Sommers 488 mit seinen Goten aus dem Gebiet der unteren Donau aufgebrochen, um Italien zu erobern. August 489 stieß sein Heer bei Görz am Isonzo mit Odoakers Heer zusammen. Unser Lied führt uns wohl in die Zeit kurz vor der großen Entscheidungsschlacht. Zwei Heerführer mit Kriegshaufen scheinen auf beiden Seiten die Vorhut zu bilden, und es muß zum Treffen kommen. Aber dieses Treffen besteht zunächst in einer gegenseitigen Aussprache der beiden Heerführer, die zu einem Zweikampf führen muß. Der alte Heerführer Theoderichs entnimmt den Worten von Odoakers jugendlichem Heerführer die Gewißheit, daß dieser der eigene Sohn ist. Aber der ungestüme und tatendurstige Hadubrand wittert Falschheit und Verrat und drängt zum Zweikampf. Der Zweikampf beginnt — aber hier bricht das Lied ab, von dem 68 Langverse auf uns gekommen sind, während der Schluß vielleicht noch 10—20 Verse länger sein mochte.

Die Heldensage ist der Abglanz der deutschen Geschichte der Völkerwanderung. Es ist erstaunlich, daß unser Nibelungenlied um 1200 noch Etzels königlichen Bruder Bloedel kennt, der als der geschichtliche Bleda zwischen 433—435 an Attilas Seite geherrscht hat. Eine so unpolitische Gestalt wie der junge Giselher, Gunters Bruder, ist geschichtlich. Derartige Züge leben in der Volkssage durch sieben Jahrhunderte, bis sie erst das Nibelungenlied literarisch festlegt, obwohl es geschichtliche Persönlichkeiten der Völkerwanderung waren. Unser Hildebrandslied verlegt den sagenberühmten Zweikampf zwischen Vater und Sohn in den Sommer 489, und etwa drei Jahrhunderte später bringt das Heldenlied das Ereignis auf die Nachwelt. Beim Nibe-

lungenlied liegen sieben Jahrhunderte, hier drei Jahrhunderte zwischen dem geschichtlichen Ereignis und der liedmäßigen Festlegung. Wieviel mehr Geschichtlichkeit müssen wir also im Hildebrandslied erwarten als im Nibelungenlied! Und in der Tat ist unser altes Heldenlied der Geschichtlichkeit näher geblieben, wenn es noch Odoaker als Theoderichs Gegner kennt, während im 13. Jahrhundert der Gotenkönig Ermanarich als Theoderichs Gegner an Stelle von Odoaker getreten ist. Wir sind jetzt nicht mehr in der Lage, den Zweikampf von Vater und Sohn geschichtlich zu ergründen oder gar zu erweisen. Aber mindestens gibt der große geschichtliche Hintergrund — Theoderichs Einmarsch in Istrien — unserem Liede die Weihe des deutschen Altertums.

Aber noch wunderbarer ist die Kunst des Volkssängers, der dem alten erbtümlichen Stoff für uns Deutsche eine ewige Form gegeben hat. Wie hat er es verstanden, die kurze Viertelstunde, die er uns vor die Seele führt, mit Heldenleben und Völkerschicksalen durch eine ganze Reihe von Jahrzehnten auszufüllen. Da sehen wir Hildebrand als Heerführer; er steht im 7. Jahrzehnt seines Lebens, er ist ein jüngerer Zeitgenosse Etzel-Attilas. Vieler Menschen Länder und viele Fürsten und Städte hat er gesehen, und an weltbewegenden Schlachten und Siegen war er beteiligt. Weltkenntnis und Lebenserfahrung heben die alte Heldengestalt. Seine Sicherheit und Ruhe im Auftreten kennzeichnet eine sachliche Kargheit an Worten. Dieser große Held hat alle Fährnisse des Lebens siegreich bestanden, und jetzt kommt er als Greis in die Schicksalsstunde, in der er den eigenen Sohn und zugleich sein Geschlecht und damit sich selbst vernichtet.

Hadubrand ist ein Mann von vielleicht 35 Jahren. Tatendurst und ungestüme Tatkraft treiben ihn in den Zweikampf, der ihm Sieg verspricht. Er fühlt in sich die angestammte Heldenart, die sein Volk dem totgeglaubten Vater nachsagt. Hildebrands Geist erfüllt ihn ganz in dieser Schicksalsstunde, in der er gegen den totgeglaubten Vater Wehr und Waffen erhebt. Aber dieser Geist, der den Sohn für den Vater beseelt, macht sich Luft in einer von Stolz und Bewunderung für den Vater schwärmenden Schilderung des vor uns stehenden alten Helden, der jetzt sein Wesen und Leben aus dem Munde des ebenbürtigen Sohnes hören muß. Vergangenheit und Gegenwart offenbaren in Vater und Sohn Heldengröße, die vom Schicksal zur Selbstvernichtung getrieben wird: das berühmte Geschlecht der Wülfinge wird bald nicht mehr sein!

So ist die Kunst des Dichters noch größer als die knappen Tatsachen der Heldensage. Andere Sänger hatten unserem Harfner vorgearbeitet. Er hatte andere Heldenlieder in seiner Jugend gehört, die von Hildebrands und Hadubrands Zweikampf sangen und sagten. Aber nur seinem Lied war es beschieden, auf die Nachwelt zu kommen. Doch wie fand es den Weg in Triers Kloster? Wir werden das nie wissen können. Aber indem wir Fulda als Heimat des Liedes aufgeben und nach dem moselfränkischen Trier gezogen sind, drängt sich uns doch ein Verdacht auf. Gehört das Lied vielleicht in den Bereich der Sammlungen von Heldenliedern, zu denen Karl der Große die Anregung gegeben hat? War es vielleicht gar in dem Gesichtskreis des großen Frankenkönigs, und hat einst der Sänger des Liedes es in Aachen vorgetragen? Unsere Wünsche, daß dem so sei, können wir zum Glauben daran steigern. Vorsichtige Beweisführung in dieser Richtung ist unmöglich. Aber auch ohne solchen Glauben ist das altehrwürdige Heldenlied unser kostbarstes Erbe aus dem Ende des 8. Jahrhunderts.

Lenz' „Soldaten" und Lessings „Minna von Barnhelm".

Von **Richard Groeper** in Frankfurt a. O.

Der diametrale Gegensatz zwischen Lessings und Lenz' Kriegskomödien wirkt um so verblüffender, als beide Werke nicht bloß die Erschütterung Europas durch den Preußenkönig zum Hintergrunde haben, sondern auch unmittelbarer Ausfluß militärischer Eindrücke sind. Denn was Lessing im Waffen- und Heerlager Breslau als Sekretär Tauentziens vom Soldatentum so ansprach, das war auch die Welt, die Lenz als Begleiter der beiden jungen Kurländer von Kleist in Straßburg aufgehen mußte, wo die Brüder im französischen Heer den Waffendienst kennen lernen sollten. Indessen kann man, von allem Persönlichen abgesehen, Breslau und Straßburg, Osten und Westen, nicht einfach gleichsetzen, noch weniger Preußen und Frankreich. Hier öffnet sich die Kluft. Lenz wirft seinen Pfeffer nicht gegen die deutschen Offiziere; die Handlung spielt nach der ersten Fassung in der französischen Festung Straßburg, nach der zweiten in Französisch-Flandern. Auch spottet der Feldprediger über die Armee, bei der Offizieren und Mannschaften die schönen Mädchen vor Augen stehen. Immerhin mag zur Verlegung des Schauplatzes auf französischen Boden eine gewisse Rücksicht auf die deutsche Öffentlichkeit beigetragen haben. Der Dichter wollte sogar den verfänglichen ursprünglichen Titel „Komödie" ungeändert sehen und sich die Tarnkappe des Anonymus anlegen: „Ein Schauspiel von Steenkerk aus Amsterdam." Leisetreterisch verwahrte er sich dementsprechend gegen Verallgemeinerungen seiner Schilderungen. In einem Brief während der Zeit des Druckes heißt es: „Es (das Schauspiel) könnte ... den Schaden haben, daß ein ganzer Stand, der mir ehrwürdig ist, dadurch ein gewisses Lächerliche, das nur den verdorbenen Sitten einiger Individuen desselben zugedacht war, auf sich bezöge." Entscheidend war auch, daß Lenz' gutes Verhältnis mit den beiden Kleists damals in die Brüche ging. Es ist nicht ausgeschlossen, daß sich Lenz, als er nach Aufgabe der Stellung sehr bald in Schulden geriet, mit der grellen Beleuchtung gewissenloser Schurken unter den Offizieren an seinen bisherigen Brotgebern rächen wollte. Damit ist der entscheidende Unterschied gegenüber Lessing berührt, er liegt in Wesen und Entwicklung des Dichters tief begründet.

Lessings ganze Art trägt unverkennbar deutschen Stempel. Er gehört zu den gedrungenen Obersachsen mit dem breiten Luthergesicht; die Lausitz ist guter Boden deutscher Geisteskultur, hier entwickelt sich Lessings kritische Veranlagung, restlose Wahrheitsliebe, kühle Verstandeskraft und freudige Kampfbereitschaft. Das alles zusammengenommen mit seiner wanderlustigen Unruhe und seinem tätigen Schaffensdrang sind Zeichen deutschen Charakters, vielseitigen deutschen Geistes. Durch harte Arbeit, unermüdliche Selbstzucht, bittere Not, schale Entbehrung, einsame Verlassenheit verkörpert er in seiner Entwicklung die Geschichte seines deutschen Volkes.

So einfach und gerade kommt die deutsche Gesinnung eines Lenz nicht zur Entfaltung. Durch Lenz' Wesen geht ein Bruch, nicht insofern er Gemütswallungen zeigt, die einen Wahnsinnsausbruch vermuten lassen, sondern einfach in seiner nationalen Bestimmtheit. Goethe sieht an Lenz zu einer Zeit, wo Rassenprobleme kein rechtes Interesse hervorrufen, deutliche deutsche Züge. Aber er übersieht dabei

Die Philosophie des Steinklopferhanns.

(L. Anzengruber und seine Beziehungen zur Philosophie L. Feuerbachs.)

Von **Otto Rommel** in Wien.

Das Denkmal, das L. Anzengruber in nächster Nähe des Deutschen Volkstheaters, der Stätte seiner letzten theatralischen Triumphe und Hoffnungen, 1905 errichtet wurde, stellt den Dichter auf einem Spaziergange dar. Anzengruber blickt mit verstehendem Erbarmen auf die ausgemergelte Gestalt des Steinklopferhanns herab; dieser, eine wahre Leidensgestalt „aus dem Volke", sitzt auf einem Steinhaufen, der Hammer ist ihm entfallen, in tiefem, selbstvergessenem Jammer starrt der Unglückselige vor sich hin.

Dieses Werk gibt das Wesen des Dichters zwar gewiß nicht falsch — A. war von lebendigstem sozialen Empfinden beseelt und hat tatsächlich „Leidensgestalten aus dem Volke" geschaffen —, aber doch nicht erschöpfend wieder. Die Jammergestalt des Steinklopferhanns, die in Scherpes Bildwerk die Seele des Beschauers ergreift und erschüttert, wird der Leser in den „Kreuzelschreibern", für die sie geschaffen wurde, vergebens suchen. „Juhuhu! Da geht's lustig 'aber!" so führt der Steinklopferhanns sich ein; als „lustiger Teufel" und „Radelsführer" wird der 'Manbua' von den übermütigen Burschen jubelnd begrüßt. „Lustig, Gelbhofbauer! Mit 'm Traurigsein richt' mer nix! Die Welt is a lustige Welt! (Geheimnisvoll.) Ich weiß's, daß's a lustige Welt is!" Als lustiger Teufel, als Tröster und Mahner zur Weltfreude, Kämpfer gegen jede Art von Weltverfinsterung erscheint er auch in seinen Märchen.[1])

Die Mahnung zur Weltfreude spricht den zentralen Gedanken A.s aus. Es kann einem freilich recht elend gehen auf dieser lustigen Welt, die zugleich eine „buklete Welt" ist, so elend, wie es dem Steinklopferhanns einst erging, bevor er seine „extraige Offenbarung" hatte, oder dem armen Dorfschulmeister zu St. Jakob in der Einöd', der aber doch „die Erde nicht recht als Prüfungsort will gelten lassen und glaubt, die Menschen werden doch einmal ein Paradies draus machen".[2]) In den „Kreuzelschreibern", im „G'wissenswurm", im „Doppelselbstmord" jubelt diese Weltfreude, der Dichter verteidigt sie gegen alle Finsterlinge und Dusterer. Nicht um liberal und klerikal handelt es sich bei A., sondern um Weltfreude und Weltverdüsterung. Damit wächst aber die Bedeutung A.s weit hinaus über die Niederungen der Tendenz in die reinen Höhen, wo Weltanschauungen werden. Es ist ein zu wenig beachteter charakteristischer Zug, daß in den „Kreuzelschreibern" gerade der Steinklopferhanns seine „drei Kreuzel" verweigert, also die Mitarbeit an einem Tendenzwerk als zwecklos versagt. „Hast du bisher 's ganze Pfund 'glaubt, werd'n dich die paar Lot Zuwag' a nit umbringen!" Ihm wie seinem Schöpfer geht es um das Ganze, nicht um ein Stück, um das Wesen der Krankheit, nicht um ein Symptom, kurz, um eine gründliche Umgestaltung des ganzen Lebens, die man nicht durch Kompromißadressen im Wirtshaus durchsetzt.

1) „L. Anzengrubers Gesammelte Werke", herausg. von A. Bettelheim, 3. Aufl., Stuttgart 1897, Cotta, V. S. 101ff.: „Die Märchen des Steinklopferhanns".

2) „Pfarrer von Kirchfeld", Werke VI. S. 41.

Es wäre aber ein arger Irrtum, in A. einen Vertreter harmloser Lustigkeit zu sehen, einen Verkünder jenes Optimismus, den Schopenhauer ruchlos nannte. Das Leben hat es mit A. nicht gut gemeint; und wer es kennt, wird sich nicht wundern, daß der Hintergrund, von dem sich sein Weltbild abhebt, grau in grau gemalt ist. „Man hat nicht viel Gutes in der Welt," sagt das Landkind Brigitta Leipold („Die Kameradin"), um wahllos ein Beispiel herauszugreifen, und der Stadtherr stimmt zu wie ein Chorus: „Nein, man hat nicht viel Gutes in der Welt!" Von resignierter Trauer bis zu dem Zornruf vom „säuischen" Durcheinander dieser Welt steigert sich die Klage über das Elend und die Sinnlosigkeit des Weltlaufes. Hier genüge es, an die philosophischen Märchen „Teufelsträume" (1873) und „Jaggernaut" (1880) zu erinnern. Es gehört wahrhaftig eine „extraige Offenbarung" dazu, um diese Welt lustig zu finden. „Die Welt is a lustig Welt!" vertraut der Steinklopferhanns dem Gelbhofbauer an, „ich weiß's, daß's a lustige Welt is! Freilich, ös wißt's nit, eng is noch aus 'm großen Buch vorg'lesen word'n, da hab' ich schon mein' extraige Offenbarung g'habt!"

Wie ihm diese Offenbarung geworden, schildert der Steinklopferhanns in einer berühmten Szene.[1]) Als Gemeindekind übel herumgestoßen, durch einen Unfall verkrüppelt, zu nichts gut als zum „Steinerschlagen", bleibt er in schwerer Krankheit in seinem hochgelegenen Steinbruch völlig verlassen. Da schleppt er sich auf eine Waldwiese, um wenigstens im Freien zu sterben. Im Anblick des tiefen Naturfriedens kommt tiefer Friede auch über ihn. Er fällt in einen todähnlichen Schlaf, und als er erwacht, fühlt er sich genesen, es kommt über ihn, „wie wann eins zum andern redt: 'Es kann dir nix g'schehn. Selbst die größte Marter zählt nimmer, wann's vorbei is! Ob d' jetzt gleich sechs Schuh tief da unterm Rasen liegest oder ob d' das vor dir noch vieltausendmal siehst — es kann dir nix g'schehn. — Du g'hörst zu dem all'n, und dös all' g'hört zu dir! Es kann dir nix g'schehn!' Und dös war so lustig, daß ich's all andern rund herum zug'jauchzt hab': es kann dir nix g'schehn! Juhuhu! — Da war ich 's erstmal lustig und bin's a seither blieb'n und möcht', 's sollt' kein andrer traurig sein und mir mein' lustig Welt verderb'n! — No, lustig, lustig, Gelbhofbauer, es kann dir nix g'schehn!" Der Gelbhofbauer antwortet „derb, um zu verbergen, daß er ergriffen" ist: „Du Sakra du! Ja, was bist denn du nachher? Du bist ja kein Christ und kein Heid' und kein Türk'?! No, du brauchst halt kein' Predigt über d' Nächstenlieb'!"

Dieses Bekenntnis klingt auf das erste Hören pantheistisch, und A. Bettelheim, der verdienstvolle Biograph A.s, hat auch ein Vorbild dafür ausfindig gemacht: Lucians „pantheistische Lebensbeichte" in Auerbachs „Lucifer". Die Parallele ist verlockend. Lucian ist ein aufgeklärter Bauer, der am Bibelglauben irre wird. Wie der Steinklopferhanns dem Gelbhofbauer, so erzählt Lucian seinem Freunde Wendel von seinen Seelenkämpfen. Am Hexenglauben hat er zuerst zu zweifeln begonnen. Über die Offenbarung grübelnd, hat er sich einmal in strömendem Regen in eine Hütte in einem Steinbruch — sogar dieses Detail stimmt — geschleppt und in dem Gefühle, durch seine Zweifel von den Seinen geschieden zu sein, Gott um ein Zeichen angefleht, damit er wisse, ob er auf dem rechten Wege sei. Aber es kam kein Zeichen und „wie ein Blitz" ging ihm die Erkenntnis auf, es sei noch alter Aberglaube von

1) Werke VI. 276 ff.

ihm, daß er eine besondere Offenbarung verlange. Nun bricht auch der Glaube an Teufel und Engel in ihm zusammen, dann der Glaube an die Bibel, das „große Buch", überhaupt. „Und jetzt wird mir's auf einmal, wie wenn ich in lauter Seligkeit schwimmen tät: 'Du willst rechtschaffen sein!' hab' ich laut vor mich gesagt ... jetzt hab' ich's deutlich gespürt: ja, ich bin auf dem rechten Weg ... Ich kann dir nicht sagen, wie mir's war, aber so, wie wenn mich unser Herrgott selber geküßt hätt', und ich bin aufgesprungen und hätt' gern die ganze Welt glücklich gemacht."[1])

Es wird sich kaum bestreiten lassen, daß Bettelheims Vermutung richtig ist; die künstlerische Anregung zum Bekenntnis des Steinklopferhanns dürfte von dieser Stelle ausgegangen sein, wie, ebenfalls nach Bettelheims Beobachtung, das Bekenntnis des Einsam' auf das Bekenntnis des Naz in Auerbachs „Ivo der Hajrle", das „Sündkind" auf Motive derselben Novelle zurückgehen. Anders stellt sich aber die Sache, wenn wir, wie hier nötig, den philosophischen Gehalt beider Bekenntnisse gegeneinander abwägen. Die Gestalt des Lucian ist von Auerbach außerordentlich kühn konzipiert worden. Er verwirft die Bibel und den Wunderglauben.[2]) „Laß mich unkeit (unbehelligt) mit eurem Glauben, ganz weg muß er!"[3]) Er lehnt die Aufforderung des Pfarrers Röllenkopf, eines gemaßregelten Priesters von der Geistesart des „Pfarrers von Kirchfeld", ihm bei der Gründung einer freien Gemeinde zu helfen, ab; weil er nicht an Gottes Wort glaube und keine Kirche brauche[4]); darin konsequenter als sein Schöpfer, der auf Ronges Bestrebungen große Hoffnungen setzte.[5]) Die Ahne freilich erhofft sich eine Besserung von Laienpredigern.[6]) Seine Ethik ist bei energischer Ablehnung egoistischer[7]) und noch engerer[8]) Folgerungen unabhängig.[9]) Kurz, er geht so weit, daß der Leser überrascht ist und es als verblüffende Folgewidrigkeit empfindet, wenn er gegenüber dem atheistischen Oberamtmann den Glauben an Gott und „seine väterliche Fürsorge" verteidigt. „O lieber Mann, Sie sind ein guter Mann! Wenn ich's nur machen könnt', daß Sie mit mir glauben, wie eine väterliche Hand, die wir nicht sehen, uns führt."[10]) Der Dichter teilt eigentlich durchaus den deistischen Standpunkt seines Helden Lucian und leiht Lucian nach der Unterredung die Empfindung, daß er dem Oberamtmann, „der doch ein so hochstudierter und angesehener Mann war, einen heiligen Funken ins Herz gelegt habe".[11]) Neben Sätzen, die absolute Verwerfung der Offenbarung ausdrücken, lesen wir Aussprüche, die einen auswählenden Standpunkt der Heiligen Schrift gegenüber vertreten: „Es ist doch viel Schönes in der Bibel, aber auch viel anderes."[12]) „Gott ist die Liebe! Das nehm' ich 'raus und das andere verbrenn' ich."[13]) Dazu paßt, daß Lucian auch in den ärgsten Zweifeln immer das Bedürfnis und die Seligkeit des Gebetes kennt.[14]) Freilich nimmt er Anstoß an der Bestimmung: „Der du bist im Himmel." — „Gott im Himmel? Das ist ein Wort: 'im Himmel'! Gott ist überall."[15]) Er lehnt den Glauben an die Hölle ab[16]), nicht aber den an ein Fortleben nach dem Tode, wenn er sich auch das „ewige Leben" nicht vorstellen könne.[17]) Lucian

1) Berthold Auerbach, „Schwarzwälder Dorfgeschichten", Cotta 1861, III. 256f.
2) a. a. O. 275. 3) a. a. O. 277f. 4) a. a. O. 301f.
5) A. Bettelheim, „Berthold Auerbach", Stuttgart 1907, Cotta S. 172. 188.
6) a. a. O. 329. 7) a. a. O. 355. 8) a. a. O. 335, a. a. O. 329, a. a. O. 355.
9) a. a. O. 250f., 355 u. a. a. O. 10) a. a. O. 356. 11) a. a. O. 359.
12) a. a. O. 315. 13) a. a. O. 276. 14) a. a. O. 286, 299. 15) a. a. O. 286
16) a. a. O. 259, 356. 17) a. a. O. 356.

ist also ein jenseitsgläubiger Deist, der sich das Recht rationalistischer Kritik am positiven Dogmenglauben nicht nehmen lassen will. Es darf nicht verwundern, daß er für Benjamin Franklin „das Dutzend Evangelisten und die großen und kleinen Propheten dreingibt".[1])

Dieser Deismus Auerbachs und seines getreuen Spiegelbildes Lucian zeigt bisweilen pantheistische Färbung. Es ist noch nicht Pantheismus, wenn Lucian den himmlischen Wohnsitz Gottes leugnet, sondern nur abstrahierender Deismus. Aber Auerbach und seine Gestalt kennen die Stimmung seligen Versinkens im All, das Gefühl des Befreitseins vom Leide auf sich beschränkten Daseins. „Wie wohlig lauscht sich's allvergessen in stiller Sommernacht dem ewigen Wogen des Waldes."[2]) Sein unruhig reflektierender Geist hatte metaphysische Bedürfnisse[3]) und ersehnte die Entrückung in die Allvergessenheit, welche Sehnsucht die psychologische Wurzel pantheistischen Naturempfindens ist. Daher ist ihm das Gebet, nicht als Versuch, Gott zu beeinflussen, sondern als wortlose Unterordnung unter eine überweltliche Macht unentbehrlich[4]); daher das Bedürfnis, sich zum Opfer zu bringen: „Das Blut könnte ich teilen mit meinen Nebenmenschen!"[5]) Und ganz folgerichtig wird dem erlösungsbedürftigen, das Aufgehen im All ersehnenden Metaphysiker die Behauptung des eigenen Sonderwesens zum Problem. Den Höhepunkt in Lucians philosophischer Entwicklung bildet die Erkenntnis, die er angesichts einer mit pantheistischer Empfindung geschilderten Abendlandschaft ausspricht in den „wundersamen" Worten: „Du bist ein Mensch, du schweifest hin über diese Welt voll Blumen und Tiere, und du hast alles und du hast mehr, du hast dich selbst. Was ist mir geworden aus all meinem Kampfe? Ich hab's errungen, ich bin der, der ich bin, kein fremdes Wesen mehr, das die Gedanken anderer Menschen hat, frei, treu und wahr in mir. Jetzt kann ich getrost hinziehen über diese Welt. Ich bin, der ich bin!"[6])

Es gäbe ein falsches Bild von Auerbach, bräche die Darstellung hier ab. Wie sein ganzes Wesen geistreich schillerte in tausenderlei Interessen und Ideenverbindungen, so lassen sich aus derselben Novelle eine ganze Reihe gelegentlich hingeworfener Sätze ausheben, die mit der oben geschilderten Grundverfassung seines Wesens nicht zusammenhängen, oft ihr widersprechen. Manchen von ihnen werden wir in A.s Weltbilde begegnen. Während sie dort aber fest verankert sind in einer ganz geschlossenen, großartigen Weltauffassung, wirken sie bei Auerbach als eingesetzte Brillanten. Von A. könnte z. B. der Satz sein: „Nein, ich möcht' gar nichts anderes sein ... Guck, was anderes sein wollen, was man einmal nicht sein kann, ist grad, wie wenn man sich mit dem künftigen Leben abquält. Heut ist Trumpf ... jetzt bin ich da, und was ich bin, will ich recht sein!"[7]) A. könnte die Sittlichkeit so aus dem Glückseligkeitstriebe der Menschen begründet haben wie der atheistische Oberamtmann[8]) oder aus der Tatsache der Zusammengehörigkeit der Menschen wie Lucian.[9]) Wir werden bei Feuerbach und A. nicht nur den Gedanken, sondern auch das

1) a. a. O. 378. 2) a. a. O. 316.

3) a. a. O. 357: „Ja, den beiden Männern kam es selber vor, als wären sie außerhalb dieser Welt in ein Jenseits entrückt."

4) a. a. O. 286, 299. 5) a. a. O. 356. 6) a. a. O. 361. 7) a. a. O. 259.

8) „Wenn ich einem Menschen Gutes erzeige, so tue ich an mir selbst fast noch mehr Gutes als an dem, der die Wohltat empfängt", a. a. O. 355.

9) „Du triffst überall Menschen, halt dich zum Nachbar!"

Bild wiederfinden, mit dem Lucian des freigesinnten Predigers Rollenkopf Ansinnen, einen geläuterten Glauben der hilflosen Leidenden und Kranken wegen nicht zu verwerfen, zurückweist: „Arzenei aus der Apotheke ist keine Kost für Gesunde."[1]) Es ist schließlich aus dem Herzen A.s gesprochen, wenn Lucian sich die Bitterkeit gegen die Dorfgenossen mit der Mahnung verbietet, man dürfe den Menschen nicht bös sein, weil ihre Vormünder, die Pfarrer und Beamten, sie verzogen haben und noch verziehen.[2])

Doch nicht Einzelheiten entscheiden, sondern das Grundsätzliche. Und grundsätzlich unterscheidet sich A.s — „Pantheismus" wollen wir vorläufig noch sagen — von dem Pantheismus des Deisten Auerbach und jedem echten Pantheismus durch das Fehlen jeder Mystik. A. war, wie gleich deutlich werden soll, ohne überweltliche Bedürfnisse, ja, er sah in den metaphysischen Bedürfnissen den Urquell allen Übels und betrachtete es als seine Mission, an ihrer Ausrottung mitzuarbeiten, wie er in den beiden Vorreden zu den „Dorfgängen" auseinandergesetzt hat. Mittelpunkt und Problem seines Denkens war ihm nicht Gott — den Glauben an Gott und Vorsehung, der für den Dichter der Novelle „Lucifer" noch der Weisheit letzter Schluß war, hat er schon als Einundzwanzigjähriger gänzlich überwunden[3]), und ein Aufgehen in der Natur hat der Selbstsichere nie ersehnt —, sondern nur der Mensch, nicht der einzelne, das beschränkte Individuum, sondern die Gattung mit ihrer unvorhersehbaren Entwicklungsfähigkeit: homo homini deus. Nicht zu Auerbach und Spinoza gehört A., sondern zu L. Feuerbach. Daß man von diesem ethischen Inhalt, von der offen oder versteckter liegenden Tendenz seiner Arbeiten wenig Notiz nahm, hat ihn gekränkt, wie er sich gegenüber J. Duboc, dem Freunde Feuerbachs, dessen „gehaltvolle Schrift über den ethischen Gehalt des Atheismus" er schätzte[4]), beklagte.

Wie das Leben überhaupt, sah A. auch die Natur illusionslos. Es muß einer besonderen Untersuchung über A.s Naturgefühl und Naturschilderung vorbehalten bleiben, das im einzelnen zu zeigen. Hier genüge es, darauf hinzuweisen, daß seine Landschaften meist dürftig und reizlos sind. Die Friedensstimmung in der Schilderung des Steinklopferhanns steht nahezu vereinzelt da, nur ein ähnliches Erlebnis des Wurzelsepp ist ihr zu vergleichen. Der Versenkung in eine Naturstimmung war A. nicht fähig. Ein Brief an Rosegger, in welchem er sich gegen den Vorwurf mangelnden Naturgefühls verteidigt, macht den Mangel deutlich: „Ihre Stimmung bei einsamen Waldwanderungen ist mir übrigens nicht fremd. Wenn ich mir einmal vorspiegeln will, diese Welt wäre vielleicht die beste, dann gehe ich auch in den Wald, aber allein, es ist das sehr stärkend und kräftigend, man wird in dem weiten, wohlhauchigen Grün zu einem frohbegnügten Geschöpfe, ohne Wünsche,

1) a. a. O. 381. 2) a. a. O. 310.

3) Brief vom 25. II. 1861 („Briefe von L. Anzengruber", herausg. von A. Bettelheim, Stuttgart 1902, Cotta); schon in der Geschichte „Tod und Teufel" (Briefe II. S. 317) zählt er sich zu der „lästerlichen Sekte, die gar nichts glaubt".

4) Brief vom 21. XI. 1876; gemeint ist J. Dubocs „Das Leben ohne Gott. Untersuchungen über den ethischen Gehalt des Atheismus". Hamburg 1875. Von äußeren Beweisen dafür, daß A. Feuerbach kannte, sei hier nur auf A.s innige Freundschaft mit Prof. Bolin aus Helsingfors verwiesen, der wie Duboc zu den Intimen des Feuerbachschen Kreises gehörte.

gleichsam nichts als **ein Paar freudige Augen**, die in die wundersame Waldwelt auslugen, aber man muß mit dieser Stimmung haushalten."[1]) Diesem klaren Kopfe war Naturmystik fremd. Er war auch nicht oft geneigt, sich vorzuspiegeln, daß diese Welt die beste sei: „Friede rings! Nur der Kranke hört schärfer, er hört das Knirschen der Freßzangen des Gewürmes, er hört die Blätter abgenagt fallen, und er hat das Gefühl, als ob sie leise auf seine Bettdecke sänken, er hört die Maden im Holze, und von dem schönen Stamme verbleibt nichts als Gerispel, Staub und faule Späne, er hört das Uhrwerk des Vergehens der Natur ... Ein großes Sterben, heute mir und morgen dir!"[2]) Man vergleiche damit Auerbach: „Wie war hier alles friedsam. Baum und Gras wußten nichts von den Kämpfen des Menschen; das wuchs still fort im brütenden Sonnenschein ... Die Bienen summten so emsig von Blume zu Blume. Wer weiß, was es zur Entwicklung der Blume beiträgt, daß die Biene den Honig aus ihr aufsaugt, wie manche Triebkraft dadurch gelöst wird."[3]) A. ist weit von solchem optimistischen Pantheismus entfernt, aber ebensoweit von einseitigem Pessimismus. „Der Kranke", heißt es in der oben zitierten Novelle weiter, „sehnt sich nach dem Auge des Gesunden, dem die ganze Natur gesund erscheint, nach dem Ohr des Gesunden, dem ein fröhliches Rauschen durch die ganze Natur geht, wie in einem Werkhause, wo fort und fort die Maschinen rastlos schaffen." A. hütete sich vor Naturvergötterung nach oder in Übereinstimmung mit dem Rate Feuerbachs. „So gut ich ein menschliches Individuum **verehren** und lieben kann, ohne es deswegen zu vergöttern, ohne selbst deswegen seine Fehler und Mängel zu übersehen, ebensogut kann ich auch die Natur als das Wesen, ohne welches ich nichts bin, anerkennen, ohne deswegen ihren Mangel an Herz, Verstand und Bewußtsein, die sie erst im Menschen bekommt, zu vergessen, ohne in den Fehler der Naturreligion und des **philosophischen Pantheismus** zu verfallen, die Natur als einen Gott zu **verehren** ... Der Pantheismus macht **zuviel** aus der Natur."[4]) Der reife Mensch soll die Natur „nicht mit den Augen religiöser Kinder, sondern mit den Augen der erwachsenen, selbstbewußten Menschen", um A.sche Worte zu gebrauchen: mit „hellen Menschenaugen, die beim Schauen auch denken, betrachten".[5]) Diesem Gebote entspricht A., wenn er sich über einen Partezettel lustig macht, in dem der Biograph Konrad Deublers ihm „das Ableben seines Töchterchens mitteilt und dasselbe zur Allmutter Natur zurückkehren" läßt. „Ja wer ist denn diese Allmutter? Das ist ja wieder so 'ne Allmutter-Vermummerei! ... Wie tief wir noch in Phrasen drinstecken und in Personifikationen von Zuständen, Undingen usw., die wir immer noch frei leibhaftig sich aufspielen und uns von ihnen mitspielen lassen."[6])

Wir dürfen nach diesen Zeugnissen, die ich nur aus Raummangel nicht vermehre, das Naturempfinden des Steinklopferhanns doch wohl nicht als pantheistisch

1) Brief vom 28. V. 1884.

2) „Verderbtes Leben" („Allerhand Humore", 1883, S. 3ff.).

3) a. a. O. 273.

4) Feuerbach, „Sämtliche Werke", 8. S. 47 („Vorlesungen über das Wesen der Religion"). — Die römischen Bandziffern zitieren Feuerbach nach der von Wilhelm Bolin, dem Freunde Anzengrubers, und Friedrich Jodl herausg. Gesamtausgabe (Stuttgart 1903ff., Frommann), die arabischen Bandziffern die noch von Feuerbach selbst redigierte Gesamtausgabe (Leipzig 1846ff., Otto Wigand).

5) „Tod und Teufel" (Briefe II. 333). 6) An Bolin 19. VIII. 1886.

auffassen. Feuerbach[1]) hat in den Anfangskapiteln der „Reden über das Wesen der Religion" ausgeführt, daß er in seinem Buche „Das Wesen des Christentums" eigentlich nur die eine Wurzel des religiösen Empfindens, die Lehre: homo homini deus bloßgelegt habe, die zweite Wurzel sieht er in dem Gefühle der Abhängigkeit von der Natur. Feuerbach selbst hebt die Übereinstimmung mit Schleiermacher hervor, betont aber energisch: „Mein Abhängigkeitsgefühl ist kein theologisches, schleiermacherisches, nebelhaftes, unbestimmtes, abstraktes Gefühl. Mein Abhängigkeitsgefühl ist nur der sich abhängig fühlende, abhängig sehende, kurz, nach allen Seiten abhängig wissende Mensch."[2]) Feuerbach trennte den Menschen nicht von der Natur und setzte ihn nicht in Gegensatz zu ihr, denn „wie der Mensch zum Wesen der Natur — das gilt gegen den gemeinen Materialismus —, so gehört auch die Natur zum Wesen des Menschen — das gilt gegen den subjektiven Idealismus. Nur durch die Verbindung des Menschen mit der Natur können wir den supranaturalistischen Egoismus (des Christentums) überwinden."[3]) „Die Natur bedarf des Menschen wie der Mensch der Natur."[4]) Genau so ist es mit A.s Naturgefühl bestellt. „Es kann dir nix geschehen," heißt also: Du hast nichts zu befürchten, was nicht natürliches Menschenlos wäre, und dieser Gedanke muß dich trösten, hinausheben über den Egoismus des Schmerzgefühls, der sein individuelles Leid als eine unerträgliche Ausnahme empfindet. Dieses scheint mir der Sinn der „extraigen Offenbarung" zu sein, die nicht „Allvergessenheit", mystische Entrücktheit, sondern das Gefühl der Zusammengehörigkeit von Mensch und Natur zur Einheit des Lebens und als praktische Konsequenz davon: die Befreiung von lebenhemmenden Angstgefühlen ausdrückt. Eine pantheistische Deutung dieser Stelle, die, wenn man die Stelle an und für sich nimmt, noch denkbar erscheinen könnte, wird ganz unmöglich, wenn man die Gesamtweltauffassung A.s betrachtet, wie sie sich in seinen Werken kundtut. Nicht Pantheismus, sondern relativistischer Positivismus ist A.s wie Feuerbachs Naturauffassung. Ich verweise auf das besonders charakteristische Gedicht „Der Weise"[5]), das zu seinen ältesten gehört und die Frage „Was ist das Leben?" im Sinne dieser Weltauffassung beantwortet.

(Schluß folgt.)

1) Auch Feuerbach hat übrigens Offenbarung und vernünftige Weltanschauung, „Gotteswort und Leut'wort", ähnlich wie Anzengruber in den Reden des Steinklopferhanns, kontrastiert in dem Gedichte: „Gnaden- und Naturlicht" (Werke 3. S. 126).

„Blumen weckt das Naturlicht aus der erstarrten Erde,
Lieblichen Wonnegesang selbst aus der tierischen Brust;
In das reine Gefühl unendlicher Schönheit und Liebe
Hebt es den Menschen empor aus dem Gefängnis des Selbst
Und des unermeßlichen Weltalls herrliche Schätze
Leget es offen ihm dar, daß er sich drüber vergißt.
Aber das Licht der Theologie, das ist nur ein Nachtlicht,
Im Schlafkämmerlein bloß leuchtend dem feigen Patron,
Daß er sicherer ruht, und wenn sich ereignet ein Unfall,
Gleich zum Heile den Pfad findet zur Türe hinaus;
Darum bedient er sich auch desselben bei Nacht nur, am Tage
Braucht er wie unsereins stets nur das Licht der Natur."

2) Feuerbach, Werke 8. S. 55. 3) a. a. O. VI. S. 325f. (Wesen des Christentums).

4) Feuerbach VI. S. 333 (Wesen des Christentums).

5) Werke V. S. 302.

Die Fische in Sprache und Anschauung des Volkes.[1])

Von **Richard Kunze** in Plauen i. V.

„Die deutsche Naturkunde eine Hüterin unserer Sprache und Volkskunde." Von Jahr zu Jahr wurde es mir deutlicher, wie richtig diese Auffassung ist, und wie wertvoll es daher erscheint, daß der Naturkundige dem Sprachforscher die Hand reiche, damit dessen sprachliche oder volkskundliche Untersuchungen möglichst einträgliche und gesicherte Ergebnisse liefern können. Wie oft wäre altes deutsches Sprachgut durch den zerstörenden Einfluß der Zeit völlig vernichtet worden, wenn es nicht durch die Naturkunde gerettet worden wäre! Ein Beispiel für viele: das Zeitwort „erschrecken" zeigt jetzt nur noch die abgeblaßte Bedeutung „plötzlich in Furcht geraten"; ursprünglich hatte es den Sinn „vor Angst aufspringen, auffahren". Diese für uns verlorene Bedeutung von „erschrecken" im Sinne einer hastigen, springenden Bewegung ist noch auf das lebensvollste gewahrt in „Heuschreck" (daher auch Grashupfer, Heuhüpfer genannt). Und wie viele Äußerungen völkischen Denkens und Fühlens, die zu sammeln und so vor dem Untergange zu bewahren ein Hauptziel der wissenschaftlichen Volkskunde ist, beziehen sich auf das Leben und Weben der Natur! An den Namen eines Tieres oder einer Pflanze knüpft sich oft ein sinniges Zeugnis für die Gemütstiefe des Volkes, das sonst schwerlich bekannt geworden wäre. Auch hier will ich mich mit einem Beispiele begnügen, mit der Erklärung des Namens „Stiefmütterchen"[2]): „Dies ist so benannt wegen der eigentümlichen Verteilung seiner Blumenkronenblätter und Kelchblättchen. Da sitzt das eine der Blumenkronenblätter, das größte und farbenprächtigste, bequem und gespreizt auf zwei Kelchblättchen, die zwei ihm zunächst sitzenden haben jede ein Kelchblatt, während die beiden letzten insgesamt sich mit einem einzigen begnügen müssen. Just wie eine Stiefmutter — meint eine sinnige Naturbetrachtung —, welche ihre eigenen Töchter (die oberen zwei) den Stieftöchtern (die beiden unteren) im Hause vorzuziehen pflege. Sie selbst sitzt auf zwei Stühlen, ihre eigenen Töchter auf je einem, die fremden aber müssen beide mit einem fürliebnehmen. Selbst auf die Farben der betreffenden Blumenblätter (die Kleidung der Töchter) läßt sich der Vergleich ausdehnen."

So versprechen die einzelnen Zweige der Naturwissenschaften für sprachlich-volkskundliche Untersuchungen eine überaus reiche Ernte; ja, es würde die Leistungsfähigkeit des einzelnen übersteigen, wollte er die gewaltige Arbeit allein tragen. Er wäre außerstande, die Fülle des Stoffs zu bewältigen, selbst wenn er nur ein kleines, eng umgrenztes Gebiet bearbeiten wollte. Das habe ich an mir selbst gespürt, als ich vor einer Reihe von Jahren sprachliche und volkstümliche Zeugnisse für die deutsche Sternkunde[3]) und später für die deutsche Pilzkunde[4]) zu sammeln suchte. Namentlich bei der ersteren Arbeit merkte ich bald, was es da noch für ungehobene Schätze zu heben gilt, wie wir hier bisweilen sogar bis in die germanische Heidenzeit vorzudringen vermögen.

1) Vortrag, im Zweigverein Plauen des Allgemeinen Deutschen Sprachvereins gehalten.
2) Fr. Söhns, Unsere Pflanzen, ihre Namenserklärung usw. S. 42.
3) Beilage zur Münchner Allgemeinen Zeitung 1900, Nr. 181 Sp. 1ff.
4) Zeitschrift des Allgemeinen Deutschen Sprachvereins 1907, Sp. 257ff.

Herrliche Ergebnisse würde es m. E. zeitigen, wenn sich mehrere Gelehrte zu solcher Sammeltätigkeit vereinigten, und nicht nur die Naturwissenschaft würde die Früchte davon ernten, sondern auch die deutsche Volkskunde. Hat doch der Weltkrieg wohl einem jeden Deutschen den Blick dafür geöffnet, was wir an unserem Volke haben, was deutsche Sprache und Sitte, Sage und Märchen für Schätze in sich bergen! Gar mancher, der bisher achtlos in Wörtern und Namen nichts wie leeren, bedeutungslosen Schall erblickte, ist jetzt von dem Verlangen erfüllt, in die Schächte der Sprache hinabzusteigen, ja am liebsten bis zur Urbedeutung der Wörter vorzudringen. Auf manchem Gebiete der Sprache kommen solchem Streben bereits treffliche Schriften entgegen. Um nur zwei zu nennen, möchte ich hinweisen auf Söhns, Unsere Pflanzen (ihre Namenserklärung und ihre Stellung in der Mythologie und im Volksaberglauben, Teubner) und Dähnhardt, Naturgeschichtliche Volksmärchen (Teubner, 3. Auflage).

Ich selbst habe — entsprechend der beschränkten Kraft und Zeit des einzelnen — im folgenden ein solches kleines Gebiet der Naturwissenschaft vom sprachlich-volkskundlichen Standpunkte aus untersucht: die deutschen Fischnamen. Nicht unerwähnt mag bleiben, daß ich der Fischkunde nicht von Haus aus so gegenüberstand wie der Stern- und Pilzkunde. Während ich nämlich für die beiden letzteren Untersuchungen von Anfang an eine gewisse innere Neigung und auch einige Sachkenntnisse mitbrachte, ragte für die Fische mein Wissen nicht über das Durchschnittsmaß hinaus. Ja, ich verhehle nicht, daß ich die vorliegende Untersuchung zunächst aus einem etwas äußerlichen Grunde auf die Fische richtete, weil nämlich das Arbeitsgebiet eng umgrenzt schien und des einzelnen Kraft nicht zu übersteigen drohte. Zugleich durfte ich hoffen, daß die Ernährungsfragen, die sich im Laufe des Krieges für unser Volk eingestellt haben, die Aufmerksamkeit weiterer Kreise auch auf die Fische gelenkt und damit die Neigung erweckt haben, nicht nur naturwissenschaftliche, sondern auch sprachliche Belehrung über die Bewohner unserer Gewässer zu erhalten. Übrigens kam auch hier der Appetit mit dem Essen, d. h. je mehr ich mich in meinen Gegenstand vertiefte, um so mehr wuchs auch meine Teilnahme dafür. Hoffentlich vermögen die folgenden Darlegungen auf meine Leser dieselbe Wirkung zu erzielen! Schließlich möchte ich noch darauf hinweisen, daß ich nur schriftgemäße Fischnamen vorbringe, die sich in Büchern oder Zeitungen finden; dagegen kann ich nur ausnahmsweise auf die zahlreichen volkstümlichen Ausdrücke eingehen, die nur in den Mundarten vorkommen.

Ich beginne mit der Erklärung von einigen Wörtern, die sich auf die Fische im allgemeinen beziehen, von Ausdrücken, die sich sonst in der deutschen Sprache nicht wieder oder nur in anderer Bedeutung vorfinden.

Das Wort ‚Fisch' selbst begegnet zwar in allen germanischen Sprachen, ist aber von dunkler Herkunft und Bedeutung. Nur die west-indogermanischen Sprachen scheinen es zu kennen (vgl. latein. piscis). Kluge sagt in seinem Deutschen Wörterbuch: „Vielleicht ist das Wort ‚Fisch' ein wanderndes Kulturwort gewesen, dessen Quelle für uns unauffindbar ist."

Die ‚Barte' (eigentlich die niederländische Mehrzahl von Bart) bezeichnet die bartähnlich herabhängenden Zähne aus dem Oberkiefer des Walfisches.

Die ‚Flosse' (in früheren Zeiten ‚Floßfeder' oder ‚Fischfeder' genannt) ist abgeleitet von ‚fließen' (= schwimmen).

Die ‚Gräte' (zusammenhängend mit Grat, d. h. spitzem Bergrücken) bezeichnet etwas

Spitzes, Stachliges, Borstiges. Daher nennt man einen Menschen, der leicht in Ärger gerät und dann ‚borstig‘ wird, scherzhaft auch ‚grätig‘.

Die ‚Kieme‘, das Atemwerkzeug der Fische, früher meist ‚Fischohren‘ genannt, weist auch die Nebenformen ‚Kiepe, Kiefe, Kimme‘ auf und ist unbekannten Ursprungs; vielleicht darf Zusammenhang mit ‚Kinn‘ und ‚Kiefer‘ angenommen werden.

Das Wort ‚Laich‘ (der Eiklumpen der Fische) kommt erst im späten Mittelhochdeutschen vor, wenn es auch sicher ein altes Wort ist. Vielleicht hängt es mit got. laikan = springen zusammen.

Das gleichbedeutende ‚Rogen‘ (mitteldeutsch auch ‚Ragen‘) ist ungewisser Herkunft, jedenfalls aber ein Wort von sehr hohem Alter.

Für ‚Schuppe‘ nimmt man an, daß es von ‚schaben‘ herzuleiten ist und also eigentlich das Abzuschabende bezeichnet.

‚Seele‘ (namentlich in der Zusammensetzung ‚Heringsseele‘) bedeutet die Fischblase, gleichsam als den innersten Teil eines Fisches (vgl. die ‚Seelenachse‘ einer Kanone).

‚Tran‘ ist ein niederdeutsches Wort in der ursprünglichen Bedeutung von ‚Tropfen‘ und gewiß mit ‚Träne‘ verwandt.

Nun zu den einzelnen Fischen! Hierbei ist es wohl am zweckdienlichsten, die Reihenfolge des ABC innezuhalten, selbst auf die Gefahr hin, daß dies einförmig erscheinen könnte. Aber da es bei der Menge der Fische an einem innerlichen Bande für die Behandlung ihrer Namen fehlt, ist es das einfachste, wenn sie sich uns in alphabetischer Reihenfolge vorstellen, wie die Soldaten bei der Musterung.

Ich beginne mit dem ‚Aal‘. Der ursprüngliche Sinn des Wortes ist nicht mehr zu erkennen. Früher glaubte man, es sei mit dem gleichbedeutenden latein. anguilla und griech. ἔγχελυς stammverwandt, doch ist man jetzt von dieser Auffassung abgekommen. Gehen ja überhaupt auf die indogermanische Zeit nur ganz wenige Fischnamen zurück!

Auch der Stamm der aalähnlichen ‚Aalraupe‘ ist nicht sicher zu erklären. Die Meinung des Grimmschen Wörterbuchs, die Aalraupe habe dem Volke wahrscheinlich für eine jüngere Gestalt des Aals, gewissermaßen für seine Raupe gegolten, wird von Kluges Wörterbuch nicht mehr geteilt, sondern dieser führt Aal-‚Raupe‘ auf ein verschollenes Wort mit der Bedeutung „Frosch, Kröte, Froschfisch“ zurück, wozu ja die andere Bezeichnung desselben Fisches als ‚Aalquappe‘ einen guten Beleg bildet.

Ob der Name ‚Aland‘ (gleichbedeutend mit ‚Nerfling‘, s. u.) mit ‚Aal‘ zusammenhängt, muß dahingestellt bleiben.

Die Bezeichnung ‚Albe‘ (dasselbe wie ‚Ukelei‘, s. u.) ist nichts anderes als das lateinische ‚albula = Weißfischchen‘.

Ebenso ist ‚Alse‘ aus lateinisch alausa (französ. alose) entstanden, und es ist scherzhafte Volksdeutung, wenn man das Wort ‚alausa‘ mit ‚Läusefisch‘ übersetzt hat, um den geringen Wert dieses Fisches zu kennzeichnen, den nur die allerärmsten Leute äßen.

Der ‚Anke‘ (eine Lachsart) ist nach Grimm dasselbe Wort wie ‚Anke‘ (im Sinne von ‚Butter‘) und soll also die Butter, den Schmalz eines Flusses, d. h. seinen fettesten Fisch bezeichnen. Die Benennung ‚Rheinanke‘ (daneben auch ‚Illanke‘, ‚Innanke‘) wurde zusammengezogen zu ‚Renke‘, und ohne sich dessen bewußt zu sein, wie widersinnig man sich ausdrückte, bildete man gar Formen wie ‚Isarrenke‘ (was also eigentlich ‚Isar-Rhein-Anke‘ bedeutet).

Die sardellenähnlichen ‚Anschowis‘ (anchovis) haben ihre Bezeichnung aus den romanischen Sprachen entlehnt (z. B. französ. anchois); die Deutung ist strittig.

Der ‚Asch‘ (auch ‚Äsche‘, ‚Äschling‘), ein forellenartiger Fisch, ist vermutlich von seiner aschgrauen Farbe so genannt.

Einen sehr bezeichnenden Namen trägt die ‚Barbe‘ (von latein. barba Bart), so benannt um ihrer Bartfäden willen.

Der Raubfisch ‚Barsch‘ dagegen (auch Bersch, Parsch, Bersich, Persing u. ä.) trägt einen alten deutschen Namen, der mit Borste und Bürste zusammengehört (wegen seiner scharfen, bürstenförmigen Rückenflossen).

Die ‚Bleie‘ (auch ‚Blicke‘ oder der ‚Blei‘), dieser karpfenähnliche Weißfisch, wird den Namen vermutlich mit ‚bleich‘ in Zusammenhang zu bringen haben.

Die Bedeutung des Wortes ‚Brasse‘ (auch Brachse, Braxe, Brächs) ist bis jetzt nicht klar erkannt. Kluge denkt an Zusammenhang mit dem altgerman. Zeitwort brëhwan = glänzen.

Woher das Wort ‚Brisling‘ (gleichbedeutend mit Breisling, Breitling = Sprotte) stammt, habe ich nicht ergründen können. Vielleicht ist es niederdeutsch und Breitling nur eine mißverstandene hochdeutsche Volksdeutung; denn auf die Bezeichnung ‚breit‘ haben doch alle anderen Fische eher Anspruch als die kleine, schmächtige Sprotte.[1])

Was ‚Bückling‘ (oder ‚Bücking‘) besagt, ist aus der gleichbedeutenden Form ‚Pökling‘ klar zu ersehen: es ist der sofort nach dem Fange geräucherte (gepökelte) Hering.

Die ‚Butte‘ (auch der Butt oder Bott) führt eine niederdeutsche Bezeichnung (butt = stumpf, kurz, dick) und bedeutet also offensichtlich einen Fisch mit kurzem, stumpfem Kopfe.

Für die griechische Benennung ‚Delphin‘ kennt Grimms Wörterbuch eine Menge deutscher Namen: Tummler, Taumler, Springer, Meerschwein, Saufisch. Die beiden letzteren Benennungen decken sich offenbar mit dem Griechischen, da griechisch *δελφίς* ebenfalls mit einem Worte zusammenhängt, das „Schwein" bedeutet. Wie musikliebend der Delphin sei, und wie der große Sänger Arion von einem solchen gerettet worden sei, weiß die bekannte griechische Sage anmutig zu erzählen, die uns besonders durch Schlegels Gedicht geläufig geworden ist.

Wenn jemand, ohne den Fischnamen ‚Döbel‘ (auch Diebel, Tievel) zu kennen, befragt würde, welchem Gegenstande dieser Fisch um seiner seltsamen Gestalt willen (mit kurzem dicken Kopfe) sich vergleichen ließe, so würde man ihn vermutlich am ehesten einem Nagel ähnlich finden. Dasselbe aber besagt das fast verschollene, wohl nur noch von Handwerkern gebrauchte Wort ‚Döbel‘, das einen hölzernen Nagel oder Pflock bezeichnet. Einer der vielen Beweise, wie treffend die Namengebungen des Volkes sind!

Der zu den Schellfischen gehörige Dorsch läßt sich in der Grundbedeutung seines Namens nicht feststellen; man weiß nicht einmal, ob der Name germanischen oder slawischen Ursprungs (dänisch torsk, urverwandt mit russisch treská Kabeljau) ist. Kluge erwähnt, daß der Fisch in Mecklenburg ‚Pomochel‘ genannt werde, was den Kenner von Fr. Reuters ‚Stromtid‘ an ‚Pomuchelskopp‘ erinnern wird.

Fast der vielnamigste Fisch ist die kleine, unscheinbare ‚Elritze‘ (Eldritse, Erlitz, Ellerling, Erling, Elderze usw.). Man denkt dabei wohl mit Recht an sprachlichen Zusammenhang mit Erle, Eller, und Elritze würde demnach den Fisch bezeichnen, welcher in Bächen lebt, deren Ufer mit Ellern bestanden sind. Die Deutung der vielen mundartlichen Nebenbezeichnungen, z. B. Pfrille, Pfelle, Grimpel, Bambele, Harlüchle, Mülling (s. Kluge) erscheint vorläufig aussichtslos.

Über ‚Else‘ s. ‚Alse‘.

Der lachsähnliche ‚Felchen‘ ist vielleicht mit mundartlichem falch = fahl zusammenzubringen. Daß es für diesen Fisch eine Menge anderer mundartlicher, namentlich Schweizer Ausdrücke gibt oder wenigstens gegeben hat, ist aus Grimms Wörterbuch (unter ‚Belche‘) zu ersehen.

Woher der Name ‚Flunder‘ stammt (auch ‚Flinder‘ oder ‚Flander‘ genannt), ist bis jetzt nicht sicher erkannt. Nur der nordisch-germanische Ursprung des Namens scheint erwiesen; ob er aber in Beziehung steht zu der flachgedrückten, breiten Form des Fisches (vgl. ‚Fladen‘ sowie das mhd. ‚Fluder‘ = Flunder), oder etwas Schimmerndes bezeichnet (vgl. Flinder = Flitter), muß unentschieden bleiben.

Der Name ‚Forelle‘ ermöglicht weitgehende sprachliche Betrachtungen. Forelle ist die neuhochdeutsche Verkleinerungsform zu ahd. forhana und mhd. vorhe, das in der Form ‚Fohre‘ noch jetzt in manchen Gegenden Deutschlands gehört wird. Es scheint mit dem griechi-

1) [Brisling ist nach Falk-Torp, Norwegisch-dänisches etymol. Wörterbuch S. 102, die norwegische Lautform für das entlehnte altdänische brētling, das selbst aus nd. brētling (vgl. auch hd. Breitling) entlehnt ist. D. Hg.]

schen περκνός (dunkelfarbig, bunt) urverwandt zu sein und würde also das dunkelgesprenkelte Äußere des Fisches treffend bezeichnen.

Die ‚Grundel' oder der ‚Gründling' ist eine auf dem Grunde der Gewässer sich aufhaltende Fischart, trägt also einen ebenso einfachen wie treffend gewählten Namen.

Das Wort ‚Hai' oder ‚Haifisch' ist erst durch Reisebücher des 17. Jahrhunderts in das deutsche Schrifttum eingedrungen; über die Bedeutung des Namens ist man noch völlig im unklaren.[1])

‚Harder', eine andere Benennung der Meer-Äsche, entstammt dem Niederdeutschen und ist in seiner Bedeutung ebenfalls nicht festzustellen.

Desgleichen ist dunkel in seiner Grundbedeutung der Name ‚Hause' oder ‚Hausen' (= Stör), der schon im Ahd. als hûso begegnet. Daß ‚Hausenrogen' als gut deutsches Wort für das Fremdwort ‚Kaviar' (s. u.) angewandt wird, sei nebenbei erwähnt.

Der Sinn der Benennung ‚Hecht' ist deutlich zu erkennen. Das Wort hängt nämlich zusammen mit ‚Haken' und ‚hecheln'; es kennzeichnet also den gefräßigen, mit spitzen, hakenförmigen Zähnen ausgestatteten Raubfisch. Wenn also ein Zimmer, das beißender Tabaksqualm erfüllt, der Studentensprache zufolge voll ‚Hecht' ist, so erscheint das als kein übel angebrachter Vergleich.

Was in dem Worte ‚Heilbutt' die Vorsilbe ‚Heil' bedeutet, ist bis jetzt nicht einwandfrei festgestellt. Die Nebenform ‚Heiligbutt' scheint etwas Aufklärung zu bringen, insofern sie den Fisch als beliebte Fastenspeise bezeichnet. Freilich könnte die Silbe ‚Heil' auch bloß auf einem Mißverständnis beruhen (englisch ‚halibut').

Dagegen ist ‚Hering' ein leicht und sicher zu deutender Name, der ebenfalls beweist, wie scharf das Volk beobachtet. Das Wort hängt mit ‚Heer' zusammen und kennzeichnet also einen Fisch, der in Scharen, in ganzen Heeren durch das Meer zieht.

Der ‚Heuchen' oder ‚Huchen' (auch Heuch, Huch) ist eine Lachsart; über den Namen habe ich nichts Sicheres ausfindig machen können.

Das Wort ‚Kabeljau' (Kabliau, Kabelau u. ä.), das den frischen Stockfisch bezeichnet, findet sich wohl bei den meisten seefahrenden Völkern, doch ist nach Kluge die eigentliche Heimat dieses Handelswortes ebenso ungewiß wie seine Bedeutung. Heynes Wörterbuch äußert eine Vermutung, die etwas Bestechendes zu haben scheint: Es wird darauf hingewiesen, daß in der niederländischen Sprache sich neben kabeliau auch bakeljauw findet (also mit Umsetzung der Mitlaute). Letzteres gehe auf portugiesisches bacalhão (von latein. baculus Stock) zurück, bedeute also den Stockfisch, und die Portugiesen seien ja die Erfinder der Stockfischerei. Trifft diese Vermutung das Richtige, dann hätte die durch Umstellung entstandene Form Kabeljau das ältere und richtigere ‚Bakeljau' verdrängt, was aber auf dem Gebiete der Sprachgeschichte durchaus nicht als unwahrscheinlich zu gelten hätte.

Die karpfenähnliche ‚Karausche' (auch Karas, Karutze, Karutsch, Karuse, Gareis Karsche u. a.) hat ihren Namen vermutlich aus dem Slawischen entlehnt. Das lateinische coracinus (griech. κορακῖνος) scheint damit verwandt zu sein.

So bekannt auch der ‚Karpfen' ist, so schwebt doch sein Name im Dunkeln. Wenn er auch in entsprechender Form wohl in allen germanischen Sprachen begegnet, so ist trotzdem der germanische Ursprung nicht sicher zu erweisen; sondern, da auch die slawischen Sprachen ähnliche Bezeichnungen kennen, so ist ‚Karpfen' vielleicht ein altgemeinsames Wort.

Der ‚Kaulbarsch' hat seinen Namen von seinem dicken, kugeligen Kopfe erhalten. Denn ‚Kaule' ist die zusammengezogene Form für Kugel (wie ‚Maged' verkürzt wird zu ‚Maid'). Auch als selbständiges Wort ist Kaule noch jetzt gebräuchlich (man denke an eine ‚Kaule' Kohlrabi oder an Käse‚käulchen').

Bei dem Worte ‚Kaviar' tappt die Forschung noch im Dunkeln. Vermutlich stammt es aus dem Türkischen oder Tatarischen.

Der Name ‚Klippfisch' bedarf nur einer kurzen Erläuterung: Er bedeutet den auf den Klippen am Strande gedörrten Kabeljau, der daher auch Steinfisch genannt wird.

1) [Vgl. Falk-Torp a. a. O. S. 365. Hai ist die isländische Aussprache des norweg. haa = altnord. hár, das „Ruderdolle" urspr. „Pfahl" bedeutet. Auch dieser Fisch ist also nach seiner Gestalt benannt. D. Hg.]

Über den Sinn des Namens ‚Kresse' (gleichbedeutend mit ‚Gründling') läßt sich nichts angeben.

Der eingesalzene Kabeljau wird vielfach mit dem seltsam klingenden niederdeutschen Worte ‚Laberdan' bezeichnet (auch ‚Labberdan'). Man nimmt an, daß der vor allem in der Nähe von Bayonne im Lapurdanischen Landstriche (in tractu Lapurdensi) gefangene und zubereitete Fisch daher piscis Lapurdanus genannt worden sei, was die Holländer in ihrer Sprache zu Laberdan umgewandelt hätten.

Von dem Namen ‚Lachs' läßt sich nur feststellen, daß er germanischen Ursprungs ist und auch bei den Slawen entsprechende Formen aufweist; jedoch über die Bedeutung des Wortes ist man gänzlich im unklaren. Nicht unwahrscheinlich ist meiner Meinung nach die Vermutung, daß das gotische Zeitwort ‚laikan springen' stammverwandt sei und daß ‚Lachs' also eigentlich den ‚Springer' bedeute. Gerade für den Lachs wäre das eine zutreffende Bezeichnung, da er ja stromaufwärts wandert und dabei manches Hindernis durch Springen zu überwinden weiß.

Die ‚Lamprete' (oder Pricke, Neunauge) hat bekanntlich die Eigenschaft, sich festsaugen zu können, namentlich an Steinen, und das soll auch die Veranlassung zu ihrer Benennung gegeben haben. Das mittelalterlich-lateinische Wort lampreta (umgestellt aus lampetra) wird nämlich auf ‚lambere lecken' und ‚petra Stein' zurückgeführt und bedeutet also ‚Steinlecker'. Schon im Mittelalter scheint man den Sinn des Wortes ‚Lamprete' nicht mehr verstanden zu haben, und so gibt es dafür eine beträchtliche Anzahl seltsamer Nebenbezeichnungen, die als echte Volksdeutungen aufzufassen sind, z. B. lantfride (Landfriede), lankbret (langes Brett) und lamp breid (breites Lamm).

Der Name ‚Makrele' ist völlig dunkler Herkunft; vielleicht entstammt er dem Dänischen oder Niederländischen, wie z. B. das mit derselben Endung gebildete Wort ‚Garnele'. Manche beziehen es unter Hinweis auf das gesprenkelte, gefleckte Aussehen des Fisches zu dem lateinischen ‚macula Flecken'. Ob das französische maquereau (mittelalterlich-lateinisch macarellus) auf Makrele zurückzuführen ist oder umgekehrt, ist unklar.

Auch über die lachsartige ‚Maräne' kann leider kein sprachlicher Aufschluß gegeben werden.

‚Matjeshering' (d. h. ‚Mädchenhering'), ein niederländisches Wort, bedeutet bekanntlich den noch nicht ganz ausgewachsenen Hering, der noch nicht voll Rogen oder Milch ist; auch ‚Jungfernhering' wird er genannt.

Das Wort ‚Muräne' ist griechisch-lateinischen Ursprungs (*μύραινα*, muraena), ohne daß die Bedeutung sich weiter feststellen ließe.

‚Nerfling' (Nörfling, auch Nörf, Nerf) ist dem Namen und der Sache nach gleichbedeutend mit ‚Orfe', ‚Örfling', einem karpfenähnlichen Fische. Dieser Name ist gleichfalls aus dem Griechisch-Lateinischen übernommen (*ὄρφος*, orphus). Für das Fehlen des anlautenden ‚N' vgl. ‚Natter' gleichbedeutend mit ‚Otter' (ndd. adder, desgl. engl. adder).

‚Platteise' (d. i. ‚Scholle') ist eine volkstümliche Umformung des spätlateinischen platessa (mhd. blatîse) und bezeichnet den ‚Plattfisch' (verwandt mit griech. *πλατύς* breit). Das Wort hat also mit ‚Eisen' ebensowenig etwas zu tun wie das ‚Felleisen'.

Eigentümliches läßt sich von dem Namen ‚Peizger' (Schlammpeizger) berichten, für den es zahlreiche Nebenbezeichnungen gibt: Beißker, Beitscher, Poitzker, Pritzker, Pisgurre und — mit seltsamer Umstellung — Kurrpietsche. Da schon das Mittelhochdeutsche den Namen ‚Schlammbeißer' (auch ‚Steinbeißer') kennt, so nimmt Grimms Wörterbuch an, daß von dieser deutschen Form als der älteren auszugehen sei; diese sei später in die slawischen Sprachen übergegangen (z. B. böhm. piskoř) und von diesen aus wieder mit slawischer Endung (Peizker, Pißgurre) nach Deutschland zurückgekehrt. — Von der Neigung dieses Fisches, sich in den Schlamm einzuwühlen, sprechen die Nebenbezeichnungen ‚Moorgrundel, Pfuhlfisch'. Auch wird er ‚Wetterfisch' genannt und gilt als Wetterankündiger, weil er, in einem Wassergefäß gehalten, beim Nahen von Sturm und Regen den Schlammboden seines Glases aufwühlen soll.

‚Pickelhering' ist die niederdeutsche Bezeichnung für ‚Pökelhering'.

‚Plotze, Plötze' (auch ‚Blötze') ist gleichbedeutend mit ‚Rotauge'. Die Erklärung des

Namens muß dahingestellt bleiben. ‚Plötze (Blötze)‘ hieß früher auch ein kurzes, breites Schwert, und es wird vermutet, daß unser Fisch von der Ähnlichkeit mit einem solchen seinen Namen erhalten habe.

Über ‚Pökling‘ s. oben unter ‚Bückling‘.

‚Pricke‘ (auch ‚Bricke‘), dasselbe wie Neunauge oder Lamprete, ist gleichen Stammes wie „prickeln" (= stechen) und ist also eine treffende Bezeichnung für einen Fisch, der durch sein stechendes Ansaugen anderen Fischen Löcher in den Leib bohrt.

Über die ‚Quappe‘ (Quabbe) ist bei ‚Aalraupe‘ gehandelt worden. Den verschiedenen Bedeutungen von Quappe (man denke z. B. noch an die Kaulquappe) scheint der Begriff des Fetten, Schleimigen zugrunde zu liegen.

Kleine Neunaugen, der Gestalt nach den Regenwürmern sehr ähnlich, werden in manchen Gegenden ‚Querder‘ genannt. Es ist dies die ältere Form für ‚Köder‘, die Lockspeise der Fische, und da diese ja hauptsächlich in Regenwürmern besteht, ist die Benennung nicht unzutreffend. Für den Übergang von q zu k verweise ich auf ‚bequem‘, das mit ‚bekömmlich‘ verwandt ist.

Über ‚Renke‘ wurde oben bei ‚Anke‘ gesprochen. Der ‚Roche‘ oder ‚Rochen‘, aus Schillers ‚Taucher‘ bekannt, hat seinen Namen vom lateinischen raja und begegnet in ähnlichen Formen in den germanischen wie romanischen Sprachen. Über die Grundbedeutung ist nichts weiter festzustellen.

Für ‚Rollmops‘ gab keines der nicht wenigen mir vorliegenden Wörterbücher Aufschluß. Ich möchte annehmen, daß es sich dabei um eine halb scherzhafte, falsche Volksdeutung handelt: Der Form nach ähnelt nämlich der Rollmops einem kleinen, durch Zusammenrollen entstandenen Muff, in welchem Gurke und Zwiebel drinstecken wie die Hände im Pelzmuff. Im Niederdeutschen nun, wo die Bezeichnung ‚Rollmuff‘ ebenso wie andere Fischnamen vielleicht zuerst aufgekommen ist, scheint das ‚u‘ von ‚Muff‘ (mhd. mouwe) sehr offen ausgesprochen zu werden, im Niederländischen z. B. lautet das Wort tatsächlich ‚mof‘. Das niederdeutsche ‚Rollmoff‘ aber, das in Oberdeutschland keinem Verständnis begegnete, könnte hier in das ähnlich klingende ‚Rollmops‘ umgewandelt worden sein.

Der Freund der oberbayrischen Seen würde es sicherlich vermissen, wollte ich nicht den ‚Saibling‘ erwähnen. Neben dieser Bezeichnung gibt es auch die Form ‚Salmling‘, aus der vermutlich die erstere entstanden ist. Salmling ist augenscheinlich an ‚Salm‘ angelehnt und bedeutet also einen zu den Salmen, Lachsen gehörigen Fisch.

‚Salm‘ selbst stammt aus dem Lateinischen (salmo) und hängt vielleicht mit ‚salire‘ (tanzen, springen) zusammen. So wäre auch durch den lateinischen Namen der oben erwähnten Tatsache Rechnung getragen, daß der Salm (Lachs) sich aus dem Wasser emporschnellen kann.

Die italienischen Wörter ‚Sardelle‘ und ‚Sardine‘ erklären sich von selbst. Beide bezeichnen einen kleinen Seefisch, der anfänglich hauptsächlich in der Nähe von Sardinien gefangen wurde.

Was den Namen ‚Schellfisch‘ anbetrifft, so ist wohl die Auffassung die richtigste, die ihn mit dem niederländischen ‚schel = Schale, Schaltier, Muschel‘ zusammenbringt und so den Fisch als den hauptsächlich von Schaltieren lebenden kennzeichnet. Eine volkstümliche Deutung (‚Schelmfisch‘) s. u.

Für den ‚Schill‘ (auch Schiel, Schiele), eine andere Bezeichnung von Zander, habe ich keine Erklärung gefunden. Ich selbst möchte sie mit ‚schillern‘ in Zusammenhang bringen.

Bei ‚Schleie‘ nimmt man meistens Verwandtschaft mit dem Worte ‚Schleim‘ an. Dies würde gut zu der schleimigen Beschaffenheit der Haut dieses geschätzten Speisefisches passen.

Der Name ‚Schmerle‘ (auch Schmerling, Schmerlein, gleich Gründling) ist bisher noch nicht einwandfrei erklärt. Vielleicht hängt das Wort mit ‚Schmer‘ (Fett) zusammen und würde demnach die schleimige Haut des Fisches kennzeichnen. Andere wieder halten das Wort für urverwandt mit σμαρίς, der griechischen Bezeichnung eines kleinen, unansehnlichen Fisches [oder stellen es mit got. smarna ‚Kot‘, nhd. ‚schmierig‘ zusammen, da der Fisch im Schlamm des Wassergrundes zu wühlen pflegt. D. Hg.]

Bei dem Namen ‚Scholle' ist der Erklärer im Zweifel, ob er ihn als echt germanisch oder als lateinisches Lehnwort ansprechen soll. Erstens kann es nämlich derselbe Stamm sein wie in ‚Erd-Scholle' oder ‚Eis-Scholle', und das würde ganz gut zu der platten und dabei doch plumpen, regellosen Form des Fisches passen. Ferner aber bezeichnet das lateinische solea nicht nur die Schnürsohle, Sandale, sondern auch (nach der Ähnlichkeit der Form) unseren Fisch, und aus ‚solea' könnte sehr wohl zugleich in Anlehnung an die erstere Bedeutung „Scholle" entstanden sein.

Der Kaulbarsch wird in manchen Gegenden ‚Schroll' (oder Schröll) genannt. Dies bezeichnet eigentlich einen groben, ungeschlachten Menschen und paßt also gut zu der plumpen, unbeholfenen Form des Kaulbarsches. ‚Schroll' wiederum ist vermutlich dasselbe wie ‚Schrolle', das noch bei Luther gleichbedeutend ist mit Scholle (Erdscholle).

‚Sild' ist die nordische Bezeichnung für den Hering und ähnliche kleine Seefische.

So beliebt die ‚Sprotten' sind, so unklar ist doch ihre Benennung. Es ist nur festzustellen, daß sie niederdeutschen Ursprungs ist. Vielleicht hilft die englische Bezeichnung ‚sprat' etwas weiter, die zugleich „Sprößling" bedeutet. Ist etwa an eine volkstümliche Auffassung zu denken, die in den Sprotten die noch nicht völlig ausgewachsenen „Sprößlinge" ähnlicher Fische, z. B. der Heringe sieht? Daß unter den Fischern dieser Glaube tatsächlich noch heute verbreitet sei, versichert Brehms „Tierleben".

‚Sterlett' ist ein russisches Wort, welches dasselbe wie „Stör" bedeutet (s. u.).

Der ‚Stint' stellt eine sehr kleine Art des Lachses dar, und auf die Kleinheit der Gestalt nimmt augenscheinlich auch das niederdeutsche Wort Bezug, dessen mhd. Form stinze anscheinend dasselbe ist wie stunz, d. i. stumpf, kurz.

‚Stockfisch' bezeichnet den gedörrten Kabeljau (s. d.), der gleichsam steif wie ein Stock geworden ist.

Die Herkunft des Namens ‚Stör' (ahd. sturio, mhd. stor, stör, stür, ster) ist völlig rätselhaft. Vielleicht ist er ebenso wie ‚Sterlet' russischen Ursprungs.

Der Name ‚Thunfisch' geht auf das lateinische thunnus zurück und dieses wiederum auf griechisch *θύννος*, was mit ‚*θύω, θύνω* ich eile' zusammenhängt; also hebt die Namengebung die Schnelligkeit des Fisches besonders hervor.

Die ‚Trüsche' (auch Trusche oder Trutsche), eine Art Forelle, trägt als Namen ein lateinisch-griechisches Lehnwort: tructa, griech. *τρώκτης*. Letzteres, vom Zeitworte ‚*τρώγω* ich nage, fresse' abgeleitet, deutet auf das scharfe Gebiß des Fisches hin. tructa ist später zu trutta, truta umgewandelt worden (ital. trota die Forelle).

Der Delphin hat (s. o.) auch den Beinamen ‚Tummler' (oder ‚Taumler'), gewiß von seinen schnellen Bewegungen (vgl. ‚sich tummeln'), die den Eindruck des Taumelns erwecken können.

Der Kenner der holsteinschen Schweiz wird sich gern des lieblichen Ukleisees erinnern. Dieser trägt seinen Namen von dem ‚Ukelei' (Ükelei, Ugelei). Das ist eine slawische (vermutlich polnische) Bezeichnung für eine Art Weißfische (Albe, s. o.).

Wir kommen zu der großen Familie der Walfische. Die Bedeutung des Wortes ‚Wal', das als nordgermanisch anzusehen ist, hat bis jetzt nicht festgestellt werden können. Dagegen ist der Ursprung des Wortes ‚Walrat' (worunter eine ölig-fettige, aus dem Pottwal gewonnene Masse verstanden wird) wohl einwandfrei erkannt. In der Silbe ‚rat' ist nämlich das mittelniederdeutsche rôt enthalten, das Talg oder Unschlitt bedeutet.

Das Wort ‚Narwal' ist bis jetzt ebenso rätselhaft wie ‚Pottwal' = Pottfisch.

Auch die Abstammung des Wortes ‚Wels' liegt im Dunkeln. Man denkt an Zusammenhang mit ‚Wal', ohne ihn jedoch beweisen zu können. Geßners Fischbuch z. B. (vom Jahre 1575) nennt ihn den „deutschen Walfisch", daneben auch „Waller" oder „Weller". Ich möchte eher annehmen, daß das Wort Wels, das zuerst im Mhd. begegnet, das mhd. Eigenschaftswort ‚wel' (= rund) darstellt, und auf die fette, rundliche Gestalt unseres Fisches würde dies ganz gut passen.

Dagegen ist gesichert die Deutung des Namens ‚Zander' (auch Zant, Sander, Sandert, Sandart). Es liegt zugrunde das mhd. zant (zand) = Zahn, und der Name ist also eine sehr geschickte und treffende Bezeichnung dieses mit starken Fangzähnen ausgestatteten Fisches.

Damit ist die Reihe der Fischnamen zu Ende, soweit ich sie einer Betrachtung unterziehen wollte. Leider haben die Deutungen häufig als unklar bezeichnet oder wenigstens mit einem Fragezeichen versehen werden müssen, ein Beweis dafür, wieviel Arbeit auf diesem Gebiete der Forschung wartet. M. E. liegt der Hauptgrund, warum so viele Fischnamen nur eine unsichere Deutung zulassen, in folgendem: die Fischnamen sind vielfach aus den Mundarten, namentlich den niederdeutschen, entnommen und nur durch den Sprachgebrauch der Fischer und Fischhändler allmählich schriftgemäß geworden. Die Erforschung der Mundarten aber ist ja bei uns kaum über die Anfänge hinaus gediehen. Kein Wunder, daß wir vorläufig mit vielen Fischnamen nichts anzufangen wissen, zumal auch ihre Schreibung nicht sicher feststeht. Einige Male (z. B. bei der Elritze, dem Schlammbeißer) habe ich ja angedeutet, wie mannigfache Bezeichnungen nebeneinander hergehen. Ich habe mich aber bei meiner Aufzählung, wie schon erwähnt, auf das Bekannteste und Schriftgemäße beschränkt, ohne im allgemeinen auf mundartliche Fischnamen einzugehen. Wie erstaunlich reich gerade die Mundarten an Fischbezeichnungen sind, lehrt ein Blick in Brehms „Tierleben". Hier findet man z. B.

für	Barsch	im ganzen	32	Namen,	für	Quappe	im ganzen	18 Namen,
"	Döbel	" "	32	"	"	Schlammbeißer	" "	20 "
"	Elritze	" "	30	"				

Das eine Erfreuliche möchte ich als gesichert nochmals hervorheben: Falls wir die Bedeutung eines Fischnamens klar zu erkennen vermögen, so sehen wir zugleich, wie scharf das Volk betrachtet, und wie treffend es die Bezeichnungen wählt (vgl. Barbe, Döbel, Zander). Viele Fischnamen zeigen dies auf den ersten Blick so deutlich, daß eine Erläuterung überflüssig ist. So wird bisweilen auf die Farbe Bezug genommen (z. B. bei Goldfisch, Weißfisch, Rotauge) oder auf die Form sowie auf ein sonstiges auffälliges Abzeichen (z. B. bei Neunauge, Stichling, Schwertfisch, Hammer-, Sägefisch, Seezunge, Seestier, Halbmondfisch, Seepferdchen).

(Schluß folgt.)

Die Erziehungsaufgabe des philosophischen Unterrichts.[1]

Von **Friedrich Neubauer** in Frankfurt a. M.

Die Fassung des Themas zeigt bereits, von welchem Standpunkte aus ich an die Fragen des philosophischen Unterrichts herantrete, dessen Neuerweckung ich sehnlichst wünsche, und dem ich eine bedeutsame Aufgabe in unserem Unterrichtswesen beimesse. Es ist der Standpunkt des Erziehers, von dem ich ausgehe, und die Frage lautet für mich: Welchen Gewinn kann die sittliche Bildung unserer Jugend davon haben, wenn der philosophische Unterricht zu neuem Leben erwacht? Und wie ist er einzurichten, wenn er diesem Ziele dienen soll? Dabei gehe ich von der Meinung aus, daß hier unsere Schulerziehung eine Lücke aufweist; daß sie, die ihren Zöglingen so viel Kenntnisse auf den verschiedensten Wissensgebieten mitzugeben bestrebt ist, nicht genug tut, um diese Menge von Bruchstücken in einem Punkte zu

1) Die Ausführungen, die ich hier zum Ausdruck bringe, bildeten die Einleitung zu vier Vorträgen, die ich im Oktober 1917 zu der vom Zentralinstitut für Erziehung und Unterricht veranstalteten Frankfurter „Pädagogischen Herbstwoche" beigesteuert habe.

vereinigen und den Ertrag aus alledem, den Ertrag für das Tiefste im Menschen, zusammengefaßt herauszustellen, um es so dem jungen Menschen zu erleichtern, sich später im Leben zurechtzufinden; daß sie insbesondere, obwohl sie sich immer dazu bekannt hat, daß das letzte Ziel der Schulerziehung ein sittliches, die Herausbildung einer sittlichen Persönlichkeit sei, doch nur unzureichende und unzusammenhängende Versuche macht, grundlegend über das letzte Ziel des sittlichen Handelns aufzuklären und diese ethischen Erörterungen so auszubauen, sie mit der gesamten übrigen Welterkenntnis so in innere Beziehung zu setzen, daß sie dem Schüler als eine Grundlage gelten können, auf der er sich später eine Weltanschauung zu errichten vermag.

Es liegt nahe, demgegenüber darauf hinzuweisen, daß zur sittlichen Erziehung doch die fortgesetzte Gewöhnung an treue Pflichterfüllung, an Zucht und Einordnung das Beste tue, und daß in dieser Beziehung unsere Schule durchaus ihrer Pflicht nachkomme; und es versteht sich von selbst, daß ich sehr bereit bin zuzugeben, daß hier allerdings ein Ruhmestitel unserer höheren Schule liegt, die sich dadurch um die Nation wohl verdient gemacht hat. Aber das Erziehungsziel, das sie sich gestellt hat, ist doch höher, als daß man es durch bloße Gewöhnung erreichen könnte. Dieses Erziehungsziel ist doch in letzter Linie kein anderes als das der sittlichen Freiheit, der Freiheit dessen, dem das sittliche Gesetz nicht etwas außer ihm Stehendes und von außen Drohendes ist, sondern für den es der Inhalt seines Willens geworden ist: ein Ziel, das naturgemäß auf der Schule nicht erreicht werden kann — freilich, wer erreicht es überhaupt! —, auf das aber bereits in jungen Jahren ihre Zöglinge einzustellen die höchste Aufgabe der Schule sein muß. In allem Unterricht geht beides Hand in Hand: Gewöhnung, Übung in einem bestimmten Handeln einerseits, Belehrung und Aufklärung über den Sinn und die Gründe des Handelns andrerseits; dann erst hat der Schüler, etwa im grammatischen, mathematischen, im physikalischen Unterricht, die volle Freiheit gegenüber dem Gegenstand erworben, wenn er die Gewöhnung mit der klaren Einsicht zu verbinden gelernt hat. Und im sittlichen Handeln wollten wir diesen grundlegenden Satz der Erziehungslehre außer acht lassen?

Oder zeigt uns vielleicht die Erfahrung, daß wir eine vertiefte Besinnung über die ethischen Aufgaben nicht brauchen? Wollen wir uns auf die Hochstimmung unserer gebildeten Jugend in der Gegenwart, dieses freilich unvergeßliche Erlebnis berufen? Werden wir nicht guttun, daran zu denken, daß nur unvergleichlich große Zeiten imstande sind, eine so unvergleichliche Stimmung hervorzubringen, und daß, wenn erst die Alltagszeit wiedergekehrt ist, ihr eine Alltagsstimmung entsprechen wird? Sollten wir uns nicht daran erinnern, daß wir vor dem Kriege doch auch andere Formen des Denkens und Fühlens auftauchen und zahlreiche Seelen ergreifen sahen, ungeklärte, gärende, die doch nur möglich waren bei einer seltsamen Verwirrung, um nicht zu sagen Zuchtlosigkeit der ethischen Begriffe? Ich denke dabei unter anderem an das geringe Verantwortungsgefühl auf geschlechtlichem Gebiete, aber keineswegs nur an dieses. Hat die höhere Schule wirklich alles getan, was sie vermochte, um solchen Stimmungen entgegenzuarbeiten? Hat sie die großen Geister der Vergangenheit angerufen, um solche Gespenster zu bannen: die großen Geister, mit denen Gott unser Volk gesegnet hat, daß sie ihm die Fackel vortrügen

auf dem Wege zu einem erhöhten Dasein? War es nicht so, daß gar manche, und nicht die schlechtesten unserer Schüler die Lücke in ihrer Bildung empfanden, die die Schule nicht ausgefüllt hatte, und die sie aus eigener Kraft nicht auszufüllen vermochten? Eine Lücke, die um so schmerzlicher war, weil es sich um eine Gedankenarbeit handelte, die auf die höchsten Probleme gerichtet war, und weil ihre nicht genügend unterbauten sittlichen Überzeugungen nicht standzuhalten vermochten, wenn die Philosophie, die sich gern die des gesunden Menschenverstandes nennt, an sie herantrat! Dann brach wohl entweder das Überlieferte mit einem Male zusammen, oder aber es entstanden jene Zwitterwesen, die jeder von uns kennt, die sich mit dem klaffenden Zwiespalt zwischen dem sittlichen Gesetz und der Wirklichkeit des tatsächlichen Handelns ruhig abfinden und das Bedürfnis nach einer einheitlichen Weltanschauung überhaupt nicht zu empfinden scheinen. Ich bitte mich nicht mißzuverstehen. Ich weiß wohl, daß die großen inneren Kämpfe um Lebens- und Weltanschauung erst jenseits der Schulbank ausgefochten werden, wenn sie auch in sehr zahlreichen Fällen bereits auf der Schulbank beginnen; ich weiß wohl, daß das, was die Schule zu geben vermag, gegen sittliche Anfechtungen nicht gefeit macht. Aber das ist auch gar nicht der Sinn der Erörterungen über Weltanschauung, soweit sie die Schule anzustellen vermag. Das allein ist die Aufgabe der Schule, das Rüstzeug zu verstärken, mit dem der einzelne ins Leben hinaustritt; und dies zu tun ist sie, wie ich glaube, verpflichtet, wenn sie ihre höchsten Aufgaben erfüllen will. Wir müssen, denke ich, alles tun, um die seelische Bildung zu vertiefen; weder didaktischer Formalismus noch didaktischer Materialismus dürfen dem im Wege stehen. Unsere Zeit ist furchtbar ernst, die Zukunft unsers Volkes schwer, die Arbeit, die ihm bevorsteht, ungeheuer; auch die Gefahr ist nicht zu unterschätzen, daß das rein Wirtschaftliche und Technische zu einseitiger Herrschaft gelangt, dessen große Bedeutung jedem klar ist, das aber ein Gegengewicht in seelischer Vertiefung verlangt. In diesem Bestreben werden uns die großen Gedankenschöpfungen, die unser Volk besitzt, vor allem der Idealismus des klassischen Zeitalters zu unterstützen haben.

Wird man mich nun vielleicht auf den Religionsunterricht hinweisen, dem die Aufgaben seelischer Vertiefung und der Grundlegung zu einer künftigen Weltanschauung doch in erster Linie zufielen? Ich will hier die Frage nicht aufwerfen, wieweit der Religionsunterricht, wie die Verhältnisse liegen, auch nachdem der neue Lehrplan in Preußen ins Leben getreten ist, imstande ist, den Aufgaben zu genügen, die mir hier vorschweben; ob es richtig war, das Geschichtliche in diesem Unterricht so stark zu betonen, ob dieser Unterricht es sich nicht insbesondere zum Ziel setzen müßte, eine tiefer greifende Einführung in die ethischen Probleme zu geben, wobei er naturgemäß an unseren großen Philosophen nicht vorbeigehen könnte. Das aber möchte ich trotz der tiefen Wertschätzung, die ich dem Religionsunterricht entgegenbringe, betonen, daß es ein natürliches Bedürfnis für uns alle, insbesondere auch für die strebende und zweifelnde Jugend ist, die großen Weltanschauungsfragen auch von einem anderen Gesichtspunkte aus zu betrachten als von dem Standpunkt des religiösen Gefühls. Wir erkennen dies ja auch an, indem wir nicht nur, mindestens im fremdsprachlichen Unterricht, unseren Schülern philosophische Schriften vorlegen, sondern indem wir überhaupt durch unsere gesamte Schulbildung ihr Denken reif zu machen suchen für eine vernunftgemäße Auffassung der Wirklichkeit. In-

dessen bedarf das ja wohl keines weiteren Wortes: wir Deutsche, die wir in dem geistigen Erbe des großen Zeitalters der idealistischen Philosophie eines unserer köstlichsten Besitztümer sehen, wir müßten uns ja selbst verleugnen, wenn wir einen anderen Standpunkt einnähmen. Dabei bleibt für beide Wege das letzte und höchste Ziel schließlich dasselbe; es ist das Reich des Guten, d. h. das Reich Gottes; anders ausgedrückt — ich brauche Worte Fichtes —, es ist die Hervorbringung eines „festen, bestimmten und beharrlichen Seins" im Gemüte des Zöglings; es gilt, ihm eine Bildung zu geben, die, so wie sie „ihn dazu leitet, eine Bildung jener sittlichen Weltordnung, die da niemals ist, sondern ewig werden soll, durch die eigene Selbsttätigkeit sich vorzuzeichnen", ebenso ihn dahin zu führen sucht, daß er „ein Bild jener übersinnlichen Weltordnung, in der nichts wird, und die auch niemals geworden ist, in dem Gedanken entwerfe, mit gleicher Selbsttätigkeit und also, daß er innigst verstehe und einsehe, daß es nicht anders sein könne".[1])

Ich wende mich zu einem weiteren Einwurf: daß das hier umschriebene Ziel für 17—19jährige junge Leute überhaupt zu hoch sei und diese Erörterungen besser der Universität vorbehalten blieben. Demgegenüber möchte ich auf Grund der Beobachtungen, die ich selbst bei meinen nunmehr acht- bis neunjährigen, in letzter Zeit freilich durch die Notwendigkeiten des Krieges mehrfach gestörten Versuchen philosophischen Unterrichts gemacht habe, es mit aller Entschiedenheit aussprechen, daß unsere Primaner im wesentlichen durchaus reif für diese Fragen sind, wenn sie in der selbstverständlichen Anpassung an ihre Altersstufe, in sorgfältiger Auswahl, in Anknüpfung an ihre eigene innere Erfahrung und allerdings auch mit der Eindringlichkeit, mit der diese höchsten Fragen des Daseins behandelt werden müssen, an sie herangebracht werden. Mögen auch einige hier und da nicht genügend folgen können: diese Erfahrung macht man auch in den fremden Sprachen und in der Mathematik; das kann kein Anlaß sein, denen, die kräftigeres Futter verlangen, es vorzuenthalten. Von Schülern, denen man platonische Dialoge, die Leichenrede des Thukydides, schwierige mathematische Aufgaben vorlegt, darf man recht wohl erwarten, daß sie solchen philosophischen Erörterungen, wie ich sie meine, mit Verständnis folgen; zumal ihnen gerade dieses Alter ein starkes Interesse entgegenbringt. Denn kennen wir nicht die dringende Sehnsucht der aufstrebenden Jugend, über die letzten Fragen des Daseins Klärung zu erhalten? Eine Sehnsucht, die sich naturgemäß in vielen Fällen auf dieser Stufe der erwachenden geistigen Selbständigkeit als Kritik äußert, als eine Kritik, die sich oft genug gegen alles autoritativ Überlieferte wendet. Und wenn wir das wissen, warum überlassen wir den Jüngling der Pein des Zweifels und der unfruchtbaren Verneinung? Wir können ihm doch Wege weisen, auf denen er zu größerer Klarheit kommen kann; und selbst wenn wir ihm nur zeigen, wo die Grenzen unseres Verstandes liegen, bedeutet das nicht für ihn einen Gewinn?

Nun werden wir aber darauf hingewiesen, daß man diese Dinge doch der Universität überlassen möge; daß man nicht frühzeitig das philosophische Interesse erschöpfen und frühreife Jünglinge entlassen solle. Nun, von einer erschöpfenden Darstellung kann ja gar nicht die Rede sein; das Ziel wird immer sein, das philosophische Interesse so anzuregen, daß es auch weiter Nahrung begehrt. Ferner

1) Fichte, Reden an die deutsche Nation. 3. Rede.

aber: wie groß ist denn die Zahl der Studenten, die philosophische Studien treiben? Ja, wenn es noch eine facultas artium liberalium als notwendigen Durchgang zu den Fachstudien gäbe! Aber wie die Sachen liegen, führt die Universität nur einen sehr geringen Bruchteil der Studenten in philosophisches Denken ein; das bedeutet aber, daß der großen Mehrzahl der höher Gebildeten ein ungemein wichtiges Stück unseres Geisteslebens verschlossen bleibt. Dann bleiben Kant, Leibniz und Fichte Namen, mit denen sie nichts anzufangen wissen, und die von diesen Persönlichkeiten vertretene ungeheure moralische Kraft bleibt tot; die Aufstellungen dagegen eines sich handgreiflich darbietenden naiven Materialismus und Naturalismus dürfen triumphieren, weil sie kaum Widerstand finden. Damit hängen Erwägungen zusammen, die der Lage eine besondere Färbung geben: daß die Gedankenarbeit jener Männer, um nur diese zu nennen, ein für die gesamte Entwicklung unseres Volksgeistes bestimmendes Stück deutscher Geistesarbeit darstellt. Haben wir die Pflicht, das dringende Bedürfnis anerkannt, für die gewaltigen Aufgaben der Zukunft die stärksten Geisteskräfte deutschen Wesens lebendig, ich möchte sagen in mobilem Zustand zu erhalten, die neu heranwachsende Generation in die größten und tiefsten Überlieferungen der deutschen Geschichte hineinzuerziehen und mit ihnen innerlich zu verknüpfen: wie können wir dann auf die Mithilfe der großen deutschen Denker verzichten?

Aber, so sagt man vielleicht, wir treiben ja doch Philosophie auf der Schule; wir legen den Schülern Platon und Cicero vor, wir lesen vielleicht auch im deutschen und im neusprachlichen Unterricht etwas Philosophisches. Wie weit zunächst der neusprachliche Unterricht imstande ist, zweckmäßige und für die sittliche Bildung wahrhaft wertvolle Schriften ausfindig zu machen, steht wohl noch dahin; die Versuche sind in hohem Maße zu begrüßen, haben aber doch erst vor kurzem eingesetzt. Daß der deutsche Unterricht sehr wenig Zeit hat, um sich um Philosophie zu kümmern, weiß jeder Beobachter; es wird sich hier bestenfalls um Anregungen auf dem Gebiete gewisser Einzelfragen handeln, die äußerst wünschenswert sind, aber doch nicht das leisten können, was mir vorschwebt. Die Mithilfe Ciceros wird man, wenn es sich um die Bildung einer Weltanschauung handelt, kaum hoch einschätzen. Immerhin lassen sich mancherlei Kenntnisse und Anregungen aus ihm schöpfen, vor allem aus seinen ethischen Schriften; Vorbedingung freilich muß sein, daß seine Reden nunmehr endgültig in den Hintergrund gedrängt werden, in den sie längst gehören; und ferner, daß der Lehrer zu den eklektischen, oft auf der Oberfläche bleibenden und dazu von unseren ethischen Anschauungen in wichtigen Punkten stark abweichenden Ausführungen des Römers eine persönliche Stellung nehme, sie ergänze, verbessere, überhaupt das Beste selbst gebe. Daß dagegen das Gymnasium die Schriften Platons lesen kann, wozu noch Stücke aus Aristoteles treten können, gehört unzweifelhaft zu seinen wertvollsten Besitztümern für die Bildung des inneren Menschen. Auch hier wird man Bedingungen stellen müssen: daß der Lehrer nicht nur vom philologischen, sondern vom philosophischen Standpunkte an Platon herantrete; daß er die nötige Allgemeinbildung besitze, um von Platon aus Ausblicke auf die Entwicklung der philosophischen Gedanken zu eröffnen; daß er sich nicht beschränke auf die Lektüre dieses oder jenes Dialoges, sondern, etwa unter Benützung der Auswahl von Weißenfels-Grünewald oder von Schneider, den Versuch mache, ein Ge-

samtbild seiner philosophischen Persönlichkeit zu entwerfen. Möge dann dieser Unterricht dazu mithelfen, den Eros in der Seele unserer Jugend zu wecken und den Glauben an das Dasein einer dieser Erscheinungswelt zugrunde liegenden übersinnlichen Welt zu stärken! Aber niemand wird glauben, daß die platonische Metaphysik und Ethik, so wie sie sich uns darbietet, geeignet seien, als Grundlage einer Weltanschauung für unsere Schüler zu dienen.

Nur kurz erwähne ich, wie wertvoll auch der physikalische Unterricht für die ersten philosophischen Begriffe unserer Schüler werden kann; wenn der Lehrer etwa in der Optik auf die Lehre von den spezifischen Sinnesenergien eingeht oder an das Gesetz von der Erhaltung der Energie philosophische Ausblicke knüpft. Und so wird sich vielerlei ergeben, was die verschiedenen Unterrichtsfächer an philosophischen Anregungen zur Verfügung stellen können. Nur darf man nicht glauben, daß alle diese Bruchstücke eine wirkliche Einführung in philosophisches Denken bedeuten und als Ersatz für einen besonderen philosophischen Unterricht dienen könnten. Auf der anderen Seite aber darf man auch darauf hinweisen, welche bedeutsame Unterstützung den Einzelfächern von der philosophischen Propädeutik erwachsen würde. Wieviel würde es, um weniges hervorzuheben, für das Verständnis der Persönlichkeit Schillers bedeuten, wenn der Schüler in Kant eingeführt würde, oder für die des jungen Goethe, wenn er etwas von Spinoza wüßte. Aber überhaupt: der deutsche Unterricht hat doch nicht allein die Aufgabe, in die poetische Literatur einzuführen, sondern vom deutschen Geiste überhaupt ein Bild zu geben, das sich in die Seele prägt; ihm vor allem liegt es ob, den Jüngling in die Tiefen deutschen Weltgefühls hineinzusenken und ihn so zum deutschen Menschen zu erziehen: wie kann er dann an den großen Schöpfungen der deutschen Philosophie vorübergehen! Auch der Geschichtsunterricht ferner, der gern ein tieferes Verständnis des Staatsgedankens begründen möchte, würde diese Unterstützung dankbar empfinden: es wäre für ihn sehr wertvoll, wenn der Schüler etwa von Locke, dem Systematiker des englischen Parlamentarismus, von der Aufklärung in ihren verschiedenen Richtungen, ohne die ihm die französische Revolution nicht erklärlich ist, von dem Kantschen Pflichtbegriff als dem Gegenbild des Pflichtbegriffs des großen Friedrich, wenn er von den Persönlichkeiten Fichtes und Schleiermachers, die die Befreiung Deutschlands vorbereitet haben, wenn er von Hegel so viel gehört hätte, daß er sich von der Eigenart ihrer Denkweise eine zwar naturgemäß eingeschränkte, aber doch einigermaßen klare Vorstellung zu bilden imstande wäre.

Welche Aufgaben würden nun einem solchen Unterricht zu stellen sein? Nach welchen Gesichtspunkten ist die Auswahl aus dem ungeheuren Stoff zu treffen? Welche von den zahllosen Rätseln, denen uns das Weltganze gegenüberstellt, sind es, zu deren Lösung oder besser gesagt klareren Auffassung wir am ehesten verpflichtet sind, unseren Schülern Anhaltspunkte zu geben? Es sind, wie ich glaube, folgende: das Rätsel unserer Seele; das Rätsel unseres Erkennens; das Rätsel dieser Welt im ganzen; das Rätsel unserer Pflicht. Das Rätsel unserer Seele: worin besteht ihre Tätigkeit, und wie verhält sie sich zu der des Leibes? Das Rätsel unseres Erkennens: wie vollzieht es sich, und wo liegen seine Grenzen? Das Rätsel dieser Welt im ganzen: wie ist sie aufzufassen, welches ist der letzte Sinn des Seins? Das Rätsel unserer Pflicht: was sollen wir tun? was ist gut, und was ist böse?

Es würde also eine elementare Psychologie zu geben sein; es würde ferner das Wichtigste aus den Problemen der Erkenntnistheorie zu behandeln sein; es wären gewisse metaphysische Fragen zu erörtern; es würden Grundfragen der Ethik besprochen werden müssen. Ich wiederhole, es handelt sich um eine Auswahl, in strenger Anpassung an die Auffassungsfähigkeit des jungen Menschen; es handelt sich darum, einem drängenden Interesse entgegenzukommen und es zugleich anzustacheln, so daß es nicht aufhört zu suchen und nach neuer Anregung verlangt. Es ist nicht davon die Rede, ein nach philosophischen Gesichtspunkten beleuchtetes Gesamtbild unserer Kultur zu geben; jedes Übermaß ist vom Übel und kann nur verwirrend und abschreckend oder aber verflachend wirken, mit der üblen Folge, daß der Schüler über alles mögliche ein Urteil gewonnen zu haben glaubt. Die Aufgabe ist vielmehr gerade, ihm die Schwierigkeiten des Problems klarzumachen und ihm zu zeigen, daß man nicht so leichten Kaufs zu den letzten Gründen des Daseins dringt, wie der naive Mensch es sich vorstellt. Dazu werden vor allem die erkenntnistheoretischen Erörterungen dienen müssen: der Schüler wird zu der Einsicht zu führen sein, daß Wahrnehmungen Zustände unserer Seele sind und zunächst nach einem Ausdruck Lotzes nur zeigen, „wie uns zumute ist"; daß das Gegebene für ihn nicht die Dinge sind, sondern die Vorstellungen, die er von den Dingen hat; daß wir in einer Gedankenwelt leben und das, was wir von den Dingen uns vorstellen, das ist, was auf unser Gemüt und unseren Willen wirkt. Wenn er so auf der einen Seite das, was ihm zunächst als Wirklichkeit, als Materie erschien, anders zu beurteilen lernt, wird er auf der anderen Seite darauf hingeleitet werden müssen, die aktiven Kräfte unseres Verstandes zu erkennen, der eben nicht nur leidend aufnimmt, sondern die Sinneseindrücke nach seiner Eigenart umformt und insofern schöpferisch tätig ist; es muß ihm klar werden, daß jenes alte nihil est in intellectu, quod non antea fuerit in sensu, mit Leibniz ergänzt werden muß durch das nisi intellectus ipse. Die tiefe und doch so leicht und gern übersehene Verschiedenheit des Leiblichen von dem Seelischen, des Raumerfüllenden, sich im Raum Bewegenden, von dem Unräumlichen, sich nicht im Raum Bewegenden, muß ihm so zum Bewußtsein gebracht werden, daß sie nicht wieder daraus entschwindet.

An diese erkenntnistheoretischen und psychologischen Erörterungen läßt sich ohne Schwierigkeit eine erste Einführung in die Logik knüpfen; aber ich bemerke, daß, so wertvoll sie an sich ist, so fruchtbar sie z. B. für die deutsche Aufsatzlehre gemacht werden kann, die Logik mir nicht den Ausgangs- und Mittelpunkt des philosophischen Unterrichts auszumachen scheint; geschweige denn, daß jener Formalismus, jenes Spiel mit Barbara Celarent wiederkehren dürfte, das wohl nicht zum geringsten Teil daran Schuld trägt, daß die Propädeutik in Mißachtung geraten ist. Den Mittelpunkt und das Ziel dieses Unterrichts bildet für mich die Ethik: ich beziehe alle Teile auf ein Letztes, die Bildung einer persönlich gefärbten sittlichen Weltanschauung, ich ordne sie alle der Charakterbildung unter, ich verlange für die Ethik den weitesten Raum, von der Überzeugung ausgehend, daß nicht nur jeder einzelne unserer Schüler zu der Forderung berechtigt ist, ihm über alles Wissen hinaus zur Herausbildung eines fest gegründeten sittlichen Bewußtseins so viel mitzugeben, als nur irgend möglich ist, sondern, daß unsere gesamte Nation, die künftighin fast in noch höherem Grade als bisher der Charaktere bedürfen wird, diese Forderung an ihre Schule stellen muß.

Ich erwähne an dieser Stelle nur kurz, daß sich sowohl bei den psychologischen Erörterungen wie bei der Besprechung einzelner philosophischer Denker Gelegenheit finden wird, auch auf Ästhetisches einzugehen. Es wäre seltsam, wenn unsere höhere Schule, zu deren wichtigsten Erziehungsmitteln es gehört, durch Werke der Dichtkunst, also durch das Schöne und durch das Erhabene auf die Seele zu wirken, es sich versagen wollte, davon zu sprechen, was denn eigentlich das Schöne ist; aber freilich wird es sich dabei mehr um gelegentliche Ausflüge auf dieses Gebiet handeln, um Anregungen, die zu weiterem Nachdenken auffordern. Am bedenklichsten wird es vielleicht manchem erscheinen, daß ich auch metaphysische Fragen behandelt wissen will. Nun wissen wir ja, daß es sich bei der Metaphysik um tastende, immer von bestimmten Lebensidealen bedingte Versuche handelt, das hinter dem Dasein liegende Sein zu erfassen, die letzte Einheit, die dem verwirrenden Getriebe der Einzeldinge zugrunde liegt, zu ergründen; um Versuche, die über die Erfahrung hinausgehen und daher zu keinem vollbefriedigenden Endergebnis gelangen können; aber andrerseits doch eben um Versuche, die sich aus der Eigenart des menschlichen Geistes unbedingt ergeben, die für uns ein tiefes Bedürfnis sind und mit der ethischen Grundrichtung unseres Wesens in innerstem Zusammenhange stehen. Ich bin daher allerdings des Glaubens, daß wir auch auf dem Gebiete der Metaphysik unsere Schüler nicht ohne eine Antwort lassen dürfen, auch wenn diese Antwort keine endgültige Befriedigung bringt; Ausblicke wertvollster Art können wir ihnen doch eröffnen, Irrtümer können wir aus dem Wege räumen, Wege weisen, auf denen ihre Gedanken weiterschreiten können, Persönlichkeiten ihnen nahebringen, denen Ehrfurcht entgegenzubringen selbstverständliche Pflicht ist, und aus deren Schöpfungen Unvergängliches in ihre Seele strömt.

Wenn ich nun auf die Methode dieser philosophischen Erörterungen eingehe, so muß ich zunächst eine Frage beantworten, die man sicherlich an mich stellen wird: Woher wird die Zeit für diesen Unterricht, da doch der Lehrplan Preußens und der meisten anderen deutschen Staaten keine Stunde für ihn ansetzt? Ich habe mir in folgender Weise geholfen: in geordnetem Wechsel nehme ich mit Genehmigung der Behörde jedem Unterrichtsfache wöchentlich eine Stunde ab; dieser Verlust ist, wenn auch zuweilen für den Lehrer schmerzlich, doch zu ertragen; er beträgt für jedes Fach im Vierteljahr eine, nur ausnahmsweise zwei Stunden. Ich habe dabei bisher beide Primen vereinigt; es ist ein Notbehelf, und es wäre besser, wenn jede Klasse besonders unterrichtet würde; aber es fehlte mir an Zeit. Im Laufe der Jahre und nach Versuchen mannigfacher Art hat sich mir eine Verteilung des Stoffes herausgebildet, wie ich sie hier andeute.

Ich denke, es gibt drei Wege, philosophische Fragen mit Primanern zu behandeln. Man kann einerseits den historischen Weg einschlagen, also bedeutsame philosophische Systeme, zweckmäßig ausgewählt, in geschichtlicher Aufeinanderfolge nach ihren Grundgedanken darlegen; man kann ferner den systematischen Weg, in der oben gekennzeichneten Einschränkung, gehen, also eine Reihe besonders wichtiger philosophischer Fragen in systematischer Erörterung behandeln; man kann endlich gewisse hervorragend wertvolle philosophische Schriften, deren Schwierigkeit nicht allzu groß ist, den Schülern zur Lektüre vorlegen und sie so in die Gedankenarbeit bedeutender Denker unmittelbar einführen.

Jeder dieser Wege hat seine Eigenart; ich schlage eine Vereinigung aller drei Methoden vor. Gegen die historische Behandlung philosophischer Fragen hat man Einwendungen gemacht: sie sei unzweckmäßig; man lehre doch auch die Physik nicht dadurch, daß man Geschichte der Physik behandle. Ich denke, der Unterschied, der hier zwischen der Philosophie und den Einzelwissenschaften obwaltet, ist leicht zu erkennen: die Geschichte etwa der Physik ist im wesentlichen die Geschichte der Aufdeckung immer neuer bedeutsamer Einzeltatsachen, die erst nachträglich dem Zusammenhang des Systems eingeordnet werden müssen; die Geschichte der Philosophie hat den großen Vorzug, daß es sich bei jedem der großen Denker um einen Versuch handelt, nicht nur gewisse Teile, sondern das Ganze der Welt zu erfassen und seinen Sinn zu deuten; man braucht auch nicht auf Hegel zu schwören, wenn man einen, wenn auch nicht logischen, so doch durch innere Gründe bedingten, nach großen Linien geordneten Zusammenhang in der Entwicklung der philosophischen Systeme, einen allmähligen Aufstieg feststellt: eine Tatsache, die gerade für die erste Einführung in diese Probleme von wesentlicher Bedeutung ist. Natürlich steht auch ein anderer Weg offen, um mit den philosophischen Hauptrichtungen bekannt zu machen: man kann sie systematisch nebeneinander anordnen, wobei Külpes ausgezeichnete Einleitung in die Philosophie sehr gute Dienste tun wird: Empirismus und Rationalismus, Monismus und Dualismus, Spiritualismus und Materialismus usw. Aber ob dieser Weg für Schüler der geeignete ist, bleibt zweifelhaft; solche Darlegungen behalten für ihn leicht etwas Schattenhaftes, es fehlt vor allem das belebende Element des Persönlichen; und das ist von großem Wert. Fichtesche Gedanken gewinnen dann Leben, wenn sie in innerster Verbindung mit Fichtes mächtiger Persönlichkeit erscheinen, Spinozas Philosophie, wenn sie zu der Eigenart des Mannes in Beziehung gesetzt wird. Ich denke, der geschichtliche Weg ist für die erste Einführung in die metaphysischen Fragen der zweckmäßigste.

Zu diesem Gange durch die Geschichte der Philosophie würde zweitens die Lektüre philosophischer Schriften treten. Eine Chrestomathie, eine Sammlung ausgewählter Stellen, sei es historisch geordnet — von Platon bis Nietzsche, Wundt und Windelband —, sei es nur aus neueren Philosophen, könnte als Ergänzung zu jenem geschichtlichen Durchblick wertvolle Dienste leisten, aber nicht die Aufgabe erfüllen, die mir hier vorschwebt: den Schüler in ernster, zusammenhängender Gedankenarbeit zu möglichst klarer Einsicht in ein oder das andere wertvolle Problem zu führen; wobei mir die ethischen Dinge, wie bemerkt, den Vorrang vor allen anderen, auch den erkenntnistheoretischen, zu verdienen scheinen. Ich schlage vor Kants Grundlegung zur Metaphysik der Sitten und Fichtes Reden an die deutsche Nation und versuche an anderer Stelle, den Vorschlag zu begründen.[1])

Das dritte würde eine erste Einführung in psychologische Dinge und die Logik sein; für die Auswahl und Methodik verweise ich auf die vorhandenen Lehrbücher von Rudolf Lehmann, Fauth und anderen. Erkenntnistheoretisches läßt sich damit leicht verbinden, das ja andrerseits auch bei Gelegenheit der geschichtlichen Übersicht, vornehmlich bei Kant, zur Besprechung kommt. Als praktisch hat es sich mir

1) Ein Aufsatz über Fichtes „Reden an die deutsche Nation" ist in der Monatsschrift für höhere Schulen 1918 erschienen.

erwiesen, irgend einmal die Anschauungen über das Verhältnis von Leib und Seele, Idealismus und Materialismus, psychophysische Wechselwirkung und Parallelismus in Zusammenhang zu erörtern und Gesichtspunkte zur Beurteilung zu geben; das kann recht wohl als Abschluß der psychologischen Betrachtungen, aber auch bei anderer Gelegenheit geschehen.

Lehrproben in philosophischer Propädeutik über ästhetische Grundbegriffe.

Von **Paul Saßmann** in Stuttgart.

Vorbemerkung: Die vorliegenden Lehrproben, die an Anstalten, in denen die philosophische Propädeutik kein Lehrfach ist, wohl auch für den Unterricht in der deutschen Literatur verwertbar sind, suchen die in den geisteswissenschaftlichen Unterrichtsstunden überall gelegentlich erörterten ästhetischen Begriffe philosophisch zusammenzufassen. Vorausgesetzt ist dabei nur die Bekanntschaft mit den allgemeinsten psychologischen Vorbegriffen (Sinnesempfindungen, Vorstellungen, Gefühle). Die Lehrproben suchen die behandelten schönwissenschaftlichen Begriffe des Schönen, des Erhabenen, des Tragischen, des Komischen aus den Vorkenntnissen der Schüler und besonders aus ihrer Lektüre (der Klassenlektüre wie der Privatlektüre) zu entwickeln. Die jedem Abschnitt vorangestellten Besinnungsaufgaben werden zur häuslichen Vorbereitung auf die jeweilige Lehrstunde aufgegeben. Sie haben den Zweck, den Unterricht in Philosophie über die Stufe bloßer Stoffmitteilung hinaus auf die Stufe eines wirklichen geistigen Arbeitsunterrichts zu erheben.

Das Schöne.

I. Das Schöne und das Angenehme.

In gewissen Gegenden Deutschlands gebraucht man von Speisen den Ausdruck, sie „schmecken schön"; oft redet man von einem schönen Gewinn, von einem schönen Erfolg; Taten wie die von Kodrus oder von Winkelried werden als schöne Taten gerühmt. In diesen Wendungen liegt eine Verwechslung des Schönen mit anderen Begriffen vor. Mit welchen? Stellen Sie diese Verwechslung richtig und erklären Sie, wie es dazu kommen kann.

1. Welche Ausdrücke müßte man in den drei Beispielen der Besinnungsaufgabe bei psychologisch einwandfreier Ausdrucksweise einsetzen? Angenehm, nützlich, gut. Wie erklärt es sich, daß die Sprache diese Bezeichnungen verwechseln kann? Sie müssen etwas Gemeinsames haben. Alle vier Ausdrücke drücken Werte aus, d. h. ein durch sie bezeichneter Gegenstand kommt für uns als ein solcher in Betracht, der uns Lustgefühle erweckt, sei es sinnlicher, sei es geistiger Art, sei es in mittelbarer, sei es in unmittelbarer Weise.

Aber die Gefühle, die diesen Werten zugrunde liegen, sind grundverschieden. Beispiel: Die Gefühle, die der Wald wachruft, sind sehr verschieden bei dem Wanderer, der erhitzt und ermüdet Schatten und Ruhe, oder hungrig und durstig wohlschmeckende Beeren in ihm sucht, und bei dem Holzhauer, der im Schweiß seines Angesichts seine Bäume darin fällt, bei dem Holzhändler, der einen Überschlag über den Gewinn macht, den er aus ihm ziehen will, bei dem Maler, den die Linien der Baumgruppen, die Lichter und Farben des Laubes anziehen.

2. Nun wollen wir uns über das Schöne klarwerden, indem wir es mit dem Angenehmen vergleichen. a) Woraus entspringen die Gefühle, die wir als angenehm bezeichnen? Beispiele: Angenehm wirkt der Duft eines Veilchens, der Geschmack einer Frucht, die Berührung eines weichen Stoffes. Entsprechende Beispiele für

Unangenehmes. Quellen der angenehmen Gefühle sind also? — Sinnesempfindungen. Ergibt dieser Gesichtspunkt einen Unterschied zwischen angenehm und schön? Mit andern Worten: Können Sinnesempfindungen Quelle und Grundlage eigentlich ästhetischer Erregungen sein oder nicht? Gewiß ist das erstere der Fall. Wir reden ja doch von einem sinnlich Schönen, neben dem es dann freilich ein geistig Schönes gibt, von dem wir vorläufig absehen wollen. Allerdings, für das Schöne kommen nicht wie für das Angenehme alle Sinnesgebiete in gleicher Weise in Betracht. Welche vorzugsweise? — Wir reden von schönen Tönen und Farben, Linien, Formen, Gestalten. — Also: Gehör und Gesicht, die sogenannten objektiven Sinne. Immerhin ergibt uns dieser erste Gefühlspunkt den gesuchten Unterschied noch nicht.

b) Achten wir dazu auf die Art der Gefühlserregung: Eine grüne Wiesenfläche kann dem Auge, das Säuseln des Windes und das Murmeln des Baches kann dem Ohr wohltun; um Schönheit handelt es sich hier noch nicht. Nennen Sie mir nun Sinneseindrücke, auf die die Bezeichnung schön unzweifelhaft zutrifft: wohlgefällige Farbenzusammenstellungen, harmonische Zusammenklänge (Akkorde), melodische Tonfolgen, edelgeführte Linien und wohlgegliederte Gestalten, rhythmische Ton- oder Lautfolgen, rhythmische Bewegungen. Um den Unterschied von angenehm und schön festzustellen, fassen wir die Verknüpfung von Sinneseindruck und Gefühl ins Auge. Im ersten Fall, dem des Angenehmen, ist sie verhältnismäßig einfach. Der Eindruck wirkt angenehm, und zwar unmittelbar, weil er ein Bedürfnis des Organismus befriedigt. Die Entstehung einer ästhetischen Erregung ist nicht so einleuchtend einfacher Natur. Es müssen hier gewisse Bedingungen erfüllt sein. Welche?

Geben Sie Antwort auf folgende Fragen: Können wir einen Punkt schön nennen?, eine gerade Linie?, ein gleichseitiges Dreieck oder ein Rechteck?, einen Ton, einen Farbfleck oder eine einfarbige Fläche? Nein! Warum nicht? Weil zu allem Schönen etwas mehr gehört, ein Mannigfaltiges. — Sind nun mehrere Farben, mehrere Linien, mehrere Bewegungen, mehrere Töne von beliebiger Art, neben- oder nacheinander gesehen oder gehört, ohne weiteres schön? Nein, eine beliebige Mannigfaltigkeit genügt nicht. Nur was zusammenstimmt, erfreut. Mit welchen Ausdrücken bezeichnen wir dieses Zusammenstimmen? Mit Harmonie, Konsonanz, Melodie, Rhythmus. Warum wohl erfreut dieses Zusammenstimmen? Warum ist Lionardos Abendmahl mit seinem Christus in der Mitte und den beiden Gruppen von je drei Jüngern zu seiner Rechten und zu seiner Linken schön, schöner als 13 willkürlich durcheinandergewürfelte Figuren? Weil wir so das Mannigfaltige überschauen, d. h. zusammenfassen können zu einer Einheit.

Nun haben Sie die Formel, welche das Geheimnis des (sinnlich) Schönen erklärt oder wenigstens auf einen Begriff bringt. Einheit in der Mannigfaltigkeit. Einheit oder Regelmäßigkeit allein tut es nicht. Sie wirkt eintönig, langweilig, uninteressant, abstumpfend. Mannigfaltigkeit allein auch nicht; sie allein wäre bloß verwirrend, chaotisch, aufregend; sondern das eine in und mit dem andern. Erst die Verknüpfung einer Mannigfaltigkeit von Eindrücken zu einer Einheit, die uns ermöglicht, den Reichtum des Mannigfaltigen zusammenzufassen, wirkt ästhetisch.

Damit haben wir nun schon ein Prinzip des Schönen überhaupt, auch des Schönen der höheren Stufe, nicht bloß des sinnlich Schönen: das Formprinzip festgestellt. — Erinnern Sie sich, wie Ihnen zumute war, wenn Sie eine Witz- oder Anekdotensammlung oder einen Band Aphorismen in einem Zug durchlasen. Die Witze mögen ausgezeichnet, die Aphorismen glänzend sein, es ist nicht zum Aushalten. Warum? Wir fühlen uns überreizt, weil gleich immer etwas Neues kommt; und

wir fühlen uns abgespannt, weil die Stimmung oder die Formgebung in allem einzelnen zu gleichförmig ist. Die Versündigung an unserem ästhetischen Formgesetz, und zwar eine Versündigung nach den beiden entgegengesetzten möglichen Richtungen, rächt sich bei einem solchen Genuß.

c) Noch einen Unterschied haben wir zu beachten zwischen dem Schönen und dem Angenehmen; er betrifft den Geltungswert der beiden Begriffe. Setzen wir den Fall, wir sagen von einer Sorte Käse, er sei wohlschmeckend, oder von einem Likör, er munde uns, ein anderer aber bestreitet dieses Urteil, wie verhalten wir uns da? Wir werden lachend etwa sagen: De gustibus non est disputandum (chacun a son goût lautet das französische Sprichwort). Ein anderer Fall: Ergriffen von Bewunderung beim Anblick eines Sonnenaufgangs, eines menschlichen Angesichts, einer antiken Bildsäule rufen wir aus: Wie schön! wie wundervoll! Ein anderer findet denselben Anblick gewöhnlich, gemein, häßlich. Beruhigen wir uns da auch so leicht? Nein. Wir wehren uns für unsern Eindruck; wenn er nur echt und tief war, so sind wir geneigt, unser eigenes Urteil jedem zuzumuten, der fein und tief empfinden kann. — Dieser Unterschied zeigt sich schon in der Form unserer Urteile. Wir sagen: „Das schmeckt mir", „das mundet mir" und: „Das ist schön", „das ist häßlich". Nicht aber: „Das ist für mich schön", „das ist für mich häßlich". Auch fühlen wir uns immer versucht, jemanden, der gar keinen Sinn für das zeigt, was wir als schön empfinden, geschmacklos zu nennen. Wir reden von einem guten und von einem schlechten Geschmack. Wir sind nicht geneigt, dem Barbaren, dem Banausen, dem Philister das gleiche Recht zum ästhetischen Urteil einzuräumen wie dem fein Empfindenden und Hochgebildeten. — Was ergibt sich also in bezug auf den Geltungswert der in Rede stehenden Urteile? Den Urteilen über das bloß Angenehme schreiben wir lediglich private Gültigkeit zu. Das Urteil über das Schöne soll allgemein gelten. Das ist auch ein Grund, warum wir das Schöne höher schätzen als das Angenehme.

Zusatz: Es erhebt sich nun allerdings eine Schwierigkeit, wenn wir an die Kunstgeschichte und die Kunstbeurteilung im Laufe der Geschichte denken. Welche wohl? Haben die verschiedenen Zeiten, Völker und Kulturstufen immer das Gleiche für schön gehalten? Nein. Die Ideale des Schönen haben fortwährend gewechselt. Es scheint hier keine allgemeingültigen Regeln und Maßstäbe zu geben. Auch das Schöne scheint so relativ zu sein wie das Angenehme. — Sogar auf die Elemente des Ästhetischen erstreckt sich diese Wandelbarkeit: Disharmonien, die früheren, noch gar nicht weit zurückliegenden Zeiten mißfällig klangen, ertragen wir nicht nur, wir bevorzugen sie sogar vor mehr harmonischen Klängen. (Vergleich der Musik von Haydn und Mozart mit der von Wagner und Strauß.) Symmetrie im Aufbau, regelrechte Proportionen, harmonische Linien, die früher für unbedingt schön galten, werden von neueren Künstlern gemieden als leer und gehaltlos zugunsten von weniger regelmäßigen, aber kräftiger sprechenden Verhältnissen. Eine ähnliche Entwicklung zeigt die Geschichte des Rhythmus in der neueren Dichtung. — Immerhin zeigt dieselbe Kunstgeschichte, die so die Relativität des Schönen zu predigen scheint, daß diese Verschiedenheit und dieser Wandel der Urteile nicht ein Ergebnis launenhafter Willkür sind, sondern daß es sich hier teils um eine Entdeckung neuer ästhetischer Werte handelt, teils um eine gesetzmäßige und in dieser Gesetzmäßigkeit verständliche seelische Entwicklung.

II. Die Kunst und die höheren ästhetischen Gefühle. Kunst und Leben.

Wir haben im Bisherigen das Schöne vorwiegend in der Form betrachtet, wie es an Sinnesempfindungen geknüpft ist und aus ihnen entspringt, also die Elemente des Schönen oder das Elementarschöne. Nun gibt es aber auch höhere ästhetische

Gefühle. Das Schöne, in der Kunst beispielsweise, haftet durchaus nicht bloß an schön geformten Sinneseindrücken, sondern? Auch an Vorstellungen, Gedanken, Ideen. Diesen wenden wir uns nun zu und untersuchen sie in folgenden Fragen:

A. Was sucht der Mensch in der Kunst, die ihm die höheren ästhetischen Gefühle vermittelt? Was den Menschen zur Hervorbringung von Kunst und zum Genuß der Kunst treibt, finden Sie am besten von Schiller klargelegt, und zwar im Wechselgespräch des Chors am Schluß der ersten Szene der Braut von Messina („Sage, was werden wir jetzt beginnen" usw.). Zeigen Sie am Anschluß hieran, warum der Mensch unbefriedigt ist von einem Leben ohne Kunst oder doch ohne einen gewissen Ersatz für die Kunst.

Das ermüdende Gleichmaß der Tage, die Leere der Stunden und die lange unendliche Zeit machen das gemeine, stockende Leben des Alltags für uns unerträglich. Ohne gefühlsmäßige Erregung in Fürchten, Hoffen und Sorgen ist die Schwere des Daseins nicht auszuhalten. So sucht der Mensch Erregungen in Abenteuern, wie sie der Krieg mit sich bringt, dieser „Beweger des Menschengeschlechts" mit seinem Auf und Ab, oder die wilde Jagd, „dieses Gleichnis der Schlachten", oder die Gefahren des Meeres, dieser Göttin der ewig bewegten.[1]) Dasselbe Streben wirkt sich aus in roheren, von unserem idealistischen Dichter mit Stillschweigen übergangenen Formen: in Sport und Glücksspiel, im Rausch, in der Lust am Raufen und sinnlichen Orgien, in Vergnügungen wie den Gladiatorenspielen oder Stierkämpfen. Der Form nach auf einer Stufe mit diesen Erregungsmitteln erscheint nun hier beim Dichter das Schöne und die Liebe: „In das Gemeine und Traurigwahre webt sie die Bilder des goldenen Traums." Wie wollen wir demnach das ästhetische Bedürfnis in seinem seelischen Untergrund bestimmen? Überschüssige Kräfte, die vom reizlosen Leben nicht genügend in Anspruch genommen sind, verlangen nach Betätigung. Und die Kunst ist auch eines der Mittel zur Stillung dieses Bedürfnisses. Der Mensch, den es vor allem nach reichem und vollem Leben verlangt, sucht und findet in der Kunst ein bedeutenderes Erleben als das, welches ihm die normale Mittellage des Lebens gewährt, ein höheres und innigeres Gefühl des Lebens.

B. Was unterscheidet den Kunstgenuß von anderen Genüssen, die ästhetischen Erregungen des Erlebnisdrangs von den roheren, materielleren Formen seiner Befriedigung? Wie unterscheiden sich Kunst und Leben? Einer Verwechslung dieser beiden Größen machen sich die Sperlinge in der bekannten Anekdote von Zeuxis' Gemälde schuldig. Ebenso beruht darauf das Unkünstlerische der Tendenzdichtung. Inwiefern?

1. Sind die Sperlinge, welche die Trauben des Zeus anpicken, die richtigen Kunstgenießer? Nein! Zwar stellen sie der Technik des Malers ein für diesen sehr schmeichelhaftes Zeugnis aus; aber sie selbst erweisen sich als gemeine Spatzen, sofern ein Kunstwerk für sie in Betracht kommt als etwas Appetitreizendes. Nun kann ja ein Künstler auch einen derartigen Gegenstand darstellen. Allein will ein solcher, der etwa ein Stilleben mit saftigen Früchten malt oder einen mit einladenden Leckerbissen beladenen Frühstückstisch, will er unsere Eßlust wachrufen? Nein! Was will er dann? Er will uns eine Freude im reinen Schauen bereiten. — Wie urteilen wir über den Fall, daß ein Kunstwerk sinnliche Begierden im Beschauer weckt? Wir werden entweder auf Mängel in der Beschaffenheit des Kunstwerks schließen oder auf solche in der Seele des Genießenden. Entweder war der Sinn des Künstlers oder der des Beschauers lüstern, d. h. auch ästhetisch, nicht bloß sittlich unrein. Am

1) In humorvoller Weise stellt das Grimmsche Märchen von einem, der auszog, das Fürchten zu lernen, dieses Gemütsbedürfnis des Menschen dar.

feinsten ist das Wesen des ästhetischen Genusses in dem Goetheschen Wort bestimmt: „Die Sterne, die begehrt man nicht, man freut sich ihrer Pracht."

Wie kann man demnach den Unterschied des ästhetischen Gefühls von den anderen Gefühlen formulieren? Die anderen, die Lebensgefühle lösen ein Begehren aus; in den ästhetischen Gefühlen ist die enge Verbindung mit dem Willen aufgehoben; sie sind willenlos. Kant besonders hat die „Interesselosigkeit" des Gefallens am Schönen, seine völlige Losgelöstheit von allem Begehren und Wollen entschieden hervorgehoben. Er nennt daher das Schöne das, was ohne Interesse gefällt. Und Schopenhauer preist die Kunst wegen der Seligkeit im willenlosen Anschauen, die sie uns vermittelt. Vielleicht ist auch der Sinn der vielberedeten Katharsis des Aristoteles eben diese Ablösung des ästhetisch erregten Gefühls vom Willen.

Damit ist aller Tendenzkunst ästhetisch das Urteil gesprochen. Sie ist unkünstlerisch, weil sie uns aus der reinen Anschauung in die Aufregung der Willensspannungen, ja der Leidenschaft hineinreißt, weil sie uns eine bestimmte Willensrichtung aufdrängen will. „Wer mit der Tendenz eines Romans sympathisiert, weil er die gute Gesinnung des Künstlers verrät, weil er gut deutsch, bieder, fromm, patriotisch, königstreu oder das Gegenteil von alledem ist, der genießt nicht ästhetisch" (Hoffmann).

An demselben Fehler krankt die von unsern Klassikern überwundene Kunstauffassung der Aufklärung. Wie betrachtet dieses Geschlecht die Kunst? Als Mittel zu philosophisch-religiöser Belehrung und sittlicher Besserung. Noch ganz im Sinn der Aufklärung gedacht ist die Abhandlung des jugendlichen Schiller über die Schaubühne, „als moralische Anstalt betrachtet". Wie empfinden wir eine solche Kunsttheorie? Als nüchtern, prosaisch, schulmeisterlich. In der Abweisung einer solchen Anschauung von der Dienstbarkeit der Kunst anderen Zwecken gegenüber beruht das Recht des romantischen Schlagwortes: „L'art pour l'art." Recht hat dieses Wort, sofern es sagen will: Die Kunst hat Selbstzweck, sie trägt ihren Wert in sich selbst. Sie ist nicht abzuleiten aus anderweitigen Bedürfnissen, sei es wissenschaftlichen, sei es sozialen oder ethischen oder religiösen, und sie ist ihnen nicht dienstbar. „Was aber schön ist, selig ist es in ihm selbst."

2. Wir fragen uns: Worauf beruht es, daß die ästhetischen Gefühle sich in dieser Weise abheben von den Gefühlen des wirklichen Lebens? Das muß damit zusammenhängen, daß in beiden Fällen die Ursachen, die die Gefühle erzeugen, die Quellen, aus denen sie fließen, etwas wesentlich Verschiedenes sind. Warum ist die tragische Erschütterung, die der in einem Bühnenspiel dargestellte Mord in uns hervorruft, etwas ganz anderes als das Grausen, das uns packt, wenn wir Augenzeugen einer wirklichen Bluttat sind? Weil im letzteren Fall der Ernst des Lebens in seiner Furchtbarkeit an uns herantritt, während wir uns in ersterem Fall stets bewußt bleiben, daß wir einem Spiel anwohnen und nur ein Bild der Wirklichkeit vor uns haben. Dieses für die ästhetische Aufnahme notwendige Bewußtsein fehlt der Dienstmagd, die im Theater aufschreit, weil sie meint, es werde im Ernst einer totgeschlagen. — Wie würde der schlangenumwundene Laokoon, eine Niobe unter ihren sterbenden Kindern auf uns wirken, wenn sie nicht als Marmorbilder angeschaut würden, sondern als wirkliche Wesen von Fleisch und Blut vor uns stünden? Nur gräßlich bis zum Herzzerreißenden, nicht ästhetisch wohlgefällig. — Kunst und Leben unterscheiden sich wie Ernst und Spiel, wie Wirklichkeit und Schein; im ästhetischen Schein liegt das Wesen der Kunst und der Schönheit; in diesem Scheincharakter haben wir eine Grundbedingung und einen wesentlichen Teil des künstlerischen Genusses. Keinen Augenblick dürfen wir dem Kunstwerk gegenüber vergessen, daß wir nicht Wirklichkeit vor uns haben, sondern ein Bild, nicht die Sache, sondern ein Symbol der Sache. Der

Druck der Wirklichkeit muß wegfallen. Schiller hat nicht bloß in seinen wissenschaftlichen Abhandlungen, sondern auch in seinen Dichtungen dieser Erkenntnis häufig Ausdruck gegeben: „Ernst ist das Leben, heiter die Kunst." Der Sänger „wiegt das bewegte Herz zwischen Ernst und Spiel auf schwanker Leiter der Gefühle". „Zwischen Trug und Wahrheit schwebet noch zweifelnd jede Brust und bebet." Und besonders die sechste Strophe in dem Gedicht „An Goethe":

Doch leicht gezimmert nur ist Thespis' Wagen und er ist gleich dem acheront'schen Kahn;
Nur Schatten und Idole kann er tragen, und drängt das rohe Leben sich heran,
So droht das leichte Fahrzeug umzuschlagen, das nur die flücht'gen Geister fassen kann.
Der Schein soll nie die Wirklichkeit erreichen, und siegt Natur, so muß die Kunst entweichen.

III. Idealismus und Realismus in der Kunst.

1. Nun haben wir eine Grundlage gewonnen für das Verständnis und die Würdigung der beiden sich bekämpfenden und sich ablösenden Stilrichtungen, des Idealismus und des Realismus, deren Widerstreit unter wechselnden Namen sich durch die ganze Kunstgeschichte hindurchzieht, bis herab zu den Kämpfen der jüngsten Gegenwart zwischen Naturalismus und Impressionismus einerseits, Symbolismus und Expressionismus anderseits. Geben Sie Anschauungsbeispiele für diesen Stilgegensatz aus der bildenden Kunst und aus der Literatur.

Die Götter- und Heldengestalten der bildenden Kunst der Antike und der Renaissance — die gewöhnlichen, oft gemein anmutenden Typen des neueren Naturalismus (z. B. bei Zola) — Raffaels Madonnen — Rembrandts Bettler und Landstreicher — der Pförtner in Shakespeares Macbeth und dieselbe Gestalt in Schillers Übertragung dieses Stücks. — Derselbe Künstler kann sich der beiden Stilarten bedienen, je nach Stimmung und künstlerischer Absicht oder entsprechend seinen verschiedenen Entwicklungsperioden: In Shakespeares Tragödien die Träger der tragischen oder pathetischen Handlung und die Gestalten, welche die komischen und die Volksszenen füllen (Prinz Heinz und Falstaff; Hamlet und die Totengräber). Man vergleiche bei Schiller die Räuber, z. B. Schufterle und Spiegelberg, oder den Musikus Miller und seine Ehehälfte mit den Sprechern der Chöre in der Braut von Messina.

Zu beachten ist auch, daß die Bezeichnungen idealistisch oder realistisch nicht bedingungslos auf einen Künstler anzuwenden sind, sondern immer nur vergleichs- und beziehungsweise gelten. Das können Sie z. B. an Schiller sehen, wenn Sie seine Gedichte „Shakespeares Schatten" und „An Goethe" miteinander vergleichen. Inwiefern? Sich und seine Kunst empfindet er als realistisch gegenüber dem höfisch stilisierten französischen Klassizismus, und als idealistisch im Vergleich mit dem hausbackenen Realismus eines Iffland und Kotzebue. Die französischen Klassiker ihrerseits empfanden sich zu ihrer Zeit, wie aus Boileau zu ersehen ist, als Realisten gegenüber den Überstiegenheiten und dem Schwulst des italienisch-spanischen „Marinismus".

2. Kennzeichnen Sie nach diesen Anschauungsbeispielen und an der Hand der zuletzt erwähnten Schillerschen Gedichte den Unterschied der beiden Stilrichtungen in bezug auf Formgebung und Sprache, Gehalt, leitenden Gedanken und Zweck des Künstlers.

a) Der Idealismus liebt die strengen und edlen Formen, harmonische Gruppierung, kunstvollen Aufbau nach Art eines wohlgegliederten Werks der Baukunst; in der Dichtkunst kennzeichnet ihn die gehobene, getragene, vornehme, schwungvolle, feierliche Rede (s. dazu besonders die vorletzte Strophe in Schillers Gedicht „An Goethe"). Der Realist und besonders der Naturalist verwirft, ja verachtet diese Stilisierung des Stoffs durch die klassischen und klassizistischen Künstler; ihm ist die Formlosigkeit der nackten Natur lieber als ihre Formung und Bearbeitung nach Kunst-

gesetzen, von denen er eine Beeinträchtigung und Entleerung der Wirklichkeit fürchtet. Der realistische Dichter gebraucht die derbe, ungenierte Sprache des Alltagslebens und schreckt auch vor dem Gemeinen und Häßlichen nicht zurück („der Natur nachlässig rohe Töne").

b) Unterschied in bezug auf den Gehalt: Die realistische Kunst will uns sehen lehren, was an den Dingen der Wirklichkeit ist; sie bildet daher das Leben ab, so wie es ist, auch mit seinen häßlichen Seiten, ja oft gerade in dieser seiner Häßlichkeit und Kleinlichkeit. Die Idealkunst schafft eine neue Wirklichkeit; sie will uns in eine höhere Welt führen und bevölkert sie mit größeren und reineren Gestalten.

c) Die Losung des Idealismus ist Schönheit und Erhabenheit; er erhöht und überhöht die Wirklichkeit; er idealisiert. So sagt Schiller: Zweck der Kunst ist die Darstellung des Übersinnlichen, und Hegel: Das Schöne ist das sinnliche Scheinen der Idee. Die Losung der Realismus ist Wahrheit; sein Zweckgesetz gewissenhafte Treue in der Darstellung des Lebens, „Nachahmung der Natur". Er will nicht Schönes, sondern Charakteristisches geben.

Dem entsprechen die Vorwürfe, welche die feindlichen Brüder gegeneinander erheben. Der Realist spricht verachtend von der leeren Künstelei, dem hohlen Pathos, der theatralischen Pose, der unwahren Überstiegenheit des Idealisten; dieser seinerseits empfindet den Naturalisten als platt, trivial, ideenlos.

3. Würdigung der Bedeutung der beiden Richtungen.

Beide Stile können ihr Recht in dem Bedürfnis begründen, das wir in der Kunst befriedigen wollen. Will und soll uns die Kunst, wie wir sahen, ein erhöhtes Gefühl des Lebens verschaffen, hat sie uns ein bedeutsames Stück der Wirklichkeit in der Anschauung darzubieten, so legt der Realismus den Nachdruck darauf, daß es eben Leben und Wirklichkeit ist, was wir kräftig und lebhaft fühlen sollen, und nicht hoher und lügnerischer Schein; der Idealismus dringt darauf, daß diese Wirklichkeit auch bedeutsam, daß dieses Leben erhöhtes Leben ist. Der erstere kommt dem Bedürfnis des Menschen entgegen, sich im Irdischen heimatlich zu fühlen, der letztere dem Drang nach voller, unbedingter Entwicklung der Lebenskraft.

Immerhin dürfte der Idealismus in seiner Theorie, wenn auch nicht immer in der Praxis, dem ursprünglichen Sinn und Streben der Kunst näherkommen als die Theorie des Naturalismus. Eine Wachsfigur im Panoptikum, eine technisch vollendete Photographie sind zwar in ihrer Art möglichst treue Nachbildungen der Wirklichkeit, aber damit noch entfernt keine Kunstwerke. Warum nicht? Erinnern Sie sich daran, wie wir das ästhetische Bedürfnis bestimmten. Ein bloßer Abklatsch der Natur kann uns nicht befriedigen, da es uns in der Kunst ja gerade um lebhaftere Erregungen zu tun ist, als die sind, welche uns das Alltagsleben darbietet. Goethe sagt: „Wenn ich den Mops meiner Geliebten abmale, so habe ich zwei Möpse, aber immer noch kein Kunstwerk." — Annehmbarer, aber allerdings schon nicht mehr streng naturalistisch ist die Begriffsbestimmung der Kunst durch den Naturalisten Zola, das Kunstwerk sei un coin de la nature vu par un tempérament.

IV. Die Kunst und die anderen höheren Lebensgebiete. Das Schöne und sein Verhältnis zum Guten, Heiligen und Wahren.

1. Wenn auch die Kunst, wie wir sahen, nicht als Mittel zu einem fremden Zweck betrachtet werden darf, als Dienerin fremder Mächte, so schließt das nicht aus, daß sie Wirkungen auf die übrigen Lebensgebiete ausübt; von da aus erhebt sich die Frage nach ihrem Wert im Haushalt des Lebens. Sie kennen aus der Geschichte große Männer und Parteirichtungen, welche im Interesse von Sittlichkeit und Religion

oder Wahrheit der Kunst mißtrauisch, ja feindselig entgegentreten. Wer sind diese Männer und diese Richtungen und welche Gründe machen sie gegen die Kunst geltend? Gibt die Erfahrung ihnen recht?

Es sind im allgemeinen die Vertreter eines sittlichen, religiösen oder auch philosophischen Rigorismus, die an der Kunst nur die Seite sehen, nach der sie Genuß ist, demgemäß sie unter den Begriff des Luxus fällt, der ihnen als verwerflich gilt. Schon Platon bekämpft in seinem Staat besonders die Dichtung und namentlich die Tragödie, aber überhaupt die schönen Künste, weil sie die Sinnlichkeit verklären und die Seele auflockern und weich machen. — Das Christentum der ersten Jahrhunderte zeigt eine gewisse Kunstfeindlichkeit, die in der Christenheit immer wieder, besonders in Gärungs- und Erregungszeiten, hervorbrach: die Bildersturmbewegungen, der Pietismus in Deutschland, der Puritanismus in England, dieser Feind des Theaters und des Volkslieds, dem sogar die Orgel in der Kirche des Teufels Dudelsack war.

Rousseau, der Prophet der unverbildeten Natur, klagt neben der Wissenschaft auch die Kunst an, der Menschheit nicht sittliche Förderung, vielmehr den sittlichen Verfall gebracht zu haben. In neuester Zeit erhob Tolstoi ähnliche Anklagen.

Welches Zeugnis legt die Geschichte selbst ab in unserer Frage? Gehen künstlerische und sittlich-religiöse Aufwärtsentwicklung Hand in Hand? — Wir müssen Rousseau und anderen Kritikern darin recht geben, daß Zeiten der Kunstblüte und gesteigerter Kunstempfänglichkeit keineswegs immer Zeiten eines sittlichen Hochstandes sind, sondern vielfach zusammenfallen mit beginnendem staatlichen und sittlichen Niedergang: Italienische Renaissance, bourbonische Kultur in Frankreich. Auch Hegel sagt: „In der Dämmerung beginnt die Eule der Minerva ihren Flug." An Gegenbeispielen fehlt es übrigens auch nicht. Das Elisabethanische Zeitalter, dasjenige Shakespeares, leitet keinen Verfall für England ein; die Blütezeit der klassischen Dichtung in Deutschland, die Werke Lessings, Schillers und Goethes legen sogar den Grund zu einem beispiellosen Aufschwung des deutschen Geistes. Wir sehen: aus einzelnen geschichtlichen Erfahrungsbeispielen läßt sich bei diesem Für und Wider kein eindeutiges Ergebnis gewinnen, oder wie Schiller sagt: Die Erfahrung ist der Richterstuhl nicht, vor dem sich diese Frage ausmachen läßt. Warum nicht? Weil sich aus dem einzelnen Beispiel immer nur etwas über eine bestimmte Kunst wie über eine bestimmte Kultur ergibt, nichts über Kunst und Kultur im allgemeinen.

2. Also führt hier nur philosophische Besinnung über die Begriffe und ein kulturphilosophischer Überblick im großen zum Ziel. Das reifste Ergebnis einer solchen Betrachtung hat Schiller niedergelegt in den Briefen über ästhetische Erziehung und in seinen Gedichten: „Die Künstler" und „Das Ideal und das Leben". Lesen Sie diese Gedichte und entwickeln Sie ihre Grundgedanken.

Wo es zu handeln und zu kämpfen, zu dulden und zu leiden, auch mit anderen zu leiden gilt, da ist die Kunst nicht an ihrem Platze. Das besagen die Strophen der Antithese in „Ideal und Leben". Darum ist das Unterfangen eines Ästheten wie Nero ein Ereignis, bei dem andere leiden, wie den Brand Roms zum Gegenstand des Kunstgenusses zu machen, nichts anderes als eine Roheit. Die Kunst hat ihre Bedeutung als Erholung und Erhebung vom Lebenskampf und gibt den Stunden der Ruhe ihre Weihe und feierliche Verklärung. Durch die Kunst wird zwar der Mensch nicht ohne weiteres sittlich, wie er übrigens noch weniger unsittlich durch sie wird. Wohl aber erweist sie sich in der Entwicklung der Menschheit mittelbar als eine sittigende Macht, in doppelter Hinsicht. Einmal im Anfang der Entwicklung: indem sie den zügellosen Wilden von seiner rohen Selbstsucht und sinnlichen Gier

befreit und zu den reineren Freuden einer von der Begierde abgelösten Beschaulichkeit erzieht, erweist sie sich als eine Vorstufe der sittlichen Bildung. Sodann ist es wiederum die Kunst, die das Gebäude der Sittlichkeit krönt und ihm die höchste Weihe gibt: Der moralische Charakter ist erst dann vollendet, wenn er als „schöne Seele" sich darstellt.

Das deutsche Lesebuch.

Von **Rolf Neumann** in Sprottau (Schlesien).

Die Neugestaltung des Geschichtsunterrichtes durch den neuen Lehrplan von 1915 wird notwendigerweise auch auf unsere Lesebücher zurückwirken müssen. Denn der größte Teil der Prosalesestücke sowie ein sehr erheblicher Teil der epischen Dichtung (einschl. Balladen) dient nun einmal zur Ergänzung des geschichtlichen Lehrstoffes oder knüpft an ihn an. Somit werden wir mit Sicherheit nach dem Kriege eine in manchen Bänden nicht unerhebliche Veränderung des Inhaltes zu erwarten haben. Darum erscheint es mir gerade jetzt an der Zeit, mit Wünschen und Vorschlägen hervorzutreten, die alsdann mit berücksichtigt werden könnten. Ich beschränke mich dabei zunächst auf die geschichtlichen Stoffe des Lesebuches.

Für VI ist bei der Zusammenstellung des Lesebuches vor allem die Frage von Bedeutung, ob für die erste Stufe (Geschichtserzählungen) ein mit Quinta vielleicht gemeinsames Lehrbuch eingeführt wird. Im Interesse vieler Wiederholungen dürfte dies entschieden zweckmäßig sein, ebenso auch für die Umgrenzung des Stoffes. Dem Geschichtslehrstoffe müßten auch die Gedichte entsprechen: neben solchen sagenhaften Inhaltes nur solche, die andere historische Voraussetzungen als die in der Geschichtsstunde erworbenen nicht nötig machen. Der geschichtliche Stoff des Quintalesebuches müßte nunmehr vorzugsweise brandenburgisch-preußische Geschichte umfassen, und selbstverständlich wären Erzählungen aus dem Weltkriege ausgiebig zu berücksichtigen. Gekürzt werden müßte dafür der antike Sagenstoff; freilich würde eine Zusammenziehung der Sagen zum Zwecke der Raumersparnis nur zur Trockenheit, vielleicht Ungenießbarkeit führen. Zweckmäßiger wäre folgendes: Da die Gymnasien und Realgymnasien vielfach dieselben Sagenstoffe in ihren lateinischen Übungsbüchern wiederfinden, so müßte zum mindesten für jede Provinz, besser für den ganzen Staat einheitlich festgesetzt werden, welche Sagengruppe etwa dem Lateinunterrichte als Pflichtlesestoff zu überweisen sei und welche dem Deutschunterrichte verbleibe. Die Quartalesebücher bringen als geschichtliche Stoffe naturgemäß vorwiegend solche aus der griechischen und römischen Geschichte. Das muß natürlich so bleiben. Aber ich glaube, das nicht übermäßig große Interesse unserer Jungen an diesen Stoffen könnte wohl belebt werden, wenn einmal z. B. Herodot selbst in einer guten, flüssigen Übersetzung zu ihnen spräche, wenn also Quellen geboten würden statt Nacherzählung. Von besonderer Wichtigkeit ist der geschichtliche Lesestoff im Pensum der Untertertia, die anderthalb Jahrtausende Geschichte verarbeiten soll. Dies ist in den zwei Geschichtsstunden natürlich nicht durchzuführen, das Deutsche muß helfend eingreifen. Vorzugsweise zu berücksichtigen wären kulturgeschichtliche Stoffe, die der Geschichtsunterricht nur streifen kann. Dazu aber sind, wie es leider noch nicht in allen Lesebüchern geschieht, trockene Darstellungen zu vermeiden und lebhafte, persönliche Erzählungsbruchstücke heranzuziehen, wie sie in den geschichtlichen Romanen Dahns, Freytags, Scheffels in fast überreicher Zahl zu finden sind. Ein sehr lebhaftes Interesse und ein oft überraschendes Verständnis haben unsere 12—14jährigen Jungen dann besonders für „Realien". Als ich z. B. kürzlich mit

meiner Quarta ein Lesestück über deutsche Kriegsschiffe las, war eine Anteilnahme zu finden, wie sie alle Helden der antiken Sage und Geschichte niemals hervorzurufen vermochten. Aber in jedem Absatze mußte ich ungezählte Einzelheiten verändern, verbessern, weil sie veraltet waren. Das betreffende Lesestück stammte nämlich aus dem Jahre 1902, seit dem der Kriegsschiffbau bekanntlich sehr erhebliche Veränderungen durchgemacht hat. Dieses Verbessern hält natürlich ungemein auf und erschwert auch dem Schüler die inhaltliche Aneignung des Stückes. Für solche technischen Realien und dgl. ist also dringend zu fordern, daß der Inhalt nicht wesentlich veraltet sein darf.

In den Lesebüchern der Tertia kommt weiterhin ein Stoff hinzu, der rasch veraltet, die Stücke kolonialen Inhaltes. Niemand wird die hohe Bedeutung dieser Stoffe leugnen, und wir haben in den Schilderungen von Wißmann, Peters, Leutwein, Schwabe u. a. m. genügend Stoff, um wertvolle Stücke daraus zu holen, die uns die Erwerbung und Entwicklung unserer Schutzgebiete sowie die Eigenart von Land und Leuten derselben kennen lehren. Die älteren Schriftsteller beschreiben vielfach zu stark, die genannten erzählen meist eigene Erlebnisse, was nicht nur dem Tertianer, sondern auch uns Erwachsenen doch zweifellos ungleich interessanter ist.

Damit durch Veraltung der Lesestücke, die Heer, Flotte und Schutzgebiete behandeln, nicht gleich das ganze Lesebuch veraltet, wäre es m. E. das beste, etwa den Lesebüchern von IV—OIII einen besonders zu kaufenden Anhang mitzugeben, der mindestens alle drei Jahre zu prüfen und dementsprechend zu verändern und erneuern wäre. Auch hiermit wäre ein gut Teil der „weytbeschreyten" staatsbürgerlichen Erziehung zu leisten!

Eine ganze Gruppe von Lesestücken möchte ich gerne völlig aus dem Lesebuche entfernt sehen: die naturwissenschaftlichen. In den Lesebüchern führen sie meist ein sehr beschauliches Dasein, indem sie nicht gelesen werden. In den Unterklassen fehlt dazu die Zeit, und in den mittleren Klassen kommt ein zweiter Umstand dazu, der den Deutschlehrer argwöhnisch auf sie blicken läßt: Er beherrscht physikalische oder chemische Darstellungen stofflich oft nicht mehr genügend, ist bei dem raschen Fortschreiten naturwissenschaftlicher Erkenntnis häufig gar nicht mehr in der Lage festzustellen, ob die gelesenen Stücke mit dem Stande der Wissenschaft noch übereinstimmen. Diese Tatsache könnte ich an zahlreichen Einzelbeispielen belegen, glaube damit aber nur Überflüssiges zu sagen.

Meine Forderungen sind also folgende: Die rein naturwissenschaftlichen Lesestücke sind als Ballast aus dem deutschen Lesebuche zu entfernen; an ihrer Statt können naturkundliche Lesebücher eingeführt werden, zweckmäßig etwa in Klassengruppen (für VI—IV, UIII—UII, eventuell OII—OI).

Das deutsche Lesebuch dient neben dem eigentlichen Deutschunterrichte der Ergänzung zu Geschichte und Erdkunde, d. h. im ganzen also dem, was jetzt vielfach zusammenfassend als Deutschkunde bezeichnet wird. Bei der Wahl der geschichtlichen Lesestücke ist darauf zu halten, daß möglichst nicht Beschreibungen, sondern erzählende Darstellungen geboten werden. Das gleiche gilt für erdkundliche Lesestücke.

Lesestücke rasch veraltenden Inhaltes (Heer, Flotte, Kolonien, Erderforschung) sind in besonderen Anhängen zu vereinigen, die etwa alle 3 Jahre überprüft und nötigenfalls erneuert werden. Gerade diese Teilung der Lesebücher in lange bleibende und rasch zu verändernde Teile ist am besten imstande, die Interessen der Schule und des Verlagsbuchhandels gleichmäßig zu berücksichtigen.

Die Hausbücherei unserer Schülerinnen.

Von **Adolf Sellmann** in Hagen i. W.

Wenn man eine neue Klasse im Deutschunterricht bekommt, so möchte man auch bald die Leistungen jeder einzelnen Schülerin kennen lernen und jede in ihrer Besonderheit und Eigenart verstehen, man möchte die ganze Gedankenwelt jedes einzelnen Mädchens umfassen und die Art und die größere oder geringere Selbständigkeit des Denkens erkennen. Gerade dies Letztgenannte scheint mir die Hauptsache zu sein.

Das beste Mittel dazu ist sicherlich der deutsche Aufsatz. Wenn er wirklich selbständig gemacht ist und auch genügend Raum läßt für freie und selbständige Gedankenbewegung, so ist er ein sicheres Mittel, an die geistige Eigenart der Schülerin heranzukommen.

Ein anderes Mittel kenne ich, das nach meinem Dafürhalten ebenfalls sehr zuverlässig ist. Wenn ich Gelegenheit hätte, all die Büchereien der einzelnen Schülerinnen zu durchmustern, so würde mir dadurch mancherlei Wichtiges und Wertvolles kundgetan. Was man geistig ist, ist man nicht allein durch sich selbst, sondern auch durch den Einfluß von außen her. Wenn ich wissen will, wie ein Mensch denkt und empfindet, so brauche ich nur seine Bibliothek zu kennen, und es wird mir manches klar und durchsichtig. Die Bücherei ist allerdings in vielen Fällen bei unseren Schülerinnen etwas, was ihre Umwelt, ihre Verwandtschaft, die Eltern, Geschwister, Oheime und Tanten begründet haben. Aber dadurch, daß das Kind die Bücher gelesen hat, ist es beeinflußt worden. Vielfach indessen ist auch schon diese Bücherei das Ergebnis des freien Willens selbst, den die Schülerin auf Weihnachtszetteln und in Geburtstagswünschen geäußert hat. Vielfach ist diese Bücherei auch eine Wirkung guten Schulunterrichtes. Der Geographielehrer, die Geschichtslehrerin, die naturwissenschaftliche Lehrkraft, besonders auch der Deutschlehrer, haben es verstanden, die Schülerin in besonderer Weise zu fesseln und sie zur Anschaffung wertvoller „belletristischer" oder wissenschaftlicher Werke zu veranlassen.

Diese beiden Erwägungen, daß sowohl der Aufsatz als auch die Hausbücherei sicheren Aufschluß über die Gedankenwelt der einzelnen Schülerin geben können, führte mich dazu, als Aufgabe für den ersten Aufsatz in der I. Lyzeumsklasse im Schuljahr 1918/19 zu stellen: „Meine Bücherei". Da ich indessen nicht dafür schwärme, daß man so ganz freie Aufsatzthemen stellt, bei denen jedes einzelne Kind gerade das schreiben kann, was ihm gerade zufällig in den Sinn kommt, so knüpfte ich meine Aufgabe an eine kleine Novelle von Theodor Storm an, die sich in unserem Lesebuch befindet. Es ist die kleine und reizende Erzählung „Marthe und ihre Uhr". Das gab die rechte Stimmung für einen derartigen Aufsatz, der Möbelstücke und Bücher beschreiben soll. Storm überträgt sein Seelenleben in feiner stimmungsvoller Weise auf die Dinge seiner Umgebung. Das sollen auch die Schülerinnen mit ihrem behenden Verstand tun. Und wenn man sich so recht in die Stormsche Novelle vertieft hat, dann wandern unbemerkt nicht nur die Gedanken, sondern auch Redewendungen und noch bisher unbekannte Worte in den Aufsatz unserer Schülerinnen hinüber. Das ist an und für sich keine Unselbständigkeit und keine Einengung, sondern das

ist innere Bereicherung und Steigerung der sprachlichen Gewandtheit. All unsere großen Dichter haben sich irgendwie an Muster und Vorbilder angelehnt. Sie haben aus allen Quellen geschöpft, die neben ihrem Lebensweg sprudelten, und sie sind dadurch nur um so lebendiger und frischer geblieben.

Aus den 32 Aufsätzen der Klasse erfuhr ich nun nicht nur, was die Schülerinnen für Bücher in ihrer Bibliothek hatten, sondern auch wie sie über einzelne Bücher urteilten. Die Schulbücher schlossen die Schülerinnen mit feinem Instinkt fast allgemein aus. Das sind Bücher, die man haben muß, und die einem unter Umständen zur Qual werden. Von den Schulbüchern behauptete ein keckes Mägdlein: Sie können am gefährlichsten sein, können mit ihren vielen Regeln, Vokabeln und Gesetzen den Geist töten; sie können aber auch, wenn sie richtig verstanden und gebraucht werden, am meisten Gutes wirken. Vor der Schulbücherecke stehe ich mit gemischten Gefühlen." Einige erwähnen allerdings Wörterbücher, besonders den Duden, als wichtige Bestandteile ihrer Bibliothek.

Die ersten Bücher, worüber sich die Mädchen freuen, sind unbestritten die Märchenbücher. Eine Schülerin ruft bei der Rückerinnerung an diese Märchenzeit erfreut aus: „Ach, was habe ich doch gern die Märchen gelesen!" Und die Kinder- und Hausmärchen von den Gebrüder Grimm stehen zu meiner Freude im Vordergrund. Andersens Märchen sind ebenfalls verschiedentlich genannt. Auch Bechstein wird erwähnt. Erfreulicherweise werden nur einmal die undeutschen Märchen aus „Tausend und eine Nacht" genannt.

Die Grimmschen Märchen sind wirklich ein Hausbuch des deutschen Volkes geworden. Das ist mir hier wieder klar geworden. Die Mütter lesen daraus schon den Kleinen, die noch nicht lesen können, vor, und mit heißen Wangen und glänzenden Augen hören diese zu. Die Grimmschen Märchen werden vererbt von der Mutter auf die Tochter. Eine beschreibt dieses Buch ihrer Bibliothek folgendermaßen: „Dieses abgegriffene Buch, welches meine Mutter als Kind schon gehabt hat, erinnerte schon durch seinen eigenartigen, alten Geruch, den es ausströmte, und seine vergilbten Blätter an vergangene Zeiten, in denen es noch Zwerge und Hexen gab."

In anderen Büchereien sieht Grimm ganz anders aus. Da ist es ein schöner roter Prachtband, der ganz neu vom Buchhändler auf den Geburtstagstisch und von da in die Bücherei wanderte. „Es ist das erste meiner Bücher, ich bekam es zum 7. Geburtstag." Eine andere schreibt: „Soviel ich noch weiß, ist dies das erste Buch, das ich außer meinen Schul- und Bilderbüchern besaß. Dieses Buch habe ich immer wieder und wieder gelesen, und als ich später noch einige Bücher hinzubekam, war und blieb mir dieses doch das liebste. Wie schön waren aber auch die Märchen vom Eselein, das die Königstochter heiratete und dadurch menschliche Gestalt erhielt, vom eisernen Ofen, in dem der verzauberte Königssohn saß, den eine Königstochter erlöste, und dann die wunderschöne Geschichte vom Fischer und siner Fru."

Auf das Märchenbuch folgt nun das „Geschichtenbuch". Nun kommen Johanna Spyris „Heidi" und Christoph v. Schmidts schönste Erzählungen u. a. zu Worte. Das Hauptgeschichtenbuch, das nur zwei meiner Schülerinnen nicht kannten, war Spyris „Heidi". Sie hatten alle es mit großer Anteilnahme gelesen, und auf Anfrage hin gestanden es auch die meisten, daß sie mit der kleinen Heidi bitterlich geweint hatten, als sie bei Sesemanns in der Stadt Heimweh nach ihren Bergen bekam.

Nun werden aber auch die Kränzchenbücher, die Töchteralben, die Jugendgartenbücher, die deutschen Mädchenbücher, Herzblättchens Zeitvertreib und wie diese Sammlungen sonst heißen mögen, eingereiht. Mir haben die Mädchen Bücher dieser Sammlungen mitgebracht. Ich wollte die Bücher, die meine Schülerinnen so genau kannten, auch kennen lernen und sehen, welchen Wert sie hätten. Man kann nicht behaupten, daß das alles Schund wäre. Es finden sich sehr gute Sachen darunter. Auch künstlerisch läßt sich gegen vieles nichts einwenden. Früher ist m. E. bei derartigen Sammlungen viel mehr Spreu vorhanden gewesen als heute. Damit will ich nicht behaupten, daß heute hier jeder Schund ausgeschlossen sei. Auch diese Bücher werden teilweise von den Müttern auf die Töchter vererbt.

In dieser „Geschichten"periode, die ich bis zur IV. Lyzeumsklasse ausgedehnt sehen möchte, spielt noch das Stoffliche eine große Rolle. Hier entsteht schon die rechte Lesewut, die zum Teil geradezu krankhaft ist, so daß, wie ich aus einem Aufsatz erfuhr, ein guter Oheim einer meiner Schülerinnen, die eine solche Leseratte war, wohl mit Recht ins Album geschrieben hatte: „Lesen ist gut, arbeiten ist besser."

Auch noch andere, weniger gute Erzählungsliteratur findet man heute in den Büchereien unserer Schülerinnen. Eine schreibt: „Ich hatte noch einen großen Wunsch, der mir erst vor kurzer Zeit erfüllt wurde. Ich wünschte mir eine Karl-May-Bibliothek. Ich hatte bei meiner Tante schon viele Bücher von ihm gelesen, und sie gefielen mir ausgezeichnet. Endlich, am 1. Ostertag bekam ich sie zur Belohnung für mein Zeugnis. Natürlich kamen sie sofort in mein Fach. Und ich war sehr stolz. Auch habe ich einige Romane von Marlitt, die ich sehr gern lese."

Eine andere erzählt von Büchern der Nataly v. Eschstruth und der E. Werner, die sie mit Freuden gelesen, ja geradezu verschlungen hat. Ich habe bei der Zurückgabe der Aufsätze darauf hingewiesen, daß diese Bücher wenig wertvoll seien, und daß die Verfasserin E. Werner eigentlich Emilie Bürstenbinder heiße. Die Schülerinnen waren auch sogleich nach einigen Einwendungen einverstanden, daß dieses minderwertige, unter Umständen schädliche Kost sei. Manche sagten: „Man vergißt solche Geschichten schnell wieder, weil sie alle so gleich sind." Eine andere behauptete, daß man nichts daraus lernte, weil sie nicht die Wirklichkeit schilderten. Sie seien viel zu süßlich. Eine dritte Schülerin sagte, in solchen Geschichten heirateten die Mädchen alle schon mit 17 Jahren. Derartige Behauptungen braucht man nur abzurunden und zu unterstreichen, und man hat die Mädchen für immer vor solchem Schund bewahrt.

Allmählich werden die Kinder in der III., II. oder I. Klasse schon ernster und urteilsfähiger. Eine Schülerin schreibt: „Man verlangt, wenn man älter wird, nach ernsterem Stoff." Die Mädchen wollen nun nicht mehr nur sich belustigen oder unterhalten sein. Sie haben Hunger nach gediegener, geistiger Nahrung. Besonders wertvoll sind ihnen nun Romane, in denen ernste Arbeit steckt, die geschichtlich treu sind und auf zuverlässigen geschichtlichen Quellen oder auf zuverlässiger wissenschaftlicher Arbeit aufgebaut sind. Wertvoll sind ihnen Erzählungen, die ihnen eine geschichtliche Zeitepoche an dem Schicksal eines Einzelmenschen oder einer einzelnen Familie klarmachen. „Sehr gern lese ich solche Bücher, wo neben geschichtlichen Ereignissen auch von einzelnen Menschen und ihrem Tun und Denken die Rede ist. Mir hat dies besonders gefallen bei einem Buch von Rosegger, in dem

die Tiroler Geschichte von 1806 geschildert wird. „Peter Mayr, der Wirt an der Lahr". Man bekommt, meiner Ansicht nach, erst dann den rechten Begriff von jener Zeit, wenn man mit dem einzelnen mitfühlen lernt."

Nun kommen Schriftsteller wie J. V. Scheffel („Ekkehard"), Willibald Alexis und Gustav Freytag zu ihrem Rechte. Nun hat aber auch das Mädchen mehr Freude und Anregung von Büchern, die einen streng wissenschaftlichen Charakter haben. Nun schwärmt es auch von einem Geschichts-, erdkundlichen oder naturwissenschaftlichen Werk, das belehrend und unterhaltend zugleich, vielleicht auch noch mit besonderen Bildern ausgestattet ist.

Jetzt ist die Zeit da, in der das Mädchen den Wunsch hat, auch die Klassiker in ihre Bücherei mit aufzunehmen, und viele erzählen davon, wie sie stolz sind auf ihre Klassiker.

Hierbei werden die Mädchen oft auch durch einfache, nüchterne Erwägungen geleitet. Sie haben den Wunsch, durch ihre Bücherei auch in ihrer Schularbeit gefördert zu werden. Nun wird auch der Fachlehrer neben dem Deutschlehrer von maßgebendem Einfluß auf die Neuanschaffungen für die Bibliothek.

Manche noch tiefer angelegte Mädchen wollen aber durch das Buch, das in ihrer Bibliothek steht, noch mehr. Sie wollen innerlich dadurch gefördert werden. Sie wollen in dem Buch einen Führer und Berater auf dem Lebensweg, einen guten Freund in der Einsamkeit haben. Einige Schüler weisen in diesem Zusammenhang hin auf die Bibel, das Buch der Bücher, das zumeist von der Konfirmation her in die Bücherei mit aufgenommen wurde. Eine Schülerin schreibt, und der ganze Aufsatz zeigt mir, daß die Behauptung keine Redensart, sondern ernst gemeint ist: „Aus jedem guten Buch soll man etwas Wertvolles für sein Leben schöpfen. Dann benutzen wir die Bücher recht, wenn sie uns bessern. Wenn wir von jedem guten Buch etwas Gutes lernen, dann ist eine gute Bücherei ein unersetzbares Erziehungsmittel."

In manchen Büchereien spielt auch noch das alte Bilder- und Kinderbuch eine große Rolle. Da ist es u. a. „Kinderlust" von Hermann Kaulbach und auch „Der Struwwelpeter". Manche sind auch stolz auf ihren Wilhelm Busch. Bei der Nennung dieser Bilderbücher strahlt ihr Auge. Das sind Erinnerungen an die früheste Kindheit. Bilder und Verse sind eiserner Bestand des Gedächtnisses. Ungewollt kommen solche Verse in die Feder:

„Weh, jetzt geht es klipp und klapp
Mit der Scher' die Daumen ab,
Mit der großen, scharfen Scher'."

Solche Bilderbücher, besonders die von Wilhelm Busch, bleiben Lieblingsbücher für immer, und sie werden mit Freuden an das kommende Geschlecht weitergegeben, dabei sind die Bilder die Träger der Gedanken bei dem kleinen Volk, das noch nicht lesen kann. Hieraus sollte Mutter immer wieder vorlesen, auch zu einer Zeit, wo sie andere wichtigere Dinge zu tun hat. Und wie die Schülerinnen es von ihren Müttern oft unwirsch und ungeduldig verlangt haben, so wird, will's Gott, es auch ihnen gegenüber in kommender Zeit geschehen.

Es ist für mich eine Überraschung gewesen, daß auch das deutsche Lesebuch in diese Bücherei, die der Unterhaltung, Belehrung und Anregung dienen

soll, mit eingereiht wurde. Es gibt heute viele Feinde des Lesebuches. Sie behaupten, diese zerstückelte Häppchenkost verderbe nur Geist und Geschmack der Schüler. Ich persönlich glaube nicht daran, daß es so ist. Im Gegenteil, das Lesebuch kommt der Art der Kinder sehr entgegen. Sie lesen gern darin, gerade weil es so kurzweilig ist. Und das gute Lesebuch hat doch nur gute Lesestoffe. Eine Schülerin behauptet von ihren deutschen Lesebüchern: „Sie sind mir eine Quelle reiner Freude. So viel anregende und verschiedenartige Stoffe finde ich wohl in keinem anderen Buche wieder."

Daß die Zeitereignisse sich auch in diesen Mädchenbüchereien widerspiegeln, ist selbstverständlich. Es ist überraschend, wie viele Kriegsbücher sich heute dort befinden; von Immelmann und Boelcke, vom Grafen v. Dohna-Schlodien, von Nerger usw. usw. Auch viele Gedichtbücher, die erst der Krieg hervorgebracht hat, z. B. Herzogs „Ritter, Tod und Teufel" oder Lersch' „Herz, aufglühe dein Blut", sind mit Freuden in diese Büchereien aufgenommen. Auch das Reformationsjubeljahr ist nicht spurlos vorübergegangen. Viele Mädchen weisen mit Stolz auf Lutherbücher hin.

Ich konnte bei meiner Klasse genau die Spuren des Deutschlehrers der vorigen Klasse an einigen Büchern erkennen, von denen im Deutschunterricht früher gesprochen war, und die sich eine ganze Reihe von Schülerinnen angeschafft hatten. So schreibt auch eine Schülerin: „Auch Bücher, die uns in der Schule, z. B. in der deutschen oder Geschichtsstunde, empfohlen werden, wünsche ich mir zu Weihnachten oder zum Geburtstag, wie z. B. jetzt die ausgewählten Werke von Th. Storm." Diese letzte Bemerkung zeigte mir schon, wie meine Besprechung der Theodor Stormschen Werke gewirkt hatte. Wir hatten uns ziemlich ausführlich und gründlich in einer Reihe von Stunden über Stil, Eigenart und Wert der Stormschen Poesie unterhalten. Ich hatte in keiner Weise gefordert, daß sie sich die Stormschen Werke anschaffen sollten. Aber die Kaufkräftigsten waren sofort zu den Buchhändlern geströmt, um mit Genehmigung der Eltern sich die Werke dieses Dichters zu erstehen. Ich erfuhr zufällig von den Buchhändlern der Stadt, daß überall diese Werke nicht mehr zu haben seien. Andere weniger Kaufkräftige waren zu den Leihbibliotheken der Stadt gegangen, und auch dort waren die Stormschen Werke bald nicht mehr zu haben. Andere hatten den festen Plan gefaßt, zum nächsten Geburtstag oder Weihnachtsfest diese Bücher auf den Wunschzettel zu schreiben. Diesen großen Einfluß hat der Deutschlehrer; darüber läßt sich wohl nicht streiten. Und ich bin sicher, daß meine Vorliebe für Storm sehr bald auch in den meisten Hausbüchereien meiner Schülerinnen zu spüren ist.

Aber das ist ja nur eine Quelle, von der aus solche Hausbüchereien gespeist werden. Daneben sind noch eine Reihe anderer Quellen vorhanden, und deshalb bleiben doch die einzelnen Hausbüchereien nach Umfang und Wert sehr verschieden. Bildung und Wohlstand der einzelnen Familie bleibt immer noch der Hauptfaktor bei der Verschiedenheit dieser Bibliotheken.

Ganz verschieden ist auch dementsprechend der Ort, wo diese kleinen oder großen Hausbüchereien aufbewahrt werden. Manche Schülerinnen teilen sich bescheiden mit Bruder oder Schwester oder Geschwistern oder auch noch mit Vater und Mutter in das Bücherregal oder in den Bücherschrank. Andere haben indessen schon für

ihre eigene Person einen eigenen Bücherbehälter. Die eine hat ein hübsches, helles Eichenbücherbrett. Die andere hat eine Schrankschublade. Eine dritte hat eine buntfarbige Bücherkiste. Eine vierte hat ein kleines, weißes Schränkchen, das schon ein altes Erbstück ist. „Die Tür mit allerlei Schnörkeln, das Schlüsselloch erschrecklich groß. Vater sagt, der Schrank sei schon sehr alt."

Mit den Jahren kommt natürlich nun auch das immer bessere Verständnis des Bücherinhaltes. „Als ich kleiner war, sah ich nur auf die Erzählung. Jetzt denke ich über das Geschriebene nach." Und bei diesem wachsenden Verständnis kann man als Deutschlehrer mit behilflich sein. Denn das ist das Wertvollste eines solchen Aufsatzes: Ich lerne nicht nur die Gedankenwelt meiner Schülerinnen kennen, ich habe nun auch Gelegenheit, über gute Bücher und ihren Wert, über gutes und segensreiches Lesen zu sprechen. Das ist ja sicherlich auch der Zweck des Deutschunterrichtes, daß ich das Verständnis für das Gute, Schöne und Wahre wecke und stärke und damit auch dem kommenden Geschlecht diene.

Wie ich schon oben ausführte, hatte ich bei der Stellung des Themas den Wunsch geäußert, daß der Stormsche Stil, wenn möglich, etwas nachgeahmt werde. Die allerwenigsten hatten diesen Wunsch erfüllt. Die weniger Begabten waren überhaupt nicht dazu imstande. Einige wenige, die gut begabt waren, hatten den Versuch gewagt, und bei zwei, dreien war er auch sehr gut gelungen.

So sehr ich auch die Freiheit und Selbsttätigkeit in der Schularbeit hochschätze, ebenso groß ist mein Wunsch, daß wir unseren Schülerinnen ein starkes Formgefühl für die Schönheit und Lieblichkeit der deutschen Sprache beibringen. Unser deutsches Volk hat dies ganz besonders nötig (vgl. das herrliche Buch von Eduard Engel „Deutsche Stilkunst"). Das kann nimmermehr durch die sogenannten freien Aufsätze geschehen, die überhaupt keine Regel und keine Anlehnung dulden wollen.[1]) In den vielen Sammlungen solcher Aufsätze findet sich teilweise ein solch oberflächliches Gequassel, daß man sich wundern muß, wie man derartiges Geschreibsel veröffentlichen konnte. Wir kommen nur vorwärts, wenn wir uns große Muster als Vorbild vor Augen stellen. Ein jeder muß sich seinen Helden wählen, dem er die Wege zum Olymp sich nacharbeitet. Das gilt auch beim Aufsatzunterricht. Und auch gerade in den Büchern, die unsere Schülerinnen lesen, soll ihnen eine Reihe derartiger Muster geboten werden. Auch aus diesem formellen Grunde liegt uns viel daran, daß sich in den Büchereien unserer Schülerinnen kein Schund befindet.

Literaturberichte.

Altdeutsches Schrifttum.

Eine Übersicht über die Erscheinungen der letzten Jahre.

Von **Karl Reuschel** in Dresden.

Seit dem 27. Bande dieser Zeitschrift fehlt der Bericht über altdeutsches Schrifttum. Der Gründe dafür gibt es mehrere, gehäufte Arbeit in der Kriegszeit und langwierige Erkrankung des Berichterstatters würden allein schon als Entschuldigung zu gelten haben. Die damals in Aussicht genommene Trennung von Sprachlichem und Literargeschichtlichem soll auch jetzt noch nicht durchgeführt werden. Notgedrungen — schon des Papiermangels wegen — ist möglichste Kürze am Platze.

1) Wir geben dies Urteil mit allem Vorbehalt wieder. D. Hg.

Begonnen sei mit **Gesamtdarstellungen.**

Samuel Singer veröffentlichte einen Vortrag „Literaturgeschichte der deutschen Schweiz im Mittelalter" und begleitete ihn mit dankenswerten Erläuterungen.[1]) Seit Bächtolds bedeutendem Werk sind unsere Kenntnisse vielfach bereichert worden, und unsere Auffassungen über Werke und Persönlichkeiten haben sich entscheidend geändert. Deshalb kommt Singer einem dringenden Bedürfnis nach. Mit ausgebreiteter Belesenheit verbindet er Geschmack, so daß seine Schrift jeder Anforderung genügt. Es werden drei Perioden in der schweizerischen Literaturgeschichte des Mittelalters scharf herausgehoben: zwei tragen ein aristokratisches Gepräge, die erste geht von Klöstern, die zweite vom Adel aus, während in der dritten das Bürgertum seinen Ausdruck findet. Zu den Schweizer Dichtern rechnet Singer Hartmann von Aue, der im Gegensatz zu Chrestien Einzelmenschen schildern will. Den ritterlichen Lyrikern seines Landes fehlt es an Leidenschaft. Religiöses bleibt ihnen ganz fern, Lehrhaftes pflegen sie nicht. Gegen Ende des 13. Jahrhunderts beginnt sich das Demokratische breit zu machen. Jetzt erscheinen Lehrgedichte, Marienleben, Reimchroniken, Volkslieder sprießen empor, Fastnachtspiele verraten den neuen Geist. Mystisches Naturgefühl zeigt der Aargauer Steinmar. Gelehrt tendenziöse und derbwirkliche Art verbinden sich in Wittenweilers Ring. Selbständigkeit der Werturteile fällt in dieser bei aller Knappheit tief schürfenden Arbeit angenehm auf. Schwer begreifen läßt sich nur, weshalb Singer noch immer an der lateinischen Nibelungias des 10. Jahrhunderts festhält, die Leser unserer Zeitschrift mögen an die vortrefflichen zusammenfassenden Darlegungen Karl Helms über die Literatur des deutschen Ritterordens im Mittelalter erinnert werden.[2]) Der beste Kenner dieses Gebietes spricht hier zu ihnen; sein Blick ist durch langjährige Beschäftigung mit dem Gegenstande wohl eindringend geworden, aber die Vorliebe für die Ordensdichter hält sich von jeder Überschätzung ihrer Leistungen frei. Dem Naturgefühl im Mittelalter widmet Wilhelm Ganzenmüller ein lehrreiches Buch[3]), das nach deutlicher Charakteristik der Zeitalter strebt und im ganzen die zahlreichen Voruntersuchungen gebührend berücksichtigt, freilich auch sonderbare Lücken aufweist. Z. B. ist die eddische Dichtung gar nicht herangezogen worden, und Wolframs Lyrik wird nicht ausgebeutet. Bei Walther von der Vogelweide vermißt man einen Hinweis auf Schönbach. Das Nibelungenlied tut Ganzenmüller zu kurz ab, dagegen versucht er mit Erfolg die lateinischen Dichter zu würdigen, wobei freilich manches Druckversehen mit unterläuft. Anders als die übliche Vorstellung vom alten österreichischen Minnesang lautet sein Urteil: die Natureingänge seien nicht deutsch-volkstümlich, sondern den Provenzalen nachgebildet. Über solche Einzelheiten ließe sich mit dem Verfasser streiten. Öfters verallgemeinert er zu rasch, wie denn die Aufgabe wohl zu schwer war für einen, der sie nicht als Krönung eines Lebenswerkes übernommen hat. Eher konnte Holm Süßmilch in seiner Abhandlung über die lateinische Vagantenpoesie des 12. und 13. Jahrhunderts als Kulturerscheinung[4]) den Stoff überschauen. Er zeigt, daß für den fahrenden Schüler die Natur der religiösen Beziehungen fast völlig entkleidet wird, ihm aber auch um ihrer selbst willen nichts zu sagen hat. An Stelle der Religion tritt die Liebe, die wirkliches Erlebnis ist. Sinn für geistige Schönheit besitzt der Vagant nicht, wohl aber Freude an den Reizen des weiblichen Körpers. Wenn er vorgibt, den Reichtum zu verachten, so geht es ihm wie dem Fuchs mit den Trauben. Die einzelnen Gattungen der Goliardendichtung weiß Süßmilch recht ansprechend zu schildern. Mit Zeugnissen aus anderen Kreisen wird von ihm bewiesen, wieviel Tatsächliches der Satire zugrunde liegt. Es ist schade, daß der Verfasser sich bescheidet: „Die näheren Beziehungen zwischen Vaganten- und Ritterpoesie klarzulegen, wäre Aufgabe einer rein literarhistorischen Untersuchung" (S. 81). Über Nachwirkungen der Antike verbreitet er sich, doch dürften sie weiter reichen, als Süßmilch annimmt.

1) Sprache und Dichtung, herausg. von Maync und Singer. Heft 17. Bern 1916 A. Francke. Brosch. M. 2,—.

2) 30. Jahrgang, S. 289—306; 363—370 und 430—438.

3) Beiträge zur Kulturgeschichte des Mittelalters und der Renaissance, herausg. von Walter Goetz, Bd. 18. Leipzig und Berlin 1914, B. G. Teubner. Geh. M. 12,—.

4) In den eben genannten Beiträgen Bd. 25. Leipzig und Berlin 1917 (auf dem Umschlag 1918). Geh. M. 4,80.

Ein wahres Handbuch mittelalterlicher lateinischer Literaturgeschichte sind die „Deutschen Dichter des lateinischen Mittelalters. In deutschen Versen von Paul v. Winterfeld. Herausgegeben und eingeleitet von Hermann Reich".[5]) Vorangestellt hat Reich ein mit Liebe ausgeführtes Lebensbild des „protestantischen Mönches", der neben Wilhelm Meyer aus Speyer und Ludwig Traube unser Wissen von mittellateinischem Schrifttum unendlich gefördert und mit seltener Einfühlungskraft sich in die uns fremd anmutende Welt versetzt hat, so daß er sie uns in köstlichen Nachdichtungen näherbringen konnte. Diese Übertragungen, besonders von Sequenzen Notkers, weiter von Walther und Hildegund und dem Rudlieb, ergänzt durch noch immer wertvolle Übersetzungen des 'Dulcitius' und des 'Abraham' aus der Feder J. Bendixens, geben zusammen mit den besten Abhandlungen des dichterisch hochbegabten Gelehrten ein etwas formloses, aber durch und durch fesselndes Buch, das Winterfelds Namen der deutschen Nachwelt rettet, und für das wir Hermann Reich nicht dankbar genug sein können.

Wenden wir uns nach dieser Übersicht über einige Werke allgemeineren Inhalts den Neuerscheinungen und Ausgaben aus dem **Gotischen** zu, so ist zuerst erwähnenswert, daß Hermann Jantzens Gotische Sprachdenkmäler im Jahre 1914 eine vierte, wiederum durchgesehene Auflage erlebt haben.[6]) Mit dem Bibelübersetzer Wulfila beschäftigen sich zwei um dieselbe Zeit erschienene Arbeiten. Conrad Müller[7]) bezeichnet den Auxentiusbrief als Quelle von höchstem Wert. „Die biblischen Anklänge sind erst auf der vorhandenen Tatsache der 40 Bischofsjahre aufgebaut, nicht die letzteren nach ihnen erfunden oder stilisiert." Müller, der über vortreffliche Kenntnis der theologischen Richtungen jener Tage verfügt, versteht es, die Überlieferung scharfsinnig zu ergänzen. Gegen wen sollte Ulfila disputieren? Nur sehr ernst zu nehmende Gegner konnten, da er durch den Kaiser berufen wurde, in Betracht kommen, und mit Glück wird in Apollinaristas ein solcher gefunden. Der Bischof starb 382 in Konstantinopel vor Eröffnung des Konzils. Zu diesem einwandfreien Ergebnis, das sich mit dem F. Vogts (AfdA. 28, 190. 213) deckt, gelangt der Verfasser besonders durch geschickte Benutzung von Briefen des Ambrosius. Die Maximinsche Schrift wurde im Winter 382 auf 383 abgefaßt, zwischen den Konzilien dieser beiden Jahre. Auch die Frage nach dem Ausgang des Arianismus beleuchtet Müller. Seinen Aufstellungen gegenüber wollen die Heinrich Leutholds (Ulfila. Eine chronologische Abhandlung)[8]), die, auf Sievers fußend, 383 als das Todesjahr annehmen und Auxentius überhaupt nicht gelten lassen, wenig besagen. Ostgermanische Flußnamen bei Jordanes deutet v. Grienberger.[9]) Diese Namen beziehen sich entweder auf das Aussehen oder auf die Schnelligkeit der Flüsse, z. B. Bolia 'die Dröhnende', Grisia 'die Graue', Marisia, jetzt Maros, 'stehendes Wasser'.

Ziemlich viel wurde auf dem Felde des **Althochdeutschen** gearbeitet. Hans Naumann veröffentlichte eine althochdeutsche Grammatik und ein althochdeutsches Lesebuch.[10]) Die Sprachlehre ist sehr gründlich und selbständig, für Anfänger vielleicht zu schwer, da sie alles wissenschaftliche Rüstzeug verwendet und das Althochdeutsche überall aus dem Westgermanischen ableitet. In den einführenden Bemerkungen fällt auf, daß Naumann erklärt, der Einfluß der Kelten auf die Germanen dürfe nicht überschätzt werden, eine Vorherrschaft sei durchaus nicht erweisbar. Eigenartig angeordnet sind im Lesebuche die Denkmäler, nämlich unter den prosaischen stehen solche zur Zeitgeschichte, zur Geschichte der christlichen Kultur, weiter rein Gelehrtes, weltliche Übersetzungskunst und Volkstümliches, die poetischen wiederum zerfallen in deutsch-volkstümliche Gedichte, Gedichte zur Zeitgeschichte, Christlich-Volkstümliches und Lyrisches. Es ist manches getan, um dem wenig geschulten Leser entgegenzukommen, auf Vollständigkeit auch der kürzeren Texte wird kein Wert gelegt. Trotzdem Kelle vor über 20 Jahren die Hd. A der Mariensequenz von Muri in dem gleichnamigen Kloster bei Bozen-Gries wiederentdeckt hat, soll sie seit 1841

5) München 1913, C. H. Becksche Verlagsbuchhandlung. 2. Aufl. 1917. Geb. M. 10,50 und M. 12,50.
6) Sammlung Göschen. Preis M. 0,90 geb.
7) Ulfilas Ende. ZfdA. 55 (1914), 76—147.
8) PBB 39 (1914), 376—390. — 9) ZfdA 55, 41—51.
10) 1914 in der Sammlung Göschen je M. 0,90.

verschwunden sein. Der Begriff des Althochdeutschen erscheint als recht ausgeweitet, sind doch auch Lieder aus den Carmina Burana aufgenommen worden. Zapperts Schlummerliedfälschung dürfte als Anhang willkommen sein, knüpft sich doch daran ein Stück Geschichte germanistischer Wissenschaft. Selbst ein Mann wie Rudolf Hildebrand hat sich irreführen lassen. Anmerkungen und ein Wörterverzeichnis legen Zeugnis ab von der Sorgfalt des Herausgebers, allerdings kann sich der Urkundige damit das Schlummerlied nicht völlig deuten. Nachträglich sei wenigstens kurz auf zwei eben erschienene wichtige Teile von Adolf Matthias' Handbuch des deutschen Unterrichts hingewiesen, auf die „Einführung in das Althochdeutsche" von Georg Baesecke (München, C. H. Beck 1918, geb. M. 13,50) und auf Gustav Ehrismanns „Geschichte der deutschen Literatur bis zum Ausgang des Mittelalters". Erster Teil. Die althochdeutsche Literatur (ebenda 1918, geb. M. 18,—). Beide sollen noch ausführlich gewürdigt werden.

Was in der Berichtszeit bis zum Jahre 1916 über einzelne Texte geschrieben worden ist, beurteilt Elias v. Steinmeyer in der wichtigsten Veröffentlichung, die ich hier zu nennen habe. Sie betrifft die kleineren althochdeutschen Sprachdenkmäler[11]), die in möglichst zeitlicher Reihenfolge buchstabengetreu mit den genauesten Beschreibungen und Literaturübersichten zunächst für sprachliche Zwecke mitgeteilt werden. „Nach Braunes Vorgang, aber anders eingerichtet, gab ich dem Hildebrandslied und dem Muspilli Listen der bisher empfohlenen Änderungen und Umstellungen bei; ... um zu verhüten, daß Vorschläge, die vor vierzig oder mehr Jahren gemacht und dann verdienter Vergessenheit anheimgefallen waren, immer wieder in den Spalten unserer Zeitschriften auftauchen." Das Buch vertritt für einen großen Teil der Texte die dritte Auflage von Müllenhoff und Scherers Denkmälern, an der Steinmeyer das Verdienst zukam. Beim Hildebrandslied setzt sich Steinmeyer mit Franz Sarans, seines Erlanger Nachfolgers, Schrift: „Das Hildebrandslied" auseinander.[12]) „Mangels jeglicher musikalischer Veranlagung fehlt mir alles Verständnis für Dinge phonetisch-rhythmischer Natur", äußert er sich gegenüber einer Untersuchung, die sich ganz auf Rutz-Sievers' Schallanalyse gründet. Allgemeinen Wert haben in dieser Schrift die klaren Darlegungen über die Typenlehre S. 8ff. Im einzelnen nachzuprüfen, ist mir, da ich, obwohl nicht unmusikalisch, nicht tief genug in diese Lehre eingedrungen bin, unmöglich. Von den Ergebnissen kann ich den Nachweis eines Zusammenhanges zwischen dem Gedichte und sonstigem Inhalt der Handschrift nur als nicht gelungen bezeichnen; daß der Dichter sich gegen den kirchlich anerkannten Gottesbegriff habe wenden wollen, ist eine haltlose Vermutung. Viel Förderliches dagegen bietet die Einzelerklärung. An Saran knüpft Gustav Neckel an.[12a]) Der Schreiber wollte einem hochdeutschen Text ein oberflächlich altsächsisches Gepräge geben. Der Dichter, wohl ein Bayer, betonte die Gefahren, die Hildebrand in der Fremde bestanden hat. Daraus erhellt, daß die Burgundenkatastrophe schon die Gestalt besaß wie im Epos von den Nibelungen. Mit den Zaubersprüchen, besonders der Merseburger, hat sich die Forschung beschäftigt. Statt die einschlägigen Aufsätze zu erwähnen, genügt es, auf Steinmeyers Werk hinzudeuten, der immer besonnen, wenn auch gelegentlich mit ironischem Lächeln, über solche Einfälle urteilt. Mit Braune (PBB 40 [1915], 425—448) glaubt Steinmeyer an altgermanischen Ursprung des Wortes Muspilli (= Weltbrand). Unter den umfangreicheren ahd. Denkmälern wurde namentlich Tatian mehrfach behandelt. Erich Gutmacher[13]) prüfte den Wortschatz im Verhältnis zum Altsächsischen, Angelsächsischen und Altfriesischen. Er fand, daß von etwa 2030 Wörtern der Übersetzung 280 den sonstigen althochdeutschen Quellen fremd sind und von diesen 280 nicht weniger als 120 im Angelsächsischen oder im Altsächsischen, Mittelniederdeutschen und Mittelniederländischen vorkommen. Kögels Behauptung, angelsächsische Einflüsse seien im Tatian nicht vorhanden, wird also in ihrer Irrtümlichkeit erwiesen. Freilich ist Gutmacher der Meinung, allein durch kirchlich-literarische Vermittlung

11) Die kleineren althochdeutschen Sprachdenkmäler. Herausg. von Elias v. Steinmeyer. Berlin 1916, Weidmannsche Buchhandlung. M. 10,—.

12) Halle a. S. 1915, Max Niemeyer (= Bausteine zur Geschichte der deutschen Literatur, herausg. von Saran, Bd. XV). M. 5,—. 12a) Zum Hildebrandslied PBB. 42 (1917), 97—111.

13) PBB. 39 (1914), 1—83, 229—289, 571—577.

sei dieser Wortschatz nicht zu begreifen, sondern man müsse in der Hauptsache an ein Problem westgermanischer Wortgeographie denken. Friedrich Köhler, der bereits 1911 die Entstehung der Fuldaer Übertragung in einer Leipziger Doktorschrift behandelt und eine große Anzahl kleiner und kleinster Abschnitte, die von verschiedenen Urhebern herrühren, herausgehoben hat, will in seinem lateinisch-althochdeutschen Glossar zur Tatianübersetzung als Ergänzung zu Sievers' althochdeutschem Tatianglossar[14]) einen Beitrag liefern, um die Art der Übersetzertätigkeit genauer kennen zu lehren. Seine sorgfältigen, aber für die Benutzung nicht eben glücklich angeordneten Zusammenstellungen werden gewiß immer wieder heranzuziehen sein. Neuerdings ist Leo Kramp der Verfasserfrage im Tatian mit schönem Erfolg nachgegangen.[15]) Er vergleicht Deutsch und Latein mit dem Ergebnis, daß 7—8 Männer an dem Werke beteiligt gewesen sind. Ihre Fähigkeit und Arbeitsweise werden bestimmt. Das Verhältnis des Isidor zu Matthäus erörtert Albert Leitzmann.[16]) Klemm hat in den Satzmelodischen Untersuchungen über Isidor (PBB 37) die Isidorgruppe als uneinheitlich erwiesen, Isidor und Matthäus verschiedenen Übersetzern zugeschrieben. Da sich in der Matthäusübertragung schwere Fehler finden, kann man ihrem Übersetzer nicht zutrauen, daß er sich der Aufgabe, den Isidorischen Traktat zu verdeutschen, so gewandt unterziehen konnte. Gegen den Vortrag von Franz Jostes Über die Heimat des Heliand (Münster 1912) schrieb Otto Behaghel.[17]) Einen der wichtigsten Gründe für Jostes' Annahme, daß man nämlich in jener Zeit an der Nordsee Salz nicht aus Meerwasser gewonnen habe, lehnt er ab. Es wurde Torferde, die durch übergetretenes Meerwasser salzhaltig geworden war, ausgegraben und verbrannt, danach die Asche ausgelaugt und so das Salz herausgezogen. Zeugnisse für dieses Verfahren liegen aus dem 8. und 9. Jahrhundert vor. Weiter lenkt Behaghel die Aufmerksamkeit auf eine Marburger Doktorschrift von Gertrud Geffcken, die aus dem Wortschatz die Heimat hat feststellen wollen. Der nicht unbeträchtliche hochdeutsche Einschlag in dem Gedicht braucht nicht auf einen „Grenzdichter" in nordthüringischen Gauen hinzuführen, sondern kann als hochdeutsche Einwirkung gelten. Mit einem ganz merkwürdigen, stellenweise überraschenden Ergebnis erörtert Richard Heinrichs[18]) Beziehungen zwischen dem altsächsischen Gedicht und Haimo von Halberstadts Homilien. Recht kühn nimmt er an, daß in einem Lobgedicht Hrabans: salve fidus amor, felix dilectio salve der Verherrlichte Haimo ist. Die Namendeutung scheint mir selbst für jene Zeit allzu gewagt. Nun werden lateinische Erläuterungen zu Matthäus im Heliand frei benutzt; das sei am einfachsten zu erklären, wenn Dichter und Erläuterer dieselbe Person waren. In Hersfeld, wohl nicht erst in Halberstadt, habe Haimo die Evangelienharmonie verfaßt. Heinrichs trifft mit Ferdinand Wredes Ansicht, das Magdeburgische könne vielleicht die Heimat des Heliand sein und Haimo der Vermittler zwischen Hraban und dem Dichter, teilweise zusammen; unabhängig von Wrede ist er auf den Gedanken verfallen, und wenn diese Übereinstimmung auch beachtlich erscheint, so fehlt doch noch viel bis zu einem Beweise. Den Vers Otfrid I, 1, 31ff. Nu es filu manno inthihit, in sina zungun scribit hält Edward Schröder[19]) für eine Anspielung auf die in Mähren eingeführte slawische Liturgie. Demnach wäre das Jahr 868 als Abschluß des Werkes anzunehmen, wir kämen also wieder auf Graffs Zeitbestimmung. Eine fesselnde Sonderfrage, die nach der Stilistik der Adjektiva bei Otfrid und im Heliand, löst Bruno Engelberg.[20]) Dabei wird auf neuzeitliche Dichtungen mancher Blick geworfen. Aus den Ergebnissen sei herausgehoben die Tatsache, daß der Weißenburger Mönch den Parallelismus der Glieder bewußt nachbildet. Im Nominalstil des Heliand findet sich eine „naiv uniformierende Darstellungsweise", die in den übersetzten Teilen und in den selbständigen kaum

14) Paderborn 1914, Schöningh. M. 5,—. — 15) ZfdPh. 47 (1918), 322—360. —
16) PBB. 40, 341—345. — 17) Zur Heimat des Heliand. PBB 39 (1914), 225—227.
18) Der Heliand und Haimo von Halberstadt. Druck und Kommissionsverlag Fr. Boß Wwe. Cleve 1916. M. 1,50.
19) ZfdA. 55 (1914), 377—380.
20) Zur Stilistik der Adjektiva in Otfrids Evangelienbuch und im Heliand. Mit besonderer Berücksichtigung der psychologisch-rhythmischen Merkmale und der Beziehungen zu den Quellen im Adjektivstil beider Dichtungen. Halle a. S. 1913, Max Niemeyer. M. 4,60.

verschieden ist; bei Otfrid tritt Typisch-Formelhaftes zurück, das einzelne Beiwort erscheint bezeichnender, und in dem, was er zu seiner Quelle hinzusetzt, hat er etwas Persönlicheres. Die nicht gerade einfach zu lesenden Darlegungen breiten den ganzen Stoff wohlgeordnet vor dem Leser aus; man erkennt Sieverssche und Saransche Schule.

11., 12. und 13. Jahrhundert.

Hingewiesen sei zunächst auf ein paar Schulbücher. Rudolf Blümel hat in seiner „Einführung in das Mittelhochdeutsche"[20a]) ein sehr brauchbares, ungemein geschickt auf das Verständnis ganz mit dem Stoff Unvertrauter berechnetes Hilfsmittel geschaffen, das bei größter Knappheit reiche Belehrung bietet. In der Hauptsache mittelhochdeutche Dichtung verwertet das Altdeutsche Lesebuch von Bötticher und Kinzel, von dem im Jahre 1912 eine vierte Auflage nötig wurde.[21]) Da das Vorwort von keiner Änderung gegenüber den früheren Ausgaben spricht, so handelt es sich wohl um einen bloßen Neudruck. Schüler, die alles, was das reichhaltige Buch darbietet, mit Verständnis lesen, treten mit einer lebendigen Anschauung von alter deutscher Kultur ins Leben hinaus. Ich fürchte nur, die Stundenzahl unseres Fachs gestattet nicht viel mehr als einige Proben. Beim Parzival wäre wohl immer die Hertzsche Übertragung am Platze gewesen, da sie der Gotthold Böttichers dichterisch weit überlegen ist. Die Ausstattung an Druck, Papier und Einband wird voll anerkannt, wenn man sie des Hallischen Waisenhauses würdig nennt. L. Englmanns, von Georg Kinateder in 8. Auflage neu bearbeitetes Mittelhochdeutsches Lesebuch[22]) zieht den Kreis der mitgeteilten, ausgezeichnet erläuterten Stücke aus der Glanzzeit noch weiter. Es muß eine Freude sein, nach diesem Buche zu unterrichten. Übertragungen werden nur wenige gegeben. Um dem Neubearbeiter und seinem Verdienst völlige Gerechtigkeit widerfahren zu lassen, sollte man freilich, was dem Berichterstatter nicht möglich ist, ältere, von Oskar Brenner betreute Auflagen vergleichen können. Mag dem sein, wie ihm wolle, es wäre ernstlich anzuraten, bei der Neuordnung des deutschen Unterrichts außerhalb der blau-weißen Grenzpfähle das wissenschaftlich gediegene, schön gedruckte, hübsch gebundene Lesebuch zur Einführung ins Auge zu fassen. So günstigen Eindruck erweckt die äußerlich bestechende Mittelhochdeutsche Schulgrammatik von Christian Maar leider nicht.[23]) Der Verfasser nennt sie selbst einen Versuch und sagt: „Es wird manches auszustellen geben." Die eigentliche mittelhochdeutsche Grammatik hat viel Brauchbares, und namentlich durch geschickte Verwendung von neuzeitlichem mundartlichen Stoff wird sie belebt. Dagegen findet sich in dem ausführlichen Anhang über die Mundarten öfters Ungenaues und Falsches. p soll im Anlaut nur im Oberdeutschen zu pf verschoben sein. Einmal (S 104) heißt es als allgemein mitteldeutsches Kennzeichen: „st erhält nur im Anlaut und nach r den Zischlaut." S. 111 wird als obersächsische Eigentümlichkeit erwähnt, daß die harten Verschlußlaute und die weichen nicht auseinandergehalten werden, daß s vor r in sch übergeht, und als Beispiel „Färscht" gegeben, das doch nicht anders zu deuten ist wie das S. 104 als allgemein mitteldeutsch angeführte „Wurscht". pp in „Appel" = Apfel oder „stoppen" = stopfen gehört nicht bloß dem Schlesischen an. Überhaupt sind die Unterscheidungsmerkmale gar zu oberflächlich behandelt. An den Mundartproben wäre etwa die Ehrenrettung, die Georg Zimmermann für das Obersächsische in dem Buche einnimmt, zu beanstanden. Für das Vogtländische und Oberlausitzische, ebenso für das Erzgebirge bringt Maar nichts. Die Urteile in ihrer allgemeinen Form sind oft nur halbrichtig. Der Niederländer Busbeck hat 86, nicht bloß etwa 70 Wörter des Krimgotischen gesammelt. Und da dieses einmal berührt worden ist, wie reimt sich damit die Angabe (S. 2): das Ostgermanische weise keine jüngere Form als das Gotische Ulfilas auf? Auch wenn das Zurückziehen des Worttons im Germanischen S. 3 als Anlaß zu großen Änderungen im Vokalsystem erkannt wird, macht der Verfasser sich einer Ungenauigkeit schuldig,

20a) Leipzig 1918, Quelle u. Meyer (Deutschkundliche Bücherei). M. —,50.

21) Halle a. S. 1912, Waisenhaus. In Leinen M. 2,20.

22) München 1913, J. Lindauersche Universitäts-Buchhandlung (Schöpping). In Leinwand geb. M. 3,—.

23) Deutsche Grammatik für Lehrerbildungsanstalten von Jos. Joachimbauer und Chr. Maar. II. Teil. Mittelhochdeutsch mit einem Anhang der deutschen Mundarten. Bearbeitet von Chr. Maar. Nürnberg 1913, C. Kochs Verlagsbuchhandlung.

denn der Konsonantismus wird doch dadurch ebenso betroffen. Freude an deutscher Art in ihrer Vielgestaltigkeit kann das Schulbuch auch jetzt schon erzielen, und es wäre nur zu wünschen, daß ihm bald eine verbesserte Auflage beschert würde.

Mit gebührendem Abstand von Steinmeyers „Denkmälern" sind Albert Waags Kleinere deutsche Gedichte des XI. und XII. Jahrhunderts[24]) zu nennen, deren zweite Auflage der ersten nach 17 Jahren gefolgt ist, überall verbessert und in Einleitungen, Textgestalt und Anmerkungen eine sorgsame Berücksichtigung der zahlreichen Arbeiten auf diesem Gebiete verratend. Einen langen Zeitraum hindurch hat Waag die einst unvollkommene Jugendleistung nie aus den Augen verloren. Seine liebevolle Beschäftigung mit den anziehenden Gedichten, die der Fragen so viele stellen, bringt jetzt der Forschung Nutzen, denn das Werk darf als ein Markstein in der Geschichte der Wissenschaft gelten. Für seminaristische Übungen ist es, da es den Stoff bequem zusammenbringt, besonders brauchbar. Es beruht wohl nur auf einem Versehen, daß Friedrich Wilhelms Denkmäler deutscher Prosa des 11. und 12. Jahrhunderts (Münchener Texte Heft 8 A) nicht zur Beurteilung eingeliefert worden sind, dagegen der Kommentar, die Abteilung B, soweit sie des Krieges wegen hat gedruckt werden können.[25]) Es zeigt sich, daß Wilhelm, der sehr ausführliche, in den Fällen, wo er mit Steinmeyer zusammentrifft, ausgedehntere Erläuterungen bringt, sich vor allem um genaue Ermittlung der lateinischen Vorlagen bemüht. Seine sehr gediegene Arbeit besitzt neben der Steinmeyers, über die sie zeitlich hinausweist, durchaus selbständigen Wert. Man darf der zweiten Hälfte dieses Kommentars mit Erwartung entgegensehen. Der fleißige Hans Naumann beschenkt uns mit einem Altdeutschen Prosalesebuch[26]), das Beispiele zur Entwicklung des deutschen Prosastils vom 12. bis zum 14. Jahrhundert darbietet und Proben allerverschiedenster Art und Herkunft geschickt vereinigt. Der Herausgeber will seine Auswahl namentlich als Begleittext zu Vorlesungen benutzt wissen; manches wird sich auch in der Schule recht gut verwenden lassen, z. B. der Abschnitt über die Fahrt der Geißler aus Fritsche Closeners Chronik. Daß nichts aus den Mystikern abgedruckt worden ist, scheint mir bedauerlich. Beiträge zur Erklärung Heinrichs von Melk spendete Theodor Baunack.[27]) Er deutete einzelne Stellen und äußerte Bedenken gegen die biographische Auslegung.

Mit der Schrift Walther Ehrentrauts[28]) zum Gedichte vom himmlischen Jerusalem hat sich schon Waag auseinandergesetzt. Die Leipziger Doktorarbeit ist auch uns zur Besprechung zugegangen, und wir müssen ihrer mit einigen Worten gedenken. Der Hauptteil baut sich auf Sievers-Rutzschen Lehren auf. Vorher wird die Stellung des Werkes zu Marbod erörtert und der Nachweis geliefert, daß der von Diemer herangezogene Traktat nicht dem Marbod zugehört, weiter macht Ehrentraut höchst wahrscheinlich, daß ein Zusammenhang mit geistlicher Bedürfnisliteratur besteht, diese Dichtung als eine Kirchweihpredigt zu gelten hat. Die Frage nach den unmittelbaren Quellen läßt sich noch nicht lösen; Kommentare zur Apokalypse zeigen vielfache Verwandtschaft. Es folgt der Wortlaut, nach einer größeren Anzahl von Verfassern geschieden und in dieser Gestaltung das Eigentum von Sievers, dazu genaue Begründungen mit Hervorheben des Formelhaften nach Schönbach, v. der Leyen und v. Kraus, endlich ein kurzer zusammenfassender Abschnitt, der die einzelnen Überlieferungsschichten zu trennen versucht. Vieles bleibt noch zweifelhaft, der Druck wird durch manchen Fehler nicht eben gut lesbar, und doch bedeutet die Anfängerleistung einen Fortschritt unserer Erkenntnis. Weit sicherer und viel überraschender sind die Ergebnisse Franz Pogatschers, der den König Rother nach Sievers' Verfahren unter die Lupe nimmt.[29]) Einleitend wird diese Methode vorzüglich gerechtfertigt. Es handelt sich um mehrere Bearbeiter, und zwar bieten die ersten etwa 1000 Verse ein anderes, bunteres Bild als die Fortsetzung. Das Urgedicht war in achtzeiligen Strophen (so Sievers),

24) Halle a. S. 1916, Max Niemeyer (= Altdeutsche Textbibliothek Nr. 10). M. 3,60.

25) München 1916, Georg D. W. Callwey. M. 3,—. — 26) Trübners Bibliothek 5. Straßburg 1916. Geh. M. 2,75, Kart. M. 3,25. — 27) ZfdA. 54 (1913), 99—116.

28) Zu dem mhd. Gedichte „Vom himmlischen Jerusalem". Borna-Leipzig 1913, Buchdruckerei Robert Noske.

29) Zur Entstehungsgeschichte des mittelhochdeutschen Gedichtes vom König Rother. Halle a. S. 1913, Max Niemeyer. M. 2,40.

es wurde in sechzehnzeilige umgewandelt und erhielt später eine aufgelockerte Form. Anfangs fehlte die Erwähnung Berchthers, Konstantinopels und der 72 Könige ebenso wie der 12 Herzöge mit je 200 Rittern, sondern der Held ging mit 12 Riesen auf die Fahrt. Auch hier wird die vermutliche Urgestalt im einzelnen, wenigstens in den ersten etwa 1000 Versen, ermittelt. Man hat aber immer das wohltuende Gefühl der Sicherheit, weil Scharfsinn und besonnenes Urteil sich einen. Dazu kommt noch, daß Pogatscher, der aus Schönbachs Werkstatt nach Leipzig gewandert war, allmählich sich aus einem Saulus in einen Paulus verwandelt hatte. Es erfüllt uns mit Bedauern, die geplante Ausgabe des ganzen Gedichtes von dem hochbegabten jungen Manne, den, soviel wir wissen, der Heldentod hinweggerafft hat, nicht mehr erhalten zu können. Albert Leitzmann unterrichtete über die Sprache von Eilharts Tristrant.[30]) Gierach 'Zur Sprache von Eilharts Tristrant' (Prag 1908) hat gezeigt, daß der Dichter sich in seiner Sprachgestaltung an die mittelfränkische Epik anschloß, Leitzmann weist nach, daß niederdeutsche heimatliche, d. h. hildesheimische Reime nicht ganz selten sind. Ein Bruchstück der Urfassung (450 Verse) wurde uns durch einen Fund Hermann Degerings[30a]) beschert; dazu äußerte sich Leitzmann[30b]), dem wir auch Bemerkungen zum Reinhart Fuchs[30c]) und zum Grafen Rudolf[30d]) verdanken. Karl Ludwig in seinen „Untersuchungen zur Chronologie Albrechts von Halberstadt"[31]) verficht die Annahme seines Lehrers Baesecke, das Gedicht stamme aus dem Jahre 1190, nicht erst aus der Zeit um 1210, kann sie jedoch nicht beweisen. Es bleibt bei der alten Zeitansetzung (1210), wenn auch, wie Leitzmann richtig sagt, diese Thüringer antike Epik technisch und stilistisch veraltet war, als sie hervortrat. Leitzmann äußerte sich ebenfalls zu Athis und Prophilias[32]) und hob nach Bemerkungen zu einzelnen Stellen die große Selbständigkeit des deutschen Dichters gegenüber der Estoire d'Athenes, deren erster, von Hilka Dresden 1912 herausgegebener Band die Vergleichung mit mehr als drei Viertel des Erhaltenen[32]) ermöglicht, gebührend hervor; er betonte weiter, daß Grimm mit seiner Ansetzung des Gedichtes (1. Jahrzehnt des 13. Jahrhunderts) wohl zu tief gegriffen habe; der Text müsse älter sein. Beiträge zur Überlieferung und Kritik des Wiener Oswald (herausgegeben von Georg Baesecke, Heidelberg 1912) lieferte Karl Helm[33]); er machte auf eine Dessauer Handschrift aufmerksam und stellte einen neuen Stammbaum auf. Den Pfaffen Lamprecht als Verfasser einer Tobiasdichtung lernten wir durch eine weitere glückliche Entdeckung Degerings (a. a. O.) kennen. 274 Anfangsverse sind erhalten.

Über Nibelungensage und Nibelungenlied sowie über die Klage gibt es aus dem Berichtszeitraum einige sehr förderliche Untersuchungen, von denen die wichtigsten Arbeiten Andreas Heuslers, Hermann Fischers, Friedrich Wilhelms und Friedrich Vogts genauere Betrachtung erheischen. Heusler trug am 17. Dezember 1914 in einer Gesamtsitzung der Berliner Akademie über die Heldenrollen im Burgundenuntergang vor.[34]) Es wurde gezeigt, „wie sich die waffenführenden Persönlichkeiten der Nibelungennot zusammengefunden und gruppiert haben". Vier Entwicklungsstufen sind zu erkennen: 1. ein altfränkisches Lied, das dem Atlilied der Edda zugrunde liegt; 2. ein kurzes baiwarisches Lied, das die fränkische Sage der gotisch-baiwarischen anzupassen bemüht ist, Dietrichs Verbannung und eine günstigere Beurteilung Etzels einmischt; 3. ein baiwarisches Epos, wohl in die 60er Jahre des 12. Jahrhunderts fallend; auf dieses wie auf ein kurzes niederdeutsches Gedicht, in dem eine Soester Ortssage Verwendung fand, stützt sich die Niflungasaga; endlich 4. der Nibelunge Not. Schon die altfränkische Überlieferung muß zwei Spielarten gekannt haben. Die eine machte den fränkischen Hagen zum Bruder Gunthers und setzte ihn an die Stelle Gislaharis; der dritte Bruder (Godomar-Guttorm) fiel schon durch Siegfrieds Hand (nordische Form). Die zweite Spielart hatte Hagen als Dienstmann Gunthers (deutsche Form). Auf der Stufe 2 wurden Dietrich und Bloedel in die Handlung einbezogen. Hier findet sich bereits Kriemhild als Rächerin des Gatten und Bloedel als Bezwinger Gunthers. Auf jeder Seite stehen jetzt vier Personen: Gunther, Hagen, Gernot,

30) ZfdA. 54 (1913). 474—477. — 30a) PBB. 41 (1916), 512ff. — 30b) PBB. 42 (1917), 157—173. — 30c) PBB. 42, 18—38. — 30d) PBB. 41, 374—378. — 31) Heidelberg 1915, Winter (= Baeseckes Germanistische Arbeiten 4). Besprochen von Leitzmann ZfdPh. 47, 397—399. — 32) ZfdA. 54, 248ff. — 33) PBB. 40 (1915), 1—47.
34) Sitzungsberichte der Kgl. Preuß. Akademie der Wissenschaften 1914. XLVII.

Giselher und Kriemhild, Etzel, Dietrich, Bloedel. Das ältere Epos des 12. Jahrhunderts hat das Streben, den Stoff zu füllen. Rüedeger (aus der Dietrichsage), Volker, Iring treten neu hinzu. Der Osid der Niflungasaga ist nach Waldemar Haupt der sächsische Slawenkämpfer Hosed (Mitte des 10. Jahrhunderts). Es wird S. 1133 die Vermutung aufgestellt, in welcher Weise die Kämpfe einander gefolgt sein mögen. Im Nibelungenlied endlich erscheinen wieder neue Helden, auf burgundischer Seite namentlich Dankwart, andere sind nebensächlich. „Wichtiger ist, daß der letzte Epiker die Paare in überraschendem Maße neu zusammengesetzt hat ... Der Epiker sitzt wie ein Schachspieler über seinen Figuren." Die Frage Kriemhilds nach dem Horte gehört allen vier Stufen an, niederdeutschem Einfluß folgt indes die Niflungasaga, wenn sie diesen Zug der oberdeutschen Quelle tilgt. Auf ganz anderen Bahnen bewegt sich Hermann Fischer.[35]) Joseph Bédiers „Les légendes épiques" (Paris 1908—1913) haben auf ihn großen Eindruck gemacht. Er fragt sich, wer wohl der Besteller des Epos gewesen sein mag. Je nach dem Empfänger wird auch der Stoff behandelt worden sein. Fischer geht vom Annoliede bis zu Wolfram in der epischen Dichtung der Benutzung theologischer Dinge nach und bemerkt, daß im Nibelungenliede diese Angelegenheiten weit über das Durchschnittliche hinaus vorkommen, dagegen Verstöße gegen höfische Gewohnheiten zu beobachten sind, z. B. wenn als Übermittler der Einladung zu einem Hoffeste zwei Spielleute verwendet werden. Die Schwierigkeiten lösen sich, sobald ein geistlicher Auftraggeber angenommen wird, und als dieser ist Wolfger von Ellenbrechtskirchen, der Passauer Bischof, anzusehen. Der „alte Bischof von Speier" [1508/1448] dürfte Konrad von Scharfenberg sein, der im März 1200 mit dem Passauer auf dem Nürnberger Hoftage König Philipps zusammentraf. Pilgrim, an dessen Grab man 1181 Wunder erlebte, wird von seinem späteren Nachfolger geehrt worden sein, und Passau wie Pilgrim dienen offenbar der Verherrlichung des milden geistlichen Fürsten um 1200. An die Nibelungias glaubt Fischer nicht. Auf die Entstehung des Nibelungenliedes (es knüpft gewiß an Einzellieder an, ihre Spuren lassen sich noch erkennen) wie auf die der Klage und der Bearbeitungen A, B und C hat sicher die gleiche treibende Kraft gewirkt, bei C, das am Ende der Entwicklung steht, am entschiedensten im geistlichen Sinne — diese treibende Kraft aber war der Passauer Hof. Dem unermüdlichen, mit den Schätzen bayerischer Archive wohlvertrauten Friedrich Wilhelm ist es nun gelungen, Fischers Darlegungen in manchen Punkten sehr geschickt zu ergänzen.[36]) Der Dichter von B wohnte nicht in Bayern, er gehörte der Diözese Passau an. B muß zwischen 1191 und 1204 (so lange stand Wolfger dem Bistum Passau vor) angesetzt werden. Die Bearbeitung C ist später als die Gestalt B der Klage, diese rührt von einem herzoglichen Bayern her. Alzei und Lorsch kommen hinein, weil Ludwig der Kelheimer im Jahre 1214 die Rheinpfalz als Lehen erhalten hatte. C will ausmerzen, was sich an Widersprüchen zwischen der Klage und B zeigt; es fällt ebenso nach 1214. Parzival 420, 22 „böhe Schnitten" heißt (sprichwörtliche Redensart): „bleibe zu Hause". Das rät Rumolt dem König Gunther auch in B Str. 1465—1469. Die Parzivalstelle hat eine Zusatzstrophe von C beeinflußt. Das vermeintliche Alter der Hs. C beweist nichts, die Handschrift stammt aus der ersten Hälfte des 13. Jahrhunderts. Der Bearbeiter von C gehörte derselben Gegend an, aus der B und die Klage herkommen; s. die Erwähnung von Plattling Str. 1297 (ze Pledelingen); der Verfasser war mit den Ortsverhältnissen aufs genaueste bekannt. Passau, das wußte er, konnte zu seiner Zeit die große Zahl der Gäste nicht beherbergen, darum blieb Kriemhilds Gefolge in dem bayerischen Grenzorte Plattling. Nur ein im Dienste des Bayernherzogs stehender, am dortigen Hofe lebender Dichter konnte etwa die Lorscher Steinsärge erwähnenswert finden. Er arbeitete zwischen 1226 und 1228. Vielleicht sind der Verfasser der Klage B und der Umdichter C die gleiche Person. Knapp werden S. 23 die fesselnden Ergebnisse zusammengestellt. Die meiner Ansicht nach vollständig erwiesene Unmöglichkeit, die „Klage" aus einer lateinischen Nibelungias herzuleiten, wird noch deutlicher durch Vogts zweite Abhandlung über den

35) Über die Entstehung des Nibelungenliedes. Sitzungsberichte der Königl. Bayerischen Akademie der Wissenschaften. Philosophisch-philologische und historische Klasse, Jahrg. 1914, 7. Abhandlung.

36) Über die Fassungen B und C des Nibelungenliedes und der Klage, ihre Verfasser und Abfassungszeit. Münchner Archiv. Heft 7. 1916 München, Callwey.

Gegenstand.[37]) Der Inhalt des Gedichtes ist aus dem Nibelungenliede, aus dem Biterolf und aus dem Herzog Ernst geschöpft, für eine lateinische Vorstufe bleibt kein Raum. Trotzdem gibt es noch immer Anhänger der Vermutung Roethes; Singer gehört zu ihnen, auch Rudolf Pestalozzi[38]), der noch einmal die Frage aufrollt. Wie für Singer ist auch für ihn die Einführung der Namen Gere und Eckewart entscheidend. Die beiden seien von Meister Konrad hinzugefügt worden; denn nur im 10. Jahrhundert sei die Verbindung der mythischen Gestalt des Warners Eckehart mit dem Beschützer der Kriemhild verständlich. Diesem Meister Konrad verdanke man auch den Iring in der Sage von den Nibelungen. Die Nibelungias habe mit Lachmanns 11. Liede begonnen. Mit Matthaei (ZfdA. 43, 305) wird Rüdeger als der Erulerkönig Rodulf († 512) angenommen. Unter dem Einfluß des Hagen im Waltharius soll er in die Nibelungias gekommen sein. Über das Verhältnis der Nibelungias zu der epischen Nibelungendichtung von etwa 1160 wissen wir nichts. Überzeugen kann mich P. in keinem Punkte außer da, wo er Bekanntes wiederholt. Rein sagengeschichtliche Untersuchungen, die in diesem Bericht über deutsche Literaturgeschichte nur eben erwähnt zu werden brauchen, stellten Léon Polak[39]) und Hermann Patzig[40]) an, ersterer prüft gewissenhaft die Thidrekssaga in ihrem Verhältnis zum Nibelungenlied und scheidet den Sagengehalt beider, gelangt schließlich zur vermutlichen Urform; Patzig wandelt auf eigenen Wegen, die man ihm nicht leicht nachgehen kann, weil er sie nicht genügend bezeichnet oder, um die bildliche Rede zu verlassen, weil er einen ungemein gedrängten Stil schreibt, dem der Leser kaum nachkommt. Es wird viel mit urkundlichem Stoffe gearbeitet, und zwar wirklich geistvoll (Sigfrid — Arminius S. 18). Die Annahme eines althochdeutschen Walthergedichts (S. 27) ist recht gewagt. Sehr wichtig erscheint dem Verfasser die Welsungensage für die Gestaltung der Nibelungendichtung. Nibelungen soll ursprünglich den im Nibelgau angesessenen Stamm der Südschwaben bezeichnen, und es gebe keinen Zusammenhang mit Nebel, vielmehr habe „das Flüßchen Eschach, das noch heute in einem Teil seines Laufes Nibel heißt, . . . dem allerdings erst im 7. Jahrhundert erwähnten Nibelgau und seinen Einwohnern den Namen" verliehen. Die Sage von Sigfrid entstamme dem Norden, die von den Burgunden dem Süden Deutschlands; nach dem Jahre 569 rückten die Nordschwaben in die Halberstädter Gegend ein, um jene Zeit sei die Sage vom Welsungen Sigfrid dort heimisch geworden. Hätte Patzig, statt Behauptung an Behauptung und Tatsache an Behauptung oder Tatsache zu hängen, den breiten Abhandlungston gewählt, so würde man seinen zweifellos wohlerwogenen Darlegungen besser gerecht werden können. Mit der Nibelungenhandschrift O beschäftigt sich Hermann Schmidt.[41]) Elektrische Durchleuchtung mit einfacher Taschenlampe hat ihn zu sicheren Ergebnissen geführt. Unmittelbare Quelle von d ist O nicht. Die erschließbare Vorlage *Od mag etwa 1230 geschrieben sein, O nach der Mitte des 13. Jahrhunderts in den bayerisch-österreichischen Alpenländern, möglicherweise in Tirol. Ein Trienter Bruchstück des Nibelungenliedes, zwei Pergamentblätter mit 24 Strophen, I 2356—2367, II 2368—2379, über das Rudolf Wolkan sich äußert[42]), bietet denselben Wortlaut wie die Tiroler Handschrift J und deren Abschrift h. B Szalay[43]) will in dem 'halpful' des Nibelungenliedes einen Zentaur sehen, eigentlich „Halbpferd". Goethe nennt die Zentauren geradezu „Halbfohlen". „Halb" in solchen Zusammensetzungen bezeichnet immer Mischungen verschiedener Art, niemals unausgewachsene Tiere der nämlichen Art. Absichtlich habe der Dichter den Odenwald mit fabelhaften Tieren bevölkert. Entstehung und sagengeschichtliche Bedeutung des Seifriedsliedes behandelte Scheidweiler[44]), dazu und zu anderen Arbeiten über den gleichen Gegenstand machte Georg Baesecke[45]) wertvolle Bemerkungen.

Eine der besten unter den allgemeinverständlich belehrenden Abhandlungen über Nibe-

37) Zur Geschichte der Nibelungenklage. Festgabe der Universität zur 52. Versammlung deutscher Philologen und Schulmänner zu Marburg 1913, S. 137—167.

38) Die Nibelungias. Neue Jahrbücher 39 (1916/17), 190—203. — 39) Untersuchungen über die Sage vom Burgundenuntergang. ZfdA. 54 (1913), 427ff.; 55, 445ff. — 40) Die Verbindung der Sigfrids- und der Burgundensage. Dortmund 1914, Fr. Wilhelm Ruhfus.

41) ZfdA. 54 (1913), 88—98. — 42) PBB. 39 (1914), 221—224. — 43) Archiv für die Geschichte der Naturwissenschaften und der Technik Bd. 5 (1914), 289—302. — 44) Beilage zum 37. Jahresbericht des Kgl. Gymn. Neuwied 1914. — 45) AfdA. 37, 127—138.

lungensage und Nibelungenlied, die von Georg Holz[46]), hat es nach sieben Jahren zu einer zweiten Auflage gebracht, die nur leicht umgeändert worden ist, z. B. in den Darlegungen über Entstehung und Entwicklung der Sage. Eine recht gediegene Arbeit von Hans Vollmer[47]) steht weit über den meisten Schulausgaben; sie bietet künstlerische Werte und viel Einzelerklärungen, gute Überblicke über die Sagengestaltungen, zeigt besonnenes Urteil und Kenntnis der wissenschaftlichen Schriften über das Gedicht bis in die neueste Zeit; auch die verschiedenen Behandlungen des Stoffes werden gewürdigt, und selbst bildliche Darstellungen sind nicht vergessen. Dem Lehrer, der sich zuverlässig und zugleich nach unterrichtlichen Gesichtspunkten über die Fragen Rats holen will, kann dieses schon in vierter Auflage vorliegende 10. Bändchen der Deutschen Klassiker von Kuenen und Evers nur empfohlen werden. Alfred Koppitz berechnet seine Ausgabe des Nibelungenliedes nach der Handschrift A (er legt die Henkesche Übertragung zugrunde, die er mehrfach glücklich verbessert) für die Hand der Schüler; ihnen wird auch die neue Einleitung genügen.[48]) Schmitz-Mancy denkt sich als Benutzer seiner Erläuterungen zum Nibelungenlied[49]) Lehrer des Deutschen, denen er als erfahrener Schulmann Winke gibt und Vorschläge für Schüleraufsätze macht. Ich würde für solche Zwecke unbedingt Vollmers Buch vorziehen. Nibelungenlied und Gudrunlied im Auszug auf Grund der Niendorfschen Übertragungen bearbeitet E. Neumann für Schulzwecke.[50]) Die Auswahl ist sehr knapp, Worte des Herausgebers verbinden die Stücke. Im ganzen kann das Büchlein, dessen Ausstattung Lob verdient, nur oberflächliches Bedürfnis einigermaßen befriedigen, denn Anmerkungen wie Wörterverzeichnis enthalten Falsches und Ungenaues, zum Teil auch Überflüssiges, z. B. „Truhe, ein Kasten, in dem die kostbaren Gewänder aufbewahrt werden“, „Schrein, ein verschließbarer Kasten“, „Ungemach = Gefängnis“, „Wind = nichts“.

Wie freut man sich, nach der Durchsicht derartiger Büchelchen ohne persönliches Gepräge wirklich wissenschaftlichen Leistungen zu begegnen! Da ist die Neuausgabe von Symons' Kudrun[51]) mit einer vortrefflichen, alle Streitpunkte erörternden, aus dem Vollen schöpfenden Einleitung. Zum Texte könnte ich gelegentlich Anmerkungen und Änderungsvorschläge beitragen, hier ist nicht der Platz dazu. Einiges hat M. H. Jellinek[52]), der dem Gedichte „hermeneutische Billigkeit“ angedeihen lassen will, genauer besprochen. Wichtig erscheint mir der Aufsatz Karl Droeges.[53]) Das Epos hat von dem Kreuzzug von 1217, den die Friesen mit großer Heeresmacht unternahmen, Spuren aufbewahrt, z. B. ist die 'Kocke' wohl friesischen Ursprungs. Wir sehen schärfer ausgebildete rechtliche Begriffe als im Nibelungenlied, erkennen das Anwachsen der Fürstenaristokratie (seit etwa dem Jahre 1225). Während im Nibelungenliede auf die Buchmalerei angespielt wird (Str. 286), geschieht dies Kudrun Str. 660 und 1601 auf die langsamer und später sich entwickelnde Wandmalerei. Im wesentlichen ist die Kudrun ein einheitliches Werk. Der Dichter liebte Episoden, bemühte sich, Beziehungen zwischen den einzelnen Personen herzustellen. Es zeigen sich Reste einer älteren Dichtung, in der manche Charaktere grausamer, wilder geschildert waren. Die Qualen der Heldin werden vermehrt; damit aber Hartmut nichts von ihnen weiß, schickt ihn der neuere Dichter mehrmals auf Heerfahrten Da Wate in der nordischen Form der Sage nicht vorkommt, kann er nicht gut als Eisenhans (vgl. Panzer, dessen Ansichten auch Symons nicht teilt) die Dichtung begründet haben. Das Märchenhafte ist nicht von entscheidender Bedeutung, auch Zusammenhänge mit dem Apolloniusroman lehnt Droege ab. „Die ganze Art der [etwa 1235 entstandenen] Dichtung ist so sehr an ge-

46) Der Sagenkreis der Nibelungen. 2. Aufl., Leipzig 1914, Quelle u. Meyer (= Wissenschaft und Bildung 6). Geb. M. 1,25. — 47) Das Nibelungenlied erläutert und gewürdigt mit einem Überblick über die Sage und die neuere Nibelungendichtung. 4., neu bearbeitete und erweiterte Aufl. Leipzig 1916, Heinrich Bredt. M. 1,40. — 48) 4., neu durchgesehene Aufl. Wien, F. Tempsky, Leipzig, G. Freytag G. m. b. H. Geb. M. 1,— (= 1 Kr. 20 H.). — 49) Paderborn, Ferdinand Schöningh (o. J.). M. 0,70. — 50) = Meisterwerke der Literatur. Herausg. von Direktor Dr. E. Hartmann. Bd. 18. Leipzig 1914, Julius Klinkhardt.

51) Altdeutsche Textbibliothek Nr. 5. Halle a. S. 1914, Max Niemeyer. M. 4,40. — 52) Zur Kudrun, PBB. 40 (1915), 446—467. — 53) Zur Geschichte der Kudrun. ZfdA. 54 (1913), 121—167.

schichtliche Verhältnisse geknüpft, daß auch für frühere Stufen wirkliche Vorgänge oder nach der Wirklichkeit gedichtete Erzählungen als Grundlage wahrscheinlich sind." O. Behaghel[54]) ändert durch Umstellung Str. 1192, V. 4 folgendermaßen: so geschach in küneges selden | nie weschen mere noch zer werlte leider, weil selde in dem Werke immer auf helde gebunden wird.

Unter den drei großen Epikern ist Wolfram fast gar nicht Forschungsgegenstand gewesen. In Willehalm 100, 1 erkennt Otto Behaghel eine Anspielung auf des Dichters Ehe.[54a]) Carl Pschmadt[55]) hat die Jeschutenszene, deren Urform er in Syr Percyvelle zu finden meint, als eine Feenliebschaftsage deuten wollen und den Parzival zu diesem Zweck mit anderen Däumlingsgeschichten verglichen. Seine Ansicht leuchtet ein. Zu Willehalm 29, 11 macht Wilhelm Braune[56]) einen Vorschlag 'habeten'. Mehr Anteil der Gelehrten erregte Hartmann. E. Gierachs Ausgabe des Armen Heinrich wird als wichtig anerkannt, sie liegt dem Berichterstatter aber nicht zur Beurteilung vor. Über die Grundsätze, nach denen er das Werk behandelt, hat er sich in sehr förderlichen Untersuchungen ausgesprochen.[57]) C (die Sankt Florianer Bruchstücke) bietet einen guten Text B wie der in den Ausgaben zugrunde gelegten Hs. A gegenüber. Die neu durchgesehenen Indersdorfer Bruchstücke (D) stehen A an Wert nach; B und D mit ihren Erweiterungen besitzen nur den Wert einer A nicht gleichkommenden Handschrift. Fehler der bisherigen Textbehandlung werden aufgedeckt. Hans Naumann lieferte Textkritisches und Erklärendes zum Erec.[58]) In Erec V. 1980 sah Gustav Rosenhagen[59]) den Beweis, daß Hartmann nicht am Kreuzzuge von 1189 teilgenommen haben kann, da Zobel und Ikonium (Connelant) eine unmögliche Zusammenstellung ist. Derselbe erörterte aufs neue zwei Iweinstellen (2767—2912; 3505—3596), „Gaweins Rat" und „Iweins Traum"; in beiden hob er die selbständig schöpferische Art des Dichters hervor und bemerkte Eigenheiten, die auf den Menschen Hartmann und seine Lebensanschauung Licht werfen.[60])

Ein Stuttgarter Bruchstück, Doppelblatt, einer Tristanhandschrift, enthaltend V. 12563 bis 12712 und 12793—12938, im Besitz der Universitätsbibliothek Tübingen teilte Gebhard Mehring mit[61]) Der Text stimmt zu keiner der sonstigen Handschriften. Mit der Überlieferung des Tristan befaßte sich eingehend, weil durch die Neubearbeitung von Bechsteins Ausgabe dazu genötigt, Friedrich Ranke.[62]) Metrische Stilarten in der mittelhochdeutschen Epik — sie sind vertreten durch Wolfram einerseits und Gottfried anderseits — beleuchtete Ludwig Pfannmüller.[63]) Die Auswahl aus den Verstypen, die in der mittelalterlichen deutschen Epik getroffen worden ist, kann nicht, wie Saran meint, durch den Einfluß des französischen Verses bestimmt worden sein, ebensowenig die Taktfüllung. Die dem Französischen eigene Vernachlässigung des Worttones fehlt selbst bei Konrad von Würzburg, der am ersten als unter welschem Einfluß stehend zu betrachten wäre. Auf eine Entstehungszeit des Meier Helmbrecht zwischen 1270 und 1282 kommt Friedrich Wilhelm durch Beziehung des Werkes zum jüngeren Titurel.[64]) Conrad Schiffmann[64a]) begründet mit neuen Aufstellungen seinen bekannten Standpunkt, daß auf die Ortsangaben in der Hs. A. nicht zu vertrauen ist und das Werk aus Niederösterreich stammt, und Ludwig Pfannmüller[64b]) weist zum erstenmal Berührungen Wernhers des Gärtners mit Wolfram nach. Daß Reinbot von Dürne um 1245 seine Georgslegende wenigstens teilweise in dem Markte Wörth an der Donau verfaßte, zeigt Friedrich Wilhelm.[65])

Mit dem Stil Heinrichs von dem Türlin beschäftigte sich eine breit angelegte, einen großen Stoff sorgfältig ordnende und prüfende Arbeit von Erich Gülzow.[66]) Als Beispielsamm-

---

54) Zur Kudrun. PBB. 39 (1914), 134. 54a) PBB. 42 (1917), 162f.

55) ZfdA. 55 (1914), 63—75. — 56) PBB. 40 (1915), 372. — 54) ZfdA. 54 (1913), 257—295; 55 (1914), 303—336. — 58) ZfdPh. 47 (1918), 360—372. — 59) ZfdA. 55, 301—312. — 60) ZfdA. 28 (1914), 94—110.

61) ZfdA. 54 (1913), 167—172. — 62) ZfdA. 55 (1914), 157ff.; 381ff. — 63) PBB. 40 (1915), 373—381.

64) Münchner Museum 3, 226—228. — 64a) PBB. 42, 1—17. — 64b) PBB. 43 (1918), 252—257. — 65) Münchner Museum 3, 229—231.

66) Zur Stilkunde der Krone Heinrichs von dem Türlin. Leipzig 1914, H. Haessel (= Teutonia, herausg. von Uhl, 18. Heft).

lung allein hätte sie großen Wert, sie verfährt aber auch psychologisch und entwicklungsgeschichtlich. Genauer sie zu würdigen, wäre im Rahmen dieser Übersicht ganz unmöglich, jedenfalls ehrt sie den Verfasser wie die Schule Ehrismanns und wird gewiß oft als Vorbild gewählt werden. Die Belesenheit Gülzows ist erstaunlich; wer sich über Stilfragen zu unterrichten strebt, sollte an dem Buche nicht vorübergehen. Auch zur Sachkunde ist viel zu lernen, und die maßvolle, gerechte Abschätzung des Dichters S. 227 berührt bei jemandem, der es sich so viel Mühe hat kosten lassen, in eine Dichtung von über 30000 Versen einzudringen, besonders angenehm. Noch Stellung nehmen konnte Gülzow zu Karl Helms Aufsatz über den Schreiberanhang zur Krone.[66a]) Helm zerlegt diesen in zwei Teile, V. 30001 bis 30030 und 30031—30041. Der zweite, burleske, ist sicher unecht, der erste, ernsthafte, erregt teilweise Bedenken. Es findet sich da zweimal der Reim von â auf a, der sonst bei Heinrich nicht vorkommt. Inhaltlich stimmen 30026ff. nicht zu dem einer wohlhabenden Familie angehörenden Dichter. 30016f. können nicht von Heinrich herrühren, weil da im Gegensatz zu sonst von einem Auftraggeber gesprochen wird. Erst bei Erasmus Alberus kennt Helm eine Übertragung des Wortes „schreiben" auf das geistige Schaffen. Ich bemerke nur, daß die Stelle 30016f.

wan er daz buoch geschriben hât
als ez der edele selbe schuof

auch „schaffen" als solchen Ausdruck geistiger Tätigkeit ergibt; gerade hier wird ein scharfer Unterschied zwischen Dichter und Schreiber gemacht. Ludwig Pfannmüller deutet die Redensart nu zuo des der neve sî, die „Entsippung" bezeichnet, als ein nur auf beschränktem Gebiete gebräuchliches Zitat.[67]) Daß Freidanks Grabmal in Treviso nicht das des Spruchdichters ist, zeigte Oswald v. Zingerle in einer kulturgeschichtlich fesselnden Abhandlung, die z. B. über Malweise und Schreibformen und über Handelsbeziehungen zwischen Tirol und Norditalien schöne Aufschlüsse gibt und überall den Erforscher der Örtlichkeit verrät.[68]) Vielleicht war der Namensvetter ein Kaplan der Herren von Taufers Gerold Freidank. Unter dem Titel „Zwei altdeutsche Schwänke" vereinigte Edward Schröder „Die böse Frau" (von dem übeln weibe) und den „Weinschwelg" in einer Neuausgabe.[68a]) Vortreffliche Besserungsvorschläge zu dem ersten Gedicht (zum Stoff sei auf die Arbeit Franz Brietzmanns Palästra XLII, Berlin 1912 hingewiesen) machte Anton Wallner.[69]) Ludwig Pfannmüller ging den von ihm herausgegebenen mittelhochdeutschen Novellen (Litzmanns Kleine Texte 95) wieder nach und fügte Bemerkungen über die „Kotzenmäre" hinzu.[70]) Bei der „Rittertreue", von der er nachträglich eine Straßburger Handschrift benutzen durfte, stellte er sich im ganzen auf einen anderen Standpunkt als Carl v. Kraus. Über Thomas von Britannien äußerte sich Anton Wallner.[71]) Der Tristandichter Heinrich von Freiberg ist keinesfalls der Verfasser der unter seinem Namen verbreiteten Legende vom heiligen Kreuze, und die Berufung des Gottfriednachfolgers auf Thomas von Britanje, der in „lampartischer zungen" geschrieben haben soll, besagt nichts. Studien über das Eckenlied veröffentlichte Georg Boos[72]), und Justus Lunzer[73]) deckte die geschichtlichen Grundlagen des Gedichtes von Dietrich und Wenezlan auf. Aus Wenzel dem Zweiten von Böhmen hat der österreichische (nicht steirische) Dichter einen Recken gemacht, der dem Berner gewachsen war. Zusammenhänge mit „Dietrichs Flucht" und mit der „Rabenschlacht" sind offenbar. Nach 1291 muß das Werk verfaßt worden sein. Hermann Schneiders bahnbrechendes, hochgelehrtes Buch über die Gedichte und die Sage von Wolfdietrich hat der Verlag leider nicht eingesandt, und da eine Besprechung sehr ausführlich werden müßte, sei es hier übergangen.

Mancherlei Bruchstücke traten hervor. Carl v. Kraus[74]) veröffentlichte zwei aus dem Besitze des akademischen Malers Josef Kastner. Das erste gehört zu einer Pergamenthandschrift des 15. Jahrhunderts von Mariä Himmelfahrt Konrads von Heimesfurt (vgl.

66a) PBB. 39 (1914), 390—398. 67) ZfdA. 55, 278—284.
68) Freidanks Grabmal in Treviso. Leipzig 1914, Dyksche Buchhandlung. Geh. M. 3,50, geb. M. 4,25. — 68a) Leipzig, S. Hirzel, 1913. M. 1.25. — 69) PBB. 40 (1915), 137—145. — 70) ZfdA. 54, 231—247; Die Straßburger Handschrift der Rittertreue PBB. 40, 381—395. — 71) PBB. 40, 145—150. — 72) PBB. 39, 135—174. — 73) ZfdA. 55, 1—40.
74) ZfdA. 55 (1914), 296—301.

v. Grienberger Germania 31, 93ff.) und umfaßt die Verse 192—283; das andere bietet Wirnts Wigalois 81,12—84,13 und stammt aus der nämlichen Pergamenthandschrift des 14. Jahrhunderts, der das Heinrichsauer Bruchstück angehört. Waldeckische Findlinge machte Edward Schröder bekannt[76]), nämlich aus der Virginalhandschrift E, aus der Fassung B der Kaiserchronik, bayrisch, 13. Jahrhundert (die Handschrift ist sonst nicht erwähnt), aus dem zweiten Buch des Passionals (Handschrift um 1300), aus dem Gedichte von der hl. Elisabeth (Handschrift etwa um 1350 aus dem westlichen Hessen oder Südwaldeck mit einem von A unabhängigen Wortlaut. Joseph Seemüller hat in dem niederösterreichischen Schlosse Persenbeug zwei Blätter entdeckt[77]), deren eines V. 152—209 von Strickers König im Bade enthält, während das andere eine Parodie des Winsbeken darbietet. Die Dessauer Handschrift des Wilhelm von Wenden Ulrichs von Eschenbach beschrieb Hans Paul.[78]) Anderes, was ich bemerkt habe, ist neben Degerings Funden ziemlich belanglos.[79])

[Ein Schlußteil soll dem Minnesang, der Spruchdichtung, dem Schauspiel und dem Epos wie der Prosa des 14. und 15. Jahrhunderts gewidmet sein.]

Pädagogik.

Von **Raymund Schmidt** in Leipzig.

4. Psychologie.

(Experimentelle Pädagogik, Schülerkunde, sexuelle Erziehung, Jugendpflege.)

Eine scharfe Grenzbestimmung für die Anwendungsmöglichkeiten des Experiments in den Erziehungswissenschaften ist notwendig geworden. Wir haben an dieser Stelle schon einmal (s. Literaturbericht: Pädagogik 1912—1916) die Überzeugung ausgesprochen, daß wir die Hoffnungen, die an das Experiment geknüpft worden sind, zum Teil für verfrüht, zum Teil für eitel halten. Andererseits haben wir auf den Wert der experimentellen Arbeit innerhalb gewisser Grenzen mit Nachdruck hingewiesen. Max Frischeisen-Köhler[32]) leistet nun der Pädagogik durch den Versuch einer solchen genaueren „Grenzbestimmung" die wertvollsten Dienste und verhütet beides, Unterschätzung wie Überschätzung der experimentellen Methoden. Nach dem Verfasser liegt die Zukunft der experimentellen Pädagogik in der Richtung einer allgemeinen „Hygiene der geistigen Arbeit" und einer „Technik für den rationellen Erwerb von spezifischen Fertigkeiten". Einen erheblichen Einfluß auf die Reform unserer Erziehung spricht der Verfasser ihr jedoch grundsätzlich ab, weil sie als eine „Schöpfung des naturwissenschaftlichen Geistes" den Menschen nur einer naturwissenschaftlichen Betrachtungsweise einseitig zu unterwerfen vermag. Alles, was dabei der Mensch über seine qualitativen und quantitativen „Bestimmbarkeiten" hinaus ist (und da beginnt erst der eigentliche Wirkungskreis der Pädagogik als einer „Kulturwissenschaft"), entzieht sich dem Einfluß von Maß und Zahl und wird sich ihm ewig entziehen.

Zu den Ansprüchen der experimentellen Psychologie, die wir nur bedingt gelten lassen, gehört die so viel (besonders von eifrigen Schulreformern) gepriesene exakt psychologische Berufsberatung. Eine sehr lehrreiche Sammlung von Schriften, die sich ausschließlich mit der Verbesserung der Methoden zur Berufseignungsforschung befaßt, sind die von Otto Lipmann und William Stern neu begründeten „Schriften zur Psychologie der Berufseignung und des Wirtschaftslebens", deren erste fünf

76) ZfdA. 54 (1913), 412—426. — 77) ZfdA. 55, 439—444. — 78) ZfdA. 55, 349—372. — 79) Vgl. ZfdA. 54 (1913), 23f., 87; 295f.

32) Max Frischeisen-Köhler, Grenzen der experimentellen Methode (Deutsche Erziehung, Heft 9). Berlin 1918, Union Deutsche Verlagsgesellschaft. Geh. M. 1,—.

Hefte[33]) uns vorliegen. Sie erzeugen in uns die Gewißheit, daß die psychologische Berufsberatung, soweit es sich um Berufe handelt, in denen es auf Aufmerksamkeit und einfache sensomotorische Funktionen ankommt, bereits überaus exakt arbeitet. Sie geben aber zugleich ein deutliches Bild davon, wie himmelweit diese experimentelle Arbeit noch davon entfernt ist, eine ausschlaggebende Rolle im ganzen Kulturzusammenhang spielen zu können.

Einen reizenden Blumenstrauß von Äußerungen junger Seelen bietet W. Peper[34]), ohne Kommentar, jedoch unter Gesichtspunkten gesammelt und geordnet, die die Hand des erfahrenen Psychologen erkennen lassen. Die Sammlung ist sinnvoll ergänzt durch Belegstellen aus Biographien und Worten der besten Literatur. Ein besseres Hilfsmittel für den in die Psychologie der Jugendlichen einführenden Unterricht ist kaum zu denken.

Mit lebhafter Freude begrüßen wir die Neuauflagen der bekannten Monographien von M. Lazarus[35]) über das Leben der Seele: eine Reihe geistreicher Plaudereien über Bildung und Wissenschaft, Ehre und Ruhm, Humor, Individuum und Gesamtheit usw. Den nachhaltigsten Eindruck hat L. hervorgerufen durch den zweiten Band, welcher seine vielumstrittenen sprachpsychologischen Theorien enthält. Es sind nicht nur historische Gründe, die uns veranlassen, auf die Neuauflagen besonders aufmerksam zu machen. Wir meinen, daß diese klugen Fragestellungen, diese weiten Gesichtspunkte in dieser geschickten, fließenden Form auch heute noch befruchtend auf die im übrigen ganz anders gerichtete moderne Wissenschaft von der Seele zu wirken vermögen.

Eine bemerkenswerte Erscheinung unter den für den Erzieher bestimmten Einführungswerken in die Seelenkunde der Gegenwart bietet Alfred Heußners „Einführung"[36]), die es sich vorzugsweise zur Aufgabe gemacht hat, mit gewisser Ausführlichkeit auf die sogenannten „letzten" Fragen des höheren Seelenlebens darstellend einzugehen. Der Leser wird in ruhigem Vortrag in die großen Problemgruppen eingeführt, welche Vorstellungs- und Gemütsleben, Zusammenhang und Entwicklung der seelischen Vorgänge bilden. Arbeiten wie die vorliegende haben ihren nicht zu unterschätzenden Wert. Rasch entzündet sich oft das Interesse des Erziehers am Experiment, um ohne dergleichen vertiefende Führung und Wegweisung in die Kanälchen verzettelter Kleinversuche zu versickern.

Ein ausführliches Lehrbuch von hohem wissenschaftlichen Gehalt, das in alle Teile der experimentellen Psychologie einführt, liegt uns von J. Fröbes[37]) vor.

33) Schriften zur Psychologie der Berufseignung und des Wirtschaftslebens. Heft 1: Lipmann, Wirtschaftspsychologie und psychologische Berufsberatung. Geh. M. 0,80. Heft 2: Stern, Über eine psychologische Eignungsprüfung für Straßenbahnfahrerinnen. Geh. M. 0,40. Heft 3: Lipmann, Die Berufseignung der Schriftsetzer. Kreis, Eignungsprüfungen bei der Einführung von weiblichen Ersatzkräften in das Stuttgarter Buchdruckgewerbe. Geh. M. 1,—. Heft 4: Heinitz, Vorstudien über die psychologischen Arbeitsbedingungen des Maschinenschreibens. Geh. M. 1,40. Heft 5: Ulrich, Die psychologische Analyse der höheren Berufe als Grundlage einer künftigen Berufsberatung. Geh. M. 1,—. Sämtlich Leipzig 1918, Joh. Ambr. Barth. 25% Teuerungszuschlag.

34) W. Peper, Junge Seelen (2. Heft der Quellenhefte für den Unterricht in der Pädagogik). Leipzig 1917, B. G. Teubner. Geh. M. 0,90.

35) Lazarus, Das Leben der Seele. 3. Aufl. 2 Bde. Preis geh. M. 15,—, geb. M. 19,—. Berlin 1917, Ferd. Dümmler.

36) Alfred Heußner, Einführung in die Psychologie. Göttingen 1918, Vandenhoeck u. Ruprecht. Geh. M. 4,40.

37) Jos. Fröbes, Lehrbuch der experimentellen Psychologie. 1. Bd. Freiburg i. Br. 1917, Herdersche Verlagshandlung. Geh. M. 12,60., geb. M. 14,60.

Es bildet den natürlichen Übergang vom üblichen einführenden Grundriß zum Studium der Spezialliteratur. Wenn auch die Stoffanordnung sich durchaus an das gewohnte Schema hält, so bildet doch die Gedankenarbeit der einzelnen Abschnitte, die Gegenüberstellung abweichender Ansichten (wobei die allerneueste Literatur in Rechnung gestellt ist) und der Ausgleich derselben eine anerkennenswerte ursprüngliche Leistung.

Schon seit langem bekannt, viel angeführt, von Eltern und Erziehern hochgeschätzt sind die kinderpsychologischen Darstellungen Aments[38]), welche gegenwärtig in 5. Auflage auf den Büchermarkt kommen. Ament beabsichtigt, das von der Fachpsychologie Erkannte des streng wissenschaftlichen Gewandes entkleidet in weite Kreise zu tragen. Wir wünschen dem hübsch ausgestatteten Büchlein viele neue Leser. Mögen auch die Anregungen, welche Ament am Schlusse des Büchleins zur Vertiefung und Vervollkommnung privater Studien dieser Art gibt, auf fruchtbaren Boden fallen.

Einen Einblick in die seelischen Vorgänge des gesunden und kranken Kindes und eine Erörterung der Ursachen seelischer Erkrankung und ihrer Verhütung bietet Rutishauser[39]) in zwei trefflichen Vorträgen. Der Verfasser ist als Nervenarzt und Leiter eines Landerziehungsheimes wohl berufen, über diese Dinge zu reden.

Mit zwei neuen Werken ist der unermüdliche W. J. Ruttmann vertreten. Seine Hauptbemühungen liegen auf dem Gebiete der Erbkunde, die (Ruttmann ist einer ihrer ersten Vertreter) der Wissenschaft ein Neuland mehr und mehr erschließt. Von ihrer Beziehung zur Pädagogik handelt der Verfasser[40]) in einer Folge von Ausschnitten aus dem gesamten Gebiet. Gewiß ist eine genaue Kenntnis der Gesetzlichkeit in der Vererbung von Anlagen dem Pädagogen vonnöten, schon um beurteilen zu können, wieweit die „Korrigierbarkeit" belasteter Personen geht. Noch ist aber die Erbkunde nicht so weit, daß sie einwandfreie Leistungen in dieser Hinsicht zu liefern vermag, noch steckt sie tief in der Erringung brauchbarer Forschungswege. Bis sie diese erreicht hat — es ist ein zwar noch langer, aber Erfolg verheißender Weg —, hat man alle Ursache, die Bemühungen der Erbbiologen zwar mit lebhaftem Anteil, aber doch mit Zurückhaltung zu verfolgen.

Das zweite Buch W. J. Ruttmanns[41]), seine Schülerkunde, ist ebenfalls von großer praktischer Bedeutung und im recht eigentlichen Sinne ein Grundpfeiler der Erziehungsausübung. Wenn der Verfasser sich hier bemüht, die körperlichen und seelischen Voraussetzungen freizulegen, auf denen sich die Erziehungsarbeit aufbauen kann und muß, so ist das eine Aufgabe, die, schon oft gestellt, niemals aber im ganzen Umfange befriedigend gelöst wurde. In Ruttmanns Arbeit kommt nun jeder auf seine Rechnung, der Arzt, der Jugendrichter, der Pädagoge: Tatbestände und Erscheinungen des Jugendlebens sind aus den Erfahrungen Tausender von Erziehern und Ärzten herausgezogen und zu einem geschlossenen Bilde vereinigt. Hier hat alles Hand und Fuß. Quellen und Methoden der Schülerkunde werden eingehend untersucht; die Entwicklungsfaktoren, Vererbung, Einflüsse der Umwelt, Anlagen, trefflich charakterisiert, die körperliche und die geistige Entwicklung scharf gezeichnet. Ein besonderes Kapitel befaßt sich mit der Entwicklung der Sprache, der künstlerischen,

38) W. Ament, Die Seele des Kindes. Stuttgart 1917, Franckhsche Verlagshandlung, Kosmos. 5. verb. Aufl. Geh. M. 1,25.

39) Rutishauser, Kind und Seele. Zwei Vorträge. Kreuzlingen 1918, Aug. Horner. 2. Aufl.

40) W. J. Ruttmann, Erblichkeitslehre und Pädagogik. Leipzig 1917, Schulwissenschaftl. Verlag A. Haase. Geh. M. 3,60.

41) W. J. Ruttmann, Allgemeine Schülerkunde. Tübingen 1917, J. C. B. Mohr. Geh. M. 8,—, zuzügl. 20% Kriegsaufschlag.

logisch mathematischen und der geschlechtlichen Entwicklung des Kindes. Bemerkenswert sind auch die Ausführungen über die kindliche Schulleistung, über das Verhältnis des Kindes zu den Forderungen der Schule und über die Stellung des Schülers im sozialen Ganzen. Geradezu staunenswert ist die Fülle und Auswahl der herangezogenen und verarbeiteten Literatur.

Durch seine Schrift über die Lernweisen der Schüler hat Marx Lobsien[42]) dem Erzieher ein wichtiges Instrument in die Hand gegeben. Eine Reihe sorgfältigster psychologischer Untersuchungen über den Lernvorgang führen den Verfasser zu der Überzeugung, daß der Lehrer nicht nur das Lernen seinem Zögling nicht schlechterdings überlassen darf, sondern daß er es auch fördern und nach der persönlichen Eigenart des Schülers durch geeignete Methoden berichtigen kann.

Die Notwendigkeit des „schaffenden Lernens" im Gegensatz zum bloßen leidenden Aufnehmen sucht Karl Erle[43]) psychologisch zu begründen. Seine Gewährsmänner sind: Diesterweg, Fichte, Kerschensteiner und die moderne Willenspsychologie. Der kleine Aufsatz bewegt sich in bekannten Bahnen, er ist voller psychologischer Feinheiten und wohlerwogener Vorschläge zum Ausbau des auf Selbsttätigkeit des Schülers eingestellten Unrrteichts.

In straffer Gedankenführung versucht W. Lütgert[44]) das Problem der sexuellen Erziehung kurz zu umreißen. Die sexuelle Pädagogik ist nur ein Teil der allgemeinen Erziehung; dennoch ist eine Verhütung besonderer Gefahren bei erblicher oder erworbener Belastung durch besondere Mittel geboten. Solche Verhütung wird unter anderem erreicht durch sachliche, unverschleierte, taktvolle Aufklärung (Aufgabe der Eltern, nicht des Arztes und der Schule) und durch eine richtig geleitete ästhetische Erziehung (mittelbare Willensbeeinflussung). Man hüte sich jedoch, die gebildetere Jugend durch Überfeinerung der Sexualität zu vergiften. Auf die Wechselwirkung zwischen Geschlechtsreife und Idealismus weist Lütgert ausdrücklich hin. Der Idealismus in seiner Fähigkeit, alles zu vergeistigen, ist „die von der Natur der sexuellen Entwicklung beigegebene Schutzvorrichtung". Deshalb vergeistige man der Jugend Arbeit und Spiel, Geselligkeit und Lektüre und veredle so die Geschlechtsreife. Die größte Gefahr — erklärt der Verfasser — droht der Jugend und ihrer Begeisterungsfähigkeit, somit ihrer Reinheit, von der schwunghemmenden realistischen und naturalistischen Literatur.

Zu den Problemen der Pubertät äußert sich der Arzt K. Kassel[45]) in einer dringend zu empfehlenden Schrift. Es handelt sich hier um eines der wichtigsten Gebiete, in denen sich Medizin und Pädagogik berühren. Kassels Ausführungen, die in engem Zusammenhang mit pädagogischen Erörterungen stehen, sind für die Lehrerbildung in bezug auf die behandelte Frage außerordentlich gut geeignet.

Eine „aphoristische Übersicht" über die Psychologie der Entwicklungsjahre rein vom pädagogischen Standpunkt bietet H. Richert.[46]) In philosophischem Gewande

42) Marx Lobsien, Die Lernweisen der Schüler. Leipzig 1917, Ernst Wunderlich. Geh. M. 1,60.

43) Karl Erle, Die Pflege der geistigen Selbsttätigkeit in der Schule. (Pädagogische Abhandlungen 17. Bd., Heft 1.) Bielefeld, A. Helmich. Geh. M. 0,50.

44) Wilhelm Lütgert, Sexuelle Pädagogik. (Heft 9 der Flugschriften des Bundes zur Erhaltung und Mehrung der deutschen Volkskraft.) Halle a. S. 1917, Wilhelm Knapp. Geh. M. 0,30.

45) Karl Kassel, Gedanken eines Arztes über die Pubertät. (Heft 41 von: „Zur Fortbildung des Lehrers".) Geh. M. 0,60.

46) Hans Richert, Psychologie und Pädagogik der Entwicklungsjahre. (Heft 42 von: „Zur Fortbildung des Lehrers".) Berlin, Union Deutsche Verlagsgesellschaft. Geh. M. 1,—.

gibt der Verfasser eine Reihe von allgemeinen Stichwörtern zum Moralunterricht, Religionsunterricht und zur Kunsterziehung der Entwicklungsjahre, z. B.: „Erziehe so, daß du die Menschheit in dem jungen Menschen jederzeit zugleich als Zweck, niemals bloß als Mittel brauchest." „Behandle den jungen Menschen nie bloß als Objekt der Erziehung. Erziehe ihn zur Selbsterziehung." „Erziehe den jungen Menschen zur Ehrfurcht vor sich selbst, als der Ehrfurcht, die alle anderen Ehrfurchten steigert." „Schlage Brücken von den Idealen zu dem persönlichen und sozialen Leben des Schülers" usw. Auch dieses treffliche Buch wird dazu beitragen, den Lehrer richtig auf die Jugend einzustellen in einer Zeit der schwersten und im guten wie im schlechten Sinne folgereichsten Krisis.

Einen guten Dienst wird der Erzieher seinem Zögling leisten, der ihm das kleine Büchlein: „Sei ein Charakter" von Franz Kliche[47]) in die Hand gibt. Es ist eine solche „Brücke vom Ideal zu dem persönlichen und sozialen Leben des Schülers", wie sie Richert verlangte. Lehrhaft und doch jugendgemäß, reich an Beispielen für die tatsachenhungrigen Gemüter der Heranwachsenden, kann es der Anlaß dazu werden, daß der Zögling selbsterzieherisch in sein Leben eingreift.

Ein besonderes Gebiet der Erziehung bildet die Jugendpflege, und die damit verbundenen Fragen sind gerade während des Krieges besonders brennend geworden. Wohl uns, wenn wir wie Hermann Bauer[48]) ausrufen können: „Der Krieg kam als Befreier, als Erlöser." Bauer beschäftigt sich in erster Linie mit der männlichen Jugend und setzt sich gründlich mit der „Eigenbewegung" auseinander, die aus den Kreisen der Heranwachsenden selbst entstanden ist. Er gewinnt in gerechter Abwägung aus diesem gärenden Sturm und Drang die Richtlinien für die Erziehungsaufgaben der Zukunft.

Eine zwanglose Folge von Aufsätzen zur Jugendpflege und ihrer organischeren Gestaltung veröffentlicht A. Heinen.[49]) Sie sind mit tiefem Verständnis für die Leiden und Nöte unserer Jugend geschrieben und enthalten eine Fülle wertvoller Anregungen zum Ausbau dieses wichtigen Erziehungszweiges.

Als wertvolle Arbeiten über die Probleme der Jugendpflege seien hier noch erwähnt: die grundsätzliche Schrift von Karl Hemprich[50]), welche eine Fülle von Organisationsbeispielen enthält; das dem Organisator von Jugendpflegeveranstaltungen unentbehrliche Büchlein von A. Pottag[51]) und die liebevollen Ausführungen M. Breitbarths.[52])

47) Franz Kliche, Sei ein Charakter! Cassel, Pillardy & Augustin. Geb. M. 2,50, kart. M. 1,80.

48) Hermann Bauer, Die Pflege der männlichen Jugend. Leipzig 1918, Quelle u. Meyer. Geb. M. 2,80.

49) Anton Heinen, Jugendpflege als organisches Glied der Volkspflege. M.-Gladbach 1917, Volksvereins-Verlag. Geh. M. 1,20.

50) Karl Hemprich, Grundzüge der Jugenderziehung und Jugendpflege für Gegenwart und Zukunft. Langensalza 1917, Julius Beltz. Geh. M. 1,—.

51) Alfred Pottag, Wie läßt sich in der Jugend ein selbsttätiges Interesse für die Zwecke der zu ihren Gunsten getroffenen Veranstaltungen wecken? (Heft 40 von: „Zur Fortbildung des Lehrers".) Berlin, Union Deutsche Verlagsgesellschaft. Geh. M. 2,—.

52) M. Breitbarth, Gedanken über Jugendpflege. Halle a. S. 1917, Hermann Schroedel. Geh. M. 1,70.

Einzelbesprechungen.

A.

Friedrich Kluge. Von Luther bis Lessing. Aufsätze und Vorträge zur Geschichte unserer Schriftsprache. 5. durchgesehene Auflage. Leipzig 1918, Quelle u. Meyer. Geh. M. 7,—, geb. M. 8,—. Das vorliegende Buch dürfte unseren Lesern wohlbekannt sein; hat doch jeder Lehrer des Deutschen Veranlassung, sich über die Entstehung unserer Schriftsprache und über manche Frage, die damit zusammenhängt, genauere Kenntnis zu verschaffen. Vor 30 Jahren erschien es zum ersten Male; mit Recht darf der Verfasser sagen, daß im Anschluß an seinen Inhalt manche Facharbeit zustande gekommen ist, die nun ihrerseits wieder der 4. und 5. Auflage nutzbar wurde. Das ist wohl eine der schönsten Wirkungen wissenschaftlicher Tätigkeit, daß sie säet und Frucht bringt und diese wiederum ihr selbst zugute kommt. So umschließt den Verfasser und seine Leser ein doppeltes geistiges Band. Es ist nicht möglich, diesen besonderen Beziehungen nachzugehen; wohl aber ist auf die Vermehrung hinzuweisen, die das Buch durch zwei Vorträge über Goethes und Schillers Verhältnis zur deutschen Sprache erfahren hat. Wenn damit die im Titel gezogene Grenze überschritten sein sollte, bedürfte das keiner Entschuldigung; kann doch Goethe selbst als ein Vorarbeiter auf dem Gebiete gelten, das Fr. Kluge vornehmlich in Anbau genommen hat, und zwar durch den Rückblick, den er im 7. Buche von Dichtung und Wahrheit den Sprachzuständen seiner Zeit zuteil werden läßt. Schiller wieder hatte als Mitglied der Kurfürstlich deutschen Gesellschaft in Mannheim mannigfache Gelegenheit, sprachlichen Fragen näherzutreten, besonders dem Verhältnis der Schriftsprache zur Mundart, das ja auch für Goethe von Belang war, und zwar nicht nur hinsichtlich der Reinheit des Reims, sondern auch im Wortschatz, wenigstens des Götz. Bei der Bedeutung, die Leipzig für die Sprache Goethes hatte, ist wohl der Hinweis auf eine Stelle einer der vielen sogenannten politischen Schriftchen des 17. Jahrhunderts angebracht; 1684 heißt es im Politischen Guckuck S. 278f.: „In Leipzig ergötzete ihn ... die Annehmlichkeit der reinen Sprache am meisten. Ha, sagte er, wer hier nicht klug und manierlich werden will, bleibt wohl sein Lebtag ein Narre. (Ich halte, daß wenig Örter ausser Paris in Europa zu treffen, wo man zugleich alle Hauptstücke einer glückseligen Republic antrifft.) Man redet das pureste Teutsch mit einer solchen Lieblichkeit, daß ein Frembder Lust bekömmt, die teutsche Sprache rechtschaffen zu exerciren." Aus derselben Zeit mag eine Schrift stammen, deren der Lockwitzer Pfarrer Chr. Gerber gedenkt in seinen Unerkannten Wohlthaten Gottes ... in Sachsen 1717, Bd. 1, S. 1010; als Ergänzung zu den S. 184 von Kluge (und den weiteren von Hildebrand a. a. O.) angeführten Zeugnissen für das Obersächsische lasse ich die von Gerber ausgehobene Stelle folgen: „Der Autor von der Schrift (die man nur im Manuskript hat) Das sich selbst kennende Sachsen redet f. m. 14 von der Sächsischen Sprache gar wohl und sagt: Die Meißner gehen gantz unstreitig denen andern Sächsischen Unterthanen, ja ausser allen Zweiffel allen Orten Teutscher Nation weit vor ... Ihre Sprache führet den Zepter von denen übrigen Teutschen Dialectis, und ist selbige sehr lieblich, wohllautend, Wort- und Sinnreich, fliessend von zierlicher Bethönung, und weiß alles nach seiner rechten Art wohl vorzustellen und auszudrücken. Wie sie in Sachsen in denen vornehmsten Städten und am Churfürstlichen Hofe geredet wird, ist sie vor allen anderen in gantz Deutschland die reinste, verständlichste und denen Ohren angenehmste. Denn die Österreicher, Mähren und andere nehmen den Mund allzuvoll, legen einen unangenehmen Accent auf die Worte, verwechseln die Buchstaben gar übellautend, verkürtzen oder verlängern die Sylben, und beschmutzen solche mit alten verstorbene Red-Arten. Die Franken, Schwaben und Rheinländer haben eben diese unangenehme Dinge an sich. Die Thüringer, Voigtländer, Hessen sind allen diesen nicht wenig unterworffen. Die Märcker, Nieder-Sachsen und weiterhin gelegene liegen gleichfalls an dieser Krandheit und Gebrechen, so, daß wenn von diesen Nationen einer, der erst völlig nach seinem Munde redete, mit einem Hoch-Teutschen oder Ober-Sachsen zu sprechen kommen solte, es viele Mühe kosten würde, ehe sie zusammen einander verstehen lerneten." Daß sich Luther von solcher Überschätzung fernhielt, zeigt auch Nr. 581 der von Cordatus überlieferten Tischgespräche: Cum mentionem facio der Dialekte germaniae, praefero hassicam linguam omnibus, quod accentibus

et canendo verba omnia pronunciant, Australes nullas servant diphthongos. Etiam Francones loquuntur unisona voce. —

Was das Zeugnis des Österreichers Schoppe vom Jahre 1626 über die obersächsischen mundartlichen Eigenheiten anlangt Kluge S. 126), so berichtigt Adelung, Magazin II, 1, 13 sachgemäß die Angabe, daß die Meißner Zeeberer statt Zauberer sagten. — Vor der von Kluge S. 142 aus Micraelius angeführten Stelle heißt es (nach Zeiller, Epistolische Schatzkammer 434b): „Die Sibilirende und mit viel harten Diphthongis erfüllte Hoch-teutsche Sprache der Franken hat sich hin und her außgebreitet, und die Suevi, die sich in Schwaben setzten, haben sie gar gelernet. Die Ober-Sächsische auch, in Meißen und Thüringen, haben sie sich belieben lassen." Ziemlich undeutlich behauptet Menantes, Briefe 1749 S. 471: „Er (der Poet) hat die hochdeutsche Sprache mit albernen Saxonismis: geverschet, Popfen-Reth usw. wie einen neuen Rock mit Bettlers Lumpen besetzet." Übrigens erscheint der Ausdruck hochdeutsch (Kluge S. 70) für gemeindeutsch, deutsch schlechthin gebraucht in der Vorrede zu Gabr. Moriers Buch: La Guirlande, Cölln 1597 (Aux filles Germaniques) lequel dit livret tres louable Bien peu peut estre prouffitable Aux haut Almandes = welches Büchlein immerdar Gut: aber wenig nützlich war Hochteutschen Töchtern.

Dresden-Strehlen. Karl Müller.

Ein Buch zur Einführung ins Auslandsdeutschtum.

Mehr als alle wissenschaftlichen Untersuchungen und Abhandlungen kann ein einziger wirkungsvoller Roman große Aufgaben dem Volke zum Verständnis bringen. Ein solcher Roman liegt in Gillhoffs Jürnjakob Swehn[1]) vor. Was den Tagelöhnersohn hinaustrieb, wie er sich drüben mit hellen Augen und nimmermüden Händen behäbigen Wohlstand schaffte, und was alles die 45 Jahre hindurch in seinem Herzen lebendig blieb, das schildert er seinem alten Lehrer in Briefen. In biblischer Einfachheit, Kraft und Bildhaftigkeit sind sie geschrieben und von so echtem Humor durchtränkt, daß der Leser selbst in unseren schweren Tagen sich eines befreienden Lachens nicht erwehren kann. Die Enge der Heimat genügte Jürnjakobs Unternehmungsgeist nicht; der Tagelöhnersohn strebte nach einer eigenen Scholle. Die konnte Deutschland damals vielen seiner tüchtigsten Söhne nicht bieten, und so schufen sie drüben den Vereinigten Staaten aus dem wilden Busch nährendes Neuland, heute uns zum Schaden. Bei aller harten Arbeit hielten die Siedler zweierlei hoch: ihren Glauben und ihre Sprache. Für den ersten bauen sie mit hohen Opfern ihre Kirche, für die zweite obendrein die deutsche Schule. Aber trotz alledem, die Kinder verengländern. Ihnen wächst Amerika fester ans Herz, wenn auch die deutschen Lieder sie mit unsichtbaren Banden an die Heimat und das Volk der Väter fesseln. Da kommt der Weltkrieg. Die Not des deutschen Volkes und der Haß der Amerikaner lockert wieder ihr inneres Verhältnis zum Dollarlande. Die Buben verprügeln die proenglischen Altersgenossen. Die Erwachsenen jedoch beratschlagen, was zu tun ist. Man spricht von einem deutschen Bund, man sieht, daß man nur „auf die Erde gekuckt hat und auf die Arbeit". „Wir haben uns vom deutschen Volk getrennt; aber wir sind inwendig keine Amerikaner geworden. Wir haben unser altes Vaterland verlassen und ein neues nicht gefunden. Ein Vaterland kann der Mensch nicht wechseln, wie er einen Rock wechselt", so schreibt Jürnjakob. Und an einem Tage, „der morgens anging wie ein gewöhnlicher Tag von 24 Stunden", saßen die deutschen Siedler im größten Saal im Town und die Jungen setzten wieder einen Beschluß auf, daß Amerika den Engländern keine Munition mehr schicken sollte, und daß sie uns moralisch unterstützen wollten. Jürnjakob erklärt eine moralische Unterstützung für die Katz und spricht das erlösende Wort: „Ihr denkt alle an Rückwanderung." Das junge Geschlecht will dem Amerika, das deutsche Art haßt, den Rücken kehren, es will in Deutschland oder unter deutschem Schutz leben. Mit der Rückwanderung ist der Leser dann zu der neuesten der großen Fragen gekommen, die Antwort verlangen von jedem, de für die Brüder draußen ein Herz hat. Wer in ihre Nöte, Kämpfe und Erfolge einen Blick tun und sie verstehen lernen will, der greife zu diesem Buche; es ist die beste Einführung ins Auslandsdeutschtum, die ich kenne. Da gerade jetzt mehr denn

1) Johannes Gillhoff, Jürnjakob Swehn, der Amerikafahrer, Verlag der Täglichen Rundschau, 1917. Geb. M. 7,15.

je alles, was unsere Brüder draußen angeht, uns betrifft, weil wir nach dem furchtbaren Aderlasse des Krieges keinen Verlust an Volksgenossen vertragen können, so gehört Jürnjakob Swehn in jede Bücherei unserer Schulen. Der Deutschlehrer wird außerdem seinen Schülern zeigen können, wie häufiges Lesen bildet. Jürnjakob verdankt seinen Stil nur der Bibel und dem Gesangbuch. Lehrreich ist es ferner, die Kraft der Mundart zu beobachten, die immer durchbricht, wenn das Gefühl stark emporquillt. Die englischen Eindringlinge zeigen, wie die Bauernzungen sie eindeutschen und damit ihrer Sprache eine neue Färbung geben, die vorläufig noch nicht die Heimatfarbe verdunkelt, aber doch schon die Gefahr von ferne zeigt, die der deutschen Sprache droht, wenn die kulturelle Verbindung mit dem Mutterlande aufhört. So bietet dies Buch dem deutsch denkenden Lehrer eine Fülle von Anregungen völkischer Art; von der rein menschlichen ist hier absichtlich nicht die Rede, da es sich um ein erdgeborenes Kunstwerk handelt, das dem Auslandsdeutschtum gewidmet ist.

Wilhelm Rumpf.

Martin Havenstein: Vornehmheit und Tüchtigkeit. Dem deutschen Volke zur Einkehr. E. S. Mittler u. Sohn. Berlin 1919. 212 S. M. 4,80.

Dies außerordentlich persönlich geschriebene Buch ist eine auf prinzipielle Erörterungen gegründete pädagogische Schrift, die sich dadurch vorteilhaft von vielen ihresgleichen auszeichnet, daß sie nicht in einem fragwürdig gewordenen Bau an Nebensachen herumflickt, sondern die Fundamente prüft, zugleich aber (und das ist besonders hervorzuheben) durchaus im Bereich des Möglichen bleibt.

Der Verfasser stellt eine Doppelheit von Idealen als ethische Leitbegriffe an die Spitze seiner Darlegungen: Vornehmheit und Tüchtigkeit! Er weist überzeugend nach, daß die öffentliche Meinung in Deutschland und speziell die Schule allzusehr nur das zweite Ideal, die Tüchtigkeit oder die Leistung, in den Vordergrund gestellt, die Vornehmheit jedoch, den Eigenwert der Persönlichkeit, über Gebühr vernachlässigt habe. Jenem Adel der sittlichen Welt (den bereits Schiller empfiehlt), der nicht so sehr mit dem sich ausweist, was er **tut**, als mit dem, was er **ist**, redet Havenstein mit kraftvoller Beredsamkeit das Wort. Unter diesem prinzipiellen Gesichtspunkte prüft er den Typus des modernen Deutschen und findet in dessen allzu einseitiger Hervorhebung der sachlichen Leistung den Grund für seine Unbeliebtheit bei den Nachbarvölkern. Bei aller Anerkennung des Großen, was der Deutsche der jüngsten Vergangenheit geleistet hat, weist Havenstein unerbittlich darauf hin, daß derselbe Deutsche es zugleich an einer letzten persönlichen Zusammenfassung seines Wesens, einer wahrhaft vornehmen, persönlichen Kultur, die sich in einer Pflege edelster Lebensform zu betätigen hätte, oft hat fehlen lassen. — Havensteins Darlegungen gipfeln in den Anwendungen seiner Grundanschauung auf pädagogische Fragen. Und zwar prüft er von seinem Gesichtspunkt aus sowohl die Erziehung der Jugend wie die der Erzieher. Man spürt auf jeder Seite, daß der Verfasser aus nächster persönlicher Beobachtung schöpft. Besonders der Unterricht im Deutschen steht ihm im Mittelpunkt des Interesses, und Havenstein findet besonders warme Worte, wo er die Pflege der Muttersprache empfiehlt, weil diese das eigentliche Organ sei, das den Menschen befähige, sich selbst und sein Inneres im Sinne einer wahrhaft persönlichen Kultur auszudrücken und darzustellen. Wer fühlte nicht, daß hiermit ein unverkennbares und doch so selten nur eingestandenes Übel getroffen wird! Durchaus ablehnend jedoch verhält sich Havenstein gegenüber dem einseitigen Historismus, der unser Schulwesen noch immer allzusehr belastet. Es wäre durchaus im Sinne einer neuen Erweckung des deutschen Geistes (an die wir gerade in diesen dunklen Zeiten alle glauben und glauben müssen), wenn die hier vertretenen Gedanken sich Geltung verschaffen könnten in der Entwicklung der Schule. Und wichtige Leitgedanken, dazu in fesselnder Form, unter weiten Gesichtspunkten formuliert zu haben, scheint mir kein geringes Verdienst dieser sehr empfehlenswerten Schrift. Richard Müller-Freienfels.

Aus dem Buche, das über den deutschen Unterricht die Anschauungen des Germanistenverbandes teilt, heben wir folgende Sätze heraus:

Wir treiben alle Dinge historisch, in denen es gelten sollte, einen eigenen Standpunkt für das Leben zu gewinnen. Statt Kunst geben wir Archäologie, statt Dichtung Literaturgeschichte, statt Religion Geschichte der Religion (S. 153). Vieles Geschichtliche, vor allem Biographische, ist unerläßlich im deutschen Unterricht. Aber es sollte niemals selbständig werden,

sondern stets im Dienst des Ästhetischen und einer allgemeinen Welt- und Lebenskenntnis bleiben, wie sie aus den Werken der Dichter zu gewinnen ist. Einzig und allein darauf kommt es an, die Dichtungen, wie sie sind, sich innerlich zu eigen zu machen und in ihrem glänzenden Spiegel die Welt und das Leben, die immer gleiche Welt und unser eigenes Leben zu schauen und zu erfassen (S. 154). Alle anderen Fächer dienen in der Hauptsache mittelbar oder unmittelbar dazu, den Schüler zu irgendwelchen Leistungen zu befähigen, die Muttersprache aber dient in erster Linie dem Ausdruck des inneren Seins... Kein Deutscher braucht eine Fremdsprache zu können, um im wahren Sinne des Wortes gebildet zu sein, aber Deutsch muß er können, und zwar so, daß ihm die Muttersprache ein geschmeidiges Organ ist, um sein Inneres, sich selbst, seine Persönlichkeit damit auszudrücken und darzustellen (S. 157/58). Weil das Lateinische einmal in Deutschland die Sprache der Gebildeten war, die man lernen mußte, wenn man sich mit anderen über geistige Angelegenheiten verständigen wollte, darum steht das Lateinische noch heute im Mittelpunkte unseres höheren Schulunterrichts, wiewohl an die Stelle dieser alten Sprache im Leben längst das Neuhochdeutsche getreten ist. — Dem alten Lateinunterricht entspricht heute ganz und gar der deutsche Unterricht, und er sollte daher auch dieselbe Stellung einnehmen wie jener (S. 159). Die Muttersprache steht ja in einem ganz anderen Verhältnis zu den Dingen, zumal den Dingen der inneren Welt, als jede fremde Sprache. In fremden Sprachen kann man alles mögliche aussprechen, sich aussprechen kann man nur in der Muttersprache (S. 161/62). Wir haben in Deutschland nur eine Schule, in der das Vaterländische die Stellung einnimmt, die ihm gebührt, die Volksschule. Ihrem Beispiel sollte die höhere Schule nachfolgen und ihre Ehre dareinsetzen, auch eine wahre Volksschule, eine Schule von deutschem, echt völkischem Charakter zu werden (S. 162). Der höhere Schüler muß es zu einem wirklich ausdrucksvollen Lesen bringen. Wie viele unserer Schüler aber lesen so, daß man es auch nur aushielte, ihnen längere Zeit zuzuhören? (S. 165). Vortrag von Gedichten und zusammenhängendes Sprechen: entspräche die Schule dem Leben, so müßte sie der Ausbildung im Reden einen breiteren Raum und mehr Gewicht geben als der im Schreiben. Aber auch die Übung im schriftlichen Gebrauch der Muttersprache ist bei uns lange nicht ausreichend (S. 167). Der Blütezeit der deutschen Dichtung des Mittelalters braucht man keinen breiteren Raum zu widmen. Die Schule soll Menschen heranbilden, nicht Gelehrte. Diese Dichtungen aber sind in der Form, in der sie geschaffen sind, also als Kunstwerke, fast sämtlich tot, nur ihre Stoffe sind lebendig. Nach ihnen greift immer wieder die deutsche Poesie, sie müssen daher auch mit aller Ausführlichkeit und Liebe im deutschen Unterricht behandelt werden (S. 170). In den deutschen Unterricht gehören die wertvollsten dichterischen Erzeugnisse des 19. Jahrhunderts und die Dichtungen Shakespeares und der Griechen (S. 171). W. H.

Mitteilungen und kleine Anzeigen.

Zuerst eine kleine Nachlese von Weihnachten. Der Sächsische Pestalozzi-Verein gibt den zweiten Jahrgang eines Wochen-Abreißkalenders heraus: Unsere Heimat 1919 (mit 45 Zeichnungen und 8 Farbendrucken aus allen Teilen der Heimat und aus dem Felde, sowie mit kurzen Dichterworten. Dresden-A., Zinzendorfstraße 29—31. C. C. Meinhold und Söhne. M. 2,50). Das ist ein ganz prachtvolles Geschenk für uns alle, für Augen und Herz. Möchte es weiteste Verbreitung finden.

Derselbe Verein ließ durch Ernst Thiene Bilder und Berichte aus Feld und Heimat für jung und alt zusammenstellen: Krieg und Sieg. Vierte Folge. Fünfter Band (Dresden, C. C. Meinhold und Söhne, geb. M. 2,75). Dieser Band ist besonders den stillen Kämpfern in der Heimat gewidmet, den Frauen und den Alten, und darum für unsere Tage besonders geeignet, den Heimkehrenden wie den Dringebliebenen eine dauernde Erinnerung an viel tapferes Durchhalten und Ausharren. Der Band ist eine wesentliche Ergänzung für alle Kriegslesebücher. Auswahl und Ausstattung ist sehr gut.

Ein altes Werk (Minna) läßt Karl Gjellerup in neuer Gestalt und zum erstenmal in wirklich guter deutscher Fassung ausgehen: Seit ich zuerst sie sah. (Leipzig, Quelle

u. Meyer, geb. M. 7,—. Mit einem Bild des Verf.) Es ist eins der besten Werke und das in Dänemark beliebteste, und wir begrüßen die Erneuerung dankbar, zumal da viel Selbsterlebtes von dem Dichter in diese Geschichte von der Liebe des jungen Studenten Harald Singer hineingewebt worden ist. Der Roman spielt in Dresden und gehört zu den besten Schilderungen des Deutschlands der siebziger Jahre; ein feines, tiefes, klingendes Buch.

Georg Lehfeld will in seinem Roman „Der Platz an der Sonne" (Leipzig, Quelle u. Meyer, geb. M. 7,—) die kurze Zeit der kurbrandenburgischen Seemacht und Kolonisation aufleben lassen. Das Buch ist leider nicht gleichmäßig durchgearbeitet, neben gelungeneren Szenen stehen Teile, die wie Absätze aus einem Geschichtslehrbuch anmuten. Dazu ist die Sprache manchmal geradezu undeutsch; von einem Buche, das sich an weiteste Kreise wendet wie dieses, muß man aber Sorgfalt in der Sprache verlangen.

Wie vor ihm Federer, so greift nun Peter Dörfler in die erste Zeit des Christentums zurück, um uns mit begeisterten Worten vom Wirken des Christentums auf einen römischen Knaben zu erzählen. Ein kleines Bild nur, aber mit Liebe und feinem Verständnis gezeichnet. (Das Geheimnis des Fisches. Eine frühchristliche Erzählung. Freiburg, Herder. Geb. M. 1,50.)

Unmittelbar in die Gegenwart führt uns das Büchlein, das die Gattin des Gouverneurs von Deutsch-Ostafrika veröffentlicht: Ada Schnee, Meine Erlebnisse während der Kriegszeit (Leipzig, Quelle u. Meyer, geh. M. 2,40, geb. M. 3,20). Es ist nur ein Tagebuch und will nicht mehr sein, aber gerade in seiner einförmigen Schlichtheit wirkt es tief ergreifend. Mag es mit unseren Kolonien werden wie es will, unauslöschliche Dankbarkeit für das Heldentum da draußen ist unsere Pflicht; das lehrt uns gerade dieses Buch.

Eine feinsinnige Wahl aus zwei Schriften Abrahams a Sancta Clara (Lösch Wien und Augustini feuriges Herz) traf Karl Bertsche: Abraham a St. Cl., Totendank, Ein Trost- und Gedenkbüchlein (Freiburg i. Br., Herder, kart. M. 1,50). Die kraft- und liebevollen, herzbewegenden Worte verdienen weite Verbreitung, das Büchlein hat Wert auch über diese große Trauerzeit hinaus.

Neuauflagen. In der Sammlung Aus Natur und Geisteswelt erschienen in 2. Auflage Nr. 320: H. Gerdes, Geschichte des deutschen Bauernstandes. Nr. 514: G. Schneidemühl, Die Handschriftenbeurteilung. In 3. Auflage liegen vor Nr. 224: A. Lay, Experimentelle Pädagogik, Nr. 53: O. Weber, 1848, und Nr. 136: P. H. Gerber, Die menschliche Stimme und ihre Hygiene; alles Bücher, die auch für die Schule ihren großen Wert haben. Besondere Aufmerksamkeit beansprucht Nr. 553—554: J. Hashagen, Umrisse der Weltpolitik I: 1871—1907, II: 1908—1914. (2. Aufl.) Die klare Darstellung wird man bei den Auseinandersetzungen über die Vorgeschichte des Krieges oft mit Dank zu Rate ziehen.

Aus der Reclamschen Universalbibliothek, die nun den 6000. Band erreicht hat, heben wir hervor: Nr. 5993—5995. Rudolf Eucken, Geistesprobleme und Lebensfragen (ausgewählte Abschnitte aus seinen Werken) (M. 1,20, geb. M. 1,80), Nr. 5997—5999. Adolf Bartels, Weltliteratur, 1. Teil, Deutsche Dichtung (M. 1,20, geb. M. 1,80), eine gedrängte Übersicht, die zunächst als Führer durch die Universalbibliothek gedacht ist, sich aber nicht auf deren Erscheinungen beschränkt. Eine Stellungnahme darf man bei dieser Fülle von Angaben natürlich nicht erwarten. Nr. 5996 enthält Erinnerungen eines Zeppelinführers: Martin Lampel, Heereszeppeline im Angriff (M. 0,50), und in Nr. 5991 errichtet Elisabeth v. Heyking (Die Orgelpfeifen, Aus dem Land der Ostseeritter) ein Denkmal des schlichten, tapferen und opferfreudigen Sinns unserer Landbevölkerung im ersten Kriegsjahre; der idealistische Standpunkt der Verf. und ihr Glaube an ein Fortwirken aller Kraft hat etwas sehr Wohltuendes.

Die sehr zeitgemäße Frage der Methodik des Studiums behandelt Hans Schmidkunz (Akadem. Tagesfragen 5. München-Gladbach, Sekretariat Sozialer Studentenarbeit, M. 0,25). Das kleine Heft führt wirklich in den Gegenstand hinein und sei für beginnende Studenten sehr empfohlen. W. H.

Für die Leitung verantwortlich: Dr. **Walther Hofstaetter**, Dresden 21, Elbstr. 1.

Expressionismus.

Von **Eilhard Erich Pauls** in Lübeck.

Der Expressionismus, die Ausdruckskunst und Ausdruckskultur, ist freilich ein neues Geschrei, ein Schlagwort der Gegenwart, darum doch keine so ganz unerhörte Sache, daß es nicht zu allen Zeiten den Expressionismus gegeben hat wie den anderen Ismus, dem das Wort in Widerspruch und Feindschaft nachgebildet worden ist, den Impressionismus. Gegensätze sind sie, Widersprüche, und zwar Widersprüche nicht nur zeitlicher Aufeinanderfolge, sondern gleich gegenwärtigen Erlebens. Es schreitet im Pendelschlag die Entwicklung des menschlichen Denkens vorwärts, einem dunklen Ziele zu, das erreicht um Jahrhunderte weitergespannt wird, so nie erreicht doch immer erreichbar bleibt, immer Höhe und Tiefe zugleich ist, in jedem Enden ein neues Beginnen. Es drängt das Menschentum vorauf, etwa wie Hegel diesen Gedanken der Entwicklung gefaßt hat: Eine These erzeugt in ihrer Weiterbildung bis zur Überbildung, in ihrer Wertung bis zum Unwert und Unsinn ihre eigene Antithese, die sich in währendem Kampfe zu einer Synthese zuletzt vereinigen und damit eine neue These schaffen, auf daß der Pendel in ewig wiederholtem Gleichschlag von neuem ausholen kann.

Impressionismus und Expressionismus — es sind schließlich keine anderen Gegensätze als der alte, bekannte des Realismus gegen die Herrschaft und Gültigkeit der Idee. Da steht ein Maler vor einer Wiese: Das wissen wir voraus, daß er nur malen wird, was er sieht und wie er es sieht, und daß er alles das malen wird, was er sieht. Es besteht kein Abgrund zwischen dem Auffassen des Künstlers und seinem Kunstwerk, und die Brücke der Technik ist leicht geschlagen, noch leichter überschritten. Nun sieht dieser Maler die tausend Einzelheiten seiner Wiese alle, so wie es tausend sind, nebeneinander, übereinander und hintereinander. Er sieht den Weidenbaum mit Rissen und Falten und zehntausend schmalen, silbergrauen Blättern, er sieht die Grasfläche mit Farben und Farbenmischungen und Millionen scharfen Halmen, und er malt die tausendmal tausend Einzelheiten, genau, unerbittlich gegen sich selbst, großartig in seiner Treue. Er hat jedes Ding erfaßt und sich völlig vergessen, denn er ist diesen Massen von Wirklichkeiten gegenüber klein, bescheiden und erhebt sich in dieser Selbstvergessenheit doch zu dem gewaltigsten Siege über sein Ich. Vielleicht nennen wir Adolph Menzel einen solchen Maler. Er ist der Realist und aller neueren Kunst erster Lehrmeister. Aber nun tritt ein zweiter Künstler hinzu. Der hat wie sein Vorgänger selbstlos

auf sein eigenes Ich verzichtet und gibt sich ebenso wie jener liebend dem Objekte hin, aber seine Augen, zu einem Spalt zusammengeschlossen, sind schärfer noch geworden, denn er sieht aus den tausendmal tausend Einzelheiten an Strichen, Linien, Farben und Tönen die ein, zwei, drei Züge heraus, die seiner Wiese die charakteristischen sind. Die allein setzt er auf seine Leinwand, nun mit breitem Pinsel, die ein, zwei, drei Charakteristika so vergrößernd, erweiternd, vergröbernd. Gewiß, daß sie für alle jene tausendmal tausend gelten können, die sie nun bedeuten. Wir mögen an Max Liebermann denken, wenn wir diesen einen Impressionisten nennen. Beide, die Menzeljünger wie die Liebermannleute haben das eine gemeinsam, daß sie andächtig vor das Ding treten, das ihnen Stoff für ihr Kunstwerk gibt, daß sie sich ihrer selbst entkleiden, daß das Objekt für sie eine Gültigkeit bekommt, vor der ihr Subjekt verschwindet: Objektivisten sind sie beide. Doch unsere Wiese bleibt Anziehungspunkt und lockt die Maler herbei. Ein Dritter naht, er hebt sich tanzend in den Fußgelenken, er schlenkert mit Arm und Malgerät, das Lachen wippt ihm im Kinnbart, und die Äuglein im runden Gesicht tragen den Schalk. Hans Thoma heißt er diesmal und ist fröhlicher Stimmung, voll von dem Erlebnis einer Freude, die einzeln ihn überfiel, oder voll von dem Erlebnis der Freude, die ihm das Leben und Lebendürfen ist. Da sieht er unsere Wiese und stutzt. Aber diese Wiese ist ja genau dieselbe Freude, die prickelnd in ihm steckt. Er kann gar nicht rasch genug sein Malgerät aufschlagen und quetscht das lustigste Grün auf seine Palette. Ein paar Birken stehen auf der Wiese, die kriegen geschwind noch einen fröhlichen Knick in ihren gesprenkelten Stamm, und wenn ein Kinderreigen um die Bäume tanzt, dann müssen gewiß noch zwei Ziegenböcklein in der rechten Vordergrundecke mit ihren Köpfen gegeneinander stoßen und drollige Sprünge machen. Das ist uns nun ein Idealist, er sieht nicht das Objekt, sondern sich, seine Stimmung, sein Gefühl, seine Gedanken, seine Idee in diesem Außending. Erst das Außending, das ihm entgegenkommt, malt er, gibt er und bohrt sich selbst beseligt in das Objekt hinein. Kaum einer so tief und inbrünstig wie Rainer Maria Rilke etwa, um einen Dichter zu nennen und einen Neuromantiker:

„Süddeutsche Nacht, ganz breit im reifen Monde
und mild wie aller Märchen Wiederkehr.
Vom Turme fallen viele Stunden schwer
in ihre Tiefen nieder wie ins Meer, —
und dann ein Rauschen und ein Ruf der Ronde,
und eine Weile bleibt das Schweigen leer;
und eine Geige dann (Gott weiß woher)
erwacht und sagte ganz langsam:
Eine Blonde ...“

Zuletzt läuft uns noch ein vierter Maler auf unsere Wiese, und das ist der, auf den wir es hier abgesehen haben, auf den wir gewartet haben. Ein ungepflegtes Gesicht, glühende Augen, nervös schlanke Hände. Der wirft kaum einen Blick auf unsere arme Wiese. Sein Auge ist wohl lebendig, vielleicht erschreckend lebensvoll, aber es brennt nach innen, und er geht vor-

über. Nachher malt er ein Bild, auf dem wir unsere liebe, schöne Wiese ganz gewiß nicht mehr erkennen. Er war wie der Vorgänger, der Idealist, der Thomamaler, mit einer Idee gekommen, aber er sieht die Dinge der Welt nicht daraufhin an, ob sie ihm seinen Gedanken, seine Empfindung zurückleuchten; er meint, es sei schade, sein Innenleben erst durch ein Außending wiederzugeben, sein Subjekt in irgendein passendes Objekt zu übersetzen, damit hinterher der Beschauer, vielleicht gar Käufer jenes Bildes nur aus dem Außending das verborgene Innenleben wieder heraussuchen muß, damit er aus dem Objekt das Subjekt erst rückübersetzen muß. Er meint, daß bei solcher doppelten Übersetzung das Eigentliche seiner Kunst und seines Kunstwerkes nur Schaden leidet. Denn er will ja nichts weiter, als sich selbst, sich allein, aber auch sich ganz zum Ausdruck bringen, darum nennen wir ihn einen Expressionisten. Seinem Vorgänger war das Objekt nicht das Eigentliche, ihm ist es nichts: Subjektivisten sind sie beide. Seinem Vorgänger war die Idee das Heilige, das in die Welt geht, ihm ist sie das einzige, was es gibt: so ist er die Weiterbildung, vielleicht die Krönung, vielleicht die Übertreibung des Idealisten. Die Welt der Wirklichkeit würde von einem solchen Denken in Trümmer zerschlagen, aber von dem, was wurde, sang einer dieser Neuen, ein Professor an der Münchner Universität, doch vor Verdun traf ihn, den Artillerieoffizier, eine Granate zu Tode, sang Fritz Burger (Einführung in die moderne Kunst) einen Lobgesang: „Befreit vom Ballast äußerlichen Wissens begann ein Leuchten und Klingen im Kosmos ringsum, die Berge verflüchtigen sich zur schwebenden Wolke, die Wolke festigt sich zum Berge, die Wiese wird zum schimmernden Spiegel, durch den das Licht des Himmels von einer Unendlichkeit in die andere die Kunde trägt, es dampfen und steigen Kräfte aus unbekannten Tiefen, es gleißt der Glanz von unbekannter Höhe, es kreist die Wildheit im ewigen Sturme, es stürmt das Große auf das fliehende Kleine, es ringen die Massen nach Luft und Raum, es gebietet die Stille, es drohen, bezwingen, vernichten die schwarzen Schatten, es siegt und triumphiert das blühende starke Licht, es recken aus ewigen Gründen die Körper, gleich Riesen zum bebenden Himmel sich, es toben, klagen, träumen, zittern die Farben, im Äther verschwimmend, es seufzen, hassen, kämpfen, sinken, erstarren die Linien, gleich Sternenbahnen aus der Unendlichkeit fließend und verfließend. Da stirbt die bange Engigkeit des Lebens, und die Erde wird zum Sternengefunkel, zum Flammengefüge, zum leuchtenden Morgen der Weltenschöpfung. Das Materielle und alles Fleischliche versinkt vor der Urkraft und dem Ursinn des Daseins, in der Götterdämmerung der Vergangenheit feiert das Geistige der Seele eine große Auferstehung."

Doch bevor wir die Art des Expressionisten zu sehen und zu schaffen untersuchen können, müssen wir selbst uns unserer eigenen Augen bewußt werden. In viererlei Weise standen die Künstler vor unserer Wiese — was

sehen wir in ihr? Von viererlei Form war die Stellung des Subjektes und des Objektes zueinander — wie ist es bei uns? Welches ist unser Standpunkt, von dem aus wir die Welt, auch die Welt der begeisterten Expressionisten, aus den Angeln heben, sie kritisch erkennen und beurteilen? Wir halten uns in etwas an Rudolf Eucken, den Philosophen, der die deutsche Innerlichkeit lehrt. Wir treten, wie alle die viere, die vor uns gegangen sind, vor dieselbe Wiese, und wie wir das frische Grün, das glänzende Blühen, das Zierende, Schlanke der jungen Birken sehen, die Sonne darüber ausgeschüttet, da rieselt Freude durch unser Herz, und diese Freude ist uns mehr als der einzelne Grashalm, mehr als Drosselschlag und Amselpfiff, mehr als Birkenlaub und Weidengestrüpp. Die Freude ist uns das Eigentliche des Objektes, darin sind wir Idealisten; aber wo war diese Freude, wo ist sie entstanden? Sie war nicht in uns, ehe wir vor die Wiese traten, denn wir rechneten vorher oder waren in bösen Gedanken. Sie ist auch nicht in Wiese und Sonne, in Farbe und Licht und den Einzeldingen enthalten. Wie sollten die sich freuen, menschliche Empfindungen tragen! Aber die Freude entstand, ersprang, als wir vor die Wiese traten, mit ihr in Verbindung gerieten: in einem lebendigen Hin und Her zwischen Subjekt und Objekt liegt das Eigentliche des Seins. Dann brauche ich beides, das Hin und das Her, das Subjekt und das Objekt, das stolze Ich und das schöne, liebe Ding, das außer mir ist. Ich trete in einen gotischen Dom, in unsere Marienkirche hinein. Draußen war Lärmen und Alltag, drinnen umfängt mich Feierlichkeit und Andacht. Wo war dieses Andachtsgefühl, ehe ich die hohen Hallen betrat? In mir nicht, denn ich stak im lauten Getriebe der Weltlichkeit. Aber doch auch nicht in den Steinen, denn die fühlen nicht menschlich. Dann entstand diese Andacht, das ist mein Fühlen in der Marienkirche, und es besteht in der Schwebe zwischen mir und dem Stein. Immanenten Idealismus, Innerlichkeit, Deutschheit nennt das Rudolf Eucken. Nun erheben wir uns nicht mehr über das Objekt, stellen nicht mehr anmaßend das Ich über das Ding; wir verachten weder das Objekt, noch sind wir uns selbst die Hauptsache. Ich und das Außending sind zwei Brüder in dieser Welt, die sich lieben. Freilich, die Dinge erhalten erst dann eine wirkliche, eigentlich wirkliche, über die bloße Wirklichkeit hinausgehende Bedeutung, wenn sie des Menschen, meines Menschseins Leben durch sich bereichern, durch ihre Schönheit mir Schönheit schenken, durch Duft oder Farbe mich froh stimmen, mich dankbar, stark, lebensfreudig — oder weich, wehmütig machen — ein Lied, eine Landschaft, ziehender Nebel oder singender Wald. Ohne das sind die Dinge tot, mit diesem sind sie Leben, mein Leben. Freilich. Aber die Dinge bestehen eben doch auch an und für sich, und unsere sinnlichen Eindrücke sind Wirklichkeiten, die nicht einfach fortzuräumen sind. Sinnlich sind die Eindrücke des einzelnen von der objektiven Welt, aber wer besinnlich ist, der knüpft dieses Sinnliche in seiner Innerlichkeit

mit dem Übersinnlichen zu einem Weltganzen zusammen, das echt ist. Vergänglich ist, was sinnlich war; nur das Übersinnliche ist ewig in des Menschen Seele, aber es ruht auf dem Boden des Sinnlichen, dem es entwachsen ist. Was die Seele von den sinnlichen Wahrnehmungen in sich aufgenommen hat, ist für sie ewiger Besitz geworden, hat für sie das Bleiben und Sein des Übersinnlichen angenommen. Die Wahrheit des Materiellen bleibt anerkannt, aber die Innenwelt wird als das eigentliche Leben hinter die bloße Wirklichkeit gelegt.

So sind uns Subjekt und Objekt die liebenden Geschwister. Der Expressionist aber verachtet, bricht, verneint das bloße Objekt, es ist für ihn nicht vorhanden. Form und Gestalt sind bei zunehmender Ichintensität zerstoben. Diese modernsten Stürmer und Dränger meinen, der photographische Apparat könne ja heute alles, was unsere Sinne aufnehmen, die ganze empirische Wirklichkeit, licht-, gestalten- und farbengetreu wiedergeben, da müsse sich denn die Kunst zurückziehen, „verflucht das genießende Auge und die hinkende Weisheit der Ästheten wie die gemeine Lust der Masse und geht mit der Philosophie, der ihr selbst auf halbem Wege entgegenkommt, einen unerhörten Bund ein. Beide wenden sich von der an der Naturwissenschaft orientierten Empirie ab, um dafür in einer — nicht selten mit mystischen Ideen durchsetzten — Welterkenntnis den Sinn des Lebens gestaltend zu erfassen. Damit wird die Kunst auf ihre ältesten Zwecke zurückgeführt: sie wird zur Veranschaulichung religiöser Welterkenntnis. Die Kunst will wie von alters her Mitteilung eines Inhalts sein, der die elementare Welt des schöpferischen Gedankens unmittelbar zum anschaulichen Erlebnis werden läßt. Der raffinierte Reichtum der sinnlichen Erfahrung hat in dieser Kunst so wenig mehr einen Platz wie die artistische Geschicklichkeit des Könners; desto mehr gilt die Erfindungsgabe der künstlerischen Vorstellung, die Ausdrucksmacht ihrer individuellen anschaulichen Einheit.“ (Burger a. a. O.) Das führt wie zur Verachtung des Objektes, so zur Verwerfung jeder Technik. Zum Haß alles Objektes, alles sinnlichen Sehens, empirischen Wahrnehmens:

„Uns Gefesselte umringen
Teufel, die uns tierisch zwingen.
Mich verfluch ich, der ich kam,
ehe Licht die Erde nahm“

schreit der moderne Mensch in Albert Ehrenstein.

Nun ist es aber doch einmal nur das Objekt, das vom Künstler zur Darstellung gebrachte Objekt, das uns eine Idee, eine durch das Objekt veranschaulichte Idee übermittelt, und wir brauchen diese Übersetzung des Unfaßbaren ins Materielle, Dinghafte, brauchen das verachtete Objekt, wenn wir nicht in tiefen Abgrund fallen, ins Bodenlose versinken wollen: das ist die Gefahr, wenn hier alle Dinge vergeistigt, aufgelöst, verflüchtigt werden, daß ein rettungsloser Nihilismus entsteht, aus dem dann doch ein Pathos, das ins Ethische führt, herausrettet. Wenn die Stürmer, diese Aktivisten der

Leidenschaft, gegen die herrschende, rationalistisch begründete europäische Kultur anrennen, so tun sie das doch im Sinne einer neuen Kultur, die heraufgeführt werden soll, und sie meinten gegen die Veramerikanisierung, d. h. Verflachung, Veräußerlichung, Vermaterialisierung und Verhetzung des heute alten Europa zu kämpfen, wenn sie auch im Weltkriege mit dem Orient, der Beschaulichkeit, der Ruhe und Verinnerlichung, Besinnlichkeit das Deutsche Reich im Bunde sahen. Freilich nur, soweit diese Männer überhaupt imstande sind, national zu empfinden, denn ihre Zeitschriften: Der Sturm, Die Aktion, Der Friede in Österreich, wenigstens rühmen sich, so anational, wie sozialistisch und pazifistisch zu sein. Doch ihr Pathos, leidenschaftlichste Aktivität des Lebens und Erlebens, heißestes Wollen und überschwellende, überströmende Empfindung brodelt in allen ihren Schöpfungen. Ein Pathos, das zur Ethik wird, wenn sie eine Liebe fordert, die vor nichts zurückbebt. Nicht vor Aas, Verwesung und Ekel, wenn bei Franz Werfel Jesus den Äserweg beschreitet, nicht vor Verbrechen, Armut und Krankheit, wenn Franz Werfel in „Die Leidenschaftlichen" dichtet:

„Es werden ruhen, Gott, in deinen Tiefen
Nicht die allein, die deinen Namen riefen,
Nein alle, die in den Nächten nicht schliefen!
Die am Morgen ihr Herz mit beiden
Händen häuften
Wie Flammen, und liefen
Tiefatmend, blind in unbekannten Läuften.
— — — — — — — — — — — — —
Die hier unruheten aus deinen Tiefen,
Sie werden ruhen dort in deinen Tiefen."

Noch eine andere Gefahr entspringt aus der Verachtung des Objektes, aber der Expressionist wird sich zu verteidigen wissen. Objekt, technisches Mittel zur Mitteilung, also Brücke, auf dem die Übersetzung schreitet, ist doch auch die Sprache. Und auch der überzeugteste expressionistische Dichter kann dieses Objektes nicht entraten. Leider. Dafür zwingt er sie, vergewaltigt sie, malträtiert sie, denn ein schönes deutsches Wort kann hier dieses häßliche Fremdwort nicht ersetzen. Sprachschatz und Grammatik werden neu, dann oft unlogisch; aber was ist ihm Logik? Eine Schutzimpfung greisenhafter Wissenschaft gegen das junge Leben. Und was hat Wissenschaft mit Kunst zu tun?

„Frühlingsgewölbe steigen über die finstere Stadt,
die der Mönche edlere Zeiten schweigt"

singt Georg Trakl.

Und wenn das Objekt die Verbindung ist zwischen dem Subjekt des schaffenden Künstlers und dem des nachempfindenden Lesers, so geraten die Modernen in die Gefahr der Verständnislosigkeit. Nur, daß sie auch da zu antworten verstehen. Verständnis, das ist schon so ein rationalistisches Wort alter Greisenhaftigkeit. Kunst will gar nicht verstanden werden, mit dem Verstande aufgefaßt werden, sondern sie will gefühlt, empfunden sein. Und was uns unsinnig erscheint, ist es darum noch nicht für seinen Schöpfer. Dem ist es nur auf sich selbst angekommen, der dichtete und dachte für kein

Publikum; dann liegt aber da auch die Grenze dieser Dichtung. Ein expressionistisches Kunstwerk ist immer nur für einen da, das ist der, der es geschaffen hat. Es bleibt für jeden anderen Dunst, Schall und Rauch. Becher dichtet einen Gesang vom Schnee:

„Schnee! Schnee! Ein Flocken Früchte Sprießen. Sprießet!
Fleuß hin, o Beil —: schwarzlosen Träumen zu.
Mensch — Haut erfüllt von Halleluja — Wiesen.
Betupft von Winde tönendem Känguruh.

Schnee! Schnee! Erstarrtes Licht, und Gletscher schwillend.
Früh — Atem steif so euere Welt durchfährt . . .
Eisbäche Poren — Donner zückt — entquillen.
Spalten Schnitt gedunsener Leiber quer.

Schnee! Schnee! Du wanderst. Schon deine Blöcke glühen!
Du stäubst die Welt! Mit Nagel-Peitschen-Flug!
Zerschmeißt der Völker Unrat! . . . Völker wiehern.
Kannest ihre Werke. Strahl!: Deine Mulden spieen!
Sonn-Fahne schwimmt ob deinem ewigen Zug."

Das verstehe ich nicht. Aber dem kann ich mich nicht entziehen, daß mich aus solchen Versen ein Hauch glühendster Leidenschaft anweht, daß ich eine gesteigerte Aktivität des Lebens empfinde, daß ich eine Erweiterung des Einzelwesens zur ganzen Welt, eine Totalität des Seins darin ahne. Und ich glaube, das und nichts anderes hat der Dichter gewollt. Verstanden will er nicht sein. Wenn solch ein Gedicht für einen Leser Unsinn ist, für den Dichter war es der gemäßeste, wahrste Ausdruck dessen, was in ihm lebte, also Kunstwerk. „Deshalb wußten Sie früh," so redet Kurt Pinthus seine Genossen an, „wie zentrifugal fortrasend, ins Hirn fressend, wie unausrottbar der ausgesprochene Gedanke wirkt, und daß nicht Not, Reichtum oder Waffengewalt, sondern nur die Idee es ist, welche die Trägheit der Massen zu überwinden vermag. Weil Sie so leidenschaftlich überzeugt waren, daß nicht durch die Wirklichkeit die Idee, sondern durch die Idee die Wirklichkeit bedingt und beherrscht werde, hantierten Sie in Ihrer jungen Kunst so verwirrend und eigenmächtig mit der Realität und verkündeten so beschwörend und aufreizend den Triumph der Menschlichkeits-Ideen."

Diese Gegenstandslosigkeit führt unsere Jüngsten gar zu oft trotz aller Verachtung der Technik, die zur Begründung der neuesten Richtung, des Dadaismus — ich meine: des kindischen Lallens — verleitet hat, in einen Ästhetizismus hinein, den wir glaubten, überwunden zu haben. Und wenn ihnen dieser Vorwurf erhoben wird, verstehen sie statt aller Verteidigung nur aus der Not eine Tugend zu machen. Jener Pinthus spricht: „Sie lassen sich nicht beirren durch den Einwand, Ihr Werk sei Literatur, Ihre Forderungen Utopien. Denn es gehört zum Wesen der Idee, utopisch zu sein; und es gibt keinen Gedanken, der nicht zuerst Literatur gewesen wäre!" Das ist denn allerdings ein Kaffeehauserlebnis nach Mitternacht.

Und eine letzte, wirklich letzte, unwesentlichste, darum doch oft schwerste Gefahr entsteht durch die Nichtachtung des Objekts, durch den Verzicht auf allgemeines oder nur vereinzeltes Verständnis, durch ihre Ausschaltung von Verstand und Vernunft. Wo jede Kontrolle fehlt, drängt sich der Humbug hinzu, und diese letzten -Isten werden nicht einmal sich selbst immer davor zu schützen verstehen.

Wo aber dieser Hyperidealismus solche Gefahren vermeidet, davon hilft uns keine Vergangenheit und kein Beharren am guten Alten, kein Sperren gegen fortschreitende Entwicklung, da vermag auch er sich zu höchster Kunst aufzuschwingen. Und er will Gewaltiges. „Die Wirklichkeit vom Umriß ihrer Erscheinung zu befreien, uns selbst von ihr zu befreien, sie zu überwinden nicht mit ihren eigenen Mitteln, nicht indem wir ihr entfliehen, sondern, sie um so inbrünstiger umfassend, durch des Geistes Lohekraft, Beweglichkeit, Klärungssehnsucht, durch des Gefühls Intensität und Explosivkraft sie besiegen und beherrschen, ... das ist der gemeinsame Wille der jüngsten Dichtung." (Pinthus.) — „Ziel der Gestaltung ist nicht mehr die malerische Einheit der freien natürlichen Vielheit der Erscheinungswelt, sondern die Wesensgleichheit aller Erscheinungen als Teile eines geistigen Weltganzen. Haus und Wolken, Mensch und Raum, Körperliches und Räumliches verlieren bei van Gogh, Cézanne, Delauney, Marc u. a. ihre körperliche Grenze, ihre geistige wie stoffliche Verschiedenheit. Die rationalistischen Systeme künstlerischer Bildordnung verschwinden, und die Form wird statt zum regulativen Prinzip zum geistigen Ausdruck übergegenständlicher Vitalität oder zur geistigen Eigenschaft der Dinge, durch die sie uns als Gebärde der ihnen eingeborenen höheren Lebenskraft oder Lebensordnung erscheinen. — — Daher wird weder die natürliche Wirklichkeit, wie sie ist, noch auch die Welt, wie sie als Resultat der Konstruktion des Denkens erscheinen soll, sondern die schöpferische Kraft dargestellt. — — Wirklichkeit heißt hier nicht das Objektive, sondern das Absolute, das die innere Einheit der Natur ausmacht." (Burger.)

Nun ist aber eines doch verwunderlich und mag belächelt werden: die jede Vergangenheit ablehnen, die ohne erzieherische Beeinflussung aus dem Schoß der Vollkommenheit fertig erstanden sein wollen, die suchen doch historischen Anschluß und finden ihre Vorbilder in der ägyptischen Kunst, in der Frühgotik, in der Bauernkunst, in jeder Primitiven. Sie begehen aber damit den Irrtum, daß sie, was dort aus technischem Ungeschick entstanden ist, ihrem Schaffen gleichstellen, das im Vollbesitz der Technik auf diese bewußt verzichtet. Damit wird bei ihnen Manier, das ist Raffiniertheit der Zivilisation, was dort Naturnähe ist. Dann finden sie ihre Meister über Hebbel und Ibsen hinwegsehend in Strindberg und Flaubert und ihren Führer in Heinrich Mann, von dem sie im Tone der Verzücktheit reden. So schließt Rudolf Leonhard einen Aufsatz über seinen Heros: „Sein eignes Werk, groß wie mindestens

die Comédie humaine, ist der Roman, der die Idee wiedergefunden hat. Er, der Leidenschaftlichste, wenn nicht von Person, so doch zumindest im Werk: er bekennt den Rationalismus; nicht für die Betrachtung — für die Ordnung. Die Kunst steht immer, wenn sie echt ist, ganz auf der linken Seite; auch ist sie rechts, die viel zu viel Bewegung hat, von je verdächtig. Die großen Romanwerke waren, außer den sehr anzweifelbaren Walter Scotts, liberal. Das letzte, Heinrich Manns, zieht die Konsequenz: es ist demokratisch. Dies aber im Sinne der groß, frei und ganz Lebenden, der Starken und Tätigen, der Gütigen und Geistigen — es ist also die echte Demokratie, die nichts als die verwandelte Aristokratie ist: möglichste Herrschaft des Geistes, Tat des Geistes, der die Gewalt vernichtet. Hier greift er zu seinem nächsten, der Kunst, die nun ganz Ausdruck ist. Der neue Roman, europäisch, unbürgerlich und revolutionär, hat im Werke Heinrich Manns die Idee auf sich genommen: die Renaissance der Menschheit, die Auferstehung." Wenn in solchen Worten die politische Stellung dieser modernen Kunst gegeben wird, so können wir uns ja der Erkenntnis nicht entziehen, daß Revolutionierung, zum mindesten Demokratisierung ein untrügliches Merkmal unseres Jahrzehnts ist. Die Arbeit des Expressionisten über Heinrich Mann aber findet ihren Höhepunkt in der Beurteilung des Romans der Herzogin von Assy: „Darum ist dieser dreifaltige Roman vollkommen. Was ließe sich mehr sagen als dieses, das kaum genügt! Und er ist beschämend wie alles Vollkommene, verpflichtend wie die Vollkommenheit — und beglückend, da die Vollkommenheit möglich ist und näher, heißer als nur Ziel und Möglichkeit!"

Die literarischen Jünger dieses angebeteten Heros haben ihren Mittelpunkt in schon angeführten Zeitschriften und in dem Verlage Kurt Wolff gefunden, ihren finanziellen Rückhalt, scheint mir, in ihrem Dramatiker Carl Sternheim, wenn überhaupt eine geldliche Sicherung für sie noch nötig ist: Heinrich Mann hat Auflagen von 20—50 000, Max Brod von 30 000, Kasimir Edschmid von 10 000, selbst Franz Werfels Lyrik wenigstens von 3000 Exemplaren. Schon rechnen sie zwei Vollendete, Tote zu den Ihren: Georg Trakl starb als Sanitätsoffizier im Osten. Von ihm berichtet die Totenklage von Albert Ehrenstein: „Der stärkste Eindruck seines friedlichen Lebens war es gewesen, als er einmal vom vierten Stocke eines Hauses einen Zigarettenstummel abwärts fallen und dann glimmen, hinglimmen, verglimmen sah, übergehen in ein Nichts, in graue Asche. Und stundenlang konnte er von dem gräßlichen Anblick sprechen, den ihm eine Kröte bereitete, irgendwo in der Nähe eines Tunnels." Vielleicht steht das Bild eines allzu sensiblen Ästhetizisten vor uns. Georg Heym verunglückte als ein 25jähriger auf dem Eise der Havel. Aus einem seiner Gedichte „Die Dämonen der Städte" seien wenige anschauliche Strophen gegeben, anschaulich, also doch nicht so ganz auf das Objekt verzichtend:

„Sie wandern durch die Nacht der Städte hin,
Die schwarz sich ducken unter ihrem Fuß.
Wie Schifferbärte stehen um ihr Kinn
Die Wolken schwarz vom Rauch und Kohlenruß.

Ihr langer Schatten schwankt im Häusermeer
Und löscht der Straßen Lichterreihen aus.
Er kriecht wie Nebel auf dem Pflaster schwer
Und tastet langsam vorwärts Haus für Haus.

— — — — — — — — — — — — — — —

Einer steht auf. Dem weißen Monde hängt
Er eine schwarze Larve vor. Die Nacht,
Die sich wie Blei vom finstern Himmel senkt,
Drückt tief die Häuser in des Dunkels Schacht."

Franz Werfel ist ihre Leuchte, als Lyriker wie als Dramatiker. Aber vielleicht wird Max Reinhardt ihn zur Aufführung bringen, das bedeutet, daß der Dichter sich in die verhaßte Bourgeoisie einreihen läßt, dann müssen die Modernsten ihn abtrünnig schelten. Und ihre Hoffnung ist Johannes Becher.

Wenn nun irgend etwas bei diesem Expressionismus seltsam oder vielleicht dem einen gar abstoßend erscheinen mag, es ordnet sich doch auch diese jüngste leidenschaftliche Revolutionsbewegung — allen Umsturz mit Lächeln überwindend — dem historischen Werden aller Dinge ein. Und wenn Hatz und Hast unseres veramerikanisierenden alten Europas selbst von diesen Aktivisten unter den Lebendigen beklagt wird, das große Werden läßt sich nicht jagen und bleibt ein friedevoll, bei allem Kämpfen friedevoll gelassenes. Vom Rationalismus der Nicolaiten bis zu Eichendorffs Romantik, von 1750 etwa bis 1850 vergingen genau so gut hundert Jahre, wie sie vom Realismus Hebbels bis zum Gemeingut gewordenen Hyperidealismus der Modernsten vergehen werden. Und wenn, was uns jetzt vielleicht seltsam anmutet, gesiegt haben wird — dann wird die Entwicklung auch über dieses mit demselben friedevollen Lächeln hinwegschreiten. Selbst wenn die Bäume in den Himmel wachsen — und daß sie das tun, ist nur wunderschön —, so werden sie doch gefällt werden, sobald sie reif geworden sind. Auch das Allerneueste stirbt, und es ist dann gerade — im rückschlagenden Pendel — das verhaßte Alte, das wieder jung wird.

Die Philosophie des Steinklopferhanns.

Von **Otto Rommel** in Wien.

(Fortsetzung von S. 25 u. Schluß.)

Doch nicht spekulative, sondern praktische Fragen standen für Feuerbach und A. im Vordergrunde des Interesses. Feuerbach hat es als seine Aufgabe bezeichnet, seine Anhänger „aus Gottesfreunden zu Menschenfreunden (aus Theologen zu Anthropologen, aus Theophilen zu Philanthropen), aus Gläubigen zu Denkern, aus Betern zu Arbeitern, aus Kandidaten des Jenseits zu Studenten des Diesseits, auch Christen, welche ihrem eigenen Bekenntnis zufolge „halb Tier, halb Engel" sind, zu Menschen, zu ganzen Menschen zu machen."[1]) Jede dieser Tendenzen läßt sich als Grundgedanke A.scher Dichtungen nachweisen. Mit Feuerbach teilt A. die radikale Verwerfung des Christentums im besonderen und jeder theistischen oder

1) Feuerbachs Werke 8. S. 29, 370.

des Theismus verdächtigen Weltanschauung im allgemeinen, mit Feuerbach teilt er den Glauben an die Zukunft der menschlichen Gattung, deren Entwicklung in den theistischen, speziell christlichen Anschauungen ihre stärksten Hemmnisse finde. Es scheidet Feuerbach von D. F. Strauß und somit auch von Auerbach, deren Stellung zum Offenbarungsglauben durch Spinozas „theologisch-politischen Traktat" bestimmt ist, daß Feuerbach das Christentum nicht historisch-genetisch, sondern psychologisch erklärt. Gott ist ihm die Verdinglichung der Gattung „Mensch". Der einzelne Mensch ist sterblich, die Gattung unsterblich; der einzelne Mensch ist in seinem Wissen und Können beschränkt, die Gattung hat unbegrenzte Entwicklungsmöglichkeiten vor sich. Die göttlichen Prädikate, wie z. B. Liebe, Weisheit, Gerechtigkeit existieren, kommen aber nicht einem einzelnen Wesen, sondern der Gattung zu. Gott als Träger dieser Qualitäten ist eine Chimäre. Der höchste Sinn des Christentums ist die Liebe, aber die Liebe muß vom Gottesphantom losgelöst werden. „Solange die Liebe nicht zur Substanz, zum Wesen selbst erhoben wird, so lange lauert im Hintergrunde der Liebe ein Subjekt, das auch ohne Liebe noch etwas für sich ist, ein liebloses Ungeheuer, ein dämonisches Wesen, dessen von der Liebe unterscheidbare und wirklich unterschiedene Persönlichkeit an dem Blute der Ketzer und Ungläubigen sich ergötzt — das Phantom des religiösen Fanatismus." — „Wir müssen Gott der Liebe aufopfern, denn opfern wir nicht Gott der Liebe auf, so opfern wir die Liebe Gott auf."[1]) Wir glauben die Stimme des Pfarrers Milde zu hören. „So a aufrechter Mon und so stark im Glauben!" rühmt Halbhofer von Eisner. „Ja, ja, im Glauben!" erwidert Milde. „Aber hätte ich allen Glauben, also daß ich Berge versetzte, und hätte der Liebe nicht, so wäre ich nichts. Für was aber hält sich unsere verlogene Zeit mit ihrem lieblosen Glauben?!"[2])

Als den zentralen Gedanken einer jeden positiven Religion im allgemeinen und des Christentums im besonderen betrachtet Feuerbach den Glauben an eine Fortdauer der Seele nach dem Tode[3]) und sieht seine Schädlichkeit darin, daß er die Tatkraft lähme, indem er die Menschen durch die Hoffnung auf eine radikale Aufhebung alles Übels davon abhalte, die Übel, die aufhebbar seien, zu bekämpfen. Während die Anhänger der historischen Schule (Strauß, Auerbach) bisweilen nicht ganz abgeneigt waren, auf eine Reinigung der Kirche zu hoffen, war Feuerbach jedem Kompromiß unzugänglich. Er unterschied nur zwischen echtem, d. h. fanatischem und wundergläubigem Christentum einerseits und lauem, rationalistischem Christentum anderseits, das, an und für sich belanglos und verächtlich, doch jederzeit den Nährboden für Fanatismus abgeben könne. Er sah den Kern des Übels in den Jenseitshoffnungen und den dadurch bedingten theistischen Vorstellungen, die zu bekämpfen ihm als wichtigste Kulturaufgabe erschien.

A. hat diesem Kampfrufe Folge geleistet. Er ist nicht etwa ein Tendenzschriftsteller, dessen Bedeutung sich in der Verteidigung der Priesterehe, der gemischten

1) Vgl. dazu das klassische 27. Kapitel des „Wesens des Christentums".

2) „Stahl und Stein", Schlußworte. — „Der Glaube ist das Gegenteil der Liebe," heißt es klipp und klar im „Wesen des Christentums" VI. S. 309. „Die Liebe ist an sich ungläubig, der Glaube aber lieblos" (ebenda S. 320).

3) Feuerbach 8, 346f.: „In der Vorstellung, in der Doktrin, in der Lehre ist die Unsterblichkeit die Folge von dem Glauben an Gott; aber in der Praxis oder in der Wahrheit ist der Unsterblichkeitsglaube der Grund des Glaubens an Gott!"

Ehen, der Trennbarkeit der Ehe, der Beseitigung priesterlichen Einflusses im staatlichen Leben und dgl. erschöpfte, sondern er kämpft gegen den Jenseitsglauben und die theistische Heilslehre.

Den schwächsten Punkt im Verteidigungssystem des Theismus stellt das Problem der Theodizee dar. Wie verträgt sich die Existenz der vielen Übel des Lebens mit dem Gedanken einer göttlichen Vorsehung? A. und F.[1]) betrachten den Glauben an Wunder, d. h. an ein rettendes Eingreifen Gottes in den irdischen Kausalzusammenhang nicht als Auswuchs, sondern als wohlberechtigte Konsequenz des Theismus, sein Ausbleiben ist ein vollwichtiger Gegenbeweis gegen den Theismus. Daher drängt es A., immer von neuem darzustellen, wie ererbter Theismus durch die Erfahrungen des Lebens ins Wanken kommt.[2]) Die Versuche, die Vorstellung von Gott mit der Existenz der Übel dadurch in Einklang zu bringen, daß man die Übel als verhängte Prüfungen auffaßt, weist F. als „schändlichen und albernen Kniff und Pfiff der gläubigen Theologen und Philosophen" zurück[3]), sowie die geprüfte Hedwig im „Vierten Gebot" den Gedanken ablehnt, sich Gott als Vivisektor vorzustellen. Lieber will sie an Gott nicht mehr glauben, wie auch F. fand, „es vertrage sich weit mehr mit einem wahrheitsliebenden Herzen, weit mehr mit der Ehre Gottes selbst, sein Dasein geradezu zu leugnen, als ihn ehrlos, à tout prix bestehen zu lassen."

A. hat mit einer fast enzyklopädischen Vollständigkeit alle Probleme, die sich aus der Gegenüberstellung von Theismus und Atheismus ergaben, behandelt. Die Wurzeln des Theismus sieht er wie Feuerbach[4]) und später Nietzsche in dem Reuegefühl von Menschen mit wundem Gewissen[5]), in der Selbstsucht der herrschenden Klassen[6]) und dem persönlichen Egoismus, dem es schmeichelt, sich unter dem besonderen Schutze Gottes zu denken.[7]) Gebet und Selbstverleugnung betrachtet A.[8]) ebenso wie F. als einen Versuch, Gott zu beeinflussen, ja, zu übertölpeln. Daher kann man Gott auch zur Rechenschaft ziehen, wenn er den gehegten Erwartungen nicht entspricht.[9]) Psychologisch hat der Gottesglaube dieselbe Wurzel wie der Teufelsglaube, da er dem Gläubigen ermöglicht, eigene Schuld meta-

---

1) „Wesen des Christentums", Werke VI. 160.

2) „Gänseliesel", „Gott verloren", die Burgerlies im „Meineidbauer" u. a.

3) F. a. a. O. 8, 256f.

4) An unzähligen Stellen. Ich greife heraus das Distichon „Wahres Prinzip":
„Wahre Religion ist gebaut auf das Wahre, das Gute
In der Menschennatur, nicht auf der Sünde Morast." Werke I. 370.

5) Grillhofer im „G'wissenswurm", die Gestalt des Eisner in „Einsam" und „Stahl und Stein". Tomerl: „Wie kumm ich dazu, daß ich mit oan' Reuigen mitraunz'? Es ist völlig, als wenn oan'm oaner, was's satt hat, mit d' Finger in'n Brei greift, daß er oan'm oan Grausen vorm Essen macht!" [illegible]

6) Eisner: „Ohne den Glauben lehnt sich der G'ring're geg'n d' göttlich' Weltordnung auf, die ihn zur Armut b'stimmt, und mißgunnt 'm Reichen dö Gaben, dö'm selber vom Himmel zuteilt sein. Is dös eppa nit so, Monna? Dann redt's frei dageg'n!" Seldinger: „Ah na, hast ganz recht, dös is schon so!" Halbhofer: „D' Armut ist zug'teilt und der Reichtum b'stimmt, dos weiß mer doch eh!" Mehrere: „Koan' Frag'! — Is eh' so!" Morgruber: „Wann mer 's woaß, dann habt's schon recht, wann mer dös woaß, überhaupt!"

7) Der „Mann, den Gott liebt" und zahlreiche andere Gestalten.

8) „Der gottüberlegene Jakob", „Zu fromm".

9) „So undankbarig kann Gott geg'n mich sein, wo ich so viel für ihn g'tan hab' und noch mehr z' tun will'ns war?" (Eisner in „Stahl und Stein", a. a. O. VIII. 195).

physisch zu motivieren, und so geradezu als Ermutigung zur Sünde wirkt.[1]) Über die Gnadenmittel denken A. und F. gleich skeptisch[2]), und mit besonderem Hohne behandelt A. die verschiedenen „Winke des Himmels", welche Gläubige gerade immer dann wahrnehmen, wenn sie etwas heftig wollen.[3])

Die schärfsten Waffen aber richten F. und A. gegen den Unsterblichkeitsglauben, mit dem der Theismus steht und fällt.[4]) „Das Christentum", sagt F.[5]), „hat mit der Unsterblichkeit dem Menschen eine Schmeichelei gesagt, an die — abnorme Fälle und solche Menschen ausgenommen, bei welchen die Macht der Einbildung die Stimme der menschlichen Natur übertäubt hat — im Grunde seines Wesens, d. h. in Tat und Wahrheit kein Mensch glaubt." F. zieht Luther, „diesen christlich-germanischen Glaubenshelden," als Kronzeugen heran. A. teilt auch darin F.s Meinung und die Überzeugung, daß ursprünglichen, natürlichen Menschen der Gottes- und Unsterblichkeitsglaube, auch wenn sie ihn bekennen, innerlich fremd ist, war vielleicht für ihn mitbestimmend, Bauern zu Trägern seiner Lebensanschauung zu wählen. Sein Huber geht auch, nachdem er den Glauben verloren hat, in die Kirche und macht alle „Bräuche" mit, er sondert sich nicht ab wie Auerbachs Dorfketzer, obwohl die Kirche ihm, vielmehr, weil sie ihm vollständig fremd geworden ist; er steht als Persönlichkeit aufrecht, auch ohne die Stütze des Glaubens, ebenso wie die „fromme Kathrin" sich das Opfer ihres Glückes nicht wird reuen lassen, falls der Stadtherr mit seinen Zweifeln an der himmlischen Vergeltung recht behalten sollte. Wie F. betrachtet auch A. den Wunsch nach Unsterblichkeit als krankhaft übersteigerten Lebenstrieb. In der Groteske „Die Vorangegangenen und Dahintergebliebenen"

---

1) „Es waren doch schöne Zeiten für die persönliche Eitelkeit und friedliches Abfinden mit Gott und der Welt! Man brauchte selbsteigene Dummheit nicht einzugestehen und konnte jedes Unheil, das man übte, oder das einen betraf, getrost einem Mittelsmanne des höllischen Erbfeindes ankreiden" („Das Ehekräutlein" in „Letzte Dorfgänge", zitiert als Werke XI. 264). Ebenso: „Die Körbel-Kathrein" (XI. 215). „Eins vom Teufel" in den „Märchen des Steinklopferhanns" (V. 162). „Liesel, die an den Teufel glaubt" (III. 291ff.), „Das Sündkind" (III. 97). — Vgl. dazu Feuerbach VIII. 317f.

2) „Rosel war," heißt es in der „Geschichte von bösen Sprichwörtern" (V. 225), „ehrlicher Leute Kind und — wie das gewöhnliche Redensart — christlich auferzogen. Leider fährt aber bei den Leuten die Heilslehre häufig ebenso übel wie die Heilkunde; was für diese die Quacksalberei, ist für jene der Aberglaube. Mit demselben Bilde polemisiert F. gegen diese bequeme Auffassung von den Gnadenmitteln in dem Distichon: „Biblische Quacksalberei".

„Übel ist mir spezifisch; besonderes Mittel nur heilt es;
Also spricht Medizin, anders die Quacksalberei!
Mit der Bibel allein nun wollen die Bibelvereine
Heilen die Übel der Welt! Welch eine Quacksalberei! (Werke 3, 118).

3) „Und wenn du dich zehnmal bekreuzest und segnest und hinter salbungsvollen Sprüchen verschanzest, du bist doch auf dem Wege nach einem Schurkenstreiche und deine Frömmelei, die in bequemem Glauben den Himmel dienstbar macht und dir in allen Dingen Zeichen und Wunder zurechtlegt, wie du sie eben brauchst, sie werden dich wohl zum allerwenigsten abhalten, diesen Weg bis ans Ziel zu verfolgen", heißt es in einer später unterdrückten Stelle des „Meineidbauer" (Franz zum Meineidbauer); vgl. dazu Werke IX. 284, XI 115, 238 und besonders kraß 467).

4) In der Charakterstudie „Der Mann, den Gott liebt" hat A. den abnormen Fall eines Theisten, der nicht an die Unsterblichkeit glaubt, geistreich und mit ausgesprochener Liebhaberei dargestellt.

5) „Der Unsterblichkeitsgedanke vom Standpunkte der Anthropologie", Werke I. 117.

rechnen die Selbstmordkandidaten „auf eine anstandslose und wohlwollende Aufnahme im Himmel und wollen gewissermaßen nur sterben, um ruhig und unbehelligt leben zu können.“[1]) Der Begründung, man dürfe den Unglücklichen den Trost des Jenseits nicht rauben, hatte F. die These entgegengestellt, daß es dann ja nur für Unglückliche ein Jenseits geben dürfe, während die Erfahrung lehre, daß gerade die Glücklichen eine Fortsetzung des Lebens am ängstlichsten begehren.[2]) Auch hierin stimmt A. mit F. überein. „Die hat all ihr Lebtag nichts Gutes gehabt, wozu sollte sie wieder auf? ... Glaub's schon, daß der ganz gerne ein Leben fortführen möcht', wo ihm nie was abgegangen ist,“ sagt ein Proletarier am Grabe seiner Frau, als ein vornehmer Herr, dem ein Diener das Betkissen nachträgt, ihn durch den Hinweis auf das Jenseits trösten will. „Da in der Erd' ist sie!“ sagt er „leise, aber bestimmt.“[3]) Es ist A. aus der Seele gesprochen, wenn F. die Unsterblichkeit zu den Wünschen zählt[4]), „die man mißversteht, wenn man glaubt, sie wollten verwirklicht werden. Sie wollen nur Wünsche bleiben, ihre Erfüllung wäre die bitterste Enttäuschung der Menschen. Würde dieser Wunsch erfüllt, die Menschen würden das ewige Leben herzlich satt bekommen und sich nach dem Tode sehnen.“ So bittet der Steinklopferhanns in der „G'schicht' vom jüngsten Gericht“[5]) Gottvater: „Wann mir's etwa da auch wieder nit anstehn sollt', tu mir den G'fall'n und mach', daß ich auch im ewigen Leben versterb'n kann.“ Wie F. in klassischen Sätzen auseinandersetzt, daß die Menschen nicht den Tod an und für sich, nur den „frühzeitigen, den gewaltsamen, den schrecklichen Tod“ fürchten, während „der normale, der naturgemäße Tod des vollendeten Menschen, der sich ausgelebt hat, nichts Erschreckliches habe“, so kennt auch A. den Tod als Erlöser; der Mensch, der sich, d. h. seine Lebenskräfte überlebt und zur Ruine wird, ist ihm ein Gegenstand des Grauens.[6]) „Komm in die Elemente!“ lockt das Baumflüstern den Sterbenden.[7]) Schon die erste Bauerngeschichte A.s „Tod und Teufel“, die den Tod als eine Personifikation erklärt, preist seine Funktion als notwendig, ja als groß und heilig.[8])

Auch in der Frage der Unsterblichkeit war A. gleich F. zu keinem Kompromiß bereit; er folgt eifrig F.[9]) in seiner Polemik gegen die alte rationalistische Deutung des Unsterblichkeitsglaubens, die ein sozusagen natürliches Fortleben der Seele auf einem anderen Planeten für denkbar hält, obwohl diese Lehre zu A.s Zeiten kaum mehr Anhänger gehabt haben dürfte[10]), sowie er den modischen Spiritismus nach reiflicher Prüfung ablehnte.[11])

Mit starkem Pathos hat sich F. gegen den Vorwurf verteidigt, sein Kampf gegen den Unsterblichkeitsglauben sei eine unfruchtbare, rein negative Kritik. „Wenn die Aufhebung des Jenseits weiter nichts als eine leere, inhalts- und erfolglose Ver-

---

1) Werke XI. 462. 2) Feuerbachs Werke 8. S. 365.
3) „Allerseelen“ (Werke IV. 316). 4) a. a. O. 8. S. 360 5) Werke V. 120f.
6) „Ein Fund“ (Werke IV. 191ff.), der alte Schullehrer Reindorfer in „Schandfleck“ (1877).
7) „Verderbtes Leben“. 8) Briefe II. 319.
9) F. I. 33 („Todesgedanken“), I. 129 („Unsterblichkeitsglaube vom Standpunkte der Anthropologie“), 8. 336 u. a.
10) V. 313 („Allerseelen“), V. 80 („Zu fromm“) u. a.
11) Werke XI. 465 u. a.; vgl. Bettelheims Biographie S. 245; er wollte in „Briefen eines Unberufenen über Vielberufenes“ dieses Thema erörtern.

neinung wäre, so wäre es besser oder doch gleichgültig, ob man es stehen oder fallen ließe. Allein die Verneinung des Jenseits hat die Bejahung des Diesseits zur Folge; die Aufhebung eines besseren Lebens im Himmel schließt die Forderung in sich: es soll, es muß besser werden auf der Erde."[1]) „Glaubt, daß es besser werden kann auf der Erde, als es ist: dann wird es besser werden. Nicht den Tod schafft aus der Welt; die Übel schafft weg — die Übel, die aufhebbar sind, die Übel, die nur in der Faulheit, Schlechtigkeit und Unwissenheit der Menschen ihren Grund haben; und gerade diese Übel sind die schrecklichsten."[2]) „Das materielle Elend der Christenwelt hat zuletzt seinen Grund nur in ihrem geistigen Gott oder Ideal."[3]) Diese Gedanken erfüllen auch A.s Seele. Von der ersten Bauerngeschichte, der Groteske „Tod und Teufel"[4]), und den Reflexionen des „Meineidbauer" bis zu seinen letzten Kalendergeschichten zieht sich als roter Faden die Polemik gegen die lähmende Kraft der Jenseitshoffnungen. Diese Anschauung erfüllt ihn so, daß sie ihn z. B. in den Briefen gegen jedes theistisch klingende Sprichwort zu protestieren zwingt. Man müßte der Reihe nach alle Werke A.s nennen, wollte man alle Belege anführen: es mag genügen, hier ausdrücklich auf des Steinklopferhanns „G'schicht' von dö alten Himmel", in der A. wie in „St. Peters Klage" Gott selber die Sache des Atheismus führen läßt, und die Kalendergeschichte „Zu fromm" hinzuweisen.

Kann es aber eine Ethik ohne Glauben an Gott und Unsterblichkeit geben? F. und A. antworten: nur dann kann eine Handlung sittlich genannt werden, wenn sie um ihrer selbst willen und ohne jeden Gedanken auf Vergeltung geübt wird. Schon in seiner ersten Dorfgeschichte, die, wie der „Pfarrer von Kirchfeld" und „Der Meineidbauer" (wenigstens in der gekürzten Buchfassung), noch Spuren deistischer Auffassung erkennen läßt, wird die Befreiung des sittlichen Handelns von abergläubischem Zwange als Ideal hingestellt und der Tod als „Feldprediger der Arbeit und des freien, menschlich schönen Lebens durch sie" gepriesen.[5]) F. nennt in den „Todesgedanken" I. 47 die Vergeltungsidee „leer und flach, weil sie die große und ernste Tragödie in den gemeinen Kreis des bürgerlich-ökonomischen Philisterlebens hineinzieht, die tiefen Abgründe der Natur zu seichten Wiesenbächen macht ... und die ganze Natur zu einem wohleingerichteten Palais oder Hotel macht, wo man von Stube zu Stube fort spaziert." Ähnlich weist sich der „greise Chirurg" in A.s „Getreu dem Feldzeichen" (XI. 480) zurecht, als ihm angesichts einer seltsamen Fügung der Gedanke „Nemesis" kommt: „Dummes Zeug! ... Der Schmerz und das Wundfieber machen nicht den geringsten Unterschied zwischen ihnen (den braven Burschen) und den Schuften. Es liegt eigentlich etwas Unmoralisches in der Vergeltungsidee, sie läßt uns alles Unheil gutheißen, ja, sie führt uns am Ende dazu, in jedem Gefallenen einen Schuldigen zu sehen." Es war F.s Überzeugung, daß die Sittlichkeit in den Zeiten ungebrochenen Glaubens nicht durch, sondern trotz der Religion bestanden habe.[6]) Das ist auch A.s Glaube. „Sei du brav und geh ehrlich deiner Wege, so sind's Gottes Wege!" lehrt der „Pfarrer von Kirchfeld"[7]),

---

1) 8, 368. 2) I. 116. 3) F. 8. 333.
4) Von Bettelheim entdeckt und im Anhang zu den „Briefen" abgedruckt.
5) Briefe II. 335.
6) Wesen des Christentums" VI. 329f. und überhaupt das ganze Kapitel „Schlußanwendung". 7) Werke VI. 88.

eine Lehre, die Finsterberg sofort als „neumodische Rede“ rügt. „Ehrlich verbleib' ich,“ sagt der Huberbauer[1]), als er seine Jenseitsvorstellungen unter dem ersten kritischen Blick zusammenbrechen sieht, „und brauch' dazu kein Gebot! — Sie meinen freilich, dahernach würden wir uns auffressen wie das liebe Vieh, aber ich meine schon, es weiß jeder: so hart er beißt, kann er wieder gebissen werden, und da schont er lieber eigene Zähne und fremde und braucht kein Gebot dazu.“ Die sittlichen Grundverhältnisse und die sittlichen Gebote bestehen ohne transzendentale Stütze. A. betrachtete weder Handlungen, die aus der Hoffnung auf überreiche Belohnung, noch solche, die aus Überschwenglichkeit, aus Aufopferungsdrang vollbracht werden, als wahrhaft sittlich. In der Federskizze vom „Reichen Heidbauern“[2]) schildert A., wie eine Tat der höchsten Uneigennützigkeit unter bewußter Abweisung aller religiöser Nebengedanken, nur aus der rein weltlichen Einschätzung der „rechtlichen und sittlichen Verhältnisse“ heraus vollbracht und aufgenommen wird. So pflegt auch der Chirurg in „Getreu dem Feldzeichen“ den mutwilligen Verderber seiner Tochter, ohne glühende Kohlen auf das Haupt seines Feindes sammeln zu wollen. Handlungsweisen von so entgegengesetzter Art wie die des Martl in „Begegnung“ und der Helene Zinshofer in „Sternsteinhof“ versucht A. ohne Zuhilfenahme der Begriffe „Opfer“ und „Sünde“ rein menschlich zu deuten. Kurz, auch A. glaubt, daß das Sittengesetz wohl durch den Glauben verklärt, aber nicht mit selbem abgelegt werden kann.

A. wird nicht müde, der moralisch-teleologischen Weltauffassung des Christentums in vollkommener Übereinstimmung mit F. die Grausamkeit und Sinnlosigkeit des Lebens[3]) gegenüberzustellen. Es ist ein Urerlebnis A.s[4]). Ein gewisses Maß von Leid ist schlechthin unvermeidlich, da wir das Objekt fühllos waltender Naturkräfte sind. Als geradezu wahnwitzig erscheint es dem grübelnden Dichter, daß die Menschen diese unvermeidbaren Übel durch Einbildungen noch vermehren.[5]) Daher sein Kampf gegen törichte Satzungen[6]) und mißverstandene religiöse Gebote.[7]) Die Menschen könnten sich soviel Leid ersparen, wenn sie in der rechten Art bedächten, daß sie nur einmal leben.[8]) „Ja, Anne Marie,“ sagt der ungläubig gewordene Huber-Bauer am Grabe seiner verstorbenen Frau, „auch wir wären uns keinmal aufsässig gewesen, hätten uns manche Bitternis erspart, hätten keine Freude neben liegen lassen und keine Arbeit aufgeschoben, wenn wir gewußt hätten, es wär' ein für allemal, nichts davon und nichts dahinter ... — Um deines bitteren Todes willen hätt' ich dir's gerne gesagt.“

Durch diese Auffassung des Lebens erwachsen den Menschen neue Aufgaben. Sie sollen die aufhebbaren Übel des Lebens bekämpfen. Zu diesen zählte F. vor allem

1) Werke III. 41. 2) Werke XI. 216ff.

3) Einige Beispiele für viele: Duett Einsam-Pauli in „Stahl und Stein“ (Szene I, 6), „Die Kameradin“ 2. Aufl., S. 333 („dieses trotz all seiner Sternenaugen blinde, zwischen ewigem Werden und Vergehen taumelnde All“), „Teufelsträume“, das Gleichnis vom Raubläfer in „Herzfalte“ usw. ...; vgl. oben S 23f.

4) Bettelheims Biographie S. 118.

5) Das Problem der „Elfriede“.

6) Diese Gedanken erfüllen seine hochdeutschen Dramen: „Elfriede“ (1873), „Hand und Herz“ (1875) und „Ein Faustschlag“ (1878).

7) „Das vierte Gebot“ (1877).

8) „Eine Geschichte von bösen Sprichwörtern“ V. 221.

„die himmelschreiende Ungerechtigkeit, daß, während die einen Menschen alles haben, die andern nichts haben, während die einen in allen Genüssen des Lebens, der Kunst und Wissenschaft schwelgen, die andern selbst das Notwendigste entbehren."[1]) Genau so denkt A.s Steinklopferhanns.[2]) Die Menschen sollen nicht auf Erlösung von den Übeln der Welt im Jenseits hoffen, sondern das Leben so gestalten, daß die Erde nicht als „Prüfungsort, sondern als Paradies" erscheint. Der einzelne kann das nicht, wohl aber der vereinigte Reformwille der Gattung. Voraussetzung für die Entstehung solchen Reformwillens sind „Bildung" und Zusammengehörigkeitsgefühl. Da für F. Gott die Verdinglichung der Gattung Mensch ist, so kann er diese letzte Forderung in die berühmte Formel fassen: „Christ (in F.s Sinn) ist, wer den Menschen um des Menschen willen liebt, wer sich zur Liebe der Gattung erhebt ... homo homini deus — dies ist der Wendepunkt der Weltgeschichte." Zu diesem Humanismus bekannte sich auch A.[3]) Die christliche Forderung der Selbstaufopferung lehnte er ab. „Ehre der Humanität!" philosophiert der Arzt, der seinen Beleidiger pflegt, aber eine rührselige Versöhnung abweist. „Sie hält sich vom Extremen fern. Sie setzt dem Vergeltungstrieb, dem sie nicht ganz zu wehren vermag, Ziel und Maß und an Stelle des übermenschlich hohen: 'Liebet eure Feinde!', das dem Geschlechte lange genug verderblich gepredigt worden, ihr zwingenderes Gebot: 'Vernichtet euch nicht!'" In sich, nicht mehr außer sich wie der Heide, noch über sich wie der Christ soll der Mensch sein Ziel suchen[4]), das freilich auch nicht der einzelne, sondern nur „die Gattung im Laufe der menschlichen Geschichte" erreichen kann. Dieser Gedanke kann über die Tragik des Einzelschicksals trösten: auf die „Teufelsträume" folgt die trostreiche Vision der Entwicklung („Jaggernaut"). Daher glaubt A. auch an die kulturfördernde Kraft der Technik[5]), kurz, er glaubt trotz „aller Unzufriedenheit mit der himmlischen und irdischen Straßenpolizei" an das goldene Zeitalter der Zukunft.[6])

Es ist A. wie F. voller Ernst mit der Lehre, daß der einzelne in der Gattung den neuen Gott zu sehen und sich mit den Interessen der Gattung solidarisch zu fühlen habe. Wie seinen Einsiedel in dem Märchen „Annerl, Hannerl und Sannerl" (IV, 123) erfüllt ihn stets „das stolz-demütige Gefühl von der Zusammengehörigkeit des menschlichen Geschlechtes und der Unausschließbarkeit des einzelnen davon", er fühlt sich an dieses Leben und diese Welt „mit allen Nervenfasern und Muskelsträngen geknüpft, mit den Bewohnern einer andern wüßte er aber nichts anzufangen".[7]) Wie sein Mönch von Grottenstein wäre er imstande gewesen, den Unsterblichkeitstrank von den Lippen abzusetzen „eintrachtshalber mit allen Lebenden

1) 8, 368. 2) Werke VI, 230. A.s tiefes Mitempfinden mit dem Volke: IV, 46 u. a.
3) . . . . die Lehre
Vom Gott, der hilfsbereit ersteht
In armer dürftiger Menschenhülle.
Der Heiland wallt allzeit auf Erden,
Das glaube felsenfest und treu,
Nur freilich muß er stets aufs neu
In jeder Brust geboren werden (Weihnacht 1887) V, 256.
4) F. 8, 358f.
5) „Die G'schicht' von der Maschin'" V, 129. „Pfahlbaute mit Nutzanwendung" IV, 334. 6) Werke IV, 7. 7) „Allerseelen" IV, 316.

und Toten".[1]) Nicht eindringlich genug kann er seinen Mitmenschen dieses Solidaritätsgefühl zur Pflicht machen.[2]) Für das Ganze, die „Gemeine" bringt der „Pfarrer von Kirchfeld" das schwere Opfer; mit der Gemeine zerfallen zu sein, ist das Unglück des Wurzelsepp, zur Gemeine führt ihn der rechte Priester wieder zurück. Aus dieser allgemeinen Pflicht eines jeden gegen die „Gemeine" leitet A. die besondere Pflicht der Eltern gegen die Kinder ab.[3]) Nur durch Hingabe an die Gattung entgeht man dem trostlosen circulus vitiosus des Jenseitsglaubens, aus Lebensekel den Lebensekel zu nähren.

A.s Glaube an den endlichen Sieg der „Bildung" war genau so stark wie der F.s. Wenn er sich gedämpfter ausspricht, als etwa in F.s berühmtem Briefe an Taillandier[4]), kommt das daher, daß der Dichter es mit den einzelnen zu tun hat, die vor dem Triumphe der Gattung sterben, der Philosoph aber mit der Gattung, um die man nicht zu sorgen braucht, wenn auch der einzelne dahinsinkt. „Macht sich die kalte Finstern noch einmal so breit vor ihr'n End' ... die Sonn' hat's gut, sie kann's derwarten, a Neichtel Zeit, und sie leucht' halt doch überall hin! ... Der Mensch aber kann's nit derwarten."[5]) Darin liegt alle Tragik des Menschenloses beschlossen: Der einzelne Mensch „kann's nit derwarten". Aus dieser Anschauung erwächst A.s tiefe Ehrfurcht vor dem Mysterium des Todes. Auch dies ist ein Urerlebnis des Dichters. Schon der Knabe litt es nicht, als wohlmeinende Verwandte ihm den Tod der Großmutter verschleiern wollten, und findet sich dabei ganz in unbewußter Übereinstimmung mit F.[6]) Auch als Mann vermochte er — vielleicht schon in bewußter Übereinstimmung mit F. — angesichts des Todes kein Wort des Trostes zu finden und schrieb die sonderbarsten Nicht-Kondolenzbriefe.[7]) Ganz wie F. will A. den Menschen die sinnlose Angst vor dem natürlichen Tode nehmen, ganz wie F. ihnen aber auch die Unwiderruflichkeit, die Endgültigkeit des Todes einschärfen. Er hat die Todessehnsucht des Vollendeten (Reinhold Bruckner in

1) „Schandfleck" (erste Fassung, Wien 1877, S. 170ff., 200).

2) „Auf den Hügeln der Massengräber, unter denen die Armen und Bedrängten liegen, wie sie lebend bei besserem Wissen hätten stehen sollen: Schulter an Schulter" ... (Gräber-Elend XI, 471).

3) Im „Vierten Gebot" (X, 10) erzählt der Gärtner Schön, was ihm sein Vater auf dem Sterbebett gesagt hat: „Bei manch einem hat es kein Geschick und kein Ansehn, daß es mit ihm besser wird — aber die, die er hinterläßt, können sich darauf einrichten, wenn er ihnen ehrlich an die Hand geht, und möchten's die Leut so halten und nit bloß alleweil alleinig auf sich denken, so hätten s' vor nötige Gedanken zu keine unnötige Zeit, und das Geschimpf und Geraunz über Gott und Welt möcht' a End' finden."

4) Feuerbach 8, VIIIff.

5) Der Wurzelsepp im „Pfarrer von Kirchfeld" (VI, 31/2).

6) Nota bene.

„Heilig ist mir der Schmerz, deshalb unheilig der Trostgrund,
Welcher das Herz nur betrügt, um nicht zu fühlen den Schmerz."
(F. Werke 3, 131.)

7) So besonders der Brief an Rosegger vom 23. IV. 1875. Alle seine Beileidsbriefe sind eingegeben von dieser Scheu, das Mysterium des Todes durch Trostworte zu banalisieren (22. I. 1872, 21. VI. 1880, 19. XII. 1880, 8. III. 1884). Am 27. VIII. 1886 schreibt er an Jacobsen, der seine Frau verloren hatte: „Ich hatte kein Wort des Trostes für ihn (den Sohn), ich habe auch heute keinen für Sie, ich halte derlei für eine Entheiligung, ich halte es für unmöglich, den heimgegangenen Lieben den Zoll des Schmerzes auch nur um eine Träne zu kürzen ..."

„Kameradin") und das Aufbäumen des Lebenswillens gegen den gewaltsamen Tod (Schlußszene des „Vierten Gebotes") gleich überzeugend geschildert. F.s Distichon: „Der ist weise allein, der alles findet im Leben,
Aber dafür auch nichts findet im Tod als den Tod!"
war ihm aus der Seele gesprochen.

Wir wissen aus Gottfried Kellers Briefen und Gedichten, daß diese „weise" Lehre vom Tode in ihm gebundene Lebensfreude entfesselte. Das war F.s Absicht gewesen, das hatte er in den nicht unedlen „Reimversen auf den Tod", welche die Herausgeber der neuen Gesamtausgabe mit Unrecht ausgeschaltet haben, erhofft: vom dunklen Hintergrund des Todes, des absoluten Endes[1]), sollte sich die Schönheit der Welt noch leuchtender und lockender abheben. Bei Keller war es so, und jene wunderbare Welt lieblicher Gebilde stieg aus seiner Phantasie empor, die schon ein halbes Jahrhundert das Entzücken und den Trost aller Empfänglichen bilden. Auch A. kannte diese Lebensfreude.

„O schön grüne Welt, Solang Zithern klingen
Laß sag'n, wie d' mer g'fallst, Und mein Dirndl mich halst",

klingt es in den düsteren Bußpsalm, der „Erlösung von des Lebens Pein" erfleht. „Mein Lied ich froh erhebe, Weil ich nur lebe!" heißt der Refrain in einem schon 1864, also in der Zeit größten Elends entstandenen „Bettlerlied". A. kannte die grundlose Lebenslust, die Lebenslust sozusagen als Urphänomen sehr wohl und verstand sie prachtvoll darzustellen[2]), aber das Leben spielte ihm so übel mit, daß jene unbefangene Lebensfreude, die aus Kellers Phantasie so harmonische Gebilde hervortreibt, in seiner Seele nicht gedeihen konnte. Die Übel der Welt sind ihm immer gegenwärtig, und seine Betonung der Lebensfreude trägt polemischen Charakter. Seine Lebenserfahrungen drängten zum Pessimismus, er aber verbot sich heroisch den Pessimismus, weil er müde macht[3]), und kämpfte gegen die Weltverächter[4]), weil er, ein Humanist wie F., an die Zukunft der Gattung glaubte. So ist die Lebensfreude bei ihm schließlich nicht etwas Selbstverständliches, sondern Pflicht. Ein hartes Leben härtete seinen Lebenswillen, brach nicht die trotzige Freude am Leben, hinderte aber ihr unbefangenes Weben. Ein Zug von Stoizismus fällt an seinen Lieblingsgestalten auf. Brigitta Leipold (Magdalene Reindorfer) gewinnt die Liebe des Stadtherrn, „durch das tiefinnerliche Pflichtgefühl, das sich in ihrem Wesen ausspricht" („Kameradin"). Von dieser Art sind auch der Pechleitner („Sündkind"), die „fromme Kathrin", Agnes im „Ledigen Hof" u. a. „Leben wir halt!" ist die letzte Weisheit des ungläubig gewordenen Huber. Daher ist A. der Dichter der Resignation[5]), deren verschönernde Kraft er in der Gestalt des „alten Professors"[6]) feinsinnig geschildert hat. Unabhängig von Nietzsche, verfiel er (April

1) „Das ewige Fort, das ewige Hin,
Das Nichtmehr-Ich, das Nichtmehr-Bin,
Das wäscht die Augen gar so rein,
Bringt Feuer, Licht und Farbenschein." (Feuerbach, Werke 3, 94.)

2) Vroni in „G'wissenswurm", der alte Sternsteinhofbauer, der alte „Örtler", der Ehnel in „D' g'sprächig Stund", „Sündkind" (Werke III, 102) u. a. a. O.

3) Werke V, 347. 4) Werke V, 308.

5) Pechleitner, Hartingers Sixtin, fromme Kathrin, Martl in „Begegnung" u. a.

6) In „Bekannte von der Straße" 1881, S. 1—24.

1882) auf den Gedanken von der ewigen Wiederkehr des Gleichen, der stärksten Form der Lebensbejahung, nota bene, wenn Lebensbejahung als Pflicht empfunden wird.[1]) Alles Grübeln über den Sinn des Lebens führt ihn, wie F., nur immer wieder dazu, das „Leben" (Erleben) selbst als Sinn des Lebens zu empfinden. „Was lebt, soll leben, soll sich des Lebens freuen. — Wozu? Törichte Frage! Du siehst ja hier vor deinen Augen den üppigen, zwecklosen, schrankenlosen Lebenstrieb der Natur ... Lebensfreude ist ungehinderte Lebenskraftäußerung."[2]) Zu dieser Lehre kommt auch A.s „Weiser".[3]) Lebensfreude entbinden wollte der Dichter, wie seine Lieblingsgestalt, der Steinklopferhanns, seinen Mitmenschen die Augen darüber öffnen, daß, so schlimm die nicht „aufhebbaren" Übel auch sind, doch der Mensch sich selbst der ärgste Feind, sein eigener Teufel ist, während er sich sein Gott sein könnte — homo homini deus. Auf dieses Ziel konzentrierte er seine ganze Gedankenarbeit und Gestaltungskraft, wobei ethische und ästhetische Erwägungen sich ihm zu einer vollkommenen Einheit zusammenschlossen,[4]) und verfolgte es mit demselben Bekennermut[5]) und mit derselben großartigen Einseitigkeit wie sein Meister. Auch sein Werk hat etwas von der „monotonen Beredsamkeit", welche ein farbenfreudiger Künstler wie Gottfried Keller für F. so charakteristisch fand; sie bedeutet zweifellos für seine künstlerische Entfaltung eine Schranke, aber sie gibt seinem Werke auch Wucht und Größe.

Die Fische in Sprache und Anschauung des Volkes.

Von **Richard Kunze** in Plauen i. V.

(Fortsetzung von S. 34 und Schluß.)

Die scharfblickende Beobachtungsgabe des Volks tritt uns auch bei den bildlichen Ausdrücken entgegen, die aus der Welt der Fische entnommen sind. Auch sie sind meist so klar verständlich, daß eine Erklärung sich erübrigt und ich mich mit der bloßen Aufzählung begnügen kann: Glatt wie ein Aal; stumm (kalt) wie ein Fisch; dünn wie ein (ausgenommener) Hering; gefräßig wie ein Hecht (oder Hai); schlank wie eine Schmerle; lustig wie ein Stint; steif wie ein Stockfisch; aussehen wie eine Schmerle in einem Scheffelsacke (d. h. dünn in weiter Umhüllung); eng wie die Heringe sitzen; den Hecht im Karpfenteiche bilden; Fischblut haben (von einem kalten, unempfindlichen Menschen); sich aalen (sich so wohl fühlen wie die Aale in sonnenbestrahltem Wasser); im Trane sein, d. i. betrunken sein (Tran = Öl, dänisch Äl = Bier) oder zerstreut, unaufmerksam sein, desgleichen: er trant, er ist eine Tranlampe.

Die bildlichen Ausdrücke gehen bisweilen über in Sprichwörter. Auch von

1) „Ich sinn' der alten Fabel nach,
Die ernsthaft uns belehret,
Daß alles, was gewesen war,
Dereinstens wiederkehret .
Und überläuft's mir oft das Herz
So bang und maienfröstlich,
Dann deucht mir — albern, wie sie ist —
Die alte Fabel tröstlich."
(Werke V, 260.)

2) F. Werke I, 159. 3) A. Werke V, 302.

4) Vgl. die wundervollen Einleitungen zu seinen „Dorfgängen" und „Kalendergeschichten" (Werke III, IV, V).

5) „Wovon der Mensch wahrhaft überzeugt ist, das scheut er sich nicht nur nicht, sondern das muß er auch öffentlich aussprechen" (8, 366).

ihnen gibt es eine außerordentlich große Zahl solcher, die sich auf die Fische beziehen. In ihnen äußert sich die Beobachtungsgabe und Urteilskraft des Volkes ebenfalls klar und scharf. Auf Fisch, fischen beziehen sich bei Wander[1]) weit über 300 Sprichwörter, von denen ich nur eine kleine bezeichnende Auslese geben will:

Ein kleiner Fisch auf dem Tisch ist besser als im Bach ein großer Fisch.
Fische fangen und Vogelstellen verderben manchen jungen Gesellen.
Fische und Zeitungen sind nur frisch gut.
Man kann keine Fische fangen ohne nasse Hände.
Wer große Fische fangen will, muß kleine daranwagen.
Er ist weder Fleisch noch Fisch.
Er ist wie der Fisch im Wasser.
Es sind faule Fische.
Im Trüben fischen.

Von besonderen Fischarten handeln ferner folgende Sprichwörter:

Den Aal schuppen (etwas Unmögliches versuchen, da der Aal bekanntlich keine Schuppen hat).
Den Aal beim Schwanze fassen (d. h. etwas verkehrt anfangen).
Wer einen Aal fangen will, macht erst das Wasser trübe (vgl. im Trüben fischen).
Man muß die Aale nicht verkaufen, ehe man sie gefangen hat.
Den Aal mit Öl bestreichen (d. h. etwas Überflüssiges tun, da der Aal an sich schon glatt ist).
Einen Delphin das Schwimmen lehren.
Der Hai nennt das Krokodil gefräßig (man denke an das Bibelwort vom Balken im eigenen Auge).
Wer sich zum Hecht macht, muß sich auch das Schuppen gefallen lassen.
Besser ein Hering am eigenen Tisch als an fremdem gebratener Fisch.
„Der Karpfen hat ein schlechtes Fleisch", sagte der Hecht, als er vergeblich nach ihm geschnappt hatte (vgl. die Fabel vom Fuchs und den Weintrauben).
Das ist Kaviar fürs Volk (Shakespeare, Hamlet).
Um einen Lachs zu fangen, verliert man gern einen Angelhaken.
Man wird euch Lampreten braten (spöttisch, im Sinne von: ihr werdet euch täuschen).
Wer Salme gegessen, dem schmecken keine Schneiderfische (Heringe).
Einen Schellfisch auswerfen, um einen Kabeljau zu fangen (die Wurst nach der Speckseite werfen).
Eigene Schleie ist besser als fremder Lachs.
Hundert Schneiderfische sind heute besser als morgen ein Salm, der noch soll gefangen werden.
Man soll nicht Stinte fangen, wenn man Störe fangen kann (d. h. es ist töricht, sich mit Geringem zu begnügen, wo sich ein großes Ziel bietet).
Stockfisch will geklopft sein (d. h. einen ungeschickten Menschen muß man hart anfassen, um ihn zu etwas tauglich zu machen).
Er hält Stockfische für Forellen (d. h. er ist urteilslos).
Lieber gekochter Stör als gebratener Seehund (d. h. über den Geschmack läßt sich nicht streiten).
Wo man Störe fängt, ist es leicht, Kaviar zu bereiten.
Dem Walfisch schadet es nicht, wenn ein Stint nach ihm schnappt.
Wer sich zum Walfisch macht, nach dem wirft man mit Harpunen.

Nur wenige Fischnamen sind auf die Menschen übertragen und zu Personennamen verwendet worden. Ich habe nur folgende zu nennen, und auch bei ihnen kann es bisweilen zweifelhaft erscheinen, ob wirklich eine Fischbezeichnung vorliegt, oder ob es sich nur um eine unzutreffende Volksdeutung handelt oder auch um eine

1) Deutsches Sprichwörter-Lexikon.

andere Bedeutung des Wortes: Barsch (?); Döbel, Töpel (?); Dorsch, Erling (= Elritze); Fisch, Bratfisch, Fischer; Grundel, Gründel; Harder; Hausen, Hausenblas; Hecht; Hering; Brathering; Kaulbars; Lachs; Roch (?); Salm; Schill, Schille, Schillbach; Sprotte; Wels, Welz (?); Zander.

Über die Stellung der Fische im Volksaberglauben habe ich vorläufig nur wenig ausfindig machen können. Jedoch würden sicherlich in den einzelnen Gegenden Deutschlands manche weitere Belege gefunden werden können. Es würde mir eine große Genugtuung sein, durch diese Zeilen dazu angeregt zu haben, den Gegenstand einer eingehenderen Untersuchung zu unterwerfen. Zwei Proben solchen Volksaberglaubens seien mitgeteilt: Der sogenannte ‚Karpfenstein' (ein halbrundes Knochenstück über dem Auge des Karpfens) soll als heilkräftig gegolten haben, so daß die Apotheken ihn früher zu verkaufen hatten. Dasselbe glaubte man von dem ebenfalls im Kopfe gefundenen ‚Kaulbarschstein', der als Mittel gegen Gallenstein, Krampf und sonstige Gebresten angewendet wurde.

Eine vogtländische Sage[1]) gibt folgende Kunde vom Volksglauben: „Beim Dorfe Rüßdorf bildet die Elster mehrere große Tümpel. In einem solchen haust ein Riesenfisch, die Mutter aller Elsterfische. Sooft das Ungeheuer sich hat blicken lassen, hat es ein Unglück gegeben, sei es, daß ein Mensch im Wasser sein Leben lassen mußte, oder daß Feuerschaden, Pestilenz, Teuerung und Krieg ins Land gefallen sind."

Auch sonst spielen die Fische in der Sage eine Rolle. Die nordische Göttersage, wie sie uns in der „Edda" überliefert ist, erzählt mehr als einmal davon, daß sich Götter in Fische verwandelt haben: Nach Baldurs Tode, an dem Loki den größten Teil der Schuld trägt, flüchtet dieser vor der Rache der anderen Götter in einen Strom, in welchem er als Lachs herumschwimmt. Man sucht ihn in einem Netze zu fangen, und als es ihm bei seiner Verschlagenheit und Geschicklichkeit beinahe glückt, zu entwischen, vermag ihn Thor noch in der Mitte des Leibes zu fassen; aber er gleitet ihm beinahe wieder aus der Hand, so daß er ihn nur noch am Schwanze wieder festhalten kann. „Darum ist der Lachs hinten spitz." — Das eine nordische Sigurdlied singt ferner von dem Zwerge Andwari, der in Hechtsgestalt sich in einem Wasserfall aufhält und sich dort Speise fängt. Der listige Loki ist es, der ein Netz vor dem Hecht auswirft, so daß er hineingerät.

Die Wassergottheiten, die Nixen oder Wassermänner, treten nach dem Glauben unserer heidnischen Vorfahren bisweilen ebenfalls in Fischgestalt auf. Man lese z. B. Grimms Deutsche Sagen Nr. 54: Ein tollkühner Schwimmer vermißt sich, dreimal über einen breiten Strom zu schwimmen. „Nachdem der verwegene Mensch es zweimal vollbracht hatte und nun zum dritten Male hinüberschwimmen wollte, da sprang ein großer Fisch, wie ein Lachs, vor ihm in die Höhe und schlug ihn mit sich ins Wasser hinab, also daß er ertrinken mußte. Man hat ihn noch selbiges Tages gesucht und gefunden: Am ganzen Leibe waren gezwickte Mäler, von Blut unterlaufen, zu sehen, und man konnte gar leicht die Narben erkennen, die ihm der Nix oder Wassergeist gemacht."

Ähnlich erzählt eine vogtländische Sage[2]): „Sieht einmal ein Jäger unfern der

1) Eisel, Sagenbuch des Vogtlandes, S. 155. 2) Ders. S. 37.

großen Zwerghöhle bei Stublach im Elsterwasser einen gar schönen Fisch und läßt sich beifallen, nach ihm zu schießen. Da hat sich eine Stimme erhoben, die hat gejammert: ‚Mein Kind! Du hast mir mein Kind getötet!‘ Und so sehr, von Grausen erfaßt, der Schütze auch gelaufen ist, ehe er noch sein Haus erreicht gehabt, ist die Nixe schon bei ihm gewesen und hat ihm den Hals umgedreht.“

Die Nixen können zwar Menschengestalt annehmen, aber auch dann läuft der Unterleib in der Regel in einen schuppigen Fischschwanz aus; man denke an die bekannte Sage von Melusine.

Und wenn im Kindermärchen die Fische bisweilen sprechend erscheinen, so darf auch dies als ein Rest der Auffassung gelten, daß die Nixen Fischgestalt haben können. So in dem bekannten plattdeutschen Märchen „Von dem Fischer un syner Fru“ (Grimm, K.- und Hausmärchen I, Nr. 19) und im Märchen 85 (Die Goldkinder).

Ergötzlich in seiner Schalkhaftigkeit ist das Märchen von der Scholle (Grimm II, Nr. 172, S. 290): Die Fische waren schon lange unzufrieden, daß keine Ordnung in ihrem Reich herrschte. Keiner kehrte sich an den anderen, schwamm rechts und links, wie es ihm einfiel, fuhr zwischen denen durch, die zusammenbleiben wollten, oder sperrte ihnen den Weg, und der Stärkere gab dem Schwächeren einen Schlag mit dem Schwanz, daß er weit weg fuhr, oder er verschlang ihn ohne weiteres. „Wie schön wäre es, wenn wir einen König hätten, der Recht und Gerechtigkeit bei uns übte“, sagten sie und vereinigten sich, den zu ihrem Herrn zu wählen, der am schnellsten die Fluten durchstreichen und dem Schwachen Hilfe bringen könnte.

Sie stellten sich also am Ufer in Reihe und Glied auf, und der Hecht gab mit dem Schwanz ein Zeichen, worauf sie alle zusammen aufbrachen. Wie ein Pfeil schoß der Hecht dahin und mit ihm der Hering, der Gründling, der Barsch, die Karpfe, und wie sie alle heißen. Auch die Scholle schwamm mit und hoffte das Ziel zu erreichen.

Auf einmal ertönte der Ruf: „Der Hering ist vor! Der Hering ist vor!“ — „Wen is vör?“ schrie verdrießlich die platte mißgünstige Scholle, die weit zurückgeblieben war, „wen is vör?“ — „Der Hering, der Hering“, war die Antwort. „De nackte Hiering?“ rief die Neidische, „de nackte Hiering?“ Seit der Zeit steht der Scholle zur Strafe das Maul schief.

Wir haben hier ein Beispiel eines sogenannten naturgeschichtlichen Volksmärchens, wie sie der unvergeßliche O. Dähnhardt so treffend gedeutet und so eifrig gesammelt hat (s. o.): „Es sind Märchen, die eine Deutung geben wollen, warum eine Naturerscheinung entstanden, und warum sie gerade so entstanden ist, wie wir sie sehen. In ihnen vereinigt sich sinnige Beobachtung, dichterisches Fühlen und obendrein, und nicht zum wenigsten, herzlicher, echter Humor.“[1]) Wir finden bei Dähnhardt noch folgende naturforschende Märchen, die uns von Fischen erzählen: Nr. 2 (S. 4) Das Maul des Störs: Der Stör hatte früher gerade solches Maul, wie es alle übrigen Fische auch haben. Nun war er aber von jeher ein großer Fresser, und um satt zu werden, verzehrte er große Mengen anderer Fische. Mit Vorliebe machte er sich an die Heringe, und schon war es so weit gekommen, daß die Heringe anfingen auszusterben. Da gebot der liebe Gott dem Stör, nicht so viel zu fressen.

1) Reichen Stoff bieten des gleichen Verfassers Natursagen, bes. im 3. und 4. Band (Leipzig, B. G. Teubner 1910/12), vgl. die „Sachregister“. D. Hg.

Der aber ließ sich dadurch nicht abhalten, und deshalb nähte ihm der liebe Gott seinen Rachen zu und schnitt ihm unterhalb dessen ein neues Loch in den Hals, durch das er von jetzt ab seine Nahrung zu sich nehmen mußte.

Nr. 34 (S. 40): Die Flunder. Früher hatte die Flunder ein ganz gerades Gesicht. Als aber einmal der Hering bei ihr vorüberschwamm, hat sie ihn höhnisch gefragt: „Is denn de Hering ok en Fisch?" und hat dabei das Maul gegen ihn verzogen. Da ist ihr für ihren Übermut das Gesicht so schief stehen geblieben, wie man's noch heute sehen kann. — Nach einer anderen Erzählung hat sie ihren flachen Bauch davon bekommen, weil sie zur Strafe für ihren Hochmut von Gott auseinandergerissen wurde.

Ähnlich erzählt Nr. 33 Anmerkung (S. 39) von der Steinbutte: Als sie hört, daß der Hering König ist (s. o. das Grimmsche Märchen), sagt sie, den Mund schief ziehend: „Is de Hiring ook 'n Fisch?" Währenddessen kräht der Hahn, und deshalb hat die Steinbutte den schiefen Mund behalten.

Nr. 56 (S. 74): Von den Weißfischen und dem Hecht. In einem dänischen Märchen wird erzählt, wie ein junger Bursch vom König, in dessen Dienst er stand, in ein fernes Land geschickt ward, um eine wunderschöne Prinzessin zu holen. Die wollte der König heiraten. Der Jüngling gewann ihre Zusage. Aber sie hatte Arges im Sinn. Ehe sie dem Jüngling auf sein Schiff folgte, nahm sie alle Schlüssel ihres Palastes zu sich. Draußen auf dem Meere warf sie das ganze schwere Bund ins Wasser, und als sie beim König anlangte, erklärte sie, daß sie nicht eher mit ihm Hochzeit machen wollte, als bis sie die Schlüssel aus dem Meere wieder habe. Da aber zeigte zu ihrem Erstaunen der junge Bursch das Bund vor und vereitelte ihr listiges Trachten.

Woher hatte er die Schlüssel? Als die Prinzessin sie hinabgeworfen, rief er die Fische herbei und bat sie, die Schlüssel heraufzuholen. Doch das Meer ist groß und tief, und es sind Berge und Täler und Löcher und Höhlen da unten. Sie suchten lange und fanden nichts. Das tat den Weißfischen so leid, daß sie zu weinen anfingen. Und daher kommt es, daß sie noch immer rote Augen haben. Allein endlich kam doch ein alter Hornhecht mit dem Schlüsselbund angeschwommen. Er hatte es zwischen zwei Steinen gefunden, und dort hatte es so festgesessen, daß er sich den einen Schnabel abgebrochen hatte, als er es losriß. Und daher kommt es, daß der Hornhecht noch einen langen und einen kurzen Schnabel hat.

In einem ähnlichen pommerschen Volksmärchen heißt es, daß der Jüngling einen Karpfen um Hilfe rief. Der setzte eine Pfeife an sein breites Maul und pfiff hinein, und alsbald kamen alle Fische des ganzen Meeres herbei. Nur der große alte Hecht fehlte. Endlich kam auch er und entschuldigte sich und sagte: „Ich schwamm viele hundert Meilen von hier, als ich deinen Pfiff hörte. Da erblickte ich zwischen dem Felsgestein dies prächtige Schlüsselbund. Das wollte ich nicht liegen lassen, und darum versäumte ich mich." Weil er nun damit den anderen Fischen eine Arbeit erspart hatte, so wurde der Hecht wegen seiner Verspätung nicht bestraft; ja er erhielt eine Belohnung obendrein, nämlich ein Kreuz unter seinen Gräten. Das trug er von Stund an, und das tragen alle Hechte nach ihm bis auf den heutigen Tag.

Nr. 64 (S. 86): Der Schellfisch. Bekanntlich war Sankt Peter ein gewaltiger Meister im Fischen. Eines Tages nun hatte er lange gefischt und dennoch nichts

gefangen, bis zum letzten Zuge, da hatte er das Netz ganz hagelvoll. Er warf die Fische heraus, einen nach dem anderen, und tat sie in einen Eimer. Den letzten aber konnte er lange nicht kriegen. Denn der sprang so schnell hin und her, daß es fast unmöglich war, ihn zu erwischen. Endlich gelang es Sankt Peter doch, ihn oben am Rückgrat mit Daumen und Zeigefinger zu packen. „Du bist mir ein Schelmfisch!" sprach er, „ein wahrer Schelmfisch! Den Namen verdienst du und sollst ihn behalten." Und von der Zeit an hieß man den Fisch Schelmfisch oder auch Schellfisch. Und zum Wahrzeichen von der Echtheit dessen, was ich euch hier sage, sieht man noch heutzutage den Daumen Sankt Peters oben auf dem Rücken des Fisches. Dicht hinter dem Kopf hat er einen schwarzen Fleck. Wer es trotzdem nicht glauben will, der kann es bleiben lassen. — Ähnlich heißt es auch: „Als Petrus sich zu den Füßen des Herrn niederwarf und die Worte sprach: 'Herr, gehe von mir hinaus, ich bin ein sündiger Mensch', da hielt er einen Schellfisch in der Hand. An der Stelle, wo sein Daumen ihn gedrückt hatte, über der Seitenflosse, hatten alle Schellfische von Stund an einen dunkeln Fleck. Und sie heißen Petri Grebh (Peters Griff)."

In der ersten Fassung dieser Erzählung finden wir gar ein Märchen, das eine volkstümliche *Namensdeutung* geben will. Daß sie nicht richtig ist, braucht nicht erst hervorgehoben zu werden. Aber trotzdem haben wir hierin ein wertvolles Zeugnis für das Denken und Fühlen des Volkes. Verglichen mit anderen Zweigen der Naturwissenschaft, namentlich mit den Pflanzen und Säugetieren, spielt ja die Fischkunde keine so wichtige Rolle in Anschauung und Überlieferung des Volkes. Dem kann auch gar nicht anders sein, da das kalte, stumme Wesen der Fische es verhindert, daß das Volksgemüt ihr Leben mit so sinniger Aufmerksamkeit und liebevoller Zuneigung betrachtet, wie etwa das Dasein eines niedlichen Singvögelchens oder einer farbenfrohen Blume. Um so mehr können wir uns jener Proben freuen. Geben sie uns doch einen deutlichen Beweis von der Gemütstiefe unseres Volkes, das auch bei einem stumpfen und unempfindlichen Wesen die Stellen ausfindig zu machen weiß, von denen aus es etwas innigere Beziehungen mit ihm anknüpfen kann. So hoffe ich auch an den Fischen erwiesen zu haben, wie die deutsche Naturkunde mit Recht es verdient, eine Hüterin unserer Sprache und Volkskunde genannt zu werden.

Lehrproben in philosophischer Propädeutik über ästhetische Grundbegriffe.

Von **Paul Saßmann** in Stuttgart.

Das Erhabene.

I. Suchen Sie, in Natur und Menschenwelt, Anschauungsbeispiele für Größen, die uns den Eindruck des Erhabenen machen, oder bei deren Anblick ein Gefühl der Erhabenheit in uns entsteht, und suchen Sie danach zu bestimmen, was erhaben wirkt.

a) Der Anblick unbegrenzter Fernen und unabsehbarer Höhen. Der weite Ozean zu unseren Füßen und der „größere Ozean über uns"; der bestirnte Himmel. Kolossale Ruinen von hohem Altertum. Ein hoher Wasserfall eines mächtigen Flusses. Am Himmel sich auftürmende Donnerwolken, die mit Blitzen und Krachen einherziehen. Vulkane in ihrer zerstörenden Gewalt. Die Weltgeschichte mit den pathetischen Gemälden der mit dem Schicksal ringenden Menschheit (der Untergang Trojas oder Kar-

thagos). Der unerschütterliche Charakter: Si fractus illabitur orbis, impavidum feriunt ruinae.

b) Erhaben wirkt demnach das Große, und zwar das über alle Vergleichung Große, das Unermeßliche in Raum und Zeit; sodann die Natur als überwältigende Macht. Kant und Schiller unterscheiden so das mathematisch und das dynamisch (als Kraft) Erhabene, d. h. das Unermeßliche, das unsere Fassungskraft übersteigt, und das Furchtbare, dem gegenüber unsere Lebenskraft sich ohnmächtig fühlt.

II. Zergliedern Sie die Elemente, die das Gefühl des Erhabenen in sich enthält, nach Schillers Gedicht: „Die Größe der Welt" und nach seiner Schilderung der Feuersbrunst in der Glocke.

Beim Flug zum „Markstein der Schöpfung" muß der adlergleiche Gedanke sein Gefieder niedersenken; die kühne Seglerin Phantasie muß mutlos Anker werfen. Warum? Sie fühlen ihre Ohnmacht, wenn es gilt, den Gedanken der Unendlichkeit zu fassen. Und gegenüber der riesengroßen Macht des Elements, das die Werke der Menschenhand zerstört, steht der Mensch hoffnungslos und müßig ab. Und doch heißt es von demselben so betroffenen Menschen, er sehe seine Werke „bewundernd" untergehen. Das Grausen, mit dem der Wanderer dem Tosen des alles verheerenden Bergstromes lauscht, nennt unser Dichter ein „wollustvolles" („Die Macht des Gesanges", 1. Strophe). Zu welchen Gefühlen gehört demnach das Gefühl des Erhabenen? Zu den gemischten, den Kontrastgefühlen. Es ist eine Zusammensetzung von Wehsein („Schauer" des Erhabenen) und von Frohsein (Erhebung).

III. Deutung des Eindrucks.

Es gilt zu erklären, wie das Niederschlagende, das durchbohrende Gefühl unseres Nichts doch zugleich so erhebend wirken kann, daß es, „ob es gleich nicht eigentlich Lust ist, von feinen Seelen doch aller Lust weit vorgezogen wird" (Schiller). Schiller und Kant finden die Lösung des Rätsels in dem Gedanken, daß das verhältnismäßig Große außer uns zu einem Spiegel für uns wird, indem wir das unbedingt Große in uns selbst erblicken. „An das absolut Große in uns selbst reicht die Natur in ihrer ganzen Grenzenlosigkeit nicht heran." Die Fähigkeit, das Erhabene zu empfinden, gehört zu den herrlichsten Anlagen unserer Natur.

Das Tragische.

I. Was ist tragisch?

1. Ist es tragisch, wenn ich den Fuß breche? 2. Ist der Ausdruck richtig gebraucht in der Zeitungsnotiz: „Eine tragische Kunde durcheilt unsere Stadt; unser Mitbürger X. ist heute morgen beim Abspringen von der Straßenbahn tödlich verunglückt. 3. Was würde uns im Faust fehlen, wenn Gretchen statt im Kerker und auf der Richtstätte zu enden, vorher durch einen Unglücksfall weggerafft würde?

Man bestimme die Grundzüge des Tragischen im Gegensatz zu den obigen Verkümmerungen oder Verstümmelungen des Begriffs.

Zu 1. Wenn ich den Fuß breche, so ist das ein Mißgeschick. Es mag traurig sein. Aber nicht alles Traurige ist tragisch, wenngleich alles Tragische traurig ist. Tragisch wirkt nur erschütterndes Leid von überwältigender Wucht; weshalb denn auch in Trauerspielen der Held meist dem Untergang geweiht ist.

Zu 2. Der Tod eines Menschen ist zwar tieftraurig. Aber Träger (Subjekt) des Tragischen ist nicht jede beliebige Person; tragisch wirkt nur Leid und Untergang eines „Helden", d. h. eines Menschen, der irgendwie überragende Größe besitzt. Und zwar Größe nicht bloß im Sinn äußerer Vornehmheit, welche als Erfordernis galt in einer Gestalt der Tragödie, die Sie aus der Literaturgeschichte kennen. In welcher? Im französischen Klassizismus, der seine tragischen Personen ausschließlich

aus dem Kreis der Fürsten und Herren nahm. Das ist eine zu äußerliche Auffassung von Größe. Aber eine Erhebung irgendwelcher Art ins Ungemeine ist Erfordernis; denn nur „das Gemeine geht klanglos zum Orkus hinab". Jedenfalls ist der Untergang des gewöhnlichen Menschen nur traurig, nicht tragisch. Ein Lump gar ist gänzlich untragisch. Beim Tragischen ist uns zumute wie Karl Moor in den Räubern, wenn er beim Anblick der untergehenden Sonne ausruft: „So stirbt ein Held."

Zu 3. Zum vollen Eindruck des Tragischen gehört es, daß auch die Macht, der der Held unterliegt, Größe habe. Der Zufall ist zu klein dazu. Wir müssen das große, gigantische Schicksal am Werk sehen und das Gefühl haben, daß es sich um Unentrinnbares, um Menschenlos handle.

Zusatz: Sie kennen aus der Literaturgeschichte die Schicksalstragödie. Sie ist trotz ihrem Namen, der nur irreführt, keine Erfüllung der Forderung des Schicksalsmäßigen im tragischen Untergang. Warum nicht? In Dramen dieser Art ist das Schicksal eben nicht eine über dem Menschen als solchen waltende, allgemeine hohe Macht, sondern eine sonderbare, spukhafte Größe, die sich willkürlich einzelne Opfer aussucht, und gleicht so mehr einem tückischen, Verderben sinnenden Zufall. Das Hereintragen eines Übernatürlichen solcher Art mag höchstens früheren Stufen der Kultur, z. B. noch der griechischen, angemessen gewesen sein.

II. Der tragische Eindruck.

Worin besteht die Eigenart der Wirkung des Tragischen auf uns? Denken Sie an die Begriffsbestimmung des Trauerspiels durch Aristoteles und an Schillers Worte darüber, besonders in Shakespeares Schatten und in der Nenie. Worin liegt das Problem des Tragischen?

Bezeichnend für alles Tragische ist die Doppelseitigkeit des Eindrucks. Wie wird er von Aristoteles bezeichnet? Als Erregung von Furcht und Mitleid mit der Endwirkung der Reinigung von diesen Affekten. Von Schiller, besser und deutlicher, als Zermalmung und Erhebung. Es gibt Trauerspiele, in denen mehr die eine, und solche, in denen mehr die andere Seite des Tragischen überwiegt. Nennen Sie Beispiele! Im neueren Naturalismus (Ibsen, z. B. in „Gespenster"; Strindberg) haben wir das Tragische der niederdrückenden, oft beklemmenden Art vor uns. Aber auch in der früheren Kunst fehlt es nicht an Trauerspielen, die so wirken (der Ödipus des Sophokles; das Nibelungenlied; Shakespeares Othello und Lear).

Daß der Untergang des Großen zermalmend und erschütternd wirkt, ist nicht wunderbar. Wohl aber ist es rätselhaft und bedarf der Erklärung, daß der Eindruck zugleich erhebend sein kann, wenn wir sehen, daß „das Schöne vergeht, daß das Vollkommene stirbt und die eherne Brust des stygischen Zeus nicht zu rühren" vermag. Denn in dieser Tatsache liegt ja gerade das uns peinigende Welträtsel in seiner furchtbarsten Gestalt; da ist die schrecklichste Seite im Buch des Lebens vor uns aufgeschlagen. Wie sagt Faust angesichts des im Kerker verzweifelnden Gretchens?: „Der Menschheit ganzer Jammer faßt mich an." Die Frage ist also: Wie kann ein freudiger, ja feierlicher Zustand des Gemüts, wie ihn der Ausdruck erhebend bezeichnet, aus einer, ja gerade durch eine derartige Erschütterung des Innersten erstehen? Wie kommt Lust aus Unlust? Das ist das Problem.

Wir finden die Antwort, wenn wir daran denken, wie gerade das Große erscheint, wenn es untergeht. Gewiß noch größer als in Glück und Pracht. Die ins Innerste eingreifenden, zerstörenden Lebenshemmungen holen alles aus ihm heraus, was es an Größe in sich trägt, ja steigern seine Kräfte in wunderbarer Weise. Wir können also sagen, wenn das tragische Leid damit gegeben ist, daß wir dem Untergang des Großen gegenüberstehen, so ergibt sich die tragische Lust daraus, daß es

das **Große**, das immer größer werdende ist, das untergeht. So erklärt Schiller den Grund unseres „Vergnügens an tragischen Gegenständen". Das Tragische ist ihm eine Darstellung des Übersinnlichen. Was soll das wohl heißen? Mit dem Ausdruck „übersinnlich" bezeichnet er nicht etwa eine jenseitige, von oben und von außen her eingreifende Macht; es ist vielmehr die sittliche Kraft gemeint, die aller Natur überlegene Hoheit und Würde des Helden, und damit die „übersinnliche" Natur des Menschen überhaupt, die im Kampf mit Leid und überlegenen äußeren Mächten leuchtend und siegreich hervortritt.

Weiter: Wir haben gesehen, daß im Tragischen nicht bloß der kämpfende und leidende, der untergehende Mensch Größe hat, sondern auch die Macht, mit der er ringt. Nämlich? das Schicksal; von Schiller genannt das große, das gigantische. Daran denkt Hegel in seiner Erklärung des Tragischen: Die hohe, heilige Macht des Schicksals weist den einzelnen, der sich überhoben hat und schuldig geworden ist, in seine Schranken zurück. Oder, um mit ihm in seiner Schulsprache zu reden, „die absolute Idee" stellt sich in ihrer tief innerlichen Vernunft und Heiligkeit wieder her gegen die Übergriffe des Individuums. Das ist das Feierliche in dem schicksalsmäßigen Eindruck des Tragischen.

Das Komische.

I. Über das Komische werden wir uns klarer, wenn wir daran denken, was sein Gegenstück, und dann, was der Oberbegriff dafür ist, die Gattung, unter die wir es, als Art, einzureihen haben.

Das Gegenstück des Komischen ist das Tragische. Das Tragische ist, wie wir sahen, eine besondere Art des Traurigen. Wir weinen nicht bloß über Tragisches. — Der Oberbegriff des Komischen ist das Lustige. Nicht alles Lustige ist komisch. Wir lachen nicht bloß über Komisches.

II. Geben Sie Beispiele von Fällen an, wo wir lachen, und zwar zunächst von Fällen, wo es nicht das Komische ist, worüber wir lachen, und bilden Sie dabei eine Stufenleiter vom Niederen zum Höheren.

Es gibt ein Lachen, das auf einem rein körperlichen Reiz beruht und als eine Art Reflexbewegung eintritt: wir lachen, wenn wir gekitzelt werden. Es gibt ein Lachen des sinnlichen oder sinnlich-seelischen Wohlbehagens: Idioten lachen viel, besonders wenn sie zu essen bekommen. Den Helden des Märchens lacht das Herz im Leibe, wenn ihnen das Tischlein deck' dich eine köstliche Mahlzeit auftischt. Die Burschen in Auerbachs Keller bei ihrem Saufgelage erfüllen das Gewölbe mit dröhnendem Gelächter: „Wie sich die platten Bursche freuen." Wir alle sind zum Lachen aufgelegt, wenn es uns „wohl in unserer Haut" ist. Die homerischen Helden, die Indianer auf dem Kriegspfad erheben ein frohlockendes Gelächter, wenn sie den Feind überwunden vor sich liegen sehen.

2. Nun geben Sie Beispiele von Fällen an, wo es das Komische ist, das unser Lachen erregt, und zwar wieder, indem Sie vom Niederen und Gröberen aufsteigen zum Höheren und Feineren.

Das Kind findet jede plötzliche Bewegung komisch, besonders wenn sie stoßweise wiederholt wird, und lacht z. B., wenn man schnell vor ihm niederkauert und wieder aufsteht und diese Bewegungen schnell wiederholt (Höffding). — Was findet die liebe Schuljugend komisch? Wenn jemand stolpert und hinfällt, zumal wenn dieser jemand eine Respektsperson ist. — Auf der Straße erregen die Zickzackbewegungen eines torkelnden Betrunkenen das Gelächter des gemeinen Mannes. — Die Prügelszene in einem Schwank, die Späße des Hanswurst erregen die schallende Heiterkeit der Galerie. — Ein guter Witz hat eine vis comica in sich, die uns alle — oft sogar

wider Willen — zum Lachen reizt. — An Lustspielsituationen, an Lustspielgestalten wie an deren Urbildern in der Wirklichkeit erfreuen wir uns lachend oder doch lächelnd.

III. Nun wollen wir die komischen Vorgänge und Gestalten in diesen Beispielen zergliedern, um die gemeinsamen Elemente herauszustellen. Was ist es eigentlich, das wir komisch daran finden?

1. Der ahnungslos und vergnügt einherwandelnde dumme August, der mir nichts, dir nichts eine Ohrfeige bekommt, der gemessen und würdig daherkommende Herr, der plötzlich hilflos am Boden liegt — in welchem Verhältnis stehen jedesmal diese beiden Bilder zueinander? In dem eines Gegensatzes. Das Komische beruht auf einer Kontrastwirkung. Sehen Sie zu, ob dieses Element sich auch in unseren andern Beispielen oder in weiteren, die Sie beliebig darbieten mögen, entdecken läßt. Warum lachen wir über Herrn Jourdain im „Bürger als Edelmann"? Der reich gewordene Bürgersmann möchte sich die Umgangsformen der vornehmen Welt aneignen und kann doch in seinem Gebaren nicht für einen Augenblick die Manieren des krämerhaften Emporkömmlings abstreifen.

2. Aber nicht jeder Kontrast wirkt komisch; der bloß gedankenmäßige Gegensatz genügt noch nicht zur komischen Wirkung. Der Rechenfehler eines Abc-Schützen ist nicht komisch. Vielmehr muß das als Gegensatz wirkende Anschauungsbild und (beim Witz) die als solcher wirkende Vorstellung auf eine bestimmte Weise eintreten. Wie nämlich? Sie muß unerwartet kommen, womöglich plötzlich, blitzschnell. Sind wir vorbereitet, wissen wir schon was folgt, so tritt das Lachen weit weniger sicher ein. Das trifft schon beim reflexartigen Lachen zu, das auf das Kitzeln folgt. Wir lachen viel weniger, wenn wir darauf vorbereitet sind, und uns selbst können wir aus diesem Grund durch Kitzeln überhaupt nicht zum Lachen bringen. Das niedere Lustspiel arbeitet besonders mit diesem Element des Unerwarteten; wenn die Überraschung geschickt zu Wege gebracht ist, reizen auch recht abgebrauchte Motive zum Lachen: es wird ein Schrank geöffnet, und ein Mensch steht darin.

3. Einen dritten Bestandteil des Komischen finden Sie, wenn Sie sich daran erinnern, wie Ihnen zumute ist, wenn Sie selbst auf andere komisch wirken und von diesen ausgelacht werden. Zunächst jedenfalls ist dieses Bewußtsein keineswegs angenehm; niemand ist gern der Ausgelachte. Der Ausdruck „lächerlich" kann geradezu als Beleidigung wirken. Warum? Wir haben das Gefühl, daß diejenigen, die über uns lachen, sich uns überlegen dünken. Am deutlichsten ausgeprägt ist dieses Überlegenheitsgefühl der Lachenden in einer bestimmten Art des Lachens. In welcher? Im Hohnlachen. Was ist die verfeinerte literarische Form dieses Lachens? Die Ironie, die Satire.

Was für eine Gemütshaltung und Gesinnung dem Nächsten gegenüber offenbart sich im Hohnlachen? Es steckt etwas Kaltes, Feindseliges, Verächtliches darin. Mephistos Hohn. Die großen Ironiker und Satiriker sind starke Hasser und Verächter (Voltaire, Heine). Aus diesem Grund erhebt Rousseau gegen Molière sittliche Vorwürfe, weil er in seinem Misanthrope einen Ehrenmann und Idealisten lächerlich gemacht habe. Wissen Sie, was Lessing in der Hamburger Dramaturgie gegen ihn eingewendet hat? Es sei etwas ganz anderes, über einen Menschen zu lachen und ihn zu verlachen. Damit hat Lessing auf einen wichtigen Unterschied hingewiesen. Das Gefühl der Überlegenheit, das allerdings immer im Lachen ist, braucht nicht notwendig eine antipathische Färbung zu haben. Es kann mit herzlicher Zuneigung, mit Rührung, ja mit aufrichtiger Hochachtung verbunden sein. Geben Sie Beispiele einer solchen Art des Lachens! Wenn wir über die harmlose Einfalt eines Kindes lachen; wenn wir über uns selbst lachen. Unser Lachen über Don Quixote. Für

dieses Lachen, bei dem der Lachende durch ein Band des innigen Mitfühlens mit dem Belachten verbunden ist und das oft mit Rührung vermischt ist („unter Tränen lächelnd“: Hektor und Andromache mit Astyanax) hat die Sprache der neueren Völker ein besonderes Wort geprägt. Welches? Es ist das Lachen oder Lächeln des Humors, der sich zur Stimmung einer Weltanschauung erheben kann.

Die Fachbezeichnungen der Sprachlehre und ihre Verdeutschung.[1])

Von **Klaudius Bojunga** in Frankfurt a. M.

„Die folgenden Ausführungen sind nicht für die bestimmt, welche dem Fremdwortunwesen in der deutschen Sprache gleichgültig gegenüberstehen, welche nicht begreifen können oder wollen, daß deren Klarheit und Schönheit darunter leidet, und daß jenes eine Kluft zwischen den sogenannten Gebildeten und dem niederen Volk schafft; noch weniger für die, welche jenem Unwesen Vorschub leisten, entweder weil sie geistig zu träge sind, umzulernen und sich von überliefertem Schlechten freizumachen, oder weil sie als Halbgebildete mit den fremden Brocken prunken zu können glauben; oder aber weil sie als unklare Köpfe hoffen, mit ihnen die Verschwommenheit ihres Denkens und ihres sprachlichen Ausdrucks besser zu verhüllen, ihre geistige Blöße zu verdecken. Der Widerstand gegen die Reinigung der Sprache liegt nur teilweise im Verstande der Widerstrebenden, wenn auch Unverstand sein gut Teil daran hat; er liegt vorwiegend in der Beschaffenheit ihres Wesens und Wissens. Eitelkeit, Dünkel, Vornehmtuerei besonders in den Kreisen der Tagesschriftsteller einerseits und denen des gelehrten Zünftlertums anderseits, bewußte Absicht, unklar zu sein, um im Trüben zu fischen oder den Anschein zu erwecken, als habe man etwas Bedeutendes zu sagen, sind stark an der offenen oder versteckten Ablehnung oder Bekämpfung derer beteiligt, welche ihre deutsche Muttersprache von dem Elend der Wortmengerei zu befreien, ihr wieder zu ihrer alten Reinheit zu verhelfen sich mühen. Leute dieser Schläge zu gewinnen, ist aussichtslos.“

Mit diesen Worten beginnt Gustav Krüger seine gedankenvollen und anregenden Ausführungen über die deutschen Sachbezeichnungen in der Sprachlehre. Sein Buch handelt über die englische Sprache, und vielerlei, was darin erörtert wird, geht daher über den Rahmen dieser Zeitschrift hinaus, so fesselnd die Ausführungen für den Sprachforscher auch sind. Denn es handelt sich, kurz gesagt, darum, aus dem Wesen sprachlicher Erscheinungen sachgemäße Sachausdrücke zu entwickeln. Und zwar deutsche Sachausdrücke. Für jeden Lehrer sollte das freilich selbstverständlich sein, sieht er doch Tag für Tag, wie die Erkenntnis sprachlichen Lebens und sprachlicher Gestaltung den Schülern durch den Wust unverständlicher, gutenteils verkehrter Fremdwörter versperrt oder doch erschwert wird. Und trotzdem gibt es noch immer vertrocknete Lederseelen, die aus den von Krüger so scharf und kurz umrissenen Gründen an ihrem geliebten Kauderwelsch hängen!

Nun läßt sich allerdings eine Schwierigkeit nicht verkennen, die der Durchführung deutscher Sachbezeichnungen in der Sprachlehre hemmend in den Weg tritt: es fehlt heutzutage noch vielfach an allgemein anerkannten, einheitlich angewandten deutschen Sachwörtern. In der Satzlehre wie in der Formenlehre und in der Lautlehre wie in der Bedeutungslehre verwendet der eine Deutschlehrer diese, der andere jene Ausdrücke. Und was das Schlimmste ist: dieselben Wörter werden in verschiedener Bedeutung gebraucht, z. B. Dingwort oder Nennwort oder Vorwort.

Ich selbst habe vor mehreren Jahren in dieser Zeitschrift eine Liste deutscher Sachwörter veröffentlicht und gebeten, sich dazu zu äußern, damit aus der gemein=

1) Dr. Gustav Krüger, Sonderdruck aus des Verfassers Syntax der englischen Sprache, 2. Auflage. Dresden und Leipzig 1917, C. A. Kochs Verlagsbuchhandlung (H. Ehlers). 43 S. Geh. ℳ 1,—.

samen Arbeit schließlich ein Verzeichnis allgemein anerkannter und einheitlich benutzter Ausdrücke hervorgehe. Ich habe auch eine größere Reihe grundsätzlich zustimmender, in Einzelheiten wertvolle Überlegungen, Anregungen und Vorschläge enthaltender Zuschriften bekommen, die ich nun bei der Besprechung der Krügerschen Bezeichnungen gern mit verwende.

Denn nur darauf kann sich in dieser Zeitschrift die Erörterung über das Krügersche Heft erstrecken: auf die deutschen Sachbezeichnungen, soweit sie über das Englische hinaus auch für das Deutsche Bedeutung haben.

Am besten ist es da wohl, wenn ich — trotz mancher Bedenken — mich der Reihenfolge anschließe, in der Krüger die Ausdrücke behandelt. Denn so wird die Benutzung der Besprechung dem Leser der Krügerschen Schrift am bequemsten.

Krüger beginnt mit der Behandlung des Ersatzes für Substantivum. Er selbst hat sich dem verbreiteten Gebrauch angeschlossen und sagt dafür Hauptwort. Allerdings hat er gegen diesen Ersatz etwas einzuwenden und würde lieber Gegenstandswort sagen. Ich kann mich seinem Bedenken gegen die Bezeichnung „Hauptwort" nicht anschließen. Er sagt: „Ein Hauptwort ist ja auch das Zeitwort, eines ist so wichtig wie das andere." Ich glaube, in diesem Gegensatz ist der Ausgangspunkt der Bezeichnung nicht glücklich bestimmt. Es ist gewiß zuzugeben, daß der Ausdruck ursprünglich so gemeint gewesen ist, wie es Krüger darstellt. Aber heute werden wir den Schülern den Sachverhalt anders darstellen, damit er seine Gültigkeit behält. Ich gehe etwa aus von einem Verse wie: „Die Esche drüben drehte schwer die hohe Krone um sich her." Da habe ich als Ausgang und als Ziel der Handlung die beiden Satzglieder „die Esche drüben" und „die hohe Krone"; jedes Satzglied umfaßt eine Wortgruppe, die je aus einem Leitglied „Esche" und „Krone" und zwei Bestimmungsgliedern besteht. Das Leitglied pflegt nun in solchen Gruppen allgemein ein Substantivum zu sein, und es ist in der Gruppe ohne Frage das „Hauptwort". Wenn man den Namen so erklärt, also nicht im Gegensatz zum Verbum, sondern zum Adjectivum und zum Artikel — ich behalte bis zur Erörterung des deutschen Ersatzes absichtlich die Fremdwörter vorläufig bei —, dann erhält die Bezeichnung einen guten, sprachwissenschaftlich durchaus richtigen Sinn.

Daß die Bezeichnung Dingwort kein guter Ersatz für Substantivum wäre, darin wird man Krüger ohne weiteres recht geben. Dingwort ist auch allgemein für das Fremdwort Concretum eingeführt, bezeichnet also nur eine Unterabteilung des Hauptworts und läßt sich schon aus diesem Grunde nicht in der allgemeineren Bedeutung verwenden.

Ebenso ist mit Krüger die Verdeutschung Nennwort statt Hauptwort abzulehnen. Meines Wissens dient übrigens dies Wort allgemein nicht zur Verdeutschung von Substantivum, sondern von Nomen. Und da ist es allerdings gut an seinem Platze. Es muß ja ein Sachwort gefunden werden, das die durch die gleichartige Flexion (Deklination) verbundenen Klassen der Hauptwörter, Adjectiva und Pronomina zusammen umschließt. Da nun das sachlich Vereinigende bei diesen drei Klassen ist, daß sie Gegenständliches in seiner Erscheinung oder seinen Eigenschaften benennen, so dürfte sich „Nennwort" dafür wohl eignen. Farblos und nichtssagend ist das Wort gewiß, aber das ist bei solch abgezogenen Begriffen nun einmal nicht anders möglich.

Die Eigentümlichkeit, die Nennwörter und Verba miteinander verbindet, ist die, daß sie ihren Wortkörper durch Anhängen von Endungen verändern. Diese Veränderung wird Flexion genannt, im besonderen bei Nennwörtern Deklination, bei Zeitwörtern Konjugation. Die Verdeutschung Beugung oder Biegung für Flexion wie für Deklination ist allgemein üblich, die Konjugation wird daneben

vielfach als Abwandlung bezeichnet. Für diesen Ausdruck erklärt sich Krüger, und er will mit ihm zugleich Flexion und Deklination umfassen. Ohne Frage hat er darin recht, daß er eine Mehrheit von Kunstwörtern für unnötig hält, mit einem einzigen kommt man aus. Ich würde allerdings den Ausdruck „Beugung" entschieden vorziehen. Krüger denkt bei „Beugung" richtig an die Entstehung des Bildes aus der Vorstellung der Casus obliqui, und das ist der Grund, weshalb er den Ausdruck beanstandet. Nun sprechen wir aber doch von „Wurzeln" und „Stämmen", und gerade wenn wir das Bild des aus der Wurzel aufstrebenden Stammes vor Augen haben, paßt der Sachausdruck „Beugung" und „Beugen" ganz hervorragend. Der steil aufschießende, für sich stehende Stamm wird mit dem Wortumkreis, in dem er steht, „verbunden" (Konjugation!), und zwar geschieht das, indem man ihn „umbeugt" und so in Berührung mit den Nachbarstämmen bringt. Man nimmt das Bild des Gebücks aus ineinander verflochtenen und ineinander gebogenen jungen Bäumen, das gibt eine deutliche, klare Anschauung und paßt vor allen Dingen zu dem Ausdruck Stamm und Wurzel. Aber was soll man sich unter einem „abwandelnden Stamm" denken? Es ist ja gewiß ziemlich gleichgültig, ob man sich auf „Beugen" oder auf „Abwandeln" einigt, aber wo die Sache noch in der Schwebe ist, würde ich durchaus für „Beugen" als das kürzere und zweckmäßigere Wort stimmen.

Die Beugung des Nennworts nun unterscheidet zwei Numeri = Zahlen, Singularis = Einzahl und Pluralis = Mehrzahl. Alle drei Sachwörter sind untadlig, einheitlich angewandt und so auch von Krüger angenommen.

Innerhalb der Zahlen unterscheidet man mehrere Casus. Die übliche Verdeutschung dafür ist Fälle, aber die lehnt Krüger ab, und zwar wieder deshalb, weil die ursprüngliche Anschauung, von der aus das Bild gesehen war, verkehrt sei. Nun meine ich, die ursprüngliche Anschauung geht uns gar nichts mehr an, wenn wir das Wort so umdeuten können, daß es auch nach unsrer Auffassung seinem Zweck entspricht. Es handelt sich ja um ein ganz allgemein eingeführtes Wort, und an einem solchen sollte man nur im dringendsten Notfalle rütteln, sonst gefährdet man die Einheitlichkeit. Nehmen wir etwa den Satz: „Er hoffte, Frau und Kind wiederzusehen." „Frau" und „Kind" zeigen beide keine Beugungsform, sie stehen im Casus indefinitus, in der Gemeinform. Und doch hat die Gemeinform hier eine ganz bestimmte Bedeutung, eine andre, als wenn da stände: „Frau und Kind freuten sich auf seine Heimkehr", oder: „Er ging mit Frau und Kind zum Bahnhof." Denn in unserm Fall fragt man nach dem Satzglied mit „Wen?" Es ist also der Fall, in dem „Wen?" gefragt wird, kurz der Wenfall. So bringe ich den Schülerinnen den Ausdruck nahe, und ich bin bislang noch immer gut damit gefahren. Krüger tritt dagegen für den Ausdruck Wenverhältnis ein. Ich kann nicht sagen, daß mir das besser erscheint. Es kommt sachlich aufs selbe heraus und hat den Nachteil, für ein allgemein anerkanntes Sachwort ein neues zu schaffen. Daß die eigentlichen Fallformen auch als Formen bezeichnet werden, ist dagegen durchaus zu billigen. Man sollte also sagen: „Der Wesfall von Ahn zeigt zwei Formen (Wesformen): des Ahns und des Ahnen." Aber diese Unterscheidung ist nur in seltenen Fällen nötig. Aus dem fremdsprachlichen Unterricht wissen wir ja alle, daß ganz allgemein im bequemen Sprachgebrauch auch das Satzverhältnis durch die Bezeichnung für die Form benannt wird. Und so tut es auch nichts, wenn etwa gesagt wird: „Ahn hat zwei Wesfälle: des Ahns und des Ahnen."

Die einzelnen Fälle werden am besten mit dem betreffenden Fragewort bezeichnet: Werfall, Wenfall, Wemfall, Wesfall. So auch bei Krüger. Die Zählerei nach einer ganz unbegründeten Reihenfolge: erster, zweiter Fall usw. ist natürlich

als äußerlich und sinnlos abzulehnen. Aber ich würde auch nicht mit Krüger von einer Ortform und einer Mittelform sprechen, sondern vom Wofall und vom Womitfall, neben den als Verdeutschung des Ablativus der Woherfall tritt.

Hübsch ist es, wie Krüger die einzelnen Sonderverhältnisse der Fälle bezeichnet, etwa Zielwesfall (Genitivus objectivus), Ausgangswesfall (Genitivus subjectivus). Er spricht hier gemäß seiner Stellung zum Sachwort „Fall" natürlich von der „Wesform".

Die zweite Klasse des Nennworts ist das Adjectivum. Krüger verdeutscht es, einem verbreiteten Brauche folgend, mit Eigenschaftswort. Schon Sütterlin hatte sich gegen diesen Ausdruck erklärt, und wie mir scheint, mit Recht. Stelle ich nebeneinander „das gute Kind", „das verirrte Kind", „das zweite Kind", so bezeichnen diese zum Leitglied gesetzten Bestimmungsglieder doch keineswegs Eigenschaften des Leitgliedes. Einzig und allein „gut" ist eine Eigenschaft, aber „verirrt" ist ein Zustand und „zweit" eine Zahlangabe. Der Ausdruck ist also zu eng, und es empfiehlt sich, dafür mit Sütterlin Beiwort zu setzen, ein Fachwort, das ja auch dem lateinischen Adjectivum gut entspricht. Und auch aus einem andern Grunde ist Sütterlins Fachwort vorzuziehen. Wie ich sage: „In dem Worte ‚Gut' für Landbesitz liegt eine hauptwörtliche Verwendung des Beiwortes ‚gut' vor", so kann ich bequem auch sagen: „In dem Ausdruck ‚ein ernster Mann' liegt eine beiwörtliche Verwendung des Hauptwortes ‚Ernst' vor." Wie schwerfällig klänge „eine eigenschaftswörtliche Verwendung". Außerdem brauchen wir das Wort „Eigenschaftswort" als Fachausdruck für die wirklich Eigenschaften bezeichnenden Beiwörter, also für eine Unterabteilung des Begriffs Beiwort. Krüger selbst lehnt mit Recht die Verdeutschung von Attribut durch „Beiwort" ab, und so steht das Wort also zur Verdeutschung von Adjectivum frei zur Verfügung.

Seinem Satzverhältnis nach kann das Beiwort attributiv oder prädikativ sein. Krüger spricht dann vom begleitenden oder anhaftenden und vom aussagenden Beiwort, Bezeichnungen, mit denen man sich einverstanden erklären kann. Das Prädicativum heißt ihm mit dem allgemein verwandten Ausdruck Aussageergänzung, dementsprechend das Prädikatssubstantiv Aussagehauptwort, das Prädikatsadjektiv Aussagebeiwort (bzw. -eigenschaftswort).

Die Komparation mit ihren Stufen, dem Positiv, Komparativ, Superlativ und Elativ schließt sich im Ausgangspunkt den üblichen Verdeutschungen an : Komparation = Steigerung, das dazu gehörige Zeitwort steigern. Der Positiv, deutsch Grundstufe, ist bei Krüger übergangen, die beiden Steigerungsstufen will er nicht als „erste" und „zweite" bezeichnen, sondern als Höhergradform, Höherstufe und Höchstgradform, Höchststufe, „oder, da dieses hart klingt", höchste Stufe. Dem Gedanken selbst pflichte ich völlig bei. Ich bin von meinen früheren Bezeichnungen, die dem Lateinischen nachgebildet waren (Vergleichsstufe und Auszeichnungsstufe), seit Jahren abgekommen und gebrauche im Unterricht nur noch die Bezeichnungen Grundstufe, Mehrstufe, Meiststufe. „Stufe" scheint mir dem Steigern besser zu entsprechen als der Ausdruck „Grad"; „Gradform" ist recht schwerfällig, beim Elativ überhaupt nicht brauchbar. Zum Begriff der „Stufen" passen gewiß „höher", „höchst" besser als „mehr", „meist", aber „Höherstufe" klingt zu schlecht, paßt auch mit seiner Dreisilbigkeit wenig zu den zweisilbigen Entsprechungen. Und wenn ich etwa „stark, stärker, stärkst" habe, so bezeichnet die zweite Form eben, daß der Betreffende „mehr Stärke" hat als der erste, und der dritte hat die „meiste Stärke". Man mag schließlich auch die Bezeichnungen „Mehrstufe" und „Meiststufe" nur als Beispielsbezeichnungen auffassen wie Bahuvrîhi, auch dann tun sie ihren Dienst, sind jedenfalls handlich und leicht verständlich.

Den Elativ nennt Krüger Hochgradform. „Hochgrade" sind mir nur aus der Freimaurerei bekannt, das Wort dürfte recht unglücklich gebildet sein. Entsprechend der Bildung Bahuvrîhi möchte ich auch hier ein Beispielwort vorschlagen, das ich schon seit Jahren im Unterricht verwende: Sehrstufe. Da erklärt das Wort wieder die Sache, und das scheint mir bei den deutschen Sachbezeichnungen das Wichtige und unterrichtlich Bedeutsame zu sein: erst erwächst das Sachwort vor den Augen der Schüler aus der Sache, wird also an der Sache behalten, und später erwächst die Sache jedesmal wieder aus dem wohlverstandenen Sachwort. Dadurch unterscheidet sich eben das deutsche Sachwort von dem fremdsprachlichen, das ja nur eine immer zu Verwechslungen und Undeutlichkeiten veranlassende Gedächtnisplage ist, hinter der meist blitzwenig steckt, wie Krüger mit berechtigtem Spott an den albernen lateinischen Bezeichnungen der Fälle nachweist.

Pronomen nennt auch Krüger (trotz einiger Bedenken) Fürwort, und auch er hat die Unterklassen der persönlichen — wo er den Vorschlag macht, das persönliche Pronomen schlechthin als Vertreter zu bezeichnen —, hinweisenden, unbestimmten, bezüglichen, rückbezüglichen Fürwörter, die fragenden fehlen wohl nur zufällig. Hervorgehoben möge werden, daß er die von Sütterlin sogenannten unbestimmten Zahlwörter als zählende Fürwörter bezeichnet.

Den Artikel möchte er als Vorwort bezeichnen, und er unterscheidet dann das bestimmte vom unbestimmten Vorwort. Die Entrüstung, mit der er sich gegen die Bezeichnung Geschlechtswort wendet, kann ich allerdings nicht teilen. Auch das scharfe Urteil: „Wenn den Lehrern und Schülern eine solche Gedankenlosigkeit amtlich aufgedrängt wird, wie es in den preußischen Lehrplänen für die höheren Schulen geschieht, so ist das um so beklagenswerter", billige ich in keiner Weise. Ich selbst habe die Gewohnheit, mir bei dem, was ich sage, etwas zu denken, und ich benutze den Ausdruck seit Jahrzehnten. Ich pflege ihn auch meinen Schülerinnen zu erläutern, nämlich so: Die Hauptwörter haben im Deutschen vielfach kein äußeres Zeichen ihres Geschlechts; niemand kann den Wörtern Laut, Kraut, Haut ansehen, in welcher Geschlechtsform sie Bei- oder Fürwörter zu sich nehmen. Da ist es bei uns üblich geworden, das unbetonte hinweisende Fürwort „der, das, die" vor die Hauptwörter zu setzen, damit sich deren Geschlecht sofort ersehen läßt. Und aus dieser Gewohnheit heraus nennen wir ein so benutztes Fürwort ein Geschlechtswort, weil es uns das Geschlecht des dahinterstehenden Hauptworts anzeigt, also ein „das Geschlecht kenntlich machendes Wort" ist.

Ich meine also, man kann bei dem allgemein eingeführten Wort schon bleiben. Schön ist es gewiß nicht, aber verständlich ist es. Entschließen sich die Fachgenossen auch sonst, statt dessen „Vorwort" zu sagen, so mache ich gern mit, denn ich lege keinen Wert auf die Bezeichnung Geschlechtswort, zumal ohne weiteres zuzugeben ist, daß es fürs Englische unsinnig ist.

Aber auf etwas andres lege ich allerdings großen Wert, nämlich auf die Ausmerzung der hier nun wirklich ganz gedankenlosen Ausdrücke „bestimmt" und „unbestimmt". „Der Apfelbaum blüht später als der Birnbaum." Ist das ein bestimmter Apfelbaum? „Gestern war ein schöner Tag!" Ist das ein unbestimmter Tag? Für mich sind die beiden einzig möglichen Bezeichnungen: das hinweisende und das vereinzelnde Geschlechtswort.

Präposition wird, wie üblich, durch Verhältniswort verdeutscht, Konjunktion merkwürdigerweise durch Satzbindewort, wobei ausdrücklich erklärt wird: „Verbindung sagt zu wenig ... Die Hauptsache fehlt, daß nämlich das so benannte Wort zwei Sätze verbindet." Das ist sachlich nicht richtig. „Vor Tau und Tag", „Biegen

oder Brechen", „ein ungesunder, weil feuchter Keller", „ein erfrischender, obgleich ziemlich stürmischer Westwind" sind Beispiele, aus denen hervorgehen mag, daß Konjunktionen auch Wörter innerhalb eines Satzgliedes verbinden können. Man wird also bei der hergebrachten Bezeichnung Bindewort bleiben und hier, wie auch Krüger tut, nebenordnende und unterordnende voneinander trennen können.

Interjektion heißt Empfindungswort. Das ist die übliche Verdeutschung, der auch ich mich angeschlossen hatte, obgleich sich nicht verkennen läßt, daß mit diesem Ausdruck eigentlich nur die eine Gruppe der hierher gehörigen Wörter bezeichnet werden kann, Wörter nämlich wie „au, ei, ha". Klangmalende Wörter dagegen wie „krach, bum, trara" verdienten vielleicht eine besondere Sachbezeichnung, obwohl man zur Not ja sagen könnte, sie malten eine Gehörsempfindung und seien in dieser Hinsicht doch auch Empfindungswörter. Es wird dann allerdings der Ausdruck „Empfindungswort" in doppelter Bedeutung verwandt, und das sollte man besser vermeiden. Eine Interjektion, die aus einer Wortgruppe besteht, läßt sich mit Krüger bequem als Ausruf bezeichnen.

Weshalb Krüger das Sachwort Zeitwort als Wiedergabe von Verbum beanstandet, wird nicht recht klar. „Seine Zeiten sind ja nur Hilfsmittel, seinen Zweck zu erfüllen, so wie es Einzahl und Mehrzahl beim Hauptwort sind", sagt er. Gewiß, aber eben diese Fähigkeit, durch eine Veränderung des Stammes oder durch eine Bildungssilbe zwei Zeiten voneinander zu unterscheiden, hebt doch diese eine Wortklasse aus der Zahl all der andern Klassen scharf und eindeutig heraus. Die schlechte Verdeutschung Tätigkeitswort erwähnt Krüger mit Recht überhaupt nicht. Wie soll man auch Wörter wie „sein, haben" als Tätigkeitswörter bezeichnen! Aber auch seine eigene Bezeichnung als Aussagewort gibt zu Bedenken Anlaß. Ich sehe ganz ab von jungen Verschiebungen wie: „Das Soll überstieg das Ist", sondern rede nur von altererbten Wendungen wie: „Ein Mann ein Wort", oder wie „Alles ganz schlecht!", wo doch auch Wörter anderer Klassen als Aussage stehen. Und derlei Wendungen sind gerade im täglichen Gespräch häufig genug. Mir scheint kein triftiger Grund vorzuliegen, das althergebrachte, scharfe und bequeme „Zeitwort" aufzugeben.

Nun lassen sich von allen Zeitwörtren Verbalnomina bilden, Nennwörter also, deren Eigentümlichkeit es ist, daß sie wie andere Formen aus den Zeitwortstämmen gebildet und zu Umschreibungen besonderer Zeitverhältnisse und Handlungsstufen verwandt werden. Für diesen zusammenhaltenden Begriff des Verbalnomens fehlt bei Krüger eine deutsche Wiedergabe, er führt nur die beiden Untergruppen des Infinitivs und des Partizipiums an, also des Verbalsubstantivs und des Verbaladjektivs. Den Infinitiv nennt er Stammform oder Nennform, für das Partizipium — für das er den noch manchmal gebrauchten Ausdruck Mittelwort mit Recht ablehnt — gibt er kein einheitliches Sachwort, sondern begnügt sich mit der Umschreibung eigenschaftwörtliche Zeitwortform, mit der nun freilich nichts anzufangen ist. Wenn man Nomen mit „Nennwort", Substantivum mit „Hauptwort" und Adjektivum mit „Beiwort" verdeutscht, so ergeben sich für die Nenn-, Haupt- und Beiwörter, die uns gleichsam als Zeitwortformen entgegentreten, ungesucht und ungezwungen die handlichen Sachwörter Nennform = Verbalnomen, Hauptform = Infinitiv und Beiform = Partizipium. Seiner Bedeutung entsprechend wäre dann das Partizipium Präsentis die Dauerbeiform, da die in ihm ausgedrückte Tätigkeit während der Satzhandlung noch andauert, und für das Partizipium Perfecti Vollendungsbeiform, da die in ihm ausgedrückte Tätigkeit während der Satzhandlung bereits vollendet ist. Diese Sachwörter möchte ich daher erneut vorschlagen.

Der Modus ist auch für Krüger die Aussageweise, wenn er auch lieber Anschau-

ungweise oder Anschauungsform sagt. Das vieldeutige „Form" empfiehlt sich hier wohl kaum, und ein Grund, von dem allgemein eingeführten Sachwort „Aussageweise" abzugehen, dürfte kaum vorliegen. Die einzelnen Aussageweisen nennt er: den Indikativ die Gewißheitform oder Wirklichkeitform, den Konjunktiv die Ungewißheitform, den Optativ die Wunschform, den Potentialis die Möglichkeitform, den Irrealis die Nichtwirklichkeitform, den Conditionalis die Bedingtheitform. Für die deutsche Sprachlehre hat die Ansetzung eines besonderen Ausdrucks für den Conditionalis kaum einen Wert, und ich hatte daher für den Konjunktiv im allgemeinen das Sachwort „Bedingtheitsform" vorgeschlagen, wäre aber mit der „Ungewißheitsform" auch einverstanden. Bei dieser Gelegenheit möchte ich bemerken, daß Krüger in Zusammensetzungen mit einem ersten Gliede auf -heit oder -ung stets das -s- der Fuge ausläßt, wohl ohne Berechtigung, denn es heißt nur „Freiheitskriege, Mehrheitsentschließung; Unterstützungswohnsitz, Leitungsdraht", und es hat keinen Sinn, in neuerfundenen Wörtern sich in Gegensatz zur lebenden Sprache zu stellen und geziert zu altertümeln.

Imperativ wird dem üblichen Brauch entsprechend mit Befehlsform verdeutscht.

Über die Bezeichnung Abwandlung oder Beugung ist bereits gehandelt, die Ausdrücke Endungen sowie für Präfix Vorsilbe, für Suffix Nachsilbe — hinzugefügt hätte werden können Zwischensilbe für Infix — werden beibehalten, Flexionssilben allgemein sind Bildungssilben. Aber dafür auch Formwörter zu sagen, geht nicht an, da dies Wort schon in andrer Bedeutung allgemein verwandt wird.

Dem, was Krüger über die Tempora = Zeitformen, einfacher wohl: Zeiten, sagt, kann ich mich aber nicht anschließen. Wir haben im Deutschen wie auch im Englischen nur zwei Zeit„formen", die Gegenwartsform und die Vergangenheitsform. Sonstige etwa zur genaueren Bezeichnung von Handlungsstufen oder Zeitverhältnissen gebildete Umschreibungen sind eben „Umschreibungen", aber keine „Formen". Hier blickt sogar bei einem Forscher wie Krüger noch der Pferdefuß der überkommenen lateinischen Sprachlehre aus der sonst ganz neuzeitlichen Auffassung hervor.

Ebenso steht es mit den Verdeutschungen der Wörter Activum und Passivum, für die Krüger nach altem, schlechtem Brauch Tatform und Leideform setzt. Über die Bezeichnung des Verhältnisses selbst, des Genus Verbi, äußert er sich nicht. Auch hier ist zu bemerken, daß unsre neueren Sprachen eben keine „Form" für dies Verhältnis haben wie die älteren Sprachen; wir dürfen also nicht von „Formen" sprechen. Die beste Verdeutschung hat meines Wissens Sütterlin gegeben. Von der Erkenntnis ausgehend, daß im Activum die Handlung vom Subjekt ausgeht, während sie im Passivum das Subjekt zum Endziel hat, nennt er das Genus Verbi die Richtung, das Activum die Grundrichtung und das Passivum die Gegenrichtung. Für das reflexive Medium bleibt dann der Ausdruck Rückrichtung übrig. Diese Sachwörter sind untadlig und verdienen die weiteste Verbreitung.

Hübsch und kurz sind sodann Krügers Verdeutschungen für Subjekt = Träger (nämlich der Aussage) und für Objekt = Ziel (ebenfalls der Aussage). Die Namen sind kürzer als die üblichen Satzgegenstand und Satzergänzung. Auch ist „Satzergänzung", wie Krüger richtig hervorhebt, wegen der vielen sonstigen „Ergänzungen" nicht eindeutig genug. „Ziel" ist dagegen ein recht brauchbarer Ausdruck, wie ich aus den Erfahrungen des eigenen Unterrichts bestätigen kann. Bei uns hat sich das Wort nämlich ganz von selbst allmählich an die Stelle von „Satzergänzung" eingeschlichen, obwohl wir es anfangs nur für eine Unterabteilung des Begriffs Objekt verwandten, nämlich da, wo wirklich nur ein von der Tätigkeit getroffenes Ziel vorlag wie in

„Holz hacken", nicht aber ein Ergebnis wie in „Brot backen" oder ein Inhalt wie in „Eid leisten". Aber es läßt sich nichts dagegen einwenden, daß ein solcher Ausdruck auch über seinen engsten Bezirk hinübergreift auf naheliegende Verhältnisse; das geschieht im Sprachleben ja hundertfach. Und ebenso ist es mit dem Ausdruck „Träger", den man getrost auch da verwenden mag, wo er im engsten Wortsinn nicht mehr angebracht wäre. Denn man muß dem deutschen Ausdruck dasselbe zubilligen, was man bei Fremdwörtern für selbstverständlich hält.

Vermißt habe ich eine Ausführung über die Begriffe transitiv und intransitiv. Am besten scheint es mir da zu sein, die ergänzungsbedürftigen Zeitwörter von den ergänzungslosen zu scheiden, wie Sütterlin es tut. Jene heißen zielhafte oder zielende, diese ziellose. Unter den „zielhaften" werden dann die wenfälligen von den andern, die man ruhig zusammenfassend andersfällige nennen mag, geschieden, von den wemfälligen wie „gehorchen, gehören" oder den wesfälligen wie „gedenken, bedürfen"; auch die doppelfälligen wie „geben, erbarmen" fügen sich in diese Bezeichnungsweise gut ein.

Es kann nicht die Absicht dieser Besprechung sein, all die reiche Fülle der Krügerschen Verdeutschungen bis ins einzelne vorzubringen. Wem die Sache von Belang scheint — und unter den Lesern dieser Zeitschrift werden wenige sein, denen sie das nicht scheint —, die mögen zu dem Hefte selbst greifen, das ihnen außerdem lichtvolle und gediegene Untersuchungen über die sprachlichen Grundfragen bietet, aus denen die Sachwörter erst herworgewachsen sind. Denn deutsche Sachwörter zu schaffen, ist nicht so leicht, wie Fernerstehende wohl glauben. Ohne Schwierigkeit läßt sich zwar hier und da einmal ein guter Griff tun, aber das ganze Gebiet einheitlich und in folgerichtigem Zusammenhange zu bearbeiten, dazu gehört nicht nur ein treffsicheres Sprachgefühl, sondern auch eine tiefe wissenschaftliche Erkenntnis. Über beides verfügt Krüger in hohem Maße, und wenn das aus meiner Besprechung nicht so deutlich hervorgeht, wie es dem Wert des Heftes nach vielleicht sollte, so liegt das eben daran, daß der Zweck dieser Zeilen ja nicht die Aufzählung dessen sein konnte, worin ich mit Krüger zusammengehe, sondern eine Vorführung dessen, bei dem ich von ihm abweiche. Denn wenn das Ziel erreicht werden soll, dem sowohl Krüger wie ich zustreben: eine gute, allgemein als brauchbar anerkannte Verdeutschung der Sachausdrücke zur Sprachlehre durchzusetzen, so müssen abweichende Meinungen zur öffentlichen Erörterung gestellt werden, damit aus dem Zusammenarbeiten vieler sich schließlich etwas ergibt, das allen gefällt — sofern sie nicht zu den Gruppen gehören, die Krüger in der Einleitung seines Heftes so treffend kennzeichnet. Aber Deutschkundler gehören zu diesen ledernen Zünftlern hoffentlich nicht. Und so möchte ich mit dem Ausdruck der Freude und des Dankes über die vielen Anregungen, die fördernden Überlegungen und die zahlreichen guten Vorschläge des Heftes schließen.

Gundolfs Goethe.

Durch unser Volk geht ein Schrei nach der großen Persönlichkeit; wir sind reich an ausgezeichneten Sachmenschen und angespanntester Arbeitsenergie, aber wir brauchen unser Bestes auf im täglichen Kleinkampf und es fehlt uns das Streben nach Ganzheit, nach Entfaltung aller unserer Kräfte. Daraus erklärt es sich, daß unser Volk mit steigender Teilnahme nach den Werken greift, in denen gerade in den letzten Jahren namhafte Dichter sich in heißer, entsagungsvoller Liebe in das Leben und Wirken großer Männer versetzt und versucht haben, eine ganze Persönlichkeit in ihrem Werden, ihren Kämpfen mit der Umwelt und ihrem Ringen um Vollendung künstlerisch zu erfassen. Auf dem Künstlerischen ruht dabei der Haupt-

wert, es kommt nicht so sehr auf die geschichtliche Treue in Einzelheiten an, sondern auf das Lebendigmachen der gesamten Persönlichkeit.

Aus den gleichen Voraussetzungen erklärt sich der große Erfolg von Gundolfs Goethe. Durch das sorgfältige Durchstöbern aller Einzelheiten seines Lebens und durch das ständige Wiederholen dieser Einzelheiten unter immer neuen Gesichtspunkten ist uns Goethe zwar bekannt genug geworden, aber wir waren in Gefahr, darüber den ganzen Goethe zu verlieren. Da kam nun — nach anderen Versuchen, Goethe als Ganzes darzustellen, Gundolf und suchte ihn künstlerisch zu erfassen. Er hat es sich nicht leicht gemacht und macht es auch uns nicht leicht, um so mehr beweist der Erfolg seines Buches, daß es dem Sehnen weiter Kreise entspricht, daß sie seine Einstellung billigen und sich willig von ihm aus der Welt der Einzelheiten heraus hinführen lassen zu dem ganzen Goethe.

Es ist hier nicht die Aufgabe, das Werk Gundolfs vom literargeschichtlichen Standpunkt zu würdigen, es handelt sich für uns nur um die Frage: Was gibt es uns und was hat gerade der Deutschlehrer von ihm?

Für Gundolf bilden Goethes Leben und Dichten eine Einheit, sie werden aus einer inneren Kraft gestaltet, im Schaffen schreitet auch der Mensch Goethe vorwärts. Das gilt es nachzuerleben, nicht das einzelne, nicht das, was er von anderen übernahm, heißt es aufzuzeigen, sondern nur das, was aus ihm selbst quoll. Das ist einseitig, gewiß, aber es ermöglicht, den Blick immer auf Goethe zu richten, gleichsam nur mit ihm zu leben. Und es hat etwas Zwingendes, wir müssen dem Künstler, denn das ist Gundolf, folgen und wir haben das Gefühl, gerade dadurch Goethe gerecht zu werden, da keiner so wie er alles, was ihm das Leben gebracht hat, dem großen Zug eingeordnet hat, der ihm durch einen inneren Zwang vorgeschrieben war.

Gundolf setzt die Kenntnis von Goethes Leben voraus, auch die aller Personen, mit denen er in Berührung kam, und betrachtet nur das aus seinem Leben, was dichterischen Niederschlag gefunden hat, und seine Dichtungen nur, soweit sie unmittelbar seinem Leben entquellen (Briefe und Gespräche bleiben beiseite, da in ihnen der Dichter nicht ganz frei sei). So ergeben sich für Goethes Leben drei Perioden: 1. Sein und Werden (bis zur ersten Weimarer Zeit; die Zeit, wo er unmittelbar im Erleben aufging); 2. Bildung (von Weimar, sofern es Vorstufen und Übergänge zum italienischen Erlebnis enthält, bis etwa zu Schillers Tod; die Zeit der Selbsterziehung); 3. Entsagung und Vollendung (das Überwinden des Persönlichen).

Auch für die Dichtung ergibt sich, je nach ihrer Stellung zum inneren Erlebnis, eine Dreiteilung: in Lyrik, Symbolik und Allegorie (dabei verwendet Gundolf diese Bezeichnungen nicht im landläufigen Sinne). Bei der Lyrik handelt es sich um reine Urerlebnisse, d. h. religiöse, titanische oder erotische, oder solche Dichtungen, „in denen das Urerlebnis so bei weitem überwiegt, daß das Bildungserlebnis fast völlig verschlungen und verdampft erscheint, wie im Werther oder im Tasso". In den symbolischen Werken ist das Urerlebnis von dem Bildungserlebnis stärker zugedeckt, d. h. von dem Erlebnis deutscher Vorwelt, Shakespeares, des klassischen Altertums, Italiens, des Orients, ja auch dem Erlebnis der deutschen Gesellschaft. Allegorisch aber nennt er diejenigen Werke, in denen das Bildungserlebnis allein zum Ausdruck kommt, in denen die abgeleitete Bildungswelt des Dichters redet, nicht die ursprüngliche Erschütterung des Dichters selbst. „Goethes Lyrik enthält seine Urerlebnisse, dargestellt im Stoff seines Ich; Goethes Symbolik enthält seine Urerlebnisse, dargestellt im Stoff einer Bildungswelt; Goethes Allegorik enthält seine abgeleiteten Erlebnisse im Stoff einer Bildungswelt."

Das ist natürlich ein Schema und es kommt dabei alles kurz weg, was nicht den Künstler betrifft, wo Leben und Werk nicht zusammenklingen, also auch die Werke, die nur für die Unterhaltung bestimmt sind, wozu Gundolf auch den Clavigo rechnet. Aber diese Betrachtungsart ist sehr fruchtbar, sie bringt neue Gegenüberstellungen und Abgrenzungen, ergibt eine Fülle von fein beobachteten Einzelheiten und tiefe Einblicke.

Mit feinem Empfinden dringt Gundolf in das Wesentliche jeder Dichtung; besonders glänzend sind die Darstellungen der Iphigenie, der Theatralischen Sendung, der römischen Elegien, der Wahlverwandtschaften, von Dichtung und Wahrheit, des Westöstlichen Divan und der Marienbader Elegie sowie das Kapitel über Weltliteratur. Das Feinste aber sind

alle Betrachtungen über die Form, die allein schon genügen würden, das Buch allen Goethefreunden zu empfehlen.

Es soll nicht verhehlt werden, daß die Umwelt Goethes sehr zurücktritt; so schwindet bei Gundolf bezeichnenderweise der Anteil, den die Frauengestalten in Goethes Leben darstellen, und sie werden ihm nur zu einem Teil von Goethes Dichtung. „Die Liebe ist in Goethe immer früher da als die Geliebte, wie das Singen früher ist als die Gesänge. Goethe hat nicht die Friederikenlieder gedichtet, weil ihm Friederike begegnet ist, sondern weil Friederiken-Lieder in ihm schwangen, hat er die Friederike gesehen."

Hier zeigt sich eine Grenze Gundolfs, der man sich bewußt bleiben muß. Das Buch will aber gar nicht ein literaturgeschichtliches Werk sein, es zeigt uns, wie ein Künstler darum ringt, einen andern Künstler ganz zu erfassen, und er reißt uns mitten in dieses Ringen hinein. Dabei bleiben wir uns aber der wissenschaftlichen Zuverlässigkeit stets bewußt, wenn sie auch nirgends belegt wird. Alles in allem ein Buch, zu dem man keinen Anfänger hinführen darf und das auch von dem Gereiften redliche Arbeit fordert, ein Buch aber, das über alles einzelne hinaus den Blick auf Goethes ganze Größe lenkt, denen, die unsere Jugend in Goethe einzuführen haben, ein Mahner, über dem Weg das Ziel nicht zu vergessen, und selber ein Führer zu diesem Ziel, aus der Vielheit zur Einheit, von den Erscheinungen zu der Kraft zu dringen, aus der sie quellen. Walther Hofstaetter.

Friedrich Gundolf, Goethe, Berlin 1918, 3. unveränderte Auflage. Geh. M. 14,50, Geb. M. 17,50.

Literaturbericht 1917/18.

Der Deutschunterricht in der Volksschule.

Von **Otto Brauer** in Annaberg.

Der vorliegende Bericht umfaßt die Eingänge von zwei Jahren. Die Ausbeute ist also nur gering, und dabei sind noch nicht einmal alle aufgezählten Bücher Neuerscheinungen. Auch ist der Rahmen der Besprechung diesmal etwas erweitert worden, so daß einige Neuerscheinungen aufgenommen werden konnten, die mit dem eigentlichen Deutschunterricht nur in loser Beziehung stehen und mehr von deutscher Erziehung und Bildung überhaupt handeln.

Hergets Zeitschrift „Schaffende Arbeit und Kunst in der Schule"[1]) ist mit dem 1. Januar 1918 in den 6. Jahrgang eingetreten. Für Deutschland sind zu besonderer Mitwirkung die Herren Schulrat Dr. Mollberg in Weimar, Stadtschulinspektor E. Engel in Berlin und Dr. Weber in München gewonnen worden. Im 5. Hefte des 6. Jahrgangs erläßt Mollberg einen Aufruf an die Mitarbeiter nach wirklich Gewinn bringenden Beiträgen aus der Praxis in knappester Form, die unter dem Titel „Bilder aus Unterricht und Schulleben" veröffentlicht werden sollen. Der Anfang, der im 9. Hefte mit der Abhandlung über „Schülerbogen" und der kurzen Skizze über die Behandlung von Uhlands Gedicht „Droben stehet die Kapelle" gemacht ist, läßt für die Zukunft manches Gute in dieser Richtung erwarten. Sonst schreitet die Zeitschrift auf dem von Anfang an eingeschlagenen Wege rüstig weiter. Der Deutschunterricht erfreut sich der besonderen Gunst ihres Herausgebers; das bezeugt nicht nur die Zahl, sondern auch die Güte der aufgenommenen Beiträge. Diese Zeitschrift wird in erster Linie mit berufen sein, an dem großen Werke des Wiederaufbaus und inneren Ausbaus der deutschen Volksschule nach dem Kriege zu arbeiten. Der rührige Verlag hat alles getan, um die Zeitschrift trotz der Kriegsnöte auch äußerlich auf der Höhe zu erhalten, ja er hat es sogar fertiggebracht, ihren Umfang noch bedeutend zu erweitern.

---

1) Schaffende Arbeit und Kunst in der Schule. Zeitschrift für die praktische Ausgestaltung der Arbeitsschule und der Kunsterziehung. In Verbindung mit der „Lehrerfortbildung" begründet und herausg. von Prof. A. Herget. 5. und 6. Jahrg. Leipzig 1917 und 1918, Schulwissenschaftlicher Verlag A. Haase. Jährl. 12 Hefte mit einer Buchbeigabe. Bezugspreis ℳ 5,—, Einzelhefte ℳ 0,50.

Die „Lehrerfortbildung“[2]), die im Anschluß an die genannte Zeitschrift erscheint, liegt im 2. und 3. Jahrgang 1917 und 1918 vor. Sie bewährt sich als schulwissenschaftliche Rundschau und nimmt Stellung zu den wichtigsten Zeitfragen auf dem Gebiete der Erziehung und des Unterrichts. Dabei pflegt sie bewußt deutsche Art. Aus dem reichen Inhalte der letzten Hefte seien nur herausgehoben die Beiträge von Schnaß: Kellers Novelle „Die drei gerechten Kammacher“ als Gegenstand einer Kunstbetrachtung, Hebbels Judith, Kleists Prinz von Homburg; von Pöpperl: Die neue historische Prosadichtung im Dienste des Geschichtsunterrichts; von Schlag: Ein Weg, die Sprache der Kinder zu erforschen; von Hassenpflug: Die Pflanzennamen und ihre Bedeutung für den Unterricht; von Rothe: Kriegssprachstörungen; von Franke: Fichtes Lehre vom geschlossenen Handelsstaate und ihre Bedeutung für die Gegenwart, Spencers Versöhnung von Selbst- und Nächstenliebe; von Kesseler: Das universale Ziel der Pädagogik; von Zimmermann: Grundlegung eines neuen Deutschtums durch Erziehung; von Kluge: Über militärische Jugenderziehung. Kurze Besprechungen von Neuerscheinungen auf dem Büchermarkte und Hinweise auf wichtige Veröffentlichungen in andern Fachzeitschriften erhalten den Leser in pädagogischen Dingen auf dem laufenden. Auch die „Lehrerfortbildung“ wird vom Verlag gut ausgestattet. Es ist der Zeitschrift weite Verbreitung in Lehrerkreisen zu wünschen.

Die Monatshefte für pädagogische Reform[3]) beschäftigen sich, wie schon der Titel vermuten läßt, mehr mit Fragen der Schulorganisation, der Schulpolitik und der philosophisch-ethischen Grundlegung der Pädagogik, was nicht ausschließt, daß auch didaktische und methodische Einzelfragen behandelt werden. Sie betonen stark den österreichischen Standpunkt und gewähren dadurch wertvolle Einblicke in das pädagogische Streben der Ostmark. Anhänge mit den Überschriften: „Pädagogische Anregungen und Streiflichter“, „Pädagogische Zeitungsschau“ und „Pädagogisch-literarischer Wegweiser“ werden dem Leser gute Dienste tun. Die Monatshefte sind eine sehr gediegene pädagogische Zeitschrift, die nur empfohlen werden kann, wenn auch manche Artikel stark zum Widerspruch herausfordern. Ich habe dabei die Beiträge von Prof. Dr. Kraus über Jeremy Bentham, den Vater des modernen Utilitarismus und Pazifismus, und von Arnold Berger über die tiefsten Gründe des Weltkrieges und der Klassengegensätze im Auge.

Aus der schon recht langen Reihe der Beihefte zur „Schaffenden Arbeit u. K. i. d. Sch.“ liegen zwei Arbeiten von Bartmann[4]) vor. Seine Beiträge zur sprachlehrlichen Klein- und Klärarbeit schließen sich an die Beobachtung der Schülersprache an, die sie zum Schriftdeutsch führen wollen. B. hat Verständnis und richtiges Gefühl für das Wesen und Werden der Muttersprache und ist allem zu weit getriebenen systematischen Unterricht in der Sprachlehre feind. Der Titel der zweiten Arbeit B.s kann leicht irreführen. Die Bezeichnung Spruchdichtung ist hier hauptsächlich in dem Sinne gemeint, daß Aussprüche aus den Werken unserer großen Dichter zusammengestellt worden sind. Einmal will B. durch sie die Hauptwesenszüge der Dichter und ihrer Werke im literaturkundlichen Unterricht beleuchten und dann den Schülern einen reichen Schatz von Lebensweisheit mit auf den Weg geben. Das Büchlein wird auch zum Nachschlagen gern benutzt werden.

Auch zur „Lehrerfortbildung“ erscheinen Beihefte.[5]) Weyrichs Ratgeber zur Vor-

2) Die Lehrerfortbildung. Schulwissenschaftliche Rundschau für Österreich und Deutschland. In Verbindung mit der Zeitschr. „Schaffende Arbeit und Kunst in der Schule“ begründet und herausg. von demselben. Vers. Verlag. 2. und 3. Jahrg. 1917 und 1918. Jährl. 12 Hefte. ℳ 6,80. Bezugspreis für „Schaffende Arbeit u. K. i. d. Sch.“ und „Lehrerfortbildung“: ℳ 8,50.

3) Monatshefte für pädagogische Reform. Des Österr. Schulboten 67. u. 68. Jahr 1917 u. 1918. Schriftleiter: Prof. Dr. Ed. Burger, Innsbruck. Wien, A. Pichlers Witwe u. Sohn. Jährl. 11 Hefte in Lexikon-Oktav. Preis für den Jahrgang: K 7,20, ℳ 6,—.

4) Beihefte zur Zeitschr. „Schaffende Arbeit u. K. i. d. Sch.“ Nr. 79: Beiträge zu sprachlehrlicher Klein- und Klärarbeit. Im Anschlusse an Beobachtungen der Schülersprache. Von Josef Bartmann. K 1,—, ℳ 0,85. Für Abnehmer der Zeitschr.: K 0,80, ℳ 0,70. Nr. 80: Spruchdichtung im Dienste des Leseunterrichts und des Alltags. Gleichzeitig Stoffquelle für den Recht- und Schreib- sowie den Gesinnungsunterricht. Von demselben. K 1,20, ℳ 1,—. Für Abn. d. Zeitschr.: K 1,—, ℳ 0,85.

5) Beihefte zur Zeitschr. „Lehrerfortbildung“. Nr. 5: Weyrichs Ratgeber zur Vorberei-

bereitung auf die Lehrbefähigungsprüfung der ersten Fachgruppe (Deutsch, Erdkunde, Geschichte) ist zunächst für österreichische Verhältnisse bestimmt; er wird aber auch vom reichsdeutschen Lehrer benutzt werden können, da er eine umfassende Zusammenstellung der methodischen und fachwissenschaftlichen Literatur aus dem Gebiete der angegebenen drei Prüfungsfächer gibt. Was über die Vorbereitung für die Prüfung und über die Fortbildung des Lehrers überhaupt gesagt wird, verdient allgemeine Zustimmung. Wenn alle Bewerber diese Anregungen befolgt haben werden, dann können auch die Prüfungsanforderungen, die, nach den herangezogenen Proben zu urteilen, in Österreich nicht allzu hoch zu sein scheinen, wesentlich gesteigert werden.

Bloß angezeigt, weil aus dem Rahmen dieser Besprechung herausfallend, seien zwei Arbeiten von Josef Langhammer: „Österreichs Lehrerbildungsfrage" und „Erdkundlich-geschichtlicher Unterricht in der deutschen Arbeitsschule".

Die „Kindertümliche Sprachlehre" von Fritzsche[6]) hat nach zwei Jahren schon die 3. Auflage erlebt und damit einen Beweis für ihre Brauchbarkeit erbracht. Ich habe meiner eingehenden Besprechung der 1. Auflage im Maihefte des 30. Jahrg. dieser Zeitschr., S. 344ff., nichts hinzuzufügen, da auch die 3. Auflage fast unverändert erscheint, und benutze nur die Gelegenheit, das treffliche Büchlein nochmals allen denen angelegentlichst zu empfehlen, die sich in die Methodik der Sprachlehre gründlich einarbeiten wollen.

Ebenso angelegentlich möchte ich dem Deutschlehrer ein Buch von Hartnacke[7]) empfehlen, das unter den Neuerscheinungen auf dem Gebiete des sprachkundlichen Unterrichts hervorragt. Wenn der Verf. in der Vorrede sagt, daß er einen Weg zeigen will, den Sprachlehre-Unterricht, der jetzt meist neben der Sprache steht, von der Sprache handelt und darum der Pflege und Entwicklung des kindlichen Sprachgutes nicht hinreichend zugute kommt, aufs engste mit der eigenen Sprachtätigkeit des Kindes zu verbinden und auf der Grundlage der Verbindung von Einsicht und Übung, von Inhalt und Form das kindliche Sprachgut einerseits zu ordnen und zu säubern und anderseits zu erweitern und zu entwickeln, so ist ihm das in dem Buche in vollem Maße gelungen. Ein begründender Teil legt in großen Zügen überzeugend dar, wie der Sprachunterricht in der Volksschule in „seiner Verschmelzung von Form und Sache ein Teil der Weiterentwicklung der Volksbildungsfrage" ist. Man wird nicht bestreiten können, daß der Aufstieg Abertausender in sozial günstigere Stellungen nicht durch die fehlende höhere Schulbildung verhindert worden ist, sondern „durch das mangelhafte und unsaubere Sprachgewand, das sie aus der Volksschule mitgebracht haben". Der zweite Teil enthält eine Stoffsammlung mit methodischen und grammatischen Hinweisen, die jedem Deutschlehrer, auch dem der höheren Schulen, willkommen sein wird. Der Stoff ist in zwei Hauptgruppen gegliedert: 1. Satzteile erster Ordnung und was für sie eintreten kann, 2. Satzteile zweiter Ordnung oder entsprechende Sätze als Erweiterungen innerhalb des Rahmens anderer Satzteile. Die dauernden Errungenschaften Sütterlins für die deutsche Sprachlehre kommen in dem Buche also nicht zu kurz, sonst steht der Verf. auf einem vermittelnden Standpunkte.

Infolge der preußischen ministeriellen Bestimmungen vom 30. August 1916 haben sich in dem bekannten Splettstößerschen[8]) Unterrichtswerk für die Vorschulen höherer Lehr-

tung auf die Lehrbefähigungsprüfung für Volks- und Bürgerschulen und zur Fortbildung des Lehrers überhaupt. II. Teil, 2. Heft: Die erste Fachgruppe (Deutsch, Erdkunde, Geschichte). Bearbeitet von Edgar Weyrich. K 5,60, ℳ 4,70. Für Abn. d. Zeitschr. K 4,80, ℳ 4,—. Nr. 16: Österreichs Lehrerbildungsfrage. Von Josef Langhammer. K 1,60, ℳ 1,30; bzw. K 1,30, ℳ 1,10. Nr. 17: Erdkundlich-geschichtlicher Unterricht in der deutschen Arbeitsschule. Von demselben. K 1,40, ℳ 1,20; bzw. K 1,20, ℳ 1,—.

6) Kindertümliche Sprachlehre. Methodische Anleitung in ausgeführten Unterrichtsbeispielen für Seminaristen und Lehrer von Prof. Dr. Fritzsche, Oberlehrer am Königl. Lehrerseminar zu Dresden-Plauen. Dritte, durchgesehene Auflage. Dresden 1918, L. Ehlermann. X, 146 S. Geb. ℳ 2,80.

7) Deutsche Sprachlehre im Sinne der Selbsttätigkeit und im Dienste der Sprachsicherheit. Wegweiser und Stoffsammlung für den deutschen Sprachunterricht. Von Dr. W. Hartnacke, Erstem Schulinspektor in Bremen. Leipzig 1918, Quelle u. Meyer. VIII, 112 S. Geh. ℳ 2,40, geb. ℳ 2,80.

8) a) Deutsche Sprachübungen für die Vorschulen höherer Lehranstalten von W. Splett-

anstalten (vgl. Aprilheft des 28. Jahrg. dieser Zeitschr., S. 299f.!) teilweise eingreifende Umarbeitungen notwendig gemacht. Nur die grundlegenden Übungen für das erste Schuljahr sind unverändert geblieben; für die folgenden Schuljahre ist eine neue Ausgabe P geschaffen worden, die sich an Ausgabe C für die Unterklassen höherer Mädchenschulen anschließt. Da wegen der herabgesetzten Anforderungen beim Eintritt in die Sexta die Aufgabe des deutschen Sprachunterrichts in den Unterklassen der höheren Schulen wesentlich schwieriger zu lösen sein wird, will der Verlag an die Bücher für die Vorschule noch den Aufbau des muttersprachlichen Unterrichtsstoffes für Sexta bis Quarta anschließen. Zunächst liegt das Heft für Sexta vor, das von Splettstößer und Wolff bearbeitet worden ist. Die Diktierübungen für die ersten drei Schuljahre sind gegen die früheren Auflagen kaum geändert (vgl. a. a. O., S. 298!). Die Bücher werden auch in der neuen Form der Schule gute Dienste leisten. Es erfüllt mich mit einer gewissen Genugtuung, daß jetzt auch die preußischen Vorschulen den von mir in der früheren Besprechung getadelten systematischen Drill für Prüfungszwecke über Bord geworfen haben und einen lebensvollen Unterricht in der Muttersprache für die geeignetste Grundlage des fremdsprachlichen Unterrichts halten.

Hermanns Diktatstoffe[9]) liegen in 17. Auflage vor. Es hat sich also seit ihrem Erscheinen fast jedes Jahr eine neue Auflage nötig gemacht, gewiß ein schönes Zeichen für die Beliebtheit, deren sich diese mustergültige Sammlung in weiten Kreisen erfreut. Die neue Auflage ist wieder um eine Anzahl Diktate vermehrt worden, die den Zeitverhältnissen Rechnung trägt. Für den, der das Buch noch nicht kennt, bemerke ich, daß es den Rechtschreibstoff in konzentrischen Kreisen, also nicht streng systematisch anordnet, und daß es darauf hinarbeitet, die Hauptschwierigkeiten des Rechtschreibunterrichts schon auf der Mittelstufe zu überwinden.

Ernst Lindes[10]) Buch, dessen erste Auflage R. Hildebrand im Jahre 1891 mit warmen Worten der Anerkennung begleitet hat, erscheint in 3. Auflage. Der Verf. hat manches im Ausdruck geglättet und im Inhalt geebnet, auch einige neue Abschnitte eingefügt, besonders aber die Zahl der belegenden Beispiele stark vermehrt, womit in erster Linie dem Anfänger im Lehramte gedient sein wird. Linde, der ganz im Geiste Hildebrands schreibt, möchte zeigen, welche Aufgabe der wahre Elementarunterricht hat, welches die Grundregel für die Lösung dieser Aufgabe ist, welche Mittel für die Befolgung dieser Regel dem Elementarlehrer zur Verfügung stehen, wie diese Mittel im Unterrichte anzuwenden sind und welchen Wert ihre Anwendung hat. Er weist dem Elementarunterricht die Aufgabe zu, die künftige Unterrichtssprache zu „exponieren", den Wortschatz der Schüler — sei er geistigen oder sinnlichen Inhalts — zu sichten und zu klären und das volle Verständnis dessen, was die sieben folgenden Jahre bringen werden, vorzubereiten: den lebendigen Gehalt der Sprache zum Mittel der Erziehung zu machen. „Anschaulichkeit ist darum das große Geheimnis alles wahrhaft bildenden Sprachunterrichts, ... die sinnliche Veranschaulichung ist die erste und einfachste Verdeutlichung des Sprachinhalts." Das Buch schöpft in vollen Zügen aus der Praxis des denkenden Elementarlehrers und wirkt daher stark überzeugend. Es sei zu eingehendem Studium warm empfohlen. Wird doch auch in der Gegenwart noch mehr über Hildebrand geschrieben und geredet als nach ihm unterrichtet. Die schwere Zeit,

stößer. Berlin 1917 u. 1918, Trowitzsch & Sohn. I. Grundlegende Übungen für das erste Schuljahr. Zwölfte, der vierten gleichlautende Aufl. Ausgabe P. II (Oktava). Elfte, nach den ministeriellen Bestimmungen vom 30. August 1916 umgearbeitete Aufl. III (Septima). Zehnte, nach den usw. Aufl. IV (Sexta). Deutsche Sprachübungen für die Vorschulen und Unterklassen höherer Knabenschulen sowie für die entsprechenden Klassen der Mittelschulen von Splettstößer und Wolff. b) Diktierstoff zur Einübung der deutschen Rechtschreibung und Zeichensetzung von dens. I (Vorkursus). 1. bis 3. Schulj. 3. Aufl. Ders. Verl. 1917.

9) Diktatstoffe I zur Einübung und Befestigung der neuen deutschen Rechtschreibung. Im Anschlusse an die einzelnen Unterrichtsfächer als Sprachganze bearbeitet von Paul Th. Hermann. 17., verbesserte Aufl. Leipzig 1917, E. Wunderlich. 239 S. ℳ 2,40, fein geb. ℳ 3,—.

10) Die Muttersprache im Elementarunterricht. Grundzüge für die Vermittlung des Sprachgehalts im ersten Schuljahr. Von Ernst Linde. Mit einer Empfehlung von Prof. R. Hildebrand. Dritte, vermehrte u. verbesserte Auflage. Leipzig u. Berlin 1917, Julius Klinkhardt. V, 101 S. Geh. ℳ 1,50, geb. ℳ 2,25.

der unser Volk entgegensieht und die eine Einkehr in das eigene Innere verlangen und manche Veräußerlichung unsers deutschen Wesens mit eisernem Besen auskehren wird, wird hoffentlich unser Verständnis für deutsche Erziehung und Bildung, wie sie Hildebrand meinte, wesentlich fördern.

Die Forderung, die Heimat in den Mittelpunkt des gesamten Volksschulunterrichts zu stellen, also Heimatkunde nicht nur als Unterrichtsfach, sondern vor allem als Unterrichtsgrundsatz zu treiben, ist in der Theorie schon oft erhoben worden, in der Praxis hat man nur selten Ernst damit gemacht. Der Grund dafür ist leicht ersichtlich. Für jede Landschaft macht sich nämlich bei diesem Verfahren ein eigener Lehrplan nötig, was große Anforderungen an Lehrerschaft und Schulbehörden stellt. In der Hergetschen Sammlung methodischer Handbücher gibt Berndl[11]) in breiter Ausführung einen wohlgelungenen Versuch eines solchen zeitgemäßen Erziehungs- und Unterrichtsverfahrens für die Unterstufe der Linzer Volksschulen, der aus den angegebenen Gründen dankbar zu begrüßen ist. Hofrat Alois Höfler, der Verfasser des eben erschienenen Werkes „Das Ganze der Schulreform in Österreich", hat dem Buche ein Geleitwort geschrieben. B. gliedert seinen Stoff in einen allgemeinen und einen besonderen Teil. Jener gibt in lichtvoller und umfassender Weise die Grundsätze an, nach denen sich ein naturgemäßer Unterricht richten muß, und setzt sich in einsichtiger Weise mit den neueren pädagogischen Strömungen auseinander. Dieser zeigt den Verf. als tüchtigen Methodiker, dem sich besonders der junge Lehrer getrost anvertrauen kann. Das Buch wird viel Segen stiften, vor allem auch deshalb, weil es den Lehrer zu selbständiger Arbeit anregt. Solche Bücher braucht die neue deutsche Schule mehr.

Ausgehend von dem Gedanken, daß durch den Weltkrieg unser „Volkheitsgefühl" eine mächtige Steigerung und Verinnerlichung erfahren habe, will Schubert[12]) der deutschen Schule Wege zur Einführung in das deutsche Volkstum zeigen. Er bringt für seine Aufgabe tiefes Verständnis und geläutertes Empfinden mit, und es ist nur zu wünschen, daß seine Vorschläge, die ja teilweise schon oft gemacht worden sind, überall gehört und durchgeführt werden. Besonders unterstreichen möchte ich seine Forderungen, daß das Lesebuch die alleinige Aufgabe habe, in das deutsche Schrifttum einzuführen, und deshalb ein künstlerisches Gepräge tragen müsse, daß auch in der Volksschule größere Werke unserer Dichter im Zusammenhang zu lesen seien, daß die häusliche Lektüre der Kinder von der Schule überwacht und ihnen eine gut geleitete Kinderzeitschrift in die Hand gegeben werde.

Einen knappen, aber klaren Überblick über die Ereignisse der drei ersten Jahre des Weltkrieges veröffentlicht für einfache Schulverhältnisse J. Radtke[13]). 9 Karten und 13 Abbildungen veranschaulichen den Text. Das Büchlein, das für die Hand der Kinder bestimmt ist, zeichnet sich durch billigen Preis und geschmackvolle Ausstattung aus.

Der Schriftenstreit: „Antiqua oder Fraktur?" will immer noch nicht zur Ruhe kommen. Im 10. Hefte des 31. Jahrg. dieser Zeitschrift habe ich einige Flugblätter des Schriftenbundes deutscher Hochschullehrer besprochen, die für Beibehaltung der deutschen Schrift eintreten. Heute liegt vor mir ein äußerst geschickt abgefaßter „Aufruf an das deutsche Volk zur Aufhebung der unnützen Zweischriftigkeit"[14]) vom deutschen Altschriftbunde in Bonn, in dem es dessen Vorsitzender, Kommerzienrat Friedrich Soennecken, unternimmt, besonders die Ergebnisse der Leseversuche mit den beiden Schriftarten, die Schackwitz mit

11) Die Heimat als Unterrichtsmittelpunkt. Ein Hilfsbuch für den Volksschulunterricht, mit besonderer Rücksichtnahme auf die unteren Stufen. Von Raimund Berndl, Hauptlehrer an der Lehrerbildungsanstalt in Linz a. D. Sammlung methodischer Handbücher im Sinne der schaffenden Arbeit und Kunsterziehung, Nr. 29. Herausg. von Prof. A. Herget. Leipzig 1918, A. Haase. 272 S. Geh. ℳ 7,50, einf. geb. ℳ 8,40.

12) Die Einführung unserer Volksschulkinder in das deutsche Schrifttum. Von Schulrat K. Schubert in Altenburg. Fr. Manns Pädagogisches Magazin. Abhandlungen vom Gebiete der Pädagogik und ihrer Hilfswissenschaften, Heft 682. Langensalza 1918, Herm. Beyer & Söhne. 38 S. ℳ 0,75.

13) Drei Jahre Weltkrieg. Für einfache Schulverhältnisse bearbeitet von Kreisschulinspektor Dr. J. Radtke. Breslau o. J., Ferd. Hirt. 32 S. Geh. ℳ 0,25.

14) Eine dringende Forderung der Stunde. Aufruf an das deutsche Volk zur Aufhebung der unnützen Zweischriftigkeit. Deutscher Altschriftbund, Bonn. Vorsitzender: Kommerzienrat Friedrich Soennecken, Präsident der Handelskammer Bonn.

dem von ihm erfundenen Nystagmographen gewonnen hat, in Frage zu stellen. Für Soennecken ist die Einschriftigkeit aus nationalen, volkswirtschaftlichen, pädagogischen und hygienischen Gründen eine Staatsnotwendigkeit. Wer die Unterrichtsverhältnisse der Volksschule vorurteilslos sieht, der wird sich auch durch die großen Zahlen, die S. auf der ersten Seite seines Aufrufs in reklamehafter Aufmachung gibt, nicht beeinflussen lassen. Man merkt in allem zu sehr die Absicht und wird verstimmt. Einen richtigen Standpunkt in der Schriftenfrage scheint mir Commenda[15]) einzunehmen, der in einem Aufsatz der Zeitschrift für Lehrerbildung die Fragestellung: „Antiqua oder Fraktur?" überhaupt verwirft und dafür die Forderung aufstellt: Antiqua und Fraktur! Der Aufsatz befaßt sich des weiteren mit den Fragen der Beidhändigkeit, der Steil- und Schrägschrift und der Rechtschreibung. Diese will C. durch weitere Vereinfachung nach den Grundsätzen der lauttreuen Schreibung erleichtern und fruchtbar machen.

Zuletzt möchte ich noch auf ein Buch hinweisen, das ich in einem Zuge gelesen habe, weil es mich nicht wieder losließ, auf Heinens[16]) Briefe an einen Landlehrer. Es ist getragen von starker Liebe zu unserem deutschen Volke und von felsenfestem Vertrauen auf die sittlichen Kräfte in ihm, die nur geweckt und für die neuen Aufgaben dienstbar gemacht zu werden brauchen. „Jedes lebendige Glied des Volkskörpers muß bewußt und freudig seine Kräfte in den Dienst des Ganzen stellen. Damit wird die Frage nach der Zukunft des deutschen Volkes in ihrem Kern und Wesen eine Bildungsfrage." Welche Aufgaben dem Landlehrer im neuen Deutschland zufallen werden und wie er sich zur Erfüllung seiner Pflichten geschickt machen soll, das stellt H. in vortrefflicher Weise in 32 Briefen dar, die das gesamte Gebiet des ländlichen Lebens umfassen. Das Buch möchte jeder, der berufen ist, an der Bildung unsers Volkes zu arbeiten, gelesen haben. Man lasse sich auch nicht durch den gelegentlich bemerkbaren, aber durchaus nicht aufdringlich hervortretenden konfessionellen Standpunkt des Verf. vom Lesen des Buches abhalten. Wer auf seinen Dienst am Volke innerlich so eingestellt ist, wie H. es erstrebt, der wird viel Gutes wirken.

Mitteilungen und kleine Anzeigen.

Für diese Tage der Neueinstellung empfehle ich Rudolf Eucken, Was bleibt unser Halt? Ein Wort an ernste Seelen. Leipzig 1918, Quelle u. Meyer. Geh. M. 1,—. Eucken gibt eine sehr ernste Schilderung unserer großen inneren Not. Da hilft uns nur die Kraft einer höheren Welt und der Glaube an das Walten eines geistigen, übersinnlichen Lebens bei uns, an das Ewige und Unendliche in uns selbst und in der Weltgeschichte. Sie gewinnen wir durch eine durchgreifende ethische Erneuerung und Vertiefung des ganzen Lebens.

Lehrer und Oberlehrer, ein Mahnwort zur Einmütigkeit von Rudolf Block, Geh. Oberschulrat. Leipzig, Quelle u. Meyer. Geh. M. 1,—. Block verlangt Einmütigkeit im Sinne des gemeinsamen Ideals, aber Verschiedenheit im Sinne der verschiedenen Arbeiten. Denn ein falsch verstandener einheitlicher Lehrerstand bedinge den Untergang des Oberlehrerstandes, dieser aber sei der Träger von ganz besonderen Kulturaufgaben, auf die der Staat nicht verzichten könne, ohne Schaden zu nehmen.

Artur Buchenau behandelt die Einheitsschule. (Die neue Zeit. Schriften zur Neugestaltung Deutschlands. Leipzig, B. G. Teubner, 1919. Geh. ℳ 1,20, in Partiepreisen billiger.) Auf Natorp und Kerschensteiner gestützt, fordert er einen vierjährigen Unterbau in den Grundschulen (mit dem Prinzip der Arbeitsschule) und eine 8jährige höhere Schule, die in 3 oder 4 Gymnasien zerfallen soll: altsprachliches, neusprachliches, mathematisch-naturwissenschaftliches und technisches. Bei dem Zukunftsbild, das er von diesen Schulen entwirft, ist erfreulich seine Betonung der Deutschkunde im umfassenden Sinne und der philosophischen Durchdringung des Unterrichts. Er sieht freilich immer noch in jeder Stunde eine Deutschstunde.

15) Schriftwesen und Schreibung. Von Realschuldirektor H. Commenda, Linz a. d. D. Sonderdruck aus der Zeitschr. f. Lehrerbildung. Wien 1918, Tempsky.

16) Briefe an einen Landlehrer. Von A. Heinen. M.-Gladbach 1917, Volksvereins-Verlag. 317 S. Geb. ℳ 3,60.

Billige gute Werke. An die Spitze stelle ich die Neuauflagen von vier reizenden Bändchen des lieben Schweizer Meisters Heinrich Federer: Patria, eine Erzählung aus der irischen Heldenzeit. Eine Nacht in den Abruzzen (Mein Tarcisius-Geschichtlein) (beide 31.—50. Tausend) und im 21.—40. Tausend die beiden umbrischen Reisekapitel: In Franzens Poetenstube sowie: Gebt mir meine Wildnis wieder! Hier ist ein so feiner, gemüt- und humorvoller Erzähler am Werke, daß man seine helle Freude hat. Die gleiche Freude erwecken seine beiden neuen Werke: Das Wunder in Holzschuhen (drei Geschichten aus der Urschweiz) und die Erzählung: Der Fürchtemacher. Diese vier Geschichten ranken sich um die Person des berühmten Mystikers Nikolaus von Flüe († 1487) und zeigen einen gesunden geschichtlichen Sinn und einen kräftigen, weltoffenen Katholizismus. Sie sollten auch eifrig der protestantischen Jugend in die Hand gegeben werden, um Verständnis für dieses schweizerkatholische Deutschtum zu wecken. Freiburg, Herder. Je M. 1,50.

Das im gleichen Verlag erschienene Büchlein von Jón Svensson, dem Verfasser des auch von uns empfohlenen Nonni: Aus Island. Erlebnisse und Erinnerungen, predigt mit Eifer die Schönheit des Landes der Mitternachtssonne. M. 1,50.

Eine sehr ansprechende Auswahl aus den Werken des Hessen Alfred Bock gibt die Deutsche Dichter-Gedächtnisstiftung: Schicksal und Schelme (Hlwd. M. 2,—). Es sind sechs Erzählungen, die zum größten Teil in das Seelenleben der Bauern und kleinen Leute hineinführen. Das Kräftige, Knappe daran tut wohl. Und älteren Schülern wird es auch Nutzen bringen, mit welchem Ernst und welcher Freiheit hier das sexuelle Problem behandelt wird — wir dürfen uns freuen, wie hier ohne Aufdringlichkeit die Verantwortung des Mannes gegenüber dem liebenden Mädchen zutage tritt. Das Bändchen ist geschmückt mit 17 liebevollen Zeichnungen von Otto Ubbelohde.

Goethe-Kalender. Auf das Jahr 1919 herausg. von Karl Heinemann. Mit 12 Tafeln. Leipzig, Dieterich. Geb. M. 3,—, Luxusausg. M. 9,—. Den Hauptinhalt dieses Kalenders bilden Goethes Äußerungen über Großeltern, Eltern, Schwester und Gattin (merkwürdigerweise getrennt, erst die Stellen aus Werken, dann die aus Briefen und Gesprächen), erfreulich ist der breite Raum, der Christiane eingeräumt ist, zu deren Verständnis hier alles Nötige zusammengetragen ist. Der Kalender ist wieder sehr gut ausgestattet und schließt sich seinen Vorgängern würdig an.

Neuauflagen. In fünfter Auflage erschien: Erich Marcks, Männer und Zeiten. Aufsätze und Reden zur neueren Geschichte. 2 Bände. Leipzig, Quelle u. Meyer. Geb. M. 18,—. Das Buch hat seinen Platz unter den besten Essaysammlungen und bedarf der Empfehlung nicht. Aber ein Hinweis sei doch gestattet auf den reichen Inhalt. Die erste Gruppe führt in die Vergangenheit fremder Staaten, die zweite in die deutsche Vergangenheit, unter anderem Luther und Deutschland, Aufsätze über verschiedene Hohenzollern und über Friedrich I. von Baden sowie über 1813 und 1848. Die dritte gilt dem Geistesleben in Heidelberg, Hamburg (Lichtwark besonders) und Amerika, die vierte Gruppe gilt Bismarck, die fünfte der Zeit vor dem Weltkrieg und die sechste nimmt in einer Reihe von Einzelreden Stellung zum Weltkrieg. Das Buch steht in der Zeit und doch über der Zeit, seine Ergebnisse verblassen auch heute nicht und sie werden noch einmal an Farbe gewinnen in ruhigeren Tagen, wo wir rückblickend Klarheit gewinnen wollen über Gewinn und Verlust des großen Umschwungs. Gerade da wird man zu Marcks greifen, denn es ist eine Persönlichkeit, die sich uns hier darstellt, und an Persönlichkeiten ist unsere Zeit wahrlich nicht reich.

Elf Jahre hat es gebraucht, bis Oskar Dähnhardts Schwänke aus aller Welt in zweiter Auflage erscheinen konnten und der Verf. hat sie nicht mehr erleben können. Aber wir hoffen, daß auch dieses Buch dem Gefallenen noch dankbare Verehrer gewinnen wird, denn es zeugt von seinem Forscherglück und von feinem Geschmack für echtes Volksgut. Unsern Amtsgenossen aber seien diese Schwänke als prachtvoller Lesestoff empfohlen, damit der Humor immer mehr in unsere Schulstuben einziehe, jetzt erst recht. Die Ausstattung ist besonders zu rühmen. Leipzig, B. G. Teubner. Mit 52 Zeichnungen von Alois Kolb. Geb. M. 3,60.

F. Gansberg und H. Eildermann, Unsre Jungs. Geschichten aus der Stadt Bremen. Dritte Auflage. Leipzig, B. G. Teubner. Geb. M. 2,—. Diese Geschichten wollen dem Großstadtkinde die Wunder des Stadtlebens näherbringen und tun es mit viel Liebe und Geschick.

Die Acht- und Neunjährigen werden das Buch mit Gewinn lesen und auch den älteren zeigt es Bekanntes in neuer Beleuchtung.

In überaus schneller Zeit wurde von E. Wasserziehers Etymologischem Wörterbuch der deutschen Sprache, Berlin SW 68, Ferd. Dümmler. Geb. M. 6,—, die zweite vermehrte und verbesserte Auflage notwendig. Und das Buch verdient wegen seiner Sachkenntnis und der geschickten Darstellung des Stoffes diesen Erfolg. Wir empfehlen es erneut unsern Lesern, denen es ein wertvolles Hilfsmittel für Weiterbildung und Unterricht sein wird. Wir bitten, es aber auch in die Hand der Schüler zu geben, damit es neue Freunde für diesen so wichtigen und so arg vernachlässigten Zweig der Deutschkunde wirbt.

In dritter Auflage erschienen folgende Bändchen der Sammlung „Wissenschaft und Bildung" (Leipzig, Quelle u. Meyer, geh. M. 1,25, geb. M. 1,50): Bd. 35. F. Lienhard, Das klassische Weimar (das jene Zeit als eine Hochschule deutscher Bildung kennzeichnet, dazu aber auch das Bild Friedrichs des Großen mit einwebt); Bd. 8. Hans Pohlig, Eiszeit und Urgeschichte des Menschen (fesselnd, da es den Zusammenhang zwischen Eiszeit und Anfängen der Kultur herausarbeitet); Bd. 107 und 108. August Messer, Geschichte der Philosophie im Altertum und Mittelalter und Geschichte der Philosophie vom Beginn der Neuzeit bis zum Ende des 18. Jahrhunderts (Muster einer gemeinverständlichen Darstellung, das zweite Bändchen nun unter Ausscheidung des 19. Jahrhunderts vertieft in der Darstellung besonders des 18. Jahrhunderts).

Neues über Herkunft und Lesbarkeit der deutschen Schrift. Kürzlich beendete Forschungen des Wolfenbütteler Oberbibliothekars, Geheimen Hofrats Professor Dr. Milchsack ergaben an Hand des reichen Bestandes an alten Drucken bei dieser Bibliothek wiederum, daß unsere Schrift die für ihre heutige Gestalt entscheidende schönheitliche Durcharbeitung in der Werkstatt Albrecht Dürers erfahren hat. Besonders die Großbuchstaben wurden nach bestimmtem künstlerischen Leitsatz geschaffen, der in der immer wiederkehrenden Schlangenlinie, dem Elefantenrüssel, seinen beredten Ausdruck findet. Vgl. Milchsack: Was ist Fraktur? Eine wissenschaftliche Auseinandersetzung mit Fr. Sönnecken. Braunschweig 1918, Vieweg u. Sohn. M. 1,70. Zur gleichen Frage vgl. Marx Lobsien, Über Lesbarkeit von Fraktur und Antiqua. Langensalza 1918, H. Beyer u. Söhne. M. 0,90. Beide Schriften und auch andere Aufklärungsschriften liefert der Bund für deutsche Schrift zu Berlin-Steglitz, Belfortstraße 13. H.

Zeitschriftenschau. Beiträge zur Geschichte der deutschen Sprache und Literatur. 43. Band, 2. Heft. Textkritische Bemerkungen und Erläuterungen geben Wallner zum Lob Salomos und Nabuchodonosor, Lamprechts Tobias und Alexander (darin S. 195 f. die ungleichen Strophen der Zeit und assonierende Reihen als Nachahmung der französischen Laissendichtung!), Leitzmann zum Laubacher Barlaam, Hans Folz, Eberlin v. Günzburg und Lauremberg, Paul zu Reinmar von Zweter, Holthausen zur altsächsischen Genesis, Schwentner zu den Sigrdrifumol. Pfannmüller erweist den Verfasser des Meier Helmbrecht als einen Nachahmer Wolframs von Eschenbach. Helm setzt die Abfassung der Legenda aurea, weil in der Martina benutzt, vor 1290 und erkennt in der von ihr angeführten „Historia apocrypha" eine Quelle von Heslers Nikodemus. — Brugmann bringt eine sehr reichhaltige und anziehende Studie über „alt", seinen Sprach- und Begriffskreis (darin S. 317 ff. eine neue Erklärung der Baumnamen vom Typus Maßholder, Hollunder usw.). Behaghel und Braune besprechen Anwendung und Ursprung des gotischen und germanischen adhortativus. Feist will in der halb zerstörten Runeninschrift auf einer Perle aus den bekannten (f. Zs. 28. 380) Weimarer Funden einen althochdeutschen Dual des Zeitworts feststellen. Schröder erklärt got. aih als Vergangenheitsform eines got. *eiha zur Wurzel enek von gr. ἐνεγκεῖν, altbulg. neso „trage", altind. ac, noti „erreicht" und zieht dazu das patronymische Suffix -ling, -lung. aih wäre damit gleichen Ursprungs wie das nur anderer Betonung entsprungene got. ganah. Derselbe Gelehrte entdeckt im Wechsel der Aussprache Hannöfer — Hannoveráner Jéfer — Jeveráner einen Fall des Vernerschen Gesetzes im Neuhochdeutschen. Jellinek stellt Untersuchungen über die eu-Reime bei Opitz an, die für die Geschichte der Aussprache dieses Lautes belangreiche Feststellungen geben. Braune handelt, von dem rheinischen Rechtsausdruck Gemüte = Bewilligung ausgehend, über die ganze Sippe von „Gemüt". Perles gibt eine Liste von judendeutschen Wörtern, die sich mit dem Wortschatz

der bairischen Mundart berühren; die Einleitung verzeichnet willkommen die bisherige Literatur über das Jiddische, das durch den Krieg neue Teilnahme gewonnen hat. Helm gibt Nachträge zu E. Schröders Ausführungen über den jüngst auf einem ägyptischen Ostrakon gefundenen Namen der Seherin Waluburg. F. R. Schröder sucht den noch immer so rätselhaften Hoenir zu entschleiern, indem er den Namen, germ. *Hauhinjaz, zu lit. kaukas, altpreuß. cawx „Seele des Verstorbenen" stellt und für einen selbständig gewordenen Beinamen des Seelenführers Wotan erklärt. Er handelt auch ausführlicher über den Asen- und Vanenkrieg und nimmt Saxos Erzählungen von Ollerus und Mitothin als Varianten dieses Mythus in Anspruch. P.

Zeitschrift für deutsche Mundarten, Jahrg. 1918, Heft 3/4. A. Bergmann beschließt seine Sammlung bildlicher Redensarten aus der ostfränkischen Mundart des Ochsenfurter Gaues. Sie breiten eine Fülle entzückender Sinnlichkeit und treffsicherer Beobachtung des Volkes aus und sind mit Genuß zu lesen wie das Werk eines Dichters von weltdurchdringendem Blick. Auch viel Volkskundliches ist darunter, Sprichwörter, Spottreden auf Nachbarn, Sagen und Geschichten, Hochzeits- und viele Zauberbräuche. Ähnlich stellt K. Bergmann die Ausdrücke für Tod und Sterben aus dem Wörterbuch der elsässischen Mundart zusammen. E. Reuß sammelt mundartliche Pflanzennamen aus Oberhessen. Ph. Lenz gibt weitere Beiträge zum Wortschatz der badischen Mundarten und ergänzt sein „Vergleichendes Wörterbuch der neuhochdeutschen Schriftsprache und des Handschuhsheimer Dialekts". E. Gerbet spricht von der Rolle, die der Reim im Vogtländischen spielt. Joh. Müllers Aufsatz über die Geschichte des Wortes „Haupt" in den fränkischen Mundarten bietet viel des grundsätzlich Fesselnden aus dem Sprachleben, dazu eine erstaunlich reiche Sammlung von Synonymen für „Kopf" aus dem genannten Bereich. O. Weise stellt die in Vergleichungen gebrauchten Bindewörter aus den deutschen Mundarten zusammen. W. Schoof entwickelt, wie in Bergnamen auf -er vielfach ein verkürztes -berg steckt. P.

Neue Jahrbücher. 41. Band (1918), S. 460: Heinrich Lemcke, Götz von Berlichingen in Gerhart Hauptmanns Florian Geyer. S. 480: S. v. Lempicki, Zur Charakteristik des Germanischen. 42. Band (1918), S. 245: Willy Marcus, Zur Logik und Psychologie der Frage und Antwort. S. 255: Paul Sakmann, Die ersten Logikstunden. Lehrproben in philosophischer Propädeutik.

Das Zentralinstitut für Erziehung und Unterricht, Berlin W 35, Potsdamerstraße 120, veranstaltet vom 10.—16. April 1919 in seinen Räumen eine Pädagogische Osterwoche über Pädagogik, klassische und neuere Philologie, der die Herren Prof. Spranger (Leipzig), Fischer (München), v. Wilamowitz-Möllendorf, Norden, Wilcken und Noack (Berlin), Deutschbein (Halle a. S.), Meyer-Lübke und Curtius (Bonn), Spies (Greifswald), Brandl (Berlin), Wechßler (Marburg) ihre Mitwirkung zugesagt haben.

Sprechzimmer.

Klassische Nachklänge.

Eine Randbemerkung zu Paul Heyse.

Der achte Abschnitt der Gedichte Paul Heyses, „Landschaften mit Staffage", wird mit folgendem Prolog eröffnet:

Ein irres Stammeln nur,
Ein schüchtern Radebrechen!
Nie glückte mir's, Natur,
Dein Wesen auszusprechen!

Du hältst mich weich im Arm
Und neigst dich deinem Kinde;
All seinen dunklen Harm
Besprichst du ihm gelinde.

Ich lausch' empor zu dir,
Du Hohe, Milde, Traute,
Nachlallend voll Begier
Die halbverstandnen Laute;

Magst du in Frühlingspracht
Der eignen Schönheit staunen
In Sturm und Wetternacht
Erhabne Sprüche raunen.

Dann wieder lächelst du
Und wandelst deine Bahnen,
Und ohne Rast und Ruh'
Folg' ich in dumpfem Ahnen,

Beglückt, in wachem Traum
Mich dir so nah zu wissen
Und deines Kleides Saum,
O Mutter, dir zu küssen!

Dieses Gedicht ist aus dem Nachschwingen Goethescher Klänge geboren worden. Die erste Strophe enthält eine deutliche Erinnerung an „Künstlers Abendlied":

Ich zittre nur, ich stottre nur,
Und kann es doch nicht lassen;
Ich fühl, ich kenne dich, Natur,
Und so muß ich dich fassen.

Bei der vierten Strophe hat das Lied „An den Mond" Pate gestanden:

Wenn du in der Winternacht
Wütend überschwillst,
Oder um die Frühlingspracht
Junger Knospen quillst.

Und in der letzten Strophe endlich findet sich ein Anklang an die „Grenzen der Menschheit". Wie bei Heyse die Mutter, die Natur, wird bei Goethe der heilige Vater verehrt:

— — — — — — — —
Küß ich den letzten
Saum seines Kleides,
Kindliche Schauer
Treu in der Brust.

Es ließe sich noch weiteres anführen, etwa, daß die dritte Zeile der fünften Strophe in Goethes Gedicht „Rastlose Liebe" zu finden ist, u. a. m. Doch das ist belanglos gegenüber der Tatsache, daß Heyse hier den Goetheschen Gedanken hoher Naturverehrung mit Goetheschen Worten als eigenes Gedicht wiedergibt. An bewußte Entlehnung ist bei Heyse natürlich nicht zu denken. Die Erscheinung ist nur so zu erklären: Heyse hat die Goethesche Welt ganz in sich aufgesogen und aufgelöst, daß sie in ihm — unbewußt — bald hier, bald da in Wort und Klang neue Wirklichkeit wurde. Der „Prolog" ist ein Schulbeispiel dafür. Er ist zugleich ein Lehrbild für Heyses Stellung in der Literatur überhaupt — für die Stellung eines Mannes, der von allem Edlen und Großen aus tiefem Bedürfnis das Schöne in sich aufnahm: die Seele, den Schmelz, den Duft, der es aber nicht verstand, seinen eigenen Besitz damit zu durchdringen und ein selbständig Neues, Größeres daraus zu bilden, sondern der sich damit begnügte, es in rastlosem Schaffensdrang und emsiger Betriebsamkeit auszuleben. Er wuchs in die Breite, nicht in die Tiefe. Er zeigt eine unübersehbare Fülle einzelner Feinheiten und Schönheiten, wie eine weithin blühende Wiese. Man findet kaum eine seltene Blume darunter, aber die bekannten Sorten sind üppiger, frischer, leuchtender als anderswo.

Noch immer hört man Urteile wie dies: „Schade, daß er so viel geschrieben hat, er hätte lieber weniger, aber Größeres schaffen sollen." Darauf antworte man mit dem so wenig bekannten Epigramm Hebbels: „Grundirrtum."

„Hätte der Rüstige nicht so viel gedichtet, er hätte
Höhere Flüge getan, hätte die Sterne erreicht!"
Wäre die Wiese nicht leider in Butterblumen zerflossen,
Eine Aloe wär' sicher zuletzt ihr entsproßt!
Gibst du das eine nicht zu, so muß ich das andre bestreiten,
Nie zerfließt ein Kristall, aber ein Tropfen zerrinnt.

Durch bloße Verringerung der Menge kann die Geltung nicht gesteigert werden. Es kommt auf die Keime an, die einer in sich hat. Die Güte des einzelnen Kunstwerks kann durch Arbeit und Sorgsamkeit gehoben werden, aber niemals sein Wesen. Kann man also Heyse nicht unter die Großen einreihen, die aus sich heraus etwas Neues, Eigentümliches, Bedeutendes geschaffen haben, so muß ihm doch das Verdienst bleiben, die hohen Werte seiner Vorgänger in kleiner Münze in weiteren Umlauf gebracht zu haben. Mehr ein kulturelles als ein künstlerisches Verdienst! Julius Kühn-Coburg.

Für die Leitung verantwortlich: **Dr. Walther Hofstaetter**, Dresden 21, Elbstr. 1.

Soldatensprache, Rotwelsch und „Kunden“-Deutsch in ihrem Verhältnis zueinander.

Von L. Günther in Gießen.[1)] [2)]

In fast allen neueren Schriften über die Soldatensprache (seit Paul Horns grundlegendem Werk) ist hervorgehoben worden, daß eine weit-

1) Wir freuen uns, dem verdienten Verfasser dieser Arbeit mit ihrem Abdruck unseren Glückwunsch zu seinem 60. Geburtstag (17. 4.) darbringen zu können.

2) Dieser Aufsatz wurde begonnen im Frühjahr 1918, also zu einer Zeit, als die deutschen Heere noch siegreich auf der Höhe standen. Daß inzwischen durch den für uns unglücklichen Ausgang des Krieges und die Revolution auch das jahrelang so rege Interesse für unsere Soldatensprache sich verringert hat, liegt wohl in der Natur der Sache begründet. Immerhin meine ich aber, daß die Wissenschaft doch auch noch fernerhin dem Gegenstande ihre Aufmerksamkeit wird zuwenden dürfen. Denn auch die Republik Deutschland wird ein — wenngleich an Zahl wohl stark vermindertes — Volksheer nicht ganz entbehren können. Solange es aber einen Kriegerstand gibt, wird er auch seine Sondersprache besitzen, und zwar ist anzunehmen, daß diese an den bereits vorhandenen älteren Wortschatz wieder anknüpfen wird. Selbst wenn aber auch kein Zusammenhang damit bestehen bliebe, so wäre das bis 1918 Geschaffene doch — schon vom rein historischen Gesichtspunkt aus betrachtet — an und für sich einer näheren Erforschung würdig, und so ist denn wohl auch zu hoffen, daß die verschiedenen in der Kriegszeit in Angriff genommenen großen Sammlungen des Stoffs (wie insbes. die der bayrischen Akademie der Wissenschaften) weitergeführt werden. Zu diesen Arbeiten will auch die vorliegende Studie des Verf. einen bescheidenen, aber manchem vielleicht nicht unwillkommenen Beitrag liefern. Begreiflich wird es aber jedem Leser dieser Zeitschrift sein, daß mir ihr Herausgeber unter den jetzigen Verhältnissen nicht so viel Raum für das Thema gewähren konnte, als ich ursprünglich gewünscht hatte. Ich mußte mich daher überall stark beschränken und habe namentlich statt der anfänglich geplanten ausführlichen Mitteilungen über Quellenbelege und Etymologien in der Hauptsache nur fortlaufend auf andere Arbeiten (bes. auch solche von mir selber aus früherer Zeit) verwiesen. Weiter wurde Platz erspart durch starke Kürzungen der häufiger zitierten Literatur, worüber die folgende (alphabetisch geordnete) Übersicht Aufschluß gibt:

I. Soldatensprache: Bächt. = Hans Bächtold, Aus Leben und Sprache des Schweizer Soldaten, Basel u. Straßb. 1916. Bergm. = Karl Bergmann, Wie der Feldgraue spricht (Scherz und Ernst in der neusten Soldatensprache), Gießen 1916. Bisch. = Erich Bischoff, Wörterbuch der wichtigsten Geheim- und Berufssprachen, Leipz. (o. J. [1916]), Abschn. B, S. 105ff. (Soldatensprache). Hochst. = Gustav Hochstetter, Der feldgraue Büchmann (Geflügelte Kraftworte aus der Soldatensprache), Berlin (o. J. [1916]). Horn = Paul Horn, Die deutsche Soldatensprache, Gießen 1899, 2. (unver.) Aufl. 1905. Imme = Theodor Imme, Die deutsche Soldatensprache der Gegenwart und ihr Humor, Dortmund 1917. Maußer = Otto Maußer, Deutsche Soldatensprache (ihr Aufbau und ihre Probleme), Straßb. 1917. J. Meier = John Meier, Deutsche Soldatensprache, in „Mein Heimatland“ (Bad. Blätter für Volkskunde), 3. Jahrg. (1916), S. 1ff. — Auf die Berücksichtigung eines mir von Herrn Dr. Helmut Wocke (Haynau i. Schles.) freundlichst zur Verfügung gestellten umfangreichen Manuskripts („Beiträge zu einem Wörterbuche der deutschen Soldatensprache“), das in den „Bayrischen Heften für Volkskunde“ erscheinen

gehende Übereinstimmung zwischen der Soldatensprache und dem Rotwelsch der Gauner nebst der ihr so nahe verwandten sog. Kundensprache (der wandernden Handwerksburschen) besteht; und zwar finden sich diese Hinweise meist fortlaufend in der eigentlichen Darstellung, seltener getrennt davon in

---

soll und bes. auf die örtliche Verbreitung der einzelnen Soldatenwörter Gewicht legt, mußte ich leider verzichten, da sie den Stoff noch erheblich vermehrt hätte.

II. Gauner- und Kundensprache: A.-L. = Avé-Lallemant, Das deutsche Gaunertum usw., 4 Teile, Leipz. 1858/62. (Wo kein Band angegeben, ist stets Bd. IV gemeint, der das Vokabular der Gaunersprache enthält. — Neue Aufl. durch Max Bauer in Vorbereitg., bisher erschienen: Bd. I u. II, München 1917.) Bisch. = Erich Bischoff, Wörterbuch der wichtigsten Geheim- und Berufssprachen (s. oben Ziff. I), Abschn. A, S. 1 ff. (Jüdisch-Deutsch, Gauner- und Kundensprache). G.-A. = Hans Groß' Archiv für Kriminal-Anthropologie und Kriminalistik, Leipzig seit 1898. (Nur so sind auch meine dort veröffentlichten Arbeiten — „Beiträge zur Systematik und Psychologie des Rotwelsch" usw. [Bd. 33, 38 ff.] und „Die jenische Sprache" [mit E. Wittich; Bd. 63 ff.] — zitiert.) Groß = Hans Groß, Handbuch für Untersuchungsrichter usw. (6. Aufl., 2 Teile, München 1914, bes. Teil I, S. 454 ff. [Vokabular der Gaunersprache]). Gü. = L. Günther, Das Rotwelsch des deutschen Gauners, Straßb. 1905. Kl., Rotw. = Friedr. Kluge, Rotwelsch, Quellen und Wortschatz der Gaunersprache und der verwandten Geheimsprachen, I: Rotwelsches Quellenbuch, Straßb. 1901. (Wo hinter älteren rotw. Quellen Zahlen in Klammern gesetzt sind, beziehen sich diese stets auf die Seiten in Kluges „Rotwelsch".) Ku. Ia, I, II, III, IV = Sammlungen der Kundensprache (von v. P. [1856], Karl Weiß [1863], Otto Böckel [1883], D. Rocholl [1885] u. Aug. Linke), abgedr. bei Kluge, Rotw. S. 414 ff. u. 421 ff. L. V. = Liber Vagatorum um 1510, nach dem Abdr. bei Kluge, Rotw. Ostw. = Hans Ostwald, Rinnsteinsprache (Lexikon der Gauner-, Dirnen und Landstreichersprache), Berlin o. J. [1906]; mit dem Zus.: Ku. = Kundensprache. Ostw., R.-L. = Hans Ostwald, Lieder aus dem Rinnstein, 3 Bde., Berlin 1903—1906. Pollak = Max Pollak, Wiener Gaunersprache, in G.-A., Bd. 15 (1904), S. 170 ff. u. bes. 203 ff. Rabben = Ernst Rabben, Die Gaunersprache (chochum loschen) usw., Hamm i. W. 1906. Schütze = W. Schütze, Was ist heute noch von der Gaunersprache im praktischen Gebrauch?, in G.-A., Bd. 12 (1903), S. 55 ff. u. bes. 62 ff. Stumme = Hans Stumme, Über die deutsche Gaunersprache und andere Geheimsprachen, Leipz. 1903. Weber-Gü. = H. Weber, Die Lingelbacher Musikantensprache und die Geheimsprache der Vogelsberger Maurer (mit Erläuterungen von L. Günther), in den „Hessischen Blättern für Volkskunde" Bd. 12 (1912), S. 121 ff.

III. Sonstige Schriften: Anthrop. = Anthropophyteia (Jahrbücher für folkloristische Erhebungen usw.), herausg. von Fr. S. Krauß, Leipz. (seit 1907). Autenr. = Autenrieth, Pfälzisches Idiotikon, Zweibrücken 1899. Bruns = Karl Bruns, Volkswörter der Provinz Sachsen (Ostteil) usw., 2. Aufl., Halle a. d. S. 1916. D. W.-B. = Deutsches Wörterbuch der Gebr. Grimm u. a., Leipz. 1854 ff. Fischer = Hermann Fischer, Schwäbisches Wörterbuch, Tübingen 1904 ff. (bisher 5 Bde.). Genthe = Arnold Genthe, Deutsches Slang (Eine Sammlung familiärer Ausdrücke und Redensarten), Straßb. 1892. Hertel = L. Hertel, Thüringer Sprachschatz, Weimar 1905. Keller = Albrecht Keller, Die Handwerker im Volkshumor, Leipz. 1912. Klenz = Heinrich Klenz, Schelten-Wörterbuch (Die Berufs-, bes. Handwerksschelten und Verwandtes), Straßb. 1910. Kl., Stud. = Friedr. Kluge, Deutsche Studentensprache, Straßb. 1895. H. Meyer = Hans Meyer, Der richtige Berliner in Wörtern und Redensarten, 7. Aufl. (bes. von Dr. S. Mauermann), Berl. 1911. Müller-Fraur. = Müller-Fraureuth, Wörterbuch der obersächsischen und erzgebirgischen Mundarten, Dresden 1911 ff. Schmeller = J. Andr. Schmeller, Bayrisches Wörterbuch, 2. Aufl., bearb. von K. Frommann, 2 Bde., München 1872/77. Schranka = Ed. M. Schranka, Wiener Dialekt-Lexikon, Wien 1905. Schw. Id. = Schweizerisches Idiotikon (Wörterbuch der schweizerdeutschen Sprache), bearb. von F. Staub u. L. Tobler, Frauenfeld 1881 ff. Weigand = Fr. L. K. Weigand, Deutsches Wörterbuch, 5. Aufl., herausg. (mit anderen) von Herm. Hirt, Gießen 1909.

einer mehr allgemeinen Vorbemerkung.[1]) Dabei scheinen die meisten Verfasser ohne weiteres eine Entlehnung aus der Gauner- und Kundensprache anzunehmen, während andere bemerken, es lasse sich nicht sicher feststellen, ob die gleichlautenden Ausdrücke zuerst bei den Soldaten oder bei den Gaunern und Kunden gebraucht worden seien.[2]) Beide Ansichten sind aber nicht ganz zutreffend, denn in den meisten Fällen läßt sich das erste Auftreten der fraglichen Bezeichnungen recht wohl bestimmen und damit zugleich ihre ursprüngliche Zugehörigkeit zur Soldaten- oder zur Gauner- und Kundensprache nachweisen.

Über die Beziehungen der alten sog. Feldsprache des 16. und 17. Jahrhunderts zum Rotwelsch der Gauner haben uns schon Horns Forschungen den nötigen Aufschluß gebracht. Wie besonders aus den Werken von Klein („Kriegs-Institution" 1598) und Moscherosch („Gesichte Philanders von Sittewald", 1640) hervorgeht, ist jene Feldsprache fast ganz identisch mit dem damaligen Rotwelsch gewesen, eine uns heute befremdende Tatsache, die sich aber unschwer aus der engen Interessengemeinschaft erklärt, die in damaliger Zeit zwischen den „gartenden" (d. h. bettelnden und plündernden) Landsknechten und den gewerbsmäßigen Verbrechern bestand (vgl. Näh. noch bei Horn, S. 11). Später, besonders seit Einführung der stehenden Heere, wurde dann dieser unerfreuliche Zusammenhang zwischen Kriegern und Gaunern wieder gelöst, und wir dürfen daher bei den heutigen Übereinstimmungen unserer Soldatensprache mit dem Rotwelsch keineswegs schon ohne weiteres auf eine fortlaufende Überlieferung bis zu den Zeiten der Landsknechte schließen. Vielmehr ist es im großen ganzen gewiß richtig, wenn man mit Horn (S. 12) annimmt, daß solche ursprünglichen Gaunerwörter — sei es nun „durch Vermittlung der Feldsprache oder direkt in die Volkssprache und aus dieser dann zum zweiten Male in die Soldatensprache" übergegangen sind. Zu sondern davon sind dann wieder jene — gar nicht seltenen — Fälle, wo die Volkssprache (sei es die allgemeine oder die mehr mundartlich gefärbte) als die ursprüngliche, gemeinsame Quelle für die Übereinstimmungen in der Soldaten- und Gaunersprache zu betrachten ist, während eine kleinere Zahl in beiden Gruppen gleichmäßig vorkommender Wörter auch speziell studentischer Herkunft ist.

Vor allem aber ist schließlich noch hinzuweisen auf den (von Horn noch nicht genügend gewürdigten) Einfluß der (nur als ein jüngerer Sproß des

1) So z. B. bei J. Meier 3, doch will diese Zusammenstellung wohl keinen Anspruch auf Vollständigkeit erheben. Auch ist dem Verf. dabei insofern ein Irrtum untergelaufen, als er Karo = Fleisch als gemeinsames Wort der Soldaten- und Gaunersprache anführt, denn im Rotw. kommt diese Form m. W. nicht vor (sondern nur Carne, Kärner u. ä. [vgl. G.-A. 43, 63, A. 1]), während sie bei den Soldaten nur die Bedeutg. „Brot" (nicht: Fleisch) hat (vgl. Näh. bei Imme 106).

2) So z. B. Artur Streich in der „Liller Kriegszeitung" vom 18. Febr. 1918.

Rotwelsch erscheinenden) Kundensprache auf die Ausdrucksweise des Soldaten. Da ja auch die sog. „Walzbrüder" ihre Dienstpflicht beim Heer erfüllen mußten, so ist gar manches Kraftwort ihres Jargons in den Kasernen haften geblieben[1]), ebenso wie denn auch umgekehrt der „Reservemann" später seinen „Kollegen" von der Landstraße allerlei Soldatisches zu übermitteln pflegte. Spielen doch — wie hier nur beiläufig kurz bemerkt sei — allerlei militärische Sachausdrücke (wie namentlich Bezeichnungen nach Dienstgraden oder Truppengattungen) auch in dem Wortschatz der Kundensprache eine nicht unbedeutende Rolle.[2]) Aber auch manche unmittelbaren Entlehnungen aus der Soldatensprache im e. S. hat das Kundendeutsch sowie auch das Rotwelsch — und zwar dieses zum Teil schon in älterer Zeit — aufzuweisen. Nur ist es dabei nicht selten geschehen, daß die äußerlich gleichlautenden Vokabeln eine andere — dem Gedankenkreise des Gauner- und Stromertums näherliegende — Bedeutung erhalten haben, wie dies übrigens auch umgekehrt bei der Übernahme von Gauner- und Kundenwörtern in die Soldatensprache in analoger Weise zu beobachten ist. Nach allen diesen verschiedenen Gesichtspunkten ergibt sich nun leicht die Sonderung und Ordnung der einzelnen Fälle. In der folgenden Übersicht ist jedoch — aus Zweckmäßigkeitsgründen — die Beeinflussung der Gauner- und Kundensprache durch Soldatenwörter — als die bei weitem geringere — vorangestellt vor der sehr viel umfangreicheren Gruppe der soldatischen Entlehnungen aus dem Rotwelsch und der Kundensprache.

---

1) Dies betont bes. auch Imme 7 im Anschluß an Bächt. 57 nach dem Bericht eines Schweizer Soldaten („In unserer Kompanie war den ganzen Winter 1914/15 ein Füsilier, ein intelligenter Tunichtgut, der auf Schusters Rappen die halbe Welt durchquert hatte. Es ist erstaunlich, wie sich die ganze Kompanie seine Spezialausdrücke aneignete." Es folgen dann Beispiele von Ausdrücken aus der Kundensprache).

2) Das gleiche gilt zum Teil auch von der (neueren) Gaunersprache. Vgl. dazu auch A. Streich, Militärwörter in der Gaunersprache (und in der volkstümlichen Arzneisprache), in der „Liller Kriegszeitung" v. 18. (u. 21.) Febr. 1918, der aber auch vieles nicht hierher Gehörige herangezogen hat, wie z. B. Dolman = Galgen, das gar nichts mit der gleichlautenden Husarenjacke zu tun hat, sondern hebr. Ursprungs ist (vgl. G.-A. 38, 242). Als Beispiele können dagegen bes. genannt werden: 1. für Personen: Kadetten = Anfänger im Vagabundentum, alter Kadett = schon erfahrene Landstreicher, Bruchkadett = ein Zerlumpter, Rheinkadetten = Pennbrüder in rheinisch. Städten, Kuhstallfähnrich = Stallmagd, Hobeloffizier = Tischler, Besengarde = Straßenkehrer, Tochesulan = Homosexueller; 2. für Tiere: Korporal = Bock (wohl als „Leitbock" gedacht, auch schon in d. Gaun.-Spr. seit 1812), Seesoldat oder Seekadett = Hering (vgl. den Text unter lit. D, I), schwarze Dragoner = Flöhe (vgl. den Text unter lit. A, III); 3. für Sachen: Flinte = Schnapsflasche (vgl. den Text), Küraß = Zwangsjacke, und die Abstufungen der Schnapsquantitäten nach militär. Chargen: Unteroffizier, Wachtmeister, Rittmeister; 4. für e. abstrakten Begriff: Dalles ist Rittmeister = der Geldmangel ist sehr groß.

A. Einfluß der Soldatensprache auf Rotwelsch und Kundensprache.[1])

I. Bereits aus **älterer Zeit** stammende Ausdrücke der Soldatensprache, die aus dieser in die Gaunersprache übergegangen sein dürften[2]): 1. Schon bei A.-L. III, 125/26 findet sich eine Reihe solcher Bezeichnungen angeführt, nämlich: a) für Truppengattungen (in alphabet. Folge): Grünspecht = Jäger (fast allgemein; nach Maußer 13 jedoch jetzt = Feldgendarm); in der Gaun.-Spr. seit 1812; vgl. G.-A. 55, 179. Lachen- oder Latenpatscher = Infanterist (Horn 32 [1. Form], Hochst. 26 u. Bisch. 110 [2. Form], Imme 25 [beide F.]); in der Gaun.- u. Ku.-Spr. in der 2. Form seit A.-L. 564; vgl. G.-A. 47, 216. Laubfrosch = Jäger (fast allgemein; bei Imme 29 auch: grüner Husar); in der Gaun.-Spr. schon seit 1753 (auch wohl für Förster oder Feldhüter); vgl. G.-A. 55, 181. Sandhase = Infanterist (allgemein; auch Bächt. 58); in der Gaun.-Spr. seit 1812; vgl. G.-A. 55, 160. Trampeltier = (bayr.) schwerer Reiter (Horn 30; Imme 29); in der Gaun.-Spr. seit A.-L. 616 (auch = Kavallerist überh.); vgl. G.-A. 55, 162. — Über Küchendragoner im Sinne von „Küchenmannschaft" (Feldkoch) (s. Horn 54; Hochst. 71, Nr. 1), ursprünglich (Ende d. 17. u. Anf. d. 18. Jahrh.) ein Amtstitel bestimmter Dragonerregimenter, die den Dienst beim Hofstaat versahen, der dann aber auch auf weibliches Küchenpersonal schlechthin überging und daher noch heute in der allgemeinen Volks-, Studenten- und Kundensprache (s. Ostw. 91) für eine (derbe) Köchin gebräuchlich ist, s. Näh. bei Klenz 78 verbd. m. G.-A. 54, 319/20. b) Für persönliche Eigenschaften und Verhältnisse: Blechseppel = Dummkopf, Gimpel (Horn 136; Imme 71); in der Gaun.-Spr. seit A.-L. 525; vgl. G.-A. 51, 135, A. 2. Haut = Geliebte der Soldaten (Horn 130; Hochst. 85; Imme 75); in der Gaun.-Spr. seit A.-L. 548 (allgemein für „Frauenzimmer" u. dgl.); vgl. Näh. G.-A. 56, 52. Spinnhase = Feigling, Drückeberger (Horn 14; Imme 127); in der Gaun.-Spr. seit A.-L. 610; vgl. G.-A. 55, 139, A. 2 sowie zur Etymologie: Bisch. 83. — Über die gleichfalls schon bei A.-L. III, 126 als soldatisch bezeichneten Ausdrücke schuften gehen = verraten, angeben und selchen = rauchen, die aber wohl besser dem Rotwelsch als Originalwörter zuzuweisen sind, s. Näh. unten im Abschn. D. Ebenfalls schon bei A.-L. (zwar nicht III, 126, aber IV, 596) ist endlich als Soldaten- (und dann auch Gauner-) Wort erwähnt noch: Scharermeister = Geizhals (zu scharren = sparen); vgl. G.-A. 50, 147, A. 3.

2. Dazu treten noch folgende von Horn als ältere Soldatenwörter betrachtete Ausdrücke: blaue Bohnen = Gewehrkugeln, Patronen (ziemlich allgemein; auch Bächt. 62); in der Gaun.-Spr. dafür zunächst nur Bohnen seit 1814 (Kl., Rotw. 317), erst später (A.-L. 526) auch blaue Bohnen. Nach Horn 66, A. 1: grote Bohnen schon im Munde Friedrichs des Großen. Kahn = Bett (fast allgemein; auch Bächt. 62); ebenso in der modernen Kunden-Spr. (s. Schütze 72). Nach Horn 100, A. 4 vielleicht (Anfang des 19. Jahrh.) aus französ. lit de champ, im Niederd. „lütte Kahn" entstanden und dann also wohl soldatischer Herkunft, was jedoch sehr gewagt erscheint; vgl. (über andere Etymol.): Bisch. 37. Pfeffer, in der Redensart: es gibt Pfeffer, d. h. es droht ein feindlicher Feuer-

1) Nur bei Horn angeführte, mithin heute im wesentl. als veraltet zu betrachtende Ausdrücke sind sowohl in diesem Abschnitt als auch in allen folgenden (B-D) grundsätzlich außer Betracht geblieben.

2) Leider fehlt es an bestimmten Angaben über das erste Auftreten dieser Wörter in der Soldatensprache, so daß bei einzelnen derselben, die auch im Rotw. schon verhältnismäßig früh begegnen (wie z. B. Laubfrosch schon im 18., Grünspecht und Sandhase zu Anf. des 19. Jahrh.), die soldat. Priorität zweifelhaft sein kann.

überfall (Hochst. 45; in allgemeinerem Sinne [Kugeln] bei Imme 126; vgl. auch schon Horn 567 u. A. 7: Pfefferkörner = Kanonenkugeln und pfeffern = schießen, in Zus. auch bei Maußer 34, 35). Nach Horn, a. a. O. Pfeffer wohl soldatisch, schon 1525 in einem alten Liede. Im Rotw. tritt das Zeitw. pfeffern (und zwar für „laden") früher — bei Mejer 1807 (285) — auf als das Stammw. Pfeffer (für „Pulver"), das sich m. W. zuerst bei Christensen 1814 (315) findet. Spieße = Geld (Horn 36; Imme 96). Nach Horn, a. a. O., A. 12 schon 1548 als soldatisch nachweisbar, erst später studentisch (s. dazu jetzt übrigens auch Fabricius in der Z. f. deutsche Wortforschg. III, 100); in der Gaun.-Spr. seit Anfg. des 19. Jahrh. für einzelne Münzen, insbes. das Sechskreuzer- und (moderner) Fünfpfennigstück. Etym.: unsicher; s. Näh. G.-A. 38, 274 verbd. m. Weigand II, 917. zoppen = stehlen (Imme 123); in dieser Form in der Gaun.-Spr. zuerst 1828 (Kl., Rotw. 365), älter zopfen (1687) oder zupfen (1750; vgl. Kl., Rotw. 168, 219), aber noch früher (1598) feldsprachlich (in der sonderbaren Verbindung Robora zopfen = „zugreifen" [Kl., Rotw. 116]) vgl. Horn 81 verbd. m. Schütze 63 u. G.-A. 47, 152, A. 1. — Zweifelhaft bleibt es mir bei den zwei Metaphern Fußlappen = Weißkohl und Schanzzeug = Eßbesteck, ob sie zuerst in der Soldaten- oder in der Gauner- bzw. Kundensprache aufgetreten sind. Beide sind bei den Soldaten (seit Horn 91 u. 89) jetzt in Deutschland fast allgemein verbreitet, Fußlappen begegnet als Kundenwort zuerst in Ku. III, 425 (vgl. Schütze 69), Schanzzeug als Gauner-ausdruck schon bei A.-L. 586, während Angaben über den Gebrauch beider Wörter bei den Soldaten (vor Horn) fehlen.

II. Folgende, durchweg erst in **neuerer Zeit** aufgekommene, meist ziemlich weitverbreitete Soldatenausdrücke finden sich namentlich in der Ostwaldschen „Rinnsteinsprache" (und zwar — ziemlich willkürlich — teils als Gaunerwörter [so bes. die unter Nr. 1], teils als Kundendeutsch [so bes. die unter Nr. 5]) aufgeführt, während sie seltener auch in einigen anderen Sammlungen der Gaunersprache usw. (z. B. bei Pollak, Rabben u. a.) begegnen[1]): 1. Für Truppengattungen und militärische Dienstbezeichnungen: a) Infanteristen: Backzähne, Kilometerschweine, Sandlatscher, Stoppelhopser; b) Feldartilleristen: Knalldroschkenkutscher; c) Husaren: Bindfadenjungen, Leuchtkäfer (eigentlich nur rote H.); d) Ulanen: Krötenspießer, Paddenstecher, reitende Laternenanzünder; e) Kürassiere: Mehlsäcke; f) Pioniere: Maulwürfe, Wasserratten; g) Trainsoldaten: Chausseeeinnehmer, Zwiebackkutscher; h) Spielleute: Spielhengste oder -möpse; i) „Eisenbahner": Schwellenträger; k) Proviantbeamte: Mehlwürmer; l) Militärgerichtsrat (früher „Auditeur"): Oberverdachtschöpfer (in der Gaun.-Spr. auch: Staatsanwalt; vgl. auch Klenz 16). — Die soldatische Bezeichnung Tintenkuli für einen (Militär-)Schreiber findet sich als Gauner-wort m. W. nur bei Rabben 77 (für „Schreiber" schlechthin) neben dem einfacheren Kuli, das auch Ostw. (90, für „Schreibergehilfe") hat. Über eine andere soldatische Bedeutung von Kuli s. noch weiter unten (Nr. III). 2. Waffen und Geschosse: a) Gewehr: Latte (auch bei Pollak 221); Nebenbedeutung auch „Säbel, Degen"; s. darüber Näh. G.-A. 51, 140 und Bisch. 5 (unter „August mit der Latte") verbd. m. Hochst. 33, Imme 21 und Maußer 15 u. 85, A. 64; b) Platzpatrone: Knallbonbon. 3. Sonstige militärische Ausstattungsstücke: a) Fahne: Bataillons- oder Hurraknüppel; b) Achselstücke des Leut-

1) Wo dies der Fall, ist es besonders bemerkt, während für das Vorkommen der Vokabeln bei Ostwald auf Angabe der Seitenzahl i. d. R. verzichtet wurde.

nants: Sternwarten; c) Orden: Fettflecke; d) Stiefel: Kindersärge, Langschäfter; vgl. auch Quadratlatschen, das jedoch bei Ostw. (Ku.) 119, Nr. 2 enger durch „große Stiefel" wiedergegeben ist. 4. Militärischer Dienst: jemandem die Eier schleifen = ihn im Dienst drillen; Gehirnrevision = Instruktionsstunde. Zu vgl. auch noch Kriegskasse = Buckel (wenn einer im Dienst nicht geradesteht). Auch die in der neuesten Gaunersprache wohl gebrauchte ironische Bezeichnung Erholungsheim = Gefängnis (s. Deutsche Strafr.-Ztg. III [1916], 408) dürfte an soldatische Vorbilder angeknüpft haben, vgl. z. B. bei Bächt. 62: Erholungsheim für Schwergeprüfte = Arrest, und schon bei Horn 122: in Erholungsurlaub gehen = in Arrest kommen (neben dem Syn.: ins Gebirge gehen, das auch bei Ostw. [56] wiederholt ist). 5. Speisen und Getränke (in alphabet. Folge): Elefantensuppe = Reissuppe, Filzlaussuppe = Grießsuppe, Gamaschenknöpfe = Linsen, Kälberzähne = Graupen, Krokodilfleisch = Rindfleisch, Puparsch = dunkles leichtes Bier, Regenwürmer = Nudeln, Scheibenkleister = Mehlsuppe, Schießbaumwolle = Sauerkraut. Vgl. im Anschluß hieran auch noch: Soldatenhonig = Rizinusöl. — Zweifelhaft könnte vielleicht die Priorität der Soldatensprache erscheinen bei Bienen oder Bruchbienen = Soldatendirnen, das übrigens bei Ostw. (22) als Dirnenausdruck charakterisiert ist, während nach Pollak 207 in der Wiener Gaun.-Spr. Biene ein „Frauenzimmer" schlechthin bedeutet. Über das Wort Bruch in der Ku.-Spr. s. bei Schütze 65; vgl. oben S. 132, A. 2: Bruchkadett.

III. Nur in (mehr oder weniger) **abweichender Bedeutung** sind folgende soldatensprachliche Ausdrücke auch von den Gaunern und Kunden übernommen worden: Athletenfutter = Reis (Horn 90; Hochst. 55), in der Ku.-Spr. (nach Ostw. 14) = Heringe mit Kartoffeln. Blitzableiter = Helm (Horn 67; Hochst. 10; Imme 114), in der Gaun.-Spr. (seit A.-L. 526) sowie in der Ku.-Spr. (Schütze 64) = Gendarm (Polizist), als pars pro toto, wie das Syn. Pickelhaube; vgl. G.-A. 56, 68.[1]) Fußlatscher = Infanterist (fast allgemein), in der Ku.-Spr. (seit III, 428) = Gendarm; vgl. G.-A. 47, 215. Knarre = Gewehr (allgemein, auch Bächt. 60), in der modernen Ku.-Spr. = Revolver; vgl. G.-A. 51, 310. Kracheisen = Gewehr (Horn 65; Imme 115; Maußer 25), in der modernen Ku.-Spr. (nach Ostw. 87) gleichfalls = Revolver. Kuli = Matrose (bei der Marine, nach Horn 38, Hochst. 63 und Imme 41), in der Gaun.-Spr. (nach Rabben 77 u. Ostw. 90) = Schreiber, Schreibergehilfe; s. auch schon oben II, 1 bei Tintenkuli. Schlunz = 1. Früh- oder Abendsuppe (Ostpreußen); 2. Kaserne (Westpreußen); 3. Lazarett (Marine); 4. Küchenmannschaft (selten, für Schlunzmichel u. ä.). Bedeutung 1 und 2: bei Horn 86 und Hochst. 71 Nr. 1 und 2; nur Bedeutung 1: bei Imme 20 und 105 (auch Lazarettkost); Bedeutung 3: nur bei Hochst. 71, Nr. 3; Bedeutung 4: nur bei Imme 20. In der Gaun.-Spr. (nach Rabben 119 u. Ostw. 132) nur (in Verengerung der Bedeutung 1) = Gefängnisessen. Vgl. auch Schlunzhammel = Gefängniskoch als Analogie zu dem soldatischen Schlunzmichel (s. oben); zur Etym. s. D. W.-B. IX, 837/38. Spatz = die tägliche Fleischportion (fast allgemein, auch Bächt. 63), in der Ku.-Spr. nach Schütze 92 nur das in Gefängnissen verabreichte Fleisch, etwas allgemeiner dagegen bei Ostw. (Ku.) 145. Spieß = 1. Säbel, Degen; 2. Feldwebel, als pars pro toto (beides fast allgemein), in der Gaun.- u. Ku.-Spr. = 1. Gendarm; 2. Staatsanwalt;

1) Derselbe Bedeutungswechsel liegt auch noch vor bei Gewittertulpe = Helm (Imme 114 [vgl. weiter unten das Syn.: Tulpe]), in der Ku.-Spr. ebenfalls = Gendarm (wofür ich jedoch einen gedruckten Quellenbeleg augenblicklich leider nicht zur Hand habe).

s. Schütze 92 u. G.-A. 56, 71. Tulpe = Helm (Horn 67; Imme 114), in der Ku.-Spr. (nach Ostw. 153 [Syn. auch: schwarze T.]) = Zylinderhut. Vater Philipp = Arrestlokal (in Deutschland ziemlich allgemein), in der Ku.-Spr. nach Ostw., R.-L. III, 37 dagegen = Gefangenwärter, also wieder Annäherung an den Ursprung des Ausdrucks nach dem Namen eines bestimmten Arrestverwalters (vgl. Horn 121). — Vielleicht könnten als ursprünglich soldatische Bezeichnungen mit leichterem Bedeutungswechsel bei Gaunern oder Kunden hier auch noch angereiht werden: Kalefaktor = (nicht zur Wachmannschaft gehöriger) Diener auf der Wache (Imme 83; vgl. auch schon Horn 38: gleichbed. Kalfaz und im 18. Jahrh.: Kalefaktor = Offiziersbedienter), in der Ku.-Spr. (selten) = Gehilfe des Herbergsvaters, Handlanger (s. z. B. H. Wocke in den „Mitt. der Ges. f. schles. Volkskunde", Bd. 19 [1917], 252). Etym.: vom lat. calefacere = erwärmen, heizen. Rumfutsch = 1. schlechtes Essen, bes. Arrestkost (Horn 92; Hochst. 156; Imme 105); 2. Kasernenessen überhaupt (Bisch. 112; Imme 100); 3. ein bestimmtes Gericht (in Ostpreußen, s. Näh. bei Imme 111), in der Ku.-Spr. = Gefängnissuppe, bestehend aus einem Gemisch von Hülsenfrüchten u. dgl., so z. B. Ostw., R.-L. III, 112, 118. Etym.: doch wohl nach der bekannten Rumfordschen Suppe (?). Schwenker = Offiziersbursche (Horn 36 [vgl. 86: Kasinoordonnanz]; Hochst. 30, 72, Nr. 1; Imme 159), in der Ku.-Spr. (z. B. Ostw. 141) = Kellner (Syn.: Serviettenschwenker); vgl. G.-A. 42, 74. Zwirn = großer Diensteifer (Horn 76; Imme 78; Maußer 42), in der Wiener Gaun.-Spr. (nach Pollak 207) = 1. Angst; 2. Plage. Vgl. dazu übrigens auch bei Horn, a. a. O. das Zeitw. zwirnen = sich anstrengen, aber auch: Angst haben. — Mit gleichzeitiger geringer Veränderung der Form erscheint das — gewiß zuerst soldatische — bimsen (eigentlich „mit Bimsstein reinigen") = 1. putzen (Horn 75, A. 5; Bisch. 105, Nr. 1; Imme 82); 2. im Dienst drillen (Horn 75; Bisch. 105, Nr. 2; Imme 77) als gaunersprachlich verbimsen = mißhandeln bei Rabben 135 und Ostw. 160 (vgl. ebdas. [R. 25; O. 23] Bimse = Schläge, das auch volkstümlich in verschiedenen Mundarten ist). — Zuweilen sind Metaphern der Soldatensprache nur in analoger Weise in der Gaun.- u. Ku.-Spr. nachgebildet worden. Man vgl. z. B.: braune Husaren = Flöhe (Horn 106; Hochst. 81; Imme 93) mit dem gleichbedeutenden schwarze Dragoner in der Gaun.-Spr. seit A.-L. 609 (s. auch G.-A. 56, 49) und Pistole = Feldflasche (Horn 91; Hochst. 57; Imme 118) mit Flinte = Schnapsflasche (nach Rabben 50; Ostw. [Ku.] 51); vgl. auch oben S. 132, Anm. 2.

B. Übereinstimmungen zwischen Soldaten- und Gauner- oder Kundensprache, die auf die (ältere) Studentensprache als gemeinsame Quelle zurückgehen[1]).

abfassen = erwischen (Imme 87), in der Gaun.-Spr. zuerst 1847 (Kl., Rotw. 373 [= verhaften]), studentisch schon 1831. brummen = im Arrest sitzen (Horn 120; Hochst. 36), in der Gaun.-Spr. seit A.-L. 527, studentisch schon 1846. Moneten = Geld (Imme 96), in der Gaun.- u. Ku.-Spr. erst in neuerer Zeit (s. Schütze 80; vgl. G.-A. 33, 273), studentisch schon 1781. Möpse = Geld (Imme 96), in der Gaun.-Spr. erst in neuerer Zeit (s. G.-A. 33, 316), studentisch schon 1749. Pechhengst = Schuster (Horn 38; Imme 45), in der Ku.-Spr. seit III, 427, studentisch schon 1835; vgl. auch G.-A. 54, 337 u. Anm. 1. Plempe = Säbel, Degen (Horn 68; Hochst. 10; Imme 116), in der Ku.-Spr. erst in neuerer Zeit (z. B. Ostw. 116), studen-

1) Die Angaben über das erste Auftreten der Wörter in der Studentensprache sind hauptsächl. Kluges „Studentensprache" entnommen, wo ja das Nähere leicht nachzuschlagen ist. Vgl. hierzu auch J. Meier 8.

tisch schon im 18. Jahrh. verdonnert werden = bestraft werden (Imme 88), in der Ku.-Spr. seit III, 429 (= das Urteil empfangen; vgl. Schütze 97), studentisch schon 1831 (zu einem Strafquantum beim Kommers verdonnert werden; vgl. auch Fabricius u. Z. f. deutsche Wortforschg. III, 101). Zugleich eine Bedeutungsverengerung in der Gauner- u. Ku.-Spr. zeigt sich bei: Schiff = Postsendung aus der Heimat (Horn 106; Hochst. 8), in der Gaun.- u. Ku.-Spr. spezielle Sendung an einen Häftling (s. Pollak 229; Ostw., R.-L. III, 71), studentisch (für Brief- und bes. Geldsendung) schon 1825.

C. Übereinstimmungen zwischen Soldaten- und Gauner- oder Kundensprache, die zurückgehen auf unsere volkstümliche Umgangssprache (im allgemeinen (I) oder im Gebrauch der Mundarten (II)).

I. Aus der Volkssprache im allgemeinen stammen her[1]): Däz = Kopf (Imme 102), in der Ku.-Spr. zuerst III, 425; bei Genthe 12: Döz. Etym.: vom franzöf. tête; vgl. auch Weber-Gü. 174.[2]) einlochen = in Arrest stecken (Horn 120; Hochst. 36), in der Gaun.-Spr. z. B. bei Rabben 85. einspinnen = in Arrest stecken (Horn 120; Hochst. 136), für die Gaun.-Spr. s. z. B. Jäger in G.-A. 17, 264 u. Ostw., R.-L. III, 16 (hier dialekt.: inspunnen). Fips = Schneider (Hochst. 29), für die Gaun.- u. Ku.-Spr. s. z. B. Rabben 48 u. Ostw. (Ku.) 49; Grundbedeutung eigentlich „kleiner Kerl", vgl. G.-A. 42, 12, 13. Glimmstengel = Zigarre (Imme 99), für die Gaun.-Spr. s. z. B. Rabben 37 u. Ostw. 60; vgl. Weber-Gü. 190. Klappe = Bett (Horn 100; Hochst. 13; Imme 92), für die Gaun.- u. Ku.-Spr. s. Schütze 79 (i. Plur. = schlechte Betten), allgemeiner bei Ostw. (Ku.) 81 und R.-L. III, 103. Loch = Arrestlokal (Horn 9, 121; Imme 88), in der Gaun.-Spr. seit A.-L. 565 (= Gefängnis). Für die Gemeinsprache s. auch D. W.-B. VI, 1093. Müllerflöhe = Läuse (Horn 106; Hochst. 81, vgl. 61), für die Gaun.- u. Ku.-Spr. s. Pollak 224; Schütze 80 und Ostw. (Ku.) 106. Nach W. Heynen in der „Deutschen Rundschau", Okt. 1916, S. 14 schon im Dreißigjährigen Kriege allgemein volkstümlich. schuften = putzen, auch überhaupt anstrengende Arbeit verrichten (Imme 82), auch in der modernen Ku.-Spr. für „sich schinden" bzw. „arbeiten" überhaupt (s. Ostw. 139 u. R.-L. III, 139; G.-A. 59, 283). Zur Etym. s. Weigand II, 796 verbd. m. D. W.-B. IX, 1837. Teigbildhauer = Bäcker (Bächt. 58), auch in der modernen Ku.-Spr. (s. Ostw. 153); für die Volkssprache s. u. a. Keller 69; vgl. G.-A. 54, 313 sowie unten (Ziff. II): Teigaffe. Auch in dieser Gruppe zeigt sich bei einzelnen Wörtern (teils in der Soldatensprache, teils in den Geheimsprachen) zugleich ein geringer Bedeutungswechsel gegenüber der Volkssprache, so bei: Giftmischer = 1. Sanitätssoldat; 2. Pionier (Imme 33 u. 132), in der neueren Ku.-Spr. = 1. Arzt; 2. Apotheker; 3. Destillateur (s. Näh. G.-A. 54, 170; volkstümlich bes. für Apotheker (s. Klenz 4). Holzwurm = Zimmermann (Hochst. 64 [bei der Marine]), in der Gaun.-Spr. (seit 1820) nur „Tischler, Schreiner" (vgl. G.-A. 56, 46); in ungefähr gleicher Bedeutung schon alte Handwerksschelte (z. B. bei Hans Sachs), s. Keller 22, 33. Rotz = schlechtes Essen (Imme 105), in der Ku.-Spr. (Ostw. 124): im Rotz sein = in der Kleidung herabgekommen sein, volkstümlich Rotz etwa = Dreck, eigentlich bes. Nasenschleim (Näh. s. Weigand II, 614). Wimmerholz = Mandoline (Hochst. 11; Imme 102), in der Gaun.-Spr. dagegen = Orgel oder „Leierkasten" (s. Rabben 140 u. Ostw. 167); volkstümlich = Zither, Guitarre

1) Soweit für diese Ausdrücke als Volkswörter keine besonderen Literaturangaben hinzugefügt sind, finden sie sich sämtlich bei Genthe, Deutsches Slang.

2) Erwähnt sei hierzu, daß die Form Teet (= „Haupt") sich schon 1724 im Rotwelsch findet (s. Kl., Rotw. 184), diese aber in die Volkssprache nicht eingedrungen zu sein scheint.

(Genthe 71). Eine leichte Formveränderung tritt noch hinzu bei: verpisacken = (den Feind) gehörig schlagen (Imme 118), als Weiterbildung von pisacken, in der Ku.-Spr. (übereinstimmend mit der Volkssprache) = quälen, peinigen (s. Ostw. 11), teilweise anscheinend etwas engere Bedeutung (z. B. bes. auch: knebeln, binden) in der Gaun.-Spr. (nach Groß 484 u. Rabben 101). Etym.: unsicher (s. Weigand II, 426).

II. Volkswörter aus den Mundarten: sich aalen = 1. sich behaglich fühlen; 2. faulenzen (Horn 78; Hochst. 8; Bisch. 104; Imme 87); bei Ostw. (Ku.) 9: aalen in der 1. Bedeutung, volkstümlich in der Provinz Sachsen für die 2. Bedeutung (auch = sich rekeln) nach Bruns 5. Etym.: wohl unsicher.[1]) Gelbfüßler = 1. Württemberger; 2. Badener (Imme 60), für die 2. Bedeutung Ostw. (Ku.) 57; volkstümlich z. B. in Schwaben, s. Fischer III, 265, dort auch zur Erklärung des Ausdrucks; s. jedoch auch (anders) G. M. Küffner, Die Deutschen im Sprichwort (Heidelberg 1890) 82. Gore od. Gori = Geld, Sold (Horn 96 [1. Form] Imme 96 u. Bächt. 62 [2. Form]); in der schwäb. Gaun.- u. Ku.-Spr. Gore = Geld (vgl. G.-A. 63, 87, A. 20) und ebenso in der allgemeinen schwäbischen Mundart (s. Fischer III, 751 [ohne etym. Erklärung]). G'scho(o)ß = Soldatenliebste (Horn 130; Hochst. 85), auch in der schwäb. Gaun.- u. Ku.-Spr. für Freudenmädchen (s. Württ. Viertelj.-Hefte f. Landesgesch., N. F. 16, 75), in älterer Zeit dagegen nur = „weibliche Scham" (s. Kl., Rotw. 391, 398, 417), also eigentlich pars pro toto. — Ebenso in der bayr. Mundart, s. Schmeller II, 479ff. krampfen = stehlen (Imme 123), ebenso in der modernen Ku.-Spr. (s. G.-A. 59, 282), wohl zu allgemein: Krampfbruder = Gauner bei Ostw. (Ku.) 88. Mundartlich (nach Imme, a. a. O.) z. B. in Hannover und am Niederrhein, aber auch obersächs. (s. Müller-Fraur. II, 96). klauen = stehlen, stibitzen (Horn 81, Imme 123), ebenso in der modernen Ku.-Spr. (s. Schütze 75, Ostw. 81). Nach D. W.-B. V, 1033, Nr. 2 volkstümlich bes. am Niederrhein, doch z. B. auch in Berlin bekannt (H. Meyer 72, Nr. 3).[2]) Lehm und Stroh = Erbsen und Sauerkraut (fast allgemein bei Maußer 61: Str. u. L.), ebenso in der modernen Ku.-Spr. (s. Ostw. 95), im Volksmunde von Berlin aus (H. Meyer 82) verbreitet. näble = rauchen (Bächt. 64), in der Gaun.-Spr. gleichbedeutend nebeln seit 1820 (Kl., Rotw. 345) zu dem schon älteren Nebel = Rauch; volkstümlich in der schweiz. und schwäb. Mundart, s. Fischer IV, 1982, Nr. 2 verbd. m. 1977 u. Schw. Id. IV, 632, Nr. 2. Pinke = Geld (Imme 96), auch (selten) in der Gaun.- u. Ku.-Spr. (s. z. B. Bisch. 68); wohl von Berlin aus (s. H. Meyer 104) weiter im Volke verbreitet (vgl. Bruns 52). Etym. (aus d. Hebr.) s. Bisch. 68. die Platte putzen = davonlaufen (Imme 75, 128), in der Gaun.-Spr. seit Pfister 1812 (304) bis zur Neuzeit; über die deutschen Mundarten s. D. W.-B. VII, 1908; vgl. auch noch Autenr. 107. Zur Etym. s. einerseits Weigand II, 438, anderseits Bisch. 8 (aus d. Hebr. [?]). Rüsselschaber = Barbier (Hochst. 28; Bisch. 112; Imme 45), in der Ku.-Spr. z. B. nach Ostw. 125; vgl. G.-A. 42, 134; volkstümlich in südd. Mundarten (s. Klenz 14). Schneiderkarpfen = Hering (Imme 136), in der Gaun.- u. Ku.-Spr. seit A.-L. 602, vgl. Schütze 90; volks-

1) Jedenfalls schwerlich (mit Horn 78, A. 3) vom alten rotw. (sich) alchen = [weg]gehen (aus d. Hebr. [vgl. Bisch. 31]); sonst müßte es natürlich nicht in dieser Gruppe, sondern erst weiter unten im Abschn. D erwähnt werden.

2) Auch Kürbis = Kopf (Imme 102), gleichbed. in d. Gaun.- u. Ku.-Spr. (nach Pollak 221 u. Ostw. [Ku.] 91), kann hier wohl noch eingereiht werden, insofern auch in den Mundarten wohl Redensarten wie „einen Kopf wie ein Kürbis haben" u. dgl. vorkommen; s. z. B. Fischer IV, 363, Nr. 2.

tümlich z. B. in Berlin (H. Meyer 123). Spangerl = Zigarette (Horn 96; Hochst. 39, 76), ebenso in der Wiener Gaun.-Spr. (s. Pollak 231 u. allgemein wienerisch nach Schranka 137). Etym.: wohl vom ital. spagnoletta, d. h. spanische Zigarette. Stift = Kautabak (Bisch. 114; Maußer 64, 65), ebenso in der modernen Gaun.- u. Ku.-Spr. (s. z. B. Ostw., R.-L. III, 151; Bisch. 84), volkstümlich in Preußen (s. H. Frischbier, Preußisches W.-B. [Berl. 1883] II, 371), bes. auch in Berlin (H. Meyer 133, Nr. 2). Teigaffe = (Militär-)Bäcker (Imme 44; Bächt. 58), in der neueren Gaun.-Spr. z. B. nach Schütze 95 und Rabben 130; vgl. G.-A. 55, 155. Ebdas. (A. 1 u. 2) auch über die Verbreitung des Ausdrucks („fast durch ganz Deutschland und die Schweiz" [vgl. Schweiz. Id. I, 102]) sowie seine Erklärungsversuche. windig = unsicher, gefährlich, z. B. windige Ecke = stark beschossene Stellung (Hochst. 7, 22; Bisch. 115; Imme 36 [hier: Fliegerausdruck]), in der Ku.-Spr. (seit III, 424), volkstümlich z. B. in Berlin (H. Meyer 152). Wilhelm, den dicken — spielen = ein Großtuer sein (Imme 72), als Gaunerwort (d. W. = Protz, Schwelger) z. B. bei Ostw. 167, volkstümlich in Berlin (H. Meyer 151). Zaster = Geld, Löhnung (Horn 97; Hochst. 36; Imme 96), auch (für „Geld") in der neueren Ku.-Spr.: s. Schütze 100, vgl. G.-A. 33, 229. Ebdas. auch über die (unsichere) Etym. (vielleicht von zigeun. sáster = Eisen); volkstümlich z. B. in Berlin (H. Meyer 154), Provinz und Freistaat Sachsen (s. Bruns 76 u. Müller-Fraur. II, 692). Zerrwanst = Ziehharmonika (Imme 181), ebenso moderne Ku.-Spr. (s. z. B. Ostw. 170), volkstümlich z. B. in Thüringen (s. Hertel 263). — Nur in Verbindungen findet sich in der Soldatensprache der Ausdruck Marie = Geld, Sold, nämlich in dem älteren Maria Empfängnis (Horn 97) und dem schweiz. Mariahilf (Bächt. 62), beides = Soldtag, während Marie = Geld sowohl in der Wiener Gaun.-Spr. (s. Pollak 223) als auch im allgemeinen wienerischen Dialekt (Schranka 110) bekannt ist; vgl. (auch zur Erklärung) G.-A. 33, 308.

III. Zuweilen finden sich auch in dieser Gruppe allerlei **Abweichungen zwischen Soldatensprache, Geheimsprachen und Volksmundart,** und zwar: 1. nur hinsichtlich der **Form**: bei Hefti = Dorf (Bächt. 62), in der Form Heft z. B. in der schwäb. Gaun.- u. Ku.-Spr. (s. Weber-Gü. 196), ebenso in verschiedenen Mundarten (z. B. Hessen, Schwaben, Elsaß, Schweiz); s. Näh. Weber-Gü., a. a. O. und Fischer III, 1736. Etym.: Verkürzung aus „Gehöft". Laufjunge = „Tripper" (Maußer 59), ebenso auch in der mitteld. Ku.-Spr. (s. Anthrop. V, 8), während Ostw. 94 nur als Dirnenausdruck dafür Laufbursche hat, das nach Anthrop. VIII, 21 auch in der allgemeinen Berliner Mundart gebräuchlich sein soll (obwohl es bei H. Meyer fehlt), vgl. G.-A. 56, 175 Syn. in der d. Gaun.-Spr. seit A.-L. 565: Laufer (vgl. G.-A. 42, 59, A. 1). Schmöcker = Nase (Bächt. 64), in der Gaun.-Spr. seit 1814 (Kl., Rotw. 329) in der Form Schmecker, ebenso in der oberdeutschen Mundart (zu schmecken = riechen); s. ausführliche Literaturangaben bei Fischer V, 989 und 986ff. 2. Abweichungen nur **in der Bedeutung** haben: blauer Heinrich = 1. Grützsuppe; 2. Mehlsuppe; 3. Graupen; 4. Reisbrei (Milchreis); 5. dünnwässerige Suppe; 6. dünner Kakao (Bedeutung 1 u. 2: Horn 90; Hochst. 69, Nr. 1, 2; Bedeutung 3: Maußer 61; Bedeutung 4: Hochst. 55, 69, Nr. 3; Imme 110; Maußer 62; Bedeutung 5 u. 6: Maußer 63, 64); in der modernen Ku.-Spr. nur „Gefängnissuppe aus Hülsenfruchtgemenge" (Ostw. 24; vgl. R.-L. II, 96, A. 8). Die Mundarten dürften etwa mit der 1. bis 4. Bedeutung in der Soldatensprache übereinstimmen; vgl. auch noch Kluge, Unser Deutsch (2. Aufl. Leipz. 1910), 115 (= Buchweizengrütze bei den Seeleuten). Klamotten = 1. Geld

(Imme 96); 2. Kleidung, Anzug („Gelump, Siebensachen") (Bisch. 129; Imme 112). Auch in der Gaun.-Spr. kommen wohl beide Bedeutungen vor, jedoch die zweite seltener (s. z. B. Bisch. 42) als die erste (vgl. G.-A. 33, 54; noch in einer 3. Bedeutung = Hände); volkstümlich ist dagegen der Ausdruck bes. in Berlin (H. Meyer 69) für 1. zerbrochene Mauersteine; 2. ärmliche Möbel. Etym.: nicht ganz sicher, nach Bisch. 42 von böhm. klamol = „Bruchstück". Knochenmühle = 1. Turnanstalt (Horn 59); 2. mediko-mechanische Abteilung des Lazaretts (Hochst. 60; Imme 132); in der Ku.-Spr. dagegen = 1. Fabrik (Jäger in G.-A. 22, 10); 2. Arbeitshaus (s. z. B. Mönkemöller, Korrektionsanstalt u. Landarmenhaus [Leipz. 1908], 145), während die volkstümliche Bedeutung im wesentlichen der älteren soldatischen (Nr. 1) entspricht, s. z. B. (betr. Berlin) H. Meyer 73 („Turnlehrerbildungsanstalt"); wohl auch Rud. Eilenberger, Pennälersprache usw. (Straßb. 1910), 77 (= Turnhalle). spachteln = essen (Imme 104; Bächt. 57, 63 [hier auch das Subst. Spachtel = Essen]), ebenso in der modernen Ku.-Spr. (s. z. B. Schütze 92), in der Berliner Mundart dagegen etwas enger = „gut, viel und mit Behagen essen" (H. Meyer 130). Etym.: zweifelhaft, vielleicht zu Spachtel als kleines schaufelartiges Gerät (s. Näh. D. W.-B. X, 1830), das in Thüringen auch für „das breite Ende eines Löffelchens" gebraucht wird (s. Hertel 239). 3. Abweichungen **in der Form und zugleich in der Bedeutung** zeigen sich (mehr oder weniger innerhalb der 3 Sprachgruppen endlich noch bei: Cachot = Arrestlokal (Bächt. 62), in der Gaun.-Spr. z. B. bei Rabben 33 und 71 (hier Nebenf. Kaschut) und Ostw. 31, Bedeutung: „dunkler Kerker"; in den Mundarten z. B. Kascho (s. Fischer IV, 246), Gaschong (Autenr. 50) und ähnl. Kuschee (oder -schä); = Bett, besonders in der Wendung in die K. gehen = schlafen gehen (Hochst. 13; Imme 92), in der Gaun.-Spr. meist Gusch (doch auch Kusch) = Haus, in Zus. schon im 18. Jahrh., allein seit 1820 (Kl., Rotw. 192/93, 338, 340), in den Mundarten (für Bett) bes. in Formen wie Gusche (schwäb.) und Guschi (schweiz.); s. Näh. bei Fischer III, 936. Etym.: vom französ. (se) coucher. Lötkolben = rote Nase (Imme 102), in der Ku.-Spr.: Form: ebenso, Bedeutung: Nase schlechthin (Ostw. 97), in der Berliner Mundart: Letkolben in derselben Bedeutung (s. H. Meyer 83). Schabbesdeckel = Landwehrtschako (Horn 67; Imme 114), in der Gaun.-Spr. vereinzelt (1835) Schabersdeckel = Hut, s. Weber-Gü. 190. Ebdas. auch Näh. über die deutschen Mundarten, in denen die ursprünglich jüdische Bezeichnung für den am „Schabbes" (= Sabbat) getragenen Zylinderhut (s. Bisch. 73) bald für den „besten Hut", bald (umgekehrt) für einen alten, abgetragenen Hut, bald endlich für „Hut" schlechthin vorkommt; vgl. auch noch Fischer V, 636. stauchen = 1. im Dienst schinden; 2. tadeln (s. Horn 75, 137; Imme 77, 88; bei Bisch. 114 nur in der 1. Bedeutung); vgl. Staucher = schwerer Dienst (Horn 76 u. Bisch. 114 [hier auch: = Tadel]). Nach Bisch. 83 soll zwar das Wort in gleicher Form in der Gaun.- u. Ku.-Spr. für „schlagen" vorkommen, doch erwähnen z. B. Rabben 125 und Ostw. (Ku.) 147 nur die Form stauken (für „schlagen, verhauen"); vgl. Stauke = Schläge bei Ostw. (Ku.) 148. In der bayr. Mundart kommt (nach Schmeller II, 722, lit. b) stauchen für „jemandem Rippenstöße versetzen" vor, während in Berlin — neben dem Hauptw. Stauke (= Schläge, Prügel), das auch in der Provinz Sachsen bekannt ist (s. Bruns 66), — das Zeitw. stuken (für „hart aufstoßen, verhauen") lautet (s. H. Meyer 131, 135 u. 196). Zur Etym. s. Weigand II, 955. — Endlich kann in diesem Zusammenhang auch noch genannt werden: gelbe Minna = englische Gasgranate (Hochst. 44; Bisch. 110; Imme 138; Maußer 22), insofern nach Maußers Gewährsmann dafür vielleicht der Ausdruck

grüne Minna für den polizeilichen Gefangenentransportwagen herangezogen werden könnte, der sowohl in der modernen Ku.-Spr. (s. Ostw. 63) als auch in verschiedenen Städten (z. B. Dresden, Berlin) volkstümlich ist; s. H. Meyer 62; vgl. G.-A. 51, 139, A. 5.

D. **Einfluß von Rotwelsch und Kundensprache auf die Soldatensprache.**

I. **In der Form und** (im wesentlichen) auch in der **Bedeutung**[1]) übereinstimmende Ausdrücke, die aus der Gauner- oder Kundensprache in die Soldatensprache übergegangen sein dürften[2]): abbauen = 1. zurückgehen, fliehen; 2. schlapp werden (nur in der 1. Bedeutung bei Bisch. 104, auch in der 2. bei Imme 120 u. Maußer 45), in der Gaun.-Spr. in der 1. Bedeutung schon 1620 (Kl., Rotw. 142), doch öfter erst im 19. Jahrh. Etym. (aus dem Hebr.): s. A.-L. 510, 523 verbd. m. Bisch. 11. (Arrest) abreißen, d. h. absitzen (Imme 88), in der Ku.-Spr. seit III, 426. acheln oder achilen = essen (Imme 104), altes rotw. Wort, seit L. V. (53) häufig wiederholt. Etym. (aus dem Hebr.): s. Bisch. 1, 2. Affenfett = 1. Schmalz; 2. Margarine (Imme 108), in der Ku.-Spr. nur Bedeutung 1, s. Schütze 62. Asche = Geld (Imme 96), in der Ku.-Spr. seit II, 422, vgl. Näh. G.-A. 33, 250 und A. 2. Ast = Buckel (Maußer 42, 60), als Gaunerwort seit A.-L. 518 bezeugt; vgl. G.-A. 48, 339, A. 1. (ein) ausgekochter Junge = „einer, der zu allem fähig ist" (Imme 74); vgl. in der modernen Ku.-Spr. (z. B. bei Ostw. 15) ausgekocht = „raffiniert, erfahren", aber schon früher in der Gaun.-Spr. das Zeitw. auskochen in speziellerem Sinne; s. Näh. bei A.-L. 520. Bienen = bes. Läuse, doch auch Flöhe, Wanzen und Ungeziefer überhaupt (allgemein seit Horn 106; auch Bächt. 64), in der Ku.-Spr. (seit III, 424) gleichfalls sehr beliebt; vgl. Näh. G.-A. 54, 172, A. 1. Blech = Geld (Imme 96), altes Gaunerwort, zunächst (im 15./16. Jahrh.) für bestimmte kleinere Münzen, dann (bes. im 19. Jahrh.) für Geld überhaupt, ausführliche Belege s. G.-A. 33, 289/90, A. 2. den böhmischen Zirkel brauchen = „stibitzen" (Imme 123/24); auch in der modernen Ku.-Spr. böhm. Z. = Diebstahl, (s. Ostw. 26) nach der zirkelartigen Handbewegung beim Stehlen, ursprünglich (in Österreich) mit spezieller Beziehung auf die (für diebisch geltenden) Tschechen. bo(o)fen (auch pofen oder powen) = schlafen (Horn 77; Bisch. 103;

1) Auf ganz geringfügige Abweichungen in der Bedeutung (wie z. B. bei Flammer, Gallach, Greifenberger, malochen, Regenwurm, schuften, tailachen u. a. m.) ist hier nicht Rücksicht genommen worden, während Wörter mit stärkerem Bedeutungsunterschiede unter Nr. II, III u. V zu finden sind. — Nur bei Hochst. (53, 85, 86) finden sich als noch moderne Soldatenausdrücke angeführt: die auf altes, teilweise sogar ältestes Rotwelsch zurückgehenden Vokabeln Flößling = Fisch, Modell oder Wonnenberg = junges Mädchen und Schreffenbeth oder Strom = Bordell. Da sie aber sämtlich schon bei Horn als nur der alten Feldsprache angehörig bezeichnet sind, dürfte hier wohl eine Flüchtigkeit des Verf. festzustellen sein (anders anscheinend bei Windfang = Mantel, s. darüber den Text). — Bei Bergm. 19 ist als eine (vielleicht) auf die (bayrische) Gauner-Spr. (nämlich die Redensart: d'Haftl einihauen = verhaften) zurückzuführende Umschreibung für den Soldatentod genannt: „Der Boandlkramer" (etwa = „Gevatter Tod") „hat neahm d'Haftl einig'haut" (wiederholt auch von Hochst. 74); ich fand aber in gedruckten Quellen nirgends einen Beleg für das Vorkommen jener angebl. gaunersprachlichen Wendung. Übrigens stellt Bergm. a. a. O. auch noch eine andere, poetischere Erklärung der soldat. Umschreibung zur Wahl.

2) Daß einzelne dieser Vokabeln (so z. B. abbauen, Kies, Moos) auch in der Studentensprache, andere (wie z. B. acheln, Asche, Draht, Kahn, Kasten, Kittchen u. a. m. auch in der allgem. Volkssprache oder in den Mundarten anzutreffen sind, steht natürlich der Annahme ihrer Herkunft aus den Geheimsprachen nicht entgegen.

Imme 92; Maußer 67), in der Gaun.- u. Ku.-Spr. seit 1847 (Kl., Rotw. 384: pofen oder puffen). Etym.: s. A.-L. 587 (eigentlich = schnarchen). Brocken = Kleidungs- und Ausrüstungsstücke (Horn 62; Imme 112), auch in der modernen Ku.-Spr. wohl = „Kleider“ schlechthin (s. G.-A. 59, 281), nach Ostw. 29 jedoch enger die Berliner sog. „Brockensammlung“ von alten Kleidern usw. (Näh. s. das.). Draht = Geld; Löhnung (fast allgemein), in der Ku.-Spr. (seit II, 426) sehr beliebt; vgl. Näh. G.-A. 33, 284/85 und A. 3, 4. fett = betrunken (Horn 88; Maußer 66), auch in der Ku.-Spr. (s. Schütze 67). finden = stehlen (Imme 123), in der Gaun.-Spr. seit A.-L. 540; nur ähnlich stud., vgl. Kl., Stud. 99. Flammer = „Fahnenschmied“ (Imme 45), in gleicher Form (für „Schmied“ überhaupt) in der Gaun.- u. Ku.-Spr. (seit I, 421), doch schon früher (1818/20) gaunerisch als Flammert oder Flammerer; vgl. Näh. G.-A. 42, 30 u. 45. fliegen (in den Kasten, ins Loch) = in Arrest kommen (Imme 68), Syn.: hochfliegen (Bächt. 62); auch in d. Wien. Gaun.-Spr. fliegen (Pollak 211), sonst meist hochfliegen, bes. auch in der Ku.-Spr.; vgl. Schütze 71. Gallach = Feldprediger (Bächt. 58), in der Gaun.-Spr. (für „Pfarrer“ u. dgl. überhaupt) in sehr verschied. Formen seit L. V. (54), Gallach seit 1620; vgl. G.-A. 38, 225ff. Etym. (aus dem Hebr.): s. Bisch. 27. gampfen = stehlen (Imme 123), altes Gaunerwort seit L. V. (53: genffen), in der Form gampfen zuerst 1733, dann öfter ähnlich, vgl. Schütze 69. Etym. (aus dem Hebr.): s. Bisch. 27. Greifenberger = wer Fertigkeit im Stehlen hat (Imme 124), in der Gaun.- u. Ku.-Spr., bes. für Taschendieb, seit 1847 (Kl., Rotw. 378). Zur Erklärung s. Bisch. 30. Grützkasten = Lazarett (Horn 107; Hochst. 88; nach Imme 130 dagegen jetzt veraltet), in der Ku.-Spr. (seit III, 426 [= Krankenhaus]), vgl. Schütze 70 sowie unten: Kasten. Hachen = Bauern (Bächt. 62), altes Gaunerwort seit 1687, dann öfter noch im 18. und 19. Jahrh.; vgl. G.-A. 42, 2. Etym.: zweifelhaft, nach Bisch. 31 vom ahd. hag. Hanf = (Kommiß-)Brot (fast allgemein, auch Bächt. 63), in der Gaun.- u. Ku.-Spr. (seit Ku. II, 422) = Brot, auch wohl bes. Gefängnisbrot; vgl. Schütze 70. Etym.: wohl kaum (mit Bisch. 31) aus dem Hebr. hochgehen = abgefaßt werden, hereinfallen (Bisch. 108), in der Ku.-Spr. (seit II, 423) = arretiert werden; vgl. Schütze 71 und oben: hochfliegen. Kaff = Dorf (Horn 104; Bächt. 62), in der Gaun.- u. Ku.-Spr. (seit Ku. III, 426) in gleicher Form und Bedeutung, schon früher aber (seit 1820) in ähnlichen Formen; s. Näh. G.-A. 48, 329, Anm. 2. Etym. (aus dem Hebr.): s. Bisch. 37. Kahn = Arrest (Imme 84), in der Gaun.-Spr. zuerst 1847 (für „Polizeiarrest“); vgl. Weber-Gü. 169. Zur Etym. s. Bisch. 37, vgl. auch oben lit. A, I, 2 S. 135. kalte Füße haben = Mangel an Geld haben (Maußer 49), ebenso in der modernen Ku.-Spr. (s. Ostw. 183). Kasten = Arrest (fast allgemein), für Gefängnis zwar erst Ku. IV, 431, aber schon viel früher (1755) in der Gaun.-Spr. für andere Gebäude (bes. Bordell); s. Näh. Weber-Gü. 191, vgl. oben: Grützkasten. Kies = Geld (Imme 96; Maußer 49), in der Gauner-Spr. seit 1791 (noch früher [1755]: Kis = Beutel), dann sehr häufig; s. Näh. G.-A. 33, 262. Etym. (aus dem Hebr.): s. Bisch. 41. Kiste = Arrest (ziemlich allgemein, auch Bächt. 62), auch moderne Gaun.-Spr. (s. z. B. Pollak 219, Rabben 73 u. a.). Kittchen = Arrest, Gefängnis (Horn 21; Hochst. 77; Imme 88), in der Gaun.-Spr. — als Verkleinerung des noch älteren Kitte oder Kütte (= Haus, Gefängnis) — zuerst 1750: Kittgen = „Zuchthaus“; weitere Belege s. Schütze 74 und Weber-Gü. 177. Etym.: noch unsicher; vgl. auch Bisch. 42. Kohldampf (schieben) = Hunger (leiden) (allgemein; auch Bächt. 62), seltener auch Kohlendampf (s. Maußer 65), dazu zahlreiche Zus. (vgl. schon Bergm. 46) und die Ableitung Kohldampfschieber (d. h. eigentlich „Hunger-

leider") = Unteroffizier (Imme 17); Verstärkung: lausige Dämpfe schieben (Hochst. 53; Bisch. 105; Imme 105). Auch in der Gaun.- u. Ku.-Spr. (seit 1835: Kolldampf) weit verbreitet, seltener auch: Dampf (oder Kohl) schieben; vgl. Schütze 66, 75 und G.-A. 63, 27, A. 12. Etym.: noch nicht befriedigend erklärt, nach Bisch. 44 aus dem Russ. (?). Kohlrübe = Kopf (Bisch. 109), ebenso in der modernen Gaun.- u. Ku.-Spr. (s. z. B. Groß 473 u. Ostw. [Ku.] 85), vgl. unten: Rübe. Korpus (-pis, -pitz) = Korporal (Bächt. 57), ebenso vereinzelt (1835) in der Gaun.-Spr.; vgl. G.-A. 38, 264. Lehm = Brot (Bächt. 63), in der Gaun.-Spr. in dieser Form zuerst 1733, aber schon 1450: Lem und im L. V. (53): Lehem; vgl. Schütze 78 und G.-A. 43, 25, A. 1. Etym. (aus dem Hebr.): s. Bisch. 48. Leine ziehen = davon laufen (Imme 128), in der Gaun.-Spr. schon seit 1847 (Kl., Rotw. 383: zieh deine L.), auch Ku.-Spr. (seit II, 423). Zur Etym. vgl. Imme, a. a. O. machen = stehlen (Imme 123), ebenso in der Gaun.-Spr. (schon seit 1685), ausführliche Belege s. G.-A. 54, 150, A. 1, 2. malochen = schwere Arbeit verrichten (Imme 82), in der Gaun.-Spr. allgemeiner (= machen, arbeiten überhaupt), bes. beliebt das Subst. Malocher in Zusammensetzungen für Berufe, s. Näh. G.-A. 46, 289ff. Etym. (aus dem Hebr.): s. Bisch. 52, 56. Moos = Geld (Imme 96), in der Gaun.-Spr. — neben zahlreichen ähnlichen Formen — seit 1753/55, s. Näh. G.-A. 33, 264, A. 3. Etym. (volkstümliche Andeutschung aus dem Hebr.): s. Bisch. 60. Oskar, trockener — = Kommißbrot (Hochst. 36), in der modernen Ku.-Spr. = trockenes Brot (s. z. B. Ostw. 110 u. R.-L. III, 74). pennen = schlafen (Hochst. 64 [hier: Marine-Ausdruck mit etwas engerer Bedeutung]; Imme 3, 92), in der Gaun.-Spr. seit der ersten Hälfte des 19. Jahrh., jetzt bes. Ku.-Ausdruck, s. Näh. G.-A. 49, 356, A. 3. Etym.: zu Penne = Herberge, Kneipe, ein Wort unsicheren, vielleicht hebräischen Ursprungs; vgl. Bisch. 66. picken = essen (allgemein), dazu die Zus. Picknapf = Eßnapf und die Ableitung Pickus = (Mittag-)Essen; in der Gaun.- u. Ku.-Spr. gleichbedeutend picken oder bicken seit 1824, Pickus seit 1847; vgl. Schütze 83 u. G.-A. 63, 37, A. 13. Zur Etym. (deutsch): s. Bisch. 67. Plat(t)en = Geld, Löhnung (Hochst. 63; Imme 96), in gleicher Form (für „Geld[stücke]"), in der modernen Gaun.- u. Ku.-Spr. (s. z. B. Rabben 102 [hier nur mit einem t] und Ostw. 115), doch schon viel früher (neben ähnlichen Formen) für einzelne Münzen, s. Näh. G.-A. 33, 294/95, A. 4. Polizeifinger = Möhren, gelbe Rüben (fast allgemein), in der Gaun.- u. Ku.-Spr. (seit Ku. III, 427), vgl. Schütze 84. Pulver = Geld (Imme 96), in der Gaun.-Spr. seit 1847, s. Näh. bei Schütze 84 und G.-A. 33, 250/51, A. 4. Reichskäfer, deutsche — = Läuse (Bergm. 29), Syn.: russische R. (Hochst. 80); auch in der modernen Ku.-Spr. beide Formen (s. z. B. Rabben 38 u. Bisch. 71), aber auch bloß R. allein (s. Schütze 80). Regenwurm = Knackwürstchen (nur bei Hochst. 64 in einer bestimmten Speisenverbindung); für „Wurst" schlechthin altes rotw. Wort, schon seit dem 15./16. Jahrh. (s. Kl., Rotw. 20, 53), dann öfter, doch jetzt selten (vgl. noch Groß 486 und Ostw. [Ku.] 121). Rübe = Kopf (Imme 102), ebenso in der modernen Gaun.- u. Ku.-Spr. (s. Rabben 112 u. Ostw. [Ku.] 124), vgl. oben: Kohlrübe. rücken = davonlaufen, fahnenflüchtig werden (Horn 114; Imme 127), in der Gaun.- u. Ku.-Spr. seit 1847 (Kl., Rotw. 385: = „sich entfernen, fortlaufen" u. dgl.), neuerdings in engerer Bedeutung, s. Ostw. 124. Sackratten = Filzläuse (Imme 94), ebenso in der modernen Ku.-Spr. (s. Schütze 86). schicker = betrunken (Imme 98), in der Gaun.- u. Ku.-Spr. seit 1755, vgl. G.-A. 43, 38, A. 2. Etym. (aus dem Hebr.): s. Bisch. 78. einen schmettern = einen trinken (Imme 97), ebenso in der Ku.-Spr. (seit III, 424 [„Schnaps trinken"]). schmoren = trinken (Horn 88

[ein Glas Bier trinken]; Hochst. 57; Bisch. 113 [tüchtig trinken]; Imme 97 [wie Horn]; Bächt. 63), dazu: beschmort = betrunken (Horn 88; Imme 98); auch in der Ku.-Spr. (seit II, 423) schmoren, meist allgemein = trinken (spezieller „Schnaps trinken" in Ku. IV, 433) und beschmort = betrunken. Etym.: nach Bisch. 79 aus dem Hebr. (?); anders: D. W.-B. IX, 1110, Nr. 5. Schnalle = Suppe (Bächt. 63, auch in Zus.), im Rotw. seit 1733, im 19. Jahrh. bes. in schwäb. Quellen, vgl. G.-A. 64, 337, A. 511, ebendas. auch über die Etym. (zu mundartl. schnallen = „geräuschvoll schlürfen"). schöchern = trinken (Imme 97), altes rotw. Wort seit L. V. (53), später in verschiedenen Variationen; s. Näh. G.-A. 43, 37, 38 und A. 2. Zur Etym. (aus dem Hebr.) vgl. auch Bisch. 74. schwächen = trinken (Horn 88; Imme 97), ebenso in der Gaun.-Spr., wo es schon 1608 in der Form schwechen bezeugt ist; s. Näh. bei Schütze 91 u. G.-A. 43, 42ff. Zur Etym. (gleichsam Andeutschung aus dem Hebr.) s. auch Bisch. 81. Schwimmling = 1. Fisch; 2. Hering (Hochst. 53; bei Bisch. 113 nur 1. Bedeutung), in der Ku.-Spr. (seit III, 428) = Hering, s. Schütze 91 und G.-A. 46, 314, A. 1 (in der Gaun.-Spr.: Schwimmerling = Fisch). schuften oder schuften gehen = Angeber sein (Horn 81; Imme 90); obwohl auch schon von A.-L. III, 126 als Soldatenausdruck angeführt (s. oben S. 133), doch wohl noch früher im Rotw.; s. schon Hildburgh. W.-B. 1753ff. (231: schuffen = „bekennen"), später auch schuften (gehen) (s. A.-L. 599, der das Wort unmittelbar vom deutsch. „Schuft" herleitet, vgl. auch D. W.-B. IX, 1837). Seesoldat = Hering (Imme 109), trotz des militärischen Aussehens der Metapher doch wohl zunächst eine Schöpfung der Ku.-Spr.; s. Schütze 91 (das. auch das Syn. Seekadett; vgl. G.-A. 56, 50 u. oben S. 132, A. 2). selchen = rauchen, Selcher = Pfeife (Horn 96; Hochst. 40; Imme 100). Auch dieser Ausdruck ist schon von A.-L. III, 126 als soldatisch bezeugt (s. oben S. 133), doch noch früher wohl in der (Wiener) Gaun.-Spr. nachweisbar, als Nebenform zu dem gleichbedeutenden serchen oder sarchen(en), eigentlich „stinken", das aus dem Hebr. stammt (vgl. A.-L. 594, 607 u. Bisch. 84 verbd. m. G.-A. 51, 149, A. 3), nicht also etwa zu dem bekannten bayr.-österreich. selchen = „räuchern, einpökeln". Seppel = Bayer (Imme 59), ebenso in der modernen Ku.-Spr. (s. Ostw. 143), Eigenname (Kurzform von Joseph) als Gattungsname; vgl. G.-A. 51, 155, A. 2. Sommerfrische = Arrestlokal (Bächt. 62), für „Strafanstalt" auch z. B. in der Wiener Gaun.-Spr. (s. Pollak 231). tailachen = marschieren (Imme 120), in der Gaun.-Spr. seit Mitte des 19. Jahrh. te(i)lechen = (fort) gehen (zu einem bestimmten Ziel), dann seit Ku. III, 429: tailachen, zunächst = „große Strecken schnell zurücklegen", auch = „ausreißen, fliehen". Zur Etym. (aus dem Hebr.) s. Näh. bei Steinschneider in seiner „Hebr. Bibliographie" VIII (1865), 114. Teewinde = Lazarett (Imme 140), auch in der Ku.-Spr. (seit II, 423) für „Krankenhaus". Etym.: zu Winde = Haus, eigentlich aber Tür (also pars pro toto), vom „Wenden" der Türflügel; vgl. auch Bisch. 87 und 91. tigern in der Zusammensetzung lostigern = losmarschieren (Imme 120), als Kundenausdruck seit Ku. III, 429 (gleichbedeutend mit tailachen [s. oben]); vgl. Schütze 95. Etym.: unsicher, nach Bisch. 88 aus dem Hebr. (?). tippeln = marschieren (Horn 8; Imme 78, 120; vgl. bei Bächt. 62: dipple), Zusammensetzung: Tippeldivision (s. Näh. schon bei Bergm. 38); in der Gaun.-Spr. schon 1807: austippeln = herausgehen (Kl., Rotw. 287), dann öfter (bes. auch in der Ku.-Spr.) tippeln, dippeln u. ä. = gehen, wandern usw.; vgl. Schütze 95, 96 und G.-A. 48, 344ff., A. 2. Zur Etym. (wohl deutsch) s. A.-L. 615. Torf = (Kommiß-)Brot (Hochst. 64; Imme 106; Maußer 63), auch in der Ku.-Spr. = Schwarzbrot (s. Schütze 96), nicht nur mit Bezug auf die Form (Imme, a. a. O.), sondern wohl

namentlich auch auf die Farbe. Trittchen, Trittling, Tritt, Treter = Stiefel (die 1. Form fast allgemein, die 2. bei Hochst. 10 und Imme 113 [vgl. bei Bächt. 60: -lig], die 3. nur schweiz. [s. Bächt. 60; vgl. Imme 113], die 4. nur bei Imme, a. a. O.); in der Gaun.-Spr. schon im L. V. (53): Dritling, später meist Trittling, nur selten Tritt und Treter (s. z. B. Pollak 234), in der Ku.-Spr. aber bes. Trittchen, s. Näh. Schütze 96 u. G.-A. 46, 18, A. 1, 2. türmen = 1. schlafen (Bächt. 62); 2. (auch türmen gehen oder abtürmen) = „Reißaus nehmen" (Imme 127; Maußer 45). Zu 1: auch in der Gaun.- u. Ku.-Spr. (seit A.-L. 537) als seltenere Nebenform vom (gleichbedeutenden) dormen (dörmen, dürmen u. ä.), das in erster Linie zu lat.-französ. dormir(e) zu stellen ist (s. Stumme 23 verbd. m. A.-L. 537 u. Weber-Gü. 174). Zu 2: s. schon in Ku. III, 427: lostürmen = lostigern (s. oben: tigern) oder tailachen (s. d.), dann auch bloß türmen = schnell wandern, entfliehen. Etym.: unsicher (vgl. Schütze 97), nach Bisch. 80, Nr. 2 aus dem Hebr. (?). verknacken = bestrafen (fast allgemein), ebenso (neben verknaxen) in der modernen Gaun.-Spr. (s. z. B. Rabben 136), angedeutschte Form des gleichbedeutenden (auch kundensprachlich) verknasten, zu Knast oder Knass = Urteil, Strafe (vgl. Schütze 75), das aus dem Hebr. stammt; s. Näh. Gü. 93; A. 105 verbd. m. G.-A. 43, 22 und Bisch. 40. walzen = marschieren (Imme 78, 120), in der Ku.-Spr. (seit III, 429) = gehen, wandern, landstreichen; vgl. Schütze 99 und (auch zur Etym.) G.-A. 50, 361. Windfang = Mantel (Hochst. 10; Imme 113 [„hier und da noch bekannt"]), altes (auch feldsprachlich gewesenes) Wort seit L. V. (53), in der Neuzeit selten (s. jedoch noch Groß 500, Ostw. [Ku.] 168 u. Bisch. 92). Zimmt = Geld (Imme 96), auch in der modernen Ku.-Spr.; s. Schütze 100, vgl. G.-A. 33, 251. Zosse = Pferd (Hochst. 34; Imme 28), auch in der Gaun.-Spr. seit 1820 als eine der zahlreichen Entstellungen aus dem gleichbedeutenden hebr. ßûß (sûs); vgl. Näh. bei Schütze u. G.-A. 38, 244/45 verbd. m. Bisch. 93. zotteln (oder zoddeln) = stehlen (Horn 81; Imme 123), ebenso in der Ku.-Spr. (seit II 424); vgl. Schütze 100 u. Näh. G.-A. 50, 358, A. 1. Zwirnbock = Schneider (Imme 45), auch moderne Ku.-Spr. (Ostw. 173); vgl. G.-A. 54, 333.

Nur in bestimmten Zusammensetzungen finden sich ferner noch folgende Soldatenwörter rotwelscher Herkunft: Beiz = Wirtshaus, in: Haarölbeiz (u. ä.) = billige Wirtschaft (Bächt. 63); s. über die sehr verschiedenen Formen des rotw., aus dem Hebr. stammenden Wortes: G.-A. 43, 15, 16 verbd. m. Bisch. 6, 10. Kranker = Gefangener (bzw. krank = gefangen), in: Krankenzimmer mit g'sibter Luft = Arrest (Bächt. 62), in der Gaun.-Spr. das Hauptw. seltener (jedoch schon 1787) als das Adj. (seit 1791), vgl. Kl., Rotw. 252, 254. Stier = Huhn, Henne, in der scherzhaften Umschreibung: Bettstierefedern = Bettstroh (Bächt. 62); s. über das (auch feldsprachlich gewesene) rotw. Wort und seine Etym. Näh. bei Gü. 73, 74 verbd. m. G.-A. 38, 231. Stuß = Unsinn, Narrheit, in: Stußmaker oder -malocher = „Aufschneider" (Imme 73); auch in der Gaun.-Spr. Stuß in gleicher Bedeutung seit Pfister 1812 (206). Etym. (aus dem Hebr.): s. Bisch. 77.

II. **In der Form** zwar ebenfalls **übereinstimmende, in der Bedeutung** jedoch **etwas** (bald mehr, bald weniger, jedoch im ganzen nicht erheblich) **abweichende Ausdrücke** der Soldatensprache, die aus der Gauner- und Kundensprache übernommen zu sein scheinen:

Blindschleiche = scherzhafte Bezeichnung für einen Brillenträger (Imme 70), in der modernen Ku.-Spr. (Ostw. 183) = Bettler mit schlechten oder kranken Augen. Fettigkeiten = 1. Fleischwaren aller Art (Horn 91); 2. auch Butter und Käse (Bergm. 47; Imme 108); 3. auch Brot und Zigarren (Hochst. 53; vgl. dazu

auch J. Meier 3); in der Ku.-Spr. (seit III, 425) nur = Wurst, Speck, Fleisch. Halseisen = Unteroffizierstressen (Hochst. 10), in der Gaun.-Spr. seit 1847 (Kl., Rotw. 378) = „Strick" (wohl zum Hängen). Kaffer = Zivilist (fast allgemein), in der Gaun.-Spr. zuerst (1714) = „Bauer", dann (seit 1733) = „Mann" überhaupt (so bes. in Zus. für Berufe) und (im 19. Jahrh.) = „dummer Mensch"; noch anders in Ku. III, 425. Ausführliche Belege in G.-A. 48, 328ff. Zur Etym. (aus dem Hebr.) s. auch Bisch. 37. Kluft, Klüftchen (auch in Zus.) = (Kleidung), Uniform und bes. Waffenrock (s. Näh. bei Horn 9, 62, 63; Hochst. 9; Bisch. 109 u. Imme 112, die untereinander zum Teil abweichen); in der Gaun.-Spr. (seit 1652) für „Kleid (-ung), Anzug", gebildet aus dem noch älteren Klaffot u. ä., das aufs Hebr. zurückgeht. S. Näh. G.-A. 38, 273/74, A. 2 u. 46, 10, A. 1 verbd. m. Bisch. 40. Kaschemme = Kantine in der Kaserne (Hochst. 57; Imme 96), in der modernen Gaun.-Spr. etwa = „Gaunerkneipe" (vgl. z. B. Ostw. 76), ursprünglich jedoch (in den Formen Katschäume, Katschemme) bloß Wirtshaus schlechthin; vgl. G.-A. 38, 255, A. 1. Etym.: aus dem poln. karczma = „(Dorf-)Schenke", vgl. Bisch. 38. Lampen, es gibt —, so sagen die Schweizer Soldaten, „wenn etwas (Alarm, Unangenehmes) im Anzug ist" (Bächt. 62). Vgl. dazu ausführlich über die allmähliche Entwicklung des gaunersprachlichen Begriffs Lampen (bekommen) = eine (plötzliche) Störung, Überraschung — z. B. beim Einbruch — (erhalten): G.-A. 38, 245 verbd. m. A.-L. 564/65. Etym.: Das Wort ist schwerlich rein deutscher Herkunft (wie Bisch. 47, Nr. 2 anzunehmen scheint), vielmehr erst Andeutschung aus dem Hebr. Näh. s. G.-A., a. a. O., vgl. auch Bisch. 47 unter „lamd'n". ein Leff haben = betrunken sein (Imme 95), in der Gaun.-Spr. seit Mejer 1807 (286): Leff = Herz, Mut (der ja dem Betrunkenen meist anzuschwellen pflegt), schon früher (18. Jahrh.) Lef und vielleicht identisch auch schon Leben um 1620 (Kl., Rotw. 141 u. dazu Stumme 25). Etym. (aus dem Hebr.): s. Bisch. 48. link pfeifen = 1. (von Vorgesetzten): streng im Dienst sein; 2. (von Soldaten untereinander): unkameradschaftlich sein (Horn 53); 3. es pfeift link = „es gibt Lampen" (s. oben) (Bächt. 62); s. in der modernen Ku.-Spr. (bes. zur Bedeutung 1 u. 2 passend) link pfeifen = „schimpfen, Moralpredigten halten" (G.-A. 59, 282); vgl. im Rotw. allgemein: link = schlecht, falsch, ungeschickt usw. und pfeifen = verraten, gestehen (s. Schütze 78/79 u. 82). Lobi = Sold (Bächt. 62); in gleicher Form, jedoch mit der allgemeinen Bedeutung „Geld" bei Ostw. 96 (bei Rabben 83: Lobbi), sonst nur zahlreiche ähnliche Formen, schon seit 1814; s. Näh. G.-A. 33, 270; ebdas. A. 3 über die Etym. (aus dem Zigeuner. [lówo = Münze]). platt machen = zu Bett gehen (Imme 92), in der Ku.-Spr. (seit II, 423) spezieller = „im Freien (eigentlich auf der platten Erde) übernachten"; vgl. Schütze 83 und Bisch. 68. Schale = Waffenrock (Imme 112) oder Uniform überhaupt (Bächt. 60). In der Bedeutung „Kleidung, Anzug" in der Gaun.-Spr. schon seit 1847 (Kl., Rotw. 386), später bes. auch Ku.-Spr.; vgl. Schütze 87. Zur Etym. (deutsch) s. Bisch. 74; vgl. Kluft. Schicks = Soldatenliebste (Horn 130; Hochst. 85; Imme 75), in der Gaun.-Spr. allgemein Frauenzimmer (jedoch mit dem Beigeschmack des Liederlichen), zuerst in den Verkleinerungen Schicksgen (1724) und Schicksel (1733), dann (noch im 18. Jahrh.) Schickse oder (19. Jahrh.) Schicks. Ausführliche Belege s. G.-A. 48, 342ff. Zur Etym. (aus dem Hebr.) s. auch Bisch. 78 verbd. m. 75 (unter „schêks"). Schlamassel = Niederlage (in der Schlacht) (Imme 119); in der Gaun.-Spr. allgemeiner = Unglück, „Pech", schon seit Mitte des 18. Jahrh.; vgl. G.-A. 55, 168, A. 1. Zur (nicht unbestrittenen) Etym. (aus dem Hebr.) s. ebdas. verbd. m. Bisch. 75 u. G.-A. 56, 184. schmusen = sich einschmeicheln,

„lieb Kind machen" (Horn 84; Hochst. 77; Imme 89), in der Gaun.-Spr. schon seit 1726 (Kl., Rotw. 189) schmossen = „reden", dann 1733 (Kl., Rotw. 200, 202) schmusen = „angeben, verschwätzen" und schmaußen, u. a. auch = „reden, schwätzen", in dieser Bedeutung dann die Form schmusen vorherrschend bis zur Neuzeit; vgl. Schütze 90 und G.-A. 63, 115ff., A. 49. Zur Etym. (aus dem Hebr.) s. Bisch. 77. schwarz fahren = ohne Urlaub eine (Eisenbahn-)Fahrt machen (Imme 76); in der Ku.-Spr. (neben schwarz gehen, sein oder tigern) = ohne Ausweispapiere reisen; s. Schütze 91. Zur Etym. s. G.-A. 33, 240, A. 4 verbd. m. Bisch. 82. Speckjäger, in verschiedener Bedeutung, bes. aber gebräuchlich für Leute, die sich (Speck oder sonstige) Nahrungsmittel (aus der Küche) zu verschaffen wissen (Imme 20 u. 114); in der Ku.-Spr. (neben Heckjäger) = alte erfahrene Nahrungsmittelbettler auf dem Lande mit festem Revier; vgl. Schütze 92 und G.-A. 54, 162. Stift = 1. Rekrut (Horn 36; Syn.: nasser Stift, nur so: Hochst. 30; Bisch. 111; Imme 14); 2. Fähnrich (Horn 50 u. Imme 22 [württemb.]); in der Gaun.-Spr. schon 1687 das Dimin. Stiftgen für „Knäbgen", dann 1750 und im 19. Jahrh. Stift = Knabe, noch später = Handwerksbursche, endlich (seit Ku. I, 421) = Lehrjunge, Lehrling (ebenso im modernen Kaufmannsdeutsch). Ausführliche Belege s. G.-A. 56, 166/67. verkohlen = 1. zum besten haben; 2. bestrafen (bei Horn 119 nur die 1. Bedeutung; beide Bedeutungen bei Hochst. 72, Nr. 1, 2 u. Imme 74, 88). Nur zur 1. Bedeutung paßt in der Ku.-Spr. (seit II, 422) verkohlen = jemandem etwas weis machen, ihn anlügen, zum besten haben; vgl. Schütze 97. Zur Etym. (aus dem Hebr.) s. Bisch. 33, 44 und G.-A. 42, 135.

III. Ein **völliger Bedeutungswechsel** liegt vor bei folgenden, auch in der Gauner- und Kundensprache anzutreffenden Vokabeln[1]):

Dalles = Kopf (Imme 102). In der Gaun.-Spr. bedeutet das Wort, das vom rabbin. dallûth = Armut abzuleiten ist (s. Bisch. 18), bes. den Geldmangel oder auch das „Abgerissensein" in der Kleidung (s. Näh. G.-A. 33, 241, A. 1). Die soldatische Bedeutung dürfte vermittelt sein durch das volkstümliche Dalles auch im Sinne von „Geistesarmut, Verrücktheit" (Genthe 11, Nr. 1), die ja ihren Sitz im Kopf hat. funken = schießen, von der Artillerie, auch in Zus. (allgemein etwa seit Aug. 1914[2]); vgl. bes. schon Bergm. 17, 18). In der Gaun.-Spr. kommt ein Zeitw. funken im 18. Jahrh. (vereinzelt) für „brandmarken", im 19. (ebenfalls selten) für „kochen" vor (s. Näh. G.-A. 42, 48), häufiger dafür das schon ältere fun(c)keln (s. L. V. [53]) oder ähnlich. Das moderne Soldatenwort geht aber keineswegs unmittelbar hierauf, sondern vielmehr auf den gemeinsamen Stamm Funk(e) zurück, der auch in dem alten rotw. Funk(h)art (-ert u. ä.) = Feuer (s. G.-A. 42, 48 u. A. 1) steckt, das auch in der Feldsprache, und zwar speziell auch für Gewehrfeuer gebräuchlich gewesen ist (argum.: Funkartdipper, d. h. „Feuergeber" = Musketiere bei Moscherosch 1640, vgl. Horn 31). Abzulehnen ist dagegen

1) Während aber bei diesen Fällen doch noch eine Beeinflussung durch die Geheimsprachen anzunehmen sein wird, gibt es noch mehrere andere formale Übereinstimmungen zwischen Soldaten- und Gauner- oder Kunden-Spr., die kaum mehr in einen sachlichen Zusammenhang zu bringen sind (wie z. B. Gips, soldat. = 1. Mittagessen [Horn 86; Imme 105]; 2. Brot [Bächt. 65]; 3. [langweiliger] Exerzier- oder Strafdienst [Bisch. 107]; in d. Gaun.- u. Kunden-Spr. dagegen u. a. 1. Geld; 2. Schnupftabak [s. G.-A. 33, 246, 1 A. 2]). Sie sind daher hier grundsätzlich nicht mit berücksichtigt worden.

2) Für schießen überh. ist das Wort übrigens als Weidmannsausdruck schon etwa zehn Jahre früher bezeugt nach der „Deutsch. Jäger-Ztg.", Jahrg. 1904, S. 670 (hinfunken), mitgeteilt in der Z. f. deutsche Wortforschg. IX (1907), 55.

wohl ein direkter Zusammenhang mit dem modernen soldatischen funken = „draht-los telegraphieren“ (s. z. B. Hochst. 70, Nr. 2 u. Bisch. 107; vgl. auch Imme 34: Funker); s. jedoch J. Meier 6. hochnehmen = im Dienst drillen (Horn 75; Bisch. 108; Imme 77); in der modernen Ku.-Spr. = 1. verhaften (s. Schütze 71; Ostw., R.-L. II, 48); 2. jemanden zu Ausgaben veranlassen, bes. auf der Herberge (s. schon Ku. III, 426 u. Schütze 71); 3. in einer bes. Weise erpressen (vgl. Näh. Ostw. [Ku.] 69). Leichenwagenbremser = 1. Trainsoldat (Hochst. 25); 2. Schütze (Bächt. 58: Lichewage-, wegen der schwarzen Kragen); 3. Soldat mit sehr schlechtem Aussehen (Imme 68); in der modernen Ku.-Spr. ironische Bezeichnung für den berufslosen oder arbeitsscheuen Bummler (vgl. G.-A. 54, 327). Schabau = rasch herankommendes Flachbahngeschütz (Imme 137); in der älteren Ku.-Spr. (Ia, 415) = Bier, in der neueren dagegen: Schnaps (s. Schütze 87). Etym.: vom deutschen Zeitw. schaben; vgl. Gü. 35.

IV. Umgekehrt weisen andere, wohl aus der Gauner- und Kundensprache stammende Ausdrücke in der Soldatensprache — bei **gleicher** Bedeutung — **Abweichungen in der Form auf**, und zwar 1. in geringerem Maße: einen ausblasen = einen trinken (Imme 97), in der Ku.-Spr. (seit III, 424): einen blasen; vgl. aber auch schon 1820 rotw. blassen oder blosen (Kl., Rotw. 337, 340). Chibis = Kopf (Bächt. 64), im Rotw. seit Mitte des 18. Jahrh. Ki(e)bes neben zahlreichen Variationen, schon im L. V. (54): Kabas; vgl. Näh. G.-A. 56, 55. Flaps = (Mittag-)Essen (Horn 86; Imme 105), bei Ostw. (Ku.) 50: Flapsch. Funi = Schnaps (Bächt. 63), doch wohl nur Veränderung vom gleichbedeutenden Fini in der Ku.-Spr.; s. Schütze 62 (mit Etym.: aus „[spiritus] vini“). Glebi (auch Chlobe) = Pferd (Bächt. 64), in der Gaun.-Spr. gleichbedeutend Kliebiß schon 1490, Klebyß im L. V. (54), dann häufig ähnlich, gedeutet als „Kleebeißer“; vgl. jedoch auch (im 19. Jahrh.) Kleber, vielleicht Nebenform zu „Klepper“; s. Näh. G.-A. 38, 276. Griffel = Hände (Imme 103), kaum unser gemeinsprachliches Wort, sondern wohl Umformung vom alten rotw. Griffling = Finger, Hand (s. schon L. V. [53], später auch Greifling und Griff (Ostw. [Ku.] 62); vgl. G.-A. 42, 50. Kleber = Brot (Imme 106), in der Gaun.-Spr. seit Anfang des 19. Jahrh. Gleba (aus dem Tschech.); vgl. Gü. 34. Ranze = Bauch (Bächt. 64); in der Form Rande in gleicher (metaphor.) Bedeutung in der schwäb. Gaun.- u. Ku.-Spr. (s. G.-A. 63, 375, A. 22), sonst Rande (-di), im L. V. (55) aber schon Rantz (das Stammwort unseres „Ranzen“) = Sack, Reisebündel u. dgl.; s. Schütze 83 u. G.-A., a. a. O. Tober = Tabak (Bächt. 64), in der Gaun.-Spr. schon seit 1733 Doberne, dann (im 19. Jahrh.) in vielen ähnlichen Formen (Dowerich, Toberich, Tobry); s. Näh. (auch zur Etym.) G.-A. 43, 46/47, A. 1 u. 64, 348, A. 66. einen verlöten = einen (Schnaps) trinken (Imme 97; Maußer 66), in der modernen Ku.-Spr. löten = trinken (s. G.-A. 59, 282) sowie Lötwasser = Schnaps (Ostw. 97).

2. Noch **stärkere** Abweichungen der **Form** haben einige Zus. und eine Redensart, nämlich: Leichenfinger = (Thüringer Kräuter-)Käse (Imme 108), in der modernen Ku.-Spr. (z. B. bei Ostw. 95): Leiche = Käse, mit Beziehung auf die Farbe; vgl. Leichenbrühe = Sahne. Mundhobel = Mundharmonika (Hochst. 11; Imme 101), in der modernen Ku.-Spr. (z. B. bei Ostw. 124) gleichbedeutend: Rotzhobel. Rüebe choche (d. h. Rüben kochen) = schnarchen (Bächt. 62), in der modernen Ku.-Spr. (Ostw. 43) gleichbedeutend: Erbsen kochen. Vgl. auch noch Schaumschläger = „Kompaniefriseur“ (und zugleich natürlich wohl auch Barbier) (Hochst. 28), in der Ku.-Spr. Schaumritter = Barbier; s. Schütze 88 und G.-A. 54, 323.

V. Endlich gibt es noch einige Fälle, wo **Form und Bedeutung zugleich** Veränderungen enthalten, und zwar: 1. beides nur in **geringerem** Maße: Boschus = Sold (Bächt. 62), in der Gaun.-Spr. schon 1547: Dosch, 1750: Posch, im 19. Jahrh.: Boschit, Poschut, Poscher, Boscher (so auch Ku.-Spr.) u. a. m. für einzelne Münzen, bes. „Pfennig" oder Groschen; vgl. ausführliche Belege G.-A. 33, 268/69. Zur Etym. (aus dem Hebr.) s. auch Bisch. 69. Johli = Schnaps (Bächt. 63), in der Gaun.-Spr. schon 1733 Joli (also fast ebenso, nur ohne h) = Wein, später meist Johle in derselben Bedeutung; s. über die Belege sowie zur (unsicheren) Etym.: G.-A. 63, 119, A. 65. Platte ruppen = über Nacht ohne Urlaub ausbleiben (fast allgemein). Die (von Imme 75 nicht verstandene) Redensart ist — wie J. Meier 3 richtig erkannt hat — zur Gaun.- u. Ku.-Spr. in Beziehung zu setzen, wo Platte reißen (oder auch machen) seit Ku. III, 427 für „im Freien übernachten" vorkommt (s. Schütze 83), so daß ruppen als mundartliche (ndd.) Form für rupfen (= „reißen") aufzufassen ist. Vgl. oben (S. 146): platt machen. Portionenhandlanger = „Lazarettgehilfe" (Hochst. 59), in der modernen Ku.-Spr. (Ostw. 117): Portionshandlanger = Kellner. verschüttet gehen = verloren gehen (von Sachen) (Bergm. 51), nicht sowohl „ein den Sprengungen entlehntes Bild" (Bergm., a. a. O.) als vielmehr aus der Gaun.-Spr. (richtig: J. Meier 3), wo zwar in älterer Zeit (Anfang des 19. Jahrh.) auch verschüttet werden (u. ä.) = „gefangen werden" vorkommt, dann aber (seit Mitte des 19. Jahrh.) die Form verschütt (sic) gehen (= „verhaftet werden") vorherrschend bleibt; vgl. Schütze 98. Etym.: doch wohl eher rein deutschen als hebr. Ursprungs, für letzteren Bisch. 91.

2. Nur eine **geringfügige** Abweichung in der **Form**, dagegen eine **stärkere** in der **Bedeutung** zeigt sich bei: Phiolenschieber = Leute, die ihren Vorgesetzten den Schein zu erwecken suchen, als leisteten sie mehr als andere (Imme 90). Nach Rabben 137 ist in der Gaun.-Spr. Violenschieber soviel wie „Drängler", d. h. eine besondere Art von Gehilfen der Taschendiebe (Näh. s. ebdas. 39), während Ostw. 164 nur das Zeitw. Violen schieben anführt für „Mätzchen machen (von seiten der Schaubudenbesitzer), um Publikum hereinzulocken". Weidlig = Schuhe (Bächt. 62), nach Analogie von Trittlig = Trittling doch wohl = Weidling. Dieses aber bedeutet im Rotw. (seit 1620 [Kl., Rotw. 138]) — ebenso wie die spätere (auch kundensprachliche) Form Weitling(e) (-ger) — nur die Hosen; s. Näh. bei Schütze 99.

3. **Umgekehrt** ist der **Bedeutungsunterschied nur gering**, dagegen die **Formveränderung stärker** bei folgenden Zusammensetzungen: Himmelsgendarm = Feldgeistlicher (Bächt. 58), in der Gaun.- u. Ku.-Spr. schwarzer Gendarm = Pfarrer, Geistlicher überhaupt; s. Schütze 60, 91 und G.-A. 54, 182. Marschierlangsam = Läuse (Bergm. 29; Hochst. 80; Imme 93), auch hier und da volkstümlich; in der Gaun.-Spr. erscheint als Seitenstück dazu seit 1851 (Kl., Rotw. 404): die stillen Marschierer, spezieller = „Filzläuse", vgl. G.-A. 56, 51, 52. Vgl. etwa auch noch das (allerdings auch in der Bedeutung schon wieder mehr abweichende) Läusefänger = Wollsachen (Bergm. 30; Hochst. 81; Imme 28) mit dem gauner- und kundensprachlichen Flohfänger = Mantel (nach Pollak 212 u. Ostw. [Ku.] 51).

VI. Schließlich seien noch einige soldatensprachliche **Zeitwörter** genannt, die gleichsam als **Ableitungen** von gaunersprachlichen Hauptwörtern (mit ähnlichem Sinne) angesehen werden können, nämlich: hereinsalzen (u. ähnliche Zus.) = hereinschießen, von der Artillerie (Maußer 34, 35). Während oben

(S. 134) bemerkt worden, daß in der Gaun.-Spr. das Zeitwort pfeffern früher aufgetreten als das Hauptwort Pfeffer, fehlt m. W. ein rotw. Zeitwort salzen zu Salz, das — für „Bleikugel, Schrot" u. dgl. — seit Anfang des 19. Jahrh. (bes. auch in der Verbindung: Pfeffer und Salz = Pulver und Blei) auftritt; vgl. G.-A. 51, 145, A. 3. kaufen (oder auch: auf englisch kaufen) = stehlen (Imme 123); im Rotw. nur das Subst. Käufer (im Sinne von „Dieb"), jedoch auch dieses nur in ganz bestimmten Zus., nämlich Weißkäufer (schon seit 1687) oder Freikäufer (seit Anfang des 19. Jahrh.) für „Markt- oder Wäschediebe"; ausführliche Belege s. G.-A. 54, 155/56, zur Etym. vgl. auch Bisch. 26 und 91. einen ölen = einen trinken (Imme 97); vgl. bei Ostw. 119: Öl des Lebens = Schnaps.[1])

Raabe in der höheren Mädchenschule.

Von **August Hopf** in Ansbach.

Das hättest du dir nicht träumen lassen, hochverehrter Meister, als du noch vom Kruge zum „Brummersumm" heimkehrend deine Zigarre rauchtest und zu den himmlischen Sternen aufblicktest, daß du selbst einmal einer von den Sternen unserer Literatur werden würdest, zu denen die deutsche Jugend aufschaut, nicht um sich „siriusweit" von dir entfernt zu fühlen, nein, um sich an deinem überreichen, irdisch-überirdischen Feuer tief innerlich zu erwärmen. Wie wäre es sonst möglich gewesen, daß du einmal voll Unmut ausgerufen hast: „Wenn ein Franzose so das innerste französische, ein Engländer das innerste englische Wesen gekannt und beschrieben hätte wie ich das deutsche, wie würden ihnen ihre Völker mit Jauchzen zugefallen sein. Die Deutschen wollen von dem, was sie selbst haben, nichts wissen." Sie wollen mehr und mehr von dir wissen, die Deutschen aller Stämme und Geschlechter. Der ungeheure Krieg, den du in manchem prophetischen Wort vorausverkündigtest, hat auch in dieser Beziehung Einkehr und Umkehr bewirkt. Das Jauchzen über dich wird noch kommen. Es muß von der Jugend ausgehen. Dazu sind wir bereits auf dem besten Wege. Schon lesen die Jünglinge in ihren Schulen Stücke aus deiner „Chronik der Sperlingsgasse" oder „Else von der Tanne" oder „Höxter und Corvey" oder „Zum wilden Mann". Bernhard Luther hat in der Zeitschrift für deutschen Unterricht (XXIV, S. 1—9) auf deine Erzählung „Die schwarze Galeere" hingewiesen und recht schön gezeigt, wie sie Knaben lieb und wert gemacht werden kann. Nun sollst du auch in die Gesellschaft der höheren Töchter gebracht werden, die später die Hochschule besuchen wollen. Die Schulordnung für die höheren Mädchenschulen in Bayern fordert, daß im obersten Mädchengymnasialkurs Dichter aus der Zeit der Nachblüte, eingegliedert in den literaturgeschichtlichen Entwicklungsgang, behandelt und, teilweise schon in früheren Kursen, mit Proben aus ihren Werken vorgeführt werden. So ist es gekommen, daß die Fräulein neben Jean Paul, Gottfried Keller, Theodor Storm, Eduard Mörike und anderen auch mit dir Bekanntschaft machen müssen. Schrick nicht vor den jungen Mädchen zurück, alter Freund! Sie sind nicht „allesamt

---

1) Umgekehrt findet sich zu dem soldat. Hauptw. Bums = Arrest (Horn 111; Imme 88) ein entsprechendes gaunersprachl. bumsen = verhaften (s. Ostw. 56: gebumst, während Rabben, Einleitg. 10 dieses durch „überführt" wiedergibt u. 63 hochgebumst, = „festgenommen" anführt). — Als Ableitg. eines soldat. Hauptw. von einem rotwelschen kann wohl Kavaller = Offizier (Mautzer 16) betrachtet werden, insofern man es nämlich zurückführt auf rotw. Caval(l) u. ä. = Pferd (zu lat. caballus), das schon um 1350, sodann im L. V. (53) u. öfter belegt ist (vgl. G.-A. 42, 36, A. 2).

ein unruhiges, quecksilbriges, vorwitziges, undankbares Völklein", das da nur mittut, weil es just so Mode ist. Es sind doch auch viele prächtige, feine, tiefe Menschen dabei, die dereinst ohne langes Gezier und Gejammer ihr Leben für andere, für Großes, für das Vaterland einsetzen und opfern werden trotz einem tapferen Jungen. Um dieser willen lohnt es sich wohl, ihre Aufmerksamkeit für dich zu erwecken. Und ich denke, du kannst dich wohl vor ihnen sehen lassen.

Eben haben sie z. B. in einer höheren Mädchenschule zu Nürnberg „Das letzte Recht" von dir gelesen. Wer es nicht mehr in Erinnerung hat, wie hübsch du da bist, wie jugendlich-flott du aussiehst, wie schalkhaft deine Augen blitzen und wie gut das Gewand deiner Sprache dir zu Gesichte steht, der mag es auffrischen, indem er diese Dichtung nochmals genießt. So wohlgegliedert, so nach der Schnur erzählst du selten wie hier. Licht und Farbe, in die alles getaucht ist, sie passen für die Jugend. Aber dein Recht wird dir doch nicht, wenn du in dieser Gestalt den Mädchen vorgestellt wirst. Du bist da noch ein viel zu weißer, unschuldvoller Raabe, noch zu sehr „Jakob Corvinus", aber noch nicht der weise, vielerfahrene, der Wilhelm Raabe, als den wir dich verehren. Es brechen später tiefere Brunnen des Humors in dir auf; die Gesinnungen, die deine Helden und Heldinnen oft wortlos aussprechen, greifen mächtiger ans Herz als die Nutzanwendung: „Zu merken ist, daß alle Menschen und alle Sachen in dieser Welt einen Augenblick haben, in welchem ihnen das letzte Recht gegeben wird"; Mensch und Künstler bist du ein viel größerer, als du hier scheinst. Da aber für die Jugend immer nur das Beste gut genug ist, so folgt: „Auch den Mädchen wird nicht ihr Recht, wenn sie dich durch diese Geschichte kennenlernen." Dazu kommt eine Kleinigkeit, die die Erzählung leider so, wie sie ist, für die Schule kaum verwenden läßt. Nicht 10 Tage zu spät erscheint Wolf Scheffer am 1. April 1705 auf der Silberburg, sondern 10 Tage zu früh. Terminus und Recht sind nicht verpaßt: sie treten erst am 11. April 1705 in Kraft. Ich habe es bereits 1899 in einer kurzen Abhandlung[1]) nachgewiesen, daß du dich in der Wirkung, die die Einführung des Gregorianischen Kalenders auf Zeitgeschäfte hatte, geirrt hast. Du wußtest es bereits und schriebst mir damals:

Braunschweig, 19. Januar 1900.

Hochgeehrter Herr Hopf!

Besten Dank für die hübsche und wohlgegründete Korrektur meiner närrischen Kalenderweisheit in der alten novellistischen Jugendsünde: Das letzte Recht! Natürlich sind Sie nicht der erste unter Ihren Herrn Kollegen vom Lehrstande, der mir selber hier das letzte Recht gibt und das Zeugnis ausstellt: „Rechnen schwach!"

Aber der Buttervogel ist nun mal vor grade 38 Jahren so ausgeflogen und wird sein kurzes Leben wohl so weiter flattern müssen. Ich jedenfalls lasse ihn so mit seinem bunten Farbenstaub auf den Flügeln, wie er ist, und tröste mich dazu eines Wortes, das Goethe unter seinen Aphorismen, „Freunden und Gegnern zur Beherzigung", Rembrandt in den Mund legt:

„An meinen Bildern müßt ihr nicht schnuffeln, die Farben sind ungesund."

Mit vorzüglicher Hochachtung und freundlichem Gruß

Ihr ergebenster

Wilhelm Raabe.

Man wird die Geschichte wohl nicht um deswillen in die höhere Mädchenschule bringen wollen, damit zarte Mädchenhände eine Heilbehandlung an dem halbentflügelten Buttervogel vornehmen, nachdem du dir etwas Derartiges unzweideutig verbeten hast.

Sehen wir uns unter den vielen Erzeugnissen deines Dichtergeistes nach etwas

1) Ein Blick in eine Dichterwerkstatt. Fränkischer Kurier.

für den Zweck Geeignetem um, so wird der Blick fast wider Willen durch den „fetten Happen" gefesselt, in den wir einleitend bereits ein wenig gebissen haben. „Stopfkuchen!" Vielleicht könnten wir den Mädchen durch deinen „Stopfkuchen" in der rechten Weise zu einem Lächeln oder zu einer Träne oder zu beidem — der echte Humor lächelt ja unter Tränen — verhelfen, großer deutscher Humorist! Der Titel klingt ja so vielversprechend. „Stopfkuchen!" Schon äußerlich stellte er mit seiner gediegenen Breite und Dicke etwas Außerordentliches vor, der überfette Heinrich Schaumann, dem sie wegen seiner Faulheit und Gefräßigkeit bereits in der Schule den Spitznamen „Stopfkuchen" anhängten. Und doch hat dieser „Wanst" die unnahbare „rote Schanze", auf der der Bauer Quakatz mit seiner rotköpfigen Krabbe von Tochter und mit seinen kläffenden, zähnefletschenden Hofkötern hauste, nicht nur im Sturm genommen, sondern sie sich auch mit allem Zubehör im vollsten Sinne des Wortes zu eigen gemacht, ja sie gegen die ganze Umwelt behauptet. Stopfkuchen, den die Herren Lehrer, voran Professor Blechhammer, mit völliger Verachtung straften, „da alles andere doch nichts half", war auf der roten Schanze ein ansehnlicher Natur- und Geschichtsforscher geworden, der den Heimatboden durch und durch, von innen und von außen kannte. Noch Größeres leistete er als Jurist, da er Kienbaums Mörder, als der ein Menschenalter hindurch der Bauer Quakatz auf der roten Schanze von jedermann, einschließlich der dazu gehörigen Staatsanwälte, Untersuchungsrichter, Rechtsanwälte und sonstigen Rechtsgelehrten, angesehen und nebst seiner Tochter Tinchen behandelt worden war, in der Person des alten, biederen Landpostboten Störzer ermittelte und überführte. Am überwältigendsten steht Stopfkuchen aber als Ausüber der Gottesgelahrtheit da. Auch die Mädchen müßten Stopfkuchens Heldengröße merken und fühlen, wenn er seine Faust leise auf das Kopfende des Sarges legt, in dem der Mörder Kienbaums, der graue Sünder und Wegschleicher Störzer ausruht von seiner Weltwanderung; wenn er dessen Schwiegertochter noch einige tröstende Worte sagt, „die sich auf den Gemüsegarten, den Butter- und Eierhandel von Quakatzenburg" beziehen und wenn er die Enkel des Verblichenen auf die Köpfe tätschelt. Welch einen Gesinnungsstoff lieferte dieses dein Werk, du Tatchrist, und wievielfach ließen sich von ihm aus goldene Fäden in den übrigen Unterricht ziehen und verweben. Mit Störzer durch die Heimat zu wandern, mit Eduard zum Tafelberg zu segeln, mit Registrator Schwartner Heimatgeschichte zu treiben, von der roten Schanze aus den Siebenjährigen Krieg vorwärts und rückwärts zu durchlaufen, mit Vater Quakatz und Stopfkuchen Geologie und Paläontologie zu treiben, wie reizvoll müßte das für die Mädchen sein, falls es mit Geist und Witz an sie herangebracht würde. Am meisten aber könnten Schülerinnen von deiner hohen Kunst der Darstellung lernen. Um diese recht schlagend darzutun, dürfte man sie nur einmal mit der Mache einer der vielen Kriminalgeschichten vergleichen, die zeitweise den deutschen Büchermarkt überschwemmt haben. Doch das wäre eine Beleidigung für deinen edlen Geist, für deine tiefe Seelenkenntnis und für deine in schweren Kämpfen erworbene und behauptete Künstlerwürde. Aber den Reiflingen der höheren Mädchenschule wird man nicht wegen ihres Stumpfsinnes eine Strafpredigt halten dürfen, wenn sie bis zum Schlusse der Geschichte im Zustande größter Spannung verbleiben und wenn sie das ganze Kunstwerk „wie ein Naturerzeugnis auf sich wirken lassen". Das ist ihnen um so leichter zu verzeihen, als die scheinbare Kunstlosigkeit, Zerstückelung und Planlosigkeit der Erzählung gar leicht den Eindruck erweckt, es könne jede von ihnen so plaudern. Rätsel gibst du auf, jawohl! Aber das ist nicht tadelns-, sondern liebenswert. Du lösest die Rätsel denen, die sich geduldig und hingebend in die Schönheiten deiner Dichtung vertiefen, auch auf, und welch edleren Genuß könnte es für den emp-

fänglichen Sinn der Gymnasiastinnen geben, als mit dem Schlüssel der Rätsel in der Hand den Feinheiten deiner Darstellung, der Einheit des Ganzen bei allem Wechsel des Ortes und der Zeit, dem Anschmiegen an die jeweiligen Umstände und Stimmungen und deinem Hineinleuchten in die verborgensten Falten von Menschenseelen nachzugehen. Alle Saiten ihres Gemüts würden da in Bewegung geraten und mit bebendem Herzen müßten sie erkennen, was ein echter Raabe ist. Darum möchte ich deinen „Stopfkuchen" zum Lesen für die Mädchengymnasialkurse warm empfehlen. Nur darf er nicht den Anspruch auf den ersten und sichersten Platz erheben. Denn der dicke, eigenartige Sonderling ist doch nicht der Held, der sie durchs ganze Leben begleiten könnte.

Dazu ist ihnen eine Heldin vonnöten, in der sie sich immer von neuem selbst wiederfinden können, die sie bei ihrem Besten faßt und vorwärts bringt. Wie oft meine Augen, um diese Heldin zu erspähen, aber auch prüfende Umschau unter den vielen herrlichen Gebilden halten, die wir deinem fleißigen und geschickten Pinsel verdanken, immer wieder kehren sie zu einem Werke zurück, das so innig mit alten lieben Erinnerungen verknüpft ist. Ich finde mich wieder auf der Treppe des Rathauses zu Nürnberg, meiner Vaterstadt, „an der ich immerdar mit herzlicher Neigung gehangen und sie keiner andern Stadt nachgesetzet" habe, versunken in den Anblick des großen Wandgemäldes von Paul Ritter, das die Einbringung der Reichskleinodien nach Nürnberg im Jahre 1424 darstellt. Wie licht und schlank hebt sich der Wunderbau der Liebfrauenkirche hervor, wie farbenprächtig leuchtet der Festzug, der sich daran vorbei über den Marktplatz der alten Reichsstadt bewegt! Den Hauptteilnehmern des Zuges hat der Künstler die Gestalt und das Antlitz bekannter Nürnberger gegeben, die ich alle lebend gesehen habe, denen ich zum Teil nähergestanden bin. Gott zum Gruß, dir vor allem, hoch zu Roß, Bürgermeister von Stromer aus altem Nürnberger Edelblut, und dir, Führer der Bürger, aus rechtem Volksholz, Julius Stief. Aus deinem Munde ist oft ein nahezu Raabescher Humor entquollen, mit dem du zu ihrem Besten die Vertretung der Bürgerschaft zu leiten verstandest. Ein hellstrahlendes Bild Nürnberger Ehre hat der Nürnberger Ehrenbürger Paul Ritter da geschaffen. Und doch stünde es in Gefahr zu verblassen, wenn man das Bild, das du, Meister Raabe, über den gleichen Gegenstand gemalt hast, in die gleichen Ausdrucksmittel übersetzen und danebenstellen könnte. Es würde eine bleiche Jungfrau im Lichte der Abendsonne unter dem Portal der Kirche zum heiligen Geist vor dem Schrein zeigen müssen, der des Reiches Krone barg, im glorreichen Glanz jener Liebe, die „den Tod überwindet, ja, Schlimmeres als den Tod zu einem Lachen macht"; würde zeigen müssen, wie sie, die holdseligste Jungfrau der Stadt, dem verlorenen Ritter Michel Groland beide Arme um die Schultern legt und wie der stolze, von der Gottesgeißel des Aussatzes schlimm getroffene Mann in Jammer und unsäglichem Glück an der lichten Gestalt der Verlobten herabsinkt; würde zeigen müssen, wie die wogende Flut der Menschen auf dem Kirchplatz zum heiligen Geist, die übrigen Frauen und Jungfrauen, der Rat, die Pfaffheit, die Kranken und Elenden, die zugelassen waren, das Sanktuarium zu berühren, so des Reiches Krone und die Waffen Christi umschloß, wie diese Tausende alle mit den verschiedenartigsten Gebärden des Staunens auf die beste Jungfrau der besten Stadt, auf des Reiches höchste Kron', die Heldin Mechtilde Grossin hinblicken. Das zu malen, wäre kein Pinsel kühn genug, auch wenn Lessing niemals in seinem Laokoon die Grenzen der Malerei und Poesie abzustecken versucht hätte. Dabei ist das nur eines der vielen herrlichen Bilder, die du, edler Bildner, in deiner Erzählung: „Des Reiches Krone" vor unserer Einbildungskraft entrollst. Verweilen wir noch ein wenig bei einigen der schönsten. — Zunächst bei dem lieb-

lichen Bild, das von baumreichen, blühenden Gärten hinter einem Hause am Paniersberg umrahmt wird. In der Gartenlaube sitzt der heimatflüchtige griechische Meister Theodoros Antoniades und unterweist den Sohn des dort seßhaften ratsfähigen Nürnberger Geschlechts und seinen Freund Michel Groland in der Sprache von Hellas. Der Junker Groland hält seine kleine Freundin Mechtild auf den Knien, die aufmerksam und still zuhört, mit großen, ernsten Augen auf das kummervolle Gesicht des verbannten Lehrers blickt und sichtlich mehr von dem Meister lernt als der Michel, der nur für das erblühende Kind Augen und Ohren hat. — Dann das bewegte Bild der Tanznacht zwischen den Tagen Simonis und Judae 1420 auf dem Rathaus zu Nürnberg. Unter den vielen schönen Jungfrauen der Stadt Mechtilde, die Allerschönste, vom Freunde im Reihen geführt, bis plötzlich der rote Feuerschein von der mit List gewonnenen Burg her durch die Fensterbogen zuckt und den Festsaal zum Kampfplatz verwandelt, in den die glücklichen Eroberer mit geschwungenen Fackeln, Schwertern und Streitkolben hereinstürmen. Im wogenden Getümmel über den Köpfen der Menge der Junker Michel Groland als Herold der vollbrachten Heldentat, von der plötzlich erzitternden Mechtildis zuerst erblickt und erkannt. — Wieder sehen wir uns in die Gartenlaube des ersten Bildes versetzt, wo die beiden Freunde unter Leitung des Meisters Theodor die Gedichte Anakreons ins Lateinische übertragen. Ernst und stolz aufgerichtet steht vor ihnen die Jungfrau Mechtild, die sie wie ein Engel des Herrn anfeuert zum Kreuzzug wider die Hussiten, zum Kampf um des Reiches Krone. — An die Gralsburg erinnert der Anblick des Karlsteins und seiner Burg, die die Deutschen mit unsäglicher Mühe erobert haben. Im geweihten Raum, wo aus der Höhe und von allen Wänden und Pfeilern rotes, grünes und blaues Feuer und köstliches Gestein herniederglänzt, vor dem goldnen Gitter, hinter dem die Reichskleinodien im Schreine liegen, neigt sich der starke Michel zum Ohr des Freundes, um seine Fürbitte zu erlangen, damit er die allerhöchste Krone, das Herz der Jungfrau Mechtildis, gewinnen möge. — Ein anderes Bild, das ganz in die düstere Stimmung eines stürmischen, trüben Novemberhimmels getaucht ist! Im Hintergrunde erblickt man das niedrige, langgestreckte Gebäude des Siechkobels mit dem Kirchlein zu Sankt Johannis, über das dunkle Wolken hinjagen und schwarze Raben flattern. Auf der Steinbank im Vordergrund unter dem steinernen Kreuz am Tor kauert ein Mann, angetan mit einem braunen Rock, verhüllt in eine Kapuze, mit tiefgesenktem Haupte. Es ist der aussätzig aus dem Ungarlande heimgekehrte Junker Michel Groland. Einige Schritte abseits steht die dermalige Mutter der Aussätzigen, die Stollhoferin, die Hände wie in großem Jammer gefaltet; gegen den Weg zu ist ein „Schwert in den Boden gestoßen, gleich als eine Abwehr und Warnung gegen das Näherkommen". — Daran reiht sich das schon beschriebene mannigfaltige, glänzende Bild vor der Heiliggeistkirche zu Nürnberg und als letztes ergreifendstes Bild Mechtildis Grossin selbst als Mater Leprosorum unter den Elenden und Ausgestoßenen im Siechkobel zu Sankt Johannis.

Und diese Fülle herzandringender Bilder hast du mit reifster Erzählerkunst aufs innigste verbunden und eines aus dem andern mit Notwendigkeit hervorgehen lassen, du tiefer deutscher Seelenkündiger Raabe. Ullmann Stromer, den ergrauten Freund des Junkers Groland und der Mechtilde Grossin läßt du im engen, kahlen Knabengemach seines Hauses am Paniersberg die ganze Erzählung als Lebensbeichte niederschreiben, während draußen von den Türmen und Schutzmauern der Stadt das Glockengeläute widerhallt, das die Bürger und Bürgerinnen Nürnbergs zur gewaltigen Bußpredigt des Franziskanermönchs Johannes Kapistranus nach Sankt Sebalds Kirchhof ruft. Ja, dieser Greis „weiß mit Schreibers Kunst Bescheid und hat wohl etwas

zu sagen, was auch seine Macht behalten mag ob allem Schall und Farbenspiel der Erden". Mit dem, was er unserer Zeit im allgemeinen zu künden hat, wäre manches Blatt zu füllen. Ein Wort der Heldin mag hier genügen: „Meister Theodor, sagt ihr es ihnen doch, daß man heute im eisernen Harnisch bleiben muß, wenn man sein Weib, seine Kinder und sein Haus vor Schmach, Tod und Verwüstung schützen will, wenn man nicht heimatlos umfahren will, ein Fremder in der Fremde." Und noch ein Wort des Erzählers: „Wir waren (auf dem Karlstein) mit dem Kurfürsten von Brandenburg zur richtigen Stunde gekommen. — o daß das gleiche geschehen möge in allen kommenden Jahrhunderten bis zu der Welt wirklichem Ende!" Wieviel hat er im besonderen auch hochstrebenden Mädchen zu sagen von Treue zum Geliebten, Treue zum Geschlechte und zu seinen Überlieferungen, Treue zur Vaterstadt und zum Vaterland, Treue zum göttlichen Gebot in der eigenen Brust, Treue bis über Grab und Tod hinaus. Eine unbeschreibliche Wehmut liegt ausgebreitet über der schönen Erzählung und doch behält die Hoffnung die Oberhand, die in dem Heilandswort gipfelt: „Selig sind, die da Leid tragen, denn sie sollen getröstet werden."

Schon um dieser einzigen Erzählung willen verdienst du, geliebter Meister, Ehrenbürger in der höheren Mädchenschule, ja in den Herzen aller zu werden, die dich verstehen können. Damit dies in der Schule ohne Schwierigkeiten möglich ist, müßte der Geschichtsunterricht die in die Erzählung eingreifenden Begebenheiten, besonders die Irrfahrten der Kaiserkrone unter Sigismund wiederholend ins Helle des Bewußtseins stellen und so die hier allein nötige Vorarbeit leisten. Für die Behandlung in der deutschen Stunde gibst du selbst die beste Anweisung mit den zwei Worten aus den Bekenntnissen des heiligen Augustin, die wie stetes ernstes Glockengeläute durch die ganze Erzählung tönen: „Tolle! lege!" „Nimm und lies!" Erklärungen und Anwendungen sind überflüssig, ja dem künstlerischen Eindruck des Werkes, der eben in seiner Ganzheit liegt, und der vaterländisch religiösen Weihe, von der es erfüllt ist, nur schädlich. Du erklärst dich selbst am besten, „Meister Autor", und predigst gewaltiger als die Schriftgelehrten. Will die Schule ihr Bestes tun, um diese schöne Prosadichtung zu voller Geltung und tiefer Wirkung zu bringen, so kann ihr Anteil im gegebenen Falle nur darin bestehen, daß sie ihr mit allen verfügbaren Mitteln zu einem würdigen, von allen Schlacken reinen, volltönenden Lesevortrag verhilft. Auch dazu fordert das: „Nimm und lies!", recht verstanden, sie auf.

Wenn es mir gelungen sein sollte, vorläufig nur einen einzigen Menschen zu meiner Meinung von dem überragenden Wert der Erzählung „Des Reiches Krone" zu bringen, so wünschte ich, dieser einzige möge — der Verleger sein, dem das Recht der Vervielfältigung zusteht, damit er flugs eine schöne, billige Einzelausgabe davon herstellen lasse, die zwar nicht mit Einführungen und Anmerkungen versehen, wohl aber mit einer guten Wiedergabe des Bildes von Ritter geschmückt ist. Bild und Dichtung führen zwar ihr eigenes selbständiges Leben und sind wahrscheinlich ganz unabhängig voneinander entstanden, stimmen aber doch in wesentlichen Zügen so wunderbar überein, daß sich kaum ein sinnigerer Buchschmuck denken ließe. So kämen beide Kunstwerke zu ihrem Recht, die Käufer ebenfalls und der Verleger behielte schließlich das letzte Recht, möglichst viele deiner Werke abzusetzen, Meister Raabe. — Hiernächst wage ich jedem Lehrer, jeder Lehrerin des Deutschen an höheren Mädchenschulen Stopfkuchens Mahnung zuzurufen: „Gehe heraus aus deinem Kasten!" Heraus zur rechten Zeit aus dem Kasten des Lehrplans! Der führt freilich „Des Reiches Krone" nicht mit Namen an, sondern nennt nur „Else von der Tanne", „Deutsche Not und deutsches Ringen"[1]), „Die schwarze Galeere" und „Marsch nach Hause",

1) „Deutsche Not und deutsches Ringen" ist der Titel einer vom Braunschweiger Jugend-

zählt diese Titel aber nur beispielsweise auf und deutet damit schon genugsam an, daß er dem persönlichen Empfinden, dem Geschmack und der Überzeugung der Lehrenden auch einigen freien Spielraum zu lassen gewillt ist. „Die schwarze Galeere“ bewährt ihre dichterischen Vorzüge auch in der höheren Mädchenschule; „Else von der Tanne“ ist dort erst recht am Platze und die erquickend lustige Erzählung: „Der Marsch nach Hause“ wird niemand missen wollen. Was sollte aber daran hindern, statt: „Deutsche Not und deutsches Ringen“, das außer zwei Bruchstücken nur wieder „Else von der Tanne“ bringt, „Stopfkuchen“ oder eine andere Perle aus deinem Schatze zu heben, du allzeit Mehrer deutscher Märe, die ebenso schön wie „Stopfkuchen“ das reiche Farbenspiel des Regenbogens widerspiegelt, den du auf der Höhe deiner Kunst und Eigenart uns an den Himmel zu zaubern wußtest. „Des Reiches Krone“ als die Krone der für Mädchen sich anbietenden deiner Werke darf selbstverständlich nicht fehlen. Die erforderlichen deutschen Stunden lassen sich gewinnen, wenn bei anderen Stücken rechtenorts der häusliche Leseeifer der Schülerinnen in Anspruch genommen wird. — Heraus zur guten Stunde auch aus dem Kasten deiner Gelehrsamkeit, deutscher Lehrer, deutsche Lehrerin! Jeder dieser Dichtungen, die so gar nichts von „Kunstwerkgeruch“ an sich haben, unbefangen, rein menschlich tief in die Augen gesehen, damit das Beste über dich komme, was der Deutschlehrer haben kann, die Begeisterung, sei es auch auf dem Weg vom Kopf zum Herzen. Dann öffnet sich dir der Blick für die rechte Art der Behandlung in der Klasse, die für jedes Dichtwerk eine andere sein muß. — Heraus endlich für immer aus dem Kasten eines allgemeingültigen, feststehenden Lehrverfahrens. Die Wege zu den Köpfen der Weiblein, so vielfältig und verschlungen sie sind, gehen durch ihre Herzen. Du wirst sie finden, auch wenn du die Pfade in umgekehrter Richtung gewandelt bist, so du nicht wissenschaftlich kühl, sondern herzfrisch und herzwarm unterrichtest. — Jede Jungfrau aber, in der ein Funke deines Geistes und Gemütes glimmt, du starker Erinnerer an deutsche Pflicht, muß gemahnt werden: „Tolle! lege!“ Nimm und lies nicht allein „Des Reiches Krone“ und was die Schule sonst noch von Raabe bietet, nimm und lies möglichst den ganzen Raabe, nicht für die Schule und in der Schule nur, sondern auch nach der Schulzeit und stets fürs Leben. Nimm Raabes giftfreien, herzhaften Humor in dich auf und lies dich immer tiefer in seine gesunde Weltanschauung hinein! Damit erschließt sich dir eine köstliche Kraftquelle, die dich aus aller Verzagtheit aufrüttelt und dir den Sieg im Kampf mit feindlichen Lebensmächten verheißt. Nimm und lies, welche unvergänglichen Werte im deutschen Gemüt liegen; nimm und lies, was wir dem Vaterlande schuldig sind und wie wir uns ihm für alles Tun und Lassen verantwortlich fühlen müssen; nimm und lies, wie wir den Glauben an die große Zukunft des deutschen Volkes treu und unverrückt wahren sollen und können. — Noch ein kurzes Schlußwort an die vielen, die es angeht. Der Riesenbrand des Weltkrieges hat das Wesen und die Zustände des deutschen Volkes bis in die tiefsten Tiefen, bis auf die höchsten Höhen grell erleuchtet. Dadurch wurde vor manchem andern dem blödesten Auge klar, wieviel für den Bestand und für das Gedeihen unseres Volkes davon abhängt, daß auch das weibliche Geschlecht bei uns „wohl auf dem Plan mit seinem Geist und Gaben“ sei. Großes haben Frauen und Mädchen im Heimatheer geleistet, Größeres werden sie noch vollbringen müssen, wenn es gilt, altes, bewährtes

schriftenausschuß herausgegebenen Auswahl aus Raabes Werken. Sie enthält: „Wie Markus Horn heimkehrt und zu Hause empfangen wird“ (entnommen aus „Unseres Herrgotts Kanzlei“), „Else von der Tanne“ und „Was die Großmutter von 1806 und 1813 erzählt“, ein Bruchstück aus der „Chronik der Sperlingsgasse“. Bei so reifen Schülerinnen brauchte und sollte man nicht zu Bruchstücken greifen.

Erbgut, Segen der Vorzeit unserm Volke retten, bewahren, Verbrauchtes umwenden, erneuern, Besseres finden und erwerben zu helfen. „Je mehr unser Volk zum Bewußtsein seiner großen schwierigen Zukunftsaufgabe als Weltmacht kommt, um so dankbarer wird es deinen Mahnungen sein Ohr leihen", du Erzieher zu lebendigem Deutschtum:

„Gib acht auf die Gassen!"

„Blick auf zu den Sternen!"

und vor allem dem Vor-, Grund- und Nachwort nicht nur des „Hastenbeck", sondern deines Lebenswerkes, dem Wort, das du vom Grund-, Eck- und Edelstein des deutschen Volkes übernommen und als gute „Wehr und Waffen" weitergegeben hast: „Ich habe nur ein Vaterland, das heißt Deutschland."

Wer die Jugend, vorab die oft übersehene weibliche Jugend und nicht nur die der höheren Stände, dem stillglänzenden, erwärmenden Sterne deiner echten Heimatkunst zuführt, der arbeitet mit an der glücklichen Zukunft unseres Volkes. Lassen wir uns dazu durch deinen Aufruf stärken, du Beleber deutscher Vergangenheit, Förderer deutscher Zukunft, darum Mann der Gegenwart, Wilhelm Raabe:

„Ans Werk, ans Werk mit Herz und mit Hand,
Zu bauen das Haus, das Vaterland,
Ans Werk, ans Werk und laßt euch nicht Ruh:
Gegraben, gehämmert zu und zu
Mit Händen hart, mit Händen weich
Behauen die Steine zum Bau für das Reich!
Ans Werk, ans Werk, sei's Tag, sei's Nacht,
Keine Rast, bis das Haus zustand gebracht!
Ans Werk, ans Werk!"

(Geschrieben Oktober 1917.)

Das Rätsel des „verschleierten Bildes zu Sais".

Von **Gottfried Sittbogen** in Berlin-Neukölln.

Von jeher hat Schillers Gedicht „Das verschleierte Bild zu Sais" den Lesern wie auch besonders den wissenschaftlichen Auslegern viel Kopfzerbrechen verursacht. Der eine[1]) — und das dürfte die verbreitetste Meinung sein — findet darin den Gedanken: „Wer treulich, aber bescheiden nach Erkenntnis ringt, dem wird die Gottheit, wenn die rechte Zeit gekommen ist, die Wahrheit erschließen; wer aber gewaltsam und mit Verletzung höherer Pflichten seine Wißbegierde zu befriedigen sucht, den wird das Erkannte so elend machen, wie Kassandra durch ihr prophetisches Schauen wurde." Aber abgesehen davon, daß Kassandra gerade ohne jede Schuld elend wurde — ist es wirklich ein Gedanke, dessen dichterische Darstellung sich lohnt, daß auch der Wahrheitsucher hübsch brav und artig sein und keine Sünde begehen soll? Ein anderer[2]) grübelt darüber nach, was denn eigentlich der Jüngling, als er den Schleier verbotener Weise aufhob, gesehen habe, und findet, es könne nichts anderes gewesen sein als das entsetzliche, grauenerregende „Bild des Todes, der Verwesung, der Vergänglichkeit alles Irdischen"; da dieser Anblick einen gänzlich Unvorbereiteten, noch dazu Sündigen getroffen habe, so habe er ihm für immer alle Lebenskraft geraubt. Das

1) Diehoff, Schillers Gedichte erläutert und auf ihre Veranlassungen, Quellen und Vorbilder zurückgeführt. 5. Aufl. 1876, Bd. III, S. 7.

2) Nover, Zeitschr. f. d. deutschen Unterricht, 1912, S. 411—417.

Bedenkliche ist nur, daß der Ausleger hier so viel mehr weiß als der Dichter; denn der Dichter bekennt ausdrücklich, selbst nicht zu wissen, was sich dem Jüngling hinter dem Schleier gezeigt hat. Ein Dritter[1]) endlich fragt, worin denn der Schleier bestehe, der uns die Wahrheit verhüllt, und er deutet ihn auf die Erkenntnisfunktionen Raum und Zeit; der Jüngling, in seinem leidenschaftlichen Erkenntnisdrang, habe aus dem kantischen Philosophem, daß der Mensch irre, solange sein Denken an die Vorstellungsformen von Raum und Zeit gebunden sei, die praktische Konsequenz gezogen und — Selbstmord geübt! Keine dieser Deutungen, um von anderen zu schweigen, befriedigt — „der wahre Sinn des Gedichts ist wie das Götterbild noch von einem Schleier verhüllt".

Entzieht sich ein Gedicht fortgesetzt der Deutung, so kann das zwei sehr verschiedene Ursachen haben. Es kann an den Auslegern liegen, denen es nicht gelingen will, den klaren Sinn, der in dem Gedicht steckt, zu finden; es kann aber auch an dem Gedicht liegen — wenn es nämlich keinen klaren Sinn hat. Das letztere ist der Fall des „verschleierten Bildes zu Sais". Selbst der alte Homer hat gelegentlich der menschlichen Schwäche seinen Tribut entrichtet und geschlafen, warum soll also nicht auch einmal unserm Schiller dies Mißgeschick begegnet sein?

Das Gedicht leidet, wie sich jeder leicht überzeugen kann, an einem Widerspruch. Zu Anfang heißt es, daß die Wahrheit überhaupt unzugänglich ist; warum, das mache mit der Gottheit aus. Zum Schluß aber heißt es, daß es vom Übel sei, wenn ein Mensch auf dem Wege der S c h u l d zur Erkenntnis der Wahrheit komme. Dabei wird also vorausgesetzt, daß eine Erkenntnis der Wahrheit ohne Schuld möglich ist, mit anderen Worten, daß die Wahrheit ihrem Wesen nach gar kein „verschleiertes Bild" ist. Unmöglichkeit der Wahrheitserkenntnis auf der einen Seite, Möglichkeit der Wahrheitserkenntnis, aber ihre Schädlichkeit, wenn sie durch Verletzung des Sittengesetzes gewonnen wird, auf der anderen Seite — das sind die beiden Gedanken, die sich in diesem Gedicht stoßen. Und da der Widerstreit dieser beiden Gedanken nicht ausgeglichen ist, kann das Gedicht keinen klaren Sinn geben. Immerhin muß doch Schiller die Absicht gehabt haben, e i n e n bestimmten Gedanken sinnenfällig darzustellen. Aber welchen?

Wo liegt die Fehlerquelle? Sobald wir sie entdeckt haben, muß sich auch das Rätsel des Gedichts enthüllen.

Der Ansatz ist deutlich: Der Jüngling in seiner rastlosen Forschbegierde sieht verächtlich herab auf den Hierophanten, der den Schleier der Wahrheit nie gehoben hat. Er versucht es und wird durch die Erfahrung belehrt, daß der Alte mit seinem Verzicht im Recht ist. „Die Wahrheit an sich ist nichts für den Menschen", dieser abstrakte Satz mußte anschaulich gemacht werden. Aber wie?

Die Schwierigkeit besteht darin, daß etwas an sich Unmögliches in einem einzelnen Fall als geschehen gesetzt wird, um aus dem Verlauf dieses Einzelfalles die Unmöglichkeit zu beweisen. Aus der Art, wie die Erkenntnis der Wahrheit auf diesen Einen wirkt, wird geschlossen, daß sie allen Menschen unzugänglich ist. Der Dichter aber hat das Recht, in seinem Lande auch einmal Unmögliches geschehen zu lassen; dazu ist er Dichter, dazu stehen ihm besonders die alten Sagen zur Verfügung. Hierin also kann der „Fehler" nicht liegen.

1) H e i n r i c h S c h m i d t, Zeitschr. f. d. deutschen Unterricht, 1913, S. 786—790.

Er kann auch nicht liegen in der Behandlung des möglich gewordenen Unmöglichen, nachdem es einmal geschehen ist. Es ist nur folgerichtig und eine sachgemäße Weiterführung des Motivs, wenn der Eindruck der unverhüllten Wahrheit auf den Schauenden derart schrecklich ist, daß er völlig gebrochen wird und nur als ein Schatten seiner selbst, als ein bei lebendigem Leibe Toter, weiterlebt. Nur so ließ sich anschaulich machen, daß er etwas getan hat, was über Menschenkraft hinausreicht. Es ist ebenso folgerichtig, wenn der von seinem Übereifer Geheilte die erkannte Wahrheit still in seinem Busen verwahrt; kein anderer Mensch darf sie erfahren, sonst müßte er ja das gleiche Schicksal erleben, und die Wahrheit würde um sich fressen wie ein verzehrendes Feuer. Bis hierher ist bei Schiller alles klar und einwandfrei.

Die Fehlerquelle liegt aber in der Art, wie das Unmögliche als möglich eingeführt wird. Tatsächlich d. h. in der wirklichen Welt ist die Schranke, die den Menschen hindert, zur vollen Wahrheitserkenntnis vorzudringen, eine physische; er kann die Grenzen, die ihm vermöge seiner Natur gezogen sind, nicht überschreiten, auch wenn er es wollte. Da nun im Gedicht diese Grenze von dem Jüngling gleichwohl überschritten wird (und auch überschritten werden mußte), so konnte jene Schranke nicht als eine physische erscheinen und es wurde ihr eine moralische untergeschoben. Für den weiteren Verlauf des Gedichts aber mußte sich der Dichter bewußt bleiben, daß es sich hier nur um eine nun einmal nicht zu umgehende Hilfskonstruktion handelte, er durfte aber dem Umstand, daß er die physische Schranke durch eine moralische ersetzte, keinen Einfluß auf den weiteren Verlauf der Handlung gewähren. Das hat Schiller außer acht gelassen. Das Moment des Moralischen und der Schuld mußte im zweiten Teil des Gedichts, nachdem es seine Aufgabe erfüllt hatte, die Handlung in Gang zu bringen, wieder fallen gelassen werden; der Jüngling mußte zugrunde gehen einfach deshalb, weil er die Wahrheit gesehen, und nicht, weil er sich auf unmoralische Weise ihren Anblick verschafft hat. Statt dessen behandelt Schiller das Moment der Schuld im zweiten Teil nicht bloß als selbständiges, sondern zuletzt, in der Lehre, die aus dem Ganzen herausspringt, als Hauptmotiv. Auf diese Weise ist es denn gekommen, daß die Schlußmoral zu dem Anfang nicht passen will und daß das Gedicht, so wie es uns vorliegt, keinen klaren Sinn hat, weil es nicht das geworden ist, was es werden sollte.

Genau genommen enthält es Stoff zu zwei Gedichten. Welcher von den beiden aber der keimkräftige, der, welcher das Gedicht hervorgebracht hat, war, kann kein Zweifel sein. Schiller wollte den Gedanken aussprechen: Der „Alles- oder Nichts-Standpunkt" des sympathischen Jünglings ist unhaltbar, für den Menschen gibt es allerdings ein Mehr und Weniger von Wahrheit, er kann wohl einzelne Wahrheiten, aber nicht die Wahrheit erkennen; die Wahrheit ist allein Gott vorbehalten. Der zweite Gedanke, der von der Schuld, ist doch nicht so tief eingedrungen, daß der erste nicht noch klar und deutlich zu erkennen wäre. Der zweite Gedanke gleicht nur den leichten Ranken, unter deren Verhüllung man doch überall das massive Mauerwerk spürt.

Ist diese Deutung richtig, dann ist damit auch der Gattungscharakter des Gedichts bestimmt: es ist keine Allegorie, in der Zug um Zug gedeutet werden müßte (der Schleier = Raum und Zeit, das Aufheben des Schleiers = Selbstmord), sondern ein Gleichnis, in dem nur das tertium comparationis zwischen Bild und Sache zu

finden ist. Diese Lehre der Parabel würde, logisch steif und korrekt ausgedrückt, also lauten: Wie der Jüngling zugrunde geht, der das entschleierte Bild sieht, so würde jeder Mensch zugrunde gehen, der die „Wahrheit an sich" zu sehen bekäme.

Nur ein Einwand läßt sich, soviel ich sehe, gegen diese Deutung geltend machen. Auf die Frage, was sich dem Jüngling hinter dem Schleier zeigte, antwortet der Dichter: „Ich weiß es nicht"; die bisherige Deutung aber nimmt an, man wisse, was der Jüngling gesehen hat, nämlich die Wahrheit. Doch dieser Einwand läßt sich leicht beheben, der konstruierte Widerspruch ist nur scheinbar. Die göttliche doppelsinnige Warnung läßt keinen Zweifel über das, was der Jüngling gesehen hat. Sie besagt: Kein Sterblicher rückt diesen Schleier, bis ich selbst ihn hebe; der Sterbliche aber, der ihn eigenmächtig hebt, der sieht die Wahrheit. Er wird also wirklich die Wahrheit sehen, aber die Wahrheit — und darin liegt die unheimlich rätselhafte Drohung — wird so furchtbar, so unerträglich sein, daß die Erfüllung seines Begehrens zugleich die allerhärteste Strafe ist. Auch der Dichter weiß also, was hinter dem Schleier ist. Trotzdem hat er ein Recht zu sagen „Ich weiß es nicht"; denn was die Wahrheit ihrem Inhalt nach ist, was der Jüngling materiell gesehen hat, das weiß er nicht und kann er nicht wissen. Die Wahrheit bleibt für ihn das große X, von dem er nichts weiß, auch wenn er weiß, daß es existiert und daß ein anderer es gesehen hat.

Gestützt wird unsere Deutung, wenn es noch nötig sein sollte, dadurch, daß Schiller denselben Gedanken auch anderwärts mehrfach ausgesprochen hat. Am bekanntesten sind die Verse aus den „Worten des Wahns", in denen sogar dasselbe Bild des Schleiers wiederkehrt:

„Verscherzt ist dem Menschen des Lebens Frucht,
Solang' er die Schatten zu haschen sucht;
Solang' er glaubt, daß dem ird'schen Verstand
Die Wahrheit je wird erscheinen;
Ihren Schleier hebt keine sterbliche Hand,
Wir können nur raten und meinen."

Hier erklärt der Idealist Schiller den Jüngling des „verschleierten Bildes" sowie jeden, der die volle Erkenntnis der Wahrheit für möglich hält, für einen Illusionisten. Derselbe Gedanke, nur in mythologischer Form, ist es, den die antiken Sagen aussprechen, wenn sie erzählen, daß der Mensch, dem sich die Gottheit unverhüllt offenbart, sterben muß (z. B. Semele und Zeus, Moses und Jahwe). Finitum non est capax infiniti.

Wie verhängnisvoll selbst partieller Wahrheitsbesitz nach Schillers Meinung ist, zeigt seine Kassandra. Apollo hat sie mit dem Blick in die Zukunft begnadet. Daß hier auch nicht von der leisesten Schuld die Rede sein kann, daß es sich vielmehr um einen hohen Vorzug handelt, der dem Götterliebling zuteil geworden ist, braucht nicht erst bewiesen zu werden. Aber es hilft ihr nichts; obwohl sie nur „einen Ton aus der Harmonie", nur „eine Farbe aus dem Regenbogen" ihr eigen nennt, harrt ihrer ein ähnliches Schicksal wie das des Jünglings zu Sais: auf ewig ist ihres Lebens Heiterkeit dahin. Die Gnade, die ihr die Gottheit erwiesen hat, kostet ihr das Lebensglück.

Wer erfreute sich des Lebens,
Der in seine Tiefen blickt?

Vielleicht läßt sich auch der historische Grund dafür angeben, daß es Schiller nicht gelang, der Parabel vom verschleierten Bilde dieselbe Geschlossenheit zu verleihen

wie den beiden anderen eben genannten Gedichten: Schiller kehrte gerade damals (1795) nach mehrjähriger Pause zur dichterischen Produktion zurück, und so mag es sein, daß seinen ersten Schritten auf dem neuen Wege — doppelt neu, sofern er philosophische Gedanken überhaupt zum ersten Male als Dichter aussprach — die volle Sicherheit fehlte. Es ist die Zeit, in der Körner, welcher die Kritik an seinem Freunde als einen heiligen Beruf ausübte, an ihn schrieb (27. September 1795): „Nur in der inneren Harmonie der Gedanken ist es, glaube ich, wo Du noch Fortschritte machen könntest".

Jedenfalls aber ist das Gedicht ein charakteristisches Zeugnis für Schillers Lebensauffassung; nicht eine alte Sage wollte er künstlich wieder beleben, sondern eine alte Sage wollte er benutzen, um an ihr einen Grundgedanken seines Idealismus anschaulich und sinnenfällig zu machen — seines Idealismus, der sehr weit entfernt ist von schwärmerischem Illusionismus.

Zeitgemäße Winke zur Gedichtbehandlung.[1])

Von **Ewald Quittschau** in Pillau (O.-Pr.).

Es handelt sich im folgenden um unmittelbare Anregungen für die Praxis, die aus der Arbeit in der Präparandenanstalt erwachsen sind, mithin nicht ohne weiteres für jede Schulgattung übernommen werden können. Immerhin können Weg und Ziel jedem Lehrer deutlich werden, wie und wohin es aus dem alten, oft schon erstarrten Deutschunterricht gehen könnte. Noch immer kann man nicht dringend genug die „schulgemäße" „Behandlung" des Einzelgedichts zurückweisen. Das Hineinpressen eines kleinen poetischen Stoffes in formale „Stufen" kennt man längst als ein Unzulängliches. Und doch wird es geübt, weil es bequem ist. Es läuft auf Gleichgültigkeit bei Lehrer und Schüler hinaus, und die durch diese „Methode" erzeugte oder gerade gezüchtete Gewissenlosigkeit ist gar nicht genug zu brandmarken. Irgendein Frühlingsgedicht. Die „Durchnahme" beginnt mit der „Vorbereitung", d. h. mit einem farblosen, verwässerten, häufig genug gezwungenen Geschwätz über den Frühling. Auf den Hinweis, daß wir diese Gedanken durch den Dichter aussprechen lassen wollen, folgt die „Darbietung". Der Lehrer nimmt sich darauf Strophe für Strophe vor, um das Ganze zu besprechen. Alles läuft auf eine Wiedergabe der Gedanken des Dichters mit eigenen, meist verblaßten, kraftlosen Worten hinaus. Diese Wiedergabe ist nur dann nicht wertlos, wenn sie, als letzte, Kontrolle übende, beiläufige, aber selbständige Leistung des Schülers gefordert wird. — Das Unwesen des Herausschälens eines „Grundgedankens" hat auch noch längst nicht aufgehört — des Grundgedankens beim lyrischen Gedicht gar, wo alles Klang und Ton ist. Die Schule hat sich eine geschäftsmäßige Art angeeignet, mit der sie Gedicht auf Gedicht erledigt. Auch der Vorwurf der Auflösung des lyrischen Stückes in Stimmung und Stimmungen ist nicht neu. Daß eine solche deutsche Stunde zu einer Weihestunde werden kann, wenn der Lehrer der rechte Mann ist (er muß in seiner Art ein Stück Dichter sein), soll nicht geleugnet werden, wenn auch das Literarische des betreffenden dichterischen Erzeugnisses, das ja auf den niederen Stufen der höheren Schule, in der einfachen Volksschule und

1) Der folgende Aufsatz möchte eine Reihe von Fehlern besprechen, die nach des Verf. Erfahrung immer noch gang und gäbe sind. Er will also nichts Neues bieten, sondern an Bekanntes erinnern. D. Hg.

fast im ganzen Bildungsgang der entwickelteren Volksschule außer Betracht bleiben darf, dabei zu kurz kommt.

Das wertvolle lyrische Gedicht ist, das kann man nicht laut genug aussprechen, die jedesmal neuartige Lösung einer Aufgabe. Wie die dichterische Persönlichkeit sich mit diesem oder jenem Vorwurf abfindet, dies Eigene ist Gegenstand literarisch-ästhetischen, poetischen Unterweisens. Das Besondere, Eigene, Neue zum unvergeßbaren Erlebnis des Schülers zu machen, das allein ist wahre, würdige Aufgabe des Poesieunterrichts. Um ein Beispiel zu geben, nenne ich die Aufgabe: Wie war dem Dichter zumute, als er „Der Mai ist gekommen" dichtete? Mit immer neuen Mitteln, auf jedesmal anderen Wegen fühlen sich alle Teilnehmer der Stunde da hinein, was die innere Bewegung, das innere Leben unseres Gedichtes ist: die Freude zu wandern, die gesteigerte Lust an dem Draußen, das fromme Einssein mit dem Odem Gottes, dem in dieser Welt waltenden Geiste. Es ist zu zeigen, wie der Dichter dieses sein Gefühl durch alle großen und kleinen Mittel der Sprache, durch solche ihm besonders eigene und durch gemeinübliche poetische Mittel mitzuteilen versteht. Dies Ziel kann nicht zuletzt auch erreicht werden, indem im Gedicht angedeutete Einzelbilder (Abschied von Hause, der Aufbruch, Ausblick auf der Höhe, die beiden Reiseerlebnisse), je nach Stufe des Unterrichts und Reife der Schüler mehr oder weniger selbsttätig, ausgeführt werden. Auch das Einsetzen eines Wortes für eins des Dichters kann einmal wirkungsvoll sein. Nehmen wir z. B. das Gedicht „Lebewohl" von Mörike:

„Lebewohl" — du fühlest nicht,
was es heißt, dies Wort der Schmerzen;
mit getrostem Angesicht
sagtest du's und leichtem Herzen.

Lebewohl! — Ach, tausendmal
hab ich mir es vorgesprochen
und in nimmersatter Qual
mir das Herz damit gebrochen.

Man beachte jedes Wort Mörikes, wie er es gewählt hat. Wie verblaßt alles, wenn man dafür ein anderes einsetzt, was gang und gäbe ist! „. . . und in tausendfacher Qual mir das Herz damit gebrochen". Das ist blaß, farblos, papieren gegenüber dem Wort „nimmersatte Qual".

Sodann muß besonderes Wert- und Eigengefühl für jeden der wichtigeren Dichter erzeugt werden. Es gibt nichts Angelernteres, Äußerlicheres, also Wertloseres als die Dichter-Biographien der Schule. „Emanuel Geibel wurde im Jahre 1815 in einem Pfarrhause zu Lübeck geboren." So gehen sie alle an. Das wird eingelernt. Die Erfahrung lehrt immer wieder, nirgends kommen gröbere Verstöße gegen den Ausdruck, nirgends mehr und lächerlichere, ja peinlichere Mißverständnisse vor als im Aufsagen solcher „Lebensabrisse". Und wie sollte es anders sein! Was man wiedergibt, muß man geschaut haben oder im Geiste schauen. Aber was soll man vom Leben eines Dichters schauen, wenn man es nur sieht durch das Mittel jener Gemeinplätze und Redensarten, die seit lange allmählich für „Dichterbiographien" Brauch geworden sind. Statt dessen lasse man ein Bild des Dichters erarbeiten aus einer ganzen Zahl seiner Gedichte. Die weiche, träumerische, fromme Art Schenkendorfs, des Romantikers unter den Freiheitsdichtern, im Gegensatze zu den anderen Dichtern der Zeit, muß erkannt werden. Der Schüler muß seine Züge und Eigenheiten an Hand einer Beispielreihe, die er jedesmal wählen soll, aufzeigen können. Da ich die vielgeschmähten „Ergebnisse" im Unterricht nicht missen möchte, so setze ich solche Aufgaben hierher: Vergleiche aus Gedichten die Frömmigkeit Arndts mit der Schenkendorfs!

Wie beweist E. M. Arndt in seinen Gedichten seine Liebe zu deutschem Wesen? Der Jungheld bei Uhland. Das sind erste Ansätze zur Gewinnung rechter Dichterbilder. Wie das persönliche Leben des Dichters dabei mehr Berücksichtigung finden kann, mag die Aufgabe andeuten: Wie Erlebnisse des Dichters Ludwig Uhland Anlässe seines Dichtens gewesen sind! (Sein Jugendleben in der Tübinger Landschaft — die Erinnerung an einen Vorfahren vor Belgrad — wie er als Knabe einen Fischotter erschlägt — ein Spaziergang, von dem er im Briefe einem Freunde berichtet u. a. m; und wie daran Gedichte angeschlossen sind!) Oder Schiller ist als der Dichter des Pathos zu würdigen. „Die Bürgschaft", „Der Graf von Habsburg", „Das Lied von der Glocke" liefern auf früher Stufe die Belege, wenn er Genitiv und Adjektiv voranstellt, wenn er Substantivzusammensetzungen häuft, wenn er feierliche oder prunkvolle Adjektive den Substantiven gesellt. In diesem Rahmen sind regelrecht Übungen anzustellen, so daß sich dem Schüler ein gewisses Bild, und ist es auch noch unvollständig, festigt. Vom Gedicht „Die Tanne" den Ausgang nehmend, kann man untersuchen und ein Bild davon gewinnen, wie sich Leben und Dichten bei Ferdinand Freiligrath in dem Gegensatz Heimat—Fremde bewegen. Wie er das deutsche Vaterland liebt und diesem Gefühl Ausdruck leiht, wie er durch ein herbes Geschick zu jahrelangem bittern Aufenthalt im Ausland verdammt ist und sich immer und immer heimwärts sehnt, und wie ihn eine heiße, erhitzte Phantasie sich in fernen Gegenden tummeln heißt, das muß sich im Unterricht zu einem Bilde runden. Und von diesem Grunde aus sollte man jedem neuen Liede dieser Dichterseele näherkommen. Ich will das Bewußtsein erzeugen, daß man jedesmal in eine eigene Welt eintritt, das Bewußtsein eines Zusammenhangs, aus dem der einzelne Dichter niemals hinausgelangen konnte, und schließlich auch ein Wissen von den Besonderheiten und Merkzeichen seines Gesichtskreises und seiner Gefühlswelt.

Dieser Forderung, eine Einheit zu schaffen, entspricht der Ruf nach Zusammenhängen anderer Art. Es gibt einzelne Stille im deutschen Dichterwald und ganze Dichtungsgattungen in unserem Schrifttum, für deren gehörige Wertschätzung uns das Verständnis vor dem Kriege abhanden zu kommen begann, die erst inmitten des Lärms der lauten, überwältigenden Gegenwart infolge des Bedürfnisses nach gegensätzlichen Wirkungen aufs neue beachtet werden. Der größere und reifere Schüler begegnete der Zumutung einer Lektüre von Hebels „Schatzkästlein" mit Übelwollen und Nasenrümpfen. Wer wollte es ihm verargen? Die Zeit des engen, biederen, wackeren Horizontes schien vorüber. Die patriarchalischen Verhältnisse, die glatte Einfachheit Hebelscher Eigenwelt waren so ganz verschieden von denen der Umwelt, daß sie uns nichts mehr zu sagen hatten. Die Zeit von heute indes ist dazu angetan, daß die Stille, Ruhe, Schlichtheit, Frommheit und Redlichkeit, die uns aus jenen Blättern entgegenatmen, noch etwas für das Gleichgewicht der deutschen Seele zu wirken vermöchten. Und daß es geschieht, dazu ist nötig, daß der Unterricht es unternimmt, ein Bild jener Welt auf Grund der Hebelschen Stücke aufzubauen. Der Fehler, der begangen wird, ist die Herauslösung des Einzelstückes und die Versäumnis, vom Einzelnen die Blicke aufs Ganze zu richten. Ähnlich ist es mit Gellerts „Fabeln und Erzählungen". Zu lange sind wir in dem Irrtum befangen gewesen, man müsse ängstlich auf die besonderen Merkzeichen der Gellertschen Fabeln achten. Nicht die Pflege der Gattung „Fabel" ist das Verdienst des Leipzigers aus dem 18. Jahrhundert, der sich eine europäische Stellung in Sachen des Gutseins und mehr noch des guten Tons erworben hatte, und der nach Erich

Schmidts gültigem Urteil am liebenswürdigsten war, wo er Moral in Erzählung verwandelte. Liebevolles Versenken in seine Enge und Abgekehrtheit sind heute wieder reizvoll. Der nicht gerade abgeklärte, aber doch ergötzliche Humor der Händel des Hauses und des Dorfes entschädigen uns für den Mangel des Blickes auf die Händel der Welt und die Leiden des Vaterlandes. Es ist kaum nötig, jetzt noch in diesem Sinne für Matthias Claudius zu sprechen. Das Aufleben der volkskundlichen Seite des Deutschunterrichts hat bereits Wortführer energischen Einbeziehens des Märchens in den Unterricht auftreten lassen. Wieder bezeichne ich nur als nötig, von der Einzelbehandlung in den frühen Schuljahren aufzusteigen zur Gesamtbehandlung in den späteren. Einen besonderen Einblick in die menschliche Seele, die nicht bloß denkt und zum nützlichen Schaffen anspornt, sondern auch fühlt und gestaltend selber schafft, d. h. dichtet, gewährt etwa die vergleichende Betrachtung eines Märchens in verschiedenen Fassungen aus den verschiedenen Provinzen des Schrifttums. Wieviel Formen hat das Goldener-Märchen, das bei Grimm das Märchen vom Eisenhans ist!

Den Zug zum Einheitlichen im deutschen Unterricht möchte ich noch in anderen Dienst gestellt wissen. Die übliche Besprechung eines Gedichts wie „Die Sonne bringt es an den Tag" wird so angelegt, daß die ganze Arbeit auf Gewinnung des Satzes „Alle Schuld rächt sich auf Erden" hinausläuft. Was dabei herauskommt, ist die Meinung in vielen Köpfen — namentlich innerhalb der Schichten ehemaliger Volksschüler.—: Nun ja, es gibt einige Leute, Dichter nennt man sie ja wohl, die haben sich es in den Kopf gesetzt, uns Geschichtchen zu erzählen, die dazu nicht einmal „wahr" sind, um uns einzureden: Seid ja brav, sonst geht's euch schlecht! Mit der Schulzeit ist ihre Weisheit abgetan. Das Leben zeigt es anders. Ich erkläre mir so ein weitverbreitetes Gefühl des Überlegenseins der Dichtung gegenüber. Es stimmt ja, jene Moral geht aus dem Gedicht hervor. Aber weshalb alles Gewicht auf ihre Einhämmerung legen? Wir wollen unser Gedicht einmal lediglich als eine Schauer-, Justiz-, eine, sagen wir es deutlich, Mordgeschichte betrachten. Es steckt etwas Kolportagehaftes in dem Stück. Und übrigens, Chamisso liebt es, einen gruseln zu machen. Der kitzelige Einzelfall soll ganz eindringlich betrachtet werden. Meinetwegen beginne die Unterrichtsstunde mit dem Vorlesen eines ähnlichen „Falles" aus dem „Vermischten" eines Provinzblattes. Die besondere und wertvolle Aufgabe des Lehrens ist es, zu zeigen, Schritt für Schritt weiterführend, wie ein ganz anderer Berichterstatter der Dichter Chamisso ist. Was gehört dazu, daß dieser Bericht ein G e d i c h t ist? Gerade durch die Behandlung solcher guten Kolportageliteratur wird man der Schundliteratur entgegenarbeiten. Dahin gehören die beiden anderen Chamissoschen Stücke „Böser Markt" und „Der rechte Barbier", ferner „Der Heideknabe" von Hebbel und „Die Heideschenke" von Lenau, die Stücke der Droste „Vergeltung", „Geierpfiff" und „Kurt von Spiegel", Geibels „Seeräubergeschichte", von Keller „Ein Schwurgericht", von C. F. Meyer „Der Daxelhofen".

Endlich möchte ich betonen, wie wichtig es ist, daß die Verzeichnisse poetischer Stoffe für die Schule aufgefrischt werden. Damit rühre ich an einen Fehler namentlich der Pläne für das elementare Schulwesen. Es ist ein Unrecht der Schule, daß die ganze reiche lyrische und episch-lyrische Dichtung des 19. Jahrhunderts an der Jugend weiter Volkskreise spurlos vorübergeht. Diese Erinnerung scheint mir um so wichtiger, als die gegenwärtige Kriegsliteratur, die ihr Recht fordert, die Gefahr zeigt, jene Erzeugnisse unserer Mörike, Keller, Meyer, Fontane u. v. a. für immer zu verdrängen.

Über die Anleitung zum beschreibenden Aufsatz.

Von Ernst Lüttge in Leipzig.

Daß die Beschreibung als wichtige Aufsatzform in der Schule gepflegt werden muß, hat Studienrat Bruno Meyer im 10. Heft dieser Zeitschrift überzeugend begründet. Außer den von ihm angeführten Gründen könnte auch noch der genannt werden, daß die Beschreibung zu den natürlichen Aufsatzformen gehört, wenn man nämlich darunter solche versteht, die sich aus dem Wesen und dem Zweck der mündlichen Mitteilung ergeben. Im mündlichen Verkehr spielt das Beschreiben zweifellos eine wichtige Rolle. Überall, wo über Gesehenes und Gehörtes, über Erfahrenes und Erlebtes berichtet werden soll, müssen Dinge und Vorgänge dem Hörer vor das innere Auge gestellt werden, bald nur in großen Umrissen, bald aber auch in kleinsten Einzelheiten, je nach dem Bedürfnisse des Hörers oder nach dem Zwecke der Mitteilung. Selbst die Erzählung ist mehr oder weniger von beschreibenden Bestandteilen durchsetzt. Das gilt vom mündlichen Verkehr wie vom schriftlichen. Mag auch die reine Beschreibung nur selten vorkommen, so wird es doch kaum eine schriftliche Mitteilung geben, die nicht irgendwelche Merkmale der Beschreibung aufwiese. Es wird also die Übung des beschreibenden Aufsatzes auf jeden Fall der schriftlichen Ausdrucksbildung zugute kommen, und wäre es auch nur dadurch, daß der Schüler lernt, Wesentliches und Unwesentliches zu scheiden oder mit wenigen kennzeichnenden Strichen deutliche Vorstellungen im Leser zu wecken. Diese Fähigkeit würde natürlich auch auf den mündlichen Ausdruck günstig einwirken.

Für den Unterricht handelt es sich nun um die wichtige Frage, wie sich die Anleitung zum beschreibenden Aufsatz zu gestalten habe, um die unleugbar vorhandenen Schwierigkeiten zu überwinden. Daß ohne zweckmäßige Anleitung nur Mißerfolge zu erwarten sind, hat Meyer mit Recht hervorgehoben, und es ist zu begrüßen, daß er eine Anzahl trefflicher Winke und Vorschläge gibt. Ich möchte ergänzend eine Art stilistischer Anleitung erörtern, die Meyer nur nebenbei erwähnt, nämlich die unterrichtliche Verwertung von Stilmustern. Die meisten Methodiker erwähnen Stilmuster immer mit einer gewissen Zurückhaltung. Man fürchtet von ihnen eine zu starke Beeinflussung des Schülers, wodurch die Selbständigkeit des Ausdrucks leiden würde. Aber man sollte in dieser Hinsicht doch nicht zu ängstlich sein. Die Nachahmung spielt nun einmal eine wichtige Rolle in der Sprachentwicklung des Kindes, auch in der natürlichen; es wäre also geradezu unnatürlich, sie im Unterrichte auszuschalten. Wie soll denn der Schüler gut reden lernen, wenn er nicht gut reden hört? Und wie soll er gut schreiben lernen, wenn er nicht gut Geschriebenes zu hören und zu lesen bekommt? Dieser Gedanke kommt auch in den Ausführungen Meyers verschiedentlich zur Geltung. „Ein gutes Mittel, Mißerfolgen vorzubeugen", sagt er, „ist das Vorlesen eines Musteraufsatzes über ein ähnliches Thema. Das macht den Jungen Lust und setzt sie auf die richtige Spur" — und an anderer Stelle: „Unsere Quartaner und Tertianer verfügen noch nicht über einen großen Schatz von Wendungen. Besser, man hilft ihnen hierbei vor Beginn der Arbeit, als daß man sich hinterher über die steifen, hölzernen Sätze bei der Durchsicht ärgert." Wie richtig diese Gedanken sind, ergibt sich deutlich aus der Erwägung, daß die schriftliche Beschreibung mancherlei

stilistische Kunstmittel erfordert, worauf die mündliche verzichtet. Was im Mündlichen z. B. durch bezeichnende Handbewegungen anschaulich gemacht wird, muß beim Schreiben ausschließlich durch den sprachlichen Ausdruck bezeichnet werden, weil hier das Wort ganz auf sich selbst gestellt ist. Daher kommt es, daß der beschreibende Aufsatz oft auch dann noch mißlingt, wenn die Schüler mit dem Gegenstande durchaus vertraut sind.

Es erscheint daher als eine ganz natürliche Maßnahme, daß man dem Schüler bei seinen Aufsatzversuchen behilflich ist, daß man ihm, etwa in der Weise, wie es Meyer an verschiedenen Beispielen zeigt, in gemeinsamer Klassenarbeit Anleitung gibt, wie man in die Masse der Einzelheiten Ordnung bringt und für das genau Angeschaute den bezeichnendsten Ausdruck sucht. Noch einen Schritt weiter geht Paul Geyer im „Handbuch des deutschen Sprachunterrichts" von A. Matthias[1]), wenn er dem Lehrer empfiehlt, das Thema „in freiem, zwanglosem, aber immerhin gewähltem Vortrage, in großen Zügen, aber doch so, daß das Ganze Stimmung und Farbe erhält", vor der Klasse zu behandeln, damit die Schüler den ersten Entwurf des Aufsatzes zu Hause unter dem frischen Eindrucke des Gehörten anfertigen können.

Allen derartigen Vorschlägen liegt der Gedanke zugrunde, daß die Schüler für ihre Versuche nicht bloß Anleitung, sondern auch Muster, Vorbilder brauchen, die ihnen eine Anschauung geben von dem, was ihnen als Ziel ihrer stilistischen Bemühungen vorschwebt. Es sind also Ansätze zu einem stilistischen Anschauungsunterricht, die uns darin begegnen, allerdings auch nur Ansätze: wollte man diesen Gedanken folgerichtig weiterführen, so müßte man sich nicht mit der bloßen Darbietung von Stilmustern begnügen, sondern man müßte diese auch nach stilistischen Gesichtspunkten eingehend betrachten, um die Anschauung zu klären und um zu stilistischen Einsichten und Erkenntnissen zu gelangen. Wenn man es für zweckmäßig hält, dem Schüler bei der Vorbereitung des Aufsatzes passende Wendungen an die Hand zu geben, oder ihm durch Vorlesen oder freie zusammenhängende Darbietung Muster vorzuführen: warum will man das, was dadurch für die Stilbildung erreicht werden soll, nicht noch mehr planmäßig an klassischen Vorbildern, wie sie etwa das Lesebuch bietet, zu gewinnen suchen?

Freilich wird man im Lesebuche meist vergeblich nach einer Beschreibung suchen, die man gerade für den geplanten Aufsatz brauchen könnte. Aber für die Zwecke eines stilistischen Anschauungsunterrichts handelt es sich auch gar nicht darum, daß die Schüler gerade ihren Klassenaufsatz in mustergültiger Darstellung vorgeführt bekommen; sie sollen durch Betrachtung stilistischer Vorbilder nur mit den allgemeinen Stileigenschaften vertraut werden, die von ihrem Aufsatze, in unserem Falle also von einer Beschreibung, verlangt werden müssen, z. B. wie man in die Vielheit der Einzelerscheinungen Ordnung bringt, wie man das Nebeneinander in ein Nacheinander verwandelt, wie man Wesentliches von Unwesentlichem scheidet, kennzeichnende Einzelmerkmale zum abgerundeten Bilde zusammenfügt; wie man genau beobachten und scharf unterscheiden muß, um gut beschreiben zu können; wie der verschiedene Zweck der Beschreibung auch verschiedene Stilmittel erfordert, bald mehr die berichtende Sprache des Verstandes, bald mehr die anschauliche der Phantasie oder die teilnehmende des Gemüts. Das alles und noch manches andere Nötige läßt sich nicht

1) München, Becksche Verlagsbuchhandlung.

an den paar vorgeschriebenen Klassenaufsätzen zeigen, sondern muß beim Lesen an zahlreichen Beispielen beobachtet werden. Daher ist die Lesestunde mehr als bisher für die Zwecke des stilistischen Anschauungsunterrichts zu verwenden. Man sollte also die beschreibenden Lesestücke nicht bloß nach ihrem Inhalt für den Sachunterricht, sondern auch nach ihrer Form für die Stilbildung zu nützen suchen. Man lehre die Schüler darauf achten, wie es der Schriftsteller anfängt, daß seine Darstellung lebensvolle Wirklichkeitsbilder in uns wachruft, und wie er unsere Teilnahme für seinen Gegenstand zu gewinnen weiß. Auch die Prosastücke muß der Schüler als Kunstwerke betrachten lernen, die den Gegenstand des Sachunterrichts in eigenartiger persönlicher und zweckmäßiger Gestaltung zeigen.

Da findet sich etwa im Lesebuche ein Stück über die Buche (von Masius). Gleich der zweite Satz bietet Gelegenheit zu einer stilistischen Bemerkung:

„Sie liebt sanft gehobene Flächen und tritt gern von den Höhen des Gebirges auf die sonnigen Hügelzüge am Fuße herab".

Das klingt ja, als wäre die Buche lebendig wie ein Mensch, sagt der Lehrer. Welche Ausdrücke bewirken das? Wie hättest du den Inhalt dieses Satzes (Standort der Buche) vielleicht ausgedrückt? Vielleicht finden wir in dem Lesestücke noch mehr solche Eigentümlichkeiten! Damit haben wir der Sprachbeobachtung der lesenden Schüler die Richtung gewiesen, und sie werden nun leicht die Ausdrücke und Wendungen entdecken, die uns die Buche als lebendes Wesen erscheinen lassen: die Buche h e r r s c h t in ganz Thüringen und b l i c k t über die Buchten von Kopenhagen; sie ist der g e s e l l i g e Baum und s c h l ä g t ihre Wurzeln nicht tief ins Erdreich, sondern k r e u z t sie mit ihren S c h w e s t e r n. Schon auf Grund dieser Beobachtungen werden die Schüler Verständnis haben für den Gedanken, daß so nur ein Naturfreund schreiben kann, der die Dinge der Natur mit besonderen Augen betrachtet, und damit kommen wir auf den Verfasser zu sprechen, dessen Namen wir unter dem Stücke finden. Jetzt wird dieser Name lebendig, ohne daß wir viel über die Person zu sagen wissen. Wenigstens kommt dem Schüler zum Bewußtsein, daß in dem Lesestücke ein M e n s c h von Fleisch und Blut zu ihm spricht; an die Stelle der unpersönlichen Buchsprache tritt auf einmal die persönliche Rede eines Naturfreundes, aus dessen Worten man überall die Freude an seinem Gegenstande heraushört. Zugleich geht dem Schüler die Ahnung auf, daß die Darstellungsform des Lesestückes nicht so etwas Selbstverständliches oder Zufälliges ist, wie etwa ein Naturgewächs, sondern daß der Verfasser mit Bedacht seine Worte so gewählt hat, daß in uns genau dieselben Bilder entstehen, die ihm vorgeschwebt haben.

Noch deutlicher wird das, wenn wir versuchen, dem Gedankengange seiner Beschreibung nachzuspüren. Da lernt der Schüler auch den ordnenden Gesichtspunkt kennen, der das Gewirr der Einzelheiten in ein übersichtliches und durchsichtiges Nacheinander auflöst und dem betrachtenden Auge die Richtung vorschreibt. Da wird dann auch die Schattengestalt des Verfassers lebendig; wir sehen den Naturfreund im Buchenwalde einen besonders stattlichen Baum wohlgefällig betrachten, und wenn wir dann nach dem Lesebuche feststellen, daß er bei seiner Beschreibung der natürlichen Anordnung der Teile nachgeht: vom Wurzelgeflecht am Boden den schlanken Stamm aufwärts bis zu den Ästen und der Blätterkrone, und wie er im Weiterschreiten den Zauber des Buchenwaldes genießt und uns die einzelnen

Schönheiten in der Reihenfolge zeigt, wie sie uns begegnen: so ist das ein stilistischer Anschauungsunterricht, der Stilgefühl und Stilverständnis in gleichem Maße befruchtet.

Nicht alle Lesestücke sind gleich ergiebig für derartige Formbetrachtungen; aber lernen läßt sich aus jedem etwas für den eignen Stil. Man sollte es daher zum Grundsatz machen, jede Lesestunde für die Stilbildung zu nützen, und wäre es auch nur, daß man bei einem einzelnen Satze oder auch nur bei einer einzelnen Wendung verweilt, um sie nach ihrem besonderen Ausdruckswert zu betrachten. Eben der Ausdruckswert muß aber immer die Hauptsache sein, nicht die äußerliche Kenntnis und das Aufzählen von Stilmitteln und Stilregeln. Wie gerade dieses Wort, dieser Vergleich, dieses Sprachbild, diese Gedankenfolge der Absicht des Schriftstellers entspricht, hier eine Einzelheit recht deutlich zu zeichnen, dort eine lebensvolle Gesamtanschauung zu erzeugen, ein anderes Mal uns für den Gegenstand zu erwärmen und dann wieder bloß Tatsächliches schlicht zu berichten: für solche Stilfragen müssen wir beim Schüler Teilnahme und Verständnis zu gewinnen suchen. Je besser uns das gelingt, desto wirksamer arbeiten wir dem besonderen Aufsatzunterricht vor. Ob wir an diese stilistischen Anschauungsübungen sofort eigene Stilversuche anschließen, ist hier nicht von grundsätzlicher Bedeutung; es wird sich nach dem Bedürfnis der Stunde zu richten haben. Sehr nahe liegt es natürlich und wird sich meistens von selbst ergeben, daß man den Ausdruck des Stilmusters mit ähnlichen vergleicht und dabei die Schülersprache berücksichtigt, besonders auch die Mundart. Gewiß wird der Lehrer in seinem Lesebuche immer einige beschreibende Stücke finden, die nicht bloß der Stilanschauung, sondern auch der Stilübung als Vorlage dienen können, etwa in der Weise, wie ich es in den grundlegenden Rede- und Stilübungen meines „Stilistischen Anschauungsunterrichts" und auch im zweiten Teile dieses Werks, der Anleitung zum freien Aufsatze (Leipzig, Ernst Wunderlich) ausgeführt habe, soweit es in einfacher Form für die erste Aufsatzstufe in Betracht kommt.[1])

Durch diese Art der Stilbeobachtung wird, wie schon angedeutet, außer dem Stilverständnis noch etwas anderes erreicht. Der Schüler gewöhnt sich, sich auch beim Prosalesen nicht ganz von dem Stoffe gefangennehmen zu lassen, sondern auch die Darstellungsform zu beachten und — je nach Umständen — zu genießen. Damit werden Teilnahme und Geschmack für guten Lesestoff gewonnen, und er wird dann auch nicht mehr so gleichgültig bleiben gegen die Verfassernamen unter den Lesestücken. Er wird sich zu dem einen oder dem anderen Schriftsteller besonders hingezogen fühlen, wird mit dessen stilistischer Eigenart allmählich vertraut werden und auch für die häusliche Lektüre gern zu seinen Werken greifen. Daß wir darin eine wertvolle Hilfe im Kampfe gegen die Schundliteratur haben, ist ohne weiteres einleuchtend. Der Schüler eignet sich auf diese Weise im Laufe der Schulzeit eine Literaturkenntnis an, die ihm bei der Wahl seines Lesestoffes in den öffentlichen Bibliotheken sehr zustatten kommen wird.

1) Eine ausführliche Kennzeichnung und Beurteilung dieses Verfahrens findet man im „Handbuch des deutschen Unterrichts für höhere Schulen von Dr. A. Matthias, I. Bd., 2. Teil.: Der deutsche Aufsatz von Dr. P. Geyer, S. 109 ff. München. Becksche Verlagsbuchhandlung.

Meinen Jungens in memoriam.

Ein Vermächtnis.

Nun hat der Sommer das Gras gedörrt, der Wind wogt im wuchernden Schilf, und die Disteln stehen kahl am Yserdamm. Und der flandrische Himmel hängt voller Regen. Herbst . . .

Wenn ihr, liebe Jungens, diese Zeilen lest, werde ich nicht mehr sein. Der Herbstwind des Lebens hat mich hinweggefegt. Was tut's? Ein Halm weniger auf der Welt. Und dann ist die Nachricht zu euch hingeflogen, und einer, dem ich ja nicht weh tun möchte — denn er hat's herzlich gut gemeint —, ist aufs Katheder gestiegen und hat eine schöne, erbauliche Rede gehalten, in der er meine Tätigkeit für die Schule „gewürdigt" hat, und manchem von euch hat's doch ein bissel leid getan. Und dann sind eure Gedanken hinausgeflogen zur Yser und zum Krieg und — zu den Kameraden, mit denen ihr Nachmittag Krieg spielen wolltet, und zu den Zinnsoldaten ... Und dann seid ihr weiter durchs Leben getollt, und wenn ein halbes Jahr verflossen ist, ist auch euer alter Lehrer vergessen. Ich nehme euch das nicht übel und hab's euch im voraus verziehen; das ist so der Lauf der Welt. Wenn ihr aber mal ganz groß und verständig seid, dann sollt ihr diese Zeilen wieder lesen. Dann sollt ihr noch einmal euch erinnern, was euer Lehrer gewesen ist, was er gewollt hat, und daß er's herzlich gut gemeint hat mit euch. Und was die Triebfedern seines Lehrens und Lebens gewesen sind ... Lehren und Leben, das war ihm eins. Leben war ihm Lehren und die Lehre das Leben. Aus diesen Erinnerungsblättern will er noch einmal sprechen zu euch, und das wird euch — denke ich — mehr sein als die schönste Leichenrede.

Er hat euch nämlich noch etwas zu sagen, etwas zu vertrauen, eine Beichte, ein Bekenntnis ... Daß er euch unendlich lieb gehabt hat ... Und was der Grund dieser Liebe gewesen ist.

Vorerst: Trauer ist zu nichts nütze. Darin habt ihr recht gehabt. Lebt und schafft in des Geschiedenen Geiste! Wenn ihr auch mir ein bissel lebt, so ist das besser als alle Trauer.

Also: wir wollen plaudern von vergangenen Zeiten. Von gemeinsamen Stunden und gemeinsamem Erleben. Es war ja so reich.

Ja, wo soll ich anfangen, wo soll ich enden?

Zunächst: langweilig ist's nie gewesen. Das habt ihr mir oft versichert. Friedhofsruhe gab's nicht bei uns. Ihr habt euch austollen können auch in den Stunden. Und habt dennoch nie getobt. Wenn einer einmal Lust dazu verspürte, sah ich ihn an. Oder ich sprach leiser und dämpfte meine Stimme, und dann haben wir im Flüstertone Formen gebildet und gelöst. Dann herrschte Stille, aber Stille höchster Spannung, nicht tiefster Grabesruhe.

Gewiß, ich habe auch gestraft. Aber hat mir je einer darob gegrollt? Ihr habt Übungsarbeiten die Menge machen müssen. Aber ihr wußtet, warum. Ihr seid mir nie ernstlich böse gewesen und ich euch auch nicht. Und dabei habe ich euch scharf angefaßt, ihr habt oft hart schaffen müssen, nicht zu Hause, aber in den Stunden.

Woher kam das nur?

Ihr wußtet, daß ihr etwas lerntet. Daß ihr wußtet, wozu ihr's lerntet, dafür habe ich oft gesorgt. Das Verständnis für höhere Werte hab' ich oft in euch zu wecken gesucht durch ganz schlichte, klare Darlegung. Ich hab' dann von den griechischen Sophisten gesprochen und dem Nützlichkeitsdusel unserer Tage. Und von den Sokratischen Werten, und daß es doch zwischen Himmel und Erde noch etwas gibt, was höher ist als aller Nutzen, und im Grunde für die Seele und das Leben, ihr Leben, auch nützlicher als die vielgerühmten praktischen Kenntnisse. Und daß es zweierlei Rüstzeug fürs Leben gibt, einen schimmernden, goldenen Panzer mit dünnen Platten, der das Herz nicht schützt, und einen grauen aus Stahl, durch den die Lanzen des Lebens nicht dringen. Und hier und da hat's doch einer verstanden. Aber die meisten haben's nicht verstanden, des bin ich gewiß.

Das also ist's nicht gewesen.

Dummheiten habt ihr gemacht die Menge, und ihr seid auch manchmal herzlich ungezogen gewesen. Und das war recht; denn es war natürlich. Und dafür seid ihr so manches Mal in die Strafstunde gewandert, oder ihr kriegtet euren freundschaftlichen Klaps, oder — wenn's ganz hoch kam, eine Kopfnuß. Kam's aber am höchsten, dann ging's in das kleine Zimmer zur Unterredung unter vier Augen, und die war für den Anfang immer sehr peinlich; aber wenn's dann wieder hinausging, atmeten beide Teile erleichtert auf. Und die Sonne war wiedergekommen ...

Ja, woher kam das nur?

Vieren hat es gehagelt, wo es am Platze war, und die Extemporalien waren oft harte Nüsse. Auch die grammatischen Übungsarbeiten im Deutschen. Und doch habt ihr gern — wie gern! — Satzbilder gelöst und konntet davon nicht genug kriegen. Und wenn's ans Formenbilden ging! Griechische Stammformen! Wie am Faden schnurrten sie herunter. Gepaukt haben wir, Tag für Tag, Stunde für Stunde. Denn das mußte sein. Aber hat euch je vor den Stunden gegraut? Habt ihr euch nicht vielmehr drauf gefreut?

Woher kam das nur?

Ich will es euch sagen. Es ist ja so unendlich einfach. Ich habe mich bemüht, immer, auch in den Stunden, gleichmäßig ganz Mensch zu sein und nur Mensch zu sein. Es gab für mich nicht, wie man ihn sooft findet, den Dualismus der Person, den Menschen außerhalb der Stunden und den Lehrer mit dem ermahnenden, strafenden, lobenden, strengen Ton in den Stunden. Mein Lehren war Menschentum, und das war zugleich meine höchste und tiefste Lehre.

Und darum habt ihr auch immer Vertrauen gehabt zu mir und eure Eltern auch. Ihr fühltet, ich verstand euch und ging euren leisen und oft so verwickelten seelischen Regungen nach und war eigentlich gegen jeden anders und doch immer der gleiche. Immer nur Mensch.

Ihr fühltet, das war der Quell der Gerechtigkeit, die eure Strafe abmaß, nicht um das Böse zu vergelten, zu rächen, nein, um euch auf den Irrweg aufmerksam zu machen und euch auf den rechten zu führen. Wenn ihr am unrechten Orte gesprochen hattet, im Extemporale den Nachbar gefragt, da kriegtet ihr zu lernen, um eure Sehnsucht nach dem Reden zu stillen; schriebt ihr ab, bekamt ihr abzuschreiben. Ihr wußtet, warum, und grolltet nicht. Und auch ich grollte nicht. Ich trug nicht nach. Wie kann ein Mensch menschlicher Fehle zürnen?

Das klingt vielleicht manchem Ohr reichlich überheblich, und einer, der nicht dabei gewesen ist, wird vielleicht sagen: Muß das ein eingebildeter und von sich selbst überzeugter Mann gewesen sein!

Von sich selbst überzeugt, ja. Eingebildet war er nicht.

Jungens, ihr wißt, ich war einmal Student, wie ihr vielleicht jetzt auch seid. Mit 18 Jahren in die Welt hinausgeschleudert, genoß ich zum erstenmal das hohe, bange Gefühl der Selbständigkeit, des Tuns und Lassens nach eignem Willen. „Steh oder falle", heißt es da für einen jeden, und die Gefahr ist groß. Da bin ich nicht duckmäuserisch zur Seite gestanden, sondern habe mich hineingestürzt in den Strudel des Lebens, wo er am meisten schäumte. Das Leben ist uns gegeben; in ihm müssen wir schwimmen lernen. Und ich gebrauchte meine Glieder und hielt mich oben. Ich habe in jenen Zeiten die höchsten Höhen und die tiefsten Tiefen des Lebens schauernd durchlebt, hineingeblickt in den Abgrund da unten und auf dem Grunde doch wieder das Spiegelbild des lachenden, blauenden, unschuldigen Himmels gesehen. Kurz, ich schuf mir in diesem Kämpfen eine autonome Ethik, und siehe da, sie paßte sich immer mehr den leitenden Grundsätzen der Menschheit an. Und das muß so kommen, in jedem einzelnen Falle an sich so kommen. Aus der Erfahrung des Lebens und der Geschichte resultieren die Ziele der Menschheit. Eine hehre Dreieinigkeit, das Wahre in der Erkenntnis, das Gute im religiösen Erleben, das Schöne in der Kunst zu suchen, das war und blieb der Schluß aus allem. Sie sind die saftigen Früchte am Baume des Lebens; sie reifen an sich immer, in jedem Menschen — und Menschheitsherbste. Sie sind im Grunde zeitlos, d. h. in jeder Zeit. Darum ist kein Geschlecht bevorzugt und keins benachteiligt; nur der Boden, die jeweilige Kultur, auf dem sie erwachsen, ist anders. Und sie führen alle zu einem: das Göttliche, das sich in der Welt, in den Erscheinungen und Dingen objektiviert hat, subjektiviert sich in unendlicher Vielheit von neuem und schafft dann wiederum objektive Werte. Darum das Werden und Vergehen, das Leben und Sterben, die Grundbedingungen für diese Erscheinungsformen der Gottheit.

Hab' ich euch von alledem je ein Sterbenswörtchen gesagt? Nein, nie und nimmer. Aber ich habe es euch erfahren lassen. In jeder Gedichtbesprechung oder vielmehr schon beim Vorlesen des Gedichts. In jeder Schriftstellerstunde; wie herrlich war's im Homer, in der Tragödie! Überall klang die Ethik leise durch, keine heteronome, sondern die einzig wahre, die sich von selbst aus der eignen Erfahrung ergibt: die deskriptive.

Gewiß, solange ihr Kinder wart, brauchtet ihr heteronome Sätze, die euch banden. An denen habe auch ich nicht gerüttelt. Das Kind muß erst allmählich aus seinen Fesseln heraus, als Jüngling ganz skeptisch, ganz kritisch werden, um schließlich in der eignen hart erworbenen Erkenntnis die allgemeingültigen Sätze der Menschheit wiederzufinden. Auf den Weg zur eignen Erkenntnis habe ich euch weisen wollen; selbst auf ihm führen, das wollte ich nicht.

Ich wollte ganz Mensch sein, nur Mensch sein und Menschen bilden. Nicht nach eignem Vorbilde oder irgendeinem Vorbild. Euer Menschentum solltet und müßt ihr euch selbst erwerben im Schweiße eures Angesichts.

Und dann werdet ihr auch die Schalen erkennen und wert halten lernen, in denen jene köstlichen Kerne ruhen: Je nach dem Wesen der Völker und ihrer Zeiten sind sie

gebildet; sie sind naturnotwendig und schön in ihrem inneren Zwange: die verschiedenen Religionen der Völker. Dann werdet ihr auch das Christentum von innen heraus verstehen und seine tiefste Predigt, die Liebe, ergreifen, weder auf die eigentümlichen Formen der Lehre verächtlich sehen noch sklavisch an ihnen emporblicken, sie für den Gehalt halten. Versteht sie aus ihrem historischen Werden, und ihr werdet sie würdigen.

Und so hab' ich euch immer und überall den Weg genetischer Erkenntnis geführt. Da fallen dann von selbst die reifen, köstlichen Früchte der Zeiten uns in den Schoß. An den Werken der Vergangenheit, was Kleid, was Form der Zeit ist, erklären, heißt ihr innerstes Wesen, ihren Kern, ihren unsterblichen und unvergänglichen Gehalt bloßlegen; hierin besteht die Aufgabe jeglicher Interpretation. Nicht mehr und nicht weniger verlangt sie; der historische Flitter ist der Stoff der Erklärung; willst du den Kern erklären, fühlst du ihn selbst nicht oder machst dich lächerlich an seiner Erhabenheit. Zum Erfühlen erziehst du, wenn du das Beiwerk erklärst.

Und zugleich erkanntet ihr das Vergängliche an den Kulturperioden der Menschheit und das Vergängliche an der unsrigen. Ihr lerntet sie begreifen als etwas Gewordenes, auf der Vergangenheit Beruhendes. Ihren Oberbau kann man nicht willkürlich abtragen und einen neuen aufsetzen, ohne den Zusammenhang zu verlieren. Zu den Säulen der Vergangenheit gehört eben diese Gegenwart und keine andere. Den bunt gewebten Teppich unserer Zeit in seine vielen einzelnen Fäden auftrennen war also die zweite Aufgabe, die uns die genetische Erkenntnis zugleich löste. Die Gegenwart galt es zu verstehen, um ihretwillen galt es die Beschäftigung mit der Vergangenheit, mit der Geschichte im weitesten Sinne. Von ihr aus führten die Fäden zurück, weit, weit, und als die Grundlage unserer Kultur erwies sich immer und überall das klassische Altertum. Dies ist und bleibt der Boden unserer indogermanischen Kultur; will man diese verstehen, muß man zurück — mag man wollen oder nicht — zum Altertum.

Und damit war uns der Stoff unserer gemeinsamen Stunden gegeben. Er wird für uns Deutsche immer derselbe bleiben, wenn wir — und dafür sind wir eben Deutsche — in die Tiefe dringen: die Gegenwart auf Grund unserer völkischen Vergangenheit und Geschichte und auf Grund der indogermanischen Vergangenheit und Geschichte, auf Grund des klassischen Altertums.

Aber auch hier galt es weniger, diese allgemeinen Sätze einzuprägen, als vielmehr sie praktisch zu erhärten und zu erweisen. Wohl habe ich in Prima oder Sekunda einmal ein Wort von jenen Gedanken fallen lassen, aber die Hauptsache war und blieb doch, von unten herauf, von Sexta an bei jedem Ding, bei jedem Wort nach dem Ursprung zu fragen, überall genetische Linien zu entwickeln und so die genetische Methode zur zweiten Natur werden zu lassen. Unser herrlichstes und natürlichstes Objekt war da die deutsche Sprache. Die war uns gegeben als heiligstes Gut der Wissenschaft von Kindesbeinen an wie die große Natur dem Forscher, der von ihr aus zum einzelnen dringt; sie war das erste Objekt unseres Forschens. Es galt nur, das Ohr für sie und ihre Gesetze zu schärfen; jeder besaß ja selbst das beste Meßinstrument für ihre Richtigkeit, das angeborene, nur nicht immer geschärfte Sprachgefühl. Da wich allmählich die törichte Vorstellung, daß es nur ein Sprachrichtiges gäbe; denn die lebende Sprache ist so wenig etwas Festes, Beharrendes wie die

Seele, sie ist in stetem Flusse. Da hatte einer im Aufsatz die Form „rufte" geschrieben. Zuerst spöttisches Lächeln auf den Gesichtern der „ersten". Als ich aber ein wenig herumfragte, da gestand der und dann der, er habe die Form zu Hause schon gehört, sie sei bei den Leuten gang und gäbe, sie müsse wohl dialektisch sein, ja, sie sei außerordentlich beliebt. „Ob sie nicht einmal die Oberherrschaft gewänne?" Da wurden viele nachdenklich. Natürlich ist „rief" heute noch die herrschende Form; als ich dann aber erwähnte, die Klassiker hätten mit Vorliebe „rufte" angewandt, da saht ihr auf einmal das Auf- und Abwogen der Sprache, ihren steten Wechsel. Und da verstandet ihr auch, warum „frug" heute neben „fragte" für unser Ohr fast ebenso richtig „klingt", obwohl es nur eine ursprünglich falsche Analogiebildung ist. Kurz, Wustmann war nicht immer unser Freund. Und nun ging es weiter zum Dialekt. Wir zählten in choro: êns, zwêe, dreie und hatten gar bald alte deutsche Formen und verglichen sie mit den plattdeutschen — ein Norddeutscher war ja fast immer da —, was gab es da für Überraschungen, für Übereinstimmungen! Und da sahen wir ganz von selbst, wie die deutsche Sprache dort oben im Norden „stehengeblieben" und in Mitteldeutschland „weitergegangen" war — und schon hatten wir wieder ein prächtiges Bild: die deutsche Sprache auf dem Marsche als Wanderbursch! Da ergab sich von selbst die ursprüngliche, die örtliche Bedeutung des Worts: wir brauchten ja nur zu hören! Klar trat wieder eine Entwicklungslinie hervor: der Wandel der Bedeutung des Worts aus der Situation heraus. Wir „gingen" dem „nach", wo wir konnten, und ich glaube, eure Aufsätze wären lange nicht so formvollendet gewesen, hättet ihr nicht hören gelernt. Da stand, unsichtbar für euch, Meister Hildebrand neben uns und lächelte. Und wenn wir nun gar ein Lesestück besprachen und zuerst bei geschlossenen Büchern in den Redensarten und „-wendungen" das Bildhafte „feststellten", beim „Vormund" und dem „unmündigen" Kind auf Rechtsgebräuche kamen und dann einer infans, der nicht sprechen kann, danebenstellte! Und damit „ging's" hinüber zur Sprachvergleichung. Wie erstauntet ihr, wenn wir durch Vergleich von Haus mit hûs aus Laune „lûne" gewannen und auf einmal luna mit ihren verschiedenen Phasen und ihrer Wandelbarkeit erschien! Wenig habe ich dazu gesagt; das habt ihr fast alles selbst gebracht. Ich machte nur etwa die Bemerkung, daß ihr alles ja selbst schon wüßtet, daß das Wissen schon in euch liege und ihr nur danach zu forschen, in die Tiefe zu dringen brauchtet — und da waren wir wieder bei einem Sokratischen Satze, dessen Wahrheit ihr eben an euch selber erfahren hattet. Oder wir lasen lateinische Stammformen und „stießen auf" gero, gessi, dem also ger-si „zugrunde gelegen" haben mußte. Und daneben trat γένεσος, generis und ihr brachtet selbst war und was aus der Legende vom Hufeisen und küren und kiesen, und da sagte ich euch, das nenne man grammatischen Wechsel. Demnach mußten doch die Sprachen, lateinische und griechische und deutsche, eine Sprachverwandtschaft haben, eine gemeinsame Mutter nannten sie ihr eigen, die indogermanische Sprache. Es galt eben, die Hildebrandschen Anschauungen, wie er sie in seinem unvergänglichen Büchlein vom deutschen Sprachunterricht niedergelegt hat, auf alle Sprachen anzuwenden und auch die sogenannten toten, Griechisch und Latein, mit neuem Leben zu füllen. Von der örtlichen Grundbedeutung aus kamen wir zur zeitlichen und dann zur übertragenen. Welche Fülle von Bildern gab da eine Stunde! Und wohin führte ein Wort! Wie leicht wurde uns das Eindringen in die fremden Stammformen, wenn

wir auch da die uns so geläufigen Arten der Konjugation, starke und schwache, vorfanden und umgekehrt erkannten, daß es auch im Deutschen eine i-, eine e-, eine o-Konjugation gegeben haben müsse! Stark war ein Verbum, wenn es allein und ohne Hilfe stehen und seine Formen bilden konnte; das schwache brauchte Stütze und Stab, das Anhängsel, das -vi und das -si im Lateinischen, die Tempuszeichen im Griechischen, das -te im Deutschen. Und wer weiß, ob darin nicht doch das gute, alte „tun" steckte; die Vulgärsprache schien ja heute noch darauf hinzuweisen: „Womit hast du dich am Nachmittag beschäftigt?" fragt die Mutter. „Spielen tat ich", antwortest du. Hat „tun" also dem schwachen alten Herrn unter die Arme gegriffen?

Ich wußte wohl, daß diese Erklärung wissenschaftlich „auf schwachen Füßen steht". Aber „einleuchtend" ist sie, und ob Grimm nicht etwas Derartiges „vorgeschwebt" hat, als er diese Bezeichnungen einführte?

Welche Fülle von Worten verstanden wir, wenn wir in der Endung -lich die Leiche, das Äußere des Menschen, die Gestalt wiederfanden und wir nun mit der Wendung „in der Gestalt, in der Art von" lustig drauf los interpretierten! Da erschien das männlich und weiblich, das eigentlich und freventlich und namentlich und das Wohllauts-t. Oder wir verglichen die Endungen in den verschiedenen Sprachen und fanden neben dem *δίδωμι* das amom, und ich stellte das lobom daneben. Alles natürlich an der Tafel, zur lebendigen Anschauung!

Bildhaftigkeit in der Technik des Unterrichts war mein oberster Grundsatz. Da waren an erster Stelle die Satzbilder, die vielgeliebten, reichverschlungenen und doch so kristallklaren, an denen ihr spielend die Logik der Sprache erfaßtet. Welche Freude hattet ihr an der Beherrschung der für die Eltern — o, wie gut! Niemand konnte helfen! — so geheimnisvollen Zeichen, und wenn ich obendrein noch mit bunter Kreide arbeitete und die Objektsätze in ihren einzelnen Teilen grün, die Adverbialsätze rot erschienen, im ganzen aber weiß, was gab es da für ein vielgestaltiges und doch so übersichtliches Bild! Da habt ihr in Quarta mehr geleistet an deutschen Satzungetümen als mancher ratlose Sekundaner an den Perioden des Livius. Sie haben uns nie verlassen, unsere Satzbilder, in den Stunden, in den Übungsarbeiten und — an den hinteren Tafeln. Während wir vorn Formen gebildet oder kleine, freie Vorträge gehalten hatten, da hatten die Heinzelmännchen, zwei oder vier eurer Mitschüler, zu Anfang der Stunde, mit weißen Zetteln bewaffnet, die die Aufgabe enthielten, an den beiden Tafeln hinten ihre Satzbilderentwürfe angefertigt, und nun, gegen Ende der Stunde, hieß es: Rumdrehen! Kritik! Da kam noch einmal Feuer in eure Augen, und eure kritischen Fragen prasselten auf den armen Skribenten hernieder. Ja, ihr habt unbarmherzig und mitleidlos kritisiert, bis das Richtige an der Tafel stand. Schadete nichts! Ihr wart dabei mit Leib und Seele und lerntet denken, und das war mir die Hauptsache.

Überhaupt, war das nicht ein merkwürdiger Unterricht, wo nicht der Lehrer die Fragen stellte und ihr antwortetet in aller Zucht und Ordnung; wo vielmehr ihr fragtet und eure Mitschüler antworteten und so das Richtige von euch selbst und von dem bisher Irrenden gefunden wurde? Ich stand meist mit verschränkten Armen dabei, und nur wenn ihr in eine Sackgasse geraten wart oder die Debatte zu weitschweifig wurde und uferlos zu werden drohte, gab ich einen Fingerzeig. Da lösten sich eure Zungen, ihr spracht so unbefangen wie in den Pausen mit eurem Nachbar, ihr fandet

selbst das Richtige, bekamt Respekt vor eurem Wissen, weil ihr es anwenden konntet, bekamt berechtigtes Selbstbewußtsein — berechtigt, denn es stellte sich ja nur ein, wenn ihr wirklich auf dem Pfade der Erkenntnis wandeltet — und schämtet euch vor euren Kameraden und euch selbst, wenn's mal nicht klappte. Und Jungens, ihr fühltet euch frei, ungezwungen; ihr konntet, durftet, solltet reden, und das tatet ihr ja so gern! Wenn ihr spracht, da war es sachlich, kein Unfug. Euer Tätigkeitsdrang, eure Unruhe war in die Bahnen des Unterrichts geleitet, und die Stunden verflogen! Es war ein natürlicher Kanal, der eure Lebendigkeit faßte; ihr fühltet euch zufrieden und glücklich; die Sache wurde gefördert, und der Arbeit war auf einmal alle Schwere genommen; es war ja alles so leicht!

Nur für einen nicht, für den still in seiner Ecke stehenden Stundenleiter, für euren Lehrer. Da hieß es, höllisch aufpassen auf jede Frage und Antwort; er leitete ja den Unterricht nicht nach seinem Gutdünken, er konnte die gewollte Antwort nicht wie sonst üblich durch seine Frage vorausbestimmen, und wieviel kam Unerwartetes, Unvermutetes! Da mußte er ganz sattelfest sein, auf alle Einwände, Fallen und Fragen gefaßt, überall Bescheid wissen. Und er war der einzige, der nicht ständig zum Reden kam. Er stand in seiner Ecke und lächelte.

So ward euch die Arbeit Spiel — und ihr wolltet und solltet spielen als Kinder — und das Spielen ward Arbeit. Euer Spieltrieb war und ist nämlich nichts anderes wie der Tätigkeitsdrang des Kindes; es galt nur, ihn auf das richtige Objekt zu lenken, ihn der Sache dienstbar zu machen.

Mit wieviel kleinen Mitteln ward dies Ziel erreicht! Vor allem war es das Wettformenbilden in jeder Sprache und in den verschiedensten Formen, das eure Geister immer wieder neu belebte und eure Augen glühen ließ! Bis schließlich einer als Sieger prangte, der alle andern ausgestochen hatte und nun seine Eins im Notizbuch erhielt. Daneben gab es aber fast immer ein paar Trostpreise für den oder jenen Schwachen, der sich angestrengt hatte, und dem seine Form geglückt war. Oder die Klassenreihen traten in Konkurrenz; das an sich Langweiligste und doch Notwendige im Reiche der Formen, das Durchkonjugieren eines Verbums, wurde vorgenommen und jede richtige oder falsche Lösung der betreffenden Form in das Kästchen der Reihe, das sie an der Tafel hatte, als Plus oder Minus eingetragen. Hatte dann eine Reihe ihre sechs oder sieben Pluszeichen und kein Minus — und wie oft war das der Fall! —, war sie stolzer Sieger, oder, wenn mehrere Reihen gleich gut waren, nach totem Rennen, kam es zum Entscheidungskampf. Oder wir übten die sogenannten Prüfungsformen. Bildete einer zehn Formen hintereinander richtig, erhielt er eine Eins notiert; bei der ersten falschen war er erledigt, und der, der ausgeholfen hatte, erhielt das Recht, an seiner Statt fortzufahren. Meist aber stand einer eurer Mitschüler vorn und „spielte" den Lehrer, gab Formen auf, indem er entweder das Verbum wechselte und die Form beließ oder das Verbum beließ und Person oder Modus wechselte — immer ganz leichte Gedankengänge, die trotzdem das Denken schärften —, fragte Vokabeln aus dem Gedächtnis ab und mußte sich dann umgekehrt von jedem ausfragen und auf Herz und Nieren prüfen lassen, der es wollte. So wart ihr immer tätig und in ständiger Beschäftigung. Je nach dem Stoff hatten die einzelnen ganz verschiedene Aufgaben. In der Geschichte trugen zwei oder drei nacheinander ein Stück des Repetitionsstoffs vor, natürlich vorn neben dem Katheder, der Klasse ins

Angesicht sehend, einer notierte an der linken hinteren Tafel die zugehörigen Zahlen, ein anderer an der rechten die vorkommenden Namen, einer zeigte an der Karte Städte und Länder, Völker und Stämme, und die übrigen hatten ihre Kritikzettel vor sich, die am Schluß der Stunde eingenommen wurden, und notierten Verstöße und Fehler in Stoff, Sprache und Darstellung. Zwei oder drei aber schrieben während dieser Zeit kleine selbständige Arbeiten über vorher zur Wiederholung bestimmte Themen. So war das sanfte Eindußeln aus unseren Stunden verbannt, und die leidige Schulzeit verflog so rasch wie die Stunden des Spielens am Nachmittage zu Hause. Dort blieb euch nicht viel zu lernen; ihr nutztet ja die Zeit in den Stunden, und die genügte meist für das, was es zu merken galt.

Sprechen wolltet ihr, wie euch der Schnabel gewachsen war; also nützten wir diesen Trieb zu kleinen und kleinsten Vorträgen in freier Rede. Entsinnt ihr euch noch, wie jeder nach dem kleinen Zettelchen trachtete, das ich meinem Notizbuch entnahm, und auf dem sich das Thema dafür vorfand? Während des regelmäßigen Gedichtvortrags zu Beginn der Stunden und der sich daran anschließenden, von euch geübten Kritik hatte der Betreffende reichlich Zeit, seine Gedanken zu sammeln und vorzubereiten. Natürlich erhielt jeder ein Thema, das ihm „lag“: es betraf ganz einfache, eurem Vorstellungskreis entnommene und euch auch sonst beschäftigende Dinge. Da waren die wenigsten verlegen, und die Sorge war dann gewöhnlich nur die, daß der Vortrag zu lang wurde und ihr kein Ende fandet. Und so lerntet ihr ganz von selbst frei reden, ihr gewöhntet euch nicht erst die befangene Scheu vor dem öffentlichen Auftreten an, die das mühsame Auswendiglernen vorher schriftlich niedergelegten Stoffs mit sich bringt; das Gedächtnis konnte euch nicht trügen, weil ihr euch nicht darauf zu verlassen brauchtet. So wurden euch auch die großen Vorträge in den oberen Klassen leicht; sie waren des Charakters der Haupt- und Staatsaktionen entkleidet, euch selbst und denen, die sie hörten, zur Freude.

Neben dem freien Sprechen stand die Deklamation. Für sie ist das Beispiel alles, und so habe ich auf den eignen Vortrag den größten Wert gelegt. Man braucht als Lehrer nicht zu schauspielern und kann doch alle rhetorischen und deklamatorischen Mittel verwenden, um die höchste Stimmungswirkung zu erzielen. Erst lachte vielleicht der oder jener, aber doch nur ganz vereinzelt; es war ihm neu, daß der Lehrer da oben auf dem Katheder aus sich herausging und seine ganze splitternackte Seele in seinen Vortrag hineinlegte. Aber bald wurde er still und stumm und ehrfürchtig. Dann trat, wenn ich geendet, jene minutenlange Stille in der Klasse ein, während der man meinte, ein Engel flöge durchs Zimmer. Und Spannung und Stimmung war erst gelöst, wenn ich sie mit den Alltagsworten unterbrach: Aufschlagen! Seite . . .! Und wie schärften sich eure Ohren für alle Feinheiten des Vortrags! Vier Punkte waren es, die wir jeder Kritik einer Deklamation zugrunde legten: äußeres Auftreten, Verstöße, Aussprache, Gesamteindruck und Stimmungswirkung. Alle vier waren notwendig. Ein ruhiges, sicheres Auftreten braucht der Redner, der Deklamator, der Mensch im öffentlichen Leben. Es kann einer die tiefste, die formvollendetste Rede halten; zuckt er dabei ständig mit dem Gesicht, warten wir erbärmlichen Zuhörer nur auf jenes Nervenspiel und verschwenden unsere Aufmerksamkeit daran. Blickt einer beim Vortrag eines Gedichts ständig zu Boden, so bleibt er ohne Wirkung. Freilich wenn ihr jene Äußerlichkeiten überschätztet und an ihnen haften bliebt, mußte

ich eingreifen und diesen Punkt für erledigt erklären. Dazu aber war ja der Lehrer, der Stundenleiter, da. Und lieber etwas zu scharf kritisiert als den oder jenen mit kleinen üblen Angewohnheiten behaftet lassen, die ihm und seinem Fortkommen im Leben unendlich hätten schaden können! Und noch eins: war einer von euch durch jene Kritik je verletzt? Habt ihr als Kritiker je dabei Schadenfreude empfunden? Ihr wußtet, in dreimal drei Tagen stehst du selbst dort oben; euer Schicksal war ein und dasselbe.

Das Vermerken der Verstöße war — ähnlich wie beim gemeinsamen Lesen eines Prosastücks — eigentlich ein kleiner frommer Betrug euch gegenüber. Ob nun hier und da mal ein Wörtchen verwechselt, mehr eingesetzt oder vergessen war, war im Grunde genommen ganz gleichgültig. Trotzdem: ihr brachtet mit größtem Eifer jeden, auch den kleinsten Verstoß. Und damit wurde erreicht, daß der richtige Wortlaut sich immer fester eurem Gedächtnis einprägte, und zugleich wurde eure Aufmerksamkeit dadurch scharf konzentriert und kontrolliert. Da wir fast immer früher, auch in niederen Klassenstufen von allen gelernte Gedichte wählten, prägte sich ein bestimmter Kanon unraubbar dem Gedächtnis ein. Freilich unter diesen durftet ihr selbst wählen, je nach eurer Neigung, eurer Begabung, eurem Temperament; das erhöhte eure Lust an der Sache, eure Spannung, eure Leistung. Auf diese Weise brachten in einer solchen Gedichtserie mehrere dasselbe Gedicht zum Vortrag; das erregte den gesunden Wettbewerb in den Leistungen. Daß dabei die Sache nicht langweilig, nicht ein Gedicht totgehetzt wurde oder mehrere Tage hintereinander auf der Bildfläche erschien, dafür sorgte schon die ordnende und leitende Hand des Lehrers.

Reifer und reif wurden diese Bemühungen, wenn es galt, einen Aktus mit den Vorträgen von Gedichten zu zieren, oder gar in einem Schauspiel öffentlich aufzutreten. Da gabt ihr euer Ganzes und Bestes, und die vielen mühevollen Proben, die dem Werke vorausgingen, sind mir stets eine reine Freude gewesen. Und war dann der große Tag da mit dem bunten Flitter und Prunk der Kostüme, dem Glanz des Rampenlichts und den glühenden Augen der jugendlichen Zuschauer da unten, welch Stolz in der Brust, welch unvergeßliche Eindrücke, welch beglückendes Gefühl! Aus all dem gingt ihr gereifter und gefestigter hervor, ihr wuchst für das Leben; euer jugendlicher Drang nach öffentlichem Hervortreten, nach erstem Ruhm war ausgenützt, verwertet zu eurer inneren Weiterbildung, zur Festigung fürs Leben.

NB. waren jene so vorbereiteten Festfeiern je langweilig? Ich will euch das Geheimnis verraten. Die Gedichte standen untereinander und mit dem Festvortrag in unmittelbarstem Zusammenhang; es war ein Faden, der durch das Ganze ging, ein geistiges Band, das hinleitete, weiterführte und abrollte. Zu den Gedichten stimmten die Gesänge. Meist waren es nicht kunstvoll gesetzte Chöre, sondern schlichte Volkslieder, leicht verständlich und aus der jeweiligen geschichtlichen Epoche geboren. Sie illustrierten.

Ähnlich den kleinen freien Vorträgen waren eure ersten schriftlichen Versuche. Nacherzählungen gab es wenig, sehr bald aber Themen, die euch die Möglichkeit gaben, Selbsterlebtes und -erdachtes zu berichten oder eure Phantasie anzuregen. Diese zu entwickeln und zu befruchten, schien mir erste Aufgabe der Unterklassen. Wie gern habt ihr Flüge im Zeppelin über London unternommen, wie lebensvoll eine Fahrt im U-Boot geschildert, wie eifrig begleitetet ihr im Traume den alten Fritz,

wenn er, von den Wolken herabschreitend, auf seinen Krückstock gestützt, die eiserne Front im Westen besuchte, die Posten in den Sappen revidierend und den Gesprächen im Unterstand lauschend! Wie fesselnd ließt ihr die Feldpostpäckchen in ihrem Lager von ihren Reisen und ihrem Inhalt plaudern; wie belebtet und begabtet ihr diese personifizierten Dinge! Immer erhielt der Stoff eine künstlerische Umkleidung; die Geschichten wurden einem Helden in den Mund gelegt, der selbst mit dabei gewesen war; ihr schriebt einen Weihnachtsbrief an Hindenburg, ihr berichtetet in Briefen von besonders schönen Zinnsoldatenschlachten. Bis allmählich der Verstand mehr in den Vordergrund trat und seine Rechte forderte. Wenn ihr dann in den Unterklassen euch mit diesen Darstellungen das Handwerkszeug für eure schriftliche Ausdruckskunst erworben hattet, gab es allmählich abstraktere Dinge bis schließlich hin zu philosophischen Begriffen. Aber ganz sind die Themen, die ans eigne, nunmehr in höherem Grade innere Erleben appellierten, nie verschwunden; die „Jugendfreunde" traten wieder vor eure Seele, „Jugenderinnerungen" wurden niedergelegt. Verwandt damit waren die sogenannten Stimmungsaufsätze, die ich aber kaum verlangte, vielmehr zur Auswahl neben einem rationalen Thema gab. Da wart ihr „auf dem alten Johannisfriedhof", oder ihr schriebt vom „freudigen Herbst" und vom „trauernden Herbst". Bilder schautet ihr und legtet ihr nieder. Ganz verschmäht habe ich in den oberen Klassen auch die sogenannten ethischen Themata nicht; regen sie doch zur Selbstbesinnung an und führen in das Grenzgebiet zwischen Religion und Philosophie. Und dazu traten dann schließlich die Literaturthemen, angeregt durch die Lektüre und die eigene literaturgeschichtliche Darstellung.

Meine Kritik enthielt in allen Stufen, von unten bis oben, stets dieselben Punkte: Stoff, Ausdruck, Darstellungstechnik. Letztere ist sehr wesentlich und wird meist, auch in der eigentlichen Beurteilung literarischer Kunstwerke, zu wenig gewertet.

Im Mittelpunkt der Literaturgeschichte selbst aber stand das Lesen der Werke. Eignes Erarbeiten allein, eignes Sichein- und Nachfühlen macht uns die literarischen Schätze vergangener Jahrhunderte zum Besitz. Um sie aber voll zu erfassen, sie wirklich zu erwerben, um sie zu besitzen, dazu ist eine gewisse Beherrschung der Sprache erforderlich, in der sie geschrieben sind. Dieser Grundsatz bestimmt zugleich das Maß, in dem sprachliche Übungen getrieben werden müssen. Ihr solltet leicht und mit Genuß lesen können, nicht mühsam eine Übersetzung zusammenstoppeln, die das Werk verschandelte und euch verekelte. Darum mußten wir Mittelhochdeutsch treiben, ja manchmal in die Tiefen des Gotischen und Althochdeutschen steigen. Aber kein öder Grammatikbetrieb durfte in den wenigen Weihestunden, die der deutschen Literatur im Gymnasium der Oberklassen gegeben sind, die Lust an der Sache rauben. Am Werk selbst lerntet ihr die Sprache wie eine moderne und leitetet von da, vom Konkreten, Gegebenen die Gesetze der Sprache ab. Mit dem Nibelungenlied begannen wir die Lektüre, damit ihr mit vollem Genuß Walter und Minnesangs Frühling lesen konntet. Was ich an eigentlicher Literaturgeschichte gab, war nur Begleitmusik, aus der dann die vollen Akkorde des Werkes selbst emporrauschten. Ich wollte euch nur den Faden der Entwicklung geben. Den ergriffen wir aber auch im ersten Anfang; aus Mythos, Religion und ihren Betätigungen, dem Tanz, der Mimik, dem Weihelied steigt die Literatur empor. Ihre wundervoll organische Entwicklung nimmt sie in der griechischen Welt. Rom übernimmt und schafft einige eigene γένη; die deutsche

Literatur macht sich allmählich frei von fremdem Einfluß. So waren wir gezwungen, Seitenblicke auch auf die englische und französische zu werfen. Auf dem höchsten Punkt stand Goethe, der menschlichste unter den Dichtern. Er konnte euch fürs Leben das meiste geben. Aber wir machten nicht halt bei ihm. Über die Romantiker, Hebbel und Grillparzer ging's zu den Modernen, zu Ibsen, zu den Naturalisten bis zu den Modernsten. Ihr solltet nicht führerlos geblendet in das Licht bloßer Formkunst oder bloßen Stimmungsrausches taumeln, dabei aber selbst Urteil und Stellung gewinnen. Und dazu war geeignet wie sonst nichts der kleine, immer interessierte Kreis des Lesevereins, in dem gelesen, debattiert, kritisiert und schließlich doch voll empfunden wurde. Eine meiner schönsten und wertvollsten Schulerinnerungen bilden die Stunden, in denen ihr sechs Sekundaner und Primaner zu Beginn der Kriegszeit, als der Leseverein seine Tagungen eingestellt hatte, bei mir in der Wohnung in der grünen Ecke saßt und wir die Stützen, das Fallissement, Sappho und Gyges lasen. Zwei von euch deckt nun schon der grüne Rasen; ihr andern vier haltet um so fester, was wir damals gewannen!

Ähnlich war's in den Stunden fremder Literatur. Auch da versuchte ich, das Werk in den Rahmen des Ganzen zu spannen; ich gab euch daher wohl mehr Literatur- und Kulturgeschichte der Alten, als sonst üblich ist. Hier war nun die Sprache Werkzeug geworden; sie hatte keinerlei Selbstzweck. Um zu lesen, um Plato zu verstehen, um die Tragödie zu empfinden, um uns von Aristophanischem Witz kitzeln zu lassen, hatten wir Griechisch gelernt. Damit war für uns die Beschäftigung mit der fremden Sprache begrenzt; was darüber war, war für die Schule vom Übel, das sollte und mußte dem Fachstudium verbleiben. Ich wollte keine klassischen Philologen aufziehen, sondern Menschen bilden am klassischen Altertum. Wir haben keine lateinischen Sachaufsätze geschrieben und an stilistischen Übungen nur getrieben, was unbedingt notwendig war. Aber gelesen haben wir, wirklich gelesen, nicht nur gestoppelt. Immer hatte unsere Lektürestunde ein anderes Gesicht. Ein neuer Gesichtspunkt für das zuletzt Gelesene wurde zu Beginn der Stunde ausgegeben; einmal folgte die Nachübersetzung, einmal eine Rückübersetzung aus dem Deutschen, einmal ein freies Frage- und Antwortspiel über den Text in lateinischer oder griechischer Sprache. Dann wurde das Ganze laut von euch vorgelesen. Jetzt hattet ihr das Verständnis dafür; jetzt sollten die fließenden Prosarhythmen der Alten an euer Ohr klingen. Wie gern habt ihr euch mit der so oft als langweilig verschrienen Metrik beschäftigt! Wir suchten sie stets mit dem Ohr zu erfassen; darin lag das Geheimnis ihrer Wirkung. Da begrifft ihr den Unterschied antiker und deutscher Verse; da marschierten die Anapäste, da hackten die Dochmien, da trauerten die Trochäen. — Dann wurde das neue Stück vorbereitet; die fremden Vokabeln wurden abgefragt, ungewöhnliche Redewendungen erklärt. Ich sprach euch bei geschlossenen Büchern den neuen Text vor, und ihr übertrugt ihn zunächst wörtlich. In der Erklärung verbanden wir das Sprachliche mit dem Stofflichen; eins verstanden wir aus dem andern. Gegenüber dem Übersetzungsdeutsch wurde nun das fließende Hochdeutsch geprägt, und die sogenannte Musterübersetzung aus meinem Munde konnte folgen. Am Schluß las ich euch dann den ganzen Urtext vor und ließ den nun voll verstandenen Wortlaut auf euch wirken.

Und nun sei's genug mit all den Kleinigkeiten aus dem täglichen praktischen Getriebe. Es ist euch vielleicht ein wenig zuviel geworden. Aber ich wollte euch

einen letzten Blick tun lassen in meine pädagogische Werkstatt, in die Rüstkammer, in der all die Waffen pädagogischer Technik hingen. Möchten sie doch nicht verrosten! Unsere Väter vererbten mit Stolz ihre Waffen; sie waren erprobt, hart und fest. Möchten sich auch die meinigen bewähren wie die Schwerter der alten Geschlechter; vielleicht steckt auch in ihnen Zauberkraft.

Aber mit all dem war unser gemeinsames Zusammenleben noch lange nicht erschöpft. Ja, es begann eigentlich erst, wenn die Schulstunden vorüber waren; wenn's hinausging in die frische Luft, in die freie Natur, da öffneten sich die Seelen. Neben dem Geist sollte und mußte der Körper geschult und entwickelt werden. Da haben wir denn in dem viel geschmähten und viel verspotteten Zehnminutenturnen unsere Muskeln regelmäßig gestählt. Dazu verhalfen uns ganz vorzüglich die militärischen Freiübungen ohne Kommando, die ich noch aus meiner Einjährigenzeit her mühelos beherrschte. Ein eigentlicher Turner war ich ja nicht, dafür aber ein um so besserer und um so begeisterterer Schwimmer. Wie oft haben wir uns im Wasser getummelt und von der lieben Sonne trocknen lassen! Da durchfloß uns das Gefühl wohliger Gesundheit; heiteren Sinnes, voll Lebenslust und Übermut zogen wir dann heim. Da wart ihr ungebunden fröhlich. Und ebenso war's auf der Wiese des Spielplatzes, auf dem wir uns zwei Nachmittage der Woche freiwillig zu Barlauf und Schlagball zusammenfanden. Da wart ihr ganz die harmlos frohen Kinder, deren sonniges Wesen mich durchstrahlte und erwärmte; ich danke euch dafür. Und dann die Zeit der Sonntagswanderungen! Da fandet ihr euch freiwillig in aller Herrgottsfrühe mit Laute und Butterbroten an der Endhaltestelle der Elektrischen ein, und dann ging's hinaus in den glänzenden Frühlingssonnenschein, dem lachenden, blauenden Himmel entgegen durch Forst und Tann, durch Wiesen und Felder. Da lernten wir uns kennen; ein jeder gab sich, wie er war. Die Künste des Abkochens verschönten den Mittag; es war ein Wandervogelleben im Rahmen der Schule, ohne alle Auswüchse. Und im Winter liefen wir dann gemeinsam Schneeschuh hoch droben in den Bergen. Welche Eindrücke sind uns da für immer verblieben! Weitglänzende Schneeflächen, schwer tragende Tannriesen und darüber der helle wolkenlose Himmel und wir in sausender, brausender Fahrt talwärts den Dörfern und Menschen entgegen! Dann saßen wir abends zusammen beim Ofen, schwatzten und schwatzten und berieten künftige Taten. Und als dann die Zeit des Krieges kam, als die Jugendkompanien gegründet wurden, da bin ich euer begeisterter Führer gewesen. Wohl habt ihr stramm exerzieren müssen und so mancher Ausmarsch, ja Nachtmarsch war kein Kinderspiel. Aber auch hier habe ich immer die allgemeine körperliche Durchbildung über die militärischen Formen gestellt. Die lernt ihr noch früh genug beim heiligen Militarius. Für uns war ja die Beschäftigung mit Kriegsübungen nichts Neues; wir hatten ja zu Beginn fast aller Ferien unsere ungemein reizvollen Kriegsspiele gehabt. Da war freiwillig die ganze Schule beteiligt; da war wohl mehr Spiel als Militärisches, und doch wurde eine Unmenge dabei gelernt: sich geschickt im Gelände zu bewegen, aufzuklären, zu beobachten, Entfernungen abzuschätzen, Posten- und Patrouillendienst. Auch heute noch halte ich diese Art der militärischen Vorbereitung für die richtigste und beste. Die ist eurem kindlichen Wesen angepaßt; sie ist pädagogisch und gesund. Der Zwang ist euch fremd und läuft aller modernen Pädagogik zuwider. Frei in der Freiheit der Natur sein wolltet ihr und solltet ihr.

Und dann das große Herbstfest draußen vor der Stadt, an dem ihr euch die schönen Preise holtet und an dessen Abend das glänzende Feuerwerk abgebrannt wurde, das noch lange die Seelen bewegte! Mit Musik ging's hinaus am 2. September. Draußen waren die Kletterstangen errichtet mit den Quittenwürstchen und den Schokoladetafeln an der Spitze. Und dann, nach dem Kaffee und Kuchen begann klassenweise der Wettkampf. Stolz war der Sieger des Fünfkampfes, der das Ganze krönte. Und mit unvergeßlichen Eindrücken zogen wir heim, erquickt an Leib und Seele.

Bei all dem bin ich jung geblieben; eure Jugend war ein Zauberborn für mich, der immer und immer wieder seine befeuernde Kraft bewährte. Da schloßt ihre eure Seelen auf, eure großen, reinen Seelen, die der Welt harrten und dankbar gierig alles aufnahmen, was an sie herantrat. Da mußte man euch lieben, und ich liebte euch mit reinem, vollem Herzen. Mensch zog es zu Mensch; ich umschlang euch alle mit meiner Seele.

Aber das Schönste, Tiefste und Reinste fehlt noch. Es ist unendlich zart, heilig und keusch und scheut die große Welt. Ein leuchtendes, kostbares Kleinod, das tief im Allerheiligsten ruht. Es spendet Leben und Kraft gleich dem heiligen Gral; es ist unvergänglich.

Es ist die blaue Blume der wahren Freundschaft, die erblühte; es ist er selbst, der uns umspann mit goldenen Fäden und mit seinen Flügeln um uns schlug, er selbst, Gott Eros!

Er war zwischen uns, wenn ich mit dir, lieber Hans, allein durch den Abend schritt und wir tiefer und tiefer in die Geheimnisse des Weltalls drangen. Er war zwischen uns, wenn ich mit dir, lieber Paul, über den Springer gebeugt von kretischen Vasen sprach und den Formen der Kunst. Er war zwischen uns, wenn ich dir, lieber Herbert, Liliencron vorlas und du mir deine Gedichte brachtest, deine wohl noch unfertigen Gedichte, aber doch das Höchste, das Wertvollste, das du deiner Meinung nach besaßt. Weißt du noch, Hans, wie wir gemeinsam die Sächsische Schweiz durchstreiften, droben auf der Halde lagen und in die Sonne schauten, bis sie gänzlich hinabgetaucht war? Weißt du noch, wie wir draußen in dem mächtigen Landgarten Erdbeeren pflückten und schmausten? Weißt du noch, wie wir wanderten, forschten und Seele der Seele sich aufschloß und mit ihr zusammenschloß zu innigster Verbindung?

Das war Eros, Gott Eros, der seine goldenen Fäden um uns spann und seine Flügel um uns schlug.

Mit wie vielen von euch bin ich zu zweit, zu dritt hinausgezogen am Nachmittag, habe ich gerudert im Paddelboot, Tennis gespielt, geschwommen! Und wie oft sind wir dann heimgekehrt um vieles reicher und beglückter; denn er hatte uns verbunden, Gott Eros.

Er ist reine Sehnsucht, reine Liebe; er will das reine Menschentum.

Und weil wir ihn hatten, weil er uns an der Hand genommen, darum werden wir einander nicht vergessen. Darum hatte und habe ich euch so lieb. Darum beglückte mich mein Beruf so unendlich; darum hängt ihr an mir, meine Jungens.

Und dafür danke ich euch aus vollem, ganzem Herzen.

Und nun lebt wohl. Ich bin zu Ende, meine Jungens. Daß ihr mich nicht ganz

vergeßt, weiß ich. Manche meiner Lehren werdet ihr behalten. Manches wird in euch Frucht tragen. Manches wird weiter wirken in euch und um euch. Daß auch die Liebe in euch bleibe, darum bitte ich euch.

In meinem Unterstand brennt ein einsames Licht. Draußen stürmt es und leuchtet es. Abschüsse und Einschläge. Leuchtkugeln steigen auf und fallen. Ich höre den polternden Krach von Handgranaten. Hinaus! Zu den Kameraden! Ich bin wieder im Kriege . . .

Kunsterziehung und Kunstgewerbe.

Von **Willi Flemming** in Berlin.

Die Kunst und nicht zumindest die bildenden Künste waren bisher zu kurz gekommen; das Unkraut „Stilhetze" wucherte. Wie nun den Acker bestellen? Die Antwort Habichts[1]) ist bezeichnend. Ganz gewiß sind wir alle einig, die deutsche Kunst verdient gekannt zu werden, von der Bronzezeit an. Typisch jedoch bleibt der Vorschlag: Auf nach der Universität, Sprache der Wissenschaft. Nicht minder bezeichnend ist Leilings Einwand: die Sprache des Lebens! Dahinter steht die schwere Erfahrung, die keinem erspart bleibt, der nicht als Lohnknecht mit möglichst geringem Kraftaufwand seine Stunden runterrasselt, die schmerzliche Erfahrung, viel schöne Sachen, viel großes Wissen bringe ich mit, aber vorm Leben versagt es. Leben zergliedern hab' ist bestenfalls gelernt, nicht Lebendes hegen und pflegen; einer, der Landwirt werden will und nur das Linnéesche System gelernt hat! Können wir den deutschen Menschen schaffen durch geschichtliches Wissen? Daß es nicht geht, daß es zum Gegenteil führt, das hat uns das hoffentlich verflossene Zeitalter gezeigt, die Epoche des Materialismus und des Historismus. Kunstgeschichtliche Tatsachen lassen sich nur verwenden als kulturgeschichtliches Anschauungsmaterial, nicht als kunstgeschichtliche Dokumente. Wollte ich wirklich Kunstgeschichte treiben, dann brauchte ich mehr als eine Wochenstunde, müßte also ein neues Fach in unsere schon so übermäßig vollgestopfte Fächerschule schieben. Selbstverständlich müßte dann für dieses Fach auch eine Prüfung vorgeschrieben werden. Damit würde es vielleicht etwas in der Schätzung auf der Universität aufrücken; aber die Prüfung stelle ich mir recht schwierig vor. Ich wüßte nicht recht, wie man sich auf solch „Nebenfach" vorbereiten sollte, denn wer hätte Zeit nur einigermaßen solch Riesengebiet zu beschreiten (die Staatsprüfung fordert aber mit Recht Ausdehnung des Wissens neben der Vertiefung), und dann — was ist denn das eigentlich „Kunstgeschichte"? Gehört alles, was Menschenhand verfertigt, in die Kunst, oder herrschen da noch besondere Auslesekriterien? Nach welchen Gesichtspunkten hat denn die historische Reihung zu erfolgen? Die Probleme der Geschichtswissenschaft sind zudem noch ganz im Fluß, einer befriedigenden Lösung harren wir noch, die Kunstwissenschaft und die Kunstgeschichtstheorie stecken meines Wissens ebenfalls im allerersten Werden; ihre ganze Problematik ist vielleicht noch gar nicht erlebt!

Könnten wir selbst Kunstgeschichte geben, sie gehörte nicht auf die Schule. Wollen froh sein, wenn wir in einigen Begabten wirklich ein Fünklein historischen Denkens legen können, das dann das Studium entfachen mag. Was wir brauchen, was das Leben fordert, ist Verständnis des Kunstwerkes. Kunstverständnis nicht Kunstgeschichte fordert die Seele des Schülers wie der Aufbau deutschen Wesens, deutscher Kultur. Daß unser Volk ein Jahrhundert lang immer einseitiger mit geschichtlichen

1) Zeitschr. 1917 S. 42, vgl. auch S. 562 u. 565.

Tatsachen gefüttert wurde, hat sich schwer gerächt. Die schlimmste Waffe gegen uns muß zweifellos das Schlagwort „deutsche Barbarei" genannt werden. Wir müssen das schwere Erlebnis auf uns nehmen, seine läuternde Kraft nicht zu schwächen suchen durch das Ausbiegen: es sei bewußte Lüge, heuchlerischer Deckmantel. Nein, es ist Ausdruck einer entsetzlich weit verbreiteten Überzeugung. Haben wir nicht doch Anlaß dazu gegeben? Wir müssen bedenken, daß das Wissen der Völker voneinander ungefähr 30—50 Jahre vom gegenwärtigen Zustande zurück zu sein pflegt, erklärlicherweise. Vergegenwärtigen wir uns, wie es damals in unserm Vaterlande aussah in den sechziger bis achtziger Jahren, so drängt sich uns der Vergleich auf mit einer großen Wohnung, die eben bezogen wird. In den schönen großen Räumen steht alles noch wild und ungeordnet umher. So ganz falsch mag auch nicht sein, daß die damalige, schnell zusammengekaufte Einrichtung den instinktlosen Emporkömmling verriet: Protzentum und Schundware machten sich störend breit. Unsere Industrie war ja auch abgestempelt nach ihren damaligen Leistungen mit dem Weltschlagwort: billig und schlecht. Nun ist wohl der Fluch der Makartsträuße und der 95-Pfennigkunst an uns blutig heimgesucht worden. So sieht es jetzt ja nicht mehr bei den führenden Schichten aus, des wollen wir froh sein. Doch verhehlen wir's uns nicht, jener Geist der „Gründerzeit" ist noch längst nicht gänzlich ausgestorben. Was haben wir für „Kriegsgräul" im Bazarstil wieder erlebt, wie macht sich doch wieder schwülstige und sinnlose Dekoriererei auch in Erzeugnissen guter Fabriken breit! Viel noch braucht es der Arbeit. Wollen wir den deutschen Menschen herausstellen helfen, so müssen wir seine Verpflichtungen gegen die Nation auch auf diesem Gebiete menschlichen Schaffens klar machen, mehr noch: zum Erlebnis werden lassen. Die Wohnung ist des Menschen erweiterte Kleidung. Sie darf nicht mechanisch-konventionell bleiben, sie muß zeugen vom Geiste, vom selbst-gewordenen neudeutschen Geist. Soziales Gewissen gegen die Schundware zu wecken, das Gefühl zu schärfen und zu reinigen für wahrhaftige, echte Kunst, das fordert unsere Ehre, unsere deutsche Zukunft. Wir müssen endgültig loskommen von der naiven Anschauung der Gründerzeit, Kunst sei das, was da in den Museen mumienhaft magaziniert sei, das nur der mit Namen und Daten vollgefüllte „Gebildete" „kennen" und wissen kann. Wie im deutschen Unterricht — ihn ergänzend — gilt es hinzuarbeiten auf das geklärte Erleben des Kunstwerkes. Dazu kann uns — wie Leiling meint — nur die Kunstwissenschaft helfen. Daß unserm ganzen Volk die Kunst wieder innerstes Bedürfnis, notwendiger Ausdruck höchsten und edelsten Seins, lebendige Gestalt seines tiefsten Wesens werde, dazu wollen wir nach Kräften helfen.

Am meisten begangen ist der Weg der Bildbetrachtung, der nach meinen persönlichen Erfahrungen nicht allzu schwer zu erfreulichen Fortschritten führt. Dennoch bin ich nicht ganz befriedigt davon geblieben. Zwischen diesen Übungen und späteren Zusammenfassungen im Anschluß an geistesgeschichtliche Betrachtungen klaffte mir eine Lücke. Weil wir ja nicht tote Kenntnisse einpauken, sondern das Gefühl reinigen und schärfen wollen für Kunstwerke, deswegen nutzt es uns einerseits wenig, die üblichen abgeklapperten paar Dekorationsformen der Baustile zu nennen und einzuprägen. Anderseits verleitet die dauernde Bevorzugung der Malerei zu einer Überschätzung; wenn wir tiefer eindringen, geraten wir in Einzelheiten, für die es an Vorkenntnissen mangelt. Es bleibt beidemal eine gewisse Gefahr der Oberflächlichkeit, es bleibt beidemal der Weg zum Herzen des Kunstwerkes, zum Lebensquell schwer zu finden. Spräche ich zu jungen Künstlern, zu Bauhandwerkern, zu Zeichenschülern nur, ginge das weit leichter. Es fehlt uns die Kenntnis des Materials, wir vermögen nicht recht zu durchschauen, was der Künstler wirklich zu leisten, zu überwinden ge-

habt hat. Das kann uns verleiten, in die so weit verbreitete genießerische Haltung zu verfallen, das Kunstwerk nur zur Selbstbespiegelung eitel zu verwenden. Für solch Publikum schaffen zu müssen, ekelt den ernsten Schöpfer; solchem ästhetelnden Publikum macht auch nur der Macher Eindruck. Nichts scheint mir für den Schaffenden wie für den Schauenden so erzieherisch zu sein, als sich eine Zeitlang in die Probleme kunstgewerblichen Gestaltens zu vertiefen. Wohl gemerkt: das Gestalten zu erleben, nicht Geschichte zu lernen. Als Ziel käme für unsern Zweck in Betracht, die Eigenart eines reinen Kunstwerkes an solchen gut nachfühlbaren Gestalten zu begreifen. Den Zweck wird niemand dann mehr verachten können, mag er bei den „höheren" Künsten vielleicht verfeinert sein. So wenig wir dann den Inhalt einseitig überschätzen werden, ebensowenig werden wir das bloß Formale ästhetenhaft bewundern. Wer einmal an der Hand von Beispielen aus dem alltäglichen Leben (ich beginne mit dem Leuchter) begriffen hat, wie aus der zweckbestimmten Nutzform die Lösung der Kunstform entsteht, der wird keine hübsch klassizistisch oder romantisch ausschauenden Museen mit nachtfinsteren Räumen mehr ernstlich als Leistungen zu rühmen wagen. Er wird auch das Material in seiner Eigenart zu schätzen wissen, die weder verachtet noch nur beachtet sein darf, sondern die zur Anschauung, zu voller Mitwirkung gebracht sein muß. Wie viele Vasen stehen doch überall, wie wenige sind brauchbar und gar schön! Wer charakterisierenden Schmuck von sinnloser, aufschönender Dekoration unterscheiden kann, wird sich von Talmileistungen bluffender Macher in anderen Künsten auch nicht mißleiten lassen. Sein Herz wird ergriffen werden von dem Symbolwert jedes echten Kunstwerkes, ergriffen von der Harmonie und Symphonie all der eigenartigen Teile und Wirkungen, wird in der Schau dieses in sich geschlossenen Organismus das Ideal des Menschenlebens erlösend und anspornend vor sich sehen, die Harmonie der Sphären ahnen! Das alles an ganz einfachen Beispielen: Leuchter und Beleuchtungskörper; Teller, Tassen und anderes Geschirr; Vasen und Bücher; endlich leitet das einzelne Zimmer zur Wohnung, die Grundrißanlage zur Architektur. Dabei lassen sich geschichtliche Tatsachen gut einflechten. Ich gehe oft auf die griechische Vasenmalerei bei der Frage „Schmuck oder Dekoration" ebenso wie auf die Bauerntöpferei ein. Siegburger Steinzeug, Kreußener Krüge, Nürnberger bemalte Gläser erläutern manches, wenn auch dabei nicht alles historisch Dagewesene als „schön" verhimmelt werden kann. Die Verzierung der Steinzeitgefäße wie die herrlichen Stücke der Bronzezeit und der Völkerwanderung bieten erwünschtes Material. Sie leiten zugleich auf die Deutschkunde, auf die ersten großen Epochen germanischer Schöpferkraft. Über sie sollen und wollen wir nicht hinwegsehen, aber nur die „unendliche Melodie" im Bandgeschlinge zu suchen und darüber herumzuphantasieren, scheint mir wenig zu taugen. Die Zukunft hat von der anderen Betrachtung doch wohl mehr!

Als besonderen Vorteil möchte ich also die Lebensnähe rühmen, Schüler und Schülerin können alle richtigen Gestaltungsprobleme erfassen, ja selbst finden. Entgegen kommt uns noch die Psyche des Schülers. Meist bekommt man ja erst in den Oberklassen ein eigenes Zimmer. Ihm ein eigenes Gepräge zu geben, wie reizt das. Prächtige Aufsätze über Geschenke (Kauf und Anfertigung) wie über Zimmereinrichtungen habe ich erhalten. Das reizt immer wieder, übrigens auch den Unterrichtenden. Die Freude am Basteln ist ja noch häufig gesund und groß. Der eine macht Gürtelschließen, der andere Gefäße, auch getischlert wird; manches Wandervogel- und Pfadfindernest ist wahrhaft erarbeitet. Mir scheint für die Jungen wie für die Verknüpfung mit den anderen Fächern, besonders Deutsch und Geschichte, das erste Halbjahr der O II für solche kunstwissenschaftliche Propädeutik am geeignetsten, für die Mädchen

die erste Klasse des Lyzeums oder der Beginn der Frauenschule.[1]) Das Deutsche kann es am besten angliedern und ausnutzen, ich würde nämlich bei der Lektüre von Drama, Lyrik wie Epos stets auf Parallelen hinarbeiten. Haben die Schüler einmal erkannt, warum beim Milchtopf oder Saftkännchen nicht Steingut sondern Porzellan das geeignetere Metall ist, werden sie begreifen, daß und warum beim Sprachkunstwerk das Epos anderen Rhythmus als das Drama hat. Wer dekorierte Schundware zu erkennen vermag, wird wissen, was Phrasenhaftigkeit ist. — Menschen, deren Gefühl sich dadurch geschärft hat, werden im Leben Schundigkeit meiden, in Worten und Werken, als Schaffende wie Kaufende. Das ist das einzige, was wir günstigstenfalls erreichen können. Einen neuen „Stil" wollen wir nicht lehren. Sind nur genügend wahrhaftige, eigene Menschen da, so wird alles von selbst schon Stil haben. Kultur kann man nicht machen, auch ein Dürer- und Werkbund nicht; Kultur wird letztlich nicht Ziel des Wollens sein sondern Ergebnis — fast möchte ich sagen: Nebenprodukt — unseres Werdens, wenn wir nämlich das erfüllen, wozu wir berufen sind, als Volk wie als einzelner: Selbstwerdung, deren Symbol in der Gestalt des reinen Kunstwerks strahlend und lockend uns vor Augen steht.

Aus der Geschichte des deutschen Unterrichts.

In den Jugenderinnerungen eines alten Soldaten, die der General der Artillerie z. D. Anton v. Kersting seiner alten Schule, dem Collegium Augustinianum zu Gaesdonck widmet[2]), findet sich neben Zeit- und Kulturgeschichtlichem auch viel erziehungsgeschichtlich Wertvolles. Für den deutschen Unterricht heben wir folgende Stellen heraus, die als Gegenstück zu viel Absprechendem in anderen Erinnerungen von besonderem Wert sind.

„Als Leitfaden für den deutschen Unterricht war in Gaesdonck das Lesebuch von Heinrich Bone eingeführt, der „Kleine Bone" für die unteren, der „Große" für die oberen Klassen. Derartige Lehrmittel sind nicht als gewöhnliche Anthologien anzusehen, sie üben durch die getroffene Auswahl einen starken Einfluß auf die Benutzer aus. Der Herausgeber bringt nur solche Proben, die seiner eigenen Richtung entsprechen, es sei denn, daß er hier und da entgegenstehende einflicht, um sie als Verirrungen zu beleuchten. Indem die Schüler diese Bruchstücke aus Poesie und Prosa gründlich lesen, analysieren und teilweise wörtlich auswendig lernen, sammeln sie einen Musterschatz der deutschen Literatur in sich an, der dauernder, farbenechter Besitz bleibt. Im großen Bone befanden sich außerdem kurze biographische Notizen über die im Text vertretenen Dichter und häufig auch zwar knappe aber höchst prägnante Bemerkungen über ihre literarische Bedeutung.

Soweit unsere Lehrer im Bereich der Literaturgeschichte eine konfessionelle Richtung einschlugen, suchten sie uns für die Schöpfungen des Mittelalters zu gewinnen und speziell mit dem Nibelungenlied und Wolfram von Eschenbachs Parzival zu befreunden. Sie zeigten uns den großen Anteil, den die Kirche an der Blüte der romantischen Poesie im 16. und 17. Jahrhundert genommen hat, und bekämpften lebhaft die Anschauung, als ob die protestantischen Völker die katholischen in der Literatur überflügelt hätten. Sehr gern verweilten sie bei den Beziehungen der sechs vorzüglichsten deutschen Dichter der neueren Zeit zum Christentum und den Verdiensten der romanischen Schule um die Durchdringung Deutschlands mit katholischen Ideen.

Den deutschen Unterricht in der Prima erteilte Perger selbst. Wie er über diese Aufgabe dachte, hat er in seinen Bemerkungen über Aufsatzthemata für Primaner im Jahresbericht 1865/66 niedergelegt. Er bezeichnet dort klare sachgemäße Gedanken, lichtvolle Ordnung, richtige, würdige, angemessene Sprache als die Erfordernisse eines guten Aufsatzes und will nach dem Maß, wie ihnen entsprochen wird, die formelle Bildung des Abiturienten

1) Vgl. meine Schrift über „Geschmackbildung an Mädchenschulen" (Schulwissenschaftlicher Verlag A. Haase, Leipzig).
2) Gaesdonck. J. P. Bachem, Köln (1918). M. 2,80, geb. 3,60.

beurteilt sehen. Die klassischen Studien und die Mathematik sind nach seiner Ansicht die schönsten Hilfsmittel, um dem Mangel an Klarheit entgegenzutreten, aber doch nur Hilfsmittel. Was sie gebracht haben, muß in eigenem Denken auch angewandt und praktisch verwertet werden. Dazu bietet der deutsche Aufsatz die beste Gelegenheit, solange das gestellte Thema der Willkür und Phantasie kein freies Spiel bietet, sondern dem Bearbeiter nach Form und Inhalt scharfe Grenzen zieht. Von solchen Themata erwartet Perger auch eine Erstarkung der Willenskraft. Mit dieser Voraussetzung räumt er dem deutschen Aufsatz vor allen sonstigen Übungen des Primaners in der Unterordnung unter das Gesetz die erste Stelle ein.

Die Art, wie Perger unsere Aufsätze kritisierte, war in hohem Grade belehrend und anfeuernd. Wer bei durchsichtiger Disposition und Fortlassung des Unwesentlichen fest bei der Sache blieb, konnte auf Anerkennung rechnen, auch wenn das Thema nicht erschöpft und die Sprache schmucklos war. In den Freistunden lasen wir damals eifrig die Hefte des 1864 gegründeten Broschürenvereins u. a.

Diese Lektüre nährte unsere Freude am Wortstreit und erweckte, mochten wir uns überzeugen lassen oder nicht, ein großes Wohlgefallen an ihren Kraftstellen. Nun war Perger keineswegs ein Feind von Zitaten. Es war ihm lieber, wenn wir fremde Aussprüche sorgfältig auswählten und passend anbrachten, als daß wir dasselbe auf unsere Weise mühselig sagten. Wenn wir aber in Ermangelung eigener Gedanken jene Kraftstellen nur zur dekorativen Wirkung in die Klassen- und häuslichen Aufsätze einschmuggelten, fanden wir selten Gnade bei ihm. Mit kühlen Randbemerkungen schränkte er Übertreibungen ein, stellte unreife Behauptungen schonungslos bloß und machte die Selbstgefälligen an ihrer eigenen Größe irre. Sein starkes Gerechtigkeitsgefühl zwang uns zu ruhiger Überlegung vor der Niederschrift und bedächtiger Prüfung des Konzepts. Rhetorischen Fragen stand er sehr skeptisch gegenüber. Sie waren nach seiner Ansicht meist bewußte oder unbewußte Täuschungsmittel. Was wir als „natürlich" oder „selbstverständlich" bezeichneten, nahm er erst recht unter die Lupe. Späterhin, als zum Beweis besonderer Gesinnungstüchtigkeit in keiner wohlgesetzten Rede das „voll und ganz", „unentwegt", „zielbewußt" fehlen durfte, habe ich oft an seine rote Tinte denken müssen. Denn er war ein abgesagter Feind von allen hochtrabenden Redensarten und hielt den schlichten Stil für den besten, allerdings auch für den schwersten Stil. Immerfort betonte er die Wichtigkeit des betreffenden Ausdrucks. Wir sollten unbedingt den Begriff, das Verb oder das Adjektiv finden, das an seiner Stelle vor jedem anderen den Vorzug verdiente. War man der Lösung nahegekommen, so gab er sich bei der Besprechung doch nicht eher zufrieden, als bis das Richtige scharf hervortrat. „Der dritte Schlag gibt Öl", pflegte er zu sagen, wenn sich nach wiederholt verunglückter Antwort die völlig zutreffende einstellte. So erzog er uns zu jener Geduld bei der geistigen Tätigkeit, die das Talent ersetzen kann und durch ihre Zuverlässigkeit vielfach sogar das Genie an Wert übertrifft. Dem Genie kommen die guten Einfälle wie die fröhlichen Kinder, die herbeispringen und sagen: „Hier bin ich"; für den gewöhnlichen Sterblichen ist die Geduld der Grund- und Eckstein aller gediegenen Denkerarbeit.

Aber nicht die Aufsätze waren die Angelpunkte unseres deutschen Unterrichts in der Prima, sondern das Allerwirksamste, was uns in seinem Bereich von Perger geboten wurde, waren die von ihm abgehaltenen Lesestunden. Ich kenne viele Männer, die nach drückendem Frondienst am Schreibtisch sich grundsätzlich vor dem Schlafengehen noch in irgendein Lieblingsbuch vertiefen, um die Gedanken von den Berufssorgen abzulenken und die Nerven umzustimmen. In Gaesdonck gehörte, wie ich schon bei den Angaben über unsere Tageseinteilung erwähnte, die Abendlektüre zum Stundenplan. Tag für Tag gruppierten sich die Primaner um 8 Uhr im Studiensaal zwanglos um das Stehpult des Rektors, der mit dem Glockenschlag seine Vorlesung begann. Er besaß eine seltene Modulationsfähigkeit der Stimme und ein höchst ausdrucksvolles Mienenspiel. Sich völlig in den Lesestoff versenkend und die Umgebung darüber vergessend, zwang er auch den phlegmatischsten Zuhörer zur Aufmerksamkeit, Rührung oder Fröhlichkeit. Als ich späterhin im zweiten Teil von Wilhelm Meisters Lehrjahren auf das sechste Kapitel stieß, in dem Serlo die Lesekunst des Souffleurs rühmt, dachte ich sofort an Dr. Perger. Auch Perger hielt die zarte Grenzlinie zwischen Deklamation und affektvoller Rezitation.

Seine Einführung in den Goetheschen Faust war allein schon eine wahre Glanzleistung. Wir hörten von ihm während der beiden Jahre ferner den Tasso, Clavigo, Götz und Reineke den Fuchs, von Lessing Nathan den Weisen, Emilia Galotti und Minna von Barnhelm, von Schiller den Demetrius, von Shakespeare den Hamlet, Lear, Coriolan, Macbeth, Julius Cäsar, beide Teile von Heinrich IV. und Heinrich VIII.

Ich bin in früheren Jahren ein sehr eifriger Theaterbesucher gewesen; trotzdem meine ich niemals wieder einen so reinen und ungestörten Genuß von klassischen Dramen gehabt zu haben, als Rektor Perger zu vermitteln wußte. An die Art, wie er beispielsweise den Narren im König Lear, den Polonius, den Friedensrichter Stille, den Fähnrich Pistol, den Famulus Wagner gab, hat für mich von den vielen Schauspielern, die ich in diesen Rollen gesehen, keiner herangereicht. Er dachte nicht daran, uns mit dramaturgischen Betrachtungen zu langweilen. Daß er die Stunde mit einer Anknüpfung an den Vorabend einzuleiten pflegte, dünkte uns unnötiger Zeitverlust, und wir verwünschten das Glockenzeichen zum Abbruch der Lektüre.

Mitunter hörte ich sagen, daß unsere Gebildeten ihren Goethe-, Schiller- und Shakespeare-Bänden vielfach nur noch zum Wand- oder Schrankschmuck einen Platz in den Empfangsräumen vergönnten. Wo dem so ist, hat das Gymnasium nicht seine Schuldigkeit getan. Wer einem Interpreten dieser Dichterfürsten, wie Perger war, zu Füßen gesessen hat, wird das Bedürfnis zu immer erneuter Beschäftigung mit ihnen nie verlieren."

Vom „auserlesensten Vorkämpfer".

Von **Klaudius Bojunga** in Frankfurt a. M.

Der Münchner Professor Dr. Eduard Stemplinger bespricht unter der Überschrift „Klaudius Bojunga hat gesprochen" im „Humanistischen Gymnasium" (1918, S. 93—96) mein Heft „Der deutsche Sprachunterricht auf höheren Schulen" (vgl. Hofstaetters Anzeige im Jahrgang 1918, S. 188, dieser Zeitschr.). Auf diese Besprechung möchte ich hier kurz eingehen. Auf das Gebiet des Persönlichen ihm zu folgen, verbietet sich mir freilich.

Aber das Sachliche! Man bedenke, daß es sich um einen Aufsatz in einer Zeitschrift handelt, die sich doch in erster Linie an Oberlehrer wendet. Und in der wird eine solche Besprechung einem Manne anvertraut, der die Sache selbst so wenig beherrscht, daß er das von mir Vorgebrachte zum guten Teil überhaupt nicht zu verstehen vermag! Der zwar erklärt, ich brächte Dinge vor, „die nur ‚Laien' unbekannt sein können", dem aber diese Dinge selbst so unbekannt sind, daß er das einzige kleine sachliche Versehen in meiner Schrift — nicht bemerkt hat!

Es sind folgende fünf Einzelheiten, gegen die er sich wendet:

1. Ich hatte von den Stellungsgesetzen der deutschen Satzaussage gesprochen und mich dagegen gewandt, daß man beim Satzzergliedern durch Zerreißen der einzelnen Glieder den Bau des Satzes, etwa die Zweitstellung der Aussage, unkenntlich mache (S. 54). Das mißversteht Stemplinger gründlichst, indem er meint, ich hätte davon gesprochen, „daß die Nebensätze in erster Linie als Satzglieder zu betrachten seien"! „Die Nebensätze"! Das ist gerade der grobe Fehler! Denn neben solchen Nebensätzen stehen eben andere, die keine Satzglieder, sondern nur Teile von solchen sind. Ich hatte angeführt: „All die Vögel, die in des Tages Hitze geschwiegen hatten, sangen" und darauf aufmerksam gemacht, daß all das vor „sangen" Stehende als einheitliches Satzglied zu werten sei, der Nebensatz also kein besonderes Satzglied sei. — Das hat Stemplinger anscheinend nicht begriffen.

2. Ich hatte gesagt (S. 45): „Man bestimmt einen Begriff, indem man den nächsthöheren Begriff setzt und das unterscheidende Merkmal hinzufügt. Also etwa: Eine Mutter ist ein Weib, das ein Kind hat." Stemplinger findet diese Begriffsbestimmung „köstlich", denn er meint: „Alle Mütter, welche ihre Kinder verloren haben, sind also keine Mütter mehr." Daß es tote Kinder gibt, ist mir natürlich nicht ganz unbekannt. Aber daß der Beurteiler im Ernst meint, ich hätte etwa schreiben sollen: „... das ein (lebendes oder totes) Kind hat", das finde ich nun „köstlich". Aber das Schlimme dabei ist: es gibt also einen Gymnasialprofessor, der nicht weiß, daß zu dem Begriff „Kind" das Merkmal des „Lebens" nicht

wesentlich ist, daß der Sprachgebrauch ganz allgemein von einem „Kinde" redet, „das nun schon zwei Jahre tot ist" — und doch noch immer ein „Kind" genannt wird.

3. Ich hatte von dem Bewußtmachen der unterbewußten Sprachgruppen in der lebenden Sprache gesprochen (S. 52ff.) und vor dem Fehler gewarnt, die Schüler bei ihrer Zergliederung und bei der Ordnung des eigenen Sprachschatzes dadurch zu verwirren, daß der Lehrer ihnen mit abgestorbenen (wie den idg. Ablautsreihen) oder fremdsprachlichen Gruppen (wie den lat. sechs „Tempora") dazwischen führe, die eben zu den Gruppen der lebenden deutschen Sprache nicht passen. — Dann hatte ich (S. 57) gesagt, auch Sprachgeschichte und Sprachvergleichung seien „notwendige Zweige des deutschen Sprachunterrichts" und dürften „mit Fug und Recht einen noch viel breiteren Raum auf der Schule beanspruchen, als ihnen heute im allgemeinen erst zugebilligt" werde. Stemplinger fragt: „Wo bleibt da die Logik?" und zeigt durch diese Frage, daß er nicht imstande ist, die „Betrachtung, Zergliederung und Zusammenordnung des lebenden Sprachstoffs" von Sprachgeschichte und Sprachvergleichung zu scheiden.

4. Ich hatte ferner darauf hingewiesen (S. 50), daß das deutsche Zeitwort im allgemeinen nur zwei Personenformen unterscheide, eine für die Anrede, eine für den Bericht; daß die übliche Anordnung in unseren Sprachlehren die Erscheinung aber verwische, wenn sie etwa statt der Zweiheit „tragen — tragt" oder „trug — trugst" nach dem Muster des Lateinischen eine Dreiheit setze, die durch die Zeitwortformen selbst nicht begründet sei, vielmehr nur durch das Hinzufügen von Fürwörtern künstlich vorgetäuscht werde: „(wir) tragen — (sie) tragen — (ihr) tragt" oder „(ich) trug — (er) trug — (du) trugst". Dann hatte ich aber betont, daß die Einzahl der Wirklichkeitsform in der Gegenwart aus einem seelisch zu verstehenden, auch sonst wirksamen Grunde (Osthoffs „Suppletiv-Wesen") den alten Formenreichtum bei den meisten Zeitwörtern bewahrt habe; denn hier kenne sie neben der allgemeinen Berichtsform eine Sonderform für den Sprechenden: „(man)nimmt—(ich) nehme".

Stemplinger hat diese Feststellung ganz einfacher Tatsachen nicht verstanden. Er ist offenbar durch eine andere Bemerkung verwirrt worden; ich hatte nämlich zugleich darauf hingewiesen, daß man im Unterricht nun am besten von der ganz durchgeführten Zweiheit in Fällen wie „will — willst" ausgehe. Und nun bezieht er in völligem Mißverstehen des Wesentlichen meine ganze Ausführung auf die „Praeterito-Praesentia"! Denn er führt zum Beweis dafür, daß auch „Humanisten" diese Entdeckung schon gemacht hätten, aus einer von einem solchen geschriebenen Sprachlehre ein paar Sätzchen über „Praeterito-Praesentia" an! Er hat also gar nicht begriffen, daß ich von allgemeinen Erscheinungen an sämtlichen Zeitwörtern sprach, und sein Unverständnis geht so weit, daß er trotz meines ausdrücklichen Hinweises, das Auseinandergehen der Berichtsform in die Formen für den Sprechenden und das Besprochene beschränke sich auf „einen einzigen Fall" (nämlich auf die Einzahl in der Wirklichkeitsform der Gegenwart), hinzufügt, ich vergäße ganz, daß meine „Regel für das Imperfectum schon nicht mehr gilt, auch nicht für die Konjunktive des Praesens und Imperfects". Und nebenbei: Welche Unkenntnis des Lateinischen wie des Deutschen liegt in der Annahme, das Deutsche kenne ein „Imperfectum"!

5. Ich hatte von der Aussprache geredet (S. 37) und darauf hingewiesen, daß noch Goethe, Schiller und Wagner stark mundartlich gesprochen hätten. Daß bei Männern von dieser überragenden Geisteshöhe ein so starkes Frankfurteln, Schwäbeln oder Sächseln heute nicht mehr vorkomme, schrieb ich der Bühne, der Kanzel, der Volksvertretung zu, dagegen nicht der höheren Schule, die auf die Aussprache noch allzuwenig achte. Stemplinger meint dazu, das sei „eine Behauptung, die an Beweiskraft nichts verloren hätte, wenn er noch die ‚Presse' hinzugefügt hätte". Man staunt! Bei der Frage der Aussprache das gedruckte, nicht gesprochene Deutsch der Presse! Auch hier hat der Beurteiler also dem Zusammenhang wieder nicht zu folgen vermocht. —

Das ist alles, was Stemplinger sachlich an meinem Heft zu bemängeln weiß! Ich aber frage: Wäre es wohl in irgendeinem anderen Schulfach möglich, daß in einer für die Oberlehrer höherer Schulen bestimmten Zeitschrift ein Aufsatz zum Abdruck käme, der von so großer Unwissenheit[1]) zeugt?

---

1) Auch das Fachschrifttum ist Stemplinger nicht genügend vertraut. Weil ich auf

Dabei betont Stemplinger, in Bayern werde — im Gegensatz zu Preußen — „der deutsche Sprachunterricht an allen höheren Schulen von ‚Deutschkundlern' erteilt". Er rechnet sich also offenbar als Fachmann. Ja, voll Stolz, daß ihm im „Humanistischen Gymnasium" die Bekämpfung meines von den Fachgenossen durchweg mit freundlicher Anerkennung aufgenommenen Heftes anvertraut worden ist, beginnt er seinen Aufsatz sogar mit den Worten: „Seit alten Zeiten ist es Sitte, dem Gegner die auserlesensten Vorkämpfer entgegenzustellen."[1]) Alle Achtung, wenn ein solcher Kenner der „auserlesenste Vorkämpfer" des „Humanistischen Gymnasiums" in Fragen des deutschen Sprachunterrichts ist! Für uns aber dürfte es genügen, auf diese Leistung kurz hinzuweisen.

Literaturberichte.

Kriegsliteratur V.

Von **Friedrich Panzer** in Frankfurt a. M.

Der Name Germanen.

Nicht erst durch seinen Ausgang hat dieser furchtbare Krieg unser Volk zu einer tiefen Besinnung auf sein eigenes Wesen veranlaßt. Wir hatten in früheren Berichten eine Reihe von Schriften zu erwähnen, die gleich zu Kriegsbeginn deutsche Art zu ergründen suchten, sichtlich unter dem erschütternden Eindruck jenes tödlichen Hasses, der unserem Volke aus aller Welt entgegenloderte. Auch alle äußeren Bestimmungen unserer Volksgemeinschaft aus alter und neuer Zeit gewannen damit erhöhten Reiz, und so wundern wir uns nicht, wenn auch der Name, unter dem wir zu frühest begriffen wurden, erneute Aufmerksamkeit herausforderte. Diese Bemühungen aber durften um so mehr auf Teilnahme rechnen, als bei der Erklärung des Germanennamens ja so manche ungelöste Frage die Forschung noch immer beunruhigt.

Es ist bekannt, daß allen Erörterungen über diesen Gegenstand der feste Ausgangspunkt in den Bemerkungen gegeben ist, die Cäsar und Tacitus über den Germanennamen gemacht haben.

Cäsar ist zweifellos derjenige gewesen, der seine Landsleute Germanen und Kelten endgültig unterscheiden lehrte, durch dessen „Gallischen Krieg" der Name „Germanen" der römischen Literatur zuerst geläufig wurde. Er gebraucht die Bezeichnung in dem genannten Geschichtswerke aber in zwei verschiedenen Anwendungen: einmal in dem uns geläufigen Sinne einer Gesamtbezeichnung für alle germanischen Völker, dann aber für die in den Ardennen angesiedelten Stämme der Condrusi, Eburones, Caeroesi, Paemani und Segni, „qui uno nomine Germani appellantur". Zum Unterschiede von dem rechtsrheinisch siedelnden Gesamtvolke heißen die letzteren auch Germani cisrhenani. Sie standen in politischer Verbindung mit den Belgen, von denen Cäsar durch die Remer hörte, plerosque Belgas esse ortos ab Germanis Rhenumque antiquitus traductos propter loci fertilitatem ibi consedisse Gallosque qui ea loca incolerent expulisse.

Mit diesen Angaben steht in inhaltlicher und teilweise sogar wörtlicher Übereinstimmung die bekannte Stelle im 2. Kapitel von Tacitus' Germania: Ceterum Germaniae vocabulum recens et nuper additum, quoniam qui primum Rhenum transgressi Gallos expulerint ac nunc Tungri, tunc Germani vocati sint. Ita nationis nomen, non gentis evaluisse paulatim, ut omnes primum a victore ob metum, mox etiam a se ipsis invento nomine Germani vocarentur. Ein Strom von Tinte ist schon über diese Stelle geflossen, die besonders im letzten Sätzchen Schwierigkeiten genug bietet. Die wahrscheinlichste Übersetzung

Friedrich Seilers uns allen wohlbekanntes, treffliches Buch über „Die Entwicklung der deutschen Kultur im Spiegel des deutschen Lehnworts" hingewiesen habe (S. 66), behauptet er [illegible]ich, meine [illegible]emerkungen über dies Gebiet seien „ein Auszug" aus Seilers Buch! Und doch erkennt jeder Fachmann sofort, daß ich dies Buch bei der Arbeit an meinem Heft überhaupt nicht benutzt habe, sondern einer mir viel näher fließenden Quelle gefolgt bin!

1) Übrigens irrt Stemplinger, wenn er annimmt, der Deutsche Germanisten-Verband sei für die von mir herausgegebene Heftreihe irgendwie verantwortlich.

scheint zu sein: „Übrigens sei (Tacitus spricht im Namen der vorhergenannten quidam, d. h. römischer Gelehrter) der Name Germania jung und vor nicht langer Zeit erst hinzugekommen (zu den vorher genannten nomina germanischer Teilvölker nämlich), weil diejenigen, welche zuerst den Rhein überschritten, die Gallier vertrieben hätten und jetzt Tungri hießen, damals Germani genannt worden seien. Auf diese Weise sei der Name, der (ursprünglich) Bezeichnung eines Teilstammes, nicht eines ganzen Volkes war, von umfassenderer Bedeutung geworden, daß die Gesamtheit (der heute mit ihm benannten) zuerst von dem Sieger (d. h. den über den Rhein gedrungenen Besiegern der Gallier) wegen des Schreckens (den der Name einflößte), dann aber von ihnen selbst mit dem Namen, den sie erhalten hätten, Germani genannt worden sei." Der Name Tungri begegnet bei Cäsar noch nicht; in der Stadt Tongern heute noch erhalten, darf er und das Volk, das ihn trägt, als Fortsetzer der von Cäsar genannten Eburonen gelten. Die Germaniastelle befindet sich also im wesentlichen durchaus in Übereinstimmung mit den Tatsachen, die wir bei Cäsar finden; sie gibt nur die geschichtliche Erklärung für den doppelten Sinn, in dem Cäsar den Namen Germani gebraucht.

Keiner der beiden Schriftsteller aber sagt uns, von wem denn jenen linksrheinischen Germanen der Name gegeben wurde, aus welcher Sprache er stamme und was er bedeute. Der Wissenschaft ward diese Lücke, die unsere Überlieferung läßt, zum Tummelplatze für einen ganzen Schwarm der verschiedensten Vermutungen: es ist bekannt, daß man den Namen aus dem Keltischen, Lateinischen und Germanischen, und zwar jeweils in der wechselndsten Weise erklärt hat.[1]) Hier setzen auch die neuen Bemühungen ein.

Theodor Birt in Marburg hat die Erörterungen eingeleitet, indem er zunächst in einem Aufsatze in den Preußischen Jahrbüchern[2]), dann in einem besonderen Buche[3]) für den Namen lateinischen Ursprung annahm.

Er schließt sich dabei an die älteste Stelle an, die eine etymologische Erklärung des Germanennamens gegeben hat. Strabo sagt von den Germanen, daß sie von den Kelten sich nur durch gesteigerte Wildheit, Körpergröße und Blondheit unterschieden, im übrigen aber an Gestalt, Sitten und Ernährungsweise ihnen sehr ähnlich seien. „Deshalb", so fährt er fort, „scheinen mir die Römer den Germanen diesen Namen beigelegt zu haben, indem sie dieselben gewissermaßen als echte Gallier (*γνησίους Γαλάτας*) bezeichnen wollten; denn im Lateinischen bedeutet Germani soviel wie „Echte" (*γνήσιοι γὰρ οἱ Γερμανοὶ κατὰ τὴν Ῥωμαίων διάλεκτον*).

Danach wäre also Germani eigentlich eine Abkürzung für Galli Germani, „die echten Gallier". Birt liest aus der Stelle heraus, daß Strabo als seine persönliche Meinung nur die Erklärung des Namens hinstelle, dagegen als Tatsache, daß die Römer dem Volke den Namen gegeben hätten. Wenn aber Strabo die Übersetzung „Echte" nur als wahrscheinlich hinstelle, nicht als sicher, so liege das eben daran, daß germanus ja auch „leiblicher Bruder" bedeuten konnte. Strabos Erklärung als unrichtig abzutun, dürfte man nur wagen, wenn man ihm sonst nachweisen könnte, daß er falsche Tatsachen melde, indem er sich solche aus den Fingern saugt; das kann aber nicht geschehen. Seine Mitteilung stammt sichtlich aus älteren Quellen; zeigt sie doch jene altertümliche, vor Cäsar verbreitete Auffassung, die Kelten und Germanen zusammenwirft. Wahrscheinlich hatte schon Posidonius diese Erklärung. Sie ist auch in sich sehr wohl möglich. Daß der Name von den Galliern gegeben sein sollte, ist durchaus unwahrscheinlich; geht doch aus dem indikativischen qui uno nomine Germani appellantur inmitten der indirekten, den Remern in den Mund gelegten Rede

1) Die Literatur findet man bei Bremer in Pauls Grundriß, 2. Aufl., 3. 738f., wozu aus dem seither Erschienenen besonders O. Hirschfeld, Kleine Schriften, Berlin 1913, S. 353ff., R. Henning, ZfdA. 54, 210ff., und R. Much im Reallexikon der germanischen Altertumskunde, 2. 182ff. nachzutragen wären. Eine sehr eingehende Besprechung der reichen bis 1875 erschienenen Literatur zum Gegenstande gibt in seiner schimpfwörterreichen Weise A. Baumstark, Ausführl. Erläuterung des allgem. Teiles der Germania des Tacitus, Leipzig 1875, S. 100ff.

2) Germanen „die Echten". Eine These. Bd. 160 (1915), S. 414ff.

3) Die Germanen. Eine Erklärung der Überlieferung über Bedeutung und Herkunft des Völkernamens. München 1917, C. H. Becksche Verlagsbuchhandlung. 124 S.

Bell. Gall. II, 4 hervor, daß dies eine Bemerkung Cäsars ist, den Remern also (!) der Sammelname dieser linksrheinischen Germanen unbekannt war.

Die Geschichte dieser an sich vollkommen klaren Benennung dürfe man sich nun durch folgende Hypothese erklären. Der Name Galli Germani war schon während des Kimbern-Teutonenkrieges üblich: die Zeit des Marius also wie noch Posidonius hielten die Kimbern für Kelten. Die Wortverbindung wurde dann vereinfacht zu Germani, das cognomen also wurde zum nomen. Man sprach sonach kurzweg von den „Echten", verstand darunter aber wirklich noch längere Zeit Kelten, nur eben Vertreter dieser Rasse, die durch besondere Wildheit ausgezeichnet waren. Die Entstehung des Ausdrucks ist nach Strabos Bemerkung ganz klar. Das Wesen des Galliers war und blieb für die Römer der Inbegriff des Schreckens. Er galt als wild, großgewachsen, blond, von weißer Hautfarbe. Alle diese Eigenschaften fand man ebenso bei den Germanen, nur in noch gesteigertem Maße: so nannte man sie die Gallier kat' exochen, die eigentlich „echten Kelten", Galli germani.

Ein solcher „echte Kelte" mußte natürlich auch Brennus sein, in dessen Person sich der ganze Gallierschrecken zusammenfaßte und wirklich nennt diesen (wenn auch nur mittelbar) Seneca in der Apotheosis C. 6 Gallus germanus: hier tritt uns also der vermutete Ausdruck wirklich entgegen. So hat man gewiß auch im Lager des Marius die Kimbern und Teutonen unter dem Eindruck ihrer Wildheit Galli germani, „die echten Brennusleute", genannt. Aber vorher schon wurden die Ardennenvölker mit dem gleichen Namen bezeichnet und hier erst stoßen wir auf den eigentlichen Ursprung des Namens. Er stammt von römischen Kaufleuten, die um das Jahr 120 v. Chr., mit der Begründung der Provincia Narbonensis, jene alten Handelsstraßen aufsuchten, die längst von der Griechenstadt Massilia nach Gallien hineinführten, um den Galliern Waren, vorzüglich Wein zuzuführen. Nun wissen wir aus Cäsars Nachrichten, daß die Belgae, Nervii, Suebi sich in ihrer wilden Kulturlosigkeit ablehnend gegen die römischen Händler verhielten, und so ist es diesen Kaufleuten offenbar auch ergangen, als sie zu den Ardennenvölkern, den Eburonen-Tungern usw., kamen. In diesem Augenblick und aus diesen Verhältnissen heraus war der Name gefunden: „Germani! das sind dort hinten in den Ardennen die echten Wilden, wie sie einst Brennus gegen Rom führte. Mit denen ist kein Geschäft zu machen." Wenn man dann in dem Ausdruck Galli germani das erste Wort als lästig wegließ und den Zusatz zum Namen erhob, so fehlt es dafür nicht an einem Gegenbeispiel. Ganz so geschah es ja auch bei den Oretani, qui et Germani cognominantur (so Plinius) in Spanien. Sie heißen eigentlich Oretani germani, „die echten Oretaner" im Gegensatz zu den Mentesani, qui et Oretani, die den letzteren Namen als Zusatz führen. Ptolemäus nämlich nennt ihre Hauptstadt einfach Ὥρητον Γερμανῶν, wo er richtig eigentlich hätte sagen müssen: Oreton Oretanorum Germanorum. Gestützt wurde das einfache Germani dadurch, daß man dabei an germen, germinare denken konnte, so wie man bei Romani an ῥώμη „Kraft" gedacht hat. Zu Germanus ist dann, vermutlich auch schon bei Posidonius, der Landname Germania gebildet worden.

Die vermutete Entwicklung stimmt endlich auch zu Tacitus, wenn man seine Angaben nur richtig versteht. Das a victore der Germaniastelle kann nichts anderes heißen als „von den Römern", die ja damals seit 100 Jahren schon unausgesetzt Siege über die Germanen erfochten, so wie denn auch ob metum nur „aus Angst" übersetzt werden darf. Wenn Tacitus sagt, die Germanen hätten sich selbst mit diesem Namen genannt, so kann doch keine Rede davon sein, daß er dabei etwa an den Gebrauch der deutschen Völker im Inneren ihres Landes und in ihrer eigenen Sprache gedacht hätte. Er hat vielmehr jene großen Massen latinisierter Germanen im Auge, die es schon seit Cäsars Zeiten im römischen Heere gab, dann im römischen Stadtleben. Unter den Quellen des Tacitus muß wohl ein Schriftsteller der Augusteischen Zeit, Livius oder Timagenes, gewesen sein. Seit dem 3. Jahrhundert beginnt übrigens der Name Germani in der Literatur seltener zu werden. Es scheint, daß man eine Zeitlang mehr die Einwohner des römischen Germaniens unter dem Namen verstand, eine Einengung, die wohl mit der gleichzeitigen Zusammenballung der germanischen Stämme zu größeren Gruppen zusammenhängt. Nur vereinzelt tritt er dann als antike Erinnerung noch bei lateinischen Dichtern der karolingischen Zeit uns entgegen. Erst viel später erhielt er seine alte Bedeutung zurück.

Soweit der wesentliche Gedankengang der Birtischen Schrift, neben dem noch allerlei

Einzelheiten und Ausläufe einhergehen, darunter eine eingehende Erörterung der germanischen Stammsage, wie sie das 2. Kapitel der Germania bietet. Birt liest Tuisto, deutet das als „Zwist", was offenbar der Name des Kriegsgottes sei, eines Vorläufers des Tiu. Er ist Sohn der als Göttermutter gedachten Erde, denn Terra, nicht terra editum, ist zu schreiben. Die Germanen also Söhne des Kriegs! Auch diese Erzählung stamme übrigens, wie die Namen auf -o, -ones beweisen, die unlateinisch sind, aus griechischen Quellen.

Birts Buch ist frisch und fesselnd geschrieben. Neuen Stoff bringt es, soviel ich sehe, für die Hauptfrage nirgends; am meisten mögen etwa die Zusammenstellungen über Verbreitung der Lateinkenntnis unter den Germanen S. 105ff. und über den Gebrauch des Namens Germani in der späteren Literatur fesseln. Daß Birts Ausdeutung des Tuisto sich Anhänger erwerben und die sehr viel besser begründete verdrängen werde, die in ihm einen „Zwitter" sieht — vgl. etwa zuletzt Helm, Altgerman. Religionsgesch. 1, 329ff. —, ist schwerlich zu erwarten. Für seine Erklärung des Germanennamens dagegen hat Birt einen Eideshelfer in F. Hartmann gefunden.[1])

Nach F. Hartmanns sehr seltsamen Ausführungen hat Tacitus den Namen offenbar im Sinne des lat. germanus verstanden, da er die Germanen ja als rasserein schildert; in den Worten propriam et sinceram et tantum sui similem gentem gibt er durch Umschreibung eine genaue Begriffsbestimmung des lat. Wortes germanus. Der Name meinte ja freilich ursprünglich etwas ganz anderes, nämlich „die echten Gallier". Cäsar selbst hat, wie Posidonius, die Germanen anfangs noch für Kelten gehalten, nur eben, wie der Name besagt, für eine besondere Abart reiner, unvermischter Kelten im Gegensatz zu den den Römern längst bekannten, mit Ligurern vermischten Galliern. Solche Germani suchte Cäsar anfangs auch in Belgien, weil er glaubte, daß hier die Vermischung mit den Ligurern geringer und der Anteil des Blutes der rechtsrheinischen Rasse reiner Völker größer sei. Ja, er belegte sogar, vermutlich der Überlieferung der Belgen selbst folgend, eine kleine Gruppe wenig hervortretender Völker mit dem Namen der Germani cisrhenani. Aber allmählich dringt bei ihm die Überzeugung durch, daß die rechtsrheinischen Germanen etwas ganz anderes sind als die Gallier, und nachdem er im 4. Buche bei der Schilderung der Sueben schon die Unterschiede in Lebens- und Kampfesweise dargestellt hat, schreitet er im 6. Buche zu der bestimmten Trennung fort. Da er aber keinen neuen Namen für das Gesamtvolk einführt, so bleibt die Unklarheit, die der Name „die echten Gallier" hervorrufen mußte, noch lange bestehen. Die endgültige Unterscheidung kam erst, als man den Unterschied in der Sprache beachtete, was zuerst vermutlich durch Plinius und danach durch Tacitus geschah. Die ursprüngliche Bedeutung des Namens blieb den Römern aber auch jetzt noch fühlbar, indem sie die Germanen als ein durchaus eigentümliches, rassereines Volk einschätzten. Zum Schlusse glaubt Hartmann die schon von Laistner „geahnte" Vermutung aussprechen zu müssen, daß vielleicht gallische Dolmetscher den Namen Istävonen, zu denen ja ein großer Teil der germanischen Völker gehörte, mit denen auch Gallier und Römer zuerst in Berührung traten, den Römern mit Germani übersetzten.

Daß diese Ausführungen Hartmanns die Behauptungen Birts stärkten, wird schwerlich jemand zugeben. Nach der hier gezeichneten Entwicklung soll Germani also zunächst bedeutet haben „die echten Gallier", für Tacitus aber und schon früher „die Rassereinen". Das heißt doch nicht weniger als: der Bedeutungsinhalt des Namens hätte sich in einem Jahrhundert in sein genaues Gegenteil verkehrt! Die Benennung der Eburonen und Genossen als Germani soll von Cäsar herrühren und darin ihren Grund haben, daß er sie für ebenso unvermischte Gallier gehalten hätte wie die rechtsrheinischen Germanen: eine Annahme, die von aller sonstigen Unwahrscheinlichkeit abgesehen, nicht nur mit Tacitus', sondern Cäsars eigenen Angaben in unvereinbarem Widerspruch steht. Daß dabei auch noch die Angaben der Belgen selbst mitgewirkt haben sollen, ist ein sehr störender embarras de richesse an Gründen. Auch daß Cäsar die Verschiedenheit der keltischen und germanischen Sprache noch nicht aufgegangen sein soll, steht, wieder von aller allgemeinen Unwahrscheinlichkeit abgesehen, in Widerspruch zu BG I. 47, wo Cäsar ausdrücklich angibt, der Germane Ariovist sei longinqua consuetudine — also neben seiner Muttersprache — des Keltischen mächtig

1) Germanus. Glotta 9. 1ff. (1917).

gewesen. Endlich aber mußte die Vermutung, Germani sei eine Übersetzung von Istävonen, wenn sie richtig wäre, entweder alle vorher geäußerten Vermutungen dieses Aufsatzes überhaupt überflüssig machen oder doch ein ganz unglaubliches Hin und Her in der Ausdeutung des Namens voraussetzen. Übrigens ist diese Vermutung Laistners eine von den vielen allzu phantasiereichen sprachlichen Verknüpfungen des geistvollen Mannes, der man wünschen möchte, daß sie nicht weiter wuchere. Sie ist, von allen grundsätzlichen Bedenken abgesehen, gebunden einmal an die Annahme, daß die Bedeutung des Namens den Germanen selbst noch verständlich war, zum zweiten, daß die Form Istacoones nicht Istraeones, die richtige ist, zum dritten, daß die Anknüpfung des Namens an altbulg. istovu „wirklich, echt" zutrifft. Das scheint mir aber keineswegs der Fall, da dies Wort sich nicht mit der Wurzel es- zusammenbringen läßt, vielmehr eine Zusammensetzung iz-sto- vorzuliegen scheint, auf jeden Fall aber eine ausschließlich slawisch bezeugte Bildung, vgl. E. Berneker, Slav. etymol. Wörterbuch 1. 435 f.

In der Tat hat Birt mit seinen Ausführungen, die doch ganz auf einer Kritik der griechisch-römischen Überlieferung fußen, im übrigen gerade bei seinen Fachgenossen Widerspruch gefunden. Die eingehendste Kritik seines Buches hat E. Norden gegeben[5]), im Gefolge davon ließ er dann eine selbständige Studie über den Germanennamen erscheinen[6]), die nach allen Seiten die Aufmerksamkeit des Germanisten verdient.

Norden vernichtet die Glaubwürdigkeit der Angaben Strabos und damit den Ausgangspunkt und wesentlichen Anhalt der Beweisführung Birts. Dessen Auffassung, daß Strabo nur die Erklärung des Namens als seine persönliche Meinung hinstelle, nicht auch die Angabe, daß die Römer den Namen gegeben hätten, läßt sich nicht halten; das Ganze ist also überhaupt kein geschichtliches Zeugnis, sondern nur die Meinungsäußerung Strabos. Gerade ihn aber in dieser Sache als vollgültigen Zeugen zu nehmen, ist von vornherein nicht empfehlenswert, da er doch Grieche war und erweislich nur sehr geringe Lateinkenntnisse besaß. Überdies hat er auch sonst unzweifelhaft falsche Etymologien aufgestellt, z. B. für den Volksnamen Leleges oder den Ortsnamen Rhegion wie denn überhaupt an den willkürlichsten Ableitungen von Völkernamen bei den Alten kein Mangel ist. Endlich aber, und dies ist das Wesentlichste: das Ergebnis der Ableitung, Germani — „die echten Gallier" — ist eine Ungereimtheit, die niemand im Ernste hätte verteidigen sollen. Es ist das einfach ein Spiel mit dem Gleichklang Germani — germani, wie es auch andere Schriftsteller gelegentlich witzelnd beliebt haben; ihn zu ernsthafter Ableitung des Namens heranzuziehen, lag ihnen dabei so fern, daß Isidor ihn lieber noch ungereimter zu immanis stellt. Aber auch die Oretani qui et Germani und Mentesani qui et Oretani können nicht in Birts Sinne angezogen werden. Bei diesen Doppelnamen handelt es sich um unterscheidende Bezeichnungen, in denen sich alte völkergeschichtliche Vorgänge niedergeschlagen haben ganz so wie in der bekannten Benennung der Peutingerschen Tafel: Chamavi qui et Franci. Offenbar hat sich da, an den Abhängen der Sierra Morena, mit den iberischen Oretanern eine Völkerschaft vermischt, die den gleichen Namen trug wie jene ostgallischen Germani, also vermutlich aus Gallien dahin gewandert war. Hatte Birt auch auf eine Stelle bei Orosius verwiesen, in der Kimbern, Teutonen, Tiguriner und Ambronen als Gallorum Germanorum gentes erscheinen, so kann das nach lateinischem Sprachgebrauche nur heißen: „Germanische Gallier." Der Geschichtschreiber hielt sie also für Mischvölker auf überwiegend gallischer Unterlage, was für die helvetischen Tiguriner richtig, für Teutonen und Ambronen vielleicht in dem Sinne erwägenswert ist, daß sie beträchtliche keltische Bestandteile in sich aufgenommen haben mögen; für die Kimbern war es sicher verkehrt. Diese Stelle bei Orosius stammt aber aus Livius und so löst sich auch das bei Müllenhoff noch ungelöst gelassene Rätsel, ob Livius die Kimbern und Teutonen für Gallier oder Germanen gehalten und warum er sie bald so, bald so genannt habe. Auch gegen Birts unmögliche Ausdeutung der Tacitusstelle erhebt Norden berechtigte Einwände. Er weist u. a. erneut darauf hin, daß der victor der zweiten von den beiden durch ita verbundenen Aussagen unmöglich jemand anders sein

5) Im Korrespondenzblatt der Römisch-Germanischen Kommission des Kais. Archäolog. Instituts, Jahrg. 1917, Heft 6.

6) Germani. Ein grammatisch-ethnologisches Problem. Sitzungsberichte der kgl. preuß. Akademie der Wissenschaften 1918. Heft 5.

könne als das Subjekt der ersten Aussage, d. h. eben die Germani qui Rhenum transgressi Gallos expulerint.

Also mit der von Birt behaupteten lateinischen Ableitung ist es nach allen Seiten nichts. Woher aber stammt der Name sonst? Ein Meister deutscher Sprachforschung hat eben wieder die Antwort gegeben: er stammt aus dem Germanischen. Friedrich Kluge hat in der „Kölnischen Zeitung"[7] kürzlich ausgesprochen, daß es der deutschen Sprache zwar bisher tatsächlich nicht gelungen sei, das Wort aus dem heimischen Sprachstoffe zu erklären. Aber doch offenbar nur deswegen, „weil keine germanische Sprache das Wort tadellos und lautgetreu in ihren bezeugten Sprachquellen einer späteren Zeit widerspiegelt". Es müsse auch zugegeben werden, daß das Wort durch sein mittleres ā keinen germanischen Eindruck mache; denn diesen Laut besaß das Germanische in der fraglichen Zeit vom ersten vorchristlichen bis zum vierten nachchristlichen Jahrhundert überhaupt nicht. Die Schwierigkeiten aber lösten sich, wenn man mit einer volksetymologischen Umdeutung des Namens in römischem Munde rechne: im Munde unserer Vorfahren lautete der Name Ermanos. „Wenn man mit dieser Möglichkeit rechnet, ist die Zahl der dafür zur Verfügung stehenden Zeugnisse nicht klein und die Sache selbst wird schnell unzweifelhaft." Die behauptete Namensform steckt in dem Namen des sagenberühmten Königs Ermanaricus. Der muß gedeutet werden: „König der Germanen", denn er gehört in jene Gruppe altgermanischer Männernamen, die mit Völkernamen zusammengesetzt sind wie Bojorix, eigentlich „Bojerkönig", Theudorix, eigentlich „Teutonenkönig", Engelhard: „Kühn wie ein Angle", Werinhard „Kühn wie ein Warnier". Überzeugender noch sei die Tatsache, daß wir den Namen auch noch in unserer stabreimenden Dichtung „völlig einwandfrei" wieder antreffen. Das irmindeot des Hildebrandliedes kann nur „Germanenvolk" heißen; so nennen auch die Goten sich Gutthiuda, die Angelsachsen Angeltheod und die Schweden heißen altnordisch Svithioth, „Volk der Svionen". Und wenn im Beowulf 1956 der anglische König Offa als der glücklichste des eormencynnes gepriesen wird, so heißt das: „der Glücklichste unter allen germanischen Volkskönigen"; vgl. den Ausdruck Angelcynn = Angelnvolk. Und dazu gesellen sich endlich die Hermiones des Tacitus, die Plinius Herminones nennt, die aber nach Ansicht aller Sprachforscher eigentlich Erminones heißen sollten. Das ist der gesuchte Germanenname, nur in schwacher Beugung für das oben angesetzte Ermanos und mit demselben i im Suffixe, das auch in irmindeot sich findet. Daß der Name hier eine Völkerfamilie bedeutet, nicht das Gesamtvolk, zeigt eine Entwicklung, die uns auch sonst begegnet; man denke an die heutige Bedeutung der Namen Sachsen, Preußen oder Franken. Der Verfasser will, wie er sagt, nicht allen Schwierigkeiten begegnen, sondern sich begnügen, die lange vergebens gesuchte germanische Entsprechung des Germanennamens endlich wieder gefunden zu haben, die für die Römerzeit, die nächsten Jahrhunderte vor und nach Christi Geburt, als Ermanos, Ermanones: Erminos, Erminones vorauszusetzen ist.

Kluge verweist noch auf die auch unlängst erst erschienene Besprechung des Namens durch R. Much in Hoops Reallexikon der germanischen Altertumskunde 2. 182ff., die, obwohl ihr alle hier geltend gemachten Gesichtspunkte und Vermutungen noch fremd seien, doch auf das gleiche Wort hinauswolle, nur daß sie Germani unwahrscheinlicherweise für eine Zusammensetzung von irmin mit der Vorsilbe ga- ansehe. Dagegen habe Much den Germanennamen richtig wiedererkannt in einigen aus Niederfranken und Altsachsen bezeugten Personennamen wie Germenberga, Germenulf, Girminburg, die offenbar unter romanischem Einfluß Verwendung des Volksnamens in seiner latinisierten Form zeigten.

Zu dieser Auffassung, die ja den Knoten offensichtlich mehr kühn durchhaut, als daß sie ihn löst, wäre zunächst zu bemerken, daß sie, was Kluge entgangen scheint, in ihrem Grundgedanken nicht neu ist. Vielmehr hat schon 1840 kein Geringerer als Jakob Grimm in der Neubearbeitung des ersten Bandes der Deutschen Grammatik S. 11 die Auffassung angedeutet, daß die Römer in Germani „einen echt deutschen Volksnamen aufgefaßt und ihrer Sprache assimiliert haben könnten", indem er an irmin — erman erinnert. Diese Auffassung unterliegt aber doch sichtlich schweren Bedenken. Zunächst muß man den Einwand machen, den Jakob Grimm sogleich gegen seine eigene Vermutung erhob, daß, „wenn

7) Beilage Nr. 40 vom 6. Oktober 1918.

Analogie zwischen Germanus und Erman stattfand, sie weder die Römer in Herminones, Hermunduri, Arminius irgend bemerkten, noch die Deutschen hernach in Germanus"; in der Tat lag ja besonders bei der verschiedenen Betonung der Wörter *Érmănaz — germānus eine Beziehung aufeinander wirklich sehr wenig nahe. Die Ausdeutung des Namens Ermanaricus und seine Zusammenstellung mit Bojorix usw. (Kluge hat darüber ausführlicher schon früher, Zs. f. d. Wf. 7, 167, gehandelt) ist nicht zwingend; man kann ihn ebensogut mit soundsoviel anderen Namen auf -ricus zusammenstellen, insbesondere kann er sehr wohl gleichbedeutend sein mit Alaricus. Die Ausdeutung des irmindeot im Hildebrandsliede als Germanenvolk erweckt sachlich und sprachlich Bedenken. Sachlich, weil sie einen Ton völkischer Bewußtheit in unsere Heldensage hineintrüge, der in ihr sonst unerhört ist; es genügt für die gänzlich unvölkische wie überhaupt unpolitische Haltung unserer Heldendichtung auf die bekannten Ausführungen A. Heuslers Berl. Sitzungsberichte 1909 S. 928ff. zu verweisen. Sprachlich, weil man dies Wort doch nicht vereinzelt in seiner Anwendung an dieser einen Stelle nur betrachten darf. Irmindeot begegnet nicht weniger als elfmal im Heliand (vgl. Sievers Formelsammlung in seiner Ausgabe S. 436), einmal hat es die Bedeutung „die sehr große Volksmenge", variierend mit that gumono folc, thea scola, zehnmal aber bedeutet es ganz zweifellos „die gesamte Menschheit"; es variiert mit thesa werold, weroldriki, menniscono barn, liudes barn, liudi, weros, manage; Vers 340 steht es als Übersetzung des universus orbis, 1096 als Umschreibung der omnia regna mundi der biblischen Vorlage. Und ebenso steht in der von Kluge angezogenen Beowulfstelle eormencynnes in Variation mit ealles moncynnes, kann hier also nur dasselbe wie altsächsisch irmintheod, nicht aber „Germanenvolk" bedeuten, so wie ja auch eormengrund Beowulf 859 (und sonst) „die weite Erde" bedeutet, wie altnordisch iormungandr genau dasselbe wie midgardsormr, nämlich „die Weltschlange" besagt, wie Rudolf v. Fulda Irminsul mit columna universalis übersetzt, wie irmingot im selben Hildebrandsliede doch gewiß nicht „Germanengott", sondern nur „deus universalis" bedeuten kann. Diese Dinge sind ja von Müllenhoff ZfdA. 23, 1ff. und Braune PBB. 21, 1ff. lange schon festgelegt worden. Ich kann nach alledem Kluges Ausführungen nicht überzeugend finden.[8])

Auch Muchs Erklärung des Namens als Zusammensetzung ga + erman ist nicht neu; ihre geistigen Urheber sind eigentlich F. Kauffmann und Th. v. Grienberger (der auch zuerst die Namen mit Germen- herangezogen hat) in ihren Aufsätzen über die Dea Garmangabis PBB. 20, 526ff. und ZfdA. 38, 189ff.; aber schon 1844 hat W. Wackernagel (ZfdA. 4. 480) Germanus für die Wiedergabe eines deutschen ga-irmans erklärt (das er als „Volksgenosse" deutete). Die Erklärung ist sprachlich nicht ganz ohne Bedenken wegen der Synkope des Präfixvokals gegenüber den abweichenden Verhältnissen im Gotischen gaarbja — gaibnjan usw.; die Erklärung von gaumjan aus ga-aumjan ist mindestens zweifelhaft) und sie hat immer gegen sich, daß ihr nicht nur alle Belege für den Namen aus dem Germanischen fehlen, sondern daß sie auch eine Form des Namens mit kurzem a in der Mittelsilbe ansetzen muß, die, wie Norden a. a. O. S. 105f. gegenüber manchen abweichenden Behauptungen nachweist, in der lateinischen Überlieferung nirgends besteht.

Empfiehlt es sich im Angesichte solcher Schwierigkeiten nicht am Ende doch den Namen aus dem Keltischen abzuleiten? Much führt gegen die Möglichkeit einer solchen Ableitung a. a. O. S. 182 folgende grundsätzlichen Bedenken auf. Für den Vorgang, daß nationis non gentis nomen evaluisse, böten sich gerade zahlreiche germanische Seitenstücke wie Walchen, Allemands, Saxar, Schwaben dar. Aber Allemands gleich „Deutsche" ist doch so wenig wie das ungarische „Schwaben" auf germanischem Boden erwachsen und Much verweist selbst auf lateinisch Graeci = Hellenes. Der Vorgang ist also auch außerhalb germanischer Überlieferung belegt. Weiter setze die Übertragung des Namens von den linksrheinischen

8) Daß nach Kluges Deutung derselbe Name zugleich das Gesamtvolk und einen Teil (Erminones!) bezeichnet haben müßte, dient ihr gewiß nicht zur Stütze. Nur wird sie deswegen noch nicht unmöglich: im mittelalterlichen Deutschland hat man auch mit Alamanni, Alamannia gleichzeitig das gesamte deutsche Volk und Land und einen Teil davon bezeichnet. Daß anderseits die starke und schwache Form Ermani—Erminones noch nicht auf Verschiedenheit der damit Bezeichneten gedeutet werden müßte, lehrt der Gotenname, der uns ebenso in starker und schwacher Form, Gothi — Gothones, überliefert ist.

Germanen auf das Gesamtvolk eine Zeit voraus, in der jene noch nicht keltisiert waren, sonst hätte das tertium comparationis nicht bestanden. Aber das ist unrichtig, selbst wenn man das a victore der Germaniastelle mit „nach dem Sieger" übersetzt. Denn nicht auf Grund völkerkundlicher Beobachtung erfolgte ja die Übertragung, sondern ob metum, auf Grund der Angabe, daß die Germani cisrhenani von jenseit des Rheines stammten; ein Wissen darum konnte sich (falls diese Völker überhaupt je Germanen gewesen sind) auch noch lange nach der Keltisierung halten. Ferner soll es allgemein wahrscheinlicher sein, daß die Germanen einen germanischen Namen hätten: eine bedenkliche Behauptung.[9]) Esthen, Finnen, Russen geben Belege für das Gegenteil aus nächster Nachbarschaft, zudem besagt hier ja die Überlieferung ausdrücklich, daß ein ganz bestimmter und in besonderen Umständen bedingter Fall vorliege, ein nomen inventum, von jenseit des Rheines gekommen und dann erst von den Germanen selbst aufgenommen. Zu diesem Vorgange bietet ein genaues Seitenstück die Tatsache, daß Alemani als Gesamtname der Deutschen bei italienischen und französischen Geschichtschreibern seit dem 11. Jahrhundert aufkommt, dann aber auch in Deutschland, zunächst bei lothringischen Schriftstellern, seit Mitte des 12. Jahrhunderts auch im übrigen Deutschland gebraucht wird (Vigener, Bezeichnungen für Volk und Land der Deutschen S. 102ff.). Es ist bekannt, daß Aleman im Sinne von Deutscher auch von Walther v. d. Vogelweide und Wolfram v. Eschenbach — von beiden mit vollem Bewußtsein seiner welschen Herkunft —, wiederholt auch Alemanje im Sinne von „Deutscher" und „Deutschland" im Tristan von dem Elsässer Gottfried gebraucht wird. Endlich führt Much noch an, wenn der Name von den Kelten gegeben wäre, so hätten diese von Hause aus damit den Begriff des einzelnen Stammes verbunden, was seiner weiteren Bedeutungsentwicklung hinderlich gewesen wäre. Dagegen ist zu sagen, daß die Kelten doch gerade von Anfang an eben nicht den Begriff eines Einzelstammes, sondern einer vielstämmigen Gruppe mit dem Namen verbanden, jener Eburones, Condrusi usw., „qui uno nomine Germani appellantur".

Daß von den Erklärungen aus dem Keltischen, die bisher vorgebracht wurden, eine so gut und so schlecht sei wie die andere, ist Much allerdings zuzugeben. Selbst die geistreiche und bestechende Erklärung, die R. Henning vor nicht langer Zeit vorgetragen hat (ZfdA. 54, 210ff.): Germani = „die an warmen Quellen Wohnenden", hat den schwerwiegenden Einwand gegen sich, daß sie das Grundwort in der östlichen Ablautsstufe des griechischen θερμός ansetzen muß, während die Entsprechungen in den lebenden keltischen Sprachen wie die alten Ortsnamen auf einstigem Keltengebiete vom Typus Bormio auf dieselbe Ablautsstufe weisen wie sie in deutsch warm, lat. formus vorliegt. Grundsätzlich aber läßt sich für keltischen Ursprung des Namens wie Norden überzeugend darlegt, doch manches ins Feld führen. Von den fünf Teilvölkern der Germani cisrhenani, die Cäsar nennt, sind die Namen der Eburones, Condrusi, Caerosi sicher, der der Segni wahrscheinlich keltisch. Der Name des fünften Teilvolkes, der Pae-mani, vergleicht sich in seiner Bildung mit Germani, und daß solche Abteilung eines Suffixes -man- wahrscheinlich ist, legen die keltischen Völkerschaften der Ceno-mani, Co-mani, der Name der Göttin Poe-mana und die menschlichen Eigennamen Ario-manus, Cer-manus, vielleicht auch Val-manus und Gar-manus nahe. Damit entfernt sich unser Name in seiner Bildung zugleich von lat. germanus, das zu germen, oder richtiger wohl einem *germa mit Suffix -anus gebildet ist.

Die Ableitung aus dem Keltischen ergibt auch die befriedigendste Deutung für die Oretani Germani des Plinius und das Orēton Germanōn des Ptolemäus: Offenbar ist in das große

9) Ein Meister, auf den man hören darf, versichert uns das Gegenteil. Friedrich Ratzel sagt in seiner Anthropogeographie 2. 562: Es ist mit den Völkernamen gerade wie mit den Landschaftsnamen, daß sie umfassender, allgemeiner sind, wenn sie von außen her gegeben wurden, als wenn das Volk sie selbst aus sich heraus gebar. Das Volk erscheint dem Nachbarvolk leichter als ein Zusammengehöriges als sich selbst. Deswegen sind umfassende Völkernamen entweder fremden Ursprunges oder sie kamen erst in Gebrauch, als das Volk ein Bewußtsein seiner weitreichenden Verwandtschaften oder Ähnlichkeiten empfing. Tuareg ist ein Name arabischer Verleihung, der weder als Volks- noch Stammesname bei diesen Wüstenbewohnern in Gebrauch ist. Ovampo ist von den Herero ihren nördlichen Nachbarn beigelegt usw. mit zahlreichen Belegen aus aller Welt.

Iberervolk der Oretani im Tafellande der Sierra Morena ein keltischer Volksstamm eingegangen, benannt wie die Germani in den Ardennen, und wie sie ein Gebirgsvolk; es steht zu vermuten, daß er bei der Ausdehnung der Kelten über die pyrenäische Halbinsel, die vor 500 v. Chr. stattfand, mit eingerückt ist.

Aus Nordens reichhaltiger Schrift, deren Studium wir dringend empfehlen, sei noch auf die Besprechung der semigermanae gentes, die Livius in der Gegend des großen Bernhard kennt, und die Ausführungen über Germanus als Cognomen hingewiesen: es kam seit der zweiten Hälfte des 1. Jahrhunderts auf und erfreute sich seitdem steigender Beliebtheit im Osten und Westen des Reiches. Es ist nicht Appellativum, sondern Ethnikon, verlor aber im Laufe der Zeit den ausgesprochen völkischen Charakter. Ursprung und Gebrauch des Personennamens Germanus im Mittelalter weist mit Bestimmtheit auf romanischen, und zwar im besonderen keltoromanischen Boden.

Lektüre.

Von **Karl Credner** in Brandenburg (Havel).

I. Kritische und erläuternde Schriften.

Mit Umsicht und Bedacht sucht Brepohl die schon so oft aufgeworfene Frage „Wie gewinnen wir unser Volk für gute Literatur?" zu beantworten.[1]) Zugrunde liegt eine ältere Arbeit, die 1912 unter dem Titel „Literatur und Volk" erschien. Sie ist vom Verfasser durch mannigfache Erfahrungen erweitert worden, die er während des Krieges als Anreger und Gründer von Büchereien in den Gefangenenlagern des feindlichen Auslandes machte. Das ist überhaupt das Wertvolle an der kleinen Schrift, daß die hier gemachten Vorschläge nicht am Schreibtisch ausgeklügelt, sondern aus einer jahrzehntelangen praktischen Betätigung erwachsen sind. Es werden hier Wege für die Verbreitung der Volksbildung gewiesen, die als gangbar erprobt und darum wirklich erfolgverheißend sind. Den bewährten Führer durch das deutsche Schrifttum, den „Literarischen Jahresbericht des Dürerbundes", hat diesmal Wolfgang Schumann neubearbeitet.[2]) In seinen ersten Abschnitten „Verständnis zur Weltlage", „Weltwirtschaft", „Kriegsschilderungen" zeigt er sich noch vornehmlich als Kriegsratgeber, doch tritt das Kriegerische weiterhin merklich zurück. Der Stoff ist neugeordnet und gesichtet, die Anordnung einfacher und übersichtlicher geworden. Eine Zusammenstellung der wichtigsten Werke über den Weltkrieg bietet Hohlfeld.[3]) Er hat zwölf Gruppen gebildet und darin wohl das Wesentliche erfaßt. Das Heft sollte in erster Linie dem Offizier für den vaterländischen Unterricht eine Hilfe sein. Dieser Zweck bedingt natürlich eine gewisse Einseitigkeit, aus diesem Grunde sind auch die den einzelnen Werken angefügten kritischen Bemerkungen sehr ungleich. Auf Vollständigkeit macht die Liste keinen Anspruch, immerhin fand ich hier und da eine bedauernswerte Lücke; so durften z. B. van Dierens „Gedanken eines Holländers über den Weltkrieg" nicht fehlen. Fragen der Lehrmethode erörtert der bayrische Philologe Brunner[4]) in zwei Kapiteln „Der Lesestoff und seine Erklärung" und „Der Unterricht in der Literaturgeschichte". Ausführlich verweilt er nur bei den Aufgaben der oberen Gymnasialklassen. Er urteilt besonnen, verschließt sich nicht den Anforderungen der neuen Schule, verwahrt sich aber gegen Verstiegenheiten und

1) Wie gewinnen wir unser Volk für gute Literatur? Ein Werbe- und Mahnruf für alle, die unser deutsches Volk lieben, von Friedrich Wilhelm Brepohl. Bad Nassau-Lahn 1917, Zentralstelle zur Verbreitung guter deutscher Literatur. 64 S. M. 1,25.

2) Literarischer Ratgeber des Dürerbundes. Begründet von Ferd. Avenarius. Geleitet und in Verbindung mit mehreren Gelehrten und Sachverständigen bearbeitet von Wolfgang Schumann. München 1917/18, Georg D. W. Callwey. 191 S.

3) Die deutsche Kriegsliteratur. Wegweiser durch die wichtigsten Werke über die Probleme des Weltkriegs von Dr. Johannes Hohlfeld. Dresden-N. 1917, Lehmannsche Verlagsbuchhandlung. 50 S. M. 2,50.

4) Der deutsche Unterricht an den Gymnasien mit besonderer Rücksicht auf die Forderungen der Gegenwart von August Brunner. 1. Heft. Bamberg 1917, C. C. Buchner. 47 S.

betont den Wert des klassischen Erbes. Umfassender und von höherer Warte aus geschrieben ist die Abhandlung unseres Altmeisters Rudolf Lehmann.[5]) Sie geht von dem geringen Erfolg der Schule in der Behandlung der Dichtung aus, forscht nach den Gründen dieses Mißlingens und sucht nach Mitteln zur Abhilfe. Neu und beachtenswert ist die Feststellung, daß die Schule viel zu wenig Wert auf die technischen Übungen des künstlerischen Lesens und Rezitierens lege, und zwar „je höher hinauf, desto weniger. Die Schule sollte alles das beträchtlich verstärken, was in dieser Richtung liegt: Vorlesen, Deklamieren, ganz besonders auch theatralische Aufführungen der Schüler." Schade, daß Lehmann der ganzen Frage nicht überhaupt eine breitere Darlegung gewidmet hat; ich fürchte, daß infolge seines gedrängten Stils und seines vorsichtig abwägenden Urteils mancher Leser gerade über den Hauptpunkt am Ende doch im unklaren bleibt. In Briefen an einen jungen Lehrer entwickelt Brücker seine Gedanken über die Behandlung der Dichtung in der Schule[6]), doch ist seine Arbeit im Grunde mehr eine praktische Poetik. Er beginnt mit der Entstehung und Wirkung der Dichtung im allgemeinen (Brief 1—4) und betrachtet dann eingehend die wichtigsten Dichtungsarten (Brief 5—16). Trotz aller Verbeugungen vor der Ästhetik weicht er doch in den eingelegten Lehrbeispielen kaum von der üblichen Praxis ab. Das Buch ist für junge, vom Seminar kommende Lehrer bestimmt, und solchen kann es dienlich sein. Für eine umfassendere Behandlung der Prosadichtungen in der Schule ist Harkensee eingetreten.[7]) Der Verfasser, ein junger, leider im Weltkrieg gefallener Philologe, liefert zunächst eine allgemeine Aufstellung, was und wie auf diesem Gebiet gelesen werden sollte, und veranschaulicht dann ausführlich an drei Beispielen, Stillings Lebensgeschichte, den Leiden des jungen Werthers und Romeo und Julia auf dem Dorfe, wie er sich die Behandlung denkt. Abgesehen davon, daß ich gegen die letzte Dichtung überhaupt pädagogische Bedenken habe, halte ich diese Beispiele für recht beachtlich. Einen eigentümlichen Plan entwickelt Darenberg.[8]) Um den Volksschulen die schwierige Lektüre des Dramas zu erleichtern, sucht er in sehr weitausholenden Betrachtungen den Nachweis zu liefern, daß die Ballade alle wesentlichen dramatischen Bestandteile enthalte und darum propädeutisch zu einer Vorschule für die eigentliche Dramenlektüre benutzt werden könne. Daß er mit einer solchen Vergewaltigung einer ganzen großen dichterischen Provinz unserer Zeit geradezu ins Gesicht schlägt, ahnt er offenbar gar nicht. Georg Wolff, der bereits vor zwei Jahren zusammen mit Reiniger beifällig aufgenommene Entwürfe zur Behandlung von Kriegsgedichten veröffentlicht hat, untersucht die besonderen Bedingungen, die für diese Art von Gedichten in der Auswahl, Einstimmung, Darbietung und Vertiefung bestehen.[9]) Wenn ich auch nicht immer seine Meinung teile, so muß ich doch sein sachlich abwägendes Urteil anerkennen. Lediglich unterrichtsmäßige Besprechungen von Kriegsgedichten oder Entwürfe dazu legt Wendling vor.[10]) 32 Gedichte werden ausführlich behandelt. Der Verfasser ist bemüht, die schulmethodischen Anforderungen „mit dem rein kunsterzieherischen Standpunkt in Einklang zu bringen", doch scheint mir dies nicht ganz gelungen; die didaktische Zurichtung überwiegt, schon äußerlich in dem ziemlich starren Schema, in das die Besprechungen eingespannt sind. Gudes Erläuterungen, die Ernst Linde fortführt, sind durch einen neunten Band

5) Die Poesie in der Schule von Prof. Dr. Rudolf Lehmann. Zur Fortbildung des Lehrers. Heft 44. Berlin, Union, deutsche Verlagsgesellschaft. 22 S. M. 0,80.

6) Dichtung und Lehrer, ein Hilfsbuch schöngeistiger Behandlung deutscher Dichtungen im Unterricht von Friedrich Brücker. Beiheft zur Zeitschr. „Schaffende Arbeit" Nr. 82. Prag u. Leipzig, A. Haase. 63 S. M. 2,—.

7) Die Behandlung deutscher Prosadichtungen in den Oberklassen höherer Schulen von Heinrich A. J. Harkensee. Hamburg, Hansaschule; gedruckt bei Lütcke und Wulff. 40 S.

8) Die Ballade als Kleindrama. Ein Beitrag zur Lösung der Frage, wie dem klassischen Drama in unseren Volksschulen eine Heimstätte bereitet werden kann. Von D. Darenberg Leipzig, Ernst Wunderlich. 115 S. M. 2,—.

9) Die Kriegsdichtung in der Schule. Von Georg Wolff. Beihefte zur Zeitschr. „Schaffende Arbeit" Nr. 69. Leipzig und Prag, Verlag A. Haase. 50 S. M. 0,85.

10) Das Kriegsgedicht in der Schule. Besprechungen für die verschiedenen Stufen von K. Wendling. Straßburg, Straßburger Verlagsanstalt vorm. R. Schultz u. Co. 217 S. M. 2,—.

vermehrt worden.[11]) Er schließt das im achten Bande begonnene nachklassische Drama ab. Behandelt sind Hebbels Nibelungen und Agnes Bernauer, Wagners Ring der Nibelungen, Ludwigs Makkabäer und Erbförster, Heyses Kolberg, Wildenbruchs Quitzows und von Hauptmann Hanneles Himmelfahrt und der arme Heinrich. Für diese Auswahl, die ja sehr Ungleichartiges und Ungleichwertiges vereint, war offenbar in erster Linie die in den Schulen derzeit übliche Lektüre entscheidend; ohne Zweifel werden diese Dichtungen vor den andern neueren Dramen im deutschen Unterricht bevorzugt. Die Behandlung ist dieselbe wie in den früheren Dramenbänden der Sammlung. Vor allem wird der Inhalt herausgearbeitet, daran schließt sich eine Würdigung, die schließlich auch in den angehängten Aufsätzen noch fortgesetzt wird. Ich habe den Eindruck, daß Linde diesen Aufsätzen immer mehr Bedeutung und dementsprechend auch Raum zumißt. Von Lüben-Nackes verbreitetem Erläuterungswerk ist der zweite Band in neuer Bearbeitung herausgekommen.[12]) Er zerfällt in drei Teile, deren jeder einen anderen Verfasser hat und die daher auch verschieden ausgefallen sind. Den ersten Teil, der Herder und den Göttinger Dichterbund umfaßt, hat Kaeker gewissenhaft bearbeitet. Herder, der mit Recht nicht nur an erster Stelle steht, sondern auch den breitesten Raum einnimmt, wird als Persönlichkeit wie in seiner literarischen Betätigung zutreffend beleuchtet. Dasselbe gilt von Voß und Claudius. Ob auch Bürger heute noch eine so eingehende Würdigung verdient, möchte ich dagegen bezweifeln. Der zweite von Herfurth stammende Teil ist Goethe gewidmet. Es überrascht auf den ersten Blick, daß hier die Epik am breitesten behandelt ist und daß die vier Goetheschen Dramen, Götz, Egmont, Iphigenie und Faust, die doch an das Verständnis der Jugend die höchsten Anforderungen stellen, wesentlich schlechter wegkommen. Wenn auch zumeist mit richtigem Takt das Wesentliche erfaßt ist, so bleibt bei der Raumknappheit doch manches zu wünschen. Dasselbe Verhältnis wiederholt sich im dritten Teil bei Schiller. Auch hier hat der Bearbeiter Schanze die Dramen Don Carlos, Wallenstein, Braut von Messina und Wilhelm Tell ziemlich kurz behandelt, jedenfalls kürzer als die Gedichte. Der dritte Teil ist anscheinend überhaupt der schwächste. An verschiedenen Stellen wirkt die Erläuterung recht oberflächlich. So wird z. B. im Spaziergang der entscheidende Wendepunkt in der Menschheitsentwicklung, der Übergang von der Kulturhöhe zum Kulturverfall ganz ungenügend und offenbar ohne zureichende Kenntnis von Schillers Weltanschauung erklärt. Beim Wallenstein sind Karl Werders immer noch unübertroffene Vorlesungen weder genannt noch berücksichtigt. Indessen hat trotz dieser und ähnlicher Mängel Lüben-Nackes Werk im ganzen durch die Neubearbeitung entschieden gewonnen. Vor allem sind die Zusammenhänge zwischen Einzelerscheinung und Gesamtentwicklung sorgsam festgehalten und infolge einer übersichtlichen Gliederung des Stoffes auch leicht auffindbar. In sehr dankenswerter Weise hat Finsler den zweiten Teil seines Homerkommentars erweitert, indem er die Inhaltsanalyse, die anfangs nur auf einige ausgewählte Kapitel beschränkt war, auf sämtliche Gesänge der Ilias und Odyssee ausdehnte.[13]) Dadurch hat das Werk gerade für den deutschen Unterricht gewonnen. Beide Epen werden mit der gleichen Gründlichkeit und ungefähr auch in demselben Umfang besprochen. Die Textkritik nimmt dabei allerdings einen ziemlich breiten Raum ein, denn Finsler steht auf dem Standpunkt: „Eine wirkliche Interpretation Homers darf nicht nur ästhetisch, sie muß auch kritisch sein." Für den deutschen Unterricht ist es ziemlich belanglos, welche Verse im einzelnen alt, und welche spätere Einschiebung sind. Für uns ist die ästhetische und die Sacherklärung die Hauptsache. Ein gut Teil der

---

11) Gudes Erläuterungen deutscher Dichtungen. Ausgeführte Anleitungen zur ästhetischen Würdigung und unterrichtlichen Behandlung. Fortgeführt von Ernst Linde. Neunter Band: Das neuere Drama. Leipzig, Friedrich Brandstätter. 345 S. M. 3,50.

12) Lüben und Nacke, Einführung in die deutsche Literatur, vermittelt durch Erläuterung von Musterstücken. 2. Band. 11. Aufl. Leipzig, Friedrich Brandstätter. 1. Teil: Herder und der Göttinger Dichterbund. Neubearbeitet von H. Kaeker. 236 S. M. 2,75. 2. Teil: Goethe, neubearbeitet von O. Herfurth. 285 S. M. 3,—. 3. Teil: Schiller, neubearbeitet von H. Schanze. 277 S. M. 4,25.

13) Homer von Georg Finsler. 2. Teil: Inhalt und Aufbau der Gedichte. Zweite durchgesehene, auf die ganzen Gedichte ausgedehnte Auflage. Aus deutscher Dichtung, Band XXIII. Leipzig, B. G. Teubner 1918. 464 S. Ungeb. M. 5,—.

letzteren muß man im ersten Band des Kommentars nachschlagen, doch bringt auch der zweite hier das Notwendigste, z. B. die Erklärung der Bogenprobe, und wo die Wissenschaft zu keinem Ergebnis hat kommen können, wie bei dem Bett des Odysseus, wird dies unter Verzicht auf eine eigene Ausdeutung kurz vermerkt. Ein Register erleichtert die Benutzung des umfangreichen Bandes und es wäre nur zu wünschen, daß durch entsprechende Verweise auch die sachlichen Erklärungen des früheren Bandes öfter herangezogen würden. Kleists Prinzen von Homburg hat Rheinfelder kurz und zutreffend, aber nicht besonders eindringend erläutert.[14]) Der Verfasser beherrscht seinen Stoff wissenschaftlich, aber die didaktische Verarbeitung läßt gelegentlich zu wünschen, vor allem bezüglich der geschichtlichen Bestandteile; hier hätte schärfer unterschieden werden müssen zwischen dem allgemeinen geschichtlichen Hintergrunde des Stücks und den besonderen Abweichungen, die sich Kleist erlaubt. Hamann hat seine gut eingeführte Literaturgeschichte auch in der neuen siebenten Auflage gewissenhaft durchgesehen und verbessert.[15]) Der Abriß, der, wie jetzt so viele seinesgleichen, in den erfolgreichen Bahnen der Kluge und Klee einherschreitet und seinen Mustern schon äußerlich, in Format, Umfang und Satz, aufs Haar gleicht, zeigt eine ausgesprochen katholisch-kirchliche Auffassung. Luther ist kühl, aber sachlich behandelt, dagegen zeigt sich an anderer Stelle, namentlich bei neueren und neuesten Dichtern, nicht selten eine auffallende Schärfe des Urteils, während anderseits wieder Dichter wie F. W. Weber und die Handel-Mazetti mit erklärlicher Vorliebe geschildert sind. Davon abgesehen ist es ohne Zweifel ein tüchtiges Buch. Im Stil begegnen bisweilen gewisse Härten, die sich bei einer sorgfältigen Nachfeilung leicht tilgen ließen. Den starken Erfolg, den Hans Röhl mit seiner frisch geschriebenen und eigenartig aufgefaßten Geschichte der deutschen Dichtung gehabt hat, beweist der Umstand, daß das Buch trotz der vielen Mitbewerber so rasch eine zweite Auflage erlebt hat.[16]) Grundlegende Änderungen sind nicht vorgenommen, doch ist im einzelnen manches gebessert. Bereichert worden ist das Buch durch eine Zeittafel am Schluß, in die nach der Zeitfolge alle wichtigen Daten von Wulfila (382) bis zur Gegenwart eingetragen sind. Das 19. Jahrhundert, namentlich das letzte Menschenalter, müßte indessen noch einmal genau durchgesehen werden; manches Belanglose, wie Frenssens Jörn Uhl, ist unverdienterweise aufgenommen worden, während man wertvolle und bedeutsame Werke, z. B. die „Modernen Dichtercharaktere" vermißt. Lediglich eine Zeittafel, allerdings im Umfang eines Handbuchs, bringt Horst Geißler.[17]) Ein solches Unternehmen hatte von vornherein große formale Schwierigkeiten. Bei der Masse und Verschiedenartigkeit der anzuführenden Daten war es fast eine Unmöglichkeit, die innere geistige Entwicklung immer sichtbar heraustreten zu lassen; zu oft mußte das Zusammengehörige auseinandergerissen und dadurch das Zurechtfinden erschwert werden. Geißler hat versucht, dem durch Anmerkungen in kleinerem Druck abzuhelfen, die, an bedeutsamer Stelle eingeschaltet, Erklärungen und weitere Ausführungen geben und so eine Art Verknüpfung liefern, doch hat er diesen Weg nicht folgerichtig bis zum Ende beschritten. In der Sache genügt er den wissenschaftlichen Ansprüchen, doch wäre bei einer Neuauflage noch allerhand zu bessern. Von Luther wird fälschlich behauptet, seine Bibelübersetzung beginne schon von 1517 ab zu erscheinen. Der namhafte märkische Dichter Bartolomäus Krüger fehlt im Register ganz und ist im Text nur mit seinem Drama „Vom Anfang und Ende der Welt" (1580) aufgeführt; sein Hans Clawert durfte nicht wegbleiben. In den letzten Jahrzehnten sucht man vergeblich nach dem Todesdatum namhafter Dichter wie Storm, Anzengruber, Keller usw.; derartige Angaben wären gerade für eine praktische

14) H. v. Kleist, Prinz Friedrich von Homburg, bearbeitet von Dr. Hans Rheinfelder. Walthers Erläuterungen zu den Klassikern. 31. Bändchen. Würzburg, F. X. Bucher. 72 S. M. 1,—.

15) Abriß der Geschichte der deutschen Literatur zum Gebrauche an höheren Unterrichtsanstalten und zur Selbstbelehrung hergestellt von E. M. Hamann. 7. gründlich neubearbeitete Aufl. Freiburg i. B., Herdersche Verlagshandlung. 328 S. Geb. M. 4,80.

16) Geschichte der deutschen Dichtung von Hans Röhl. 2. Aufl. Leipzig, B. G. Teubner. 330 S. Geb. M. 3,—.

17) Repetitorium der deutschen Literaturgeschichte. Ein chronologischer Grundriß von Dr. Horst Geißler. Weimar, Alexander Duncker. 201 S. M. 3,85.

Benutzung sehr nötig gewesen. Das Buch ist vor allem zur Wiederholung für Prüflinge bestimmt, doch könnte es dem Literaturfreund überhaupt eine wertvolle Hilfe zum raschen Nachschlagen werden, wenn es in der oben angedeuteten Weise sorgfältig ausgestaltet würde.

II. Lesebücher.

Vielleicht ist es nur ein Zufall, es könnte aber sehr wohl auch eine Folge der wachsenden Kriegsnöte sein: diesmal hat sich kein neues Lesebuch hier angefunden. Daß der Krieg die literarische Erzeugung im allgemeinen hemmt, spüren wir von Tag zu Tag. Bei den Lesebüchern ist eine andere Kriegswirkung auffälliger und lehrreich zu beobachten: wie der Inhalt der vorhandenen Werke unter dem Eindruck der Ereignisse sich wandelt und umgestaltet wird. Eine ganze Reihe älterer Werke liegt mir in kriegsmäßiger Neubearbeitung vor: merkwürdigerweise nur solche für höhere Schulen. Das sogenannte „Dresdener" Lesebuch für Realschulen[1]) zeigt in seiner neuen Ausgabe eine wesentlich veränderte Gestalt, wennschon Anlage und Eigenart im Grunde unverändert geblieben sind, denn es ging von Anfang an darauf aus, echtes Deutschtum mit Liebe zu pflegen und ein Spiegel deutscher Art und deutschen Wesens zu sein. Den Anweisungen der obersten sächsischen Schulbehörde folgend haben sich die Herausgeber bemüht, ihr Werk in diesem nationalen Geiste weiter auszubauen und vor allem ein Bild des großen Krieges selbst zu geben. Der letzte Zweck ist freilich nur unvollkommen erreicht worden. In jedem Bande ist eine Anzahl Lesestücke eingelegt worden; die prosaischen sind in der Regel an den Schluß des geschichtlichen Teiles gestellt, die Gedichte unter einer besonderen Überschrift „Aus dem Weltkrieg" am Ende des Buches gesammelt worden. Obgleich hier und da Minderwertiges mit unterläuft, kann man die getroffene Wahl im allgemeinen billigen. Eine Gliederung oder Zusammenfassung der Ereignisse wird jedoch nirgends versucht. Den Raum für die Erweiterungen gewannen die Herausgeber dadurch, daß sie die bisherigen Doppelbände teilten und für jede Klasse einen besonderen Band schufen. Auch Scheel-Kinzels Lesebuch[2]) trägt in seiner neuen Auflage den Kriegsereignissen Rechnung, doch ist im Text selbst gar nichts geändert, die Neuerung besteht hier einzig darin, daß die Kriegsanhänge, die anfangs als besondere Beilage ausgegeben wurden, jetzt jedem der vier Bücher am Schlusse angeheftet sind. Im Grunde sind es nur zwei Anhänge, einer für die Unter- und einer für die Mittelklassen, die beide Scheel mit Geschick zusammengestellt hat, die aber durch die Ereignisse inzwischen überholt sind, da sie nur die beiden ersten Kriegsjahre behandeln. Das alteingebürgerte bayrische Lesebuch von Zettel-Nicklas[3]) ist in jedem der drei mir vorliegenden Teile von anderer Hand erneuert worden. Hier ist die Umarbeitung recht beträchtlich. Die Rücksichtnahme auf die Kriegsliteratur war nur ein treibender Grund neben andern, in der Hauptsache handelte es sich darum, das Werk den neueren unterrichtlichen Anforderungen, hinter denen es im Laufe der Zeit recht weit zurückgeblieben war, wieder anzupassen. Die Herausgeber verfuhren dabei in der Weise, wie sie Alfred Biese als anschauliches Muster aufgestellt hat: „Ein Lesebuch gleicht einem Garten, da muß es blühen von alledem, was gut ist und wohl lautet; aber die Blumen haben ihre Zeit; sie müssen umgesetzt oder ersetzt werden; die Sträu-

1) Deutsches Lesebuch für Realschulen und verwandte höhere Lehranstalten. Herausg. von Lehrern der deutschen Sprache an Dresdner Realschulen. Neubearbeitete Auflage in 6 Teilen. Leipzig, B. G. Teubner. 1. Teil: Klasse VI. 3. Aufl. 218 S. M. 2,20. 2. Teil: Klasse V. 3. Aufl. 210 S. M. 2,20. 3. Teil: Klasse IV. 3. Aufl. 240 S. M. 2,40. 4. Teil: Klasse III. 3. Aufl. 243 S. M. 2,40. 5. Teil: Klasse II. 2. Aufl. 292 S. M. 3,—. 6. Teil: Klasse I. 2. Aufl. 366 S. M. 3,60.

2) Deutsches Lesebuch für höhere Lehranstalten. Berlin, Ernst Siegfried Mittler u. Sohn. Unterstufe von Willy Scheel. 1. Abschnitt: Sexta 6. Aufl. mit Kriegsanhang 210 S. M. 1,60. 2. Abschnitt: Quinta 4. Aufl. mit Kriegsanhang 232 S. M. 1,80. 3. Abschnitt: Quarta 4. Aufl. mit Kriegsanhang 216 S. M. 1,60. Abteilung für Tertia und Untersekunda: in einem Bande, den neuen Lehrplänen gemäß bearbeitet von Karl Kinzel. 40. Aufl. mit Kriegsanhang. 488 S. M. 4,50.

3) Zettel-Nicklas, Deutsches Lesebuch für höhere Lehranstalten. München, J. Lindauersche Universitätsbuchhandlung (Schöpping). 1. Teil. 16. Aufl. herausg. von Gustav Hofmann. 206 S. M. 2,80. 2. Teil. 14. Aufl. herausg. von Max Hergt. 231 S. M. 2,70. 3. Teil. 13. Aufl. herausg. von Joseph Menrad. 226 S. M. 2,70.

cher, die verholzen, müssen gestutzt, überall muß für Luft und Licht gesorgt werden." In diesem Sinne ist namentlich der dichterische Teil maßvoll modernisiert und hier Meistern, wie Greif, Löns, C. F. Meyer, Mörike u. ä., die bisher ganz fehlten, endlich der verdiente Platz eingeräumt worden. Doch auch in den Prosastücken ist, teilweise unter dem Einfluß der neuen bayrischen Schulordnung von 1914, an dem Bestande allerlei geändert. Die Lesestücke, die sich auf den Weltkrieg beziehen, sind sachgemäß eingeordnet und ziemlich zahlreich. Daß dabei neben dem ästhetischen Wert auch der ethische sorgsam abgewogen ist, bedarf keines besonderen Lobes.

In den Lesebüchern für die höheren Mädchenschulen, soweit sie mir diesmal in neuer Auflage vorliegen, finde ich im Gegensatze zu denen für Knabenschulen ein Eingehen auf die kriegerischen Ereignisse vermieden. Gaudigs Lesebuch[4]) weist in seinen drei Bänden für die Unterklassen überhaupt keine Veränderung des Textes auf. In diesem Werke sind bekanntlich Versdichtung und Prosa bis hinauf zu den höchsten Klassenstufen nirgends getrennt, sondern der gesamte Lesestoff ist lediglich nach sachlichen Gesichtspunkten geordnet. Wenn irgendwo, so wird man ein derartiges Verfahren auf der Unterstufe gutheißen. Die Auswahl ist gewissenhaft und bevorzugt Darstellungen aus dem Leben der Gegenwart in kindertümlicher Form. Die angezogenen Schriftsteller gehören zum größten Teile den beiden letzten Menschenaltern an. Befremdlich ist es, daß nirgends Leben und Umwelt der engeren Heimat warm und lebendig veranschaulicht wird. Herausgeber und Verfasser wirken an höheren Schulen Leipzigs und für diese Stadt ist das Lesebuch doch sicher auch in erster Linie bestimmt. Prüft man aber sachliche Gruppen wie „In der Stadt" (1. Teil) oder „Heimatliche Naturbilder" (3. Teil), so findet man Stücke von dem Schweizer Greyerz und der Hamburgerin Ilse Frapan, von Johannes Trojan, Heinrich Seidel, Hermann Löns und anderen Norddeutschen, aber selten begegnet man einem Sachsen und noch seltener einem Leipziger. Offenbar verzichteten die Herausgeber absichtlich auf die Betonung der heimatlichen Sonderart in der Hoffnung, dadurch einen größeren Benutzerkreis zu gewinnen. Die Bezeichnung „allgemeine Ausgabe" läßt darauf schließen, daß noch eine besondere Lokalausgabe daneben geplant oder vielleicht schon erschienen ist.. Von „Neuland" sind mir die fünf Bände für die oberen Klassen in neuer Auflage zugegangen.[5]) Die Änderungen sind unbedeutend. Im sechsten Teile, der allein noch Gedichte neben der Prosa enthält, kommt die neuere Dichtung seit Simon Dach ausgesucht in solchen Vertretern zu Wort, deren Wert im allgemeinen Urteil feststeht. Die Lesebücher für die drei folgenden Klassen der Oberstufe geben nur Prosa, und zwar Aufsätze belehrenden Inhalts. Im Mittelpunkt stehen Kunst und Dichtung. Wenn diese Auswahl auch an sich kritische Bedenken nicht herausfordert, so werden doch die Erlebnisse der letzten Jahre, die wachsende Teilnahme der Frau am öffentlichen und politischen Leben hier eine Umarbeitung im staatsbürgerlichen Sinne nötig machen. Der letzte Band, der als Ergänzung der drei vorausgehenden gedacht ist, führt durch das Reich der deutschen Dichtung vom Minnesang bis Dehmel. Es überrascht, daß in dieser Auslese nur zwei Frauen vertreten sind, die Droste und Ricarda Huch; die andern konnten vor dem Urteil der Herausgeber nicht bestehen. Für die einzelnen preußischen Provinzen sind von dem Werke Sonderausgaben erschienen. Die mir vorliegenden Bände gehören zur Ausgabe für Berlin und Provinz Brandenburg; dementsprechend findet sich in Teil 6—8 je ein kurzer Anhang mit Stücken aus der engeren Heimatkunde; bei Teil 9 und 10

---

4) Deutsches Lesebuch nach den Bestimmungen vom 18. August 1908 herausg. von Schulrat Prof. Dr. H. Gaudy. Allgemeine Ausgabe. Leipzig-Berlin, B. G. Teubner. 1. Teil. 2. Schuljahr. Bearbeitet von Otto Scheibner. Mit Buchschmuck von R. Berlit. 3. unveränd. Aufl. 164 S. M. 1,40. 2. Teil: 3. Schuljahr. Bearbeitet von Kurt Jolig. 3. unveränd. Aufl. 214 S. M. 3.—. 3. Teil: 4. Schuljahr. Bearbeitet von Otto Scheibner und Richard Tränkmann. 2. unveränd. Aufl. 263 S. M. 2,20.

5) Neuland, Deutsches Lesebuch für Lyzeen. Auf Grund der Bestimmungen über die Neuordnung des höheren Mädchenschulwesens usw. bearbeitet von Maria v. Bredow, Thomas Lenschau, Erich Meyer und Ferd. Jakob Schmidt. Frankfurt a. M. u. Berlin, Moritz Diesterweg. Teil 6: Klasse 4. 4. Aufl. 285 + 19 S. M. 2,40. Teil 7: Klasse 3. 3. Aufl. 280 + 23 S. M. 2,65. Teil 8: Klasse 2. 3. Aufl. 330 + 32 S. M. 2,65. Teil 9: Klasse 1. 3. Aufl. 327 S. M. 3,10. Teil 10: Klasse 3—1. 4. Aufl. 291 S. M. 2,40.

hat man darauf verzichtet. Ich vermisse ein Eingehen auf die norddeutsche Sprache im allgemeinen und auf die märkische Mundart im besonderen. Überhaupt ist die Mundart schlecht weggekommen. Im ganzen Werke fand ich nur ein einziges mundartliches Gedicht (Band VI, Groth, Min Jehann); das ist denn doch beschämend wenig.

Immer noch recht zahlreich sind die Einzelwerke, die aus dem Erlebnis der schweren Kriegszeit erwachsen, das Erlebte auch für die Schule fruchtbar machen wollen. F. Hirts „Kriegslesestücke" setzen in ihrem dritten Heft[6]) die Darstellung der wichtigsten Kriegsereignisse bis in das Jahr 1917 fort, behandeln also die Niederwerfung Rumäniens, die Schlacht am Skagerrak, die Kämpfe auf Ösel und die großen Schlachten im Westen. Die Stücke sind in vier sachliche Gruppen geordnet, von denen die letzte „Wir daheim" auch ein Bild von den sorgenden Gedanken der Heimat zeichnet. Die ganze Anlage der Hirtschen „Lesestücke" erscheint mir recht praktisch; die Ausstattung ist gut, der Preis niedrig, so daß diese Hefte ihre Aufgabe vorzüglich erfüllen. Ähnliche Ziele verfolgen zwei österreichische Schulmänner, Pollak und Streinz, mit ihrer Sammlung „Aus dem großen Kriege"[7]), in 7 Heften, die je für eine Klasse der österreichischen Mittelschulen bestimmt sind. Auch sie sind als eine Ergänzung des Lesebuchs gedacht und sollen die Kinder in das Verständnis der Kriegsvorgänge sowie der großen allgemeinen Aufgaben einführen. Die Stücke sind ziemlich ungleich in ihrer Form, Erzählungen, Gedichte, Berichte, Abhandlungen usw., und auch in ihrem Werte; die ästhetischen Anforderungen sind nicht immer sehr hoch gespannt. Doch wurde bei den Unterklassen ein volkstümlich-frischer Ton getroffen, während in den Oberklassen allmählich der denkende Ernst der Schüler, zuletzt durch Aufsätze von Wieser, Eucken, Naumann usw., mehr und mehr herausgefordert wird. Überhaupt erscheint mir die sorgsam bedachte Stufenfolge in der Darbietung lobenswert. Lediglich eigene ziemlich banale Erinnerungen tischt Hövels auf[8]), in einer superlativischen Sprache, die den dürftigen Inhalt erst recht fühlbar macht. Am interessantesten sind noch die als Nachtrag gegebenen Kriegserlebnisse feindlicher Soldaten. Wie sich die geistigen und sittlichen Kräfte unseres Volkes in diesem Kriege offenbarten, sucht Wychgram in 17 Aufsätzen namhafter zeitgenössischer Schriftsteller darzutun.[9]) Das Heft zerfällt in zwei Gruppen, einen allgemeinen Teil und einen besonderen, worin einzelne Sachgebiete, wie Kriegsblindenfürsorge, Kleingartenbestrebungen u. ä. erörtert werden. Ich halte es für kurze Vorträge in den Oberklassen geeignet. Die gewaltigen Kriegsleistungen der deutschen Frau in wirtschaftlicher und sozialer Hinsicht, die uns noch längst nicht genügend zum Bewußtsein gekommen sind, beleuchtet Porger in einer kleinen Auswahl[10]), worin die Lesestücke buntgemischt, Vers und Prosa, Erzählung und Schilderung miteinander abwechseln. Zu Worte kommen meist Frauen, doch sind auch einige Männer zugelassen. Die Stücke sind gut gewählt, und wenn das hier entrollte Bild auch nicht vollständig ist, so hinterläßt es doch einen tiefen Eindruck von dem schlichten Heldentum unserer Frauen und Mütter. Mit der Sammlung „Die heilige Wehr" stellte sich Jakubczyk die Aufgabe, eine knappe, charakteristische und von streng ästhetischen Grundsätzen geleitete Auslese aus der kriegerischen Gegenwartslyrik darzubieten.[11]) Da

---

6) F. Hirts Kriegslesestücke. Erlebnisse und Darstellungen aus den Jahren 1916 und 1917. 3. Heft. Herausg. für Lehrer und Schüler als Ergänzung der Lesebücher. Breslau, Ferdinand Hirt. 128 S. M. 0,80.

7) Aus dem großen Kriege, Erzählungen, Gedichte usw. ausgewählt von Valentin Pollak unter Mitwirkung von Franz Streinz. K. k. Schulbücherverlag, Prag. 1. Heft. 21 S. K. 0,25. — 2. Heft. 31 S. K. 0,35. — 3. Heft. 79 S. K. 0,90. — 4. Heft. 80 S. K. 0,90. — 5. Heft. 70 S. K. 1,—. — 6. Heft. 68 S. K. 1,—. — 7. Heft. 72 S. K. 1,—.

8) Kriegserinnerungen aus dem Weltkrieg. 1914/16. Von Karl Hövels. Würzburg, im Selbstverlag des Verfassers. 135 S.

9) Deutscher Krieg und deutscher Geist. Siebzehn Aufsätze zeitgenössischer Schriftsteller. Für die obersten Klassen der höheren Lehranstalten ausgewählt und mit Einleitung versehen von Jakob Wychgram. Bielefeld und Leipzig, Velhagen und Klasing. 156 S. M. 1,20. Schulausgaben Nr. 163.

10) Die deutsche Frau und der deutsche Krieg. Herausg. von E. Porger. Bielefeld und Leipzig, Velhagen und Klasing. 168 S. M. 0,80. Schulausgaben Nr. 164.

11) Die heilige Wehr. Deutsche Kriegslyrik der Gegenwart. Herausg. von Karl Jakubczyk. Freiburg, Herdersche Verlagshandlung. 96 S. M. 2,20.

der Überschwang lyrischer Produktion, der in den ersten Kriegsmonaten gleich einem Wolkenbruch uns überströmte, inzwischen eingedämmt ist, so war es dem Herausgeber möglich, eine einigermaßen erschöpfende Übersicht zustande zu bringen. Man muß ihm das Zeugnis ausstellen, daß er mit guter Kenntnis des weitverzweigten Literaturgebietes und mit kritisch geschärftem Urteil seine Aufgabe gelöst hat. Er hat sich nicht durch große Namen blenden lassen und obwohl er als katholischer Geistlicher seine Freude an dem stark vertretenen katholischen Nachwuchs hat, so ist er doch objektiv genug, auch der anderen Konfession ihr Recht zu geben. Die Anordnung, äußerlich nicht weiter angedeutet, ist sachlich: das Buch beginnt mit der Eröffnung der Feindseligkeiten und endet mit einem Ausblick auf den kommenden Frieden. Wieweit bei derartigen Auswahlen die Meinungen noch auseinandergehen, zeigt überraschend ein Vergleich des Jakubczykschen Buches mit der Sammlung von Hessel, die ganz dieselben Ziele verfolgt.[12]) Auch die Zahl der aufgenommenen Gedichte ist beidemal ziemlich die gleiche, Jakubczyk hat knapp 100, Hessel 125 aufgenommen. Aber der Bestand ist grundverschieden, ich glaube nicht, daß mehr als 20 v. H. beiden Sammlungen gemeinsam sind. Dabei hat auch Hessel eine befriedigende Arbeit geliefert. Bisweilen hätte er ohne Zweifel strenger verfahren können, manches Entbehrliche wird mitgeschleppt, einzelne Dichter wie Bröger, Flex, Presber, Vesper sind verhältnismäßig reichlich vertreten. Aber derartige Ausstellungen berühren den Wert des Buches an sich wenig. Geordnet sind die Gedichte rein äußerlich in der alphabetischen Folge der Dichternamen; im Inhaltsverzeichnis wird angegeben, für welche Klassenstufe sich jedes Gedicht eignet.

Unter den Literatursammlungen allgemeiner Art erfreut sich Lübens „Auswahl von Dichtungen und Prosastücken“, die eine Ergänzung zu Lüben-Nackes „Einführung in die deutsche Literatur“ darstellt, eines guten Rufes. Die 9. Auflage des zweiten Bandes[13]) zeigt gewisse Änderungen, die durch die oben gemeldete Neubearbeitung der „Einführung“ nötig wurden. Die Proben aus Schillers Dramen „Wallenstein“, „Braut von Messina“ und „Tell“, die doch nur eine unzureichende Vorstellung vermittelten, sind ausgeschieden und durch neue Stücke aus des Dichters Gedankenlyrik, Spruchdichtung und Prosa ersetzt worden. Auch die Goetheschen Gedichte sind vermehrt worden. Ähnlich ist bei der neuen Auflage von Wilhelm Reuters Sammlung „Perlen“ verfahren, die als Beispielsammlung zu desselben Verfassers Literaturkunde gedacht und wie diese von Lütteken neubearbeitet ist.[14]) Der Band bringt ausschließlich Gedichte. Am Anfang stehen Stücke aus dem Nibelungenlied, am Ende eine kleine Auswahl aus der Lyrik des Weltkriegs. Stärker herangezogen wurde diesmal vor allem das 19. Jahrhundert, die Romantik, Dichter wie Mörike, Storm, G. Keller, C. F. Meyer, Hebbel und Fontane; neu aufgenommen sind Holz, Dehmel, Schönaich-Carolath, Wibbelt und Rosegger. Über einzelnes zu rechten, würde zu weit führen. Das Buch ist für katholische Kreise bestimmt, darum fehlt nicht nur Luther, sondern überhaupt die protestantisch-religiöse Lyrik. Ein eigenartiges geschichtliches Lesebuch haben Enzinger und Hausmann zusammengestellt.[15]) Durch ausgesuchte Abschnitte aus modernen Prosaerzählungen suchen sie die verschiedenen Perioden deutscher Geschichte, von der Urzeit bis zum Deutsch-Französischen Krieg 1870/71, der Jugend verständlich und anschaulich zu machen. Also nicht ein Quellenlesebuch zur wissenschaftlichen Erfassung der geschichtlichen Eigenart, sondern eine dichterische Verklärung der Vergangenheit, gestaltet mit den Sprach- und Kunstmitteln des 19. Jahrhunderts, haben wir hier vor uns. Derartige Versuche sind

12) Gedichte aus der Zeit des Weltkriegs. Ein Anhang zu deutschen Lesebüchern, unter Mitwirkung von Gustav Paschen und Dr. Ludwig Voß ausgewählt von Karl Hessel. Bonn, A. Marcus und E. Webers Verlag. 100 S. M. 1,40.

13) A. Lübens Auswahl von Dichtungen und Prosastücken zur Einführung in die deutsche Literatur. Ein Lehr- und Lesebuch für höhere Lehranstalten usw. 2. Band: Die klassische Zeit. 9. Aufl., herausg. von H. Kaeker und O. Herfurth. Leipzig, Friedrich Brandstätter. 304 S. M. 2,90.

14) Perlen aus dem Schatze deutscher Dichtung. Proben zur Literaturkunde von Wilhelm Reuter, 4. verbesserte Aufl., bearbeitet von Lorenz Lütteken. Freiburg i. B., Herdersche Verlagshandlung. 318 S. M. 3,—.

15) Aus Deutschlands Vergangenheit. Geschichtsbilder in der Erzählkunst, herausg. von A. Enzinger und W. Hausmann. München u. Berlin, R. Oldenburg. 493 S. M. 5,—.

in letzter Zeit mehrfach gemacht worden, und solange man sich die Grenzen eines derartigen Verfahrens gegenwärtig hält, haben sie auch ihre Berechtigung. Die Herausgeber haben die geschichtliche Prosaerzählung, Roman und Novelle, gründlich gesichtet und einen ziemlich vielseitigen Stoff zusammengetragen. Natürlich floß für die einzelnen Zeitabschnitte der dichterische Born etwas ungleich. Es gab Perioden, die der Genius anscheinend geflissentlich gemieden hatte. Ein anderer Übelstand, der die Herausgeber hemmte, war offenbar das literarische Schutzrecht; nur so kann ich es mir erklären, daß ein Dichter wie C. F. Meyer gar nicht vertreten ist. Im allgemeinen hielten sich die Herausgeber an den guten Unterhaltungsroman und an die bessere Jugenderzählung. Unzureichend ist das Verzeichnis der Schriftsteller; wenn die Herausgeber wirklich zum Lesen der angezogenen Dichtungen anregen wollten, so müßten sie etwas mehr bieten als nur ein trockenes Namenregister. Ein ostpreußisches Heimatbuch versuchte Swillus zu schaffen[16]), in zwei Teilen, die, unter sich ungleich, die Merkmale ihrer Entstehungszeit zur Schau tragen. Der erste Teil schildert Ostpreußens Schicksale im Weltkrieg, die Leiden und Kämpfe der unglücklichen Provinz, die den Anteil des ganzen Vaterlandes erregt haben. Der Stoff ist ziemlich sorglos zusammengerafft, wie er sich gerade darbot, in Darstellung und Gehalt öfter minderwertig. Etwas besser ausgefallen ist der zweite Teil, der in Märchen, Sagen und Geschichtsbildern die Eigenart der Provinz herausstellt. Doch nimmt hier der Anhang, eine geographisch-statistische Übersicht, die aufs Haar einem erdkundlichen Wiederholungsbuch für Sexta gleicht, einen übermäßig großen Raum, mehr als ein Drittel des Ganzen, ein. Das Buch soll zu verschiedenen Zwecken dienen, darum konnte nichts Rechtes daraus werden. Wertvoll und technisch ausgezeichnet sind die Abbildungen. Litauische und masurische Lieder sind in Übersetzung aufgenommen, dagegen fehlt merkwürdigerweise gänzlich die ostpreußische Mundart. Und doch ist Ostpreußen gar nicht arm an Dialektdichtern, reicher als selbst eine Sammlung wie Dähnhardts „Heimatklänge aus deutschen Gauen" vermuten läßt.[17]) Bei einer Neuauflage dieses Buches sollte der ganze Osten etwas stärker herangezogen werden. Dähnhardt, der ja leider zu früh als ein Opfer dieses Krieges dahingegangen ist, hat nur vom 1. Bande noch eine zweite Auflage erlebt. Trotzdem im letzten Jahrzehnt die Beschäftigung mit unseren Mundarten zweifellos an Breite und Tiefe gewonnen hat, beschränkt sich im einzelnen Falle das Interesse doch zumeist auf eine bestimmte Mundart, und das Bedürfnis nach einer Überschau über die gesamte mundartliche Dichtung ist offenbar nicht groß. Nur so wird die mangelnde Teilnahme weiterer Kreise an diesem frischen Buche erklärlich, das uns mit sicherer Hand durch ein ausgedehntes, wildwachsendes und noch wenig gelichtetes Heideland im Reich der deutschen Dichtung führt. Einem lange vernachlässigten Gebiet, der deutschen Arbeit im Auslande, ist das Lesebuch gewidmet, das Holdegel und Jentzsch verfaßt haben.[18]) Es soll uns Deutsche im Reich darüber aufklären, was unsere ausgewanderten Brüder in der Fremde geleistet haben. Dieser Gedanke ist schön, und wenn in der Ausführung der erste Wurf auch nicht voll befriedigt, so bleibt er doch als Tat lobenswert. Der vorliegende erste Band behandelt Österreich-Ungarn und den nahen Osten. Er ist etwas schmächtig ausgefallen. Die Herausgeber wählten nur solche Stücke, die ernste wissenschaftliche Belehrung mit anschaulicher volkstümlicher Darstellung vereinigen, und daran war kein Überfluß. Vollständigkeit wurde nicht erstrebt, immerhin erhält der Leser ein klares und leidlich abgerundetes Bild von den Verhältnissen, von Einwanderung, Ausbreitung und gegenwärtiger Lage unserer Volksgenossen. Natürlich bleibt noch allerhand nachzuholen.

16) Unser Ostpreußen. Ein Heimatbuch für Schule und Haus. Herausg. von F. Swillus. Berlin u. Leipzig, Julius Klinkhardt. 1. Teil: Bilder aus dem Weltkrieg. Mit 45 Abbildungen. 151 S. M. 1,60. 2. Teil: Bilder aus der Heimatkunde. Mit 50 Abbildungen. 184 S. M. 2,—.

17) Heimatklänge aus deutschen Gauen, ausgewählt von Oskar Dähnhardt. Mit Buchschmuck von Robert Engels. Leipzig u. Berlin, B. G. Teubner. I. Aus Marsch und Heide. 2. Aufl. 176 S. M. 2,—. II. Aus Rebenflur und Waldesgrund. 185 S. M. 2,—. III. Aus Hochland und Schneegebirg. 186 S. M. 2,—.

18) Deutsches Schaffen und Ringen im Ausland. Ein Quellenlesebuch für Jugend und Volk, für Schule und Haus. Unter Mitwirkung des Vereins für das Deutschtum im Ausland herausg. von Georg Holdegel und Walther Jentzsch. I. Band: Österreich-Ungarn, Balkan, Orient. Leipzig, Julius Klinkhardt. 152 S.

Möge das Buch die verdiente Aufnahme finden! Nach der unheilvollen Wendung dieses Krieges haben wir mehr als je die Pflicht, alle Kräfte unseres Volkes zu sammeln und innige Beziehungen auch mit weitentfernten Volksgenossen zu pflegen. Dazu kann dies Lesebuch vor anderen beitragen, wenn es geschickt weiter ausgebaut wird. Ein zweiter Band soll das Deutschtum im übrigen Europa und über See schildern. Vor allem möchte ich raten, das Ganze breiter anzulegen und den etwas kummervollen Ton zu vermeiden, der öfter durchklingt. Mit Klagen und Anklagen wird hier nichts geschafft, sondern nur mit frischer freudiger Tat! Vor allem aber müssen die Abbildungen und Kartenskizzen viel besser werden. Wenn ich den Leser in eine unbekannte Welt führe, bin ich ihm eine anschauliche Hilfe durch Bild und Karte schuldig, das Wort allein vermag es nicht zu leisten. Es sind an sich zu wenig Abbildungen, und von den wenigen ist über die Hälfte schlecht, undeutlich, eines derartigen Volksbuches unwürdig. Ausgewählte Übersetzungen aus dem Griechischen hat Steuding neu zusammengestellt[19]) in einem Bande, der zunächst als Sonderbeigabe seines Lesebuchs für Gymnasien gedacht ist, aber darüber hinaus Beachtung verdient. Steuding geht von der alten Beschwerde aus, daß ein großer und wertvoller Teil der griechischen Literatur auf dem Gymnasium nicht in der Ursprache gelesen werden kann, weil es an Zeit dazu fehlt. Dem soll das Lesebuch abhelfen, indem es diese inhaltlich wertvollen Stücke dem Schüler in deutscher Übersetzung darbietet. Gegen diese Entlastung des griechischen Unterrichts habe ich nur ein Bedenken: wer soll die Zeit für diese Lektüre aufbringen? Der deutsche Unterricht? Das muß ich als Steudings Meinung annehmen, da er den Stoff auf drei Stufen, Unter-, Mittel- und Oberklassen, verteilt. Ich halte es aber für ganz ausgeschlossen, daß der deutsche Unterricht dazu imstande ist, denn er hat bei einer Überfülle von Aufgaben eine so kärglich bemessene Stundenzahl, zumal auf dem Gymnasium, daß der Unterricht in diesem Sache heute schon eine Sisyphusarbeit darstellt. Die Einteilung nach Klassenstufen erscheint mir überhaupt nicht glücklich. Was soll man mit der Vossischen Übersetzung der Odyssee in den Unterklassen anfangen? Das ist eine Verfrühung, die auch der Märchencharakter der ausgewählten Abenteuer kaum rechtfertigt. Wenn der griechische Unterricht die nötige Zeit zur Benutzung des Buches erübrigt, so kann es dem Gymnasiasten viel nützen. Sonst möchte ich es den Oberklassen der Realanstalten zur Benutzung empfehlen, denn die Auswahl ist gewissenhaft durchdacht, in den Oberklassen auch auf die philosophische Prosa ausgedehnt, und in der Übersetzung, die sich meist an ältere Arbeiten anlehnt, gut durchgefeilt. Was über die Verwendung dieses Buches gesagt wurde, gilt auch von Geibels „Klassischem Liederbuch", das in seiner Schulausgabe[20]) ähnliche Ziele verfolgt wie Steudings Buch und anderseits ein willkommenes Gegenstück dazu bildet, da hier nur der kleinere Teil der griechischen Dichtung gewidmet ist, während der weitaus größere, drei Viertel, auf die römische Literatur entfällt. Das geschmackvoll ausgestattete Bändchen ist mit einer doppelten Einleitung, über die Entstehung des Liederbuchs und über die antike Lyrik, versehen. Zahlreiche Fußnoten und ein metrischer Anhang erleichtern die Benutzung.

Zum Schluß noch ein paar Schulausgaben, die nur einem einzigen Dichter das Wort verstatten. Aus der Dichtung Walthers von der Vogelweide hat Watenphul eine knappe, aber zureichende Auswahl besorgt.[21]) In der kurzen sachlichen Einleitung folgt er den Forschungen Burdachs. Die Anmerkungen am Schlusse wollen vor allem die sprachlichen Schwierigkeiten überwinden helfen und enthalten das Herkömmliche. Die Plejaden des Grafen Schack[22]) hat Weber mit ziemlich ausführlichen Erläuterungen versehen, die aber ganz in der alten

19) Edelsteine griechischen Schrifttums ausgewählt und mit Benutzung älterer Übersetzungen in das Deutsche übertragen von Hermann Steuding. Leipzig, O. R. Reisland. 283 S.

20) Klassisches Liederbuch. Griechen und Römer in deutscher Nachbildung von Emanuel Geibel. Schulausgabe mit Einleitung und Anmerkungen herausg. von Heinrich Schmidt. Stuttgart u. Berlin, J. G. Cotta. 222 S. M. 1,50.

21) Walther von der Vogelweide. Ausgewählte Dichtungen, herausg. von Heinrich Watenphul. Bielefeld u. Leipzig, Velhagen u. Klasing. 85 S. Deutsche Schulausgaben Nr. 155.

22) Die Plejaden. Ein Epos in zehn Gesängen von Adolf Friedrich Grafen von Schack. Für den Schulgebrauch und das Privatstudium mit Kommentar und Erläuterungen versehen von H. Weber. München, Franz Jos. Völler. 128 S. M. 1,40.

Schulüberlieferung steckenbleiben und, abgesehen von der Gliederung, im Grunde entbehrlich sind. Überhaupt ist dies Epigonenwerk doch so schwach, daß ich mir keinen rechten Nutzen von seiner Behandlung im Unterricht verspreche. Eine geschickte Auswahl aus Fontanes Wanderungen durch die Mark Brandenburg bringt Berdrow.[23]) Er hat drei Gruppen gebildet: Aus der Umgebung des Großen Kurfürsten; Der junge und der alte Fritz; Künstler und Staatsmänner aus der Jugendzeit Wilhelms I. Die stilistische Kunst, mit der der liebenswürdige märkische Plauderer diese für unsere neuere Geschichte so gewichtigen Persönlichkeiten uns aufschließt, sichert dem kleinen Buch Teilnahme weit über die Mark Brandenburg hinaus.

Neuordnung des Unterrichts in Sachsen.

Mit dem Schuljahre 1919/20 soll nach einer Verordnung vom 11. 2. 19 eine bereits Mitte vorigen Jahres vorbereitete Neuordnung des Stoffes für alle 9 klassigen Schulen versuchsweise eingeführt werden, um einigen wirklichen Notständen abzuhelfen und Erfahrungen für die künftige, endgültige Gestaltung zu sammeln.

Diese Neuordnung, im wesentlichen eine Arbeit des Geh. Schulrates Dr. Giesing, verdient den aufrichtigen Dank aller Freunde des deutschen Unterrichts. Denn sie bringt diesem die notwendige starke Erweiterung. Am Gymnasium wird auf jeder Klassenstufe eine Stunde zugelegt (5 4 4 3 3 3 4 4 4), so daß wir von 25 auf 34 Wochenstunden kommen, ebenso steigt die Stundenzahl beim Realgymnasium von 29 auf 34 Stunden; auch beim Reformgymnasium findet sich eine Verstärkung um 5 Stunden auf 39 (6 6 6 3 3 3 4 4 4). Die Oberrealschule zeigt 40 Stunden (statt 41) (hier ist in Sexta eine Stunde Geschichtserzählungen der Geschichte zugeschlagen, also am tatsächlichen Bestande nichts geändert). Wertvoll ist, daß auch die anderen deutschkundlichen Fächer erhöht sind: Geschichte von 18 (Rg. 17) auf 23, in der O. R. von 19 auf 21, Erdkunde im G. von 7 auf 14, im Rg. von 13 auf 18, in der O. R. von 15 auf 18, am Reformgymnasium Geschichte und Erdkunde zusammen um 6, am Reformrealgymnasium um 9 Stunden.

Und endlich bedeutet es einen großen Vorteil, daß nun auch auf dem Gymnasium das Freihandzeichnen 12 Stunden (bis U II) erhält statt der bisherigen 4 und daß es von O II bis O I mit je 2 Stunden wahlfrei weitergeführt wird, sowie daß die Leistungen in den Künsten und Fertigkeiten höher bewertet werden.

Ebenso erfreulich wie diese Erweiterung ist ihre Begründung. Für die Unterstufe soll der Zuwachs an Stundenzahl in Deutsch einer eingehenden Bearbeitung und häufigen Wiederholung des grammatischen Stoffes dienen, auch zur sicheren Erkenntnis der grammatisch-logischen Begriffe. Diese Belehrung ist auf der Mittelstufe zu vervollständigen. Die O II soll im wesentlichen dem Mittelhochdeutschen gelten, wobei sprachliche Form wie der Gehalt der wichtigsten Schriftwerke gleichermaßen von Bedeutung sind. In den Primen ist neben den bisherigen Aufgaben dieser Einblick in die geschichtliche Entwicklung unserer Sprache nach Möglichkeit zu vertiefen, dazu das Allernötigste aus Logik und Psychologie zu geben (letzteres ist ernster als bisher zu berücksichtigen). Zugleich soll aber der Lehrer ein Wegweiser sein durch die Literatur der neuesten Zeit!

Zur Erweiterung der häuslichen Lektüre, besonders auch auf dem Gebiete der allgemeinverständlichen Literatur in Kunst und Wissenschaft, sollen unterrichtsfreie Studientage helfen. Es werden nämlich 20 unterrichtsfreie Tage eingeführt, 10 für Wanderungen (die zunächst beim Mangel von Nahrungsmitteln und Kleidung nicht über 3 Stunden ausgedehnt werden dürfen, wodurch die Nachmittage auch für die Privatlektüre frei werden), 10 aber als Studientage, die in den Sekunden der fremdsprachlichen Privatlektüre, in den Primen aber „vornehmlich zur Erweiterung der Privatlektüre in der Literatur der Muttersprache" dienen sollen. Die Auswahl der für diese Lektüre bestimmten Werke ist dem Lehrer zu überlassen, der aber berechtigte Wünsche gern beachten wird. Zu wählen sind schöne Literatur aller Zeiten, aber auch wissenschaftliche Werke; dabei sind besonders zu berück-

23) Märker von Theodor Fontane. Eine Auswahl biographisch-historischer Darstellungen aus den „Wanderungen durch die Mark Brandenburg", herausg. von Hermann Berdrow. Stuttgart u. Berlin, J. G. Cotta. 209 S. M. 1,—.

sichtigen die Teile des Schrifttums, die im Unterricht wenig zur Geltung kommen, vornehmlich kunst- und musikgeschichtliche Werke. Von dem Gelesenen ist das Beste auch für den Klassenunterricht fruchtbar zu machen.

Zeigt sich schon hierin der Wunsch, der freieren geistigen Betätigung Raum zu schaffen, so wird er noch deutlicher dadurch, daß für die Primen aller Gymnasien und Realgymnasien nunmehr die Bewegungsfreiheit (Gabelung in sprachlich-geschichtliche und mathematisch-naturwissenschaftliche Abteilungen) verbindlich eingeführt wird. Zeit und Kraft, die dadurch gewonnen werden, sollen wiederum den deutschkundlichen Fächern zugute kommen.

Für diese alle aber wie für das Freihandzeichnen gilt der letzte erfreuliche Hinweis aus der Begründung für die Erweiterung des Deutschunterrichts: für alle Klassen ist das Deutsch-Volkstümliche (in Sprache und Schrifttum) mehr zu betonen. Wenn man auch nicht einen wohlgeordneten Lehrstoff aus der Volkskunde zusammenstellen wird, so ist doch, sooft sich Gelegenheit bietet, liebevoll auf das Volkstümliche einzugehen.

So ist dieser Plan (der daneben noch die körperliche Ausbildung verstärkt) ein großer Fortschritt, er macht ernst damit, daß das Deutsche im Mittelpunkt des Unterrichts stehen soll, er hilft Stiefkindern des deutschen Unterrichts (Mittelhochdeutsch, Sprachgeschichte, neueste Literatur) zu ihrem Recht, er betont das Volkstümliche und öffnet freierem Schaffen und größerer Selbtätigkeit die Tore. Nun gilt es für uns und unsere Jugend, von der neuen Möglichkeit reichsten Gebrauch zu machen. W. H.

Mitteilungen und kleine Anzeigen.

Das Nibelungenlied. Übersetzung von Simrock mit gegenübergestelltem Urtext. Herausg. von Prof. Walter Freye. Deutsches Verlagshaus Bong u. Co. Zugrundegelegt ist Bartschs Ausgabe und Simrocks verbesserte Ausgabe von 1874; an einzelnen Stellen mußte die Übersetzung dem Text angeglichen oder Fehlerhaftes verbessert werden. Die Einleitung stellt die nordische Fassung dar mit einer kurzen Kritik und verfolgt dann das Seyfriedslied und die Thidrekssaga; dann behandelt sie die geschichtlichen Grundlagen und die Siegfriedmärchen auf Grund von Panzers umwälzenden Studien und geht nun zum Nibelungenlied selbst über: alle Ansichten über den Ursprung werden kritisch beleuchtet, die Überlieferung behandelt und die Gesamtbedeutung klargestellt. Da überall die letzten Forschungen verwertet sind, ist diese Einleitung gerade für uns Schulleute sehr wichtig. Die Anmerkungen geben die notwendigsten sprachlichen Einzelerklärungen und das Wichtigste über Zusammenhang und kulturelle Bedeutung der einzelnen Abenteuer. Voraus gehen kurze Übersichten über Sprachliches und Metrisches. Diese Ausgabe ist wertvoll für Lehrer wie Schüler; wir hoffen, daß die kommende Erweiterung des deutschen Unterrichts sie in recht viele Hände bringt.

Eine eigenartige Folge von Beobachtungsaufsätzen stellt Cornel Schmitts Erlebte Naturgeschichte dar (Schüler als Tierbeobachter). (Leipzig, B. G. Teubner. Geb. M. 4,—.) Sie sind für den Psychologen sehr reizvoll und zeigen, welche Bereicherung der Deutschunterricht durch den biologischen Unterricht haben kann.

Walter Holtz, Pflanzerleben in Deutsch-Ostafrika. (Berlin, Karl Siegismund. M. 1,75.) Gegenüber den anschaulichen Erzählungen aus den Kolonien, die in reicher Zahl für Unter- und Mittelklassen zur Verfügung stehen, gibt dies Buch eine sachliche, fast nüchterne, aber gerade darum wirksame Darstellung der Verhältnisse in unserer aussichtsreichsten Kolonie. Es sollte den Schülern unserer Oberklassen in die Hand gegeben werden, um ihnen von der Kolonialarbeit und ihren Aussichten zu erzählen.

Seid der Väter wert! Ein deutsch-christliches Jahrbuch. Herausg. von Werner Eckart und Gustav Schlipköter. 4. Jahrg. Stuttgart 1919, Steinkopf. Geb. M. 4,30. Bekanntes und Neues ist hier gemischt, viel Gutes und auch weniger Gelungenes (z. B. der Besuch bei Rosegger), Ernsthaftes und Heiteres, wie es sich für ein Jahrbuch gehört. Im allgemeinen darf man sagen, daß das Buch sich auf einer schönen Höhe bewegt und unserer Jugend wertvolle Anregung bietet. Freunden unserer Zeitschrift wird es Freude machen, Fritz Gräntz' schönen Aufsatz über die Landschaft in der schwäbischen Dichtung hier wiederzufinden und so auch in die Hand der Jugend legen zu können.

Für die Leitung verantwortlich: Dr. Walther Hofstaetter, Dresden 21, Elbstr. 1.

Thomas Mann als Lehrer des Stils.[1]

Von **Ewald Geißler** in Erlangen.

Wir wollen schreiben lernen. Wir sind es überdrüssig, unsere Worte loslaufen zu lassen wie ins Ungefähr, sie zusammenzukehren zu irgendeinem Haufen, wir suchen Form, suchen Laute, die Gestalt geben, Sätze, die ein Gesicht haben. Wir greifen zuerst nach einem der Lehrbücher. Wir lernen dort viel, lernen alles Handwerk, lernen Regeln und Griffe, die unschätzbar sind,

1) Das Vorstehende war abgeschlossen und abgeschickt, als im vergangenen Herbst Thomas Manns „Betrachtungen eines Unpolitischen" erschienen — eine unerhört reiche Quelle der Erkenntnis über Politik, Deutschtum, Künstlerschaft und nicht zuletzt über des Dichters eigenen Stil. Daß mein Aufsatz sie nicht berücksichtigt, bringt ihn — mit Schmerz sehe ich es jetzt, wo er gedruckt wird — um manche vertiefte Einsicht, manche bestimmtere, belegreichere Formulierung. Zumal Manns Stilgegensatz zu vielen Zügen des sogenannten Expressionismus, dessen Werke mir in der Kulturferne von vier Kriegsjahren nur sehr unvollkommen bekannt wurden, ging mir erst jetzt in aller Grundsätzlichkeit auf — zu jenen Neuesten, die in der deutschen Prosa „ruhige Bildung" zurückdrängen, indem sie „aus Furcht vorm Artistischen mit dem Besen schreiben, puritanisch-asketisch, in gehackten Sätzen, um die 'Tugend' zu versinnlichen." Verwandt damit ist der Gegensatz zu dem, was Mann das „Literatentum" nennt, dies europäische Zivilisations- (nicht Kultur-) Gebilde, an dem er sich durch Wesen und Werk mitschuldig fühlt, und das er doch in einer besonderen Prägung vertritt, in einer deutschen Abwandlung: als „Mischung von Artistik und — Bürgerlichkeit." „Es ist mir zu tun um die Wiederherstellung des Begriffs 'Bürger' in seiner Reinheit und Würde, nachdem er von einem Literatentum, das in übersetzter Begriffswelt lebt und webt, aufs schmählichste verderbt worden." 'Bürger' ist zur „mechanisch-literarischen Übersetzung des französischen bourgeois" herabgesunken, als „des großen Amusischen, Engherzigen und auf Nützlichkeit Bedachten" — wofür man besser, mit der deutschen Romantik, 'Philister' sagen sollte. „Bürger und Philister ist ein Gegensatz." Der Philister ist unromantisch, „zur deutschen Bürgerlichkeit aber gehört ein romantisches Element", ein „überpolitisches", gehört „Humanität". „Ein Artistentum ist dadurch bürgerlich, daß es die ethischen Charakteristika der bürgerlichen Lebensform: Ordnung, Folge, Ruhe, Fleiß auf die Kunstübung überträgt." Daß Thomas Mann früher, im 'Tonio Kröger', „dem Werk vor dem Leben den Vorrang gab", wird ihm nun „romantische Jünglingstäuschung". Jetzt gilt ihm das Werk „nicht als Sinn und Zweck einer asketischen Verneinung des Lebens", sondern vielmehr als „ein Mittel, mein Leben ethisch zu erfüllen". So sei es ihm nie um sogenannte 'Schönheit' zu tun gewesen. „Schönheit war mir immer etwas für Italiener und Katzelmacher des Geistes — nichts Deutsches im Grunde und namentlich nicht Sache und Geschmack einer künstlerischen deutschen Bürgerlichkeit. In dieser Sphäre überwiegt das Ethische über das Ästhetische, oder richtiger: eine Vermischung und Gleichsetzung dieser Begriffe hat statt, welche das Häßliche ehrt, liebt und pflegt ... Schönseligkeit ist die undeutscheste Sache von der Welt und die unbürgerlichste zugleich."

Auf solchen Grundlagen erwächst für Thomas Manns Prosa das „altdeutsch-kunstmeisterliche Element", das „Treublickend-Geduldige", das Tüchtig-Gediegene, Handwerksfromme und Sinnig-Arbeitsame, die „Würde und Demut" des „National-Meisterlichen", nürnbergisch, wie er das Porträt des deutschen Künstlers, mit der Liebe des Selbstporträts, zeichnet. Und dabei ist er dennoch und gleichzeitig (dies macht seine unvergleichliche Mischung) — europäisch! „Es ist kein Verdienst, wenn es kein Tadel ist, daß intim und exklusiv Deutsches mir niemals genügen wollte, daß ich nicht viel damit anzufangen wußte. Mein Blut bedurfte

sobald wir zurückblicken auf die Unkenntnis und Waffenlosigkeit unseres Anfangs. Aber es kommt ein Tag, wo wir entdecken, daß es nichts ist. Es ist der Tag, wo wir zum ersten Male die Kunst sehen. Wenn wir die letzte Seite jener Lehrbücher umgeschlagen haben, da tut sie sich auf, die Kunst des Stils. Wo jene aufhören, da hebt sie an. Denn sie kann ja nirgends anheben als bei den Künstlern selber.

Künstler als Lehrer, sie haben freilich keine Pädagogik und keine Methode. Sie lehren stumm. Sie bilden dir einfach ein Beispiel hin und schauen nicht zurück, ob du die Kraft hast, es nachzubilden. Und wer nicht umzugehen weiß mit so gefährlichen Führern, holt sich wohl mehr Hoffnungslosigkeit als Förderung. Manche jedoch, in freundlicher Stunde, lassen sich auch herab und sprechen. Ein Wort über das, was sie tun, was sie davon wissen und nicht wissen, über das Geheimnis der Form: wie sie sich bildet, nein, wie sie gefeilt wird in Arbeit und Mühe. Solch ein Wort dann, gehalten an die Gesamtheit ihres Werkes, wiegt schwerer als die Folianten der Schule. So Goethe, so Hebbel, so Schopenhauer und Nietzsche. So, aus der Gegenwart, Thomas Mann.

Thomas Mann selbst reizt uns, ihn so zu betrachten. Er hat ein Künstlerbuch geschrieben, einen Spiegel des Künstlertums in seiner Süße und in seinem Abgrund, den „Tod in Venedig". Und von dem Dichter, durch dessen dämonischen Untergang uns diese Novelle erschüttert, heißt es an zwei wohlerwogenen Stellen, daß an seinem Stil „die Knaben sich zu bilden angehalten wurden", denn „die Unterrichtsbehörde übernahm ausgewählte Seiten von ihm in die vorgeschriebenen Schullesebücher". Diesen Zug hat Thomas Mann einer Gestalt eingefügt, in die er so viel von seinem eigenen Bilde hineinzeichnete, daß sie, obwohl völlig in sich gerundet, dennoch den persönlichsten Reiz durch den ständigen Hinblick auf ihren Urheber empfängt! Wie also sollten wir nicht aufhorchen! Es sind Bekenntnisworte. Sie zeigen in liebenswürdiger und zugleich stolzer Art, wessen der Dichter seinen eigenen Stil für würdig hält, mehr, wessen er ihn für fähig hält.[1])

europäischer Reize. Künstlerisch, literarisch beginnt meine Liebe zum Deutschen genau dort, wo es europäisch möglich und gültig, europäischer Wirkungen fähig, jedem Europäer zugänglich wird."

Wenn sich mein Aufsatz darauf beschränkt, solche Ausblicke nur in einer nachträglichen Anmerkung anzudeuten (nicht zuletzt aus der leidigen Unmöglichkeit, an Umfang weiter anzuschwellen), so hat er einerseits das Bewußtsein, sich trotz allem auch jetzt noch im Ganzen als richtig bestätigt zu sehen. Anderseits aber bittet er, daß jeder, dem er etwas sagt, die 'Betrachtungen eines Unpolitischen' lese und mehr als lese: studiere und nachlebe. Ihr Inhalt wird vielen Offenbarung, Trost und beglückende Selbstbestätigung geben, für alle aber sind sie stilistisch — in bekenntnishaftem Lehren wie in eigener Formung — eins der bedeutendsten und, ich zweifle nicht, folgenreichsten Bücher, die seit langem in deutscher Sprache geschrieben wurden.

1) In den „Betrachtungen eines Unpolitischen" erklärt es Thomas Mann zwar für ein „Mißverständnis", daß „die 'hieratische Atmosphäre', der 'Meisterstil' dieser Erzählung ein

Fähig, Lehrlinge zu bilden in der Kunst des Stils. Wohl sind es oft die Lehrlinge selbst, die dergleichen abweisen. Kunst des Stils, meinen sie, sei wie jede andere eine 'Gabe', und wer die Gabe nicht habe, der 'könne' eben nicht. Ihnen, diesen Vielen, erwidert der Geist Schillers, den die Skizze „Schwere Stunde" mit seherischer Kraft aufruft: „Das Talent, meine Herren und Damen dort unten weithin im Parterre, das Talent ist nicht ohne weiteres ein Können. In der Wurzel ist es Bedürfnis, ein kritisches Wissen um das Ideal, eine Ungenügsamkeit, die sich ihr Können nicht ohne Qual erst schafft und steigert." Darum, die ihr das Talent verehrt, so demütig und zugleich so — bequem, hättet ihr nur das Bedürfnis! Vielleicht bräche dann auch das Können hervor! Vielleicht würde jeder können, wenn er nur können müßte. Solch Müssen über sich aufzurichten, den Zwang eines Ideals zu spüren, das aus allem Bisherigen als einem tiefen Ungenügen hinaustreibt, hinauftreibt zu sich selbst, das wäre danach die erste Forderung.

1.

Wie aber heißt das Bedürfnis, das aus Gerede Prosa und aus Handwerk eine Kunst macht? Die Schillerstudie antwortet aus dem Geiste Schillers (von ihm selbst in Worte gefaßt in den bekannten Briefstellen an Goethe und Körner) und zugleich aus Thomas Manns eigenster Erfahrung: dies Ideal heißt Musik. Musik, noch nicht Geige und Gesang, sondern zunächst einfach jener Urtrieb der Kunst nach Ordnung, nach Gefüge und Gesetz für das Chaos der Welt. „Wunder der Sehnsucht", heißt es, „waren seine Werke, der Sehnsucht nach Form, Gestalt, Begrenzung, Körperlichkeit." So auch die Wirrnis der Laute, sie soll sich zum Gebilde gliedern — wie anders können wir dies Gebilde nennen als Musik? Gleichwohl an sich, um dies Gebiet eigener Art zu umschreiben, sind ebensowohl Gleichnisse aus dem Gesichtssinn möglich, wie denn Thomas Mann einmal von einem Stück vollendeter Arbeit spricht als von dem, „was schon da stand, schon fertig gefügt und geschmiedet war, schon (und erst jetzt greift er ins Hörgebiet hinüber) lebte und klang." Ein andermal spricht er von der „ordnenden Kraft". Wie wenig die Gabe hierfür mit Musik im eigentlichen Verstande zusammenzufallen braucht, bezeugt Goethe, der Urquell der Lieder, dessen umfassender Geist gleichwohl vor Beethoven und Schubert versagte. Anderseits ist es freilich kein Zufall, daß sich in Thomas Manns Novellen die feinsten Anmerkungen über musikalische Vorwürfe finden, und daß Schiller beim Anhören von Klavierspiel in heftige Erregung, in Schaffenserregung geriet. Es ist geradezu die Probe auf das künstlerische Verständnis, ob man seine Worte, ja seine Bilder, seine Gedanken, all seinen Stoff sogar zu fassen weiß als nichts denn ersehnte „Möglichkeit

persönlicher Anspruch sei, etwas, womit ich mich zu umgeben und auszudrücken nun lächerlicherweise ambitionierte", aber der „autobiographische Hang", von dem er gleichzeitig redet, ist doch auch hier unverkennbar.

des Ergusses" für den „rhythmischen Drang". „War nicht als Musik, als reines Urbild des Seins, ein Gedicht in seiner Seele geboren, lange bevor es sich Gleichnis und Kleid aus der Welt der Erscheinungen lieh? Geschichte, Weltweisheit, Leidenschaft: Mittel und Vorwände, nicht mehr, für etwas, was wenig mit ihnen zu schaffen, was seine Heimat in orphischen Tiefen hatte. Worte, Begriffe: Tasten nur, die sein Künstlertum schlug, um ein verborgenes Saitenspiel klingen zu machen ... Wußte man das? Sie priesen ihn sehr, die guten Leute, für die Kraft der Gesinnung, mit welcher er die oder jene Taste schlug." „Und aus seiner Seele, aus Musik und Idee, rangen sich neue Werke hervor, klingende und schimmernde Gebilde, die in heiliger Form die unendliche Heimat wunderbar ahnen ließen, wie in der Muschel das Meer saust, dem sie entfischt ist."

Also eine Melodie muß heimlich tönen, wenn die Feder ansetzt zum Schreiben, und dann gießen sich die Worte hinein wie in eine vorbestimmte Form. So werden sie Klang. Freilich, eigentlich lernen läßt sich diese Melodie nicht, sie kommt nur aus eigener Seele. Wohl aber ist sie zu wecken, denn oft, wo sie mangelt, schläft sie nur, eine unberührte Möglichkeit, die des Anstoßes wartet. Solch ein Helfer zu uns selbst sei uns der Künstler: indem er das Geschreibe, darin wir gedankenlos schwammen, widerlich macht, und gegen unser Geklapper mit seiner Flöte anhebt: nun höre zu. Und wir lernen scheiden, was klingt und was raschelt. Sein letztes Geheimnis zwar werden wir nicht entwenden. Aber was wir suchen, ist auch nicht jene Stilkunst, die Dichterwerte vermittelt, es ist die Nutzkunst für unsern Alltag, die angewandte, die den Zwecken dient, nämlich jeglicher Mitteilung.

Auch hier freilich: wer ein Eigener ist, der redet mit eigener Melodie, und es ist die Gefahr der Schwachen, daß sie hängen bleiben im Banne der Meister. Wer aber stark genug ist, sich nicht überwältigen zu lassen, dem können die Meister helfen, mit ihren Melodien, die ihm im Ohr liegen und die seine herauflocken, indem er etwa vorm Schreiben einige Seiten Lessing oder Luther oder — Thomas Mann liest. Ja, da sie nichts ist als der in allen Künsten gleiche Urdrang nach Gestalt, so kann er sie auch formen nach Eindrücken aus anderen Gebieten: einer Sonate, einem Bauwerk, einem Bild. Eine Prosa kann Mozartisch, kann gotisch, kann Boecklinisch sein. Es ist das gemeinsame Stilprinzip aller Kunst, und allenthalben muß man es zu erfühlen suchen in Schulung und Zucht. Sogar nach einer Naturschönheit kann man sie meistern, wie Aschenbach im 'Tod in Venedig' nach dem Körper eines schönen Knaben. „Fast gleichgültig der Anlaß. Der Gegenstand war ihm geläufig, war ihm ein Erlebnis; sein Gelüst, ihn im Licht seines Wortes erglänzen zu lassen, auf einmal unwiderstehlich. Und zwar ging sein Verlangen dahin, in Tadzios Gegenwart zu arbeiten, beim Schreiben den Wuchs des Knaben zum Muster zu nehmen, seinen Stil den Linien dieses Körpers folgen zu lassen, der ihm göttlich schien,

und seine Schönheit ins Geistige zu tragen, wie der Adler einst den troischen Hirten zum Äther trug. Nie hatte er die Lust des Wortes süßer empfunden, nie so gewußt, daß Eros im Worte sei, wie während der gefährlich-köstlichen Stunden, in denen er ... im Angesicht des Idols und die Musik seiner Stimme im Ohr, nach Tadzios Schönheit seine kleine Abhandlung — jene anderthalb Seiten erlesener Prosa formte, deren Lauterkeit, Adel und schwingende Gefühlsspannung binnen kurzem die Bewunderung vieler erregen sollte."

Daß er einen Klang habe, bleibt somit das Entscheidende in allem, was ein Stilmeister zu geben hat. Das macht ihn zum Wecker von Ohr und Gewissen. Wie dieser Klang ist, kommt erst als zweite Frage. Auch ist es, dies Unlernbare, zugleich unbeschreibbar. Nur leben läßt es sich, und dann Andeutungen machen über die Farbe des Erlebens.

Prosamusik, wir erwarten heute viel, wenn wir dies Wort hören. Wie in der eigentlichen Musik haben die Jüngsten Unerhörtes entdeckt und gewagt. In Vers und Rede ganze bunte Wortorchester, überfüllt mit Klang in Wirkung und Reiz. Von dem Meister ihrer aller, von Friedrich Nietzsche, kommt auch Thomas Mann, und bei den Großen der neuen Zeit in Deutschland und draußen hat er gelernt.

Aber welch ein Abstand gegen das Gewollte und Gesuchte, das Schrille und Überladene, das, vorgebildet schon auf der flimmernden Palette des späteren Nietzsche, seine Nachahmer zum Ekel macht! Sieht man nicht zuweilen einem Stil das Kleid an, das der Schreiber trägt? Tonio Kröger, eine der Bekenntnisgestalten des Dichters, geht „äußerst sorgfältig und gediegen gekleidet, in einem Anzug von ruhigem Grau und reserviertem Schnitt", und als er im Maleratelier wegen dieser „Patriziergewänder" verspottet wird, lehnt er ab: „Wünschen Sie, daß ich in einer zerrissenen Samtjacke oder einer rotseidenen Weste umherliefe?" Bohème ist für Gustav Aschenbach (im „Tod in Venedig") eine Unreife, über die wirkliches Talent rasch hinauswächst in eine Würde hinein, die sich geradezu mit „Hofsitten" umgibt. Denn nach Würde, so behauptet er, sei „jedem großen Talente ein natürlicher Drang und Stachel eingeboren, ja, man kann sagen, daß seine ganze Entwicklung ein bewußter und trotziger, alle Hemmungen des Zweifels und der Ironie zurücklassender Aufstieg zur Würde gewesen war". Welche Haltung muß ein Stil haben, wenn es seinem Schreiber „innerlich gemäß" ist, daß er zum fünfzigsten Geburtstag den persönlichen Adel erhält! Dieser Stil zeigt „Strenge", zeigt „ein übermäßiges Erstarken des Schönheitssinnes", zeigt „jene adelige Reinheit, Einfachheit und Ebenmäßigkeit der Formgebung, welche seinen Produkten fortan ein so sinnfälliges, ja gewolltes Gepräge der Meisterlichkeit und Klassizität verlieh. Etwas Amtlich-Erzieherisches trat mit der Zeit in Gustav Aschenbachs Vorführungen ein, sein Stil entriet in späteren Jahren der unmittelbaren Kühnheiten, der subtilen und neuen Abschattungen, er wandelte sich ins Mustergültig-Feststehende,

Geschliffen-Herkömmliche, Erhaltende, Formelle, selbst Formelhafte, und wie die Überlieferung es von Ludwig XIV. wissen will, so verbannte der Alternde aus seiner Sprechweise jedes gemeine Wort".

Gewiß ein Stil, wie geschaffen zum Musterstil. Freilich, soll er nicht verknöchern und versanden, so muß ein stets frisches Künstlertum darunter sprudeln, das auch die strengste Form geschmeidig und lebendig äält. Derselbe Dichter, dessen Stilgrundsätze jeder Schulmann loben muß, geht an einer Leidenschaft zugrunde, so unerhört, so verwegen und namenlos, daß der Schulmann sich bekreuzt und zehnmal bedenkt, ob in solche Hände irgendeine Seelenführung gelegt werden könne. Dieser Gegensatz: Aschenbach, der allem Zigeunertum sich entreißende, der geadelte, der Sohn eines langen Geschlechtes preußischer Beamter voll Peinlichkeit der Pflicht, er endet als selig-willenlose Beute eines von Gesellschaft wie sittlichem Gefühl geächteten Rausches — dieser Gegensatz ist die Künstlertragik des „Todes in Venedig". Die ganze Lehrplattheit, die aus der Kunst eine „Erziehung" machen will, brav, unahnend ihres abgrundhaften Abenteurertums, ihres im Tiefsten Unbürgerlichen, Bürgerfeindlichen, wird bloßgestellt. Die Kunst als die große Verführerin, die Schmeichlerin der Sinne, die auf dem gefährlichen Wege der Schönheit zum Höchsten führt und in jede Wirrnis verstrickt, sie ist es, die das Herbe, ja Spröde, das Gehaltene und Gefaßte der Form n ö t i g hat, um nicht zu verfließen ins Uferlose. Vielleicht verstehen wir nun auch Goethes „geheimrätlichen Stil", verstehen ihn als Errungenes, als Rettung, ja Notwehr, und verstehen zugleich, warum er trotz aller Verschnörkelung nie Kanzlei wird: Abgründe gähnen darunter.

Jedenfalls bleibt dies das Vorzeichen Mannscher Melodie: das Maß. Das, was der Anfänger als Unerläßlichstes lernen muß, der aus übervollem Herzen Bewegung und Flutung mitbringt und gleichwohl das Allzudrängende formlos bleiben sieht, weil es ihm unter den Fingern zerrinnt, dies lernt er: wie man das Gewoge meistert zu Sicherheit und Bestimmtheit, wie man es bändigt zur Ruhe der Form, zur Kühle in Leidenschaft, zur Festigkeit, die alles trägt. Mit einem Worte: zur Gestalt. Jene Reserve, die zu zügeln weiß statt wilden Laufens, statt geilen Wucherns strenge Haltung und Gehaltenheit — das gibt das Erlesene, das Hell-Klare, Lauter-Durchsichtige und doch Farbensatte und Lebenerfüllte dieser Satzgefüge.

Aus allem folgt, welche Vorliebe bei Thomas Mann mit jedem Werke zu wachsen scheint, bis sie im „Tod in Venedig" auf ihrer Höhe steht: die Vorliebe für die P e r i o d e. Ihm ist gegeben diese ganz unmoderne, den kurzen, nervösen, zerflatternden Stil der Zeit weit hinter sich lassende Kraft zum langen Atem sich verschlingender Kunstgespinste, die schon Nietzsche als etwas Vornehmes empfand, denn sie bedeutet Herrschaft und Ordnunggebieten in das Brodeln des Chaos, bedeutet die große Gebärde. Wir hatten ein Mißtrauen bekommen gegen solche Art des Satzbaues, weil wir, zu lange im Banne

griechisch-lateinischer Vorbilder, genötigt worden waren, schlechtes Übersetzungsdeutsch für schön zu halten — bis gerade die Feinhörigen, die Unbrauchbarkeit des fremden Ideals für unsere Sprache erkennend, an der Möglichkeit der deutschen Periode überhaupt verzweifelten. Bei Thomas Mann, der aufs neue Sätze von halben, ja von ganzen Seiten zu fügen wagt, wirkliche Sätze, Verschränkungen, die sich zu Über- und Unterordnung wahrhafter Einheit erbauen, nicht Scheinperioden und lose Aneinanderreihungen selbständiger Einzelglieder, bei Thomas Mann können wir wieder lernen, daß auch unsere deutsche Musik keineswegs nur jenes staccato und rubato zu sein braucht, in das die Gegenwart sie zerpflückt, daß auch sie des weiten Bogens des zum großen Gebilde zusammenfassenden ruhigen legato wohl fähig ist.

Und wie stolz-einfach die Mittel, die solch schwere Wirkung bilden! Ausgebreitetste Lautmassen dirigiert und gliedert Mann durch die Hilfen des Nächstliegenden: wenig Ausrufungszeichen, Fragezeichen oder Kola, kaum Semikola, gar Pünktlein oder Gedankenstriche und all die in Eigenart selbstgefälligen Herrschaften unter den Satzzeichen. Er arbeitet fast nur mit dem Gewöhnlichsten, mit Komma und Punkt. Dementsprechend sind seine Melodien kein Zufahren und Abschneiden, kein Sichbäumen und plötzliches Zerbrechen, kein Grimassenschneiden und Kapriolenschlagen — es ist ein stetiges ruhiges Fließen. Und zwar liebt er am meisten, nach kurzem Aufstieg, den längeren, gemessenen Abfall, gegliedert lediglich durch wohlgefügte Pausen. Dies des näheren zu untersuchen, müßte lohnend sein. Hier sei nur noch auf eine Hilfe für Satzbau und Satzverkettung hingewiesen, die gleich der Interpunktion unmittelbarster Ausdruck der Musik ist. Es sind die P a r t i k e l n. Verschwendung von Partikeln schleift die Melodiekurve ab, Sparsamkeit macht sie steil. Beides weder als Lob noch als Tadel gemeint. In einem Satze wie: „Wenn er käme, wäre ich froh; wenn er aber nicht käme" usw., streiche man das „aber", und sofort steigt das „nicht" jäher zur Höhe. Man spreche nur beide Sätze nacheinander, und man hat die Probe. Ob also „aber" stehen soll oder nicht, entscheidet einzig die Melodie, die, vorbestimmt, dem Redenden im Ohre liegt. Der Unterschied ist so einschneidend, daß Theodor Fontane gelegentlich sagen kann, es gebe eigentlich nur zwei Stile, den Und-Stil und den Ohne-und-Stil. Der erste ist mehr ein zwangloses Plaudern, ein erzählendes von Punkt zu Punkt Schlendern, wie ihn in entzückend-argloser Natürlichkeit etwa das Märchen liebt, die Brüder Grimm, aber auch Luther, gewaltig und in breitem Ausholen, die Bibel und alle Volkstümlichkeit. Der letztere dagegen, der Stil ohne „und", gibt Gedrungenheit, gibt Wohlabgewogenheit, Plastik und gesparte Kraft. Thomas Mann gehört ihm so unbedingt zu, daß er das „und" zuweilen auch an Stellen fortläßt, wo es der deutsche Sprachgeist zu fordern scheint. So beim letzten Glied einer Aufzählung. Es fehlt an Raum, Beispiele hinzubreiten, aber wer sie auf mancher Seite suchen und finden mag, der frage sich zugleich: ist dies

noch deutsch? Er wird antworten müssen: an sich gewiß nicht. Und wer Thomas Mann mit deutschesten Meistern vergleicht, mit Luther oder Arndt, wird finden: er ist nicht nur deutsch, und darum doch nicht undeutsch. Fremde Vorbilder scheinen zu wirken, ohne daß man eine bestimmte Sprache nennen könnte. Jedenfalls nicht die französische, keine romanische, in Keuschheit und Spröde eher etwas Nordisches, ja zuweilen fast „wie die Antike starr", ein Gemeißeltes — Sätze, die nicht am Hörer vorbei zu fließen scheinen, sondern an denen er seinerseits entlang wandelt, als an etwas Dastehendem.

Damit kennzeichnet sich Thomas Manns Stil als der eines Schriftstellers. Seine Sätze sind keine verkappten Reden, wie Schillers, gar Luthers, von irgendeiner Tribüne aus empfunden. Sie sind geschriebene Sätze, in ein Buch geschrieben, damit man sie lese. Daß sie gleichwohl voller Klang sind, macht als scheinbarer Widerspruch eben ihren persönlichsten Reiz. Dieser Klang hat eine andere Akustik als die volle Resonanz von Kirche oder Theater, er umschwebt den einsamen Genießer als eine zarte Kammermusik und ist kunstvollerer Feinheiten, zusammengesetzterer Abschattungen fähig, als ein großer Raum sie erträgt. Daß er sich gleichwohl nicht in abwegige Künstelei verliert, dafür hat Thomas Mann noch ein weiteres Mittel, eines, das dem Kühlen, fast Abweisenden seiner vornehmen Art jenes scheinbar Entgegengesetzte beimischt, durch das erst wahre Vornehmheit zutage tritt: das gleichzeitig durch Anmut Bestrickende, das Liebenswürdige. Es ist dies, daß er stets im Ton einer zwar formvollen aber natürlichen Geselligkeit schreibt. Nichts bewahrt sicherer vor unüberwachter Willkür, der der nur zu sich selber Redende fast unrettbar zum Opfer fällt, als wenn er auch am abgelegensten Schreibtisch stets im Angesicht seiner Leser bleibt. Wenn selbst ein Nietzsche ins Verstiegene, Maßlose und Abgeschmackte gerät, weil ihm im grauenhaften Einsiedlertum nur das Echo der eigenen Stimme antwortet — in welche Wüsten werden dann erst die sich verirren, die kein Sprachgenie berät gleich dem seinen! Die Künstlichkeiten und Zuchtlosigkeiten abermals der Jüngsten (die sich etwa, um nur den einen Namen zu nennen, im „Jüngsten Tag" zusammenfinden), die mißgebildeten, steifen Gliederpuppen ihrer konstruierten Sätze sind das abschreckende Beispiel, denn aller gewundener Eifer um Stil und Form, den sie daran wenden, ist vertan ins Unfruchtbare.

Thomas Mann aber, obwohl in seinen Novellen immer wieder das schmerzliche Schicksal geschrieben steht, daß an einem Dichter alle harmlos-unbefangene Geselligkeit vorbeirauscht und ihn niemals einläßt, daß er als Preis für sein Außerordentlichsein damit zahlen muß, sich oft als Ausgestoßener zu fühlen, kennt dennoch die Gefahren der Einsamkeit. Er weiß, sie zeitigt wohl „das Originale, das gewagt und befremdend Schöne, das Gedicht", aber auch „das Verkehrte, das Unverhältnismäßige, das Absurde und Unerlaubte". Darum ist jeder seiner Sätze, auch der Sätze voll Selbstgespräch und Selbstbekenntnis,

aus dem Geiste der Unterhaltung geboren, der Unterhaltung mit dir, der du liest. Solch ein Stil ist nicht häufig in Deutschland, im Lande der Vereinzelung und der Querköpfe auf eigene Faust, voll der trotzigen Besorgnis, daß im Streben nach Gemeinschaft die Freiheit beschränkt werde, das Sosein, das Anderssein als andere. Vielleicht hat Thomas Mann hier von dem entzückenden märkischen Gascognerblut Theodor Fontanes gelernt, und doch braucht man nur diesen oder gar die Naturalisten neben ihn zu stellen, um zu erkennen, wie wenig er gleichwohl wirkliche Unterhaltung gibt. Seine Form ist stilisierte Unterhaltung. Man lese ein Gespräch wie das zwischen Tonio Kröger und Lisawetta, eine Essenz aus fünfzig Gesprächen, zusammengedrängt in eines, ein Gespräch, wie es in der Wirklichkeit nur in seltenen Kreisen und auch dort nur in seltenen Stunden sich halten kann. Es wäre von unendlichem Reiz, den Mitteln nachzugehen, durch die Thomas Mann diese Unterhaltung mit seinem Leser andeutet. Er verschmäht Unmittelbarkeiten wie die altmodische Anrede an den geneigten Leser und die schöne Leserin, aber man studiere an einer Novelle wie „Luischen", wie er von seinen Gestalten als von wirklichen Menschen spricht, die auch der Leser aus eigener Anschauung und Umgebung kenne, nicht anders als ob er in Gesellschaft über gemeinsame Bekannte plauderte, und man wird empfinden, wie der ganze Ton in einen Hauch der Vertraulichkeit gehüllt wird, der die Leser erwärmt und festhält, weil sie sich persönlich angesprochen fühlen wie von einem Bekannten.

2.

Wer in solchen Entdeckungen seinen musikalischen Sinn zu pflegen sucht, ihm Nahrung zuführt im Ideal eines Meisters, und dann zu leiden beginnt an dem Mißklang zwischen Schönheit und eigener Unzulänglichkeit, zwischen dem, was sollte, und dem, was ist — für den beginnt nunmehr die Arbeit. Kein Gnadengeschenk von oben, sondern richtige und wirkliche Arbeit, Mühen bergehoch getürmt. „Nur bei Stümpern und Dilettanten sprudelt es, bei den Schnellzufriedenen und Unwissenden, die nicht unter dem Druck und der Zucht des Talentes leben. Das Talent ist nichts Leichtes, nichts Tändelndes ... Und den Größten, den Ungenügsamsten ist ihr Talent die schärfste Geißel ..."

„Gaben, wer hätte sie nicht? Talente Spielzeug für Kinder,
Erst der Ernst macht den Mann, erst der Fleiß das Genie",

sagt einer, dessen Verehrer Thomas Mann ist, weil er in vielem sein Erbe wurde: Theodor Fontane. So ist die Frage, ob eine Sprache Prägung erhält, Antlitz bekommt, weniger eine Frage der Begabung — so karg ist die Natur nicht, daß sie nicht vieles sich abringen ließe —, es ist eine Frage des Charakters und des Willens. Mindestens: ehe du nicht deinen Willen einmal angespannt hast mit ganzer Kraft, vermagst du nichts auszusagen über deine Gabe oder Ungabe.

Jedenfalls sind die Hauptурteile, die Thomas Mann über seinen Stil

aussagt, sittlicher Natur: die Lauterkeit, der Adel, die Haltung, die Würde. In tiefstem Miterlebnis stellt er den Geist Schillers dar, der sich all dies Höchste abringen mußte im Widerstand gegen einen gebrechlichen Körper, im Kampf bis aufs äußerste. Und vielleicht mit Hindeutung auf diese Vision heißt es im 'Tod in Venedig': „Aschenbach hatte es einmal unmittelbar ausgesprochen, daß beinahe alles Große, was dastehe, als ein Trotzdem dastehe, trotz Kummer und Qual, Armut, Verlassenheit, Körperschwäche, Laster, Leidenschaften und tausend Hemmnissen zustande gekommen sei. Aber das war mehr als eine Bemerkung, es war eine Erfahrung, war geradezu die Formel seines Lebens und Ruhmes, der Schlüssel zu seinem Werk ... Haltung im Schicksal, Anmut in der Qual bedeutet nicht nur ein Dulden; sie ist eine aktive Leistung, ein positiver Triumph, und die Sebastiangestalt ist das schönste Sinnbild, wenn nicht der Kunst überhaupt, so doch gewiß der in Rede stehenden Kunst ... Welches Heldentum jedenfalls wäre zeitgemäßer als dieses? Gustav Aschenbach war der Dichter aller derer, die am Rande der Erschöpfung arbeiten, der Überbürdeten, schon Aufgeriebenen, sich noch Aufrechthaltenden, all dieser Moralisten der Leistung, die schmächtig von Wuchs und spröde von Mitteln, durch Willensverzückung und kluge Verwaltung sich wenigstens eine Zeitlang die Wirkungen der Größe abgewinnen. Ihrer sind viele, sie sind die Helden des Zeitalters." Und wenn im Stile der Jüngsten, auf die wir immer wieder vergleichend zu blicken haben, da sie die augenblicklich letzte Entwicklung sind, jene Zuchtlosigkeit zutage tritt, die so abschreckend erkennen läßt, wie wenig der moderne Mensch zu befehlen weiß, weil er zu viele Möglichkeiten sieht, weil er im Schwanken, ob dies oder jenes besser sei, die Entschiedenheit nicht aufbringt für ein Endgültiges, so lehrt Thomas Mann als etwas, was zum guten Stil gehört: Entschlossenheit, plastische, organisierende Kraft.

Jene Stile, deren Kunst nicht erquickt, nein, die quält, weil der Schreiber sich quälte, hoffnungslos, sie beleuchten schlaglichthaft, was der modernen Persönlichkeit so leicht zum Verderben wird: daß sie zuviel weiß, über die Welt und sich selbst, daß sie im Grübeln sich selber zergrübelt, die eigene Einheit zersetzt. Darum wachsen die Bestandteile ihres Wesens nicht zur freudigen Geschlossenheit zusammen. In bezug auf solches „Wissen", das tödlich ist, weil es den Mut zum eigenen Ich, den Mut zum Augenblicke zerfrißt, faßt Aschenbach „den tiefen Entschluß des Meister gewordenen Mannes, das Wissen zu leugnen, es abzulehnen, erhobenen Hauptes darüber hinwegzugehen, sofern es den Willen, die Tat, das Gefühl und selbst die Leidenschaft im geringsten zu lähmen, zu entmutigen, zu entwürdigen geeignet ist. Wie wäre die berühmte Erzählung vom 'Elenden' wohl anders zu deuten denn als Ausbruch des Ekels gegen den unanständigen Psychologismus der Zeit?" So erkämpft er sich durch alle Bewußtheit hindurch das „Wunder der wiedergeborenen Unbefangenheit".

Und gegen das Zerrissene, Haltlose und Unerquickliche der neuesten Stilpersönlichkeiten fordert Mann jene Freude an sich selbst, die die Grundlage aller lebenskräftigen Wirksamkeit und im besonderen einer überzeugenden Sprache ist. „Es gibt nur ein Unglück: das Gefallen an sich selbst einzubüßen. Alles übrige ist Spiel und Bereicherung des Lebens, in jedem anderen Leiden kann man so außerordentlich mit sich zufrieden sein. Die Zwietracht erst mit dir selbst, das böse Gewissen im Leiden sind es, die dich zu einem kläglichen und widerwärtigen Anblick machen ... Es ist Tatsache, alle Welt ist viel zu angelegentlich mit sich selbst beschäftigt, als daß man ernstlich eine Meinung über einen anderen zu haben vermöchte; man akzeptiert mit träger Bereitwilligkeit den Grad von Respekt, den du die Sicherheit hast, vor dir selber an den Tag zu legen. Sei wie du willst, aber zeige kecke Zuversicht und kein böses Gewissen ... Erlebe es anderseits, die Einigkeit mit dir zu verlieren, zeige, daß du dich verachtest, und blindlings wird man dir recht geben." Es ist die Lebensregel, die Goethe fort und fort wiederholt, ist jene gesunde Zuversicht zum eigenen Wert, zur eigenen Sprachmelodie, die eben in dir und nur in dir erklingt, sei sie nun laut oder leise, lang oder kurz, jenes Sich-zu-sich-selbst-bekennen, ohne das nichts gelingt, am wenigsten eine haltbare Sprache, vor der Mit- und Nachwelt aufhorcht.

Daß damit keinem Leichtsinn, keinem Sichhinwegsetzen über Aufgabe und Arbeit das Wort geredet sein soll, daß ein Satzgefüge, das spielend und heiter dasteht, nicht auf gleiche Weise entstanden zu sein braucht (wie Dilettantengutmütigkeit, die von der Wirkung auf die Ähnlichkeit der Ursachen schließt, immer wieder wähnt) — das versteht sich von selbst bei einem Dichter, der seine Werke als nichts Geringeres bezeichnen kann denn als einen „Sieg der Moralität", einen Sieg, so herrisch, daß er Entsagung fordert von allem Leben und eine geradezu „asketische Hygiene".

Was seine Stilarbeit alles umschließt an Mühseligkeit und Beschwernis, an Arbeit und Wirren, an Stocken und Ringen, darüber höre man von den vielen Stellen nur die eine, wo er die „Langsamkeit" seines Schreibens erklärt: „Es handelt sich dabei weder um Ängstlichkeit noch um Trägheit, sondern um ein außerordentlich lebhaftes Verantwortlichkeitsgefühl bei der Wahl jedes Wortes, der Prägung jeder Phrase ... Weiß man es denn zuvor, ob ein Satz, ein Satzteil nicht vielleicht berufen ist, wiederzukehren, als Motiv, Klammer, Symbol, Zitat, Beziehung zu dienen? Und ein Satz, der zweimal gehört werden soll, muß danach sein. Er muß — ich rede nicht von 'Schönheit' — eine gewisse Höhe und symbolische Stimmung besitzen, die ihn würdig macht, in irgendeiner epischen Zukunft wiederzuerklingen. So wird jede Stelle zur 'Stelle', jedes Adjektiv zur Entscheidung, und es ist klar, daß man auf diese Weise nicht aus dem Handgelenk produziert. Ich blicke in dieses oder jenes gern gelesene erzählende Werk und ich sage mir: 'Nun ja, ich will glauben, daß das flink von-

statten gegangen ist.' Was mich betrifft, so heißt es, die Zähne zusammenbeißen und langsam Fuß vor Fuß setzen ... Dazu gehört bei meiner Arbeitsart in der Tat eine Geduld — was sage ich! eine Verbissenheit, ein Starrsinn, eine Zucht und Selbstknechtung des Willens, von der man sich schwer eine Vorstellung macht ..." Überfällt doch den Dichter Gustav Aschenbach in jener Novelle, von der wir ausgingen, das erste Gesicht seines Todes, geheimnisvoll-unverstanden als lockendes Abenteuer, auf einem Spaziergang, in den er vor seiner Arbeit geflohen war, vor einer schweren Stelle, „die weder geduldiger Pflege noch einem raschen Handstreich sich fügen zu wollen schien", in einer Stimmung, „überreizt von der schwierigen und gefährlichen, eben jetzt eine höchste Behutsamkeit, Umsicht, Eindringlichkeit und Genauigkeit des Willens erfordernden Arbeit". Ja, „gefährlich" darf solch ein Werk heißen, denn Dämonen umlauern sein Wachsen auf Schritt und Tritt, hämische, störende, fälschende, und alle Wachsamkeit tut not, daß kein irrer Ton sich einstehle in die ersehnte Harmonie. Was „Unkundige für ein Erzeugnis gedrungener Kraft und eines langen Atems hielten", war „vielmehr in kleinen Tagewerken aus aberhundert Einzelinspirationen zur Größe emporgeschichtet und nur darum so durchaus und an jedem Punkte vortrefflich, weil ihr Schöpfer mit Willensdauer und Zähigkeit ... jahrelang unter der Spannung eines und desselben Werkes ausgehalten und an die eigentliche Herstellung ausschließlich seine stärksten und würdigsten Stunden gewandt hatte." „Schon in einem Alter, wo andere verschwenden, schwärmen, die Ausführung großer Pläne getrost verschieben, begann er seinen Tag beizeiten mit Stürzen kalten Wassers über Brust und Rücken und brachte dann ... die Kräfte, die er im Schlaf gesammelt, in zwei oder drei inbrünstig gewissenhaften Morgenstunden der Kunst zum Opfer dar."

Ein Stil, der aus so peinlicher Arbeit hervorgeht, kann gewiß auch den, dem jener Geist fehlt, durch den er sich zur Dichtung formt, kann auch den Nichtdichter für seinen Gebrauchsstil Unendliches lehren. Vielleicht gerade weil wir fühlen, daß für Thomas Mann in dieser Art — an anderer Stelle nennt er sein Manuskript liebkosend „mein Bienenstock, mein Kunstgespinst, mein kluger Fuchsbau" — auch eine Grenze seines Dichtertums liegen mag. „Es schien ihm," heißt es im 'Tod in Venedig', „als ermangele sein Werk jener Merkmale feurig spielender Laune, die, ein Erzeugnis der Freude, mehr als irgendein innerer Gehalt, ein gewichtigerer Vorzug, die Freude der genießenden Welt bildeten." Zucht und Maß finden wir hier, das „Versammelte" (eins der Lieblingswörter Manns, aus der Fachsprache von der Haltung edler Pferde glücklich übernommen), nicht aber jenes spielend Freie, jenes dionysische Übersprudeln, das zweifellos auch Dichterwerke schafft, das dem jungen Goethe oft nicht einmal Zeit ließ, das schief liegende Blatt gerade zu schieben, so nachtwandlerisch triebhaft jagte es ihm die Form in die Feder. Dadurch wird die bewußte Arbeit Manns nicht undichterisch, und sie wird für uns um so aufschlußreicher.

Aber freilich, Aschenbach hatte geradezu „das Gefühl gezügelt und erkältet, weil er wußte, daß es geneigt ist, sich mit einem fröhlichen Ungefähr und mit einer halben Vollkommenheit zu begnügen". Ja, in „Tonio Kröger" heißt der ein Stümper, der glaubt, der Schaffende dürfe empfinden. „Jeder echte und aufrichtige Künstler lächelt über die Naivität dieses Pfuscherirrtums — melancholisch vielleicht, aber er lächelt. Denn das, was man sagt, darf ja niemals die Hauptsache sein, sondern nur das an und für sich gleichgültige Material, aus dem das ästhetische Gebilde in spielender und gelassener Überlegenheit zusammenzusetzen ist. Liegt Ihnen zuviel an dem, was Sie zu sagen haben, schlägt Ihr Herz zu warm dafür, so können Sie eines vollständigen Fiaskos sicher sein. Sie werden pathetisch, Sie werden sentimental, etwas Schwerfälliges, Täppisch-Ernstes, Unbeherrschtes, Unironisches, Ungewürztes, Langweiliges, Banales entsteht unter Ihren Händen, und nichts als Gleichgültigkeit bei den Leuten, nichts als Enttäuschung und Jammer bei Ihnen selbst ist das Ende ... Denn so ist es ja: das Gefühl, das warme, herzliche Gefühl ist immer banal und unbrauchbar, und künstlerisch sind bloß die Gereiztheiten und kalten Ekstasen unseres verdorbenen, unseres artistischen Nervensystems. Es ist nötig, daß man zum Menschlichen in einem seltsam fernen und unbeteiligten Verhältnis stehe, um imstande und überhaupt versucht zu sein, es zu spielen, damit zu spielen, es wirksam und geschmackvoll darzustellen. Die Begabung für Stil, Form und Ausdruck setzt bereits dies kühle und wählerische Verhältnis zum Menschlichen, ja, eine gewisse menschliche Verarmung und Verödung voraus. Denn das gesunde und starke Gefühl, dabei bleibt es, hat keinen Geschmack. Es ist aus mit dem Künstler, sobald er Mensch wird und zu empfinden beginnt."

Dies mag manchen befremden, ja enttäuschen, und doch ist es nichts als eine allgemeine Künstlererfahrung, nur von einer anderen Seite gesehen, als wir gewohnt sind. Es ist derselbe Vorgang, durch den sich Goethe von dem Bedrängenden eines Erlebnisses „befreite", indem er es durch künstlerische Gestaltung aus bedrohlicher Allzunähe in die entrückende Höhe der Form hob. Auch Goethe kannte neben dem befreienden Gefühl den Schmerz, dadurch das unmittelbare Leben zu töten. Oft scheute er sich geradezu, einen liebgewordenen Stoff, den er seit Jahren und Jahrzehnten mit sich herumtrug, endlich auszusprechen, weil er wußte, daß er ihn durch solche Loslösung, solche Versteinerung in die dauernde Form eines Außen, für immer verlieren müsse. Auch der Nichtdichter, etwa, wenn er sich einen entscheidenden Brief von der Seele schreibt, kann es empfinden, wie „die erlösende Macht der Sprache" zugleich bereichert und beraubt, je nach dem Werte, den wir dem beimessen, von dem wir erlöst werden. „Was das Wort betrifft, so handelt es sich da vielleicht weniger um eine Erlösung als um ein Kaltstellen und Aufs-Eis-Legen der Empfindung? Im Ernst, es hat eine eisige und empörend anmaßliche Bewandtnis

mit dieser prompten und oberflächlichen Erledigung des Gefühls durch die literarische Sprache. Ist Ihnen das Herz zu voll, fühlen Sie sich von einem süßen oder erhabenen Erlebnis allzusehr ergriffen: nichts einfacher! Sie gehen zum Literaten, und alles wird in kürzester Frist geregelt sein. Er wird Ihnen Ihre Angelegenheit analysieren und formulieren, bei Namen nennen, aussprechen und zum Reden bringen, wird Ihnen das Ganze für alle Zeit erledigen und gleichgültig machen und keinen Dank dafür nehmen. Sie aber werden erleichtert, gekühlt und geklärt nach Hause gehen und sich wundern, was an der Sache Sie eigentlich soeben noch mit so süßem Tumult verstören konnte."

Nach alledem könnte man erwarten, in Thomas Mann eine Stilkunst zu finden, der es an nichts fehlt als daran, daß sie etwas zuviel hätte: indem sie zu sehr „Kunst" wäre. Lebensfern und empfindungskühl, aber mit Geist und Geschmack unermüdlich Worte ziselieren — gibt das nicht „Artistentum?"

Diese Art, die mit dem Kampfruf: „Die Kunst für die Kunst" das Schöne aus der Gemeinschaft der übrigen Werte lösen will, um es angeblich zur Selbständigkeit, in Wahrheit zu Verarmung und Verirrung zu verbannen, kann einem so empfindlichen Künstler wie Thomas Mann nicht unbekannt sein. „Hat Form nicht zweierlei Gesicht? Ist sie nicht sittlich und unsittlich zugleich — sittlich als Ergebnis und Ausdruck der Zucht, unsittlich aber und selbst widersittlich, sofern sie von Natur eine moralische Gleichgültigkeit in sich schließt, ja wesentlich bestrebt ist, das Moralische unter ihr stolzes und unumschränktes Zepter zu beugen?" Vis superba formae, dies triumphierende Künstlerwort notiert sich selbst Goethe, das übermütige Gelüsten, mit der Sieghaftigkeit der Form auch das Gewagteste zu zwingen, das Widerstrebendste funkeln zu machen — welcher glänzende Stilist hätte es nicht empfunden, am gefährlichsten Friedrich Nietzsche? Und doch gilt es nie für die höchsten Werke. Denn die echte Form, als ein Ergebnis der Würde und moralischen Kraft, duldet letzthin keinen Gehalt als den der Würde und moralischen Kraft, ja sie ist nötigenfalls die Erziehung zu ihm. Denn vollendete Form ist Freiheit, Freiheit des Geistes von aller Hemmung niederziehender Mächte, und die Form der Freiheit sucht von selber den Gehalt der Freiheit als einzig ihr angemessen, und der ist das Sittliche. Erst mit ihm wird sie ganz Kunst, erst mit ihm offenbart sie ihren letzten Sinn.

Hierüber belehrt uns ein letzter Vergleich mit Deutschlands Allerjüngsten, die sich selber die Radikalen und Revolutionäre des Stils nennen, ja seine Anarchisten, die Stilbolschewiki, die Verkündiger des literarischen Terrors, die, in programmatischer Mißachtung jeder Ehrfurcht, erst einmal alles kurz und klein schlagen. Thomas Mann ist ein Stiller gegen diese Lauten und Schrillen, er braucht das Leben nicht in seinen letzten Ausbrüchen, ein Nichts von Inhalt genügt ihm, um eine Offenbarung darin zu finden. Und gleichwohl, wer dort unter überreizter Erregtheit die wahrhafte Kälte, die empö-

rende Eisigkeit entdeckt, unter abenteuernden Stoffen die erschreckende Leere, der wird kaum begreifen, wenn Mann durch Tonio Kröger sprechen kann: „man hat gesagt, man hat es sogar geschrieben und drucken lassen, daß ich das Leben hasse oder fürchte oder verachte oder verabscheue", er wird aber gleichzeitig um so tiefer verstehen: „ich liebe das Leben", ja, er wird mit wahrhaftem Entzücken dies menschlichste Bekenntnis lesen: „Ich liebe das Leben ... denken Sie nicht an Cesare Borgia oder an irgendeine trunkene Philosophie, die ihn aufs Schild erhebt ... ich werde nie und nimmer begreifen, wie man das Außerordentliche und Dämonische als Ideal verehren mag. Nein, das Leben, wie es als ewiger Gegensatz dem Geiste und der Kunst gegenübersteht, — nicht als eine Vision von blutiger Größe und wilder Schönheit, nicht als das Ungewöhnliche stellt es uns Ungewöhnlichen sich dar; sondern das Normale, Wohlanständige und Liebenswürdige ist das Reich unserer Sehnsucht, ist das Leben in seiner verführerischen Banalität! Der ist noch lange kein Künstler, dessen letzte und tiefste Schwärmerei das Raffinierte, Exzentrische und Satanische ist, der die Sehnsucht nicht kennt nach dem Harmlosen, Einfachen und Lebendigen, nach ein wenig Freundschaft, Hingebung, Vertraulichkeit und menschlichem Glück, — die verstohlene und zehrende Sehnsucht nach den Wonnen der Gewöhnlichkeit!"

So nennt sich Thomas Mann (und er kennzeichnet damit die einzigartige Reizmischung seines Stils) „einen Bürger, der sich in die Kunst verirrte, einen Bohemien mit Heimweh nach der guten Kinderstube, einen Künstler mit schlechtem Gewissen ... Denn mein bürgerliches Gewissen ist es ja, was mich in allem Künstlertum, aller Außerordentlichkeit und allem Genie etwas tief Zweideutiges, tief Anrüchiges, tief Zweifelhaftes erblicken läßt, was mich mit dieser verliebten Schwäche für das Simple, Treuherzige und Angenehm-Normale, das Ungeniale und Anständige erfüllt. Ich stehe zwischen zwei Welten ... Ihr Künstler nennt mich einen Bürger, und die Bürger sind versucht, mich zu verhaften ... wenn irgend etwas imstande ist, aus einem Literaten einen Dichter zu machen, so ist es diese meine Bürgerliebe zum Menschlichen, Lebendigen und Gewöhnlichen. Alle Wärme, alle Güte, aller Humor kommt aus ihr, und fast will mir scheinen, als sei sie jene Liebe selbst, von der geschrieben steht, daß einer mit Menschen- und mit Engelzungen reden könne und ohne sie doch nur ein tönend Erz und eine klingende Schelle sei." Liebe, Liebe zu dem, was er darstellt, und zu allem Menschlichen, dies ist das Geheimnis jeder Stilwirkung, wie es der letzte Inhalt aller Kunst ist, der göttlichste. „Kindlein, liebet euch untereinander" schließt die Skizze von den „Hungernden", den Hungernden nach Leben, und wenn die Liebe zuweilen „spöttisch" tut, so ist dies nur Ton und Verkleidung, weil sie lächeln muß über die seltsamen Äußerlichkeiten, in denen sich das Liebenswerte zuweilen versteckt, ja weil sie das eigene tiefe Gefühl nicht zeigen will. Diese Liebe ist es, die allen Sätzen Thomas

Manns trotz „kühler Strenge“ das „wohnliche Behagen“ gibt, wie es die Zimmer jener „Königlichen Hoheit“ füllt, die das Selbstbekenntnis findet: „Beides, Hoheit und Liebe — ein strenges Glück.“ Diese Doppelheit, Hoheit und Liebe, die Erlösung von artistischer Lebenshaltung des Künstlers wie des Fürsten, umschließt die unnachahmliche Wirkung Thomas Manns. Diese menschlichen Werte, die die künstlerischen erfüllen, und deren keiner entraten kann, dessen Sprache Menschenherzen gewinnen soll, sie haben das Wunder vollbracht, das er von Gustav Aschenbach erzählt: „ebenso weit entfernt vom Banalen wie vom Exzentrischen war sein Talent geschaffen, den Glauben des breiten Publikums und die bewundernde, fordernde Teilnahme der Wählerischen zugleich zu gewinnen“. Wahrlich, ein Wunder bei einer Künstlerschaft, „wählerisch, erlesen, kostbar, fein, reizbar gegen das Banale und aufs höchste empfindlich in Fragen des Taktes und Geschmacks“.[1])

Hätte nur auch dieser Aufsatz seinen Dank für das, was er solcher hohen Kunst schuldet, mehr durch Tat bezeigen können! Wäre er nur nicht zu sehr im Drange des Feldlebens geschrieben! Aber die, denen der Meister zu Erbauung und Studium empfohlen sei, die Leser mögen es besser machen!

Schillers Jugenddramen als kursorische Lektüre.

Von **Willy Marcus** in Ratibor.

> Motto: Klassische Dichtungen sind Zeitbilder; mit dem Eindringen in sie wird der Gesichtskreis über das Gegenwärtige hinaus erweitert und historisches Verständnis begründet. Willmann, Didaktik.

Os tenerum pueri balbumque poeta figurat,
Torquet ab obscaenis iam nunc sermonibus aurem,
Mox etiam pectus praeceptis format amicis,
Asperitatis et invidiae corrector et irae,
Recte facta refert, orientia tempora notis
Instruit exemplis, inopem solatur et aegrum.[2])

Es erscheint recht fraglich, ob der römische Dichter, der mit diesen Worten den erzieherischen Einfluß der Dichtkunst kennzeichnet, die drei Werke, die uns in den

1) In den „Betrachtungen eines Unpolitischen“ verwahrt sich Th. Mann dagegen, daß man in seinem „Instinkt, raffinierte und gutmütige Instinkte zugleich zu befriedigen, die Wenigen zu gewinnen und die Vielen obendrein (der, „schlicht definiert“, bedeute: „diesen verlangte auch nach den Dummen“)“, — daß man in diesem Instinkt etwas anderes sehe als eben Instinkt, stilistischen Daseinszwang. Keinesfalls sei er Berechnung. „Ein unehrliches Künstlertum, welches Wirkungen berechnete und erzielte, die ihm selber ein Spott, denen es selbst überlegen wäre, und die nicht zuerst auch Wirkungen auf ihren Urheber wären, ein solches Künstlertum gibt es nicht.“ Nur die „doppelte Optik“ (wie es Nietzsche bei Wagner nennt), die „aristokratisch-demokratische, artistisch-bürgerliche“, bedeute das, was wahrhaft 'Erfolg' heißen dürfe. „Denn weder der reine Bohème- und Coenakel-, noch der reine Publikumserfolg trägt mit Recht seinen Namen.“ Zugleich bedeute diese doppelte Optik aber auch „Lebensgefahr und Eumenidenrache“, indem „ein Mann dieses Erfolges gewärtig sein muß, es auf die Dauer mit beiden Teilen zu verderben, mit der Bürgerlichkeit sowohl wie mit dem Radikalismus“.

2) Hor. Epist. II, 1. 126ff.

folgenden Zeilen beschäftigen sollen, als für die Jugend geeignet bezeichnet hätte. Wenn wir unsererseits diese Werke heutigen Tages im Unterricht der Jugend zugänglich machen, so geschieht es nicht deswegen, weil wir heute eine minder hohe Vorstellung von dem veredelnden Einfluß der Dichtkunst haben, sondern weil in vieler Beziehung die Pädagogik sozusagen furchtloser geworden ist und auch aus Grausigem und Entsetzlichem das erzieherisch Wertvolle nutzbringend zu gestalten versteht. Ferner erblicken wir in den drei Dramen überhaupt nicht mehr in erster Linie das Schreckliche, sondern, wie uns der Verfasser dieser Werke selber gelehrt hat

„... das große, gigantische Schicksal,
Welches den Menschen erhebt, wenn es den Menschen zermalmt."

Es ist das ein keineswegs immer leicht einzunehmender Standpunkt, und die Literaturgeschichte lehrt, wie sehr nicht nur Schillers Zeitgenossen, sondern auch spätere Beurteiler an dem Abstoßenden dieser außerordentlichen Erstlingserscheinungen haftengeblieben sind. Brauns lehrreiche Zusammenstellungen, auf die der Kürze halber hier nur im allgemeinen verwiesen wird[1]), geben sprechende Beispiele für den Standpunkt der berufsmäßigen Berichterstattung, der indes auch für die auf höherer geistiger Warte stehenden Zeitgenossen im wesentlichen der gleiche bleibt. Des Schauspielers Schröder Haß gegen „diese regellosen Trauerspiele, die Kunst und Geschmack zugrunde richten"[2]); Wielands Abscheu gegenüber „der seltsamen Hirnwut" ihres Verfassers[3]); der Brüder Schlegel Abneigung gegen „die ersten rohen Jugendwerke" Schillers[4]) mit ihren „peinlichen Motiven"[5]); Goethes allbekannte Stellungnahme: alles das braucht nur angedeutet zu werden, um die Urteile der geistigen Führer unseres Volkes zu kennzeichnen. Auch bleibe die wenig bekannte Tatsache nicht unerwähnt, daß ein so selbständiger Denker wie der Romantiker E. T. A. Hoffmann in seiner geistvollen Novelle „Die Räuber" nur die entsetzlichen Züge des Dramas zur Sprache bringt[6]).

Es kann daher nicht wundernehmen, daß die Schule in Praxis und Theorie einen ähnlichen Standpunkt einnahm. War von jeher die Schule gegenüber den neuesten Erscheinungen der Literatur bedenklich, so traten diese Bedenken, z. B. in der Fürstenschule in Grimma, bezüglich der Räuber besonders scharf hervor[7]); und sprachen in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts Literarhistoriker wie Gervinus[8]) und Vilmar[9]) von „Karikaturen", so erscheint es nicht auffällig, daß in den Schriften zum deutschen Unterricht eine ähnlich abweisende Haltung noch lange vorherrschend bleibt.

---

1) Schiller und Goethe im Urteile ihrer Zeitgenossen. Erste Abt. I. Leipzig 1882. I, 3, 72. Hierzu: Ztschr. f. d. deutsch. Unt. XII. Leipzig 1898. 286f. (Urteil des Prof. Blessig von der Universität Straßburg über Kabale und Liebe).

2) Aus einem Briefe an Dalberg, angeführt bei A. Eloesser, Das bürgerliche Drama. Berlin 1898. 146.

3) Aus einem Briefe an Werthes, angeführt bei Weltrich, Schiller I. Stuttgart 1885. 856.

4) Friedr. Schlegel, Sämtliche Werke II. Wien 1822. 314.

5) A. W. Schlegel, Vorlesungen II. Heilbronn 1884. 392. Hierzu R. Haym, Die romantische Schule. Berlin 1870. 716 mit der dort angeführten Literatur.

6) Rheinisches Taschenbuch. Frankfurt a. M. 1822. 23—97.

7) A. Ludwig, Aus der Vergangenheit des deutschen Unterrichts. (Monatsschrift für höhere Schulen VII. Berlin 1908. 305.)

8) Neuere Geschichte der poetischen Nationalliteratur II. Leipzig 1842. 148.

9) Geschichte der deutschen Nationalliteratur. Marburg 1898. 423.

An Schillers jugendlicher „Roheit" nehmen Hiecke[1]) und Mager[2]) lebhaften Anstoß; Laas[3]) und Oskar Jäger[4]) gehen über seine Jugendwerke stillschweigend hinweg; andere, wie Geyer[5]) und Goldscheider[6]), verhalten sich dem Fiesko gegenüber ablehnend; Lehmann will diese Stücke nur „historisch" berücksichtigt wissen[7]), A. Biese sie nur zu Vorträgen heranziehen[8]), H. Schiller sie nur „in Bruchstücken" lesen[9]) — ein übrigens durch eine Verfügung des Jahres 1867 im allgemeinen empfohlenes Verfahren[10]): kurz, wir finden wohl nirgends ein unumwundenes Zugeständnis, daß die Stücke unbedenklich in den Lektüreplan einzureihen seien.

Es ist hiernach begreiflich, daß bei einer Prüfung der besseren Aufsatzsammlungen sich als Ergebnis nur eine Minderzahl diesen Dramen entnommener Aufgaben herausstellt. Am deutlichsten dürfte dies bei Kiy hervortreten[11]), der in seinen 257 aus Schillerschen Stücken genommenen Themen die drei Jugenddramen vollkommen übergeht. Aber auch Fisch[12]), Linnig[13]) und Pätzolt[14]) sind in diesem Zusammenhange zu nennen und ferner Apelts Buch, dessen Themensammlung von 276 Gymnasien aus dem Schuljahre 1878/79 einen besonders lehrreichen Überblick bietet[15]). Eine Ausnahme bildet, soweit ich zu sehen vermag, ein wenig bekannter Aufsatz von Ed. Niemeyer aus dem Jahre 1849, worin von 27 aus Schillers Werken vorgeschlagenen Aufgaben nicht weniger als 11 den Jugenddramen angehören[16]).

Treten somit diese drei Dramen in der pädagogischen Literatur bemerkenswert zurück — auch die gesamten „Lehrproben und Lehrgänge" bringen nur einen einzigen hierhergehörigen recht allgemein gehaltenen Aufsatz[17]) —, so ist dennoch ihre Behandlung in der Gegenwart nur selten gänzlich abgelehnt worden. In so eingehender Weise, wie seinerzeit Hiecke jedes Dichtwerk gelesen wissen wollte[18]), wird man nun freilich an diese Stücke nicht herangehen dürfen, man wird sich vielmehr mit jenem von Karl von Raumer angestrebten „Gesamteindruck"[19]) begnügen müssen. Oder mit andern Worten: Wird man mit Bewußtsein vor die Wahl gestellt,

1) Der deutsche Unterricht. Leipzig 1842. 109.
2) Die genetische Methode des schulmäßigen Unterrichts. Zürich 1846. 180.
3) Der deutsche Aufsatz. Berlin 1877. — Der deutsche Unterricht. Berlin 1872.
4) Lehrkunst und Lehrhandwerk. Wiesbaden 1901.
5) Der deutsche Aufsatz. München 1906. 241 Anmerkung.
6) Lesestücke und Schriftwerke. München 1906. 155.
7) Der deutsche Unterricht. Berlin 1890. 30.
8) Der deutsche Unterricht in Prima. (Neue Jahrbücher für Pädagogik XIV. Berlin 1911. 241.)
9) Handbuch der praktischen Pädagogik. Leipzig 1904. 374.
10) Matthias, Geschichte des deutschen Unterrichts. München 1907. 398.
11) Themata und Dispositionen. 3 Teile. Berlin 1899.
12) Deutsche Aufsätze für die obersten Klassen höherer Lehranstalten. Berlin 1903.
13) Der deutsche Aufsatz in Lehre und Beispiel. Paderborn 1875.
14) Entwürfe zu deutschen Arbeiten für Tertia bis Prima. Berlin 1895.
15) Der deutsche Aufsatz in der Prima der Gymnasien. Leipzig 1883. Über die Einrichtung des Buches vgl. Vorrede S. IV. — Hierzu Matthias a. a. O. 379f.
16) Herzensergießungen über die Praxis des deutschen Unterrichts. (Zeitschr. für das Gymnasialwesen III. Berlin 1849. 572.)
17) Heft 82, 64ff.: Dörwald, Der Sturm und Drang.
18) Der deutsche Unterricht auf den Gymnasien. Leipzig 1842. 148f.
19) Geschichte der Pädagogik III. Gütersloh 1887. 229.

statarisch oder kursorisch zu lesen, so wird man die kursorische Art der Betrachtung vorziehen.

Nun ist freilich, wie Willmann mit Recht bemerkt hat[1]), die Gangart der Lektüre nicht etwas von vornherein für sich zu Bestimmendes, sondern mancherlei Anderes, die Schwierigkeit des Textes in erster Linie und ferner der Stand der Schüler, kommen als maßgebend hierbei in Betracht. Auch könnte im Zeitalter der Seminarausbildung manchem die Gefahr besonders groß erscheinen, daß das eine oder andere unverstanden bleibe und dem Unterrichtenden der Vorwurf mangelnder Gründlichkeit gemacht werde. Indes hat nicht nur der großzügige Karl von Raumer[2]), sondern auch ein so ins einzelnste gehender Pädagoge wie H. Schiller[3]) diese Besorgnis als unbegründet zurückgewiesen, und von der durch rasche Lektüre um so eher gewonnenen Übersicht über „den großen Inhalt" berichtet noch als Greis reizvoll in Erinnerung an seine Oberlehrertätigkeit kein Geringerer als Leopold von Ranke[4]).

Drei Gesichtspunkte sollen nach Lehmanns und Willmanns Ansicht bei der Behandlung größerer Dichtwerke maßgebend sein. Das Verständnis erstreckt sich nach Lehmann nach dreierlei Richtung, es ist ihm anschaulicher, historischer und kritischer Art[5]); auch bei der Durchnahme berücksichtigt er dreierlei; die Komposition, den Grundgedanken, die Charakteristik[6]). Willmann, auf höherer Warte stehend, will den Geist des Verfassers, die Kunstform und die Periode des geistigen Lebens der Entstehungszeit dem Schüler nahebringen[7]). Wird berücksichtigt, daß Lehmann von den an zweiter Stelle von ihm angedeuteten Leitlinien bei jedem größeren Werke immer nur eine dem Schüler zum Verständnis bringen will[8]), so wird anschaulich, wie weit auch ein so gründlicher Pädagoge bei kursorischer Lektüre von Vollständigkeit der Erörterung Abstand zu nehmen gestatten möchte.

So wird also der Lehrer, der die Räuber, Fiesko und Kabale und Liebe zu behandeln hat, vor Beginn der Lektüre sich klar zu machen haben, was er hervorheben will und was nicht. Den Mut, vieles unerklärt zu lassen, muß er, wie gesagt, haben, und von Scherers Grundsatz, daß man „in sorgfältiger und besonnener Aufsuchung von Ähnlichkeiten in dem Leben und der Bildung eines Dichters einerseits und in seinen Werken anderseits gar nicht weit genug gehen" könne[9]), wird er, wie bei der schulmäßigen Erklärung überhaupt, so hier ganz besonders absehen müssen. Das Ziel dürfte immer darin bestehen, daß schließlich die Haupthandlung vor den Augen des Schülers steht und einer der drei oben erwähnten Lehmannschen Gesichtspunkte zu etwas ausführlicherer Erörterung gelangt. C. Meyer hat diese Haupthandlung bei den Räubern in acht Druckzeilen zusammengefaßt[10]): unbegreiflich erscheint dem-

1) Didaktik. Braunschweig 1909. 550.

2) a. a. O. 229f.: Nachdem er von dem auf die Schüler zu erzielenden Gesamteindruck gesprochen hat, heißt es: „Gegen diesen Eindruck gehalten aber sind vereinzelte Dunkelheiten, über die sie noch keine Rechenschaft geben können, völlig untergeordnet."

3) a. a. O. 359: „Einzelne unbekannte Begriffe oder unverständliche Vorstellungsreihen beeinträchtigen doch die Totalauffassung nicht."

4) Zur eigenen Lebensgeschichte. Leipzig 1890. 37: „Wir lasen einiges sehr genau, anderes rasch und vielleicht flüchtig, was uns jedoch den großen Inhalt um so näher brachte."

5) a. a. O. 4f. 6) a. a. O. 19f. 7) a. a. O. 553. 8) a. a. O. 21.

9) Aufsätze über Goethe. Berlin 1886. 128.

10) Deutsche Poetik II. Berlin 1900. 472.

gegenüber die Breite Fricks, der trotz seines Vorsatzes, „summarisch" zu verfahren und nur nach einer „Totalauffassung" zu streben[1]), sechs Haupt- und drei Nebenthemen herausfinden und behandeln zu müssen glaubt[2])! Weiterhin wird sich die Behandlung darauf zu erstrecken haben[3]), ob in den Räubern ein rein „bürgerliches"[4]), das will heißen, die Schicksale einer vereinzelten Familie behandelndes Drama vorliegt oder ob auch das Geschichtliche zur Geltung kommt. Mit merkwürdiger Verkennung betont Düntzer, daß die Räuber „eben nur den grauenvollen Untergang der Familie Moor" darstellen, und erklärt jede andere Auffassung für „ganz verfehlt"[5]). Und doch ist, wie Bulthaupt mit Recht hervorhebt[6]), die Einrichtung des Majorats das „Licht des öffentlichen Interesses", das auf die Handlung fällt, ja sie teilweise erst bedingt. Auch fehlt es in dem Stücke selbst nicht an wörtlichen Anspielungen hierauf, die man von den Schülern vielleicht zusammenstellen läßt. So wird der Vater im Personenverzeichnis „regierender Graf" genannt; Franz spricht von seinem „Gebiete"[7]); Franz und Daniel vom „Huldigen"[8]); Moser gegenüber Franz von dem Leben von Tausenden, die dieser an der Spitze seines Fingers habe[9]), u. ä. m.

Aber nicht der „regierende Graf von Moor" ist die Hauptgestalt, sondern, wie wohl allgemein zugegeben wird, sein Bruder Karl. Vergegenwärtigt man sich noch einmal die Richtlinien Lehmanns[10]), so ist klar, daß auch bei der schulmäßigen Behandlung von der Charakteristik des Räubers Moor auszugehen ist und die anderen Fragen am besten von ihm aus beantwortet werden.

„Seinen Karl Moor fühlte der Dichter, seinen Franz Moor dachte er": Mit diesen Worten hat Hoffmeister in seinem immer noch lesenswerten Werke das Verhältnis der beiden Gestalten gekennzeichnet[11]). Mit solchen Schlagworten wird man freilich Schülern nicht kommen dürfen, aber so viel läßt sich auch schon in der Schule klarmachen, daß in der Art, wie der Dichter den unglücklichen Räuber handeln, reden, fühlen und untergehen läßt, nicht das Verbrecherische die Hauptsache ist, sondern eine ursprünglich zum Guten gerichtete, wenn auch später mißleitete Weltanschauung, von der die Besten von Schillers Zeitgenossen, wie Goethes Freund Zelter, ein Stück in sich fühlten[12]) und der Schiller selbst in einem Briefe an Körner mit den Worten huldigte: „Für mich spreche, wenn Sie wollen, Karl Moor an der Donau"[13]).

Fällt in dieser Weise das Schwergewicht der Behandlung auf Karl Moor, so

1) Wegweiser durch die klassischen Schuldramen II. Gera u. Leipzig 1892. 4.

2) a. a. O. 11ff.

3) Die Reihenfolge der wirklichen Behandlung wird sich natürlich nach den Bedürfnissen des Unterrichts zu richten haben, auch fallen selbstverständlich alle Literaturangaben weg. Überhaupt soll, um ein häufig angeführtes Wort zu wiederholen, diese Abhandlung nur zeigen, wie es gemacht werden kann.

4) Es ist in diesem Zusammenhange natürlich belanglos, daß die Familie selbst von altem Adel ist.

5) Schillers Räuber. Leipzig 1876. 99.

6) Dramaturgie des Schauspiels I. Oldenburg u. Leipzig 1897. 237.

7) II. Akt, 2. Szene. 8) IV, 2. 9) V, 1. 10) S. 227.

11) Schillers Leben, Geistesentwicklung und Werke I. Stuttgart 1838. 81.

12) Goethe-Zelter, Briefwechsel III (Reclam, ohne Jahr), 325: „... Ich war selber ein Karl Moor, wie wir jungen Leute alle" (Brief vom 13. November 1830).

13) Brief vom 10. Februar 1785. (Jonas, Schillers Briefe I. Stuttgart, ohne Jahr. 229).

kann sein Bruder verhältnismäßig kurz abgetan werden. Seine entsetzlichen Taten wirken durch sich selbst, er wird am besten von dem Standpunkte des richtigen Verbrechers gefaßt, wenn auch seine eigenen sophistischen Verteidigungsgründe nicht ganz übergangen werden dürfen. Zu warnen wäre wohl jedenfalls davor, den Schülern jene Auffassung nahezubringen, die in Franz nur das Erzeugnis einer verfehlten Erziehung und Behandlung sieht. Wenn Petsch ihn „eingeschüchtert" nennt[1]), Eckardt es beklagt, daß man ihm von je „mit Haß begegnet"[2]), und Biese seinen Selbstmord gar als eine „heroische Tat" bezeichnet[3]) — Gesichtspunkte, die übrigens auch Bulthaupt vertritt[4]) —, so wird eine tiefer schürfende Seelenkunde sie gewiß nicht als unberechtigt verwerfen: der Schule aber bleiben sie nichtsdestoweniger am besten fern.

Wichtiger erscheint mir demgegenüber die auch bei kursorischer Lektüre meines Erachtens nicht zu übergehende Frage, wieweit der Untertitel der Braut von Messina „Die feindlichen Brüder" auch für die Räuber Berechtigung habe. Daß es sich an und für sich um feindliche Brüder handle, soll natürlich nicht geleugnet werden, nur erweckt die Bezeichnung in den für feinere Unterschiede meistens wenig geeigneten Schülerköpfen eine Reihe der Braut von Messina entlehnter Vorstellungen, die das Verhältnis des Moorschen Brüderpaares leicht in ein falsches Licht rücken. Leider befördern Literaturgeschichten, wie die von Berger[5]) und Hettner[6]), diese ungenaue Auffassung und sprechen wohl gar, wie Kühnemann, vom „ausschließlichsten Gegensatz, den es gibt"[7]), oder man betont, wie Frick[8]) — und ähnlich Dörwald[9]) —, den „großen Konflikt zwischen Vater und Sohn". Aber ein Gegensatz im Sinne Don Cesars und Don Manuels liegt gar nicht vor, „von dem Schlangenhaß der Brüder"[10]) kann Amalie, wie es Beatrice mit Recht tut, gar nicht sprechen, da Karl, gleich Ferdinando in Klingers Zwillingen, gar keinen Haß gegen seinen Bruder empfindet. Auch daß der Haß „aus unbekannt verhängnisvollem Samen", wie Isabella erzählt[11]), emporgewachsen wäre, trifft für Franz nicht zu: die Frage nach dem Besitze des Majorats ist der für Franz Moor alles belebende Mittelpunkt. Ja, so sonderbar es zunächst klingt, ein eigentlicher Haß gegen Karls Persönlichkeit ist bei Franz auch nicht einmal zu finden: aus der Führung der Handlung im ersten und zweiten Akte geht hervor, daß sich Franz monatelang um den aus dem Herzen des Vaters Verstoßenen nicht im geringsten kümmert, daß ihm vielmehr der Besitz des Majorats Gewinn und Erfolg genug ist. Auch hat Schiller, was, soweit ich sehe, von keinem Erklärer genügend beachtet wird, den Räuber Moor noch nicht bei der Erkenntnis der gegen ihn selbst verübten Hinterlist in die Raserei größten Zornes versetzt, sondern erst nach Erkundung der gegen den Vater begangenen Greueltat. Wohl ruft er,

1) Freiheit und Notwendigkeit in Schillers Dramen. München 1905. 63.
2) Schillers Jugenddramen. Leipzig 1862. 103.
3) Pädagogik und Poesie. Berlin 1905. 316.
4) a. a. O. 237f.
5) Schiller I. München 1909. 143ff.
6) Goethe und Schiller I. Braunschweig 1876. 359.
7) Schiller. München 1914. 102. 8) a. a. O. 40.
9) Aus der Praxis des Unterrichts in Prima. Berlin 1908. 66.
10) Die Braut von Messina. Zeile 1224. 11) a. a. O. Zeile 24.
12) Die Räuber IV, 3.

„wider die Wand rennend", aus: „O Bösewicht, unbegreiflicher, schleichender, abscheulicher Bösewicht", aber schon wenige Zeilen später heißt es: „Meine Gegenwart soll dir den Genuß nicht länger vergällen — aber gewiß, es war nicht brüderlich gehandelt. Finsternis verlösche sie — die Untat — auf ewig, und der Tod rühre sie nicht auf." Ohne die Erscheinung des angeblich gestorbenen alten Moor würde also, nach Schillers Führung der Handlung zu urteilen, der rein brüderliche Zwist hiermit für immer sein Ende gefunden haben. Wieweit der Vater selbst an den schrecklichen Ereignissen mitschuldig ist, ist eine von Anfang an aufgeworfene und im allgemeinen gleichmäßig beantwortete Frage, und von Schillers Zeiten bis zur Gegenwart hat es hierbei an Ausdrücken wie „alter Narr"[1]), „schwachköpfig"[2]), „jammervolle Figur"[3]), „Schwachmatikus"[4]) nicht gefehlt. Wohl hat man hier und da — etwas gekünstelt freilich, wie Bulthaupt[5]) und Petsch[6]) — davor gewarnt, sich den Vater allzu kläglich vorzustellen, hat aus der szenarischen Bemerkung: „will Franzen an der Gurgel fassen"[7]) Schlüsse gezogen, die auf die Leidenschaftlichkeit früherer Jahre ein Licht werfen mögen: die Schule tut am besten, die Hilflosigkeit des Vaters ohne besondere Seitenblicke auf geistige Minderwertigkeit hinzunehmen, zumal da man so am ehesten die Meinung Schillers trifft, von dem auf dem Theaterzettel der Erstlingsaufführung der alte Moor als „ein allzu schwacher nachgebender Vater, Verzärtler und Stifter vom Verderben und Elend seiner Kinder"[8]) geschildert wird. Warum dieses Verderben und Elend bis zum Schlusse des Dramas einen getrennten Gang nimmt, d. h. warum der Dichter eine Begegnung der beiden Brüder vermieden hat, ist eine vielfach aufgeworfene Frage, und auch die Schule wird selbst bei nur kursorischer Behandlung ihr nicht ausweichen können. Zunächst dürfte klar sein, daß in dem getrennten Untergange der beiden Moor ein wenn auch nur indirekter Beweis dafür zu finden sei, daß, wie oben erörtert, das Thema der Braut von Messina hier nicht behandelt werden sollte. Auch Schülern kann man schon klarmachen, daß dann der Dichter einer großen Begegnungsszene, wie sie sich im Don Carlos, in Maria Stuart, in der Braut von Messina, im Tell finden, sicherlich nicht aus dem Wege gegangen wäre. Dies wird um so deutlicher, als sich die beiden — worauf selten aufmerksam gemacht wird — hinter der Szene persönlich so nahe kommen, daß Franz körperliche Eigenheiten des Fremdlings, „seinen langen Gänsehals, seine schwarzen, feuerwerfenden Augen, sein finsteres, überhangendes, buschichtes Augenbraun", in deutlicher Erinnerung behalten konnte[9]). Aber mit der bloßen Feststellung dieser Tatsache ist die immerhin sehr bemerkenswerte Führung der Handlung noch nicht erklärt, die die Beurteiler, wie Witkowski[10]) und Schreyer[11]), beanstandet haben und die Brahm mit der noch nicht

1) Zelter in dem oben angeführten Briefe an Goethe.
2) Berger a. a. O. 226.
3) O. Harnack, Schiller. Berlin 1905. 38.
4) Weitbrecht, Schiller in seinen Dramen. Stuttgart 1907. 47.
5) a. a. O. 250f. 6) a. a. O. 63. 7) Die Räuber II, 2.
8) Abgedruckt u. a. bei Vogt und Koch, Geschichte der deutschen Literatur II. Leipzig u. Wien 1910. 310.
9) Die Räuber IV, 2.
10) Schillers Werke, herausg. von Witkowski. IV. Leipzig 1910. 43.
11) Die dramatische Kunst Schillers in seinen Jugendwerken. Programm Pforta. 1897. 16.

vorhandenen Sicherheit Schillers, eine solche Szene zu wagen, hat begründen wollen[1]). Sachlich und sprachlich hat wohl Bulthaupt am ehesten das Richtige getroffen, wenn er eine solche Begegnung als „moralisch kaum zu ertragen“ bezeichnet[2]). Verkennen wir nicht, daß Karl Moors Richteramt über den Bruder bei jenem eine sittliche Höhe voraussetzen müßte, über die er bei weitem nicht verfügt. Bei allem Mitgefühl für den Räuberhauptmann, bei aller Anerkennung seiner ursprünglich zum Guten gerichteten Triebe, darf doch nicht übersehen werden, daß auch er ein Verbrecher ist, zwar ein „edler“, zwar ein Verbrecher — um sich einem anderen, verwandten Schillerschen Gedankenkreise zu nähern — „aus verlorner Ehre“, aber doch, wie er selbst sagt, „hinausschwindelnd ins Grab des Verderbens auf des Lasters schwankendem Rohr — mitten in den Blumen der glücklichen Welt ein heulender Abbadona“[3]). Es ist ein feiner, meistens übersehener Zug, daß Franzens Weissagung: „Vielleicht, Vater, erlebet Ihr noch die Freude, ihn an der Fronte eines Heeres zu erblicken, das in der heiligen Stille der Wälder residiert und dem müden Wanderer seine Reise um die Hälfte der Bürde erleichtert“[4]) — so aufs Wort in Erfüllung geht. Es ist dies doch wohl ein Wink des Dichters, auf die in Karl Moor schlummernden schlimmen Gewalten hinzuweisen, noch ehe die weitere Entwicklung der Dinge einen so entsetzlichen Wandel Karls äußerlich vermuten läßt.

Hat so der Dichter bei Franzens Ende mit großer Weisheit gehandelt, so ist der Abschluß des Ganzen nicht weniger bewundernswert. Unbegreiflich, wie hier Frick in seinem ewigen Verlangen nach restloser Vollständigkeit den Eindruck eines „Torso“ und „eines unharmonischen Abschlusses“ haben konnte[5]). Und dabei ist gerade für die Schule, deren Zwecke Frick bei seiner gesamten Schriftstellerei doch im Auge hatte, ein unbestimmtes Ausklingen wie das der Räuber von größtem Reize, wie der Schreiber dieser Zeilen aus seiner eigenen Lehrtätigkeit weiß, und ladet die Schüler ein zu mehr oder weniger phantasievollem Fortspinnen der vom Dichter nicht ganz zu Ende geführten Schicksalsfäden.

Nicht gerade notwendig, aber für eine weitere Ausgestaltung von Karls Charakter nicht unbedeutend ist ein näheres Eingehen auf den Römergesang. Fragt man die Schüler, ohne sie vorher durch Erklärungen beeinflußt zu haben, nach dem Zwecke dieses merkwürdigen Gesanges, so erhält man etwa so viel Antworten, als das Lied Strophen hat, eine Vielseitigkeit, die der Mannigfaltigkeit der literargeschichtlich geäußerten Meinungen ungefähr entspricht. Eine Stärkung für den Räuber im allgemeinen glauben Weltrich[6]) und Harnack[7]) in dem Liede zu finden, eine Erklärung, für die ja auch Moors eigene Worte sprechen: „Den Römergesang muß ich hören, daß mein schlafender Genius wieder aufwacht.“[8]) Kühnemann sieht in der Unersättlichkeit der Verschworenen, in der Moor seine eigene Maßlosigkeit erblickt, den Kern der Episode[9]). Das rein Politisch-Republikanische in der Haltung der Cäsarmörder machen Scherer[10]) und Hettner[11]) zum Mittelpunkte. Das Verantwort-

1) Schiller I. Berlin 1888. 136.
2) a. a. O. 239.
3) Die Räuber III, 2.
4) a. a. O. I, 1.
5) a. a. O. 39.
6) a. a. O. 375.
7) a. a. O. 52.
8) Die Räuber IV, 2.
9) a. a. O. 52.
10) Geschichte der deutschen Literatur. Berlin 1894. 505.
11) a. a. O. 360.

lichkeitsgefühl auch im Hades erscheint Bormann bedeutsam[1]). Anklänge zu dem Grundgedanken des Fiesko entdeckt Minor[2]). Als störend für den Zusammenhang weist schließlich Eckardt das Lied zurück, weil Karl Moor kein Brutus, sondern ein Catilina (!) sei[3]).

Gänzlich unzutreffend ist keine der hier verzeichneten Meinungen, mit Ausnahme vielleicht der letztgenannten; ob aber der Grundgedanke damit getroffen wird, scheint mir wenigstens zweifelhaft. So bedeutsam z. B. die republikanischen Anspielungen zu Anfang sind, wo Karl Moor in seinem Plutarch liest „von großen Menschen"[4]), so sehr tritt dieser Gedanke doch weiterhin zurück. Auch die Grenzenlosigkeit in dem Beginnen der Verschworenen hält einer näheren Prüfung als Grundgedanke schwerlich Stich, weil sich der Räuber in seinem eigenen Tun und Lassen vollkommen aufheben müßte, wenn er die Verschwörung gegen Cäsar verurteilen wollte. Wohl äußert er am Ende, „daß zwei Menschen wie ich den ganzen Bau der sittlichen Welt zugrunde richten würden"[5]), aber von da ist noch ein weiter Schritt bis zum Abscheu gegen die Tat an den Iden des März.

Wohl muß man meines Erachtens von dieser Tat ausgehen, um den tieferen Sinn des Liedes zu erkennen, aber nach einer meines Wissens von keinem Erklärer mit Entschiedenheit eingeschlagenen Richtung. Ich finde das Bedeutsame in der drei- und viermaligen Wiederholung der Worte Sohn und Vater in der vierten und fünften Strophe, und im besonderen den Kern des Ganzen in der vierten, Cäsars, des „Vaters" Anklage gegen Brutus, den „Sohn" enthaltenden Strophe. Daß die Worte Vater und Sohn hier wörtlich gemeint sind, scheint mir trotz der dawidersprechenden geschichtlichen Erkenntnis[6]) nicht zweifelhaft: zu dem politischen Morde hat sich hier der Vatermord gesellt, die Unnatur in der entsetzlichsten Form, jene Unnatur, die das Thema des ganzen Werkes ist. „Wenn Vaterliebe zur Megäre wird, o, so fange Feuer, männliche Gelassenheit", ruft Karl nach Empfang des gefälschten Briefes[7]), und auch Franz redet, allerdings von seinem verbrecherischen Standpunkte, die „heulende Selbstverklagung" an, „die du dein eigen Haus verwüstest und deine eigene Mutter verwundest"[8]). Das sind Gedankengänge, die doch ganz auffällig das elterliche Verhältnis in seiner schlimmsten Entartung betonen gleich den sonst wenig berechtigten, wiederholt wiederkehrenden Worten Sohn und Vater in der Ode. Die Betonung der fürchterlichen Erkenntnis der ihn und die Seinen umstrickenden Unnatur scheint mir der künstlerische Zweck des Liedes zu sein, zumal da die Hoffnung, daß durch den Römergesang sein „schlafender Genius" wieder aufwache, sich keineswegs erfüllt. Vielmehr geht er nach dem Gesange „tiefdenkend auf und nieder" und erwägt den Gedanken des Selbstmordes.

Auch im Fiesko macht man meines Erachtens den Charakter des Helden am besten zum Mittelpunkt der Besprechung, wobei diesmal Fricks Entwicklung dem Lehrer recht gute Dienste leisten kann[9]). Um so mehr muß aber alles den Helden nicht un-

1) Schillers Dramentechnik in seinen Jugendwerken (Studien zur vergleichenden Literaturgeschichte. 5. Ergänzungsheft. Berlin 1905. 104).

2) a. a. O. 347. 3) a. a. O. 155.

4) Die Räuber I, 2. 5) a. a. O. V, 2.

6) Ihne, Römische Geschichte VII. Leipzig 1890. 227, 236.

7) Die Räuber I, 2. 8) a. a. O. II, 1. 9) a. a. O. 50ff.

mittelbar Betreffende zurücktreten, denn Palleskes überschwengliches Lob hat für das Drama in seiner Gesamtheit kaum Berechtigung[1]), und richtig dürfte nur Hettners Bemerkung über die aus dem Charakter und der tragischen Schuld sich besonders deutlich entwickelnde Katastrophe bleiben[2]). Man mache die Schüler darauf aufmerksam, wie die Bewunderung, die Fiesko sich selbst und die andere ihm zollen, ganz wesentlich der Hebel der Handlung ist. Kühnemann hat hierhergehörige Stellen, allerdings sehr unvollständig, zusammengetragen[3]). Sie von den Schülern planmäßig zusammenstellen zu lassen, gibt einen vortrefflichen Richtpunkt für die Lektüre ab. Beginnt man hierbei mit den Bemerkungen des Personenverzeichnisses, wo Fiesko alsbald als ein „junger, schlanker, blühendschöner Mann" bezeichnet wird, so finden sich, die szenarischen Bemerkungen mitgerechnet, reichlich 20 hierhergehörige Punkte, von denen einige, wie Fieskos eigener Vergleich mit einem „entrüsteten Elefanten"[4]), in ihrem Überschwange beinahe nicht ganz frei von einer gewissen unfreiwilligen Komik sind. Aber diese Verherrlichung durch sich und andere hat der Held nicht als etwas Äußerliches vom Dichter mitbekommen. Man wird bei der Durchnahme immer zu zeigen haben, wie die Verschwörung ganz und gar von ihrem Leiter abhängig ist, wie er sich dessen wohl bewußt ist und wie der Aufstand der Handwerker nur recht gemischte Gefühle in Fiesko hervorruft[5]). Daß aber alle diese sich in wenigen Tagen überstürzenden Begebenheiten das Ergebnis jahrelangen Hoffens und Planens sind — „Jahre voraus genoß ich das Fest jener Stunde, wo ich den Genuesern ihre Herzogin brächte", redet er seine tote Gemahlin an[6]) —, wird nur zu häufig übersehen und ist doch ein nicht unwesentlicher Zug in dem Gesamtauftreten des Helden.

Wird so der Gang der Handlung durch Fieskos Persönlichkeit straff zusammengehalten, so ist das bei dem dramatischen Aufbau nicht minder der Fall. Sich im Unterricht dem dramatischen Aufbau bei Besprechung jedes Dramas unter Zugrundelegung des bekannten Schemas von Gustav Freytag eingehend zuzuwenden[7]), ist mit Recht abgekommen[8]). Aber diese Frage gänzlich unerörtert zu lassen, ist auch wieder unangebracht, und will man bei Behandlung der drei Dramen überhaupt etwas über diesen Gegenstand mitteilen, so ist die Erörterung des Fiesko der gegebene Zeitpunkt. Nirgends sonst findet sich das tragische Verhängnis so klar herausgearbeitet wie im ersten Auftritt des dritten Aktes in Verrinas Worten: „Fiesko muß sterben." Sie enthalten deutlich das dem Helden auf jeden Fall drohende Verhängnis. Minors unverständliche Bemängelung dieser Tatsache[9]) hat Bellermann mit Recht zurückgewiesen.[10])

Auch Verrinas merkwürdiges Schlußwort: „Ich geh' zum Andreas" ist bekanntlich sehr verschieden beurteilt, seine Möglichkeit überhaupt in Frage gestellt worden.

1) Schillers Leben und Werke I. Berlin 1842. 424.
2) a. a. O. 365. 3) a. a. O. 176. 4) Fiesko I, 9.
5) a. a. O. II, 7: „Narren, die glauben, Fiesko von Lavagna werde fortführen, was Fiesko von Lavagna nicht anfing! Die Empörung kommt wie gerufen. Aber die Verschwörung muß meine sein."
6) a. a. O. V, 13.
7) Technik des Dramas. Leipzig 1901. 102.
8) Matthias, Praktische Pädagogik. München 1908. 70.
9) Schiller II. Berlin 1890. 45.
10) Schillers Dramen I. Berlin 1898. 127.

Doch berühren die hierhergehörigen Fragen zu sehr die praktische Politik und die im praktischen Leben überhaupt vorkommenden Kompromisse, als daß mit Schülern, denen diese Seiten des Lebens glücklicherweise meistens noch unbekannt sind, eine Besprechung, zumal bei kursorischer Lektüre, angebracht wäre. Mit der äußeren Feststellung der Tatsache, daß mit Beseitigung der alles belebenden Hauptperson auch Verrinas Rolle ausgespielt ist, wird man sich in der Regel begnügen müssen.

Ein derartiger, alles beherrschender Held fehlt in Kabale und Liebe und macht die Wahl des Standpunktes einigermaßen schwierig, von dem aus das Werk zu besprechen ist. Statt eines Helden haben wir zwei, die beiden Liebenden, und beide erwecken, um von den andern Personen ganz zu schweigen, so wenig jenes von Schillerschen Helden sonst ausströmende Gefühl, daß, um einen Ausdruck des Dichters anzuwenden, der „Grund des Vergnügens an tragischen Gegenständen" nicht ganz leicht zu finden ist. Das gleiche gilt von dem Grundgedanken: Mit der Jugend die hier in die Erscheinung tretenden geschlechtlichen Motive nicht unbedenklicher Art gerade zum Hauptgegenstand der Erörterung zu machen, erscheint wenig angebracht, so wenig hier etwa einer Prüderie im Sinne gewisser Schriftsteller-Schulausgaben das Wort geredet werden soll. Somit bleibt, in Lehmanns Sinne, nur die „Komposition", der Aufbau der Handlung übrig, dem auch von einem so wenig günstigen Beurteiler der Schillerschen Dramatik, wie Otto Ludwig, der Preis gegenüber allen andern Werken des Dichters zugesprochen worden ist[1]). Aber auch das hat seine Schwierigkeiten, weil nach zweierlei Seiten, bezüglich des Höhepunktes und hinsichtlich der Schuld der Hauptpersonen, die Meinungen keineswegs einhellig sind.

Der Höhepunkt eines Dramas ist nach der gangbaren Theorie die Stelle, „in welcher das Ergebnis des aufsteigenden Kampfes stark und entschieden heraustritt". Hinter ihm muß „die Spannung auf das Neue erregt werden, dazu müssen neue Kräfte, vielleicht neue Rollen vorgeführt werden"[2]). Wendet man diese Lehre auf Kabale und Liebe an, so genügt ihr das gewaltige Ende des zweiten Aktes vollauf: das Eindringen des Präsidenten in Millers Haus und die von allen Beteiligten in stärkster Form vorgebrachte Willensäußerung über ihr bisheriges Verhalten. Die Liebe hat den vorläufigen Sieg errungen und die Kabale tritt in ihr Recht, was dem weniger aufmerksamen Hörer noch sinnfälliger würde, wenn der Dichter sein Werk Liebe und Kabale genannt hätte. Auf den sittlich erhabenen Triumph des „Spiels" folgen die unsittlichen, zum Verderben aller führenden Machenschaften des „Gegenspiels"; der oben erwähnten Theorie von den neu auftretenden Kräften entspricht die Sachlage vollkommen. Trotzdem haben die Beurteiler fast einstimmig die Lehre vom Höhepunkt auf die Briefszene (III, 6) angewandt, auch sonderbarerweise Gustav Freytag selbst[3]), sowie Berger[4]), der auf den oben erwähnten Einschnitt zwischen Liebe und Kabale ganz richtig aufmerksam macht. Soviel ich sehe, ist in der gesamten Schillerliteratur Fricks Buch das einzige, das den eingangs erwähnten Standpunkt vertritt.[5]) Einen Mittelweg scheint Volkelt einschlagen zu wollen, wenn er von der „tragischen Mitte"[6]) spricht, „wo der Präsident mit gebieterischem Willen dazwischentritt".

1) Studien I. Leipzig 1891. 292. 2) Gustav Freytag a. a. O. 113. 116.
3) a. a. O. 112. 4) a. a. O. 377. 5) a. a. O. 114.
6) Ästhetik des Tragischen. München 1906. 387.

Ich habe es immer für vorteilhaft gehalten, meine Schüler, natürlich ohne Nennung der Gewährsmänner, auf beide Ansichten hinzuweisen, um ihnen so zu zeigen, daß im Leben der Wissenschaft auf eine Frage keinesfalls immer nur eine Antwort möglich sei, und ihnen Goethes Wort in Erinnerung zu bringen: „Grau, Freund, ist alle Theorie." Den zweiten hierher gehörigen Punkt, die Schuldfrage, überhaupt noch besonders zu behandeln, erscheint nicht unbedenklich, seit Matthias sie eine Verengung und Einseitigkeit des deutschen Unterrichts genannt hat.[1]) Aber von einseitiger Überschätzung dieser Frage bis zur gänzlichen Vernachlässigung ist doch ein weiter Schritt, und der schreckliche, jedem besonders nahegehende, weil in bürgerlichen Kreisen spielende, Ausgang fordert mehr als in andern Dramen zur Beantwortung der aufgeworfenen Schuldfrage auf. Sie nun wiederum ist schwer zu trennen von der Frage nach der Wahrscheinlichkeit oder auch nur Möglichkeit der ganzen Handlung überhaupt, einer Frage, auf deren Beantwortung man in der Schule — zumal bei kursorischer Lektüre — aus leicht ersichtlichen Gründen am besten verzichtet. Aber auch davon abgesehen, kann mit den Schülern die Willfährigkeit Luisens, den Brief zu schreiben, und die Leichtgläubigkeit Ferdinands bezüglich der Echtheit des Briefes und der daraus sich ergebenden Folgen als Schuld erörtert werden, oder man kann, der Darstellungskraft des Dichters huldigend, durchblicken lassen, daß Schiller alles getan habe, die Verirrungen der beiden Liebenden glaublich erscheinen zu lassen. Aber weiterzugehen und, mit Schreyer[2]), mangelnde Liebe bei Luise vorauszusetzen, ist meines Erachtens entschieden bedenklich. Er findet ihre Rede vielfach „recht kühl und reflektiert" klingend und zweifelt daher an ihrer wahren Liebe zu Ferdinand. Aber sollte das nicht aus der „höllischen Pestilenzküche der Belletristen" kommen, aus der Luise, nach des Vaters Meinung, „Alfanzereien einsaugt".[3]) Der Dichter hätte, wenn man diesen Einwurf gelten läßt, das einigermaßen Verbildete in Luisens Wesen dann planmäßig festgehalten und wäre zu loben statt zu tadeln, denn mit ihrer Gesinnung gegen Ferdinand hat das nicht das Geringste zu tun. Überdies ist dem Dichter auch in seinen Meisterwerken das eigentlich Weibliche wie Kindliche nie recht gelungen: Wie erkältend berührt nicht Walther Tells Auftreten bei der Apfelschußszene im Vergleich zu dem kindlichen Geplauder Karls von Berlichingen. Schiller war eben nicht nur in der Theorie, sondern auch in der Kunstausübung durchaus ein Vertreter der „sentimentalischen Dichtung".

Hat man bis zu diesem Punkte etwa die drei Dramen getrennt behandelt, so bietet sich zum Schlusse Gelegenheit, einiges den drei Werken Gemeinsame zusammenzufassen und so zu zeigen, daß diese Dreiheit zugleich eine sehr beachtenswerte Einheit darstellt. Ich rechne hierher in erster Linie die Frauen, über die sich das den drei Stücken Gemeinsame besonders leicht und augenfällig zusammenstellen läßt. Beachtenswert ist zunächst die durchaus leidende Haltung aller weiblichen Personen, wobei auch die Lady Milford nicht zu vergessen ist, die, wenn auch freiwillig, auf ihre herrschende Stellung bei Hofe verzichtet, nachdem die Unterredung mit Luise[4]) den tiefsten Eindruck bei ihr hinterlassen hat. Besonders drastisch zeigt sich dies Verhältnis ferner in den mehr als derben Äußerungen des Musikus Miller gegenüber

1) Aus Schule, Unterricht und Erziehung. München 1901. 270.
2) a. a. O. 33. 3) Kabale und Liebe I, 1.
4) Kabale und Liebe IV, 7.

seiner Frau[1]), die, beiläufig bemerkt, nicht so spurlos im zweiten Akt verschwindet, wie dies unter anderem Berger behauptet[2]), sondern später als wieder im Hause anwesend vom Dichter gedacht wird, da Miller, als er am Ende „das bargelbe, leibhaftige Gottesgold“ Ferdinands erblickt, voll Freude ausruft: „Weib! Tochter! Herbei!“[3]) Merkwürdig erscheint auch die gänzliche Abwesenheit mütterlichen Einflusses in den Räubern; hier wird auch in der Szene „an der Donau“, wo Karl Moor seiner Jugendzeit so ergreifend gedenkt, die Mutter mit keinem Worte erwähnt.[4])

Ertragreich erscheint auch ein zusammenfassender Überblick über den Humor der drei Dichtungen. Schiller hat sich später, außer in Wallensteins Lager, in seinen klassischen Werken dieser Weltauffassung nicht wieder zugewandt. Man sollte daher diese Seite der Jugenddramen nicht so vernachlässigen, als es meistens geschieht. Kuno Fischers bekanntes Werk[5]) bietet hier auch für den Lehrer viel Brauchbares. Man mache, um nur einen Punkt dieser Betrachtung zu erwähnen, auf die verschiedenen Arten des hier sich äußernden Humors aufmerksam. Man weise darauf hin, daß z. B. Millers Humor, dem es in Wirklichkeit mit seinen für uns teilweise erheiternd wirkenden Reden immer bitterernst ist, ganz anderer Art als der des Mohren ist. Man bemerke, daß z. B. Spiegelbergs und des Mohren Witze der gleichen niedrigen Gesinnung entspringen, daß aber für den Mohren die unverkennbare geistige Überlegenheit einzunehmen geeignet sei, u. ä. m.

Wieweit die Namen Wurm, Kalb und Bock in Kabale und Liebe vom Dichter humoristisch oder symbolisch gedacht sind und heute noch humoristisch wirken, ist eine wohl aufzuwerfende, aber in ihrer Allgemeinheit schwer zu beantwortende Frage. Man könnte, wie bei den Namen der Räuber Grimm und Schufterle, an einen solchen gewollten Nebensinn denken, wenn nicht die zu des Dichters Zeit vorgefallenen Eheirrungen des weimarischen Kammerpräsidenten von Kalb[6]) für diesen Namen wenigstens eine solche Vermutung ausschlössen. Auch haben von den Beurteilern nur wenige zu dieser Frage sich geäußert. Von den älteren findet Eckardt die Namen „sehr bezeichnend“[7]), während umgekehrt Düntzer „die Würde eines Trauerspieles“ durch sie verletzt erachtet[8]); von den neueren machen nur Kontz[9]) und Kühnemann[10]) bei Erwähnung des Namens Wurm kurze, den Nebensinn beleuchtende Bemerkungen.

Es versteht sich, daß auch im allgemeinen das in den drei Werken zutage tretende Wesen des Sturmes und Dranges gekennzeichnet wird. Der Überschwang der Sprache, die den an sich ganz verschiedenen Persönlichkeiten, wie Karl Moor, Fiesko, Ferdinand, eigene, ihnen einen übereinstimmenden Zug verleihende gärende Unzufriedenheit müssen zusammenfassend besprochen werden. Wieweit dabei Persönliches aus

1) Man beachte folgende Blütenlese: Infame Kupplerin (I, 1). — Alberne Gans. — Esel. — Wettermaul (II, 2). — Rabenaas. — Blaues Donnermaul. — Kupplerin (II, 4). — Alte Heulhure (II, 7).

2) a. a. O. 372. 3) Kabale und Liebe V, 5. 4) Die Räuber III, 2.

5) Schiller als Komiker. Heidelberg 1891.

6) Berger a. a. O. 358. 7) a. a. O. 84.

8) Schillers Kabale und Liebe. Leipzig, ohne Jahr. 67.

9) Les Drames de la Jeunesse de Schiller. Paris 1899. 353: „Le nom de Wurm, que porte ce coquin, indique son caractère vil et rampant.“

10) a. a. O. 199: ... „der Wurm, der sich streckt nach der süßen Frucht.“

des Dichters Leben zur Sprache komme, wird sich nach dem vorgesetzten Maße der zu erteilenden literargeschichtlichen Belehrung richten. Schillers eigene Beurteilung seiner Erstlingswerke, vor allem die Selbstkritik der Räuber im Württembergischen Repertorium, möchte ich mit Schreyer[1]) mehr als einen Scherz ansehen und verstehe nicht ganz die Bedeutung, die Frick[2]) und Wendt[3]) ihr beimessen. Das gleiche gilt von den einigermaßen schwulstigen Worten der „Erinnerung" auf dem Theaterzettel der ersten Fieskoaufführung. Dagegen scheinen mir einige Stellen aus des Dichters Briefen zu näherer literargeschichtlicher Beleuchtung auch für die Zwecke der Schule recht geeignet. Das Geständnis an Körner, daß er sein Erstlingswerk seiner medizinischen Tätigkeit sozusagen abgerungen habe[4]), sagt mehr als lange Erörterungen über diesen Gegenstand. Auch seine Bitte an Cotta, ihm ein Exemplar der Ur-Räuber zu senden, das er behufs neuer Änderungen einer neuen Ausgabe zuratezie hen will[5]), scheint pädagogisch verwertbar. Sie zerstört am besten die gerade bei Schülern geläufige Ansicht, als ob ein Genie seine Werke ohne ernste Arbeit schaffe — eine Ansicht, die ja gerade bezüglich der Räuber auch sonst viele Vertreter gefunden hat und auch in ein sonst schätzenswertes französisches Werk übergegangen ist.[6]) Wenn ferner Schiller gesteht, er könne keines Menschen Freund sein, der sich nicht „zu kühnen Tugenden oder Verbrechen, weder im Ideal noch in der Wirklichkeit"[7]) zu erheben vermöge, so kann diese Briefstelle, natürlich mit den nötigen Erläuterungen versehen, den Schülern zeigen, daß z. B. eine Gestalt wie Karl Moor nicht bloß eine rein äußerliche Schöpfung war — eine Tatsache, über die Schillers literarischer Gegner Ständlin ein sehr beachtenswertes Urteil gefällt hat[8].)

Ist somit der Begriff des Sturmes und Dranges als den drei Dramen untereinander verwandt aufgezeigt worden, so wird der Blick auf ferner liegende, verwandte Stoffe nicht ganz fehlen dürfen. Die große Bedeutung, die die Theoretiker, Frick an der Spitze, ihm beimessen, vermag ich nicht ganz zu würdigen. Der Lehrer täuscht sich in den meisten Fällen, für die Allgemeinheit der Klasse etwas zu klarerer Herausstellung der Begriffe gewonnen zu haben, wenn er Franzens bekannten Monolog mit dem Eingangsmonolog Glosters in Shakespeares Richard III. vergleicht oder Klingers Zwillinge zu näherer Beleuchtung häuslicher Zerrüttung heranzieht. Der

1) a. a. O. 23 Anmerkung. 2) a. a. O. 35. Anmerkung.

3) Didaktik und Methodik des deutschen Unterrichts. München 1896. 75.

4) 2. Februar 1789: „Als ich während meines akademischen Lebens plötzlich eine Pause in meiner Poeterei machte und zwei Jahre lang mich ausschließlich der Medizin widmete, war mein erstes Produkt nach diesem Intervall doch gleich die Räuber" (Jonas, Schillers Briefe II. Stuttgart, ohne Jahr. 217).

5) 14. November 1797: „Ich brauche es, um bei der neuesten Ausgabe das Brauchbare daraus zu benutzen" (a. a. O. V, 286). Hierzu Petersen, Schiller als Redaktor eigner Werke. Euphorion XII. Leipzig u. Wien 1905. 45.

6) Chaquet, Études de Littérature allemande II. Paris 1902. 204: „Evidemment Schiller n'avait pas fait de plan, et il composa sa pièce sans méthode."

7) An Körner 29. August 1787: „Reinhard wird sich nie zu kühnen Tugenden oder Verbrechen, weder im Ideal noch in der Wirklichkeit, erheben, und das ist schlimm. Ich kann keines Menschen Freund sein, der nicht Fähigkeit zu einem von beiden oder zu beiden hat" (a. a. O. I, 399).

8) Brief an Bodmer: „Sein (— Schillers —) Charakter ist wie seines Karl Moor. Ein wilder, stolzer Geist, der keinen neben sich dulden will" (angeführt bei Minor, a. a. O. I, 320).

eine oder andere Schüler wird ja diese Dinge kennen und den Vergleich zu würdigen vermögen: für die Mehrheit bedeutet es immer die Vergleichung einer ihr bekannt gewordenen Sache mit einem mathematischen X. Anders steht es natürlich mit den den Schülern früher beim Unterricht bekannt gewordenen Kunstwerken: sind Goethes Götz und Lessings Emilia Galotti vorher behandelt worden, so wäre es gewiß ein Fehler, einen Rückblick auf sie zu vermeiden. Aber auch hier kann des Guten leicht zu viel geschehen: so kann ich z. B. Erich Schmidts Bezeichnung des Mohren als eines „ausgezeichneten Rivalen" des Banditen Angelo nur als einen recht gekünstelten Vergleich des großen Gelehrten ansehen.[1]) Auch eine Vergleichung Götzens mit Karl Moor wird das Gegensätzliche neben der Ähnlichkeit hervorzuheben nicht verfehlen dürfen: Götz zeigt uns die zerrüttenden Wirkungen von Sturm und Drang bei weitem nicht in dem Maße wie Karl Moor. Es ist, als ob die anfänglich maßlosen, aber bald sich mäßigenden Erscheinungen jener Bewegung in den Räubern noch einmal in voller Wucht wiedergekehrt wären. Denn „wenn auch die Welt im ganzen vorschreitet, die Jugend muß doch immer wieder von vorn anfangen und als Individuum die Epochen der Weltkultur durchmachen."[2])

So etwa kann sich in großen Zügen die Besprechung der drei Werke kursorisch gestalten. Sie führt aber nur dann zu rascher Erledigung, wenn der Lehrer den Mut hat, Nebensächliches als nebensächlich zu behandeln. So ist es z. B. für einen zusammenfassenden Überblick gleichgültig, ob die Handlung in Kabale und Liebe nach Bellermann[3]) und Düntzer[4]) drei, oder nach Kettner[5]) zwei Tage umfaßt; es ist nebensächlich, ob der in den Räubern erwähnte „dreispitzige" Degen[6]) wirklich drei Spitzen oder nur drei Kanten hat[7]); es ist von keiner Bedeutung, wie in dem Satze „das ist ja recht alexandrinisch geflennt"[8]) das Wort alexandrinisch vorn zu schreiben und demnach aufzufassen ist.[9]) Vor allem muß jeder Ausblick auf des Dichters Vorlagen und Quellen unterbleiben, der geeignet ist, sich störend zwischen die Dichtung und die Schüler zu stellen. Ein Vergleich der Räuberfabel mit Schubarts Erzählung „Zur Geschichte des menschlichen Herzens", ein Vergleich der Begebenheiten im Fiesko mit den geschichtlichen Begebenheiten[10]) darf auch, so lehrreich er an und für sich ist, nicht in Frage kommen. Die Tugend der Enthaltsamkeit ist keineswegs eine so selbstverständliche pädagogische Tugend, daß ihr nicht ein empfehlendes Wort am Schlusse dieser Ausführungen zukäme.

---

1) Lessing II, Berlin 1899. 51.
2) Goethe zu Eckermann über Schiller, 17. Januar 1827 (Gespräche I. Reclam 212).
3) a. a. O. I, 167. 4) a. a. O. 83.
5) Schillerstudien. Programm Pforta 1894. 35. 6) Die Räuber III, 2.
7) Zeitschr. f. d. deutsch. Unt. VII. Leipzig 1893. 459. (Kettner, Zu Schillers Dramen.)
8) Die Räuber I, 2.
9) Zeitschr. f. d. deutsch. Unt. VII. 168ff. (Düntzer, Zu Schillers Dramen.)
10) Landwehr, Dichterische Gestalten in geschichtlicher Treue. Bielefeld u. Leipzig 1893. 1ff.

Wilhelm Schäfer.

Als ich mich in den Tagen österlicher Stille in das Lebenswerk des rheinischen Dichters Wilhelm Schäfer[1]) hineinlas, wunderte ich mich, daß noch niemand die Leser unserer Zeitschrift darauf aufmerksam gemacht hat. Und als ich zum Schluß mit tiefer Ergriffenheit aus Schäfers kurzem Lebensabriß bestätigt fand, was ich gefühlt hatte, daß es ein Dichter voll tiefsten Verantwortungsgefühls ist, ein rechter Führer unseres Volkes, da erschien es mir als eine Pflicht, gerade unter den Führern unserer Jugend für ihn zu werben und ihn dabei möglichst selbst reden zu lassen.

Von seinen Jugendarbeiten hat Schäfer nichts in die Sammlung aufgenommen, da darin wie bei aller Jugend sein Eifer auf das Besondere statt auf das Allgemeine gegangen sei. „Aus dieser Sackgasse führte mich Johann Peter Hebel in das epische Dasein seines „Rheinländischen Hausfreundes", „nicht nur ein Meister der Erzählung, sondern einer der vollkommensten Epiker überhaupt. Wie er eine epische Sache beim Schopf packt, nämlich bei der Handlung, und unbesorgt um Stimmung und sonstige Requisiten der modernen Erzählungskünstelei aufs Ziel losgeht, das ist wirkliche Meisterschaft. Bei Hebel findet sich der Leser vom ersten bis zum letzten Satz an der Hand geführt, nicht anders als ob der Dichter ihm den geradesten Weg durch die Vorgänge zeigen und ihn durch seine Schalkhaftigkeit noch angenehm verkürzen wolle." Hebel wurde also Schäfers Erzieher zur Epik, wenn es auch nicht so leicht wurde mit seiner Nachfolge. 1908 erschienen die ersten „Anekdoten". Dieser Name „sollte nichts anderes besagen, als daß sie in irgend ein Stück Weltgeschichte anekdotisch, d. h. von einer zufälligen Seite aus hinein leuchteten", er will damit wieder zu der kurzen Novelle zurückkehren, wie sie Boccaccio und die altdeutschen Novellen zeigen. Den Anekdoten wurde der Vorwurf gemacht, sie seien zu altertümelnd; sie waren freilich „in der strengen Zucht epischer Sprechweise und aus dem Dasein der deutschen Sprache gearbeitet", aber der Dichter darf feststellen, daß die deutsche Erzählung sich jetzt immer mehr dieser epischen Strenge zuwendet. Dasselbe Jahr 1908 brachte Schäfers liebevoll nacherzählte „Rheinsagen", 1909 folgten die „Mißgeschickten", die zeigen, wie fein der Dichter sich in die Seele besonders zartveranlagter Menschen versetzen kann und trotz persönlichstem Anteil an dem Geschick der Freunde den sicheren Abstand des Darstellers gewinnt. Diese sichere Überlegenheit zeigte auch die Unterbrochene Rheinfahrt (1913), die mit all dem bunten Wechsel des Erlebens uns in ihren Bann zwingt trotz der fast kühlen Ruhe der Darstellung, die immer wieder an den Erzähler Goethe erinnert. Inzwischen hatte Schäfer in der „Halsbandgeschichte" den Versuch gemacht, die epische Form auf ein Stück Weltgeschichte zu übertragen (1909). 1911 erschienen dann seine „Dreiunddreißig Anekdoten", die Schäfer weiteren Kreisen bekannt machten. Er sieht das Eigenartige an ihnen darin, daß sie nicht von den Augen des Lesers verschlungen sein wollen. „Die wirkliche Erzählung

1) Wilhelm Schäfer, Erzählende Schriften in 4 Bdn. Geh. 30,—, geb. M. 42, ; Bd. 1: Anekdoten und Novellen, Bd. 2: Rheinsagen; Halsbandgeschichte; Die Mißgeschickten; Die unterbrochene Rheinfahrt. Bd. 3: E.ne Chronik der Leidenschaft. Bd. 4: Lebenstag eines Menschenfreundes. Die Werke sind auch einzeln erschienen. München 1918, Georg Müller. Ebenda Wilhelm Schäfer, Lebensabriß. 1918. M. 1,50.

will aus dem Papier das Wort und die Sprache lebendig werden lassen. Sie will dem Leser etwas anderes geben als die rasch verschlungene Gegenständlichkeit: sie ist, wenn das Bild erlaubt wird, ein Rosenkranz, der Perle für Perle abgebetet werden muß. Vom ersten bis zum letzten Satz ist sie zu einer Schnur gereiht, darin jeder Satz dem andern die Führung weiter gibt, um eben dadurch unlösbar und selbständig zu sein. Nur so, indem jeder Satz, klanglich wie gedanklich, ein selbständiges Gebilde ist und doch dem Ganzen rhythmisch untertänig, ist die Erzählung fähig, Wort und Sprache für das Ohr zu werden, dem sie gehört."

1912 brachte dann Schäfers erstes großes Werk, Karl Stauffers Lebensgang: Eine Chronik der Leidenschaft. Ihn begeisterte die wahrhaft faustische Leidenschaft zur Kunst in dem Menschen, der letzten Grundes kein Künstler sein konnte, er wollte die Erbarmungslosigkeit dieser Leidenschaft dartun und die Tragik in ihrem unglücklichen Liebhaber zeigen. Aber in der Hoffnung, damit ein allgemeines Sinnbild aufzustellen, sah sich Schäfer betrogen, weil er erkennen mußte, daß der Leser nicht bis zum entscheidenden Punkte mitzugehen vermag, weil die Leidenschaft zur Kunst außerhalb des Allgemeinmenschlichen liegt.

So setzt Schäfer denn zum dritten Male an, „anstatt einer anekdotischen Nebenfigur ein Sinnbild der Weltgeschichte, d. h. des ringenden Menschengeistes in ihr zu finden". Er schafft sein Pestalozzibuch, den „Lebenstag eines Menschenfreundes" (1915). Daß er wieder einen historischen Helden wählt, liegt in der Absicht des Buches begründet. Der Leser will, so meint Schäfer, etwas vom Leben erfahren, damit ihm aus dem Helden des Dichters ein Kamerad erwachse, ein Sinn- und Vorbild seiner eigenen Tapferkeit. Er will nicht das Abenteuer des einzelnen, der natürlich Hinz und Kunz sein könnte, sondern das der Menschheit, er will als Leser etwas in der Ewigkeit bedeuten, das ihn über sein tägliches Dasein hinaus ins Schicksal der Menschheit hebt."

Ich habe bisher dem Dichter das Wort gelassen, damit er selbst seine große, erzieherische Absicht aufzeigen konnte. Ich will nun kurz von mir aus sagen, daß ich von seinen Gestalten tief ergriffen bin. Auch die kleineren Geschichten lassen einen nicht so leicht mehr los — die großen Gestalten aber gehen einem nach und verlangen, daß man sich mit ihnen auseinandersetze über die Grundfragen des eigenen Lebens. Das ist aber nur das eine, was uns diese Werke so lieb macht, das andere ist die feingeschliffene Form und die Sicherheit, mit der er aufs Ziel geht — mag man heute im Hinwühlen des eigenen Erlebens den Hauptwert sehen — es ist doch etwas um diese kunstvolle Gestaltung, die nur daran denkt, wie sie dem Leser den Gedanken in der klarsten Form darreicht, eine Kunst, die freilich nur dem reifen Manne gelingen konnte, der sich einer großen Verantwortung bewußt ist.

Und das ist das Große, womit Schäfer seinen Lebensabriß beschließt: dies Bekenntnis zu seiner hohen Berufung als Sprecher der Volksseele, dem aber der Leser als der andere Sprecher gegenübertreten soll, daß „die beiden als Ich und Du das eigentliche Gespräch dieser Volksseele und des Menschengeistes führen". Aus dieser Auffassung heraus erwuchs dem Dichter in der Zeit des Krieges ein schweres Ringen um die Berufung unseres Volkes. Ihm kann Kultur nur da sein, wo das Gewissen des einzelnen sich zur sittlichen Persönlichkeit durchfindet und wo die Gesellschaft zur Gemeinschaft solcher Persönlichkeiten wird. Daran prüft er nun sich und sein

Volk und findet daraus den Entschluß, das Schicksal der suchenden leidenden Volksseele in einer großen epischen Darstellung zu fassen, in einer „Geschichte der deutschen Seele". Wird das Buch das, was es verspricht, dann werden wir in ihm einen starken Mitkämpfer haben in unserm Ringen um ehrliche, klare Erkenntnis der deutschen Art und ihrer Aufgabe. Walther Hofstaetter.

Zum „Ansichtskartenaufsatz".

Von **Robert Petsch** in Posen.

Es wäre sehr zu begrüßen, wenn die Anregungen Dr. Konrads (Band 32, S. 489f.) auf fruchtbaren Boden fielen. Vor auserlesenen Kunstwerken, die womöglich der Klasse im ursprünglichen Maßstabe dargeboten, zugleich aber jedem einzelnen Schüler in einer scharfen, verkleinerten Wiedergabe in die Hand gegeben werden, läßt sich am ehesten erproben, wie weit etwa eine allgemeine Anleitung zur Betrachtung von künstlerischen Schöpfungen eingedrungen ist und von welcher Seite jeder einzelne sich der Kunst am leichtesten nähert. Eine entsprechende Unterweisung aber sollte doch wohl unter allen Umständen vorangegangen sein und kein Aufsatz verlangt werden, ohne daß man vorher entsprechende Übungen an einem andern, nahe verwandten Gegenstande angestellt hätte. Dabei wird man wieder auf Alter, Vorbildung, Umgebung, auf Geschlecht und Herkunft der Schüler usw. Rücksicht zu nehmen haben. Es kostet mehr Mühe, dem Großstädter die Augen für eine Landschaft zu öffnen, als dem Bewohner eines Landstädtchens oder gar einem Bauernkinde. Das ist aber Sache des Kunstunterrichts selber und möge von Berufeneren erörtert werden. Nur aus der eigenen Erfahrung heraus möchte ich empfehlen, solche Kartenaufsätze einigermaßen abzustufen: schon in der Unterklasse kann man den eigentlichen Kunstaufsatz vorbereiten durch die Betrachtung und Beschreibung von Landschaften und Gebäuden usw., wobei auf deren ästhetischen Wert noch keine Rücksicht genommen wird. Sehen lernen, was da ist! Das ist die erste Forderung, die auch an der Hand unzähliger trefflicher Teubnerscher Steinzeichnungen gut erfüllt werden kann. In der Anordnung des Gesehenen wird sich unmerklich schon ein künstlerischer Gesichtspunkt geltend machen. Auf höheren Stufen aber muß der Nachdruck durchaus auf das „Wie" gelegt und die rein stoffliche Betrachtung als unkünstlerisch oder unterästhetisch überwunden werden — gewiß eine der vornehmsten Aufgaben des Unterrichts, auch des literarischen! Im übrigen mag sich die Betrachtungsweise nun gabeln, je nach dem Gegenstande und nach der Art der Klasse, die man vor sich hat. Das eine Mal wird die Herausarbeitung des Vorganges oder des Gegenstandes selber mit seinem ganzen Stimmungsgehalt, wird die Seele des Kunstwerkes im Vordergrunde stehen, das andere Mal die Form, die Technik. Keines von beiden soll die Alleinherrschaft haben, und auf der höchsten Stufe müssen sich beide durchaus wieder zusammenfinden. Das dürfte etwa der Gang der Entwicklung sein, die sich auf mehrere Jahre verteilen sollte.

Was die technische Betrachtung angeht, so hat Lichtwark in seinen „Übungen" unübertreffliche Vorbilder gegeben. Für die Ausschöpfung des inneren Gehalts bietet unsere Literatur hin und wieder treffliche Beispiele, die sich weit über die sattsam bekannten Bilderbesprechungen unserer Familienzeitschriften erheben. Da aber Dr. Konrad mit Recht auf Rethels meisterhafte Bilder vom Tode hingewiesen hat, so sei mir erlaubt, auf die feine Schilderung zu verweisen, die einer der geistvollsten Kanzelredner der Gegenwart, Friedrich Rittelmeyer, von dem Blatte: „Der Tod

als Freund" dargeboten hat.[1]) Für die höchste Stufe dürfte eine Darstellung wie Goethes „Abendmahl des Lionardo da Vinci" das beste Vorbild abgeben in ihrer Verbindung künstlerischer Feinfühligkeit und schlichter Sachlichkeit, seelischer Durchdringung und reinster Witterung für jede Eigenheit der Form.

Goethe, J. Grimm und Bismarck — Gegner der Sprachreinigung?

Von **Karl Müller** in Dresden.

Die preußische Akademie der Wissenschaften hat in ihrem bekannten Gutachten behauptet, Goethe, Jakob Grimm und Bismarck seien puristischen Bestrebungen wenig geneigt gewesen. Gegen diesen Ausspruch wäre nichts zu sagen, wenn dabei das Wort puristisch eindeutig in seinem eigentlichen Sinne zu verstehen wäre, wenn die Akademie unter Purismus lediglich die übertriebene Sprachreinigung verstünde, wie sie noch vor hundert Jahren betrieben wurde; ihre Vertreter wollten die Ausmerzung jedes Wortes durchsetzen, das fremden Ursprungs war oder auch nur schien; sie unterschieden weder zwischen Lehnwort und Fremdwort noch zwischen entbehrlichem und unentbehrlichem Fremdwort; als Ersatz suchten sie neben recht gelungenen Verdeutschungen auch sehr ungeschickte und gewagte Wortgebilde einzuführen. Die ganze Auslassung der Akademie zeigt aber, daß sie auch die Bestrebungen als puristisch ansieht, die der Allgemeine deutsche Sprachverein seit 35 Jahren mit reichem Erfolg durchführt. Als Helfer gegen diesen sollen Goethe, Grimm und Bismarck dienen. Sind sie zu diesem Hilfsdienst geeignet?

Was Goethe anlangt, so sollte von den Herren der Akademie wenigstens G. Roethe das Buch von Georg Rausch über Goethe und die deutsche Sprache kennen; auf Grund eingehender Untersuchung über Goethes Stellung zu den Fremdwörtern kommt da Rausch zu dem Ergebnis, daß es nicht angeht, dem Dichter Gegnerschaft gegen die Sprachreinigung schlechthin nachzureden, es sei denn, daß man einzelne Äußerungen aus ihrem Zusammenhang herausreiße. Die Herren von der Zunft verschmähen es freilich, sich aus Arbeiten zu belehren, die vom Sprachverein mit einem Preise gekrönt wurden. Diejenigen, die mit Behagen Goethes Spott gegen die Auswüchse des Purismus beibringen, wissen auch nicht oder wollen es nicht wissen, daß derselbe Dichter ebenso wie Schiller von Verdeutschungen Gebrauch machte, die eben die verspotteten Puristen in der schlimmsten Zeit der geistigen und politischen Fremdherrschaft empfahlen, daß Goethe trotz alles Spottes auf den Puristen Campe 1810 in Karlsbad das Campische Wörterbuch für einen Dukaten kaufte, um für soviel daraus zu lernen (Briefe, Weim. Ausg. IV 21, 353), und daß sogar die wissenschaftlichen Schriften Goethes neben Fremdwörtern, die der damaligen Gelehrtensprache eigen waren, nicht wenige glückliche Ersatzwörter aufweisen; lehnt doch Goethe selbst fremde Fachausdrücke für deutsche Gesteine ab; er scheint sogar den von dem Entwelscher Engel nicht angetasteten Chemiker nicht für unersetzlich zu halten, sagt er doch (Wahlverw. 1, 4; Hempel 15, 51): „Es war ein bezeichnender Ehrentitel der Chemiker, daß man sie Scheidekünstler nannte." Auch klingt es wie ein Selbstbekenntnis, daß er von einem alten Gärtner berichtet, er habe vor den in der Botanik herumsummenden fremden Namen eine Art von Scheu gehabt (2, 9, Hempel 15, 188) nicht minder, wenn er eine seiner Heldinnen (Charlotte) sagen läßt: „Es macht in der

1) Chr. Geyer und Fr. Rittelmeyer, Leben aus Gott. Neuer Jahrgang, Predigten. Ulm, Heinrich Kerler. S. 572 f.

Gesellschaft nichts lächerlicher, als wenn man ein fremdes, ein Kunstwort falsch anwendet" (1, 4, Hempel 15, 49).[1]

Mögen solche Äußerungen zunächst nur für die jeweiligen Zusammenhänge im Kunstwerk Wert haben, so sind in Goethes Schriften als den Zeugnissen für sein eigenes Verhalten gegen die Fremdlinge genug Beweise gegen die Richtigkeit des Urteils der Akademie zu finden. Wer wirklich wissenschaftlich verfahren will, darf nicht einfach die Menge der Fremdwörter zusammensuchen und in Anschlag bringen, die ein Schriftsteller gebraucht hat, er muß auch untersuchen, warum er sie gebraucht — noch mehr aber muß er auf die Fremdwörter sein Augenmerk richten, die er in einem bestimmten Zusammenhang oder überhaupt nicht gebraucht, d. h. nach den deutschen Ausdrücken, durch die er fremde ersetzt und ausschaltet. Nach dieser Seite ist für Goethe trotz aller Goethephilologie noch viel zu wenig geschehen. Allenfalls weiß man, daß Faust vom Auszug aller tödlich feinen Kräfte spricht statt von der Quintessenz, dem Extrakt oder gar Extrait (vgl. im zweiten Teil V. 10237: Klug ist das Bemühen, Zu seinem Vorteil etwas auszuziehen = extrahieren)[2]; wem ist es aber schon aufgefallen, daß er in den Wahlverwandtschaften (1, 4) das dort so nahe liegende Wort Aggregatzustand vermeidet und seinen Begriff erklärt in dem Satze: „Alle Naturwesen haben einen Bezug auf sich selbst, eine Einigkeit, einen Zusammenhang der Teile; diese Einung verlassen sie nicht."

Ersatz für Fremdwörter finden wir auch nicht bloß in den Dichtungen, wie z. B. im Faust V. 6532 diese schönen Reste (les beaux restes) s. Handschr. V. 8856: Seedurchstreicher für Pirat, in Epimenides Erwachen V. 20 (v. J. 1815, W. 16, 336) Kunstgesicht für Maske, im Maskenzug vom 18. Dezember 1818 (V. 206) das ältere Wort Bedeutnisse für Symbole sowie Fünfwinkelzeichen für Pentagramma, das bekanntlich im Faust I 1396 dem Mephisto Pein macht (vgl. Jub.-Ausg. 9, 358; 16, 286), im Buche Suleika V. 46 musterhaft für typisch (s. Jub.-Ausg. 5, 399) u. a. m., auch in ungebundener Rede umgeht er fremde Ausdrücke, so in den Wanderjahren 3, 3 (25, 92) Torso durch Sturz; das Wort Skizzisten, das er 1798 im Sammler (4. Brief, 47, 154) als eine selbst gewählte Benennung für solche angibt, die mit wenigen Strichen zu viel leisten wollen, vertauscht er weiterhin (S. 202) mit dem deutschen die Entwerfer. In den Briefen aus der Schweiz vom Jahre 1779 (Genf, 27. Oktober, 19, 233) liest man: Das Tal soll Mönchen gehört haben, die es dann vereinzelt — das verstehen wir heute kaum, da wir zu sehr an parzellieren gewöhnt sind. Für respektieren gebraucht er gelten lassen (s. Boucke, Wort und Bedeutung in Goethes Sprache S. 103); in der Italienischen Reise (Rom, 5. Januar 1788, W. 32, 208) schreibt er von Wochen, in denen er sich leidend verhielt, ohne zu fürchten, daß man das mißverstehen könnte, er meint untätig; daß ihm passiv vorschwebte, beweist die Wahl des Ersatzwortes leidend.

Für Goethes Schriften und Briefe bis zu seiner Rückkehr aus Italien hat 1907 eine Doktorarbeit von Wilibald Strasdas den genauen Nachweis geführt, wie Goethe die Klage Herders beherzigte: „Unsere Sprache ist zu ihrem Verderben latinisirt und französirt worden." Strasdas gelangt (S. 5) zu dem Ergebnis: „Die Verwendung des konventionellen Gesprächswortes in der Sprache des Kunstwerkes bleibt in gemessenen Grenzen, und die Neigung, mit der Zeit den Gebrauch des entbehrlich scheinenden einzuschränken, ist deutlich sichtbar." Das zeigt sich auch in den späteren

1) 1810 verwechselt Goethe selbst frustra und gratis im Briefe 21, 298: ein Doktordiplom, welches die medicinische Fakultät so gefällig war, frustra auszustellen.

2) Im Brief vom Jahre 1828 (Weim. IV 29, 240) schrieb er allerdings: Wenn man das diffuse Alterthum wieder quintessenziirt, so gibt es einen herzerquickenden Becher.

Werken, die Strasdas noch nicht berücksichtigt, namentlich in Wilhelm Meisters Lehrjahren verglichen mit dem erst 1909 veröffentlichten sogenannten Urmeister, W. Meisters Theatralischer Sendung. Im Urmeister hieß es z. B.: Philine konnte bald merken, daß er die Baronesse interessierte, in den Lehrjahren: dem klugen Mädchen blieb es nicht verborgen, daß er einen tiefen Eindruck auf das Herz der Gräfin gemacht habe (s. Berliner Beitr. z germ. u. röm. Phil. 44, 49). Neben einem reichlichen Schock Fremdwörter verwendet Goethe auch vielfach deutsche Ausdrücke, wo wir heute fremde gewöhnt sind, so kleinlich und beschwerlich für pedantisch (2, 3 S. 91); er setzte sich in Fassung statt Positur (S. 116); er durfte frei mit ihr tun, d. h. flirten (1, 14 S. 32); ihre tiefe Nachtkleidung (Negligee, S. 153); durch einen launigen Irrtum des Augenblicks (launig für komisch S. 275); wir treiben fremde Dinge (nicht Allotria S. 340); Wilhelm heißt der alte Hoffer, nicht Optimist (S. 185)[1]; wenn es 1, 15 S. 34 heißt: „Sie war eine Gewissensheurath mit einem Menschen ohne Gewissen eingegangen", so ermöglichte sich Goethe durch das Wortspiel eine eigene Übersetzung von mariage de conscience, ein Ausdruck, der in der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts Mode war und 1728 mit Gewissensehe wiedergegeben erscheint;[2]) es werden Stücke, und zwar Trauerspiele (107), nicht Tragödien, von fünf Handlungen (nicht Akten) aufgeführt; wenn in der Handschr.! S. 13 vorrecitiert wird, so ist deutlich, daß vorlesen, vortragen, Eingang sucht; der Graf applaudierte nicht, sondern klatschte ihm; weder Komödianten noch Musikanten spielen, sondern Schauspieler und Tonkünstler; man sieht nicht nur hinter die Coulissen (S. 21), sondern auch hinter die Wände (S. 40); das Theater hat keinen Prospekt, sondern eine Aussicht (S. 14), sogar eine hintere Aussicht von grünen Vorhängen (S. 21), und statt des Fonds einen Grund (S. 21; S. 129 im Grunde des Hofes). Einmal beruft sich Goethe sogar auf ein lateinisches Sprichwort, aber auf deutsch: „Die Stimme der Kenner und der Laien zusammen machen die Stimme Gottes aus, wenn ich das lateinische Sprichwort anwenden darf" (2, 4 S. 98).

In Werthers Leiden zählt man gegen 200 Fremdwörter, in den Wahlverwandtschaften etwa 250, ebensoviel in den Unterhaltungen der Ausgewanderten und den andern Erzählungen, die der 16. Band der Hempelschen Ausgabe vereinigt, auf etwa 520 Seiten rund 700 Fremdwörter — eine wahre Wonne für jeden Fremdwortfreund! Und doch wird dieser mit scharfem Auge so manchen Liebling sehen, „der nicht da ist", z. B. in den Wahlverwandtschaften die Camera obscura, die mehrmals als dunkle Kammer erscheint (15, 194; 205); horizontal und vertikal, wofür wasser- und senkrecht gebraucht ist (15, 75); Negligees, die durch Frühkleider ersetzt sind (15, 82); gar nicht zu reden von Bouillon und Bureau, die sich hinter Kraftbrühe und Kanzlei verstecken (S. 242; 66; 79: Kanzelist); statt des Phantoms steht eine Luftgestalt da (S. 93); das Entresol oder Mezzanin erscheint als einfaches Halbgeschoß (S. 92); auch von Komfort ist keine Rede, sondern von Behagen und Wohlstand (S. 46); Rechtskunde vertritt die Jurisprudenz (S. 35); das Majestätsrecht ist nicht absolut, sondern unumschränkt (S. 62); für Konsequenz muß Folge genügen (S. 45, glücklicherweise kommt in demselben Satze die Inkonsequenz zu ihrem Rechte); für Interesse ist Teilnahme (an Ottilie) eingesetzt (S. 44); entsprechend Unteilnahme für Interesselosigkeit (S. 201); an Stelle des Egoisten muß man mit dem Selbstler vorliebnehmen (S. 104), einer Erfindung Wielands, die Goethe so gefiel, daß er danach auch den

1) Vgl. Goethe an Knebel 1780 Weim. Ausg. IV 269: Ich bin der alte Hoffer.

2) Bei v. Rohr, Ceremonielle Wissenschaft 1, 601 mit der Erklärung: Wenn ein Paar den Vorsatz hat, Zeitlebens einander zu lieben, die fleischlichen Lüste zu stillen, jedoch die Trauung unterlassen; das wäre also Konkubinat oder höchstens freie Liebe.

Blättler schuf für Journalist (in Rameaus Neffe)[1]) und den Mächler für Faiseur (Maximen, Weim. Ausg. 42, 128); in einem Briefe (3, 194) vom Jahre 1777 hatte er bereits von Selbstigkeit geschrieben statt von Egoismus; in den Wahlverwandtschaften steht nicht das Individuum, sondern das eine Ich dem zweiten (alter ego!) gegenüber (S. 45); man assoziiert sich nicht, sondern tritt in Gesellschaft mit jemand (15, 177); statt arrangieren heißt es vergleichen und ordnen (15, 34); vergleichen steht auch im Sinne von planieren (15, 132; 134); in Akkord geben heißt verdingen (15, 104); für konstatieren gebraucht Goethe ausmachen (S. 101: es sei ausgemacht) und, für uns freilich leicht mißzuverstehen, berichtigen (16, 59). Ebenso unmöglich wäre es heute, Bescheidenheit für Takt oder Diskretion zu sagen, wie Goethe in den Unterhaltungen tut (am Ende). Nicht einmal der dort statt des Onkels auftretende Oheim (16, 92) dürfte heute Gnade finden, und Entrüstung dürfte die Akademie verspüren über das Brettergebäude, die Bude, die in der Novelle (16, 149) die Menagerie ersetzen soll — um diese drückt sich Goethe geradezu herum. Da wird man sich nicht wundern, daß er in Dichtung und Wahrheit die Ballotage durch Kugelung ersetzt (22, 34; vgl. 68), die Nervosität durch Reizbarkeit (21, 147), ja sogar die Methode durch Verfahrungsart (22, 7), gar nicht zu reden von der Frömmigkeit, die nach seiner Behauptung die Deutschen immer gegen abgeschiedene Talente bewiesen (22, 45); er meint da doch Pietät[2]); an anderer Stelle (21, 189) spricht er von kindlicher Achtung, wo er doch außer Pietät auch Respekt zur Verfügung gehabt hätte. Und warum sagt er von vornherein, wo er a priori meint (22, 50)? Bei der Akademie wird er kaum Beifall finden, wenn er das Fremdwort nur zur Abwechslung neben dem deutschen Ersatzwort gebraucht, wie in Dichtung und Wahrheit (23, 98) Dilettant und Künstler, Liebhaber und Artist; oder zur Verstärkung wie im Briefe an Herder 1772 (IV 2, 17): das ist Meisterschaft, Virtuosität.

Obgleich Goethe in seinen Briefen keine Rücksichten auf die Puristen zu nehmen brauchte und er seiner angeblichen Vorliebe für die Fremdwörter ohne allen Zwang hätte frönen können, ließ er sich doch auch hier viele schöne Gelegenheiten entgehen, sie anzuwenden. Zwar erweisen ihn die Briefe durchaus als Kind seiner Zeit, dem sich in der „riesigen Fülle der gewohnheitsmäßig gebrauchten Fremdwörter oft zufällig im Augenblick schnell fertige Ausdrucksmittel" darboten, darunter nicht nur auch uns geläufige, wie Preiscourrant 1799 (14, 158), sondern auch heute abgetane (Goethe würde sagen beiseite gebrachte) wie Applikation: er verdient nach seinem Charakter und Applikation ein solches Gnadenzeichen, nämlich den Charakter Bergcommissarius, 1781 (5, 154); facilitiren 1793 (10, 85), Humanisation 1804 (17, 23); effarouchirt 1805 (19, 39); Acheminent 1806 (19, 113); selbst der Jungbrunnen erscheint als fontaine de jouvence 1811 (22, 123), doch vgl. 1818 (29, 240) Quell der Verjüngung — aber eine ungetrübte Freude kann die Akademie auch an dem Briefsteller Goethe nicht empfinden; als solchen und nicht als Korrespondenten bezeichnet er sich selbst 1799 (14, 93); an demselben Tage des Jahres 1781 stellt er sich Charlotte Stein gegenüber als der decidirteste Barometer, der existiert, hin, und gegenüber Merck als ein bestimmtes Barometer (5, 99f.). Zwar schreibt er 1809 von Instrumenten, aber nicht von Vokal-, sondern Klanginstrumenten (21, 91). Ja, er verleugnet das Fremdwort sehr oft gänzlich: 1769 (1, 212) frische Hechte salzt man ein, wenn man sie verführen will, d. h. exportieren; 1778 (3, 256) und später schickt er immer wieder ein Packt ab,

1) Brief vom Jahre 1813 (IV 23, 304): Das Geschlecht der Tages- und Wochenblättler.

2) Vgl. Brief vom Jahre 1806 (IV 19, 139): „Fromm ist doch wohl alles, was das Andenken würdiger Menschen zu erhalten und zu erneuern strebt." Damit dürfte er bei der Akademie nicht durchkommen.

kein Paket, oft auch ein Päckchen, z. B. 1806 (19, 174), statt eines Transports Bücher aber eine Tracht 1794 (10, 163); es kommt zu einem Ausbruch statt zum Eklat 1779 (4, 8); Unteilnehmung steht für Interesselosigkeit 1780 (4, 200); vgl. in den Wahlverwandtschaften 2, 10 (15, 201) Unteilnahme; 1788 (9, 72) sucht er sich Schiller anzuähnlichen statt zu assimilieren oder akkommodieren (dazu die Anähnlichung im Brief an Schiller vom 1. Juli 1797, 13, 177). Nicht einmal südlich ist vor Ersatz sicher, 1787 und noch 1806 schreibt er das mittägige Land, das mittägige Deutschland (8, 160; 19, 244); die Meteorologie heißt Witterungslehre 1788 (9, 15); er hat nichts zugesetzt vom Grundstock seines Vermögens, statt vom Kapital 1781 (5, 72); nicht das Clair obscur, sondern das Helldunkel hat Schwierigkeiten 1791 (9, 251); Wasser wird nicht mit Maschinen, sondern mit Kunstzeugen aus der Tiefe gewältigt 1792 (10, 15); vom Steinhändler bringt er eine Folge mit statt einer Suite 1806 (19, 157; 174 eine vollkommene Folge in großen Stücken); 1816 erwähnt er zwar eine Suitensammlung sowie die Suite des Thüringer Waldes, gleich darauf aber die Gebirgsfolgen (27, 89f.); ein Steinschränkchen genügt ihm statt eines Mineralienschranks 1804 (17, 30); statt nolens volens schreibt er 1798 mit Willen und Unwillen (13, 217); die beiden Enden menschlicher Tätigkeit sollen (1. Mai 1801) ihre Extreme darstellen (Genuß und Streben)[1]); daß sich Christiane lustig macht, ist ihm 1806 (19, 165) sehr angenehm, er meint, daß sie sich amüsiert; 1809 täte es not, daß man alle seine Ausrichtungen selbst machte — konnte er nicht besser von Kommissionen schreiben? (21, 18); ein (Theater-) Stück wird fallen, „wie man sagt", 1809 (21, 28), also nicht Fiasko machen; 1815 ißt er an der Wirtstafel (26, 79), auf der es gewiß auch Ragouts gab; trotzdem erklärt er 1816 die Newtonische Optik für einen Mickmack von Kraut und Rüben (27, 225).

Es sind nur einige Lesefrüchte aus Goethes Schriften, an denen sich erkennen läßt, wie sehr oder wie wenig er, wenn nicht puristischen Bestrebungen, so doch der Reinheit der Sprache geneigt war. Ja, man kann sogar eine Abneigung gegen manche Fremdwörter bei ihm feststellen. Um das Wort Polytheismus zu übergehen, wofür er in den Abhandlungen zum Westöstlichen Divan (VII, 44 Mahmud) Vielgötterei sagt, so spricht er sich zu Eckermann (3, 250f.) gegen den Gebrauch der „ganz niederträchtigen" Wörter komponieren und Komposition aus, und wenn die Akademie das Wort Materialien in Schutz nimmt, so wollte Goethe nichts von ihm wissen (ebenda) als Bezeichnung für die einzelnen Teile eines organischen Wesens[2]); für Steine, Bretter, Balken läßt er es hingehen; aber er gebrauchte 1830 sogar das einfache Wort Stoff, wo es sich um pentelischen Marmor handelt (Ornamente und Gemälde aus Pompeji, VII, Weim. Ausg. 49, 1, 183); da werden für den Staatshaushalt wohl Rohstoffe ausreichen; in andern Zusammenhängen sind natürlich noch andere Verdeutschungen möglich: Geräte, Hilfsmittel, Unterlagen, Aufzeichnungen, Schriften, Angaben, Bedürfnisse, Sachen, Waren usw. Die Akademie hatte es aber nicht mit einem Ersatzwort für alle möglichen Fälle zu tun, sondern nur mit den besonderen, die eben im Staatshaushalt vorkommen. Diesen ließ sie bei ihrem Urteil über den Ersatz von Materialien durch Rohstoffe ebenso außer Betracht wie in dem über Goethes Stellung zum Fremdwort die Ergebnisse einer zuverlässigen, eindringenden Goetheforschung.

Wenn im Alltagsleben ein Gutachten solche Fahrlässigkeit aufweist, wandert es in den Papierkorb. Ich schließe meine keineswegs erschöpfenden Darlegungen über Goethe mit dem Hinweis auf ein schriftdeutsches Ersatzwort für die heute mit

1) Vgl. Tasso 5, 5 wie dein rascher Geist von einer Grenze zu der andern schwankt.

2) 1789 Briefe 9, 72: Es (die Vase) ist eine kostbare Komposition. Oder wie Moritz will, man soll nicht Komposition sagen, denn solch ein Werk ist nicht von außen zusammengesetzt, es ist von innen entfaltet.

Recht so beliebte Gulaschkanone, das Goethe in Briefen mehrmals gebraucht, so 1818 (29, 103), wo er von dem Erfinder der vor Zeiten romorenden Fahrküchen spricht; 1814 (25, 69) weist er sogar einen Feldfuhrküchenmeister auf, augenscheinlich eine von ihm selbst gebildete Zusammensetzung, die heute sicherlich mit Spott und Hohn überschüttet und den entsetzlichen Puristen in die Schuhe geschoben werden würde.

Sehen wir weiter, wie es die Brüder Grimm mit den Fremdwörtern hielten, die Männer, deren Arbeit im Weinberg der deutschen Sprache ganz andere Früchte zeitigte als die Tätigkeit der heutigen Vertreter der deutschen Sprachforschung, insbesondere des Geheimrats G. Roethe in derselben Akademie, deren Mitglied auch Jakob Grimm war.

Diesem Nachfahren — oder möchte er lieber ein Epigone genannt sein? — scheint ganz entfallen zu sein, was Grimm 1852 in der Vorrede zum Deutschen Wörterbuch schrieb. Vielleicht erinnerte die Akademie sich nur der strengen Worte, mit denen er die „unberufenen Sprachreiniger" abtut. „Ohne an der Schönheit und Fülle unserer Sprache selbst wahre Freude zu empfinden, strebt dieser ärgerliche Purismus das Fremde, wo er seiner nur gewahren kann, feindlich zu verfolgen und zu tilgen, mit plumpem Hammerschlag schmiedet er seine untauglichen Waffen ... Zusammensetzungen, deren Begriff dem leichten und ungezwungenen Ausdruck, den sie wiedergeben sollen, kaum auf halbem Wege nahe kommt, und die doch immer das Doppelte von Silben dafür aufwenden müssen." Daß J. Grimm an Stelle der Wörter Lehrbote und Spangenhaken, die Campe für Apostel und Agraffe vorschlug, das einfache Bote und Spange für ausreichend erklärt, zeigt deutlich, wie er sich das Verdeutschen dachte: die einfachsten Wörter sind gerade gut genug, die fremden hinauszudrängen, und es ist keine Rede davon, daß die Ersatzwörter etwa zu weit oder zu eng sein könnten, daß sie die berühmten Nuancen nicht träfen usw.

Daß aber auch die geduldeten Fremdlinge nicht für immer sich festsetzen sollen, spricht Jakob ebenso deutlich aus in dem Satze: Wie der Stolz auf unsre eigne Sprache, „der oft noch schlummert, einmal hell erwacht und die Bekanntschaft mit allen Mitteln wächst, welche sie selbst uns darreicht, um noch bezeichnendere und uns angemessenere Ausdrücke zu gewinnen, wird auch die Anwendung der fremden weichen und beschränkt werden ... Man darf nicht vergessen, daß es keineswegs die Mitte des Volks ist, die das Fremde in unsere Sprache heranschwemmte, vielmehr daß es ihr zugeführt wurde durch die dem ausländischen Brauch huldigenden Fürstenhöfe, durch den steifen und undeutschen Stil der Behörden, Kanzleien und Gerichte, sowie durch das Bestreben aller Wissenschaften, ihre Kunstausdrücke den fremden zu bequemen oder diesen den Rang vor jedem eigenen Wort zu lassen. Dieser Ausländerei und Sprachmengung soll das Wörterbuch keinen Vorschub, sondern will ihr allen redlichen Abbruch tun." „Es ist Pflicht der Sprachforschung und zumal eines deutschen Wörterbuchs, dem maßlosen und unberechtigten Vordrang des Fremden Widerstand zu leisten." Darum „enthält es sich einer Menge Ausdrücke, deren Gebrauch unter uns überhand genommen hat oder gestattet wurde, ohne daß sie für eingetretene in unsere Sprache gelten können." Kurz gesagt: Jacob Grimm schloß die Fremdwörter aus seinem Wörterbuch aus? — Das wäre eine ebenso unrichtige Behauptung wie mehrere der Akademie, in denen sie von den Fremdwörtern schlechthin spricht. Zwar nicht allen, wohl aber sehr vielen, wenn nicht den meisten, versagte Jacob Grimm die Aufnahme, allen denen nämlich, die sich nicht wie z. B. adventura als Abenteuer dem deutschen Sprachgewande anbequemt haben; im Buchstaben A beschränkt er sich auf Alarm, Almosen, Apostel, Apotheke, appellieren, Appetit und Autor, letztere beiden wegen der Ableitungen appetitlich und Autorschaft; aber — man staune! — das Wort Akademie

sucht man vergeblich. So weit gehen wir keineswegs, wir halten dieses Wort auch nicht für ersetzbar, wohl aber wehren wir uns gegen Anschauungen, die ein Nachfolger J. Grimms mit dem Namen der Akademie decken durfte. Und recht lehrreich ist es, seine Vorlesung in der öffentlichen Sitzung derselben Akademie vom 21. Oktober 1847 über das Pedantische in der deutschen Sprache wieder hervorzuholen; da sagt er: „In unseren Tagen wird lebhaft gefühlt, daß alle übrigen Güter schal seien, wenn ihnen nicht die Freiheit und Größe des Vaterlandes im Hintergrunde liege... Kaum ein anderes höheres Recht mag es geben als das, kraft welches wir Deutsche sind, als die uns angeerbte Sprache, in deren volle Gewähr und reichen Schmuck wir erst eingesetzt werden, sobald wir sie erforschen, reinhalten und ausbilden. Zur schmählichsten Fessel gereicht es ihr, wenn sie ihre eigensten und besten Wörter hintansetzt und nicht wieder abzustreifen sucht, was ihr pedantische Barbarei aufbürdete; man klagt über die fremden Ausdrücke, deren Einmengen unsere Sprache schändet — dann werden sie wie Flocken zerstieben, wenn Deutschland sich selbst erkennend stolz alles großen Heils bewußt sein wird, das ihm aus seiner Sprache hervorgeht."

Und derselbe J. Grimm sprach geradezu den Grundsatz des heutigen Sprachvereins aus, als er auf der ersten Germanistenversammlung 1846 in Frankfurt a. M. sagte: „Sünde ist es, fremde Wörter anzuwenden da, wo deutsche gleichgute und sogar bessere vorhanden sind, aus unverantwortlicher Unkenntnis des gültigsten einheimischen Sprachgebrauchs." (Kl. Schriften 7, 567.)

Auf derselben Versammlung aber äußerte sich sein Bruder Wilhelm (Kl. Schr. 1, 517f.), nachdem er den steifleinenen Purismus abgelehnt hatte: „Aber gefährlich im höchsten Grade ist der Mißbrauch, der in unserer Zeit alles Maß übersteigt; ich kann mich nicht stark genug dagegen ausdrücken. Alle Tore sperrt man auf, um die ausländischen Geschöpfe herdenweise einzutreiben. Das Korn unserer edelsten Sprache liegt in Spreu und Wust: wer die Schaufel hätte, um es über die Tenne zu werfen! Wie oft habe ich ein wohlgebildetes Gesicht, ja, die geistreichsten Züge von solchen Blattern entstellt gesehen! Öffnet man das erste Buch, ich sage nicht ein schlechtes, so schwirrt das Ungeziefer zahllos vor unsern Augen. Da liest man von Amplificationen, Collectionen, Constructionen, Publicationen und Manipulationen; da ist die Rede von Divergenz, Omnipotenz, Cohärenz, Tendenz und Tendenzprozessen, von Localisirung, von nobler Natur, von prolifiquer Behandlung, von sozialen Conglomeraten oder von futilem Raisonnement. Die Verhältnisse sollen nicht zart, sie müssen delikat sein, wir sind nicht bewegt, sondern afficirt, das Leben versumpft nicht, es stagnirt; ungleichartig versteht niemand, aber gewiß heterogen, das Jahrzehnt nimmt an Gewicht zu, wenn es Dezennium heißt. Das alles ist auf wenigen Blättern zu finden, und immer bot die Muttersprache das natürlichste, eindringlichste Wort. Und gar wenn Dürftigkeit des Geistes dahinter steckt! Die arme Seele borgt von den Philosophen ein paar technische Ausdrücke, sie spricht vom objectiven und subjectiven, von der Speculation und Intelligenz oder gar von dem Absoluten, das alle andern Gedanken verschlingt. Es ekelt mich, weitere Beispiele anzuführen." (Vgl. Zeitschr. d. Sprachv. 1887, S. 231f.) So die Brüder Grimm!

Daß Bismarck in seinen Reden eine Menge Fremdwörter hören ließ, auch in seinen Gedanken und Erinnerungen anwendete, noch dazu solche, die uns heute kaum geläufig sind, die wir für völlig entbehrlich halten, weiß jeder, aber auch die Erklärung dieser Tatsache erkennt jeder in dem Einfluß der gelehrten und der politischen Bildung und ganz besonders des diplomatischen Weltverkehrs, dem gerade Bismarck sich am wenigsten entziehen konnte. Trotz dieses Einflusses aber ist eine zweifellos absichtlich durchgeführte Vermeidung der Fremdwörter in den Thronreden, amt-

lichen Erklärungen und Botschaften festzustellen, ebenso für die mündlichen Auslassungen nicht nur das häufige Vorkommen der Entschuldigung: mir fehlt gerade der deutsche Ausdruck (s. Zeitschr. d. Sprachv. 10, 94ff.), sondern auch das Bestreben, den fremden Ausdrücken, die sprach- oder begriffsverwirrend auftreten, die notwendige Klarheit zu geben, indem er sie in deutschen Wendungen verdeutlicht. Eine Äußerung Bismarcks, die Herm. Hofmann in seinen Erinnerungen an seinen Verkehr mit Bismarck (1914, s. Zeitschr. 29, 354f.) wiedergibt, sagt ausdrücklich: „Etwas andres ist es, Fremdwörter zu übersetzen oder durch ein deutsches Wort auszudrücken. Ich selber kann mich zwar nicht mehr daran gewöhnen; aber ich gebe bereitwillig zu, daß es nichts Auffallendes oder Störendes hat, wenn man z. B. statt Kuvert Briefumschlag sagt." Ja, auf Bismarck geht die Säuberung der Postsprache zurück; nach Stephans eigenem Zeugnis machte ihm ein Befehl Bismarcks tunlichste Vermeidung der Fremdwörter zur Pflicht. Bismarck konnte sich rühmen, daß seit seinem Antritt 1862 unsere ganze amtliche Sprache deutsch geworden sei; und wie oft bekämpfte er die Auslandsucht der Deutschen!

Und 1895 nahm er die Ehrenmitgliedschaft, die ihm der Deutsche Sprachverein verlieh, als „besondere Auszeichnung" an — solche Tatsachen sind für die preußische Akademie einfach unter den Tisch gefallen, natürlich erst recht für die Verteidiger des Fremdworts, die nun aus dem leider so schnell fertigen Urteil der „Wissenschaft" Kapital schlagen — auf Deutsch natürlich nicht Hauptgeld oder Stock schlagen, wie sie höhnisch anraten würden, sondern es ausschlachten, ausbeuten, sich zunutze machen ohne eine Ahnung seiner Unrichtigkeit.

Restlos, ein neues Modewort.

Von **O. Behaghel** in Gießen.

Ganz neuerdings macht sich, plötzlich auftauchend, ein neues Modewort breit, das Wort restlos, das noch das Deutsche Wörterbuch und das deutsche Wörterbuch von M. Heyne nur in der Redensart kennen: etwas geht restlos auf.

Restlos bedeutet ursprünglich so viel wie ohne Rest, wie ruhelos, schonungslos, zwecklos bedeuten ohne Ruhe, ohne Schonung, ohne Zweck. Rest aber ist das, was übrigbleibt, wenn eine teilbare Größe hingegeben, aufgebraucht, zerstört wird, verschwindet, verloren geht, ein Stück Bejahung bei einer nahezu das Ganze treffenden Verneinung. Es stimmt also noch zur ursprünglichen Bedeutung, wenn etwa gesagt wird: Frankfurter Nachrichten 1917, 128a: Waldweide sollte restlos zur Verfügung gestellt werden, besonders für Schweine; oder: Z. 181 gegen Bukarest S. 25: so wird das Gulasch auch diesmal restlos verzehrt. Auch folgende Stelle gehört noch hierher: Frankfurter Nachrichten 1917, 126a: ganze zwanzig Gegner sind an diesem Tage restlos von der Staffel erledigt worden; aber der Ausdruck erregt sonst Bedenken: wie soll man's anfangen, ganze zwanzig Gegner nicht restlos zu erledigen? Früher hätte man in diesen Beispielen statt restlos vollständig gesagt. Weil nun in solchen Fällen restlos für vollständig eintreten konnte, hat man restlos auch da angewandt, wo von einem Rest eigentlich keine Rede sein kann: so im Tagesbericht der Heeresleitung vom 29. September 1915: Die Höhen sind restlos von unsern Truppen gehalten, und vom 10. Mai 1917: Fresnoy blieb restlos in unserer Hand. — Die Infanterie hat ihre Stellungen restlos behauptet; Z. 181

gegen Bukarest S. 43: Lösen auch wir durch die restlose Beanspruchung des eigenen Ich alle Bande, die uns mit der Erde verbinden, Frankfurter Zeitung 1917, Nr. 130: die restlose Ausnutzung der Kriegslage, Simplizissimus, 19. Juni 1917, S. 147: ich denke: erobern — restlos siegen (vor Zeiten hätte man gesagt: einen vollen Sieg erringen). Und schließlich geht die Entwicklung auch darüber noch hinaus: Gartenlaube 1917, S. 123 heißt es: der Sieg in der Seeschlacht wurde uns restlos (d. h. ohne Einschränkung) zugesprochen; Rosner, mit der Armee von Falkenhayn gegen die Rumänen, S. 158: mußte die eine schmale Straße restlos und bis zum äußersten ausgenützt werden, wo restlos wohl ungefähr heißen soll: ohne daß eine andere Möglichkeit blieb. Oder in den Münchner Neuesten Nachrichten, Nr. 226 vom 5. Mai 1917 (Abendausgabe): so konnte man sich der zwei (vorgelesenen) Hebelschen Anekdoten restlos erfreuen; Ztschr. f. Psychologie u. Physiologie der Sinnesorgane, Bd. 79, I, 235: daß diese Behauptung dennoch restlos zutrifft. Ganz neuerdings gibt es sogar einen Superlativ von restlos: Neue Jahrb. f. klass. Phil. 1918, 193: die Burgundensage, die dem heroischen Idealismus die restloseste Form gab. Es sind die Kriegsjahre, die die Blüte des Modeworts herbeigeführt haben; aber die Entfaltung der neuen Bedeutung reicht in die Zeit vorher zurück; in dem 1913 erschienenen Buche Jesus von W. Heitmüller heißt es S. 147: „Die ausschließliche Vorherrschaft des Lebens in Gott, die restlose Versittlichung der Vorstellung von Gott."

Die wahre Einheitsschule.

Von **Martin Havenstein.**

Kein Machtspruch eines ein- oder vielköpfigen Diktators kann die Ungleichheiten aus der Welt schaffen, die die Natur, die allmächtige, unter den Menschen wie unter all ihren Geschöpfen immer neu entstehen läßt. Nur die Unterschiede der geschichtlichen Zufälligkeit lassen sich in der öffentlichen Erziehung bis zu einem gewissen Grade aufheben, nicht die der natürlichen Anlage. Daher wäre es ein zweckloses und kulturwidriges Tun, wenn man bei uns von nun an alle noch so verschiedenen Kinder beim Unterricht möglichst lange in dieselben Klassenräume zusammensperren wollte, anstatt die begabteren, so bald man sie als solche erkennt, von den übrigen zu trennen und, soweit es möglich ist, allen eine ihren Kräften und Anlagen entsprechende Ausbildung zuteil werden zu lassen. Eine falsche, äußerliche Gleichmacherei in der Erziehung würde dem Grundgedanken des echten Sozialismus keineswegs entsprechen, denn dieser will ja nicht den einzelnen niederhalten, sondern ihn nur in den Dienst der Gesamtheit stellen. Hat aber die Gesamtheit nicht ein hohes Interesse daran, daß hervorragende Begabungen, die aus ihrem Schoße hervorgehen, nicht gehemmt, sondern von früh auf sorgsam gepflegt und entwickelt werden?

So wenig wie die Grade der Begabung kann und darf man die Grade und Stufen der Bildung aufheben. Es muß weiter höhere und niedere Schulen geben, Schulen mit höheren und geringeren Anforderungen. Daran kann kein Sozialismus der Welt etwas ändern.

Die wahre Einheit, zu der wir unserem Schulwesen verhelfen müssen, ist eine Einheit des Bildungsideals. Wir müssen danach streben, die Bildung, die unsere Schulen mitteilen, gleichartig zu machen, so verschieden hoch die Stufen dieser

Bildung auch sein mögen. Dasselbe Bildungsideal muß allen Schulen leuchten, nur die Wegstrecke, die sie ihre Zöglinge diesem fernen, hohen Ziele entgegenführen, kann und muß — den Kräften der Zöglinge entsprechend — von ungleicher Länge sein.

Daß es unserem Schulwesen an dieser rechten Einheit bis auf diesen Tag fehlt, das scheint mir gewiß. Höhere und niedere Schule liegen bei uns nicht an demselben, zum gleichen Ziele emporführenden Wege. Zwischen beiden ist eine Kluft befestigt, die nur schwer zu überschreiten ist. Kommt jemand hinüber, so ist's, als käme er in ein Land, in dem eine andere Sprache gesprochen wird. Daher machen wir auch keinen Gradunterschied, wenn wir Leute ihrer Schulbildung nach unterscheiden wollen: wir reden nicht von mehr oder minder, höher oder geringer Gebildeten, sondern schlechtweg von Gebildeten und Ungebildeten.

Wenn wir nun die Frage stellen, welche unserer Schulen, die höhere oder niedere, auf ihrer Stufe dem rechten Bildungsideal näher komme oder überhaupt auf dem rechten Wege zu dem uns gesetzten Bildungsziel sei und also ihrer Stiefschwester — denn es sind Stiefgeschwister — zum Muster dienen könne, so kann nach meiner Ansicht die Antwort nur lauten: die Volksschule. Sie ist die einzige echt deutsche Schule, die wir besitzen, ein gesundes, natürliches, unverbildetes Kulturgewächs auf deutschem Boden. Darum entfaltet sie sich, in ihrem Grundwesen unverändert, und nur ihre Methode ständig vervollkommnend, in Ruhe weiter, während die höhere Schule sich immerfort wandelt und wie ein nervöses, übel veranlagtes, mit sich selbst unzufriedenes Geschöpf zu keiner wahren Ruhe kommen kann. Das macht, ihr fehlt die lebendige Einheit, die innere Geschlossenheit, die die Volksschule besitzt. Die alten Sprachen, die niemand mehr schreibt und spricht, können ihr das rechte Zentrum so wenig geben wie die Sprachen unserer westlichen Nachbarn, nicht zu reden von der Mathematik und den Naturwissenschaften, die bei all ihrer Bedeutung für die neuzeitliche Kultur des menschlichen, sittlichen Gehaltes, also des im tieferen Sinne Erzieherischen entbehren. Nur die Muttersprache, mit deren Lauten die Seele spricht und die alles geistige Sein des Volkes so in sich faßt, daß sie dem naiven Sinn beinahe mit dem Denken selbst zusammenfällt, nur sie kann den rechten Mittelpunkt, das Herz des Schulunterrichts bilden und die übrigen Fächer zu einer wahren Einheit zusammenschließen. Mit dieser Einsicht muß die höhere Schule Ernst machen, wenn sie von ihrer wandlungssüchtigen, krankhaften Unrast genesen soll. Sie muß die Forderung erfüllen, die der Genius des Volkes an sie stellt. Sicherlich, sie wird erst Ruhe finden und feste, dauernde Gestalt gewinnen, wenn sie sich — auf höherer Stufe — der Volksschule nachgestaltet und zu einer wahren höheren Volksschule wird, indem sie die Fremdsprachen, die jetzt ihr Zentrum bilden, an die Peripherie verweist, die heutigen Nebenfächer (Geschichte, Erdkunde usw.) zu Hauptfächern macht und der Muttersprache die beherrschende Stellung im Unterricht gibt, die ihr einzig zukommt.

Eine solche Umgestaltung ist aus nationalen, politischen Gründen dringend erwünscht, ja geboten. Darauf weisen die Wortführer des Deutschen Germanistenverbandes mit Recht immer wieder mit aller Entschiedenheit hin. — Gewiß, unsere Gymnasiasten haben die große Reifeprüfung an den Fronten im Kriege nicht schlechter bestanden als die Oberrealschüler und beide sich nicht schlechter geschlagen als die

in der Volksschule Erzogenen. Eine unmittelbare Einwirkung des Schulunterrichts auf die Haltung einzelner Personen oder Gruppen im Felde ist begreiflicherweise überhaupt nicht nachzuweisen, und man sollte daher den beliebten Rückschluß aus der Bewährung im Kriege auf die Vorzüglichkeit einer bestimmten Schulbildung unterlassen. Aber läßt sich nicht vielleicht aus der Gesamthaltung des deutschen Volkes in der furchtbaren Zeit, die wir erlebt haben und erleben, etwas ersehen, was mit unserem gesamten Bildungswesen in ursächlichen Zusammenhang zu bringen ist? Diese Frage, scheint mir, dürfen wir nicht abweisen.

Daß unser Volk bei aller Größe seiner kriegerischen Leistungen auch in dieser Zeit den oft gerügten Mangel an völkischem Selbstgefühl keinesweg verleugnet hat, braucht keinem Urteilsfähigen erst bewiesen zu werden. Aufs beschämendste hat sich diese unsere Schwäche für mein Gefühl kürzlich wieder in den Namen gezeigt, die sich die neu gebildeten politischen Parteien gegeben haben. Wie jämmerlich muß es um unser deutsches Selbstbewußtsein bestellt sein, wenn fast alle Parteien es für nötig gehalten haben, ihr Deutschtum in ihrem Namen zu bekräftigen! Deutsch-demokratische Partei, Deutsche Volkspartei, Deutsch-nationale Volkspartei! Wie albern, wie geschmacklos ist diese Hervorhebung einer absoluten Selbstverständlichkeit! Oder versteht es sich etwa nicht von selbst, daß wir Deutschen deutsch sind, nicht französisch und englisch? Man übersetze sich diesen Unfug ins Französische und frage sich, ob es denkbar wäre, daß eine politische Partei in Frankreich sich als französische Partei bezeichnete!

Die betrübende Schwäche unseres Volksempfindens aber erklärt sich, wie ich meine, zu einem guten Teil aus der Zerspaltenheit unseres völkischen Seins, wie ja auch beim einzelnen Menschen Mangel an echtem Selbstbewußtsein oft auf innerer Vielspältigkeit und Widersprüchlichkeit beruht. Wir sind noch immer nicht so fest und innig, wie es wünschenswert wäre, zur Einheit jener millionenköpfigen Gesamtpersönlichkeit zusammengewachsen, die man ein Volk nennt. Was uns daran hindert, ist nicht nur der alte „Partikularismus", die Eigenbrötelei der deutschen Staaten und Stämme, sondern ebensosehr die Kluft, die die Klassen des Volkes voneinander trennt. Wie tief diese Kluft bei uns ist, das habe ich nie stärker empfunden als im Winter 1915/16, wo ich zusammen mit Leuten „aus dem Volke", jungen Leuten zumeist, in der Kaserne eines Infanterieregiments für den Felddienst ausgebildet wurde. Das Mißtrauen, mit dem diese Landsturmmänner jeden „Gebildeten" ansahen, und die Verständnislosigkeit, mit der sie — schon damals! — den Krieg ausnahmslos als eine Angelegenheit der höheren Volksklassen beurteilten, der sie zum Opfer gebracht würden, war geradezu erschreckend. Das Gefühl der Zusammengehörigkeit, das zu Anfang des Krieges die Gruppen und Schichten des Volkes zu wirkungsmächtiger Einheit zusammenschmolz, es schwand leider allzu schnell dahin, und es zeigte sich wieder, was jeder Kenner Europas weiß, daß die Kluft zwischen den Volksklassen bei uns tiefer ist als bei anderen Völkern, zumal den romanischen, bei denen hoch und niedrig, arm und reich sich weit besser verstehen und weit zwangloser miteinander verkehren als bei uns.

Wenn auch dies nun gewiß wieder mehrere Ursachen hat, so ist ebenso gewiß eine dieser Ursachen die Tatsache, daß unsere höhere Schule zu wenig in unserem Volksleben wurzelt. Wenn wir unsere Gymnasiasten und Realschüler

auch nicht gerade, wie man übertreibend gesagt hat, zu jungen Römern und Griechen, Franzosen und Engländern erziehen, so erziehen wir sie doch jedenfalls zu wenig zu Deutschen. Die Fremdsprachen beherrschen unser höheres Schulwesen, sie nehmen die meiste Zeit für sich in Anspruch, sie bilden den Hauptmaßstab bei den Prüfungen, sie entscheiden über die Frage: gebildet oder ungebildet? Wer kann es bestreiten daß der amtlich festgelegte, schulmäßige Begriff der höheren Bildung bei uns durchaus volksfremd ist? Daß höhere Bildung bei uns wesentlich Kenntnis fremder Sprachen ist? Man mache sich nur klar, daß ein Mann von der allertiefsten und lebendigsten nationalen Bildung, der über der schöpferischen Versenkung in den Geist, das Wesen und die Sprache unseres Volkes die Erlernung fremder Sprachen versäumt hätte, also etwa Gerhart Hauptmann, der es auf der Schule bekanntlich nicht weit gebracht hat, nach den Maßstäben, die unser höheres Schulwesen handhabt, eigentlich nicht als „reif“ und „gebildet“ gelten kann!

Voran unter den fremden Sprachen steht noch immer das Lateinische. Höhere Bildung ist bei uns in erster Linie auch heute noch Kenntnis des Lateinischen, die denn auch jeder, der für voll angesehen werden möchte, ohne doch im tieferen Sinne gebildet zu sein, durch Horazbrocken oder Fremdwörter in Gesellschaft zu bekunden beflissen zu sein pflegt. Das Volk, die Menge der „Ungebildeten“, sieht mit begreiflichem Unbehagen auf dies fremde Wesen und kann kein rechtes Vertrauen zu unseren gelehrten Berufen fassen. — Wenn man einwendet, bei den Nachbarvölkern werde doch auch Latein getrieben, ohne daß darunter die völkische Einhelligkeit litte, so hat hierauf Bojunga in der vortrefflichen Schrift „Der deutsche Sprachunterricht auf höheren Schulen“ (Berlin, Otto Salle 1917) sehr richtig geantwortet, für die romanischen Völker sei das Lateinische, aus dem ja ihre Sprachen erwachsen sind, dasselbe wie für uns das Alt- und Mittelhochdeutsche. „Wenn die Franzosen oder Italiener“, sagt er, „Lateinisch treiben, so ist das ihnen eine Beschäftigung, wie wenn wir das Hildebrandslied oder den Heliand lesen: die liebevolle Vertiefung in die geistige Größe ihrer Altvordern, die Heldentaten ihrer Ahnen!“

Sicherlich, der Lateinunterricht hat bei uns die entgegengesetzte Wirkung und Bedeutung wie bei den Romanen. Wir fördern unser Volkstum, wenn wir das Lateinische möglichst zurückdrängen und an seine Stelle im Unterricht das Deutsche setzen. Das müssen wir tun, um die Kluft zwischen den „Gebildeten“ und „Ungebildeten“ nach Möglichkeit zu füllen oder zu überbrücken. Es muß unser Streben sein, daß, wie Oberrealschuldirektor Karl Dietz es in seiner ausgezeichneten Rede über die Gestaltung des deutschen Unterrichts (neuntes Ergänzungsheft der Zeitschr. f. d. d. Unt. S. 49) ausdrückt, „alle Kinder des deutschen Volkes sich als Glieder einer großen Familie verstehen, weil sie — wenn ich so sagen darf — mit derselben geistigen Milch genährt sind“. Diese Milch aber können wir nicht aus dem Auslande beziehen. Nicht die Kultur der Griechen und Römer, der Franzosen und Engländer, sondern die deutsche Kultur der Gegenwart und Vergangenheit muß den Hauptgegenstand des Unterrichts auch auf unserer höheren Schule bilden.

Was alles im Unterricht geschehen kann und soll, um die höhere Schule deutscher, volkstümlicher zu machen, das braucht hier nicht ausgeführt zu werden. Die Arbeiten aus dem Kreise des Deutschen Germanistenverbandes, die unter dem zusammenfassenden Titel: Deutschunterricht und Deutschkunde bei Otto Salle in Berlin

erscheinen, unterrichten hierüber aufs beste. Nur ein paar Einzelheiten seien erwähnt. Finden auf unseren höheren Schulen das Volksmärchen und das Volkslied, diese schlichten und doch so unvergleichlich schönen Blüten deutscher Volksdichtung, die Beachtung und Pflege, die ihnen eine wirklich im Volkstum wurzelnde Schule zuteil werden lassen müßte? Und ist es nicht an der Zeit, daß wir auf der höheren Schule auch der deutschen Kunst älterer und neuerer Zeit ein Plätzchen einräumen und über Phidias und Praxiteles Dürer und Holbein nicht gänzlich vergessen? So gewiß in den griechischen Unterricht, wie er jetzt am Gymnasium gegeben wird, ein Stück Archäologie hineingehört, so gewiß dürfte der deutsche Unterricht an den Meisterwerken deutscher Bau- und Bildkunst nicht vorübergehen. Gewiß, diese Kunst hat nicht die klare Schönheit des altgriechischen. Aber dafür steht sie unserem Empfinden näher, spricht herzlicher, vertrauter zu uns als die hellenische, auch wenn wir in diese, wie wir es stets getan haben, uns selbst mit unserem besten Seelengehalt hineinfühlen. Läßt uns nicht jeder Gang durch das alte Nürnberg, durch Braunschweig, durch Lübeck empfinden, daß wir auch in der Schule eine Aufgabe gegenüber dieser unserer Vergangenheit haben, die wir bisher versäumt haben? Die Aufgabe, diese Blütezeit einer echt deutschen Kunst in den Sinnen und Seelen unserer Schüler recht lebendig werden zu lassen und so mitzuarbeiten an dem Werke unserer besten Baumeister und Kunstgewerbler, die sich redlich bemühen, die Fäden der Entwicklung neu zu knüpfen und weiterzuspinnen, die der 30jährige Krieg mit seinen traurigen Folgen dereinst gerissen hat? Sicherlich, hier wenn irgendwo gilt es mit dem Alexandrinertum zu brechen, das unser höheres Schulwesen beherrscht. Die Betrachtung der Vergangenheit, zu der wir unsere Schüler anleiten, sollte weit mehr als heute im Dienste des gegenwärtigen Lebens stehen. Die höhere Schule sollte nicht abseits stehen, sondern mithelfen bei dem Ringen um echte Kultur, die nicht Wissenschaft ist noch Technik oder wirtschaftliche Tüchtigkeit, sondern „Einheit des Stils in allen Lebensäußerungen des Volkes" (Nutzsche). Daß es uns an dieser Einheit sehr, gar sehr mangelt, wer wollte das bestreiten? Kultur aber, d. h. gestaltetes Leben, kann niemand nach Belieben aus der Idee heraus schaffen. Man muß die vorhandenen Keime und Triebe aufsuchen und ihr Wachstum liebevoll fördern. Wo anders aber sollten wir diese Keime und Triebe finden als in unserer eigenen Vergangenheit?

Darum ist es zu begrüßen, daß man, einer Anregung J. G. Sprengels folgend, in der ersten Augustwoche 1918 vor einem Kreise von Schulmännern im Germanischen Museum in Nürnberg einen Lehrgang mit Vorträgen und Führungen veranstaltet hat. Damit ist ein Anfang gemacht mit einem wirklich wertvollen Unterricht in der deutschen Altertumskunde, wie er uns Lehrern des Deutschen nach dem eben Gesagten dringend not ist.

Man sieht, mit der Volkstümlichkeit unserer höheren Schulbildung würden wir zugleich ihre Lebendigkeit steigern. Hinwendung zum Völkischen bedeutet immer Abwendung vom „Historismus", weil der Zusammenhang des Gegenwärtigen mit dem Vergangenen innerhalb des eigenen Volkstums weit fühl- und faßbarer ist als außerhalb seiner Grenzen. Für die Sprachwissenschaft hat uns dies Rudolf Hildebrand in seiner unvergleichlichen Weise ebenso klar wie eindringlich gezeigt. Die alten Wortformen der Muttersprache sind für uns nicht gänzlich tot, weil wir das Leben der heutigen gesprochenen Sprache, zurückblickend, in sie hineinfühlen können. Eine

solche Wiederaufweckung des Erstorbenen ist bei den alten Sprachen unmöglich, vor allem, weil wir das, was einer Sprache erst wahres Leben gibt, die Gefühlswerte und Nebenvorstellungen der Worte, die ihren Begriffswert umspielen, im Lateinischen und Griechischen meist gar nicht mehr feststellen, geschweige denn dem Instinkte, dem Sprachgefühl einverleiben können. Was dies betrifft, so sei es mir erlaubt, auf meine soeben bei Mittler u. Sohn (Berlin) erschienene Schrift: „Die alten Sprachen und die deutsche Bildung" zu verweisen, wo ich ausführlich darzutun versucht habe, daß wir aus dem eben angedeuteten Grunde ganz außerstande sind, die Sprachkunstwerke der Alten so zu verstehen, wie Sprachkunstwerke verstanden sein wollen, und daß es daher ein Irrtum ist, wenn man nach wie vor der Lektüre der alten Urtexte eine hohe ästhetische Bedeutung beilegt. In Wahrheit dient die Erlernung der alten Sprachen heute nur noch den Zwecken der historischen Wissenschaft: sie fördert die Erforschung der Vergangenheit, nicht die Gestaltung der Gegenwart. Die lebendige, die Kultur fördernde Wirkung, die die Alten auch heute noch zweifellos auszuüben imstande sind, ist keineswegs bedingt durch die Kenntnis ihrer Sprachen, ja, ich bezweifle, ob sie durch eine weit verbreitete Kenntnis des Lateinischen und Griechischen auch nur gefördert wird. Ich behaupte, und glaube es in der genannten Schrift bewiesen zu haben, daß eine wirklich gute Übersetzung — nicht die Wissenschaft natürlich, wohl aber die Kultur (das ist zweierlei; Anmerkung für Alexandriner) weit mehr fördert als der Urtext, um welche Sprache es sich immer handeln mag. Wie tief hat Shakespeare oder in neuerer Zeit Ibsen auf unsere Kultur eingewirkt, und wer außer den Gelehrten hat Shakespeare englisch und Ibsen norwegisch gelesen! Vor allem aber denke man daran, daß die unvergleichliche Wirkung der Bibel im protestantischen Deutschland ganz und gar von der Lutherschen Übersetzung ausgegangen ist! Ja wirklich, eine gute Übersetzung ist mehr als das Original — allen Philologen zum Trotz —, denn sie verwandelt das Tote (auch eine lebende Fremdsprache ist für den, der sie nicht bis ins Feinste und Kleinste kennt, im Grunde etwas Totes) in ein Lebendiges.

Dies gilt auch für die Sprachkunstwerke der alten Griechen und Römer, so heftig es die klassischen Philologen bestreiten. Gingen wirklich, wie sie behaupten, von den alten Texten tiefere lebendige Wirkungen aus als von den Übersetzungen, wie stark müßte dann die Wirkung der Alten auf uns sein seit den Tagen, da alle Gebildeten bei uns auf dem Gymnasium Latein und Griechisch lernten und die Alten im Urtext lasen! In Wahrheit aber ist die Wirkung der Alten auf unser Leben und Schaffen in den letzten Jahrzehnten immer geringer geworden. Oder hat jemand den Mut zu behaupten, wir seien heute „klassischer" als frühere Zeiten, die den Homer fast nur aus Vossens Übersetzung kannten? Tatsächlich bringt uns all unser Griechisch dem Ziele nicht um einen Schritt näher, das unsere großen Dichter in Weimar vor 100 Jahren mit ihrem bißchen Griechisch erreicht haben, weil sie nicht philologisch-alexandrinisch eingestellt waren. Sie haben die Griechen, die sie nur oberflächlich kannten, lebend und schaffend verwertet, wir dagegen kennen und verstehen sie aufs beste, aber wir wissen nichts mit ihnen anzufangen. Worauf aber kommt es an?

[illegible] Ergebnis: wir wollen Homer und Sophokles und Plato beileibe nicht fortwerfen, sondern wir wollen sie in guten Verdeutschungen in den deutschen Unterricht hereinnehmen, damit sie dort eine — wir hoffen es — lebendigere Wirkung ausüben, als

sie heute im griechischen Unterricht tun. An diesen guten Verdeutschungen werden wir keinen Mangel haben, sobald unsere ausgezeichnete Altertumswissenschaft die Kulturaufgabe erkennt und anerkennt, die ihr vor allem gesetzt ist.

Es ist nicht meine Meinung, daß der altsprachliche Unterricht überhaupt von unserer höheren Schule verschwinden sollte. Die alten Sprachen müssen, wie schon gesagt, nur aus dem Zentrum an die Peripherie gedrängt, sie müssen aus Pflichtfächern zu Wahlfächern werden. Als solche mögen sie sich ausbreiten, wie sie können. Dem geborenen Philologen und Historiker muß weiter von Staats wegen Gelegenheit gegeben werden, seine Anlagen zu entwickeln und die für das Studium der Altertumswissenschaft erforderlichen Vorkenntnisse zu erwerben. An der Zeit dazu wird es auf der höheren deutschen Volksschule nicht fehlen. Die Einheit, die sie erstrebt, ist „Einheit in der Mannigfaltigkeit", nicht äußerliche Gleichförmigkeit. Ist das rechte Zentrum für alles vorhanden, so mag im übrigen Freiheit walten. Die wahre Einheitsschule, wie sie hier umrissen wurde, wird ebensowenig den Philologen zum Mathematiker machen wollen wie den Mathematiker zum Philologen, sondern sie wird jeder Begabung ihr Recht werden lassen. Ich sehe keinen Grund, weshalb auf einer solchen Schule die alten Sprachen in den wahlfreien Lehrgängen nicht ebenso gründlich sollten gelehrt werden können wie heute. Und wieviel erfolgreicher und also auch erfreulicher wird der Unterricht in den kleinen Klassen sein, die nur gleiche Neigung und Begabung zusammenführt! Daß aber eine solche freiere, die Anlagen und Neigungen der Schüler berücksichtigende Gestaltung der Unterrichtspläne selbst bei dem heutigen Schulsystem sehr wohl möglich wäre, das hat W. Dilmar mit seiner vortrefflichen Schrift: „Vorschläge zu einer Neuordnung unseres Unterrichtswesens" (Leipzig und Frankfurt a. M. 1917, Kesselringsche Buchhandlung) aufs klarste bewiesen.

Es leuchtet ein, daß bei einer Vereinheitlichung des Schulwesens, wie sie hier vorgeschlagen wird, die beinahe unüberwindlichen Schwierigkeiten, die heute dem Übergange fortgeschrittener Volksschüler auf die höhere Schule entgegenstehen, aufgehoben wären. Was heute diesen Übergang so gut wie unmöglich macht, ist lediglich die beherrschende Stellung des Fremdsprachenunterrichts in unseren höheren Schulen. Sobald wir unsere höhere Schulbildung von dieser Fremdherrschaft befreien, indem wir Ernst machen mit der Wahrheit — wer bezweifelt sie? —, daß man ein gebildeter, ja, ein hochgebildeter Mensch sein kann, ohne eine einzige fremde Sprache zu können, haben wir die Einheitsschule, die nicht nur der Kraft und Kultur des ganzen Volkes am besten dient, sondern die auch den sozialen Wünschen und Forderungen der Zeit vollauf Genüge tut.

Versuch einer Neuordnung des deutschen Unterrichts am Katharineum in Lübeck.

Von **Georg Rosenthal.**

Das Ziel des deutschen Unterrichts ist Verständnis der Sprache, Sicherheit im mündlichen und schriftlichen Gebrauch, Kenntnis der besonderen Äußerungsformen des deutschen Geistes (Literatur, Kunst, Altertümer). Auf jeder Klassenstufe dient die immer größere Annäherung an das Ziel der Erweiterung des geistigen Horizonts und der Bereicherung des Innenlebens.

Im gesamten Verfahren muß Einheit herrschen, wenn die höchsten Wirkungen erreicht werden sollen.

I. Verständnis der Sprache.

Wir denken zunächst an die unteren Klassen der höheren Schulen, mögen sie ihren alten Charakter behalten oder ein Teil des Grundbaus der neuen Einheitsschule werden. Je mehr die letztere an wirklicher Gestaltung gewinnt, um so stärker muß und kann sich der deutsche Unterricht für die höchsten Ziele einsetzen. Wer Fichtes Reden an die deutsche Nation gelesen hat, weiß, daß Fichte den Hauptvorzug der Deutschen vor den anderen Völkern darin sieht, daß sie eine ursprüngliche Sprache mit sinnlich verstehbaren Wurzeln haben. Doch sind wir in Gefahr, mehr und mehr das Verständnis dieser Vorzüge zu verlieren. Namen werden uns Schall und Rauch, werden zu bloßen Buchstabenkomplexen, durch die kaum noch die sinnliche Urkraft hindurchschimmert. „Hausfrau, Bildsäule, Geld, Straßenzug" u. a. werden wie tote Vokabeln, die angelernt sind, in den Mund genommen, ohne Denkvermögen oder Gemüt noch irgendwie zu beschäftigen. Daher entbehrt die Sprache so vieler Menschen jeder Wärme, von Glut gar nicht zu sprechen. Das Katharineum hat deshalb bereits von Sexta an der natürlichen Etymologie Eingang verschafft, die im Stundenplan als Sprachkunde geführt wird. Diese Stunden bedürfen sorgsamster Vorbereitung — und Buchführung des Lehrers. Wortfamilien werden zusammengestellt und hierbei die Grundbedeutungen scharf von den abweichenden Bedeutungen geschieden; z. B. Haus, häuslich, Hausvater, Hausmutter, Hausfrau, Haushalter, haushälterisch, hausen, Behausung. Haus ist etwas anderes als Hütte oder Gebäude, als Räumlichkeit. Das Haus ist ein gemauertes Gebäude, das zu bürgerlichen Wohnungen bestimmt ist. Anders klingt der Stamm in dem Worte „hausen" wieder. Der bürgerliche, ruhig sichere Charakter ist geschwunden; man kann in einer Höhle hausen. In den Ableitungen „häuslich, Hausvater, Hausfrau" setzen ethische Bestandteile an, die von Ordnung, geregelter Tätigkeit oder sittlichem Regiment künden; das Element Sparsamkeit tritt in „haushälterisch" hervor. Als weitere Beispiele seien genannt: „Leben (lebendig, beleben, lebensvoll, verleben, verlebt, unlebendig usw.)"; „Tisch (Tischler, auftischen, Tischherr, Tischwein usw.)"; „Kammer (Kammerherr, Kammermitglied, Kammerjäger usw.)"; „Wunder (wundervoll, wundersam, wunderbar, wunderlich (NB. die Suffixa!) usw.". Die gründliche Behandlung jeder Gruppe umspannt gern eine volle Stunde. Welcher Reichtum quillt aus dieser natürlichen Etymologie hervor! Besondere Rücksicht verlangt hierbei die bildliche Ausdrucksform der deutschen Sprache. Unsere Jungen sind in den Aufsätzen meist so trocken, weil sie nicht in den Bilderreichtum eingedrungen sind. (Wie viele Bilder enthält nicht schon der letzte Satz!) Das Katharineum stellt im Anschluß an die natürliche Etymologie Übungen an, wie: die Sonne lachte (die meisten Jungen schreiben und sprechen: die Sonne schien hell), der Baum ächzte, das Wetter lockte. Das Menschliche, das Lebendige wird auf das Tote übertragen. Von Quinta an kann man den Schülern das Herdersche Gesetz beibringen: Verbum! Handlung! Leidenschaft!, das selbst eines Goethe Dichtung so wundervoll umstimmen konnte. Wie kalt klingen noch die Leipziger Dichtungen gegenüber dem Straßburger „Willkommen und Abschied". Das Verb also sei nicht tot, sondern habe leidenschaftliche Handlung: ein Fels sprang in das Meer hinein; die Brandung donnerte empor; der Jüngling warf sich in die Wogen; Grausen ließ seine Seele erstarren; die Tiefe hielt ihn fest; Mitleid und Liebe füllte ihre Seele. — Wir stellen also systematisch diese Übungen an; der Lehrer des Deutschen, der zugleich den lateinischen Unterricht gibt, führt seine Schüler von Sexta bis zur Quarta, hat also eine große Fülle von Sprachkundestunden[1]) in

1) Ich habe das Material für 120 Unterrichtsstunden gesammelt und hoffe, wenn die Papierknappheit behoben ist, es in Buchform herausgeben zu können.

diesen drei Jahren, falls er wöchentlich Sprachkunde treibt. Er führt für sich Buch über das Durchgenommene und wird — denn 120 Etymologien sind doch noch recht wenig — noch manches weiteren Klassen überlassen müssen. Bald nämlich wird er finden, daß für eine Wortfamilie eine Stunde kaum ausreicht. Denn bei der Feststellung der Begriffe „Haus, Tisch, Wunder, Kammer usw." ist es nicht zu umgehen; daß der Knabe bereits mit dem Grundgesetz der Definition vertraut gemacht werde: definitio fit per genus proximum et per differentias specificas. Wie ungeordnet ist die Welt im Kopfe der Jugend! Wie wenige nur können sofort scharf „Haus" von „Hütte, Wohnung, Raum, Gebäude" trennen! Daher das unscharfe Sprechen und Schreiben so vieler Menschen. Da wir in Lübeck in Tertia eine dritte Stunde für Deutsch haben, setzen wir in dieser die Sprachkunde fort. Der Stoff geht nie aus. Immer reicher strömt der Quell dem Lehrer zu; immer deutlicher blickt ihn der Erfolg im Sprechen und Schreiben seiner Schüler an.

In den oberen Klassen tritt zur natürlichen Etymologie die wissenschaftliche Etymologie. Es bleibt verlorene Arbeit, wenn man im Anschluß an altdeutsche Stunden in zwei oder drei Lektionen Jakob Grimms Gesetz der Lautverschiebung durchnimmt, ohne es bei jeder möglichen Gelegenheit wieder aufleben zu lassen. Die Erkenntnis dieses Gesetzes muß ein Lebenswert werden, der in jeder Stunde erweitert und vertieft werden muß. So recht unpädagogisch sind die meisten Hilfsbücher; sie bieten Beispiele, die gar nicht zum Herzen gehen. Man greife darum die bunte Fülle auf, wo immer sie nur uns entgegentritt: Bräutigam (homo); bewegen (veho); Haus (casa); Tisch (discus); froh, frech (procax); unverdaget (taceo); Schwäher, Schwieger (hecyra, NB. Vernes Gesetz!); Auge, sich eräugen (oculus); sehen (sequor); freud—ig (ἔχω); frucht—bar (φέρω); Garten (hortus); Gans (χήν); Vieh (pecus); Zähre (dacruma); laut, Luther, Ludwig (κλύω) usw. Mit dieser Hilfe kann man sich auch das Plattdeutsche klarmachen (Reuter!), kann zeigen, wie hier die zweite Verschiebung nicht wirksam geworden ist oder hochdeutsche spätere Bildungen auf den Stand vor der zweiten Verschiebung zurückgeführt erscheinen (tot, dod; Gott, Godd; gut, gaud; rief, rep; Muddersprak usw.). Die Kenntnis, die wir aus fremden Sprachen gewinnen, muß unseren Bemühungen hilfreich zuspringen, auf daß wir uns recht in das große Gewebe unserer Sprache einfühlen können. Wie bereichern wir uns innerlich, wenn wir z. B. die Reihe: Text (Gewebe, texere), Buchstabe (fagus), Linie (linea), Schrift (writan), Rune ... uns zu eigen gemacht haben! Ich halte regelmäßige Sprachkunde für einen der wichtigsten Zweige des deutschen Unterrichts.

In der Grammatik müssen gleichfalls die Regeln in Lebenswerte umgesetzt werden. In Quarta z. B. bleibe man nicht bei der Feststellung der Substantiv-, Attribut- und Adverbialsätze, sondern zeige im Anschluß an die Fremdsprache, wie der Rhythmus des Satzes durch richtige Umgestaltung des kürzeren in das längere Glied oder umgekehrt gefördert werden kann. Caesar, cum in Galliam venisset (nach seiner Ankunft in G.), celeritate adhibita (schnell) hostes, quibus acerrimi duces praeerant die Feinde mit ihren tapferen Führern) aggressus est. Auch hier halte man das einmal Gelernte stündlich lebendig im lebendigen Verkehr mit der Sprache. Das Ohr muß fein unterscheiden lernen, wann das Adverbium oder der Adverbialsatz besser und rhythmischer klingen. Der Rhythmus der Sprache bedarf besonderer Pflege. Nicht nur in Quarta, sondern von Quarta bis Prima in immer verfeinerter Übung. Denn nicht nach scholastischer Art, sondern (auch in den Fremdsprachen) nach psychologischen Gesetzen muß Grammatik getrieben werden, man darf in den Regeln nicht erstarrte Pensen sehen, die gelernt werden müssen, sondern man fasse

die Sprache als Produkt der ewig regen Menschenseele, die immer neue Gebilde schafft.

Systematisch ist auf richtige Handhabung der Tempora und Modi zu halten. Das Tempus der Erzählung ist das Präteritum, der Schilderung das Präsens. Der historische Vorgang verliert seine Farbe, wenn er im Präsens erzählt wird. Das Kunstmittel des Präsens historikum ist im besten Sinne Manier, ist ein Asianismus (vgl. Nordens antike Kunstprosa), der nur ersten Schriftstellern, aber nicht lernenden Knaben zugebilligt werden darf. — Die Modi verlangen in Tertia eine besondere Behandlung, damit die feinen Schwingungen der Sprache, die der Konjunktiv zu geben imstande ist, bewußt gewonnen werden können.

II. Sicherheit im mündlichen und schriftlichen Gebrauch der Sprache.

Die Vorstufe ist das Lesen. Das Lesen muß von den untersten Klassen an als eine feine, edle Kunst gepflegt werden. Der Lesende denke an einen Zuhörer, dem er eindringlich seine Gedanken vorträgt. Das Atemholen werde als bewußte Leistung geübt, die Pausen als Kunstmittel gelehrt. Das gleiche gilt für die Deklamation. Ein Geist aber durchströme auch in diesem Sinne alle Klassen.

Die Diktate bilden ein sinnvolles Ganze, das der Lehrer selber verfaßt, in Anlehnung an das etymologische Pensum. Die Fremdwörter werden in Gruppen gelehrt: Ackerbau, Handel, Marine, Militär, so daß das Fremdwort nicht von seinem natürlichen Boden losgerissen wird.

Grundsätzlich müßte von der untersten Klasse daran festgehalten werden, daß der Schüler zusammenhängend über alles Durchgenommene zu berichten habe, möglichst vor der Klasse. Er rede aus, ohne unterbrochen zu werden. Der richtige Gebrauch des historischen Tempus in der Erzählung muß ihm in Fleisch und Blut übergehen. Auch in den Erzählungen gibt es Steigerungen zum Schweren. Der Dichter geht in medias res, der Historiker beginnt ab ovo. Der Junge, der Uhlands Bertran de Born nacherzählt, darf nicht wie der Dichter beginnen, sondern: Wer war B.? Was tat er? Was war sein Los? Wird der Inhalt des „Tauchers" wiedergegeben, so muß des Tauchers Erzählung in den historischen Bericht des Schülers eingefügt werden. So kann durch rastlos in allen Klassen fortschreitende Übungen eins der höchsten Ziele den Schülern vermittelt werden: die Fähigkeit zu klarer Erzählung. Ich kenne tatsächlich kaum eine höhere Leistung in den mittleren Klassen, als wenn der Schüler in ruhiger Sicherheit vor Lehrer und Mitschülern steht und ohne Stocken im natürlichen Fluß der Rede klar einen Gedankengang vorträgt. Sowie ein Lesestück besprochen ist, beginnt die Vortragsübung: z. B. „Was sah der Taucher? Welche Wirkung übte seine tapfere Tat aus? Die Vermessenheit des Königs. Der Knappe — ein Ritter! Diese Übungen sollten nicht hin und wieder angestellt werden, sondern in jeder Klasse, womöglich in jeder Stunde, nicht nur im Deutschen. Denn der deutsche Unterricht muß bewußt in den Mittelpunkt des gesamten Unterrichts gestellt werden. — In den höheren Klassen kommen Entwicklungen oder Beurteilungen hinzu: „Das Übersinnliche in dieser oder jener Ballade Schillers. Eignet sich Uhlands „Des Sängers Fluch" zu bildlicher Darstellung? Wie malt Schiller das Meer? Wie Lessing die Schönheit der Emilia Galotti! In tyrannos! als Motto der Jugenddramen Schillers. Für und wider Hagen von Tronje. Eine geschlossene Bahnschranke — ein Beispiel zu Schillers: „Zwar federleicht für deine Hand, doch zentnerschwer für dein Gewissen." Was stellt Dürer auf der Flucht nach Ägypten dar? Dürers Holzschuher und Rembrandts Mann mit dem Goldhelm — zwei verschiedene Arten bildlicher Darstellung.

— Die Hauptsache bleibt, daß die Schüler diese Vorträge niemals zu Hause vorbereiten, sondern gehalten sind, kurz 4—7 Minuten aus dem Stegreif darüber zu sprechen. Ein Beispiel. Wie malt Lessing die Schönheit der Emilia Galotti? In ihrer Wirkung a) auf den stillen Appiani, der sich mit ihr aus der Residenz in seine friedlichen Täler zurückziehen will; b) auf den verwöhnten Renaissanceprinzen, der ihr gegenüber all seine Beherrschung verliert; c) auf den Maler Conti, der das höchste Glück empfand, E. gemalt zu haben. — Oder eine Begriffsentwicklung: Was ist Überzeugung? a) Die negativen Instanzen: Glauben, Wissen, Meinen. b) Definitio: Fürwahrhalten, das sich auf Gründe stützt. c) Beispiel: Kolumbus. — Durch Festhalten an dieser Methode können die Schüler in neunjährigem Unterricht zur Gewandtheit im deutschen Vortrag erzogen werden.

Aufsätze. Die mündliche Übung muß durch die schriftliche ergänzt werden. Freilich den deutschen Aufsatz alten Stils müßte man ablehnen. Es ist nicht zu verkennen, daß die Aufsätze bisher meist hinter den Erwartungen zurückgeblieben sind, inhaltlich und stilistisch. Schüler und Eltern sehen den Hausaufsatz gewöhnlich als ein Schreckgespenst an. Warum? Er ist ihnen ein Fremdkörper. Es liegt ein großes Stück Unnatur darin, zu einer vom Schüler selber auszusuchenden Zeit (je nach dem Spielraum, der bis zur Abgabe gelassen ist) über eine Sache zu schreiben, für die das aktuellste Interesse nicht vorhanden ist. Man hat versucht, die Schüler im mündlichen Vortrag sicher zu machen. Freilich schreiben ist noch eine besondere Kunst. Darum schreiben wir sehr oft, etwa alle 14 Tage einen kleinen einstündigen Aufsatz mit Themen obiger Art in allen Klassen. Diese Aufsätze sind aus der Minute geboren, zeigen die frische Farbe der Entschließung und sind nicht von des Gedankens Blässe angekränkelt. Das Handgelenk wird leicht, die Feder fliegt dahin, der Stil bildet sich. Ganz besonders, wenn in jedem Fache noch einmal mindestens im Semester ein einstündiger Fachbericht hinzukommt. Auf diese Fachberichte legen wir großen Wert. Sie sind nicht etwa nur eine Inhaltsangabe eines gelesenen Stückes, sondern behandeln auch grammatische Fragen, Versuche in der Physik, ein Bild, ein Heldenleben usw. — Freiheit und Natürlichkeit des Tones nehmen je länger, je mehr zu. Ein Aufsatz im Semester kann auch einmal auf mehrere Stunden ausgedehnt werden. Aber die Hausaufsätze lassen wir in der Hauptsache fortfallen. Da aber in den oberen Klassen auch die Erziehung zu wissenschaftlicher Arbeit eine besondere Rolle spielt, tritt einmal im Semester eine größere Arbeit hinzu über ein Thema, das der Schüler selber wählt, entweder aus dem Kreise seiner Privattätigkeit oder im Anschluß an literar- oder kunsthistorische Probleme. Das Katharineum fordert von seinen Primanern, daß sie sich der vollen Verantwortung bewußt sind, wenn wir ihnen vertrauen, sich selber ein Thema zu wählen, das Einblick in die Psyche des Schreibenden gewährt, wie man das von jeder wissenschaftlichen Arbeit verlangt. Nach dieser Verantwortung bemißt sich der Umfang der Arbeit. Der Lehrer muß selber natürlich auf der Höhe deutscher Bildung stehen. Dann kann er Lust und Liebe zu solchen Aufgaben erwecken, kann seinen Unterricht auf den denkbar höchsten Grad bringen, alle Mechanik aus der Arbeit seiner Schutzbefohlenen entfernen und ihre Selbsttätigkeit nach jeder Richtung befruchten. Seine Arbeit ist gewiß größer geworden. Aber die fortschreitende Übung der Schüler, die in allen Klassen an kurze Aufsätze gewöhnt werden, erleichtert die Korrektur, die Freude des Lehrers an seinem Schaffen wächst, und schließlich kommt das Maß der Arbeit nicht so sehr in Betracht, wenn es ein derartiges hohes Ziel gilt. So verliert der deutsche Aufsatz sein unnatürliches Aussehen, er ist nur ein besonderer Fall dessen, was täglich und stündlich in jeder Lehrstunde in mündlichen Übungen geleistet wird.

III. Kenntnis der deutschen Literatur, Kunst, Altertümer.

Das Katharineum möchte sich zu dem Grundsatz bekennen, möglichst den Inhalt des ganzen Lesebuches den Schülern zu vermitteln. Der Umfang des Wissens darf nicht zu bescheiden sein. Wir verzetteln nicht ein Kunstwerk, indem wir die Behandlung allzu lange ausdehnen. Wir führen zu poetischem Genuß, lehren vor allem die Schüler, eine Dichtung lesen zu können. Wir leiten zum verständnisvollen wörtlichen Erfassen des Textes an und lassen dann mit starkem Griff den wertvollen Gehalt herausholen. Unter starker Heranziehung der häuslichen Lektüre (man muß genau unterscheiden, was nur zu Hause gearbeitet werden kann und was nur in der Schule. Dadurch erspart man für die Hausarbeit (in allen Fächern) neue Zeit und neue Kraft, gewinnt man schnell den Inhalt eines Aktes, eines Gesanges, eines Dramas. Ich erspare es mir, auf nähere Ausführungen einzugehen, indem ich auf eine Reihe praktischer Beispiele hinweise, die ich veröffentlicht habe: Goethes Egmont (Zeitschr. f. d. deutsch. Unt. XXXII, Heft 7/8); Faust in Prima (Pädagogisches Archiv XL, Heft 10); Homunkulus (Monatsschrift der Komeniusgesellschaft XXVI, Heft 3); Tasso (Monatsschrift der Komeniusgesellschaft XXVII, Heft 8); Laokoon (Neue Jahrbücher 1918); Schillers Gedicht: Das Ideal und das Leben (Neue Jahrbücher 1917); Dichtung und Wahrheit (Neue Jahrbücher, erscheint im Laufe des Jahres); verschiedene Dramen in „Goethe und das Problem der Katharsis (Monatsschrift der Komeniusgesellschaft XXV, Heft 9; XXVI, Heft 1); die Italienische Reise in „Goethes künstlerischer Entwicklung in Italien" (Neue Photographische Gesellschaft). Nach den dort angegebenen Gesichtspunkten läßt sich eine wirklich ausreichende Kenntnis der Literatur vermitteln.

Deutsche Kunst und Altertümer sollten bewußt in den Unterricht eingestellt werden, nicht in besonderen Stunden, sondern innerhalb des wissenschaftlichen Unterrichts. Deutsche Kunst ist ein der deutschen Dichtung gleichwertiges Objekt. Auch hier weise ich, besonders über gleichzeitige Verwendung im deutschen Aufsatz (jede Klasse schreibt im Semester einen derartigen Aufsatz), auf eigene Arbeiten: Über kunstgeschichtliche Übungen innerhalb des wissenschaftlichen Unterrichts (Beilage zum Jahresbericht 1910 des Bismarck-Gymnasiums in Berlin-Wilmersdorf); eine Schülerreise nach Florenz und Rom (Beilage zum Jahresbericht daselbst 1911); Lessing und der Cinquecento (Neue Jahrbücher 1915); Lessing und Leonardo da Vinci (Neue Jahrbücher 1916).

Die Obersekunda gehört ganz dem deutschen Altertume, sei es in Originalen, sei es in Dichtungen im Anschluß an die alte Zeit (Hebbel, Wagner, Vesper, Scheffel usw.).

Mit diesem Programm etwa will das Katharineum versuchen, ob sich der deutsche Unterricht vertiefen läßt. Die Zeit wird lehren, ob wir auf dem richtigen Wege sind, so daß wir ihn fortsetzen und weiter ausbauen wollen. Ich persönlich bin nach langjähriger derartiger Arbeit überzeugt, daß von hier aus die Reform des deutschen Unterrichtes in Deutschland in die Wege geleitet werden muß. Wir haben uns geeinigt, am Katharineum zunächst nach folgenden neun Leitsätzen zu arbeiten.

1. Sprachkunde (volkstümliche Etymologie, Einführung in die bildliche Ausdrucksweise unserer Sprache) wird bereits in Sexta, Quinta, Quarta getrieben. Im Stundenplan wird diese Stunde als Sprachkunde bezeichnet. In diesen Klassen alle 14 Tage ein Diktat.
2. Fortsetzung dieser Übungen in Tertia und Sekunda. Von Obersekunda ab wird die wissenschaftliche Etymologie bei jeder möglichen Gelegenheit hinzugenommen, so daß die Schüler dauernd in die Werkstatt der deutschen Sprache eingeführt werden.

3. In der Grammatik ist — abgesehen von den bisherigen selbstverständlichen Satzübungen — der Hauptton zu legen auf richtige Anwendung der Tempora und Modi. Dauernd muß die Übung (ab Quarta) sein in der Bildung der Substantiv-, Attributiv- und Adverbialsätze zwecks richtiger Verwendung beim Erlernen fremder Sprachen und der allmählichen Erfassung des Rhythmus der deutschen Sprache.
4. Das Lesen und Deklamieren ist auf allen Stufen als eine feine Kunst zu pflegen unter richtiger Beobachtung der Pausen und des Atemholens.
5. Auf allen Stufen sind fortgesetzt, möglichst in jeder Stunde, Übungen im freien Vortrage im Anschluß an das Pensum anzustellen (Umfang des einzelnen Vortrages 3—7 Minuten). Häusliche Vorbereitung auf ein bestimmtes Thema für einen bestimmten Schüler wird nach Möglichkeit ausgeschlossen.
6. Die Hausaufsätze alten Stils sind in der Hauptsache aufzugeben. Dafür alle 14 Tage etwa eine einstündige Klassenarbeit zur Entwicklung eines klaren und gewandten Stils. Diese schriftlichen Übungen sind nur ein besonderer Fall der stetigen mündlichen Übungen. Einmal im Semester ein größerer Klassenaufsatz (3—5 stündig). So schreiben die Schüler aus der Fülle des eben Erlebten und können nicht fremde Hilfe gebrauchen.

   In den oberen Klassen wird zwecks Erziehung zu wissenschaftlicher Arbeit einmal im Semester ein größerer Aufsatz zu Hause geschrieben. Das Thema und den Zeitpunkt der Abgabe wählen die Schüler selber mit Genehmigung des Lehrers aus dem Gebiet ihrer Privatneigungen oder aus der Klassenlektüre. Der Lehrer muß hier reiche Anregungen geben können.
7. In der Lektüre ist größerer Umfang als bisher anzustreben. Der größte Teil des Lesebuches muß von den Schülern schließlich beherrscht werden. Die Hauptepochen der deutschen Literatur müssen die Schüler aus umfangreicher Lektüre kennen. In den einzelnen Klassen wird der Hauptgedanke der Dichtungen herausgearbeitet; eine allzu sehr ins einzelne gehende, monatelange Behandlung einer Dichtung ist zu vermeiden. Zu richtiger Lektüre sind die Schüler dauernd anzuhalten, auf daß sie je länger je mehr den Grundgedanken eines Dramas usw. selber finden lernen und Begeisterung für den deutschen Unterricht gewinnen.
8. Deutsche Kunst und Altertümer sind in allen Stufen zu behandeln. Jeder Schüler, der abgeht, soll mit den Hauptschätzen unseres Museums vertraut sein. In jedem Semester wird ein Klassenaufsatz im Anschluß an ein Bildwerk geschrieben.
9. Nur die einheitliche ununterbrochene Arbeit eines ganzen Kollegiums im Sinne dieser Richtlinien, in deren Befolgung jeder nach seiner vollen Individualität schaffen soll, sichert eine erfolgreiche Reform des deutschen Unterrichts und die Begeisterung der Schüler für deutsche Art und Kunst.

Gedächtnisrede für den Geh. Studienrat Dr. Gotthold Böttcher,

Direktor des Königstädtischen Realgymnasiums zu Berlin, † am 6. März 1919, gehalten in der Gesellschaft für deutsche Philologie zu Berlin am 26. März 1919

von **Karl Kinzel.**

Ein schwerer Schlag hat unsre Gesellschaft getroffen, unter Umständen, die tief in jedes deutschen Mannes Seele schneiden. Den wüsten Straßenkämpfen in Berlin, in denen der Bruder den Bruder zerfleischte, ist unser Böttcher am Donnerstag, den 6. März, zum Opfer gefallen. Von vier Kugeln der Spartakisten durchbohrt, sank er in seiner Amtswohnung in der Elisabetstraße zu Boden. Überall, wohin die Trauerkunde drang, erregte sie lebhafte Teilnahme, tiefsten Schmerz im Kreise der Seinigen und seiner Freunde, Trauer in unsrer Gesellschaft, deren Vorsitzender er seit 1884 bis zuletzt war.

Mir war er seit 40 Jahren ein geliebter Freund, der mir den größten Teil meines Lebens als wackrer Weggeselle zur Seite geschritten ist, durch gemeinsame Studien und Arbeiten wie durch Übereinstimmung der Weltanschauung aufs innigste verbunden. Auch manchem von Ihnen ist er persönlich nahe getreten, und es ist wohl keiner unter seinen Bekannten, der nicht von seinem stets wahren und klaren Wesen angenehm berührt worden wäre. Das können besonders die Herren vom alten Stamme unsrer Gesellschaft bezeugen, die es erfahren haben, wie er das Wohl unsrer Vereinigung auf dem Herzen trug und für ihr Fortbestehen besorgt war. Wenn wir in der schweren Kriegszeit, oft nur ein kleines Häuflein in ungeheiztem Zimmer versammelt, geneigt waren, alle Arbeit auf bessere Zeiten zu vertagen, er war stets ohne Zagen zum Durchhalten geneigt. Er hielt die Hoffnung aufrecht, die Gesellschaft auch durch das Dunkel der Gegenwart lichteren Zeiten entgegenzuführen. Er wies noch vor wenigen Monaten in seinem Aufruf zur Neugestaltung auf die idealen Ziele hin, die gerade jetzt von uns Germanisten fester ins Auge gefaßt werden müßten, um dem Wiederaufbau des zertrümmerten Vaterlandes und der Erstarkung des so jämmerlich zerknickten deutschen Wesens zu dienen. So verdanken wir es seiner festen Hand, daß er das Schifflein der Gesellschaft durch Sturm und Wellen hindurchgesteuert und — fast möchte man sagen, als letzte Tat seines Lebens — in den Hafen geführt hat, von dem es, so hoffte und wünschte er von Herzen, zu größerer Fahrt ausgerüstet, wieder ausfahren soll.

So arbeitete Böttticher auch in seinem Amt und im Kampf des öffentlichen Lebens, so lange er atmete, obwohl er, bei einer ungewöhnlichen Rüstigkeit seines gestählten Körpers, im tiefsten Innern ein gebrochener, lebensmüder Mann geworden war nach den schweren Schlägen, die ihn seit 1914 getroffen hatten. Als sein jüngster, besonders begabter Sohn, der zur Freude des Vaters deutsche Philologie studierte, wie einst er selbst als Freiwilliger ins Feld zog, riß der Tod ihm die geliebte Gattin von der Seite, 1916 fiel dieser Sohn als Leutnant des Garde-Grenadier-Regiments Alexander in Galizien und ebenso als Hauptmann d. L. sein Bruder, der Gymnasialdirektor von Waldenburg. Dann kam der furchtbare Zusammenbruch unsres Volkes und die Auflösung unsres siegreichen Heeres, an dessen Kraft und Herrlichkeit seine Seele hing. Die Schmach und Entehrung konnte er nach seinem ganzen ritterlichen Charakter nicht verwinden. Er hatte mit dieser Welt abgeschlossen und sehnte sich nach lichteren Höhen, an die er glaubte, und nach wahrem Frieden. Darum wollen wir ihn heut nicht beklagen, daß er so schnell dahingegangen ist. Denn er ist aus der Fülle der Kraft Leibes und Geistes nach einem in jeder Beziehung voll und ganz durchlebten, reich gesegneten Leben voll Mühe und Arbeit, aber auch voll schöner Erfolge hinweggenommen, ist wie ein Held auf dem Felde der Ehre gefallen, so daß man mit Recht sagen kann: „Kein schönrer Tod ist in der Welt."

Darf ich nun Ihre Aufmerksamkeit erbitten, so will ich versuchen, ein schlichtes Bild von seinem Leben und Streben zu entwerfen, soweit ich als Freund und Fachgenosse einen Einblick gewonnen habe und auf die Teilnahme gerade in diesem Kreise rechnen darf.

Böttticher war zunächst Schulmann, und zwar mit Begabung und entschiedener Neigung zu diesem Beruf und mit einer von den höchsten Idealen erfüllten Auffassung desselben. Er übte ihn anfangs am hiesigen Askanischen, dann am Lessing-

Gymnasium und wurde, nach einem kurzen Intermezzo als Leiter des evangelischen Religionsunterrichts unter einem katholischen Realschulrektor, zum Direktor des Königstädtischen Gymnasiums berufen. Er war zweifellos ein ebenso geschickter wie eifriger Lehrer und ein wohlwollender und gewissenhafter Leiter seiner Anstalt. Nie habe ich ihn mit Unmut vom Unterrichten sprechen, nie über die Last der Kärrnerarbeit klagen hören, die keinem erspart bleibt.

Daneben aber war er voller Lust und Liebe zur Wissenschaft. Schon seine Untersuchung über Wolframs Stil, mit der er 1876 in Jena promovierte und die in Pfeifers Germania abgedruckt wurde, war nicht nur ein Notbehelf für das Doktorexamen, sondern zeigte, daß er neben seinen theologischen Studien den germanistischen mit Eifer und philologischem Verständnis obgelegen hatte, und seine weitere Entwicklung und Betätigung auf diesem Gebiet bestätigte es.

In seiner Dissertation hatte er versucht, „ein möglichst vollständiges Bild der Eigentümlichkeiten der Sprache Wolframs zu geben und zugleich die Erklärung dieser Eigentümlichkeiten aus dem Charakter des Dichters, wie er sich in seinen Werken zeigt, sowie aus seinen persönlichen Verhältnissen und seinem Bildungsgange, soweit er erkennbar ist, herzuleiten. Die Arbeit behandelt zunächst das Verhältnis Wolframs zu der Hofsprache und findet, daß die dialektischen Abweichungen auf seine fränkisch-bayrische Nationalität, die volksepischen Worte, Konstruktionen u. dgl. aber auf seine frühe Bekanntschaft mit den in seiner Heimat entstandenen und stets mit Vorliebe gepflegten deutschen Heldenliedern zurückzuführen sind. Ungenauigkeiten, auch Verstöße gegen die Grammatik, Anakoluthien, elliptische Redeweisen, störende Kürzungen im Ausdruck sind die Folge seiner Unkenntnis der Schrift, seines Mangels an literarischer Bildung und grammatischer Übung einerseits, sowie seines lebendigen und beweglichen Geistes, seiner außerordentlichen Gedankenfülle anderseits. Der gewaltige Schwung seiner Phantasie, die Tiefe seines Gemüts und die Lebhaftigkeit der Empfindung bewirken die oft ungewöhnlichen Umschreibungen, die Personifikation von Abstrakten, die mannigfaltige metaphorische Redeweise, den Reichtum seiner Bilder. Die ganze Eigenart der Vorstellung hat auch sonst ganz eigenartige Ausdrucksweise wie die Bildung der Negation durch Metaphern, gesuchte Bilder, seltsame Umschreibungen des einfachen Ausdrucks, neue Wortbildungen u. a. zur Folge."

So gab der Verfasser selbst den Inhalt seiner Arbeit an.[1])

Wenn man seine wissenschaftlichen Werke ihrem Umfang und Wert nach richtig einschätzen will, so darf man nicht vergessen, unter welcher Überfülle und welchem Druck der Berufsarbeit sie bis zum Ende seines Lebens, aber besonders in der früheren Zeit entstanden sind.

Nachdem der thüringische Pfarrerssohn, geb. in Wahlhausen am 26. Mai 1850, auf der Latina gebildet, in Halle Philologie und Theologie studiert hatte, ging er als ganz mittelloser junger Gymnasiallehrer in Berlin eine glückliche, aus reiner Herzensneigung geschlossene Ehe mit einer vermögenslosen Tochter eines Berliner Rechnungsrats ein. Die Vergrößerung der Familie nötigte bald den Vater zur standesgemäßen Führung des Haushalts Nebenbeschäftigung zu suchen. So kamen zu seinen 24 Pflichtstunden noch 4—6 wöchentliche Stunden in den Oberklassen höherer Töchter-

1) Die Wolfram-Literatur. S. 21.

schulen, wo ebenfalls der deutsche Unterricht viele Korrekturen brachte und zeitraubende Vorbereitung erforderte. Fernstehende werden diese Arbeit vielleicht als wertlosen Notbehelf ansehen. Aber ein Germanist kam damals — und ich habe als Mitglied der Wissenschaftlichen Prüfungskommission ähnliche Erfahrungen gemacht — für den deutschen Unterricht sehr mangelhaft vorbereitet ins Amt; denn mit neuerer Literatur hatte er sich in den seltensten Fällen, mit ihrer Verwertung im Unterricht nie beschäftigt. Da war es für den jungen Lehrer von hohem Wert, sich früh die Sporen in einer Töchterschule zu verdienen, um später wohlgerüstet den deutschen Unterricht in der Prima übernehmen zu können.

Bei solcher Arbeitsbelastung erfordert es sehr viel Liebe zur Sache und ungewöhnliche Spannkraft, wenn ein junger Gymnasiallehrer noch wissenschaftlich arbeiten und gar produzieren will. Solche hat unser Böttícher in rastlosem Fleiß und nimmermüder Arbeitslust bis an seinen Tod in vorbildlicher Weise bewiesen. Er war kein genialer Forscher, der bedeutende neue Funde ans Licht zog, aber er brachte zur Freude an der wissenschaftlichen Arbeit eine klare Auffassung der Probleme und einen scharfen kritischen Verstand mit und hatte die Gabe ansprechender und durchsichtiger Darstellung.

Zur Förderung und Ausbildung dieser Eigenschaften, besonders auch im mündlichen Austausch der Gedanken, bot ihm die Gesellschaft für deutsche Philologie beste Gelegenheit. Ein kleiner Kreis von Schülern Müllenhoffs, die beiden Henrici, Löschhorn, Frölich und ich, hatten sich im Jahre 1876 bei den unter Imelmanns Vorsitz stattfindenden Besprechungen eines größeren Kreises über die Reform der deutschen Rechtschreibung zusammengefunden und hier den grammatisch-historischen Flügel gebildet, der den Nur-Phonetikern Opposition machte. Aber diese mit Dilettantismus reich gesättigte Gesellschaft konnte ihnen auf die Dauer nicht zusagen, und so schlossen sie sich mit wenigen jungen Fachgenossen 1876 zu einer eigenen Gesellschaft zusammen zur Pflege der geliebten Wissenschaft, zu gegenseitiger Förderung durch Vorlegung eigener Arbeiten und Besprechung der neu erscheinenden germanistischen Bücher und Abhandlungen. Daraus entstand die erste Bibliographie, die Zacher in seiner Zeitschrift veröffentlichte — die Urzelle unsres Jahresberichts. Hier hielt Böttícher, der im Oktober 1878 als Mitglied eingetreten war, am 18. Juni 1879 seinen ersten Vortrag. Er gehörte bald zu ihren eifrigsten Mitgliedern volle 40 Jahre lang und war unermüdlich tätig mit Vorträgen und Berichten über neue Erscheinungen auf den Gebieten der deutschen Literaturgeschichte und des Mittelhochdeutschen, die er für den Jahresbericht bearbeitete.

Wie ernst er wissenschaftliche Arbeit nahm und wie gründlich er sich vorbereitete, bevor er die Hand an den Pflug legte, zeigt seine erste selbständige Schrift. Er arbeitete nämlich die gesamte Wolframforschung seit Lachmann durch und legte die Ergebnisse in einem Vortrage der Gesellschaft vor. Auf ihre Anregung ließ er die Arbeit in erweiterter und ausgeführter Gestalt 1879 drucken unter dem Titel: „Die Wolframliteratur seit Lachmann mit kritischen Anmerkungen, eine Einführung in das Studium Wolframs", ein Büchlein von 60 Seiten, das noch immer seinen Wert hat, obwohl natürlich manches durch neuere Forschungen zurechtgerückt ist, und das wohl mal eine neue Bearbeitung und Ergänzung verdiente. Hier trat Böttíchers Gabe, klar aufzufassen, geschickt zu disponieren und kritisch zu beleuchten, gut hervor. Über die grundlegende Forschung Lachmanns und Haupts handelt der erste Teil;

der zweite über die Nachfolger ist geteilt in die Arbeiten auf dem Gebiet der Textgestaltung und dem der Erklärung, und letztere behandeln die Auslegungen, die Übersetzungen und den Sprachgebrauch einerseits und die ästhetische Beurteilung andererseits. Die scharfe Beleuchtung, die u. a. Bartsch' Ausgabe hier erfuhr, ist für den Verfasser und seinen Standpunkt bezeichnend.

Von dieser Vorbereitung aus führte ihn der Weg in das Innerste des Parzival. Wolfram gehörte nun einmal seine Vorliebe bis zuletzt. Alle neuen Forschungen über ihn verfolgte er mit größter Teilnahme, und er wurde nicht müde, immer wieder darüber ausführlich zu berichten. So folgte also 1885 seine größere Parzivalübertragung und als grundlegende Schrift 1886 „Das hohe Lied vom Rittertum", der Gesellschaft zum zehnten Jahre ihres Bestehens gewidmet, aus deren Mitte ihm auch zu dieser Arbeit die Anregung geworden war. Er war tief in die Ideenwelt des Parzival eingedrungen und legte die allgemein menschlichen und religiösen Gedanken in ansprechender Weise dar. Hier war er auf seinem allereigensten Gebiet. Er war kein Grammatiker, kein Reimzähler; solche Kärrnerarbeit lag ihm nicht. Sein Charakter, aufrecht, klar, fest und treu, erfüllt von Liebe zu seinem König, zu Kaiser und Reich, für das er als Kriegsfreiwilliger 1870 vor Paris gefochten hatte und als Reserve- und Landwehroffizier in militärischen Übungen sich immer bereit hielt, war stets auf das Ganze, auf den inneren sittlichen und religiösen Wert der Dinge gerichtet. Von solchem Geist erfüllt und getrieben, nahm er auch an allen geistigen Bewegungen der Zeit, und zwar immer mit Tatkraft und Begeisterung teil, bis zuletzt, trotz seinen 69 Jahren.

In dieser Lebensauffassung seinem Wolfram von Eschenbach im Geiste seiner Dichtung nahestehend, trat er der religiös-allegorischen Auffassung des Parzival, wie sie hauptsächlich durch Vilmar und San Marte eingebürgert war, entgegen. In der Einleitung stellt er in der gewinnenden Form, die ihm eigen war und seine Schriften auch dem Nichtgelehrten lesbar und anziehend macht, die Gegensätze in der Beurteilung der mittelhochdeutschen klassischen Dichtung dar: jener, die auch die großen Epiker Hartmann, Gottfrid und Wolfram nur als Nacherzähler und Übersetzer würdigen, und dieser, die ihnen, besonders Wolfram, eine selbständige Um- und Nachbildung des Stoffes zubilligen. Seine Aufgabe und sein Ziel bestimmt er so: „Ich halte den Begriff der bloßen Nacherzählung für Wolframs Parzival deshalb für zulässig, weil Wolfram nach meiner Ansicht in dem tatsächlichen Entwicklungsgange seines Gedichts seiner Quelle bis ins einzelne treu gefolgt ist. Aber ich betone mit demselben Nachdruck, daß er gleichwohl dieser Nacherzählung ein durchaus selbständiges Gepräge gegeben hat, insofern er das französische Gedicht unter einer selbständigen Idee aufgefaßt und diese, soweit es die Beschränkung durch die Vorlage zuließ, mit aller dichterischen Kunst durchgeführt hat. Er hat also nicht mechanisch, sondern mit dem vollen Bewußtsein eines selbständig erfaßten Themas nacherzählt, nur ist es, wie ich hier voraus bemerke, nicht dasjenige, das ihm San Marte zugeschrieben hat." Die erste Annahme hielt er durch die Vorarbeiten für erwiesen, „die andre aber, daß er sich ein Thema gestellt hatte, dessen künstlerische Erledigung durch alle unleugbar vorhandenen Mängel der Nacherzählung nicht beeinträchtigt worden ist, konnte ich bisher im Zusammenhange noch nicht wissenschaftlich begründen. Dieser Aufgabe sollen die folgenden Blätter dienen."

Das wichtigste Stück der Arbeit ist die Interpretation des Eingangs, in der Bötticher der Auffassung Lachmanns entgegentrat. Die Erklärung dieser Einleitung, in der er nicht bloß eine Zusammenstellung allgemeiner Lehr- und Erfahrungssätze über Treue und Untreue sah, sondern eine Einführung in das Verständnis des Gedichts durch eine Skizze seines Ideengehalts, zeigt seinen ganzen Scharfsinn, beweist, wie er sich in den ganzen Stoff, in die Denk- und Ausdrucksweise Wolframs hineingedacht hatte und wie gründlich seine Kenntnis der mittelhochdeutschen Sprache war.

Seine Auffassung des Ganzen geben folgende Worte wieder: „Unverzagter Mannesmut, das ist das erste und hauptsächlichste, das andre ist Gottvertrauen; wo die beiden miteinander gehen, da ist der höchste Preis zu erlangen. Die Vereinigung dieser beiden Faktoren hat sich nunmehr in Parzival unter der Einwirkung Trevrezents vollzogen; er hat beides schon gehabt, aber keins von beiden als sittliche Lebensmacht. Das Gottvertrauen der Knaben- und Jünglingsjahre war gedankenlose Gewohnheit gewesen, es brach beim ersten Konflikt zusammen, und der Mannesmut dieser Zeit war blinder egoistischer Abenteuerdrang gewesen, der sich dann im religiösen Konflikte zu selbstvermessenem Trotz ausbildete, aber doch bei seiner natürlichen Herzensreinheit nicht ohne sittlichen Halt blieb. Parzival erlangte mit ihm den Frieden seiner Seele nicht, er mußte sein ganzes Selbstbewußtsein erst zerbrechen unter der Wucht der Verschuldungen, die ihm Trevrezent zum Bewußtsein bringt. So ist der alte selbstvermessene Mannesmut, der kein sittlicher Besitz war, dahin, wie das alte naive Gottvertrauen, und beide kehren nun wieder als sittliche Lebensmächte."

Wenn man heut, zurückblickend auf das Leben Böttichers und mit genauerer Kenntnis seines Wesens diese Worte liest, so springt es in die Augen, daß diese Erkenntnis von dem Charakter Parzivals, die doch gewiß auch zum guten Teil in Wolfram begründet war, von ihm nicht bloß mit dem Verstande erfaßt war, sondern auch mit dem Herzen. Er hatte das große Glück, sein Studium aus innerer Neigung einem Gegenstande zu widmen, dem er sich wesensverwandt fühlte. Denn auch er war ein Mensch, in dem auf Grund der Eindrücke seiner Jugend im evangelischen Landpfarrhause und seiner späteren Führung ein Charakter herangereift war, in dem ritterliche Gesinnung sich mit tiefer Religiosität paarte, den unverzagter Mannesmut in allen Stürmen auf sittlicher Lebensbahn erhielt, der im Streben und Suchen nach dem Gral, dem höchsten Gut, sein Lebensglück fand, dessen Aufrichtigkeit und Zuverlässigkeit jeder fühlte, der mit ihm in Berührung kam. Damit verband sich aufs glücklichste eine fast kindliche Harmlosigkeit und ein allgemeines Zutrauen, das er jedem entgegenbrachte und niemand ohne starke Beweise des Unwerts entzog; ferner eine seltene Genußfreudigkeit, die ihn mit offenen Augen in die Welt blicken und das Schöne überall mit lebhaftem Gefühl erfassen ließ, wo es sich bot, daheim wie auf seinen Reisen in Italien, Griechenland und in der geliebten Hochgebirgswelt, die er nach allen Richtungen durchwanderte, auf der Jagd, in anregender Geselligkeit wie bei den Genüssen der Tafel. Endlich seine unverwüstliche Arbeitskraft und Arbeitslust! Wenn man überschaut, was er literarisch geleistet neben all der lebhaften Betätigung im öffentlichen und dienstlichen Leben und neben seinem geselligen Verkehr in der Familie wie unter gastlichen Freunden — dann muß man staunen und darf ohne Übertreibung und ohne gegen seine menschlichen Schwächen

blind zu sein, ihm nachrühmen: er war ein seltener Mensch. Er hat Ungewöhnliches geleistet und ein nach allen Seiten hin ganz ausgefülltes Leben gelebt.

In seinem „Hohenlied vom Rittertum" bezieht sich Bötticher schon auf seine Übertragung des Parzival ins Neuhochdeutsche, die, fast gleichzeitig entstanden, erst das Datum des folgenden Jahres trägt. Sie war ja selbstverständlich für einen größeren Kreis bestimmt, diente populären Zwecken und hatte daher auch nur den Kern des Gedichts unter Ausschaltung der Gawanabenteuer herausgeschält. Aber was geboten war, darf auch heut noch als eine auf gründlicher wissenschaftlicher Erkenntnis ruhende Interpretation angesehen werden. Das geht auch aus dem Ziel und der Form hervor. Bötticher hat den Reim aufgegeben, um nicht durch ihn zu einer Abweichung vom Sinn verleitet zu werden oder zur Wahl eines dem Mittelhochdeutschen entlehnten Ausdrucks, der im Mittelhochdeutschen eine andere Bedeutung hat. So ist sein Werk keine Übersetzung, sondern eine richtige Übertragung ohne den sonst üblichen altertümlichen Klingklang. Es ist außer Zweifel, daß unter dieser formlosen Form der dichterische Ausdruck, vom künstlerischen Standpunkt beurteilt, oft gelitten hat, und man kann die Frage aufwerfen, ob nicht eine ganz prosaische Paraphrase vorzuziehen wäre. Aber zu so starker Abweichung vom Original mochte der Verfasser sich nicht entschließen. In der Anmut der Form hat ihn Hertz nachher übertroffen, jedoch auf Kosten der Treue.

Aber nicht nur in der Treue der Wiedergabe liegt die Bedeutung dieses Werkes, sondern auch in der großen Einleitung, die 125 Druckseiten umfaßt. Hier hat Bötticher alles niedergelegt, was er bis dahin vom Leben und Wesen seines Dichters und seiner Dichtungen, besonders aber von den Zuständen und Anschauungen der höfischen Zeit des 13. Jahrhunderts in sich aufgenommen und verarbeitet hatte. Über jenes handelt der erste Teil, interessante kulturgeschichtliche Erläuterungen bringt der zweite Abschnitt, und darin ist manches, was in seiner Auffassung und Darlegung neu war. Besonders die Behandlung der sittlichen Ideen der Zeit wie triuwe, kiusche, êre, minne und liebe, zuht und mâze, und endlich die Darstellung des ritterlichen und höfischen Lebens in all seinen Beziehungen und Betätigungen wie Waffendienst und Wohnung, höfischem Verkehr und Rechtsverhältnissen, kurz alles, was zum tieferen Verständnis des folgenden Textes nötig ist. Ich kann mir nicht denken, daß der Lehrer der Obersekunda, der seine Schüler in das Verständnis der Dichtungen des Mittelalters einführen soll, eine bequemere und zuverlässigere Vorbereitung finden kann als durch diese Einleitung.

Wie gründlich er manche Vorbereitungen zu seinen Arbeiten betrieb, wie er in seinem Stoff lebte und immer tiefer einzudringen suchte, dafür ist seine erste Fahrt gen Süden bezeichnend, die ich mit ihm zusammen machen durfte — halb Romantik, halb Studium; er hatte seinen Ältesten Wolfram, ich Walther genannt —, nun galt es, sich einmal auf die Fahrt zu den alten Dichtern zu machen, sobald die Mittel dazu beisammen waren, sich in ihrem Lande umzusehen und, durch die Umwelt angeregt, innerlich und so weit möglich, auch äußerlich zu schauen, wo und wie sie gelebt hatten und was es mit dem „hûs ze Wildenberg", der vermeintlichen „Ritterburg", und mit dem „von Eschenbach" auf sich hatte. Das war 1884 eine Reise, wie ich sie mir unter jugendlichen, von der höchsten Liebe zur Wissenschaft und der Vergangenheit ihres Volkes getragenen Freunden nicht schöner denken kann. Be-

sonders die Eindrücke, die wir in Eschenbach hatten, werden mir unvergeßlich sein: wo draußen auf dem alten Marktplatz des kleinen weltfernen Landstädtchens die Wasser des Wolframbrunnens rauschten und drinnen die Honoratioren auf die Nachricht von der Ankunft der beiden Fremden in dem gemütlichen kleinen Gasthause sich um uns scharten und vom Stolz auf ihren herrlichen Dichter erglühend, alles berichteten, was sie von ihm gehört hatten. Natürlich war da nichts mehr von alter Überlieferung. Still lauschend und lächelnd konnten wir in den meisten Fällen die Quellen der literarischen Überlieferung feststellen und uns an manchen Entstellungen und Mißverständnissen belustigen. Besonders freuten wir uns an dem lebhaften Lokalpatriotismus der einfachen Bürger. Was für ein reges Interesse hatte der alte Wolfram in diesem kleinen abgelegenen Städtchen lebendig gemacht! Welche Opfer brachten ihm seine Landsleute willig dar, indem sie zur Erhaltung seines Denkmals von jeder Maß Bier, die sie tranken, einen Pfennig beisteuerten! Es waren köstliche Stunden, die wir da verlebten, und reich zogen wir am andern Morgen unsre Straße, nicht so sehr an positiven wissenschaftlichen Erkenntnissen als an menschlichen Erfahrungen und Gemütswerten. Heil dem, der so Wissenschaft und Leben in Einklang bringen kann und dabei „im Arme des Freunds so das Leben genießt, nicht unwürdig der Ewigkeit".

Es war natürlich, daß ein Schulmann wie Bötticher, begeistert für die Literatur und die alten Ideale seines Volkes, seine wissenschaftlichen Erkenntnisse auch für die Schule nutzbar und nicht nur seinen Schülern, sondern auch weiteren Kreisen zugänglich machen wollte. Der Gedanke an ein altdeutsches Lesebuch tauchte bei uns auf, wurde aber bald verworfen.[1]) Denn wir waren der Meinung, daß die vielen kleinen Stücke eines solchen dem Verständnis der Schüler wenig zuträglich wären, weil sie sie nicht instand setzten, sich ein Bild der Dichter-Individualität zu machen. So kamen wir dazu, in den „Denkmälern der älteren deutschen Literatur für den literaturgeschichtlichen Unterricht an höheren Lehranstalten" einzelne Hefte herauszugeben, die möglichst je einen Dichter umfaßten, um auf diese Weise das Bild desselben klarer in seiner Eigenart herauszustellen. Es sollte fürder in dem kurzen Halbjahr, das im Gymnasium für das deutsche Mittelalter zur Verfügung steht, nicht von vielen Dichtern weniges geboten werden, sondern von den bedeutendsten möglichst viel und das in einem selbständigen Heft, dem der Schüler für sein späteres Leben neben seinen modernen Klassikern einen Platz gönnte. Daß der Gedanke Anklang gefunden, zeigt der Erfolg. Haben doch einzelne Hefte bis zu 30 Auflagen erlebt, von je 2000 Exemplaren. Das ganze Werk, das nunmehr die ältere Literatur bis auf Klopstock enthält, umfaßt jetzt fünf Bände und wird durch ein literaturgeschichtliches Wiederholungsbuch gekrönt, dessen mittlere Hälfte Bötticher bearbeitet hat. Er steuerte bei das Hildebrands- und Waltharilied in Übertragung, einen Teil der Nibelungenausgabe mit Kommentar, den Armen Heinrich und Meier Helmbrecht in Übertragung, einen Auszug aus seiner Parzivalübersetzung und eine Übersicht über die Literatur des 17. und des 18. Jahrhunderts vor Klopstock.

Mit der neueren und neusten Literatur hatte er sich inzwischen eingehend beschäftigt, wovon eine große Zahl von Zeitungsaufsätzen und selbständige Abhand-

1) Das später im Verlag des Waisenhauses erschienene kam auf Verlangen der Buchhandlung zustande.

lungen über Sudermanns „Frau Sorge“ und „Heimat“ Zeugnis ablegten. Kein Wunder, daß er auch zur Herausgabe von Klassikern für die höhere Schule herangezogen wurde. So erschienen mit Einleitungen und Erläuterungen von Goethe „Egmont“, „Clavigo“, kleinere Schriften zur Kunst und Literatur und eine kleine Auswahl der wichtigsten Briefe, und von Schiller Philosophische Schriften und Briefe. Auch wurde ihm die Neubearbeitung des fünfbändigen Lesebuchs von Rudolf Lehmann übertragen. 1906 trat er auch mit einem Überblick über die Entwicklung der gesamten deutschen Literatur hervor, in der er besonders die Strömungen der Gegenwart beleuchtete vom Standpunkt der Weltanschauung aus, die er stets ohne Schroffheit, aber männlich und charaktervoll vertrat und die er auch in seinen Hilfsbüchern für den Religionsunterricht bekundete.

So trieb er nicht die Wissenschaft um ihrer selbst willen, sondern Wissenschaft und Leben, Forschung und eigenstes Denken und Fühlen standen bei ihm in unlöslicher Verbindung. Er setzte seine Kraft nur an etwas, was ihm lieb war, mit dem er sein Fühlen und Wollen willig verknüpfen konnte. Das war ihm vor allem das Heiligtum des deutschen Volkstums der Vergangenheit, dessen Säulen jetzt eine nach der andern gestürzt werden. Seine Seele sah es und verblutete. So ging er von uns. Aber er hatte bis zuletzt die Hand am Pfluge und half so noch in den letzten Monaten eine neue Furche brechen für die Wiedergeburt dieser unsrer Gesellschaft, deren Wohl ihm stets am Herzen lag. Möchte sein Andenken, wie in seiner Familie und bei seinen Freunden und zahllosen Schülern, so hier in unsrer Gesellschaft nicht verlöschen und mit ihm der ideale Sinn, der ihn erfüllte.

Des zum Ausdruck und dem Heimgegangenen, ihrem alten Vorsitzenden, zu Ehren bitte ich Sie, sich von Ihren Plätzen zu erheben.

Aufruf.

Ein deutscher Jugendbriefwechsel.

Der Anschluß Deutsch-Österreichs an das Deutsche Reich wird sich vor allem auf das Zusammengehörigkeitsgefühl aller deutschen Volksstämme gründen müssen, die in diesen Zeiten der politischen und wirtschaftlichen Not mehr denn je aufeinander angewiesen sind. Um diesen Gemeinsinn in allen deutschen Gauen bei der Bevölkerung zu stärken und auszubilden, ist es unumgänglich notwendig, daß wir zunächst die heranwachsende Jugend mit diesem völkischen Einheitsgedanken erfüllen. Und das kann nur geschehen, indem die Jugend der verschiedensten deutschen Volksstämme einander nähergebracht wird auf dem Wege eines geistigen Gedankenaustausches, eines Briefwechsels ähnlich dem, der in einstigen Friedenstagen von deutschen Schülern mit französischen, englischen und amerikanischen Alterskollegen gepflogen wurde.

Es ergeht daher an alle, die an dem Werke mittun wollen, sei es an die Jugend selbst, die an dem Briefwechsel teilnehmen will, seien es alle jene, die freiwillig durch Verbreitung des Gedankens und sonst irgendwie mit dazu beitragen wollen, zunächst die Bitte, sich in Zuschriften an den Anreger oder Veröffentlichungen darüber äußern zu wollen.

Um einen Briefgenossen zu erhalten, haben sich die betreffenden jungen Leute an eine zu schaffende Vermittlungsstelle[1]) — für später sind deren mehrere, wenigstens eine in jeder

1) Vorläufig übernimmt unter den erwähnten Bedingungen die Zuweisung deutsch-österreichischer Schüler und Schülerinnen an reichsdeutsche Altersgefährten und Gefährtinnen zum Zweck eines Briefwechsels Prof. W. A. Hammer, Wien XIX/5, Friedlgasse 55.

größeren Stadt geplant — unter Angabe ihres Vor- und Zunamens, ihrer genauen Adresse, ihres Alters, des Berufes des Vaters, ihrer Betätigung, Studien und ihrer Lieblingsbeschäftigung (Sport, Sammlungen, Photographie, Musik, Lektüre usw.) in einem kurzen Schreiben unter Beilage des für die Postgebühren (zwei Postkarten) entfallenden Betrages von 15 Pf. (20 Heller) brieflich zu wenden. Die Vermittlungsstelle weist sodann dem jugendlichen Briefschreiber den ihm entsprechenden Genossen zu. Sagt einem Briefschreiber sein Genosse aus irgendeinem Grunde nicht zu, so hat er dies der Vermittlungsstelle bekanntzugeben.

Schüler der verschiedenen Lehranstalten könnten ebenso wie einst beim internationalen Schülerbriefwechsel von den Lehrern der deutschen Sprache gruppenweise bei der Vermittlungsstelle angemeldet werden. Damit wäre diesen selbst auch die Möglichkeit geboten, den Verlauf des brieflichen Verkehres zu verfolgen, die Briefe unmittelbar in den Dienst des Unterrichtes zu stellen und die Schüler auch erforderlichen Falles hierbei zu beraten. Den jugendlichen Briefschreibern könnte auf diese Art der sprachliche Ausdruck und der Stil, den sie dabei an den Tag legen, bei ihrer Beurteilung in Anrechnung gebracht, ja für gut geschriebene Briefe sogar die eine oder andere Haus- oder Schularbeit erlassen werden.

Literaturbericht 1918.

Die deutsche Sprache.

Von **Oskar Weise** in Eisenberg (S.-A.).

I. Die neuhochdeutsche Schriftsprache.

1. Allgemeines.

Von den Schriften, die sich mit der neuhochdeutschen Schriftsprache im allgemeinen befassen, verdient an erster Stelle genannt zu werden Oskar Händels[1]) Führer durch die Muttersprache. Er ist außerordentlich reichhaltig und behandelt in 19 Abschnitten nicht nur die grammatischen Erscheinungen, sondern auch vieles andere, was für den sich mit der Sprache Beschäftigenden von Wert ist. Aus Diktaten hervorgegangen, die der Verfasser seinen Schülern gegeben hat, ist sie zunächst für Schüler bestimmt, kann aber auch von jedem anderen mit Vorteil benutzt werden. Allerdings wird vieles nur angedeutet. Am eingehendsten ist die Darstellung der Fremdwörter, denen fast 40 Seiten gewidmet werden. Da der Stoff aus guten Quellen geschöpft ist, kann man ihn durchweg als zuverlässig bezeichnen. Doch enthält der Abschnitt über die Mundarten eine größere Zahl von ungenauen Angaben, die sich meist aus dem Streben nach Kürze im Ausdruck erklären. — Ein kleines, aber anregendes Buch bietet uns Alfred Götze[2]) in seinen Wegen des Geistes in der Sprache. Es enthält sieben Aufsätze mit den Titeln über Entwicklung und Mannigfaltigkeit in der Sprache, Sprachwandel und Kulturwandel, Lehnwort und Lehnübersetzung, Bedeutungswandel, sprachliche Bewältigung des Geistigen, das Deutsche und die Welt des Krieges, Vorwalten des männlichen Geistes in der Sprache, in denen die Leser auf gemeinverständliche Weise über bedeutsame Erscheinungen der Wortkunde aufgeklärt und zu weiterem Nachdenken über die Sprache angeregt werden. — In einem Aufsatze Eduard Blochers[3]) wird von den drei gemeinschaftbildenden Kräften des Staates, des Glaubens und der Muttersprache die letztgenannte auf ihre Festigkeit hin geprüft an den Verhältnissen in Elsaß, Belgien, Polen und der Schweiz vielfach im Anschluß an Äußerungen berühmter Männer wie Rousseau und dabei betont, welch großen Einfluß auf das Denken und Empfinden der Menschen die Sprachgemeinschaft hat.

1) Oskar Händel, Führer durch die Muttersprache. Dresden, Ehlermann. 173 S. Geb. M. 2,80.

2) Alfred Götze, Wege des Geistes in der Sprache (Volksbücher zur Deutschkunde, herausg. von W. Hofstätter, Nr. 1). Leipzig, Wien u. Prag, Haases Verlag. 50 S. M. 0,90.

3) Eduard Blocher, Die gemeinschaftbildende Kraft der Sprache. Wissenschaftl. Beihefte 38—40 der Zeitschr. d. allg. deutsch. Sprachver. V. Reihe, S. 253—267.

Vorsilbe ge auf den Stammvokal (der Sammelnamen)? Hier hat nicht die Vorsilbe diese Umwandlung des Stammvokals verursacht, sondern die abgefallene Endung (ahd. i; vgl. Berg: Gebirge, ahd. gibirgi). S. 32 A.: „Die unechten Präpositionen sind aus Substantiven entstanden und verlangen den Genetiv." Einige davon sind auch aus Adjektiven oder Partizipien hervorgegangen, so längs, unweit, während, ungeachtet. — Das deutsche Sprachbuch von Jos. Bartmann[11]) ist bereits in 6. Auflage erschienen. Es bietet eine Fülle von Stoff: Rechtschreibung, Lautlehre, Formenlehre, Wortbildung, Wortfügung, Aufgaben zu Aufsätzen sowie eine beträchtliche Zahl von Übungsstücken und Fragen zum Nachdenken, aus denen die Schüler sehr viel lernen können. Dabei ist alles übersichtlich und je nach seiner Wichtigkeit durch den Druck hervorgehoben. Natürlich werden oft österreichische Verhältnisse berücksichtigt, Geschichte, Landeskunde, Dichter wie Grillparzer und Halm. Die grammatischen Kunstausdrücke sind sämtlich deutsch. Auf Irrtümer stößt man selten, so S. 115, wo der Name Heinrich erklärt wird als reich an Kühnheit oder Roderich reich an Rat (!) oder S. 130, wo das l in Mittelpunkt (= Mitte-Punkt!) als eingeschoben angesehen wird, während es doch wie im Mittelalter, mitteldeutsch auf das mhd. Eigenschaftswort mittel, in der Mitte befindlich, zurückgeht, und S. 131, wo Fleder in Fledermaus von flattern abgeleitet wird, während es doch auf mhd. vlēderen zurückzuführen ist. — Die Verneinung in der deutschen Sprache behandelt Otto Behaghel[12]) in vortrefflicher Weise. Er verfolgt ihre Entwicklung vom Gotischen und Althochdeutschen bis zum Neuhochdeutschen und bespricht in drei Abschnitten die Verneinung beim Zeitwort, bei nicht verbalen Satzgliedern und bei beiden zusammen. Dabei werden vor allem die Formen ni, niht, en, un gewürdigt. Reichliche Beispiele erläutern das Gesagte, auch die Mundarten werden berücksichtigt und namentlich die doppelte Verneinung in ihnen besprochen.

3. Wortkunde:

a) Namen.

Es ist eine dankenswerte Aufgabe, die infolge der späten Entwicklung der einzelnen Gewerbe so wenig einheitlichen und übereinstimmenden Handwerkernamen aus dem ganzen deutschen Sprachgebiete zu sammeln. Ansätze dazu finden sich in Kluges Etymologischem Wörterbuch, eine vollständige Zusammenstellung fehlt noch. Diese Lücke für einige von ihnen auszufüllen unternimmt Alfred Götze[13]), indem er die Bezeichnungen für Fleischer, Töpfer, Böttcher, Tischler und Schornsteinfeger durch ganz Deutschland verfolgt, eine Arbeit, die in mehr als einer Hinsicht fesselnd und belehrend ist und uns zu großem Danke gegen den Verfasser verpflichtet. — Von den Lausitzer Familiennamen spricht Hans Stübler.[14]) Er setzt auseinander, daß diese, soweit sie nicht wendischer Herkunft sind, sondern aus dem Deutschen, Lateinischen, Hebräischen usw. abstammen, vielfach wendische Lautgestalt angenommen haben; z. B. wird Otto zu Hattaß, Hattasch, Jakob oder Jakobus zu Jackisch oder Kopisch usw. — Karl Scheffler[15]) stellt die Fälle zusammen, in denen Völker von ihren Nachbarn nach einer sprachlichen Eigentümlichkeit benannt werden wie die Polen als Panje nach ihrer Anrede panje o Herr! und ebenso wie Soldatennamen in gleicher Weise entstehen, z. B. der des Marschalls Vorwärts oder der der sächsischen Soldaten im Weltkriege, die von ihrem häufigen Ausrufe Gott verdamm mich! Dammichbrüder heißen. — Mit dem Namen der Germanen beschäftigen sich Theodor Birt[16]), der ihn aus dem Lateinischen

---

11) Josef Bartmann, Deutsches Sprachbuch für Bürgerschulen. 6. Aufl. Wien, Fr. Deuticke. 181 S. Kr. 1,50.

12) Otto Behaghel, Die Verneinung in der deutschen Sprache. Wissenschaftl. Beiheft 38 der Zeitschr. d. allg. deutsch. Sprachver. V. Reihe, S. 225—252.

13) Alfred Götze, Deutsche Handwerkernamen. Neue Jahrb. f. d. klass. Altert. 21. Jahrgang. S. 125—137.

14) Hans Stübler, Von unsern Lausitzer Familiennamen. Beilage z. Bautzener Tageblatt Nr. 23, S. 1ff.

15) Karl Scheffler, Zur Namengebung mit besonderer Rücksicht auf die Soldatensprache. Beiheft 38—40 d. Zeitschr. d. allg. deutsch. Sprachver. S. 307—312.

16) Theodor Birt, Die Germanen. Erklärung der Überlieferung über Bedeutung und Herkunft des Völkernamens. München, Beck. 124 S. M. 4,50.

germani, die Echten (nämlich Kelten) erklären will, E. Norden[17]) und F. Hartmann[18]), die anderer Ansicht sind. — Bei der Besprechung der Beiträge zur Ortsnamenkunde Böhmens, die ein Pseudonymus A. Schreiber in den Mitteilungen des nordböhmischen Vereins für Heimatforschung gegeben hat, hebt A. Bernt[19]) die großen Schwierigkeiten hervor, die bei der Erklärung der böhmischen Ortsnamen obwalten. Gerade weil das Land slawisch-deutsches Mischgebiet ist und die Ortsnamen vielfach von beiden Stämmen nach ihrer Art zurechtgestutzt worden sind, erscheint es nötig, daß der Etymolog zugleich Geschichts- und Sprachforscher ist, die Urkunden genau kennt und mit den örtlichen Verhältnissen vertraut ist. So wird nachgewiesen, daß Schreiber, der bei der Deutung der Ortsbezeichnungen des Leipaer und Daubaer Bezirks möglichst viel deutsches Sprachgut gefunden haben will, sehr häufig irrt, und dann an einzelnen Beispielen dargetan, daß slawisch aussehende wie Zahor ursprünglich deutsch (von mhd. saher Sumpfgras) oder Kej, Kyje (= Gehäu oder Gehai) sind und umgekehrt. Die vorsichtig abwägende Art des Verfassers verdient volle Anerkennung. — G. Buchner[20]) gibt eine alphabetisch geordnete Zusammenstellung der teils deutschen, teils fremdsprachlichen (romanischen, keltischen, illyrischen) Ortsnamen des Gebietes zwischen dem Oberlauf des Inn und der Isar, mit Beifügung der Etymologie und in zweifelhaften Fällen der verschiedenen Erklärungen, häufig auch der urkundlichen Formen. So wird Abris von aber, schneefrei und Ris, rinnenartige Vertiefung am Berghang abgeleitet, Durstboden von mhd. türsen, Riese, Arzl von mittellat. arcella, Sennhütte, Pfonstal von lat. fons, Quelle, Garneid von lat. carpinetum Buchenwald usw. Die Deutungen ruhen auf sicherer wissenschaftlicher Grundlage. — Eine vorzügliche, tiefgründige Arbeit über den Namen der Eifel verdanken wir Fr. Cramer.[21]) Ausgehend von den ältesten urkundlichen Formen (pagus eflinsis 762, eiflinsis 845, eifla 1104) und unter Berücksichtigung der zahlreichen gleichlautenden Flurnamen ist er zu der Überzeugung gekommen, daß die bisherigen Erklärungen des Wortes nicht stichhaltig sind, und spricht die Ansicht aus, daß wir es mit einer deutschen Ableitung des in Flurnamen häufig begegnenden Wortstammes ef, eif, niederl. yp, Ulme, zu tun haben, der namentlich in fränkischen Siedlungen zu finden ist. Wie das in Ortsnamen oft auftretende Aspel-, Fichtel-, Forl- ist auch Eifel gebildet, bezeichnet also ursprünglich eine Ulmenpflanzung, eine Flur, die mit Ulmen bestanden ist. Der von Haus aus auf ein kleines Gebiet beschränkte Name ist erst im Laufe der Jahrhunderte zu dem jetzigen Gebrauchsumfang gekommen. — Alfred Meiche[22]) macht sehr wahrscheinlich, daß der Name Tharandt nicht slawischen Ursprungs ist, sondern von tarant, Skorpion, herkommt, und daß der Ort eine Gründung der Ritterzeit ist, in der die Adelssitze gern nach Gestalten der Tierwelt wie Drache, Adler, Falke, Eber, Hirsch, Ur, Löwe, Bär usw. benannt wurden. Dasselbe gilt von dem Schloß Dornsberg bei Bozen in Tirol, das 1215 noch Tarant hieß nach dem gleichnamigen Rittergeschlecht. — Einen Nachtrag zu dem Verzeichnis der über Flurnamenforschung bis Ende 1912 erschienenen Schriften gibt H. Beschorner[23]) im Korrespondenzblatt des Gesamtvereins der deutschen Geschichts- und Altertumsvereine, wobei wir über den Inhalt der einzelnen Veröffentlichungen genauer unterrichtet werden, z. B. über die Ansicht E. Kochs, daß die Flurnamen Anspann und Aspann, die in der Gegend von Meiningen und überhaupt im nördlichen Franken häufig vorkommen, auf Espan, Weideanger, Gemeindewiese zurückzuführen seien, oder über die Meinung A. Bärs, daß uns zahlreiche Flurnamen am Kamme

17) E. Norden, Germani. Ein grammatisch-ethnologisches Problem. Sitzungsberichte der preuß. Akad. d. Wissensch. V, 95—138.

18) F. Hartmann, Germani. Zeitschr. Glotta IX, S. 1—32.

19) Alois Bernt, Zur Ortsnamenforschung in Böhmen. Mitteilungen d. Ver. f. Gesch. d. Deutschen in Böhmen, 1918. S. 120—144.

20) Georg Buchner, Die Ortsnamen des Karwendelgebietes: Oberbayr. Archiv f. vaterländ. Gesch. 61. Bd. 259—295.

21) Franz Cramer, Der Name der Eifel, im besondern sein Gebrauch als Flurname. Düsseldorfer Jahrb. 29. Jahrg. S. 65—88.

22) Alfred Meiche, Der Name Tharandt. Neues Archiv f. sächs. Gesch. u. Altertumsk. 39. Bd. 36—51.

23) Hans Beschorner, Nachtrag zum Verzeichnis der Schriften über Flurnamenforschung bis 1912. Korrespondenzbl. d. Gesamtver. d. deutsch. Gesch.- u. Altert.-Ver. 66. Jahrg. Sp. 53—71.

des Thüringer Waldes von einer früheren thüringischen Rossezucht erzählen. — Verschiedene Aufsätze im Bereiche der deutschen Flurnamen verdanken wir W. Schoof.[24—26]) So führt dieser die oftmals in Flurnamen auftretenden Bezeichnungen Pfarre und Kirchspiel bei Ortschaften, die niemals eine Kirche gehabt haben, zurück auf altgerman. parra, Einhegung, Pferch und auf Karpferch von Kar, Wiese und Pferch. Ferner leitet er Asbach nicht von Esche ab, sondern von ass, ess Trift, Weide, das sich als Esch, Feldmark noch im deutschen Südwesten erhalten hat. Ebenso stellt er fest, in welcher Weise bei erratischen Blöcken, Felsen, Bäumen, Quellen, Bächen, Sümpfen, Bergen und einsamen Tälern Volksetymologie und Sagenbildung wirksam gewesen ist, besonders im hessischen Gebiete; z. B. heißen Steine häufig Taufsteine, so einer in der Rhön, auf dem der heilige Kilian heidnische Germanen getauft haben soll, während er in Wirklichkeit benannt ist von hessisch dauf, dôf, Moos, weil er mit Moos überzogen ist.

b) Fremdwörter.

Zur Einführung in die Fremdwortkunde eignet sich in hervorragender Weise das Büchlein von Elise Richter.[27]) Sie spricht in vier Hauptabschnitten über die Abwanderung der Wörter, die Aufnahme der Wörter, die internationale Bildung, die Wanderwörter und den Kampf wider die Fremdwörter, also nicht bloß über die Fremdlinge in unserer Sprache, sondern auch über die in anderen Sprachen, vor allem den romanischen. So ist sie in der Lage festzustellen, daß wir den Romanen in Bauwesen, Kleidung, Kriegskunst, Schiffahrt u. a. viel mehr Ausdrücke geliefert haben als sie uns. Die Ausführungen sind durchweg ansprechend, ja mitunter von großem Reiz. So kann das Büchlein allen Freunden der Sprachwissenschaft warm empfohlen werden. Für eine neue Auflage wäre zweierlei zu wünschen, einmal daß Unsicheres beiseite gelassen wird. So sind Strippe (S. 20) und Trabant (S. 23) schwerlich deutschen Ursprungs; denn jenes stammt nebst rheinisch. Stropp und alem. Strupp wohl von lat. stroppus, dieses von tschech. drab, Fußsoldat. Auch Kren (S. 26) ist nicht deutsch, sondern slawisch (= altl. chrěna) und bei Spelt, Flasche und Falke (S. 26, 27, 29) ist die germanische Herkunft wenigstens zweifelhaft. Sodann vermißt man mehr Genauigkeit bei Wiederholung derselben Spracherscheinung: So steht S. 27 germ. troppus > frz. trop, S. 66 aber germ. torp (soll heißen thorp) > frz. trop, S. 76 ital. (h)aringa, S. 95 ital. arringa, S. 30 widarlôn, frz. gueredon, S. 82 widarlon, afrz. gueredon, S. 28 neben waskôn und krattôn bukon und raspon statt bûkôn und raspôn. — Tatkräftig zieht gegen den Mißbrauch der Fremdwörter Ed. Engel[28]) zu Felde in einem auf langjähriger Erfahrung beruhenden Buche; und zwar bietet er nicht bloß für die in der Umgangssprache der Gebildeten auftretenden, sondern auch für die in wissenschaftlichen Werken, Zeitungen und Reden erscheinenden Fremdlinge hinlänglichen Ersatz, nur die Fachwörter der Sonderwissenschaften scheidet er aus. Da auch die Mundarten berücksichtigt und öfter die von Schriftstellern geschaffenen Bildungen verzeichnet werden, so wächst die Zahl der Ersatzwörter zuweilen auf 30—40 an, z. B. bei dupieren, Interesse, Illusion. Wertvoll sind dabei vor allem die Angaben über das erste Auftreten der fremden Ausdrücke und über deren Wiedergabe bei Dichtern und Denkern; z. B. heißt es bei Patina: erst Mitte des 19. Jahrhunderts: Edelrost (Wieland 1790), heiliger Rost (Herder), Rost der Zeit (A. W. Schlegel), der verschönernde Rost der Jahrhunderte (Friedr. Wilhelm IV.). Mitunter ist auch die Ableitung der Wörter angegeben, so bei Sport (aus Disport), Tram (von dem Personennamen Outram). Doch sind hier mehrfach Irrtümer untergelaufen, so bei Lyzeum, wo es heißt: „eigentlich so etwas wie Wolfsschlucht", während es doch benannt ist nach der aus Park und Garten bestehenden Anlage nahe beim Tempel des Apollon Lykeios in Athen, der seinerseits wieder seinen Namen Lykeios als heller, lichter, leuchtender Sonnengott erhalten hat (vgl. λευκός, weiß, und lux Licht). — In vortrefflicher

24—26) Wilhelm Schoof, Deutsche Flurnamenstudien: a) Kirchspiel und Pfarre; ebenda Sp. 218—224. b) Beiträge zur hessischen Ortsnamenkunde: Asbach u. a. Hessenland 1918, Nr. 5/6 u. 9/10. c) Volksetymologie und Sagenbildung. Zeitschr. d. Ver. f. Volksk. 1917 S. 216—232.

27) Elise Richter, Fremdwortkunde (Aus Natur und Geisteswelt, Nr. 570). Leipzig u. Berlin, B. G. Teubner. 138 S. Geb. M. 1,90. Kriegseinband M. 1,60.

28) Eduard Engel, Entwelschung. Verdeutschungsbuch für Amt, Haus, Schule, Leben. Leipzig, Hesse u. Becker. 618 S. M. 3,—.

Weise bekämpft Fr. Kluge[29]) die Mode, Aufschriften auf Gebäuden und Denkmälern in lateinischer Sprache abzufassen, lateinische Sinnsprüche vor deutschen zu bevorzugen und fremde Vornamen zu wählen wie Alma, Clara, Rosa, wo doch zahlreiche gut deutsche zur Verfügung stehen, und sucht dadurch und durch Hinweise auf das Beispiel vaterlandsliebender Männer wie Walter von der Vogelweide das deutsche Sprachgewissen zu schärfen. — Alfred Götze[30]) untersucht den Wortschatz der Heeressprache auf ihre deutschen und nichtdeutschen Bestandteile hin und stellt fest, was im Laufe der Jahrhunderte von jenen verloren gegangen und was durch Verdeutschung in den letzten Jahrzehnten wieder gewonnen worden ist, weist auch auf Muster gut deutscher Ausdrucksweise hin wie die preußischen Kriegslieder eines Grenadiers von Gleim. — R. Jahnke[31]) ist der Meinung, daß es die Aufgabe unserer höheren Unterrichtsanstalten sei, gegen die Fremdwörterei zu wirken und die Zöglinge durch Beispiel und Ermahnung für die Schönheit und den Reichtum der Muttersprache zu begeistern, damit in Zukunft die Gelehrten und die Gebildeten überhaupt mehr auf Reinheit ihres Stils achten und sich hüten, ihre schriftlichen Arbeiten durch fremde Brocken zu verunzieren. Das kommt auch dem Vaterlande zugute: denn wer Fremdes meidet, empfindet echt deutsch. — Ein Buch über entbehrliche Fremdwörter aus dem Gebiete des Handels. Gewerbes und des täglichen Lebens und ihre Verdeutschung hat K. Schubert[32]) verfaßt, — H. Werner[33]) verfolgt das Wort Barbar nebst den stammverwandten brav und bravo von seinem Ursprunge (βάρβαρος ist zuerst bezeugt Ilias B 867) bis zur Gegenwart in seiner Bedeutungsentwicklung, wobei besonders zwei Bedeutungsabschattungen beachtenswert erscheinen: fremd und unverständlich sprechend im Altertum, tapfer (brav) im Mittelalter seit dem 5. Jahrhundert, z. B. bei Ambrosius von Mailand.

c) Wortbedeutung.

Ungemein reichhaltig ist das etymologische Wörterbuch der deutschen Sprache von E. Wasserzieher.[34]) Es enthält nach einleitenden Erörterungen über die Zusammensetzung des Wortschatzes und über Bedeutungs- und Formenwandel eine viel größere Zahl von Ausdrücken als Kluges und Weigands entsprechende Werke, namentlich einen großen Teil der Fremdwörter. Trotz der größten Kürze werden doch auch knappe sachliche Erläuterungen gegeben, die mitunter zu kleinen kulturgeschichtlichen Auseinandersetzungen anwachsen wie bei Magnet, m, nhd. magnes, von griech. magnétes (lithos), Magnet(stein), nach der thessalischen Landschaft Magnesia, die auch der Magnesia und dem Magnesium den Namen gaben, oder bei Kastell, n, von lat. castellum, Verkleinerung zu castrum, Burg, Festung, Ortsnamen: Kassel bei Mainz, Bernkastel a. d. Mosel, Kastilien (nach den vielen von den Goten angelegten Burgen); in England Lancaster, Leicester, Winchester, deren zweiter Teil ags. ceaster, cester Burg. Auch Wortteile wie die Nachsilben -bar, -haft, -lich, -sam werden in besonderen Artikeln behandelt. Ebenso ist das Plattdeutsche reichlich berücksichtigt und eine große Zahl von Sachausdrücken der katholischen Kirche eingehend gewürdigt. Da die besten Quellen benutzt sind, so ruht die Arbeit auf sicherer wissenschaftlicher Grundlage; ja, der Verfasser ist so vorsichtig, daß er Wörter unerklärt aufnimmt, die sehr annehmbare Deutungen gefunden haben, wie Pantoffel, Bückling, Apfel, kaufen. — Vier fesselnd geschriebene Abhandlungen L. Spitzers[35]) beschäftigen sich mit den romanischen Ausdrücken für lieben (S. 5—30), mit franz. cocotte (S. 31—51), deutsch Elefant (Vertrauter zweier

29) Friedrich Kluge, Vaterland und Muttersprache. Wissenschaftl. Beiheft 38—40 der Zeitschr. d. allg. deutsch. Sprachver. V. Reihe, 283—290.

30) Alfred Götze, Deutscher Krieg und deutsche Sprache, ebenda 268—282.

31) Richard Jahnke, Die höheren Schulen und das Fremdwort. Monatsschrift für höhere Schulen 1918, S. 29—43.

32) Karl Schubert, Entbehrliche Fremdwörter aus dem Gebiete des Handels, Gewerbes und täglichen Lebens und ihre Verdeutschung. Hamburg, Quickbornverlag. 143 S. M. 0,75.

33) Hans Werner, Barbarus. Neue Jahrb. f. d. klass. Altert. 21. Jahrg. 398—408.

34) Ernst Wasserzieher, Woher? Etymologisches Wörterbuch der deutschen Sprache. Berlin, Ferd. Dümmler. XXXVIII u. 158 S. 2. Aufl. 1919. Geb. M. 6,—.

35) Leo Spitzer, Über einige Wörter der Liebessprache. Leipzig, O. Reisland. 74 S. M. 2,50.

Liebender = franz. chandelier) und franz. cocu Hahnrei, Wörter, die eine interessante und reiche Geschichte haben. Für uns gewährt die dritte den größten Reiz, in der vermutet wird, daß diese Wortbedeutung aus dem Französischen übernommen worden ist, wo auch das Zebra in ähnlicher Weise metaphorisch gebraucht wird. Bedenken erregt nur, daß es dort später belegt ist als im Deutschen. — R. Brandstetter[36]) behandelt den Ehrbegriff und alles, was damit zusammenhängt, namentlich auf Grund des ältesten Rats- und Gerichtsprotokolls der Stadt Luzern um die Wende des 14. Jahrhunderts und bietet mannigfache Belehrung über die Bedeutungsentwicklung zahlreicher Wörter der alemannischen Mundart. — Franz Kunze[37]) verfolgt die Geschichte des Wortes melimelum (μελίμηλον, μηλόμελι) vom Altertum bis zur Neuzeit und legt dar, wie aus dem Quittenapfel das Mus aus Quitten und Honig entstanden ist. Den Bedeutungsübergang beobachten wir zuerst bei dem Spanier Martial, und in Spanien ist auch aus melimelum marmelo hervorgegangen, woher das Wort Marmelade rührt. Wie aber Limonade nicht bloß ein Getränk aus Limonen bezeichnen kann, so hat auch Marmelade den allgemeineren Sinn eines süßen Obstmuses überhaupt angenommen.

d) Sondersprachen.

Die zweite Hälfte der Wortgeographie der hochdeutschen Umgangssprache P. Kretschmers[38]) zeigt dieselben Vorzüge wie die erste: wissenschaftliche Zuverlässigkeit und Gründlichkeit, große Sorgfalt und Genauigkeit in der Benutzung der schriftlichen und mündlichen Quellen und in der Verarbeitung des umfangreichen Stoffs, Übersichtlichkeit der Darstellung. Behandelt werden die Ausdrücke von k (Klinke) bis z (Zylinder), dazu kommen Nachträge und Berichtigungen (S. 597—615) und ein vortreffliches Wortregister (S. 616—638). Welche Massen von Schriftstücken zu Rate gezogen worden sind, erhellt aus der Übersicht der Abkürzungen S. X—XV und aus den zahlreichen Fußnoten, läßt sich aber auch aus den einzelnen Artikeln selbst erkennen. Die Wortbedeutung wird häufig in geschichtlicher Entwicklung vorgeführt, z. B. bei Straße und Gasse, Sonnabend und Samstag. Auch die Wortableitung kommt zu ihrem Rechte und wird da, wo es darauf ankommt, z. B. bei Kutsche, berücksichtigt. Ebenso werden die Mundarten verwertet, so bei den Kinderspielen (schlittern, Zeck), wo viele Bezeichnungen aus den verschiedensten Gegenden verzeichnet werden. Vermißt habe ich Angaben über das erste Auftreten der Fremdwörter, z. B. Konditor, Korsett, Kommode. Auch konnte ab und zu ein Zeugnis aus dem deutschen Schrifttum angeführt werden, z. B. die Stelle aus Goethes Dichtung und Wahrheit III, Buch 15, wo über die beiden Wortformen Schlittschuh und Schrittschuh gesagt wird: „Wir sprechen auf gut oberdeutsch Schlittschuh, was er (Klopstock) durchaus nicht gelten lassen will, denn das Wort komme keineswegs von Schlitten, als wenn man auf kleinen Kufen dahinführe, sondern von schreiten, indem man den homerischen Göttern gleich auf diesen geflügelten Sohlen über das zum Boden gewordene Meer dahinschreite" (vgl. ahd. scritescuoh und obersächs. Schrittschuh). — A. Götze[39]) stellt eine größere Zahl von Besonderheiten fest, die ihm beim Lesen von 21 schweizerischen Zeitungen aus sieben Kantonen während zweier Monate aufgefallen sind, Abweichungen vom deutschen Schriftgebrauch und von den übrigen deutschen Mundarten, z. B. Gigampferei, Schaukeln, Hin- und Herschwanken, gaumen, hüten (die Kinder u. a.), hablich, sicher, wohlhabend. — Eine hübsche Schrift Fr. Seilers[40]) belehrt uns allseitig über das deutsche Sprichwort. Sie gliedert sich in acht Abschnitte, in denen von Wort, Begriff und Wesen, Quellen, Formengebung, Moral des Sprichworts, seiner Beziehung zum Volkscharakter, dem Lehnsprichwort und der sprichwörtlichen Redensart gesprochen wird. Dabei ist überall das für die Schule und den Lehrer Bedeutsame berücksichtigt und diesem

36) Renward Brandstetter, Eine Trilogie aus Rechtsleben und Psychologie Alt-Luzerns zur Zeit der Sempacher Schlacht. I. Um die Ehre. Sonderabdruck aus dem Geschichtsfreund Bd. LXXIII, 17 S.

37) Franz Kunze, Das Wort Marmelade. Neue Jahrb. f. d. klass. Altert. 21. Jahrg. II, 77—79.

38) Paul Kretschmer, Wortgeographie der hochd. Umgangssprache. Zweite Hälfte. XVI u. 289—638. Göttingen, Vandenhoeck u. Ruprecht. M. 11,—.

39) Alfred Götze, Vom deutschen Wortschatz schweizerischer Zeitungen. Neue Jahrb. f. d. klass. Altert. 21. Jahrg. 409—425.

40) Friedrich Seiler, Das deutsche Sprichwort, Straßburg, Trübner, 77 S.

so ein Mittel an die Hand gegeben, die bis im Unterricht ziemlich vernachlässigte „Weisheit auf der Gasse" mehr heranzuziehen. Die Erklärung ist fast durchweg ansprechend. Anderer Ansicht kann man bei aufziehen (necken) und in der Klemme sitzen sein. Bei jenem ist schwerlich an die Elevation bei der Folter zu denken, da das Wort (= mhd. ûfziehen zögern) seit Luther die Bedeutung in die Länge ziehen, hinhalten hat, bei diesem lehrt das sinnverwandte niederd. in de knip sitten und in de kluppe kriegen, daß man nicht auf den Vogelfang zurückzugehen braucht.

e) Rechtschreibung.

K. Weitzel[41]) hat den glücklichen Gedanken gehabt, die großen Kriegserlebnisse der jüngsten Zeit als Diktierstoff zu verarbeiten und so den Schülern nutzbar zu machen. In 67 Stücken bietet er allerlei; dabei ist er sowohl auf Mannigfaltigkeit des Inhalts als auf schöne Form bedacht. Die nach Jahresfrist nötig gewordene zweite Auflage ist namentlich um mehrere Abschnitte über die Tätigkeit der Frauen im Weltkrieg vermehrt worden.

4. Stilistisches.

Zu den drei im Laufe der letzten Jahre erschienenen Büchern E. Engels[42]) Stilkunst, Entwelschung und Sprich deutsch! gesellt sich jetzt ein viertes mit dem Titel Gutes Deutsch. Es unterscheidet sich von anderen einschlägigen Schriften besonders dadurch, daß es mehr auf das Schrifttum, auch auf die Sprache der Dichtung Rücksicht nimmt und zahlreiche Beispiele aus den Werken Goethes, Schillers, Lessings u. a. mustergültiger Schriftsteller schöpft. Gegenüber der Engherzigkeit eines Wustmann hat er ein weites Gewissen und läßt vieles zu, was jener verbietet; unerbittlich ist er aber gegen die Fremdwörter, hat sie daher auch selbst gemieden und fremde grammatische Kunstausdrücke durch deutsche ersetzt. Das Buch ist sehr vielseitig und anregend; störend wirkt nur die überlegene, oft unschöne Art, wie er mit den Sprachmeistern Adelung, Wustmann u. a. umgeht. Die Ausführungen sind meist zutreffend und bedürfen nur selten der Berichtigung, so S. 71: „Bei Wörtern wie Rechenheft, Zeichenbuch sind Rechen- und Zeichen- die verkürzten Zeitwortstämme statt des eigentlichen Rechnen-, Zeichnen- sowie Schreibheft die Verkürzung von Schreibenheft, Reitlehrer von Reitenlehrer ist." Von Verkürzung ist hier gar keine Rede; der Stamm von Schreiben heißt eben Schreib-, der von Rechnen Rechen; en ist die Endung des Infinitivs. S. 68 wird das mitteld. Türe als süddeutsch bezeichnet, das niederd. all, schon (z. B. bei Doornkaat-Kolmann I, 22) als thüringisch, ebenso wird behauptet, arg hübsch = sehr hübsch werde in Thüringen gesprochen; vielmehr ist dies südwestdeutsch (vgl. Wunderlich im 17./18. Beiheft d. Zeitschr. des allg. deutsch. Sprachver. S. 47 und Waag, Die Bedeutungsentwicklung unseres Wortschatzes, 3. Aufl. S. 189). — Von G. Wustmanns[43]) Schrift „Allerhand Sprachdummheiten" ist die 7., verbesserte Auflage erschienen, herausgegeben von Rudolf Blümel. Sie ist im Ton milder und mäßiger geworden, manches wird geduldet, was früher bekämpft wurde, manches ist geschichtlich entwickelt worden. Auch einiges Neue ist hinzugekommen, z. B. wird das Einleben verlangt statt das Sicheinleben. — Von A. Bennewitz' Buch Die Schwierigkeiten unserer Muttersprache liegt die 3. Auflage vor, 279 S., geb. M. 3,40.

II. Mundarten.

1. Allgemeines.

Eine sehr verdienstvolle Arbeit ist die Zusammenstellung der auf Mundartforschung und Mundartdichtung bezüglichen Schriften aus den Jahren 1915 und 1916 mit Nachträgen zu früheren Jahren, die am Sprachatlas des Deutschen Reichs unter der Oberleitung Ferd. Wredes[44]) gemacht worden ist. — Die vergleichenden Konjunktionen in den deutschen

41) K. Weitzel, Kriegsdiktate zu den Paragraphen der Regeln für die deutsche Rechtschreibung. 2. verm. Aufl. Dresden, C. Heinrich. 69 S. M. 1,90.

42) Eduard Engel, Gutes Deutsch. Ein Führer durch Falsch und Richtig. Leipzig, Hesse u. Becker. 384 S. M. 4,—.

43) Gustav Wustmann, Allerhand Sprachdummheiten. 7. verb. Aufl. herausg. von Rud. Blümel. 310 S. M. 3,50.

44) Ferdinand Wrede, Deutsche Mundartenforschung und -dichtung in den Jahren 1915 und 1916. Zeitschr. f. deutsche Mundarten, Jahrg. 1918. S. 1—96.

Mundarten behandelt O. Weise [45]), zunächst die einfachen (als, wie, sam, wann, was, weder, denn u.a.), sodann die doppelgliedrigen (je ... desto, je ... je, desto ... desto, wie ... wie, wo ... wo, wat ... wat usw.).

2. Oberdeutsch.

K. Stucki[46]) unternimmt es auf Grund der Angaben des Schweizerischen Idiotikons und der früheren Sammlungen von O. Sutermeister u. a. schweizerdeutsche Sprichwörter zusammenzustellen, die er nach bestimmten Gesichtspunkten (Mann und Weib, Haus und Herd, Speise und Trank usw.) ordnet. Schwer verständliche Ausdrücke werden erläutert, z. B. Schöpfli (tüchtige Menge S. 20) oder Fuke (Flügel S. 41). Doch hätte hier noch etwas weiter gegangen werden können; denn Wörter wie Götti (Pate S. 26), Gufe (S. 63), Blutzger (S. 57), Muni (S. 56) sind nicht allgemein bekannt. Doch kann man auch so mit Hilfe des Büchleins tiefe Einblicke in das Seelenleben der Schweizer tun. — Demselben Verfasser[47]) verdanken wir eine Darstellung der Laut- und Formenlehre der Mundart von Jaun im Kanton Freiburg. Die Abhandlung ist besonders deshalb fesselnd, weil der behandelte katholische Ort in der Nachbarschaft protestantischer Gemeinden liegt an der Grenze des Kantons Bern, und weil er als höchster Punkt im Tale eines Nebenflusses der Saane infolge seiner Abgeschiedenheit vom großen Verkehr viel Altertümliches bewahrt hat. — Die Laute der Toggenburger Mundarten werden eingehend untersucht von W. Wiget.[48]) Orts- und Flurnamen sind dabei mit berücksichtigt, die Verschiedenheiten der einzelnen Gebiete des Kantons und die Abweichungen von den Nachbargebieten, namentlich dem durch den hohen Säntis geschiedenen katholischen Appenzell, sorgfältig festgestellt, zuletzt auch die Besiedlung und Geschichte des Landes erörtert.

3. Mitteldeutsch.

Die Fortsetzung und den Schluß erhalten wir von der Abhandlung A. Bergmanns[49]) über das Bildliche und Figürliche in der Denk- und Ausdrucksweise der ostfränkischen Mundart des Ochsenfurter Gaues. Redensarten, Sprichwörter, Wortspiele, Vergleiche, Spiele, Sympathie, alles dies und anderes wird zur Charakteristik der Volksanschauungen verwendet, wohl durchdacht und sauber gegliedert, so daß wir ein ziemlich klares Bild der Eigenart dieses Menschenschlages bekommen. — Fr. Schön[50]) hat seine 1913 erschienene Geschichte der rheinfränkischen Mundartdichtung zu einer Geschichte der gesamten fränkischen Mundartdichtung erweitert, also auch das Ostfränkische, Südfränkische, Mittel- und Niederfränkische einbezogen. Die Arbeit beschränkt sich auf das Wesentlichste, verzeichnet Dichter und Werke, macht auch kurze Inhaltsangaben und verweilt nur länger bei den wichtigsten Erscheinungen.

4. Niederdeutsch.

Einen schönen, tiefgründigen Beitrag zur Geschichte des Niederdeutschen in Hamburg gewährt uns Agathe Lasch[51]); sie sucht dadurch die klaffende Lücke auszufüllen, die zwischen der Darstellung der niederdeutschen Spracherscheinungen des Mittelalters und der Gegenwart besteht. Sie beschäftigt sich zunächst mit dem Vokalismus, dann mit dem Konsonantis-

45) Oskar Weise, Die vergleichenden Konjunktionen in den deutschen Mundarten. Ebenda S. 169—181.

46) Karl Stucki, Schweizerdeutsche Sprichwörter (Schweizerische Bibliothek Nr. 3). Zürich, Rascher u. Co. 71 S. Fr. 1,40, geb. Fr. 2,—.

47) Karl Stucki, Die Mundart von Jaun im Kanton Freiburg. Beiträge zur schweizerdeutschen Grammatik, herausg. von A. Bachmann, Bd. X. Frauenfeld, Huber u. Co. VIII u. 346 S. Fr. 11,—.

48) Wilhelm Wiget, Die Lautlehre der Toggenburger Mundarten. Ebenda IX. Bd. VI u. 171 S. Fr. 6,50.

49) Anton Bergmann, Das Bildliche und Figürliche in der Denk- und Ausdrucksweise der ostfränkischen Mundart des Ochsenfurter Gaues. Fortsetzung und Schluß. Zeitschr. f. d. Mundarten 1918, S. 97—130.

50) Friedrich Schön, Geschichte der fränkischen Mundartdichtung. Freiburg i. Br. E. Fehsenfeld, 68 S.

51) Agathe Lasch, Beiträge zur Geschichte des Neuniederdeutschen in Hamburg. Jahrbuch des Ver. f. niederd. Sprachforschung. XLIV, S. 1—50.

mus und zuletzt mit der Wortbiegung. Überall aber bekundet sie ihre große Belesenheit und eindringendes Verständnis für sprachgeschichtliche Forschung; so ist die Arbeit eine wertvolle Vorbereitung für das in Angriff genommene hamburgische Wörterbuch. — Mit dem Wortschatze J. H. Vossens beschäftigt sich E. Schwentner.[52]) Er bucht die Worte des Dichters, die von der hochdeutschen Schriftsprache abweichen, und stellt ihren Ursprung fest. Besonders niederdeutsche Worte wie Bühre (Bettüberzug), kalmanken (aus gestreiftem Wollzeug), Knütte (Strickzeug), olmig (faul), sprock (zerbrechlich) u. a. kommen dabei in Frage. Warum gut schriftsprachliche Wörter wie wackeln, Zwickel, schal, Quecke, Gallert in das Verzeichnis aufgenommen worden sind, ist nicht ersichtlich. — Gleichfalls gehören hierher Larsson, Lautstand der Gemeinde Altengamme, Hamburg 1917, und Selmer, Sprachstudien im Lüneburger Wendlande. Kristiania 1918.

Zur Frage der Schulausgaben.

Wie so oft bleibt mir nach dem Durchblättern neuer Schulausgaben ein Gefühl der Unklarheit, und ich wende mich darum an unsere Leser mit der Bitte um Aussprache.

Was vor mir liegt, ist zweifellos an sich gut[1]), in den Einleitungen und in den Anmerkungen steckt überall viel ehrliche Arbeit und eine Fülle des Wissenswerten wird vor uns ausgebreitet.

Petsch verfolgt die äußere Entstehungsgeschichte, betrachtet die geschichtlichen Grundlagen der Handlung, den Gegenstand der Dichtung, ihren Erlebnisgehalt und endlich das Kunstwerk, zum Schluß gibt er das Wesentlichste zur Tassoforschung. All das führt uns ans Werk hin, und dies um so mehr, als er soviel wie möglich auf die entsprechenden Stellen der Dichtung verweist, um den Leser zum Suchen und Vergleichen zu locken.

Auch Cerny gibt die Entstehungsgeschichte der Dichtung, aber er geht damit bis ins einzelnste, bespricht die Kunstlehre Wagners in den Meistersingern, die Darstellung des Meistergesangs unter genauem Vergleich mit der Quelle, beschäftigt sich unter anderem eingehend mit Sprache und Reim (wobei uns „Elisionen, Apokopen, Synkopen, Aphäresen" nicht erspart bleiben) und bespricht ebenso die Musik. Diese Einleitung erfordert 56 Seiten.

Jahn sendet eine sorgfältige Studie über Kleist und die Romantik voraus, behandelt dann das Außergewöhnliche und Krankhafte bei Kleist auf 6 Seiten und findet sich dann erst zum Prinzen von Homburg. Er kann es sich aber nicht versagen, die Handlung des Dramas genau zu verfolgen, bemerkt allerdings vorsichtig, das solle man erst nach Lektüre des Dramas durchnehmen.

Am kürzesten fassen sich Tesdorpf, der Storms Leben zeichnet, und Haynel, der die geschichtlichen Grundlagen des Dramas und seiner Bühnengeschichte darstellt, dazwischen aber auch die Gestaltung des Stoffes behandelt.

Günther aber erzählt Ibsens ganzes Leben, charakterisiert alle Dramen, obwohl er von den späteren zugesteht, daß sie dem Kronprätendenten stofflich wie in technischer Beziehung fernstehen. Dabei bringt er Sätze über Pessimismus, nicht metaphysischer sondern moralischer Art, die ihrerseits wieder eines Erklärers bedürfen. Endlich geht er auf das Werk selber ein mit einer sorgfältigen Charakteristik der einzelnen Figuren.

Ich habe das absichtlich etwas genauer geschildert und habe ganz absichtlich Ausgaben aus zwei verschiedenen Sammlungen nebeneinandergestellt, um zu zeigen, daß augen-

52) Ernst Schwentner, Joh. Heinrich Voß' Wortschatz. Ebenda S. 51—57.

1) Freytags Sammlung ausgewählter Dichtungen und Abhandlungen. (Wien, Tempsky; Leipzig, G. Freytag): Goethe, Tasso, herausg. von Robert Petsch (M. 1,—): Kleist, Prinz von Homburg, herausg. von Otto Jahn (M. 1,20); Wagner, Die Meistersinger, herausg. von Joh. Cerny (M. 1,50). — Velhagen und Klasings Sammlung deutscher Schulausgaben (Bielefeld u. Leipzig, Velhagen u. Klasing): Ibsen, Die Kronprätendenten, herausg. von Fritz Günther; Grillparzer, König Ottokar, herausg. von Woldemar Haynel (je M. 1,20). Th. Storm, Novellen, herausg. von W. Tesdorpf (M. 1,50); L. v. Ranke, Auswahl, herausg. von Otto Bauer (M. 1,80).

scheinlich für Schulausgaben noch keinerlei allgemeingültige Gesichtspunkte gefunden sind. Jeder neue Herausgeber reitet sein Steckenpferd, der eine geht mehr auf das Philosophische ein, ein anderer arbeitet rein literarhistorisch, der dritte bespricht Sprache und Reim ganz genau usw. Ich weiß, daß jeder Dichter und jedes Dichtwerk verschieden angeschaut sein wollen, aber so weit braucht das doch nicht auseinander zu gehen. Eins sollte doch allen Schulausgaben gemeinsam sein: die Absicht, in das Dichtwerk selbst einzuführen. Wenn aber Leben und sämtliche Werke eines Dichters behandelt werden, so führt das zu einer Verwirrung oder gar zu Schlagworten, die ohne tieferes Verständnis weitergegeben werden.

Es ist mir schon fraglich, ob man das Leben eines Dichters behandeln soll — wohl nur dann, wenn das Werk unmittelbar mit diesem Leben zusammenhängt und ohne das nicht verständlich ist. Sonst aber sollte man sich auf das beschränken, was etwa Petsch gibt, d. h. auf Stoffe, die außerhalb des Werkes liegen und doch sein Verständnis erhöhen. Schon Petschs Frage nach dem Kunstwerk geht mir etwas zu weit: denn diese Frage soll sich der Leser vorlegen und selbst beantworten. Angaben über den Aufbau aber erscheinen mir als rechte Eselsbrücken für den Leser.

Da erhebt sich freilich die Frage, wer als Leser solcher Einleitung gedacht ist. Bei mancher dieser Ausgaben entschieden jeder Gebildete und der heranreifende Schüler, bei anderen aber hat man das Gefühl, als wollte der Verfasser sein Lichtlein noch ein wenig im besonderen für die Herren Amtsgenossen leuchten lassen, wenn uns eine reine Abhandlung über die Sprache begegnet oder wenn eine Menge Belegstellen aus der Fachliteratur herangezogen werden. Da merkt man, daß noch viel zu viel vom Werk gesprochen wird in unseren Deutschstunden und daß das Werk selbst zu wenig zu Worte kommt.

Und dafür ist schon die Stellung, ja der Begriff der Einleitung bezeichnend. Worauf kommt es denn zunächst an? Doch auf die unmittelbare Wirkung des Werkes. Darum gehört meines Erachtens das Werk selbst an die Spitze. Es muß erst für sich selbst werben, dann mag ein anderer kommen und mag beibringen, was an geschichtlichem Hintergrund vorliegt und was sonst zum Verständnis nötig und förderlich ist. Wozu wollen wir denn erziehen? Doch zum künstlerischen Genuß, aber nicht zur Kritik. Wenn ich aber erst allerlei gelesen habe über die Voraussetzungen, ja wenn mir, wie bei Cerny, schon allerlei Kritisches vorgesetzt oder wie bei Günther die einzelnen Gestalten schon erläutert sind, dann kann ich doch gar nicht unvoreingenommen lesen, sondern ich muß durch die Brille sehen, die mir der Verfasser sorgfältig aufgesetzt hat. Wir brauchen also keine Einleitungen — ist ein Werk ohne solche Einleitung nicht verständlich, so ist es eben für die Schule und für das breite Publikum nicht geeignet —, wir brauchen Vertiefungen, die am Schlusse stehen. Wer innerlich gefesselt ist beim Lesen des Stückes, der wird dann gern zu solcher Vertiefung greifen, an ihrer Hand Einzelheiten verfolgen und dann das Ganze mit erneutem Gewinn noch einmal lesen, er wird sich vielleicht auch durch solch ein Schlußwort zu weiteren Werken des Dichters hinleiten lassen — aber all das muß eben bereitstehen für den durch das Werk selbst geweckten Wunsch, tiefer zu dringen, es darf sich nicht, etwa mit 56 Seiten, davordrängen.

Das gleiche gilt von den Anmerkungen. Ich empfinde es bei einer Reihe guter Sammlungen als verletzend, wenn ich beim Lesen eines Werkes immerzu gezwungen bin, nach unten zu sehen. Denn wenn da eine 1) oder ein *) steht, muß ich eben nach unten sehen und muß es mir gefallen lassen, daß sich der Herausgeber zwischen mich und den Dichter drängt an einer Stelle vielleicht, wo mich seine Erklärung kaum weiter bringt, wo sie aber alle Schönheit der Dichtung zerreißt und vernichtet. Anmerkungen gehören hinter den Text ohne Hinweise im Text, damit ich suchen kann, wenn ich mag, so wie es die Velhagensche Sammlung tut. Nur die Worterklärungen (Dialektisches oder Fremdwörter), ohne die ein Verständnis nicht möglich ist, können allenfalls unter dem Text stehen.

So scheint mir für eine gute Schulausgabe ein Zwiefaches wünschenswert: einmal daß alle Zutaten und Beigaben dem Texte folgen (wie das ja in unsern besten neueren Klassikerausgaben auch geschieht) und daß diese Beigaben nur dem einen dargebotenen Werke dienen wollen, sich dabei aller Urteile enthalten. Je mehr sie geben, um so mehr schalten sie die Arbeit des Schülers wie des Lehrers aus, und das ist der Hauptschaden dieser Ausgaben.

Ich habe mir hier langgehegte Bedenken einmal von der Seele geschrieben und stelle die Zeitschrift zu einer Aussprache darüber zur Verfügung. Denn soviel ich auch im Gespräch Zustimmung gefunden habe, so beweist doch jede neue Schulausgabe, daß der alte Weg noch immer gangbar erscheint. Ist er es wirklich? W. H.

Einzelbesprechungen.

Friedrich Paulsen, Geschichte des gelehrten Unterrichts auf den deutschen Schulen und Universitäten vom Ausgang des Mittelalters bis zur Gegenwart, mit besonderer Rücksicht auf den klassischen Unterricht. 3. erw. Aufl. herausg. von Rudolf Lehmann. 1. Band. XXVII u. 636 S. Leipzig 1919, Veit u. Co. Geh. M. 18,—, geb. M. 22,— + 30 %. Wir brauchen entschieden eine umfassende Geschichte des gelehrten Unterrichts, die die Ergebnisse der überaus ertragreichen schulgeschichtlichen Forschung der letzten 20 Jahre zusammenfaßt. Und trotzdem begrüßen wir es, daß Lehmann nicht den Versuch gemacht hat, Paulsens Werk entsprechend umzubauen und zu erweitern. Denn dann wäre es eben nicht mehr das besondere Werk Paulsens, das Denkmal einer bedeutenden Persönlichkeit und wichtiger pädagogischer Kämpfe. Sicherlich stellt sich manche Einzelheit heute anders dar und heben sich ganze Strömungen anders heraus als Paulsen es noch erkennen konnte (z. B. der erste deutsche Humanismus des 15. Jahrhunderts), aber der Grundanschauung dürfen wir uns heute noch freuen und mit Recht durfte Paulsen im Entwurf einer neuen Vorrede feststellen: was als eine falsche subjektive Tendenz erschien, hat sich als die wirkliche Tendenz der geschichtlichen Bewegung herausgestellt. Was Paulsen voraussagte, daß im höheren Unterrichtswesen auf Kosten der alten Sprachen das Nationale und Moderne sich stärker durchsetzen werde, das gilt jetzt in erhöhtem Maße.

Der vorliegende Band führt bis 1700 und zeigt mehrere größere Zusätze in den allgemeinen Darstellungen und kleinere Ergänzungen aus der Literatur. Da bis auf eine Ausnahme alles noch unmittelbar auf Paulsen zurückgeht, muß man das Urteil über Lehmanns Arbeit bis zum Erscheinen des zweiten Bandes verschieben und hat sich hier auf den Dank für die treue Wahrung dieses Denkmals unserer Geschichtsschreibung zu beschränken. Mag man manches vermissen, manches anders sehen — es fesselt wieder durch seine Geschlossenheit und Frische und es bildet ein sicheres Senkblei in den pädagogischen Stürmen der Gegenwart. Möchten sich viele seiner bedienen. W. H.

K. A. Richter, Die höhere Schule der Zukunft. (Frankfurt a. M. 1919, Moritz Diesterweg. Geh. M. 2,—.) Richter will jeder höheren Schule eine verstärkte Betonung ihrer Eigenart sichern und dabei doch die deutschkundlichen Fächer erweitern und wirklich zum gemeinsamen Mittelpunkt aller höheren Schulen machen. Ob sein Mittel: Abschaffung des Französischen in Gymnasium und Realgymnasium das einzige ist, darüber kann man streiten, der neue sächsische Plan erreicht ungefähr die gleiche Verstärkung auf andere Weise. Aber über die ganze Grundrichtung des Buches muß man sich von Herzen freuen und ebenso über die Einzelbemerkungen zum „Unterricht in deutschem Volkstum" und zur Betonung des Heimatlichen in Geschichte, Erdkunde und auch Naturwissenschaften. Und was er vom deutschen Lesebuch sagt, ist uns aus der Seele geschrieben.

Oskar Prochnow, Wissen oder Können? Gedanken über die Aufgabe der höheren Schulen im neuen Deutschland. (Mannheim und Leipzig, F. Nemnich.) Auch der Mathematiker P. betont eine Verstärkung des Deutschen und Weckung des Verständnisses für die Gegenwart, besonders aber der Selbsttätigkeit unserer Schüler.

Ernst Samter, Kulturunterricht. Erfahrungen und Vorschläge. (Berlin 1918, Weidmann. Geb. M. 7,—.) Samters Buch handelt in der zweiten Hälfte vornehmlich vom klassischen Unterricht. Aber der überzeugte Altphilologe tritt trotzdem eifrig für eine Erweiterung des deutschen Unterrichts ein, für den er einmal die Volkskunde bei jeder Gelegenheit heranziehen (dazu gibt er Beispiele) und den er durch Kunstunterricht und Heimatkunde erweitern will. Der Kunstunterricht soll sehen lehren, die Kunst aber auch als einen Teil der Kultur darstellen. Jede Schule muß die Möglichkeit zur Einführung in die Kunst bieten etwa durch wöchentlich eine Stunde Kunstbetrachtung, die dem Lehrer als Unterricht anzu-

rechnen, für die Schüler aber ganz wahlfrei ist (so schon in Berlin am Sophiengymnasium). Für diese Kunstbetrachtung gibt Samter Beispiele und ebenso für die Heimatkunde, die in gleicher Weise den Oberklassen geboten werden muß, damit sie das künstlerische Wesen der Heimat erfassen und die Stadt als Organismus verstehen lernen. Diese wahlfreien Kurse müssen neben den Unterricht treten, der außerdem auf 4 Stunden in den Oberklassen zu erweitern ist. Dazu muß sich aber der germanistische Unterricht auf der Universität mit der Gesamtheit der deutschen Kultur befassen und muß für die Fortbildung der Lehrer eine rechte Verbindung von Organisation und Freiheit gefunden werden. — Man sieht, es geht überall vorwärts im Verständnis für unsere Sache. W. H.

Otto Lauffer, Deutsche Altertümer im Rahmen deutscher Sitte. Eine Einführung in die deutsche Altertumswissenschaft. (Wissenschaft und Bildung 148. Leipzig 1918, Quelle u. Meyer. Geb. M. 1,50.) Die aus Menschenhand hervorgegangenen gegenständlichen Schöpfungen der Vergangenheit seit der Karolingerzeit betrachtet Lauffer nicht nach Stoff und Form, sondern nur nach dem Zweck, er fragt nur nach dem Allgemeingültigen, das einen Gegenstand zum Träger der Sitte macht. Diese Einstellung läßt vieles betonen, was bei der bisherigen, mehr kunstgeschichtlichen Betrachtung zurücktrat und macht das Buch zu einem wertvollen Hilfsmittel für den deutschkundlichen Unterricht. Ein gutes Register steigert diesen Wert noch. W. H.

Jakob Kneip, Der lebendige Gott. Erscheinungen, Wallfahrten und Wunder. (Der Nyland Werke, Bd. 4. Jena 1919, Eugen Diederichs.) Es ist, als ob man in eine jener barocken Dorfkirchen träte, die uns mit ihrem gewaltigen Schmuck überwältigen und mit ihrer frommen Naivität rühren, die vom Heiligsten lächelnd heiter reden und vor dem Grausigsten nicht zurückschrecken. Die ganze Welt des Katholizismus tut sich vor uns auf. Der Himmel der Heiligen und die Mysterien des Gottesdienstes, die grobkörnige Frömmigkeit und das tiefversunkene Dienen — eine Welt, die das Leben der Gemeinde von Morgen bis Nacht durchpulst und auch den Knaben in Bann zwang, so daß nun dem gereiften Mann die Bilder der Jugend in gewaltigen Erscheinungen wieder vor die Seele treten. Denn das ist das Reizvolle: es ist nicht ein stillfrommes Gemüt, das weltabgewandt von seiner besonderen Welt singt, Kneips „Bekenntnis" zeigt uns, daß er hinausgetreten ist ins Leben und erst nach langer Fahrt sich zur Heimat zurückgefunden hat und zum Kinderglauben. Und wie dieser Kinderglauben ihn nun wieder erfüllt und überwältigt, das ist ergreifend auch für den, der des Dichters Glauben nicht teilt. Dazu trägt wesentlich die Form mit bei, die unmittelbar aus dem Empfinden heraus geboren ist in ihrem gewaltigen Brausen und dann wieder in einfachster Eckigkeit. Auch hier wieder das Bekenntnis eines Menschen, eines ganzen Menschen, der Mut hat, für seine Glaubenswelt zu werben. W. H.

Mitteilungen.

Die Irrlehre vom Hiatus im Deutschen behandelt Paul Schumann in einem Privatdruck. (Unentgeltlich zu beziehen vom Verfasser, Blasewitz-Dresden, Wachwitzer Straße 3.) Er führt aus: Die Lehre vom Hiatus im Deutschen ist nichts weiter als Papierweisheit. Übernommen aus dem Griechischen und Lateinischen, ohne Rücksicht darauf, daß der Deutsche ganz anders ausspricht als der Grieche und der Römer, auch als der Franzose, dessen Metrik die deutsche auch beeinflußt hat. Zwischen der französischen (und lateinischen) Aussprache und der deutschen besteht folgender Unterschied: der Deutsche schließt hinter jedem Wort die Stimmbänder und macht sie beim folgenden wieder auf, der Franzose läßt sie beim Sprechen dauernd offen. Wenn der Deutsche die Stimmbänder öffnet, so tut er es mit einem Knackgeräusch, einem Glottisschlag. Davon kann man sich leicht überzeugen: man braucht nur ganz leise zu flüstern: i, e, a, o, u. Man wird dann ganz deutlich hören, wie im Kehlkopf zuerst ein Knack ertönt, das Aufplatzen eines Verschlusses, dann erst ertönt der Vokal. Dieses Knackgeräusch ist also eine Eigentümlichkeit der deutschen Aussprache. Dürfen wir also den Begriff des Hiatus einfach vom Lateinischen ins Deutsche herübernehmen? Keineswegs. Der Hiatus im Deutschen ist nichts weiter als eine Irrlehre, ist Papierweisheit, die gedankenlose Übertragung einer phonetischen Bezeichnung aus einer romanischen Sprache in eine germanische.

Im Märzheft des „Deutschen Volkstums" lesen wir: Fort mit der Rechtschreibung! 1. Unsere Jugend muß unendliche Mühe darauf verwenden, die Rechtschreibung zu erlernen. Und welche Werte gewinnt sie dadurch! Pedanterie und unfreie Ängstlichkeit. Wenn nun in der Vorschrift Vernunft enthalten wäre, so könnte man von vernünftiger Zucht reden. Aber unsere Rechtschreibung ist ein durchaus willkürliches Gebilde der albernsten Gelehrtenkonvention. 2. Die Rechtschreibung ist der größte Feind der rechten Schreibung. Gäbe man die Schreibweise der Wörter frei, so würde sich in freiem Verkehr alsbald ganz von selbst eine vernünftigere Schreibung herausbilden. 3. Das Volk hat sich gewöhnt, die Rechtschreibung auch als Sprachregel gelten zu lassen. Richtig sprechen heißt so sprechen, wie Duden schreibt. Während die Schrift die Dienerin der lebendigen Sprache sein sollte, wird sie die Herrin. Sie legt die Sprache in Fesseln. Wenn wir über Unlebendigkeit und Unwirksamkeit des sprachlichen Empfindens und dementsprechend über die Verkalkung und Versteinerung der Sprache klagen, so hat die Herrschaft der Rechtschreibung über das Sprachgefühl den größten Teil der Schuld. Schon um die Sprache zu neuem selbständigen Leben zu befreien, verlohnt es sich, die „Rechtschreibung" abzuschaffen.

Auch die neue Volkshochschulbewegung gilt es in den Dienst der Deutschkunde und der Heimatkunde zu stellen. Das ist der Hauptinhalt einer fesselnden kleinen Flugschrift von Hans Kruse (Heimatschulen und Heimatforschung. Gedanken über die Erneuerung des deutschen Bildungswesens. Münster 1918, Aschendorff). Den Ausgangspunkt Kruses kann ich nicht anerkennen: er meint, es gäbe keinen Weg, das deutsche Bildungsziel mit den bisherigen Aufgaben der höheren Schulen zu vereinigen und man müsse deshalb die Erziehung unseres Volkes zu vertieftem Deutschtum und Staatsbürgertum außerhalb der Schule erstreben. Ich meine, diese Erziehung muß eine Hauptaufgabe der deutschen Schule bleiben, aber sie kann sie nicht allein leisten und besonders müssen die neuen Volkshochschulen (oder Heimatschulen), die sich an Erwachsene wenden, deren erhöhtes Verständnis für das Einleben in die Heimat ausnützen und von da dann weitergehen zur Deutschkunde. Denn Deutschkunde setzt Heimatkunde voraus, für die meisten ist Vaterland nichts anderes als eine Summe von Heimaten. Heimat- wie Deutschkunde aber dürfen sich nicht auf Geschichte, Geographie und geistiges Leben beschränken, sehr wesentlich ist auch eine genaue Wirtschaftskunde, damit die Lebensbedingungen des einzelnen und ganzer Stände klar werden. Hinzutreten muß dann auch Heimatschutz und Heimatpflege. Man sieht, wie hier der Heimat- und Deutschkunde ein ganz neues Arbeitsfeld eröffnet wird, dessen Bedeutung sich noch gar nicht absehen läßt.

In dem Kampf um die Seele des jungen Geschlechts ruft Marie Silling Annette von Droste-Hülshoff zu Hilfe. Sie schildert liebevoll eingehend den Lebensgang der Dichterin und weiß sie als ein ehrlich kämpfend Menschenkind darzustellen. Eine feine Auswahl der Gedichte sucht dann für die wegen ihrer Herbheit und Schwere mehr genannte als gelesene Dichterin zu werben, ein Strauß auserlesener Blumen wird hier geboten. Wir empfehlen das Buch angelegentlich, besonders der Frauen- und Mädchenwelt. (Marie Silling, Annette von Droste-Hülshoffs Lebensgang. Leipzig, von den Broecke.)

Neuwirth, Joseph, Bildende Kunst in Österreich. I. Von der Urzeit bis zum Ausgange des Mittelalters. II. Von der Renaissance bis zum Beginne des 20. Jahrhunderts. (Österreichische Bücherei, Bd. 7 u. 8. Leipzig und Wien, Fromme. Je M. 0,80.) Wir begrüßen diese Bändchen, die sich besonders an die Reichsdeutschen wenden und ihre Jugend mit Österreichs Entwicklung aufmerksam machen wollen, aufs herzlichste. Denn wir müssen zugeben, daß der Deutsche, wie er die politischen Verhältnisse Österreichs nicht kannte, so auch allzuwenig von Österreichs Kultur weiß. Hier schildert nun ein genauer Kenner Österreichs Kunst in knappen Zügen und weiß uns die Wechselbeziehungen zur Kunst anderer Länder und besonders des übrigen Deutschlands ebenso klar herauszustellen wie die Ausprägungen österreichischer Eigenart. Gotik und Barock treten besonders hervor und lassen das Wirken deutscher Art besonders klar erkennen. Wir wünschen den Bändchen eifrige Leser — leicht zu lesen sind sie nicht, obwohl sie der Jugend gelten — und wünschen ebensolche Darstellungen für andere deutsche Stämme, sie würden die Deutschkunde erheblich bereichern.

Friedrich Düsel, Deutsche Volkssagen (mit Bildern von Neuhaus, Schwind und

L. Richter). Braunschweig, G. Westermann. Geb. M. 4,55. Wir finden hier altbekanntes liebes Gut der besten Sagen unseres Volkes, das in schönem Gewand von neuem dargeboten wird. Das Besondere der Auswahl ist, daß sie uns von allen Stämmen und Landschaften deutscher Zunge ein paar Sagen bringt und so deutlich davon redet, wie allerorten die Liebe zur Heimat die Gegend beseelt und das Gedächtnis einer großen Vergangenheit wachhält, der Vergangenheit, die uns über eine trübe Gegenwart den Glauben an unsere Kraft und Zukunft sichert.

Ernst Eschmann, 100 Balladen aus der Schweizergeschichte. (Zürich, Orell Füssli. Brosch. M. 7,—, geb. M. 9,—.) Dies Buch ist ein schönes Zeichen heimatlichen Bürgerstolzes, aber auch ein Beweis, wie die deutschen Dichter jenseits des Rheins immer die alte Zusammengehörigkeit gefühlt haben, besingen doch mit den Schweizern im Verein Bürger, Schiller, Stolberg, Uhland, Platen, Grün, Lingg u. a. die Geschicke des tapferen Volkes. Uns aber bringt die Sammlung eine Reihe weniger bekannter Schweizer Dichtungen nahe, die auch bei unserer Jugend Freude bereiten werden. Möchte sie daraus auch etwas lernen vom tiefen Heimatgefühl, das so vielen verloren zu gehen droht.

Den Geist der klassischen Zeit in seiner Bedeutung für den Neuaufbau Deutschlands stellt Paul Neuburger dar. (Weimars Vermächtnis. Berlin W 62 1919, Verlagsanstalt Arthur Collignon. Kart. M. 3,60.) Er faßt Weimar hier weit genug als Vertreterin der gesamten klassischen Zeit und sucht nun aus den verschiedenen Stimmen (auch der Jenaer Romantiker) die dauernden Gedanken herauszuheben, soweit sie die Hauptfragen des Staatslebens betreffen. Die sichere Stoffbeherrschung und die Zusammenfassung von Persönlichkeiten, die wir sonst meist nur einzeln und unter verschiedenen Gesichtswinkeln betrachten, machen das Buch gerade für uns Lehrer des Deutschen reizvoll.

Die rührige Dichter-Gedächtnis-Stiftung beginnt wieder ein neues Unternehmen: Kleinod-Romans. Als ersten Band schenkt sie uns das reifste Werk Ottomar Enkings, Das Pünktlein auf der Welle. (Geh. M. 4,50, geb. M. 6,—.) Wer ein Bild der Dichtung unserer Zeit geben will, darf an diesem feinen Schilderer der Kleinstadt nicht vorbeigehen, der mit allen Mitteln feiner Charakteristik und mit echtem Humor in die Tiefen des Menschenlebens eindringt.

Ausgewählte Erzählungen von Gorch Fock, Schiff ahoi! (Hamburg, M. Glogau jr. M. 1,50.) Das Büchlein sei allen Lehrern empfohlen. Es zeigt uns den ganzen Gorch Fock in seiner Liebe zur See und zu den Seeleuten. Die „Kontorgedanken" sollten alle unsere Tertianer mal hören. Erfreulicherweise sind auch zwei plattdeutsche Erzählungen dabei, darunter die prachtvolle vom barmherzigen Samariter. Wir Oberdeutsche wären aber bei einer neuen Auflage für ein paar Erläuterungen besonders schwer verständlicher Ausdrücke dankbar.

Wilhelm Spengler, Sechs aus einem Dorf. Neue Kriegserlebnisse. Freiburg, Herder. Kart. M. 3,80. Kriegsbücher haben jetzt — zum Teil mit Recht — sehr an Schätzung verloren. Dies aber hat auch heute seinen Wert und wird in Zukunft noch an Bedeutung gewinnen: es ist so unmittelbares Erleben, einfach und schlicht dargestellt „wie es war" und doch von tiefer Innigkeit und entschlossener Ehrlichkeit. Es soll auch kommenden Geschlechtern zeigen, welche Größe unsere Kämpfer im Bewegungs- wie im Stellungskriege bewiesen haben.

Maria Batzer, Schwarzwald-Kinder. Erzählung. Buchschmuck von Karl Sigrist. Freiburg, Herder. Kart. M. 5,20. Nachdem ich mich erst durch den etwas dunklen Anfang hindurchgelesen hatte, habe ich das Büchlein mit immer steigender Freude verfolgt. Es ist eine wirklich gute Erzählung aus dem Leben von Dorfkindern, voll Innigkeit und Poesie. In dieser Zeit eine besondere Erquickung.

Storms Werke sind freigeworden und so erscheinen sie mit Recht jetzt auch in Reclams Universalbibliothek. In vier Bändchen bietet uns Walther Herrmann, einer unserer feinfühlendsten jüngeren Stormkenner eine Auswahl: Nr. 6007. Immensee und andere Sommergeschichten (aus der Frühzeit), Nr. 6013. Pole Poppenspäler, Nr. 6014. Aquis submersus, Nr. 6015/16. Der Schimmelreiter, jedesmal das Werk in Storms Leben und Gesamtschaffen einreihend (jede Nummer M. 0,50, geb. M. 1,— oder 1,20, Doppelnummer geb. M. 1,50 oder 1,80). Nun mag der liebe Husumer in recht viel Häuser dringen.

Aus Natur und Geisteswelt. In 2. Auflage erschienen die von uns früher schon empfohlenen Bändchen 456: Ewald Geißler, Rhetorik, 2. Teil: Deutsche Redekunst; 350: Ernst Devrient, Familienforschung. In 3. Auflage liegen vor 250: Paul Natorp, Pestalozzi (Sein Leben und seine Ideen); 159: J. Tews, Deutsche Erziehung in Haus und Schule; 186: H. Richert, Philosophie, ihr Wesen, ihre Grundprobleme, ihre Literatur; 180: Paul Hensel, Rousseau. Die 4. Auflage zeigen 4: Oskar Weise, Schrift- und Buchwesen in alter und neuer Zeit; 128: K. T. Heigel, Politische Hauptströmungen im 19. Jahrhundert und 155: R. Richter, Einführung in die Philosophie (herausg. von M. Brahn). (Geb. M. 1,90, Kriegseinband M. 1,60.)

Aus der Sammlung Göschen liegt in 3. Auflage vor 328: J. Dieffenbacher, Deutsches Leben im 12. und 13. Jahrhundert, II. Privatleben, ein Werkchen, das jedem Erklärer mittelhochdeutscher Literatur ein sicherer Berater ist. (Geb. M. 1,80.)

Vom Deutschen Geschichtskalender liegen weiter vor die 49. und 50. Lieferung: Die deutsche Revolution, 1. Heft (November) und 2. Heft (Die weitere Entwicklung der Revolution) (je M. 3,—) und die 52. Lieferung: Der Entwurf der deutschen Reichsverfassung (M. 1,20). (Leipzig, Felix Meiner.)

Von Adolf Bartels Weltliteratur (Führer durch Reclams Bibliothek) sind nunmehr auch Band 2 und 3 erschienen. Nr. 6008—6010: Fremdländische Dichtung (geh. M. 1,50, geb. M. 2,40), Nr. 6011/12: Wissenschaftliche Literatur und Bücher des praktischen Gebrauchs. Auch hier beschränkt sich Bartels nicht auf die bei Reclam erschienenen Werke, sondern gibt einen knappen Überblick über alles Wertvolle, so daß man die Reclambändchen nun leicht in ihren Zusammenhang einordnen und sich darüber hinaus über die wichtigsten Erscheinungen schnell Auskunft geben kann.

Zeitschriftenschau. Das deutsche Drama. 2. Jahrg. (1919), Heft 1: u. a. Julius Bab, Kategorien des Dramas? (sieht nicht, wie Karl von Felner (ebenda I, 4. Heft), im Prinzen von Homburg eine neue Kategorie des Dramas, eine „Metamorphose", sondern wie im Nathan und der Iphigenie ein Mittleres zwischen Tragödie und Komödie, eine „pathetische Komödie". — Heft 2: Otto Hinrichsen, Das Pathologische im Drama. — Hans Daffis, Goethes „Tasso" und Kleists „Prinz von Homburg". — Das literarische Echo, 21. Jahrg., Heft 6: Lou Andreas-Salomé, Dichterischer Ausdruck. — Heft 8: R. Müller-Freienfels, Synthetische Dichterbiographien. — Max Fischer, Christentum und Tragödie. Heft 10: Franz Strunz, Das Marienmotiv. — Georg Klatt, Die Dreizahl im Märchen. — Neue Jahrbücher 1919, Bd. XLIV, Heft 1/2, S. 15: Richard Wagner, Das deutsche Kirchenlied im Unterricht (sehr anregend). — Bd. XLIII, Heft 3, S. 103: Eugen Mogk, Altgermanische Spukgeschichten. S. 118: Robert Petsch, Schiller und die ästhetischen Normen. S. 138: Carl Loewer, Die Heterogonie der Zwecke in Schillers Don Carlos. S. 139: Fritz Hoeber, Der Begriff der Entwicklung in der Kunstgeschichte. — Bd. XLIV, Heft 3, S. 58: H. M. Schultze, Die Behandlung der Schillerschen Balladen in der höheren Schule. — Monatschrift für höhere Schulen XVII (1918), Heft 11/12, S. 426: Karl Credner, Lesestücke in Mundart (sehr wichtig!). — Frauenbildung 18. Jahrg. (1919), Heft 1, S. 16: Helene Helming, Deutscher Aufsatz und weibliche Eigenart. — Pädagogische Blätter 47. Jahrg. (1918), Heft 8/9, S. 249: Gustav Kleemann, Ein Beitrag zur Behandlung unentbehrlicher Fremdwörter im Unterricht. — Zeitschr. f. französ. u. engl. Unterr. Bd. 17, S. 187: Krüper, Deutschkunde im neusprachlichen Unterricht. — Neue Jahrb. 43. Bd., S. 54: R. Linder, Goethe und Fritz Jacobi, S. 79: C. Loewer, Luthers 6. Bitte und Goethes Faust. — Bayer. Zeitschr. f. d. Realschulw. Bd. 27, Heft 1/2, S. 11: L. Krell, Zum deutschen Unterricht auf der Unterstufe unserer Real- und Oberrealschulen. — Die deutsche Schule. 23. Jahrg., 1. Heft, S. 35: P. Samuleit, Vom Kampf gegen die Schundliteratur, S. 45: W. Schremmer, Das Problem der Heimat im Unterricht. — 2. Heft, S. 65: Hermann Rolle, Erziehung zu deutscher Staatsgesinnung. — Die neue Erziehung. Sozialistische Pädagog. Zwei-Wochenschrift. Herausgeber Unterstaatssekretär Dr. M. Baege (viertelj. M. 5,—. Berlin SW 48, Wilhelmstr. 9. Verlag Gesellschaft und Erziehung). Von dieser, nach dem Wert ihrer Mitarbeiter sehr beachtlichen Zeitschrift liegt uns das erste Heft vor. Für unser Gebiet wichtig ist der Beitrag von Robert Seidel: Erziehung fürs Vaterland oder für die Menschheit? Er kommt zu dem Schlusse: „Wir müssen unsern Kindern eine staats-

bürgerliche nationale (nicht chauvinistische) Erziehung geben, weil dies der einzig mögliche Weg und das einzig mögliche Mittel ist, um sie zur Humanität zu führen. Nur durch die Nation, nur durch das eigene Volk hindurch kann der Mensch das Ideal der Menschlichkeit erreichen." Ludwig Gurlitt tritt u. a. für den Arbeitsgedanken ein. Wenn Kurt Busse in seinen „freien Hochschulgemeinden für Proletarier" neben der Fachausbildung auch der Vertiefung dienen will (Philosophie, Musik, Kunstbetrachtung, Vermittlung von Ewigkeitswerten aus der Dichtung), so ist das sehr zu begrüßen. Doch sollte er „das reiche Gebiet der aktivistischen und sozialistischen Dichtung" nicht einseitig „bevorzugen".

Mitteilungen des deutschen Vereins für Mittelschulumgestaltung in Tetschen a. d. Elbe. 2. Jahrg. 1918, 1.—4. Folge. A. Mahner, Wer ist gebildet? (ein kräftiges Wort für eine deutsche Bildung). W. H.

Der „Jahresbericht über die Erscheinungen auf dem Gebiete der germanischen Philologie, herausg. von der Gesellschaft für deutsche Philologie in Berlin" für das Jahr 1916 ist erschienen (38. Jahrg. Leipzig 1919, O. R. Reisland. 188 u. 183 S. M. 24,—). Bei fast gleichem Umfange wie sein Vorgänger weist er auf eine noch kaum verminderte wissenschaftliche Tätigkeit im zweiten und dritten Kriegsjahr. Die Bearbeiter sind wesentlich die gleichen geblieben, sämtliche Abteilungen haben diesmal Darstellung gefunden, einschließlich der Runenkunde, die hier nachholt, was im letzten Jahrgange ausfallen mußte.

Hocherfreulich ist, daß — nach sechsjähriger Pause — auch die Literatur der Volkskunde wieder ihre eingehende Darstellung findet in der soeben erschienenen „Volkskundlichen Bibliographie für das Jahr 1917. Im Auftrage des Verbandes Deutscher Vereine für Volkskunde herausg. von E. Hoffmann-Krayer" (Straßburg 1919, K. J. Trübner. 108 S.). Der Stoff hat gegenüber der letzten Bearbeitung von Abt eine etwas veränderte Einteilung erfahren. Das Sprachliche ist bis auf die Namen strenger ausgeschieden, wie das besondere Religionswissenschaftliche, Urgeschichtliche und Altnordische den anderweit bestehenden Bibliographien dieser Gebiete überlassen ist. Um so eindringlicher ist die gesamte Volkskunde der Indogermanen und Juden dargestellt; nur die slawische Literatur mußte der Kriegsverhältnisse wegen auf den nächsten Jahrgang verspart werden, der dann auch die finnisch-ugrische, insbesondere die madjarische Volkskunde einbeziehen soll. Die Bibliographie ist für die Einsammlung des vielfach in landschaftlichen Zeitschriften nicht ausgesprochen volkskundlicher Bestimmung zerstreuten Stoffes auf die Mitwirkung weiter Kreise angewiesen. Wir möchten die Bitte des Herausgebers, das Unternehmen durch ausgedehnte Mitarbeit allseitig zu unterstützen, auch hier weitergeben. F. P.

Die Zeitschrift des Vereins für Volkskunde war durch die Not der Zeit gezwungen, sich für den laufenden Jahrgang statt der gewohnten vier Hefte mit einem Doppelheft zu begnügen (28. Jahrg. Berlin 1918, Behrend u. Co. 160 S. mit 3 Tafeln Abbildungen). Der Inhalt ist reich und anziehend. C. Clemen erläutert die Bräuche des Martinsfestes als alte Erntebräuche: der Martinsgans liegt das bekannte Töten des Vegetationsdämons und Gottessen, dem Martinsfeuer das Verlangen, die Kraft der Sonne zu stärken und tierische und pflanzliche Fruchtbarkeit zu fördern, zugrunde. G. Schläger setzt seine fesselnden Studien über Kinderlied und -spiel fort. Joh. Müller behandelt (mit vielen sprachlichen Beiträgen) das Fangsteinspiel in den Rheinlanden. G. Polivka und J. Bolte erörtern den weitverbreiteten, in vielen Überlieferungen (Basilisk!) ausgeprägten Glauben von der Entstehung eines dienstbaren Kobolds aus einem Ei. An Sachen werden die Garnweife und Schmucksachen aus Menschenhaaren von K. Brunner und F. Weinitz behandelt. Die Mitteilungen bringen viel Wertvolles (besonders von Meister Bolte) zur Geschichte des Volkslieds, auch Haussprüche, Märchen, Schwänke (darunter Münchhausen) u. a. finden sich besprochen. F. P.

Eine neue Deutsche Altertumswoche plant das Germanische Museum vom 3. bis 9. August; Einladungen sind von dort zu erhalten, ebenso Anmeldungen dorthin zu richten.

Für die Leitung verantwortlich: Dr. Walther Hofstaetter, Dresden 21, Elbstr. 1.

Wilhelm Raabe auf der höheren Schule.

Von **Hans Westerburg** in Eutin.

I.

Warum Wilhelm Raabe auf die höhere Schule gehört, braucht den Raabekennern nicht mehr erzählt zu werden, und wir könnten sogleich zur Behandlung der praktischen Fragen übergehen, wenn die Zahl der Kenner und Verehrer unter den Fachgenossen so groß wäre, wie er es verdient. Aber das scheint, soweit in dieser Frage die Jahresberichte Auskunft geben können, keineswegs der Fall zu sein. Deshalb sollen hier vorerst noch einmal die Hauptwerte, die Raabe zu spenden vermag, kurz zusammengestellt werden.

Ist es der Endzweck alles geisteswissenschaftlichen Unterrichts, dem jungen Geschlecht zur Festigung seiner Lebensanschauung zu verhelfen, so kommen gerade wir Heutigen ohne Wilhelm Raabe nicht aus. Wohl niemandem dürfte es mehr fraglich sein, daß die tragischen Ereignisse der letzten Jahre in weiten Kreisen zu einer bedenklichen Verschiebung in der Beurteilung geistiger Werte und im Leben des Gemütes geführt haben. Die Lebensbejahung, der kraftspendende Optimismus, der mitten in Leid und Elend doch dem schließlichen Sieg aller aufbauenden Kräfte vertraut, hat vielfach einem trüben Zweifel Platz gemacht. Und jene Regsamkeit des Gemütes, die sich eifrig mit dem inneren und äußeren Wohlergehen des anderen beschäftigt, ist von einer gewissen Unbeweglichkeit und Starrheit abgelöst worden: der Blick ist teils gefesselt von Ereignissen, deren Ausgang die Daseinsmöglichkeit überhaupt betrifft, teils von jenen alltäglichen Überlegungen, die sich nur auf das körperliche Wohlergehen beziehen. Der Aufbau der inneren Welt ist als Rohbau liegengeblieben, und die Wünsche und Hoffnungen, die dem krönenden Abschluß galten, verkehrten sich wohl zu dem Verlangen, das unfertige Gebäude als lästigen Zeugen einer verfehlten Vergangenheit zu zerstören.[1])

Damit ist die Aufgabe der Zukunft gekennzeichnet, zunächst jener drohenden Jahre, die die geschilderte Entwicklung zu fördern geeignet sein werden. Es gilt, in dem jungen Geschlecht wieder jene gütige Bereitwilligkeit zu erzeugen, die in der Fürsorge für das Glück des anderen das eigene sieht. Der Erfolg solcher Bemühungen aber ist abhängig von der Kraft der den Willen bestimmenden Faktoren, mit denen der Lehrer arbeitet. Sie sind neben einer genauen Kenntnis sozialer Fragen vor allem eine zur Anerkennung fortreißende Weltanschauung und eine aus ihr erwachsende als sinnvoll erkannte Ethik, endlich eine Vertiefung der Liebe zum Deutschtum, derart, daß der Gefühlsgehalt, in dem Weltanschauung und Ethik ruhen und den sie ausströmen, in dieser Liebe gipfelt, d. h. soweit ihre diesseitige Anwendung in Frage

1) Man vgl. v. Gleichen-Rußwurms Wort in seinem neuen Buch „Der freie Mensch", Berlin 1918, S. 145: „Technisch und sogar physisch zeigte sich der Mensch seiner selbstgeschaffenen Hölle merkwürdig gewachsen — aber, seltsam, seelisch ist er es nicht."

kommt.[1]) Damit aber stehen wir mitten in der Gedankenwelt Raabes. Seine Weltanschauung, die den Gedankengehalt der großen deutschen Meister neu vertieft, hat die Vorzüge der Denknotwendigkeit und glutvoller Empfindung. Der Zwiespalt zwischen Wissen und Glauben löst sich in froher Kameradschaft auf, und die bekannten Postulate Kants werden in eine Form gekleidet, die auch den Skeptiker überwältigt. Der gewonnene Kerngedanke: „Die ewige Sonne der Liebe behält doch ihr Recht", nötigt dann von selbst zu entsprechender praktischer, Förderung und Vertiefung des Gemeinschaftslebens. Und da ist es von besonderer Wichtigkeit, daß all die zarten Bindungen des Gemütes, die von einem zum anderen gehen und die frohe gemeinsame Arbeitsbedingen, in ihrem unersetzlichen Wert an ihren Gegensätzen abgemessen werden. Überall weiß er unser Mitdenken unmerklich zu einem festen Mitwollen zu entwickeln. Dabei geht uns nun die ausschlaggebende Bedeutung der Grundstimmung auf, die in uns lebt: Ist sie froher Glaube an den Sieg der Güte, so ist sie auch willige Selbstaufgabe beim Anblick der inneren und äußeren Not anderer. Das drückt aber Raabe nie als Forderung aus — dann wäre er für die Schule entbehrlich —, sondern jene Stimmung strömt notwendig in den Leser ein, denn Gedankengang, Empfindung und ihre Formung vereinen sich überall zu jener bezwingenden Macht, die noch immer des Sieges sicher war; ist sie doch nichts anderes als das Ergebnis einer Erfassung des Lebenssinnes. Nicht Wünsche, Hoffnungen, Gedanken, Gefühle allein werden in uns erregt, sondern jener Kern unserer Persönlichkeit, in dem die Sehnsucht nach Vereinigung mit dem Ganzen lebt, m. a. W. das menschliche Einheitsbedürfnis: wer es versteht, jene Spannung, die von der Schwierigkeit und Notwendigkeit, das Einzelne und Allgemeine zu vereinigen, im dunkelen oder hellen Bewußtsein erzeugt wird, zu voller Anschauung zu bringen und wiederum aufzulösen, der erfüllt das wichtigste Amt des Menschenerziehers, der baut an der inneren und äußeren Kraft unseres Volkes. Raabe in ganz besonderer Weise, denn er ist der einzige der neueren Dichter, der die überströmende Güte sichert durch ihre notwendige Verknüpfung mit den anderen Mächten in uns und weiter mit der Eigenart unseres Volkes. Weshalb wir eigentlich deutsch sind, weiß er anders als Fichte, tiefer und klarer, zu erfassen. Güte ist Gut der Menschheit, aber die deutsche Güte ist noch etwas anderes: sie regt und betätigt sich mit jener Innigkeit, jenem Herzenston, der den anderen überwindet, weil er gestärkt ist durch die deutsche Sachlichkeit und die deutsche Freiheit. Überall, wo es sich darum handelt, andere zu fördern, geht die Überlegenheit des Helfenden unter im völligen Verstehen des Bedürftigen. Raabe erzieht uns zu jener Menschenkenntnis, die für jede Gabe den Dank und Erfolg sicherstellt, weil der Beschenkte spürt, daß auch er, gerade er, für die Gemeinschaft Werte zu vergeben hat. So wird seine Freiheit und Selbstbehauptung gerettet und zur Tätigkeit entfaltet. Wir sehen, Raabe lüftet den Schleier

1) Daß hier der Kern der Zukunftsarbeit ruht, betont auch Siebourg in seiner tiefdringenden Schrift „Die innere Weiterbildung unserer höheren Schulen", Leipzig 1917, S. 30 im Zusammenhang mit Bumms Rektoratsrede (1916), die von der „notwendigen Bindung des Lebens durch höhere Ziele" spricht. S. 20 steht ein Wort Dannemanns, sein Ziel sei vor allem, die Schüler zu einer „rechten Ehrfurcht vor der Natur und den Gesetzen der Schöpfung" zu bringen. Nun, an der Hand Raabes werden sie sich in ehrfürchtiger Inbrunst beugen vor der Größe menschlicher Güte. Er bringt also zu der mehr passiven Ehrfurcht vor der Natur die aktive.

von jenen verborgenen Beziehungen, die eine erfolgreiche Gemeinschaftsarbeit erst ermöglichen. Ja, er hat sie vielleicht als erster in voller Deutlichkeit gesehen, jedenfalls gibt es keinen zweiten Dichter, der uns die Erkenntnis ihrer einzigartigen Bedeutung so unwiderstehlich aufdrängte. Wirkliche seelische Berührung zwischen Lehrer und Schüler, die Herbeiführung jener fruchtreichen Stimmung, die das Ich im anderen wiedererkennt, und in ihrem Schoße gemeinsame Erfassung jener bildenden Kräfte, deren Verkümmerung uns einsam und unfroh macht, deren Wachstum uns aber in den freudigen Dienst unseres Volkes stellt, das ermöglicht die Einführung Raabes in die höhere Schule.[1])

Wenden wir uns zu den praktischen Fragen! Daß die Behandlung Raabes nicht auf den deutschen Unterricht beschränkt werden kann, wird der Leser schon nach seiner soeben geschilderten Eigenart annehmen. M. E. gehört der Dichter auch in die Geschichte und in die philosophische Propädeutik.

Raabe in der Geschichtsstunde.

Weil Raabe so sorglich darauf bedacht ist, alle Lebensbeziehungen aufzusuchen, die für die Gestaltung seiner Weltanschauung in Betracht kommen, bringt er eine überreiche Fülle an geschichtlichen Einzelheiten. Sein Künstlertum weiß sie zu packenden Bildern zu vereinen, und seine kernig-innige deutsche Art geht bald als mächtig flutender Strom hindurch, bald leuchtet sie auf als traulicher Heimatzauber. Zugleich ist er ein echter Historiker. So hat ihn der beste Raabekenner, sein Freund W. Brandes, gezeichnet.[2]) Nur einige Hauptgedanken des gehaltvollen Aufsatzes mögen hier kurz wiederholt werden. Raabe besitzt den echten „divinatorischen Blick", wie die verblüffende, 1862 ausgesprochene Prophezeiung über Japans Entwicklung zum „England des Stillen Ozeans" und die schon 1871 lebendige Ahnung von deutscher Weltmacht genugsam offenbaren.[3]) Weiterhin befähigen ihn „gründliche Studien", überall „das Besondere der Zeiten zu gewinnen", und endlich weiß er in dem Leser seiner geschichtlichen Erzählungen „einen tieferen und höheren Sinn für Zeit oder Ewigkeit" zu erwecken. — Nach allem ist ohne weiteres ersichtlich, wie sehr Raabe zur Belebung des Geschichtsunterrichts beitragen kann, als Förderer des Verständnisses und als Mahner der Vaterlandsliebe. Wie reich seine geschichtliche Ader fließt, hat Graumanns übersichtliche Zusammenstellung[4]) auch dem Nichtkenner gezeigt, so daß ich mir entsprechende Hinweise sparen kann. Die Einordnung in die einzelnen Klassen wird sich für den Fachmann leicht ergeben, nur einige Beispiele mögen meine Meinung verdeutlichen. Schon in der U III könnte die lebendige

1) So wird Raabe zu einem der besten Mittel, die Mahnungen Siebourgs zu verwirklichen. Man vgl. in der obengenannten Schrift S. 27: Der Unterricht soll „die Saiten der Seele des Schülers zum Mitschwingen" bringen, und S. 31: „Den Lehrern soll ihre Unterrichtsarbeit immer wieder zum Erlebnis" werden.

2) Im Braunschweigischen Magazin 1911, 9.

3) Bemerkt sei noch, daß auch der Weltkrieg bei Raabe in prophetischen Worten anklingt. Sie sind zusammengestellt von W. Brandes in den „Mitteilungen für die Gesellschaft der Freunde W. Raabes", 1914, Nr. 3.

4) Bilder aus der deutschen Vergangenheit. Aus den Prosawerken W. Raabes gesammelt von Otto Graumann, in den „Nachrichten über das herzogliche Lehrerseminar zu Braunschweig", 1913, Ostern.

Schilderung von der Einwanderung der Sachsen nach Thüringen behandelt werden (in den „Kindern von Finkenrode"), ebenso der anschauliche Überfall Berlins (in „Ein Frühling"), der charakteristisch ist für „Das Verhältnis von Fürst und Hauptstadt" während des Mittelalters. Dagegen werden die Charakterisierung des 16. Jahrhunderts (im „Heiligen Born") und die Schilderungen aus dem Siebenjährigen Kriege (in „Hastenbeck") erst in den Oberklassen gebracht werden können. Hier darf auch nicht der musterhafte Aufsatz über Kleist v. Nollendorf übergangen werden, vor allem nicht wegen seiner ethischen Werte: Kleist war ein „wahrhafter Krieger" und besaß doch die „unendliche Milde des Gemütes", wobei an Walther von der Vogelweides Mahnung zu erinnern wäre. Ich denke mir die Verwertung natürlich so, daß der Lehrer den betreffenden Abschnitt am Schlusse seiner Darlegung vorliest oder vorlesen läßt, nachdem er kurz die notwendigen Erläuterungen gegeben hat. Sie sind nicht zeitraubend, da sie sich — die nötige Vorbereitung vorausgesetzt — zum großen Teil leicht in den Unterrichtsstoff der Stunde hineinflechten lassen.[1]) Der Lohn wird nicht ausbleiben schon von der einfachen Erwägung aus, daß ein lebendiges Einzelbild besser im Gedächtnis haftet als eine Reihe von Tatsachen oder die Schilderung einer Entwicklung, und weiter, weil gerade die Mächte, die die Geschichte schaffen, nur dann dem Verständnis deutlich gemacht werden können, wenn sie im Denken und Handeln von Personen, in ihren Stimmungen und Schicksalen erscheinen.[2]) Endlich bietet sich so eine bequeme Handhabe, beim Abfragen des Stoffes jedesmal wieder den Kern des Geschehens zu erfassen.

Raabe in der philosophischen Propädeutik.

Zwei Ziele hat die philosophische Propädeutik: Vorurteilsfreie Hinleitung zu einer bejahenden Weltanschauung und Erziehung zu sicherer ethischer Haltung. Daß diese Ziele nicht durch eine wortreiche Entfaltung philosophischer Systeme erreicht werden, wird hier nicht zum erstenmal gesagt. Wohl schon durchweg pflegt man von dem Anschauungskreis der jugendlichen Seele und von praktischen Fragen auszugehen, von hier aus ein Weltbild zu entrollen und Widersprechendes in höheren Grundsätzen aufzulösen. Anerkannte Voraussetzung ist es weiter, daß nur umfängliche Belesenheit und eine selbsterarbeitete Weltanschauung hier Erfolg versprechen. Aber um auf folgerichtigem Wege von Stufe zu Stufe zu schreiten, dazu bedarf es einer Fähigkeit, Begriffe zu verlebendigen und im Reichtum wirklicher Zusammenhänge den festen geistigen Kern zu entdecken, für die wir uns immer wieder nach Mustern umsehen müssen. Auch hier ist Raabe eine unerschöpfliche Fundgrube. Sie spendet freilich ihre Schätze nur dem eifrigen Sucher. Um Raabe mit Erfolg in der philosophischen Propädeutik zu verwerten, ist neben einer genauen Kenntnis seiner Werke eine geordnete Sammlung aller seiner zahlreichen entsprechenden Äußerungen und

1) Sie können sich auf geringfügige Erinnerungen beschränken oder ganz fortfallen, wo es angängig ist, die deutsche Lektüre mit Rücksicht auf den gleichzeitigen Geschichtsunterricht auszuwählen, wie Deckelmann (in seiner Schrift „Deutsche Privatlektüre", Berlin 1917, S. 32) allgemein vorschlägt. Für Raabe würde das nach Maßgabe der weiter unten aufgestellten Liste vor allem in U I möglich sein.

2) Ähnlich äußert sich Deckelmann in der eben genannten Schrift, S. 32: „Die Dichtung gibt dem Schüler, was der einzelne bei aller Erhebung zu dem großen Ganzen nicht findet, als Einzelpersönlichkeit aber wissen will, was der Einzelpersönlichkeit jenes gewaltige Geschehen gewesen ist, sie zeigt ihm, wie der Einzelmensch in diesem Werden mitgewirkt hat."

Betrachtungen vonnöten. Erst dann ergibt sich sein vorbildliches systematisches Denken und seine Sorgsamkeit in der Herausgestaltung der Begriffe.[1])

Wie Raabe vom Pessimismus zum Optimismus kommt, wie er der Schicksalstücke den süßen Kern der Welt gegenüberstellt, das ist z. B. eine Frage, die wir getrost in den Mittelpunkt einer über mehrere Stunden sich ausdehnenden Betrachtung rücken können. Es empfiehlt sich, an seiner Hand Grenzfälle einander gegenüberzustellen, dann fortzuschreiten zur Erkenntnis der die Entwicklung fördernden Mächte und schließlich aus unserem Bedürfnis und praktischem Verhalten eine neue Ansicht geboren werden zu lassen. Das Material wird uns auf diesem Wege nirgends fehlen. In den verschiedenen Individualitäten seiner Werke breitet es sich lockend vor uns aus. Besonders wertvoll erscheint es mir, etwa die geistige Entwicklung von Hans Unwirrsch (im „Hungerpastor"), vom Notar Hahnenberg (in den „Drei Federn"), von Frau Claudine (in „Abu Telfan") oder endlich von Just Everstein (in den „Alten Nestern") mit den Schülern zu betrachten. Ohne weiteres wird sich da die Gelegenheit ergeben, die verschiedensten Möglichkeiten im Verhalten des Menschen zum Menschen und zur Welt zu beleuchten und aus ihnen eine festbestimmte Anschauung zu entnehmen.[2]) Weil Raabe die Einwirkung der Anschauung auf das Schicksal und umgekehrt bis in die feinsten Konsequenzen deutlich macht, werden den Schülern die zugrunde liegenden Begriffe zu lebensvollen Organismen mit vertrauten Gesichtern. So werden sie auch mehr Ehrfurcht vor der Frage, was es heißt, ein Mensch zu sein, gewinnen, als wenn diese ihnen in der Verkleidung eines abstrakten Systems entgegentritt. Wenn die Schüler das betreffende Buch gelesen und den Text vor sich haben, ist es nicht schwer, an der Hand von Fragen die Ansichten der Schüler über die eine oder die andere Lebensanschauung hervorzuholen und sie dann aus dem Raabeschen Reichtum heraus zu kritisieren oder zu festigen. Daß der deutsche Unterricht mit dem philosophischen möglichst Hand in Hand gehen muß, damit dort Erarbeitetes hier von einem höheren Gesichtspunkt aus betrachtet werden kann, ist ohne weiteres klar. Auch wo die beiden Fächer nicht in einer Hand liegen, wird sich eine solche Verknüpfung ermöglichen lassen. Weitere Vorschläge für die methodische Behandlung von Weltanschauungsfragen zu machen, kann nicht meine Absicht sein, weil gerade hier die Persönlichkeit letztlich alles tut. Es genüge dem Leser zu wissen, wie es gemeint ist.

Handelt es sich lediglich um ethische Fragen, so kann man an der Hand Raabes die betreffenden Begriffe viel leichter und plastischer herausgestalten als durch selbstgefundene oder aus anderen Dichtern zusammengesuchte Beispiele. Faßt man seine Charaktere unter dem Gesichtspunkt ihres Verhältnisses zur Freiheit auf, so legt sich ihr Innenleben bequem und rasch auseinander. Es drängen sich überall praktische

1) Die Weltanschauung Raabes habe ich darzustellen versucht in dem Osterprogramm des Eutiner Gymnasiums (1914): „Wilhelm Raabe als Förderer persönlichen Lebens". Außerdem habe ich Fragen der Raabeschen Ethik behandelt in den oben genannten „Mitteilungen", und zwar 1917, Nr. 1—4 und 1918, Nr. 2—4. Da diese Untersuchungen die Billigung der maßgebenden Forscher gefunden haben, darf ich hier darauf verweisen. Eine vollständige Darstellung der Ethik Raabes hoffe ich in absehbarer Zeit vorlegen zu können.

2) Die Verwirklichung dieser Forderung zeigt ausführlicher am Hungerpastor v. Brockdorf in der „Zeitschrift für pädagogische Psychologie" XVII, 4. April 1916.

Situationen heran, die sich leicht in einer übersichtlichen Gliederung ordnen lassen und uns den allein erfolgreichen Weg vom einzelnen zum allgemeinen — dem Begriff der Freiheit — gehen heißen. Klärende Verbindungen entnehmen wir den überaus zahlreichen, in die Handlung eingestreuten Reflexionen. Zuerst beweisen wir etwa die Notwendigkeit und Natürlichkeit der Freiheit aus der Natur, der persönlichen Erfahrung und auf rein logische Weise. Dann stellen wir die äußeren und inneren Hemmungen zusammen, die wir beim Kampf um die Freiheit zu überwinden haben. Die Sammlung wird kaum irgendeine Lücke aufzuweisen haben. Vergessen werden darf natürlich nicht eine Auseinandersetzung über die Macht der Anlage. Man mißt natürlich die metaphysischen Dunkelheiten an der schlichten Erfahrung, damit die ethische Freiheit klar heraustritt: die Art und Weise, wie Raabe Schopenhauer ergänzt, ist von bezwingender Einfachheit und Wahrheit. Dann wendet man sich zu den verschiedenen Mitteln, die wir besitzen, um die Freiheit zu gewinnen. Sie erscheinen vor allem als Selbstachtung, Selbsttat und Selbstironie, deren begriffliche Bestimmung natürlich wiederum aus zahlreichen, von Grenzfällen umspannten, lebensvollen Einzelbeispielen erwachsen muß. So wird die Freiheit zugleich deutlich als Kern und Krone der Ethik erkannt. Endlich erscheint das erreichte Ziel, der freie Mensch, in verschiedenen Urbildern, man denke an Fritz Wolf, Fabian, Frau Claudine, Just Everstein! Sie eröffnen einen wertvollen Einblick in den Kern des persönlichen Lebens. Er ist bestimmt durch das Machtverhältnis zwischen Gefühl und Wille. Entweder überwiegt der eine der beiden Faktoren oder sie stehen im Gleichgewicht. Im letzten Fall haben wir das Ideal, während die beiden anderen Urbilder ihm nahe kommen. Raabe spricht hier vom „guten" und vom „eisernen Willen". Aus dem allem läßt sich dann eine genaue Begriffsbestimmung der Freiheit gewinnen, sie erscheint als äußere und innere Freiheit, und diese wiederum stellt eine Vertiefung der Schillerschen Definition dar. Hütet man sich bei solchen Übungen, das poetische Gewand zu zerstören, so wird man einem kräftigen Antrieb zur Mitarbeit bei den Schülern begegnen, dessen Erzeugung gerade bei derartigen Betrachtungen erfahrungsgemäß schwierig ist. Fruchtbare Einwirkungen auf die Gestaltung entsprechender deutscher Aufsätze liegen auf der Hand.

Auf andere wertvolle Teilungen und Abgrenzungen ethischer Begriffe kann hier nur hingewiesen werden: So kommt Raabe im Zusammenhang mit der Darstellung gelassener Menschen, die ja in seinen Werken sehr zahlreich sind, zur Sonderung dieses Begriffes vom Staunen und von der Selbstbehauptung, und weiter zu einer Unterscheidung des berechtigten Ärgers von dem unberechtigten. Die Sachlichkeit zeigt sich in unserem Verhältnis zu den Dingen, den Menschen und zu uns selbst (Selbsterkenntnis). Den Egoismus teilt er in den materialen und geistigen, und diesen wieder in den geistigen Egoismus im engeren Sinne, den praktischen und den sittlichen, m. a. W. wir lernen verkannte Genies, Männer der Tat und Tartüffes kennen. Überall läßt sich die induktive Methode mit Leichtigkeit durchführen.

Raabe im deutschen Unterricht.

Seitdem die Forderung laut wurde, die neuere deutsche Literatur im Unterricht eingehender zu behandeln, ist die Frage, wie sie bei der beschränkten Lehrzeit zu ihrem Recht kommen soll, noch nicht gelöst. Vielfach riet man zu dem Ausweg,

den Eindringling ganz der „Privatlektüre" zu überlassen; man meinte damit häusliche Lektüre der Schüler und ihre kurze Besprechung in der Klasse oder auch die Verwertung des Erlesenen in freien Vorträgen. Es bedarf kaum des Hinweises, daß gerade bei den Raabeschen Dichtungen diese Methode unmöglich angewandt werden kann. Gewiß werden leicht faßbare Werke immer noch auf diesem Wege geeignet zur Anschauung gebracht werden können, aber nicht Dichtungen, die eine tiefgründige Lebensanschauung in Entwicklung und Abschluß zeigen. Sprengel nennt daher jenen Vorschlag mit Recht ein „ganz unsinniges Gerede".[1]) Die fortschreitende Vertiefung des deutschen Unterrichts hat nun aber dem Begriff Privatlektüre einen anderen Inhalt gegeben. Deckelmann unterscheidet[2]) „in freier Anlehnung an Harkensee" drei Arten in der unterrichtlichen Behandlung der deutschen Dichtung. Sie stufen sich ab von einer ins einzelne gehenden zu einer immer mehr zusammenfassenden Behandlung. Danach formuliert er: „Jedenfalls besteht oft nur insofern noch ein Unterschied zwischen Klassen- und Privatlektüre, als die schwierigeren und gehaltvolleren Dichtungen eingehender im Unterricht, einige sogar szenen- bzw. abschnittsweise, zu behandeln sind (Methode 2 oder 1), die leichteren und zumal in oberen Klassen gelesenen nach bestimmten Leitgedanken, aber doch gründlich (Methode 2 oder 3)." Nach dieser Einteilung wäre die geringere Anzahl Raabescher Werke der Privatlektüre, die Mehrzahl der Klassenlektüre zuzuweisen. Keineswegs will ich damit ängstlicher Alleserklärerei das Wort reden. Durchaus stehe ich auf dem von Siebourg und Sprengel vertretenen Standpunkt, daß die Schüler nicht alles und jedes in einem Dichtwerk zu verstehen brauchen, sondern daß die Erzeugung einer ehrfürchtigen Ahnung oft wertvoll genug ist, aber gerade Raabe ist ein Dichter, bei dem eine zu sehr beschnittene Besprechung gefährlich werden kann. Ihn richtig zu lesen lernt sich nicht leicht. Dazu steht zuviel zwischen den Zeilen. Keusch und schüchtern hält er das Feinste und Edelste zurück. Zudem sind seine Erzählungen Mosaikarbeit, und wir würden das ganze kunstreiche Muster zerstören, wenn wir beliebig Gedankengefüge übersprängen. Nicht Ahnungen würden dann in den Schülern erzeugt, sondern verschwommene Anschauungen, die bekannten Quellen der Phrase. Die zweckentsprechende Erklärung einer Raabeschen Dichtung kostet also in der Regel nicht wenig Zeit. Wenn ich deshalb den Wünschen des Germanistenverbandes nach Vermehrung der Deutschstunden beistimme, so soll damit keineswegs das hohe Gewicht der auf Zeitersparnis abzielenden Anregungen Siebourgs[3]) unterschätzt werden. Aber auch ihre Verwirklichung vorausgesetzt, bleibt es m. E. ein unmögliches Unternehmen, die tiefschürfende Geistesarbeit der großen deutschen Dichter, die in der Heranziehung und Durchdringung alter und neuer, fremder und deutscher Gedanken sich nicht genug tun können, in drei Wochenstunden so unterzubringen, daß wichtige Gedankengänge nicht im Schatten bleiben und nicht häufig Kosthäppchen statt nahrhafter Speise gereicht werden. Man möge in diesen

---

1) In der Schrift „Die neuere deutsche Dichtung in der Schule", Frankfurt am Main 1911, S. 86.

2) In der genannten Schrift S. 15f. Dort sind die Methoden genau beschrieben. Schon hier sei bemerkt, daß natürlich das Klassenlesen der ganzen Dichtung lediglich für die Mittelklassen in Betracht kommt.

3) a. a. O. S. 52ff.

Äußerungen nicht die Erneuerung des gewiß häßlichen Marktens um die Stundenzahl sehen, sondern vor allem den Herzenswunsch, die zahlreichen Raabeschen Werke dem jungen Geschlecht, das unsere Zukunft ist, so recht nahezubringen. Ich meine damit nicht den ganzen Raabe. Weil seine Werke immer den Kern der Dinge berühren wollen, sind manche für die Jugend nicht geeignet. Und ebenso wichtig wie die sorgfältige Auswahl ist die richtige Einordnung in die einzelnen Klassen und die methodische Behandlung. Da ich mich seit vielen Jahren mit Raabe beschäftige, glaube ich mich mit den bisherigen Ansichten auseinandersetzen und einige Vorschläge machen zu dürfen.

Im Jahre 1912 hat die Raabegesellschaft versucht, einen Kanon solcher Schriften Raabes aufzustellen, die für die Jugend vom 14. Jahre an geeignet seien. Der Versuch ist leider nicht zu Ende geführt, doch ist aus dem handschriftlichen Material, das mir von Prof. Hans Martin Schultz freundlicherweise zur Verfügung gestellt wurde, zu erkennen, daß nach Berücksichtigung der Kritik Heinrich Spieros[1]) zuletzt folgende, die Schriften nach der Leseschwierigkeit ordnende Liste vorlag:

I. Die schwarze Galeere. Else von der Tanne. Im Siegeskranze. II. Der Junker von Denow. Das letzte Recht. Die Hämelschen Kinder. Höxter und Corvey. Sankt Thomas. Der Marsch nach Hause. Der Weg zum Lachen. III. Lorenz Scheibenhart. Der Student von Wittenberg. Die alte Universität. Des Reiches Krone. Unseres Herrgotts Kanzlei. Die Leute aus dem Walde. Das Odfeld. Horacker.

Abgesehen davon, daß ich Else von der Tanne in die dritte Gruppe versetzen möchte, erscheinen auch mir die meisten der genannten Schriften zweckentsprechend. Für die höhere Schule aber kommen m. E. nicht in Betracht: Im Siegeskranze, Das letzte Recht, Der Weg zum Lachen, Der Student von Wittenberg, Die alte Universität und Horacker. Von den übrigen Werken Raabes gehören, glaube ich, nicht in den deutschen Unterricht:

Gedelöcke, Die Gänse von Bützow, Gutmanns Reisen, Der Lar, Villa Schönow, Pfisters Mühle, Unruhige Gäste, Das Horn von Wanza, Wunnigel, der Dräumling, Prinzessin Fisch, Eine Grabrede aus dem Jahre 1603, Eulenpfingsten, Frau Salome, Die Innerste, Vom alten Proteus, Deutscher Mondschein, Theklas Erbschaft, Aus dem Lebensbuche des Schulmeisters Michel Haas, Wer kann es wenden? Ein Geheimnis und Weihnachtsgeister.

Ausführlich über die Gründe zu sprechen, die mich zu dieser Entscheidung bestimmen, verbietet der für diese Arbeit zur Verfügung stehende Raum. Sicherlich wird man in dieser Frage recht verschiedener Meinung sein, wie manche ähnlichen Fälle beweisen, und eine entsprechende Auseinandersetzung dürfte allerlei fruchtbringende Ergebnisse zeitigen. Nur im allgemeinen möchte ich darauf hinweisen, daß manche dieser Schriften über die Fassungskraft unserer Primaner hinausgehen, da sie eine völlige Lebensreife und eine große Verfeinerung des ästhetischen Empfindens voraussetzen, man denke nur an den unübertrefflichen Horacker, Frau Salome, Die unruhigen Gäste und die Geschichte vom alten Proteus! Hier liegt das Problem ja so, daß es erst voll verständlich wird, wenn unsere Lebensgestaltung recht in die Breite und Tiefe gewachsen ist, so daß wir ohne weiteres jede Individualität in ihrem Zusammenhang mit den Grundbestimmtheiten menschlicher Art erkennen und verstehen. Was dem Werdenden als sonderbar und ausgeklügelt erscheint, das bedeutet oft für den Fortgeschrittenen die zuverlässige Beleuchtung einer Seite

1) Spiero wandte sich gegen die Aufnahme der „Innerste" und sprach sich für den „Weg zum Lachen" aus.

des Daseins, die bisher spärlich erhellt war. In allen diesen Fällen muß das Leben selbst den Unterbau für das Verständnis schaffen oder besser ihn weiterführen, das Amt und auch die Macht der Schule ist hier zu Ende.[1]) Andere der fraglichen Werke erfordern zuviel Erklärungen, oder sie ragen durch Form und Inhalt nicht so außergewöhnlich hervor, daß nicht auf ihre Behandlung verzichtet werden könnte. Da würden wichtigere Stoffe zu kurz kommen. Die wundervollen humoristischen Erzählungen mögen reifere Schüler zu Hause lesen. Packt sie der Stoff, so werden sie den Weg zu ihrem Lehrer zu finden wissen, um sich dunkel gebliebene Zusammenhänge erklären zu lassen.

Eine Einordnung Raabescher Werke in die einzelnen Klassen nehmen Sprengel und Deckelmann in den genannten Schriften vor. Nach Sprengel soll in der U III neben der Schwarzen Galeere Else von der Tanne gelesen werden. Deckelmann schlägt für U III außer der Schwarzen Galeere vor: die Hämelschen Kinder, den Junker von Denow und St. Thomas; für O III: Lorenz Scheibenhart, Else von der Tanne, Das letzte Recht, Höxter und Corvey, Hastenbeck, Das Odfeld, Die Innerste, Die Gänse von Bützow und Im Siegeskranze. Demgegenüber wurde in den „Mitteilungen“[2]) mit Recht betont, daß z. B. Höxter und Corvey, Hastenbeck, Das Odfeld und Die Gänse von Bützow für 14—15jährige Obertertianer verfrüht seien. Daß auch Else von der Tanne für dieses Alter nicht verständlich ist, erwähnte ich bereits. Man braucht nur Adlers feinsinnige Analyse dieser Dichtung oder Gerbers gehaltvolle Betrachtungen über die in Rede stehenden Schriften zu lesen, um zu erkennen, daß man im Sinne jener Vorschläge auch Dramen von Schiller und Goethe mit Tertianern besprechen könnte![3]) U II und U I müssen nach Deckelmann Raabescher Schriften entraten, die O II soll sich mit den bereits in U III behandelten geschichtlichen Erzählungen begnügen, der O I endlich sind außer dem Hungerpastor nur Im Siegeskranze, Die Chronik der Sperlingsgasse, Eulenpfingsten und Deutscher Adel zugeteilt. Die Anordnung erklärt sich aus dem Bestreben, auf Grund der neuen Lehrpläne die Lektüre in die engste Verknüpfung mit dem anderen Unterrichtsstoff zu bringen. Aber gerade bei dieser Erwägung fallen die Lücken in U I auf![4]) Sicherlich werden wir Deckelmann darin beistimmen, daß in der Behandlung der Literaturgeschichte der geschichtliche Gang möglichst eingehalten werden muß, aber da er zum Zwecke der inneren Verknüpfung doch wiederholt davon abweicht, so ist nicht einzusehen, warum das nicht häufiger geschehen soll. Dehnen wir den Begriff der inneren Verknüpfung ein wenig, und das wird für den guten Raabekenner nicht schwer sein, so lassen sich eine ganze Menge Beziehungen zwischen dem neuen Lehrstoff und anderen Raabeschen Dichtungen herstellen. Jedenfalls ist es bedenklich, nur deshalb den Schülern wertvolle Dichtungen vorzuenthalten, weil sonst ihr Urteil über den Gang der literarischen Entwicklung getrübt werden könnte. Überdies läßt sich die Gefahr wohl durch einigermaßen geschickte Aufklärungen vermeiden. Sprengel ist der Meinung, daß die „Raabenweisheit“[5]) in ihrer „ausge-

1) Man vgl. den Ausspruch Max Adlers in „W. Raabes Else von der Tanne“, Beilage zum Jahresbericht der Lateinischen Hauptschule in den Franckeschen Stiftungen zu Halle a. S., Ostern 1904, S. 18: „Ich wünschte von Herzensgrund, die Primaner wären alle für Raabe reif!“ 2) 1917, Nr. 3 und 4.

3) Entsprechende Schulausgaben können jene Wünsche nur dann zum Ziele führen, wenn sie den feinen Raabeschen Organismen nicht das Lebensblut entziehen.

4) Die „Mitteilungen“ weisen besonders auf die vollendetste Raabesche Historie „Des Reiches Krone“ hin.

5) Der Titel einer Sammlung von Hans v. Wolzogen. 2. Aufl. Berlin 1911.

sprochensten Form für die Jugend nicht geeignet ist"[1]), doch hält er es für notwendig, sie mit diesem „tiefgründigen Sinner und Gestalter" wenigstens durch eins seiner großen Werke bekannt zu machen. Als Einführung soll den Primanern die Novelle „Zum wilden Mann" dienen, außerdem empfiehlt Sprengel den „Hungerpastor" und ganz besonders die „Alten Nester", läßt aber den Weg frei, auch andere Werke zur Einführung heranzuziehen unter dem Hinweis, daß „besonders wertvoll für die erziehlichen Zwecke des deutschen Unterrichts solche seiner späteren Werke seien, wo der pessimistische Zug zurücktritt und der Kampf mit dem Leben zu dessen Überwindung führt". Abgesehen von der allzu genügsamen Einleitung fällt zweierlei an diesen Vorschlägen auf: Einmal zeigt gerade die zur Einführung empfohlene Novelle einen stark pessimistischen Zug, der es dem Anfänger schwer macht, Raabe lieb zu gewinnen, und sodann stammt gar manches der „nicht geeigneten" Raabenweisheit aus den Alten Nestern. Gerade diese aber eignen sich nach dem Urteil eines der ersten Raabekenner (Hans Martin Schultz)[2]) am besten, um das Herz unserer Primaner erstmalig für den Dichter zu begeistern.

Im Anschluß an diese Kritik lege ich folgenden Plan dem Urteil der Fachgenossen vor:

O III.

Einzelne Abschnitte aus der Chronik der Sperlingsgasse, aus dem Hungerpastor und den Leuten aus dem Walde.

U II.

1. Die schwarze Galeere. 2. St. Thomas. 3. Die Hämelschen Kinder. 4. Der Junker von Denow. 5. Lorenz Scheibenhart (in Auswahl!). Ordnung nach der Leseschwierigkeit.

O II.

1. Fabian und Sebastian. 2. Unseres Herrgotts Kanzlei. 3. Der heilige Born. 4. Der Marsch nach Hause. 5. Die Leute aus dem Walde. Gelegentlich: Keltische Knochen (in Auswahl). Auch hier entspricht die Ordnung der Leseschwierigkeit, allerdings hat der „Marsch nach Hause" mit Rücksicht auf den Gang der Geschichte seinen Platz gefunden. — Erst in O II kann es sich um eine wirkliche Erfassung Raabescher Hauptgedanken handeln, und da gehört Fabian und Sebastian an die erste Stelle. Ich finde diese Ansicht bestätigt in dem tiefgreifenden Vortrag Olga Spieros, dessen Handschrift mir die Verfasserin in liebenswürdigster Weise zur Verfügung stellte. Dort heißt es: „Ganz selten werden wir so sicher bei der Hand genommen und so direkt ohne Umwege zum Ziele geführt wie in Fabian und Sebastian. Darum eignet sich auch dieses Buch besonders gut für Anfänger, die sich erst in Raabe hineinlesen wollen."

U I.

1. Der Hungerpastor. 2. Else von der Tanne. 3. Höxter und Corvey. 4. Hastenbeck. 5. Nach dem großen Kriege. 6. Die Kinder von Finkenrode. 7. Christoph Pechlen.

Hier sind die meines Erachtens unentbehrlichen Erzählungen (1 und 2) vorangestellt. Es folgen geschichtliche Erzählungen in zeitlicher Ordnung, dann die Kinder von Finkenrode, die den Gedanken des echten Hungers von neuen Seiten beleuchten, endlich eine rein humoristische Erzählung, die aber als Ergänzung gerade hier bedeutsam ist, da sie die Wucht der Gegnerschaft deutlich macht.

O I.

I. 1. Alte Nester. 2. Ein Frühling. 3. Im alten Eisen. 4. Kloster Lugau. II. 1. Abu Telfan. 2. Der Schüdderump. 3. Einer aus der Menge. 4. Holunderblüte. III. Die Chronik der Sperlingsgasse. IV. 1. Drei Federn. 2. Deutscher Adel. 3. Das Odfeld. 4. Lorenz Scheibenhart. 5. Meister Autor. 6. Stopfkuchen. V. 1. Die Akten des Vogelsangs. 2. Des Reiches Krone. 3. Altershausen.

---

1) a. a. O. S. 81ff.

2) Vgl. „Mitteilungen" 1913, Nr. 1.

In O I handelt es sich um ein Eindringen in das innere Gefüge der Raabeschen Gedankenwelt. Wenn ich die Alten Nester in den Anfang stelle, so folge ich damit einer mehrfach ausgesprochenen Ansicht. Die Handlung ist übersichtlich und zeigt doch deutlich genug die Eigenart der Raabeschen Verwicklungen, um hier als Einführung geeignet zu sein. Ferner sind die jugendfrohe Stimmung des ersten Teiles und die vorbildliche Entwicklung von Just Everstein sicherlich imstande, Begeisterung zu erwecken. Es ist, als hätten wir hier das feste Rückgrat der Raabeschen Lebensansicht vor uns. Eine mächtige Zuversicht strahlt überall hervor, und das ist eine Stimmung, die dem Ernst der beiden folgenden Erzählungen gewachsen ist. Hier tritt ja die Schuld in verschiedener Gestalt in den Vordergrund. Aber noch nicht herrscht hier der schwere Verzicht, der den Optimismus der Alten Nester wieder begraben könnte, sondern die Macht der sonnigen Güte triumphiert. Diese beiden Erzählungen gehören auch deshalb in den Anfang, weil sie die gleiche Klarheit im Gang der Handlung wie die Alten Nester besitzen. Da sie auch allerlei bunten Wechsel, bald Anheimelndes, bald Abenteuerliches bringen, ergänzen sie in willkommener Weise den trotz allen Frohsinns schlichten Charakter der ersten Dichtung. Kloster Lugau zeigt feinere seelische Probleme, eingebettet in die fröhliche Gelassenheit eines überlegenen Betrachters. So zieht es uns mächtig hinein in die Feinheiten der Raabeschen Gedankenwelt und läßt gern erworbenes, helles Verständnis zurück. Nun sind wir genug gewappnet, um die düstere Tragik und tiefschürfende Seelenkunde der folgenden Gruppe (II) zu ertragen, zumal die Einleitung des Abu Telfan unsere lebhafteste Spannung beansprucht. Diese Gruppe bildet gewissermaßen den Gegenpol der ersten: dort siegreicher Optimismus, hier schwerer Pessimismus, dort Gewinn der äußeren und inneren Freiheit, hier nur der inneren. Deshalb ist es angebracht, in der Chronik der Sperlingsgasse (III) sich wieder des charakter indelebilis unseres Dichters zu vergewissern. Außerdem enthält die Chronik bekanntlich die Ansätze zu den später verfaßten Erzählungen fast vollständig, so daß wir jetzt auf das Bekannte zurück- und das Unbekannte vorwärtsblicken können. Dürfen wir Raabes ganzes Schaffen als Ringen um die Freiheit bezeichnen, so verdient die folgende Gruppe (IV) diese Überschrift in erster Linie. Sie steigt von vier einfacheren zu zwei schwierigeren Dichtungen auf. Immer wieder verschieden sind die inneren und äußeren Hemmnisse gestaltet, die den Kampf um die Freiheit erschweren. Liegt in der zweiten Gruppe das Hauptgewicht im großen ganzen auf den Umständen, so gleitet es hier mehr auf die seelische Organisation hinüber, m. a. W. dem mehr passiven Erleben tritt das aktive Verarbeiten gegenüber. Dabei stehen Das Odfeld und Lorenz Scheibenhart in besonders deutlichem Gegensatz: beide behandeln die Frage des Sichdurchringens einer wertvollen Persönlichkeit unter kriegerischen Umständen und geben eine verschiedene Antwort. Dem mitten im Unglück zu lichter Tapferkeit hinaufwachsenden schüchternen Magister steht der im Abendfrieden sein bescheidenes Glück genießende wettergehärtete Soldat gegenüber. Ähnlich ist das Verhältnis zwischen Meister Autor und Stopfkuchen: dort sinken in jähem Zug für den schlichten Beschauer und den lebensmutigen Dränger die Gärten dieser Welt ins Verderben, aber der stille Garten des Gemütes blüht weiter. Hier baut sich gelassen gesammelte Stärke für Leib und Seele ihr sonniges Paradies. Die letzte Gruppe (V) endlich enthält zuerst die schwierigste Fassung der Frage: Zwei starke freiheitsdurstige Individualitäten ringen miteinander, eine Situation, die gestattet, das innerste Gewebe der Seele freizulegen, zwar mit Notwendigkeit die Handelnden zur Resignation führt, aber durch die Aufdeckung ihrer Fehler den Weg nach oben freilegt. Deshalb schließt sich hier praktisch der Triumphgesang der Liebe an, wie wir die herrlichste Dichtung

Raabes, Des Reiches Krone, wohl nennen können. Die abrundende Ergänzung gibt dann Altershausen, wo der Dichter in stiller Selbstgewißheit zurückblickt und kein anderes Ergebnis zu finden weiß als das Vertrauen auf die unüberwindliche Macht der Liebe. Ich bin mir natürlich bewußt, daß ich nur einen spärlichen Schimmer von Raabes Eigenart hier aufleuchten lassen, von den zahlreichen, fein verzweigten inneren Beziehungen nur wenige wesentliche hervorkehren konnte. Aber sie dürften vielleicht genügen, um eine gewisse Folgerichtigkeit zu erkennen, die das Eindringen in Raabes Gedankenwelt zu erleichtern vermag.

Niemand wird mich dahin mißverstehen, daß ich für die unterrichtliche Behandlung sämtlicher genannter Schriften eintrete. Es wäre freilich das Ideal, unsere Schüler so mit Raabe-Gedanken zu sättigen, daß ihrer Lebensgestaltung von vornherein wertvolle Sicherungen erwüchsen. Aber da dies praktisch unmöglich ist, müssen wir uns mit bescheidener Auswahl begnügen. Immerhin halte ich für möglich, z. B. in der O I neben der Chronik aus jeder der vier übrigen Gruppen ein Werk im Laufe des Schuljahres in der Klasse zu behandeln.

Mit einigen Worten möchte ich auch auf Raabes Lyrik eingehen, da die Perlen, die sich in ihr finden, unserer Jugend nicht fremd bleiben dürfen. Für U II empfehle ich „Des Türmers Töchterlein" und das Lied „Ans Werk, ans Werk!" Beide verlebendigen Stimmungen zur Zeit der Freiheitskriege mit unerreichter Künstlerschaft. In U I könnten gelesen werden: „Ein stilles Fleckchen" und „Den Tod hab ich gesehen", zwei Gedichte, in denen das Herz der Gegenwart schlägt. In O I mag man zum Vergleich mit Goethe heranziehen: „Ein wilder Sturm", „Vorüber" und „Wenn über stiller Heide". Zur Einführung in Raabes dichterische Absichten eignen sich „Wunsch und Vorsatz" und das aus dem Hungerpastor stammende Gedicht „Beruhigung".

Sehr erschwert wird die unterrichtliche Behandlung Raabes durch den Mangel an Schulausgaben. Abgesehen von der kürzlich herausgebrachten billigen Raabebücherei des Klemmschen Verlages haben nur wenige Werke Raabes Bearbeiter gefunden. Die billigen Ausgaben sind in der Deckelmannschen Schrift zum großen Teil aufgeführt, ich stelle noch folgende zusammen[1]): Deutsche Not und deutsches Ringen (Braunschweig, Hafferburg), ein Sammelband, der aus Unseres Herrgotts Kanzlei, Else von der Tanne und der Chronik der Sperlingsgasse je einen Abschnitt enthält. Else von der Tanne ist außerdem vollständig bei Velhagen und Klasing erschienen. Weiter: Lorenz Scheibenhart (Ehlermann), Der Marsch nach Hause (Deutsche Dichter-Gedächtnis-Stiftung), Die Schwarze Galeere (Wiesbadener Volksbücher) und Frau Salome (Hesse und Becker). Es fehlen vor allem die größeren Erzählungen, so daß ihre Behandlung in stärker besetzten Klassen kaum möglich sein dürfte. Für kleine Klassen könnte die Schule die nötigen Exemplare anschaffen.[2])

(Schluß folgt.)

Der Ursprung des Gedichtes.

Von **Julius Kühn** in Coburg.

Jeder Lehrer des Deutschen fand sich einmal in mißlicher Lage, wenn er ein Stimmungsgedicht in der Schule behandeln wollte. Wer das zarte Gebilde durch Ermittlung des „Aufbaus" veranschaulichen will, dem geht es wie dem Goetheschen Zergliederer seiner Freuden: er hält zuletzt traurige Teile tot in der Hand. Die

1) Die Liste verdanke ich Hans Martin Schultz.
2) Schon von Sprengel vorgeschlagen a. a. O. S. 77.

lebendige Wirkung, auf die es doch allein ankommt, ist unwiederbringlich dahin. Wer sich nur mit Wort- und Sacherklärungen abgibt, schiebt den Schwerpunkt des Gedichtes über seine Grenzen hinaus. Wer das Gedicht auf die Gemüter der Kinder wirken lassen möchte, ohne durch unfreiwillige Plumpheit den Eindruck zu stören, der vermeidet zwar die Kehrseite, aber etwas Wirkliches leistet auch er nicht.

Und doch empfindet jeder wieder und wieder wie eine stille Verpflichtung das Bedürfnis, etwas Eigenes zu dem Gedicht zu geben. Da greift man heute gerne, verführt durch den zünftigen Betrieb, zum lebensgeschichtlichen Beiwerk. Auf den Seminaren der Universitäten wird für jedes Gedicht das ganze Leben eines Dichters auf ausgiebigste Weise herangezogen, wie es in den gleichzeitigen Werken, Briefen, Tagebüchern und Gesprächen sich enthüllt. Wenn alles Quellenmäßige mit bienenhaftem Fleiß zusammengetragen ist, heißt es, im höchsten Gefühl gewissenhaft erfüllter Pflicht: „Aus diesem Erlebnis entstand das Gedicht ..." Wie es entstanden ist, darüber erfährt man nichts. Darüber nachzusinnen, weist man der Kunstphilosophie zu, die man nur als halbe Wissenschaft, als eine mehr oder weniger überflüssige Liebhaberei betrachtet. Dabei kann sich der strenge Literaturforscher auf die eigenen Urteile der behandelten Dichter berufen, die oft genug eingestanden haben, sie wüßten über die Entstehung ihrer Gedichte nichts auszusagen; die Gedichte bildeten sich nach einem geheimen Gesetz, wie alles in der Natur. Inzwischen aber hat es manche Dichter gereizt (früher schon die Romantiker), den Geheimnissen ihres Schaffens nachzugehen. Nicht allein in Briefen und Aufsätzen haben sie ihrer Erkenntnis Ausdruck geliehen, sie haben sogar die Entstehung eines Gedichtes, das Dichten also schlechthin, zum Gegenstand von Gedichten gemacht. Man kann viel daraus lernen. O. J. Bierbaum rührt leise an diesen Vorwurf:

„Ich lag an einem Birkenstamm
Und sah durchs grüne Schleierlicht,
Wie leise eine Wolke schwamm
Im hohen Bau. Und ein Gedicht
Ward in mir. Leise sang mich's ein;
Ich schlief und lebte einen Traum ..."

Aus dem selig-hellen Birken- und Wolkenlicht ist wie süßer Blattduft das Gedicht in die auflauschende Seele geweht — aber es wurde nicht feste, sondern fließende Form: Wandlung und Traum. Wie von außen, so kann das Gedicht auch von innen kommen. Alfred Krüger („Die Seele im Schatten" S. 54) schrieb das Gedicht „Inspiration":

„Aufdämmert rosig ein Gedicht
Halb unbewußt im Innern ..."

Schöner läßt sich die dichterische Eingebung kaum ausdrücken. Es liegt im Wesen der Inspiration, daß man über sie hinaus nicht vordringen kann. So sind alle Versuche des Dichters, dem Ursprung der inneren Eingebung beizukommen, erfolglos, weil sie selber der Ursprung ist. Krüger muß schließlich von seinem Gedicht bekennen: „Ich weiß nicht, wie es zu mir kam / Und mich so ganz erfüllte ..." Ist das Letzte bei Krüger ein Hauch, so ist es bei Karl Roettger („Tage der Fülle" S. 7) ein Klang[1]):

1) Vgl. auch Heine: „Leise zieht durch mein Gemüt / Liebliches Geläute ..."

„Da ward ein Ton ganz leise
Geboren aus dem Nichts,
Der schwebte, daß ihn weise
Die Hand des ersten Lichts
Mit einem zarten Gleiten
Als wie ein Strahl so schlank
Zwischen den Dingen und Zeiten,
Ein wiegender Gesang ...“

Die innere Bewegung des Gefühls ist bei Theodor Däubler die Quelle („Das Nordlicht“, Bd. I, S. 237):

„Namenlos sind meine Lieder,
Sagbar kaum, wie sie entstehn,
Laute tauchen auf und nieder,
Bis sie klar zusammengehn.
Endlich freuen mich die Rhythmen,
Die ein Lied sich ausgewiegt,
Und ich will mich ihnen widmen,
Ihre Stimmung hat gesiegt ...“

Im Takte dieser Urbewegung kommen und ordnen sich im Dichter auch die Gedanken („Nordlicht“ III, 64):

„Aber die Gedanken kreisen
Frei, wie das der Dichter mag,
Und er findet lauter Weisen
Zu des Herzens Rhythmenschlag.“

Das alles bedeutet einen bewußten Schritt zur Ergründung des dichterischen Geheimnisses. Farbe, Klang, Bewegung: das sind bezeichnenderweise die zuletzt wahrnehmbaren Erzeuger des Gedichtes. Eine Literaturforschung, die sich mit solchen dichterischen Bekenntnissen später zu beschäftigen hat, kann an der Frage nach dem Ursprung nicht mehr vorbeigehen.

Das wird dem deutschen Unterricht sehr zugute kommen, der schon jetzt auf diesem Weg langsam vortastet. Ich wenigstens fasse die bekannte „Stimmungsvorbereitung“ eines Gedichtes als den Versuch auf, den Ursprung irgendwie fühlbar zu versinnlichen. Nur bewegen sich die Versuche in falscher Richtung. Wenn der Lehrer den „Inhalt“ eines Stimmungsgedichtes (das keinen Inhalt, sondern einen Gehalt hat) wiederzugeben und auf der Grundlage des dichterischen Ausdrucks auszumalen trachtet, so möchte er den Lebenshauch, der das Gedicht umwittert, nachschaffen. Das kann aber nicht gelingen, solange man aus dem Gedicht als lebendiger Einheit die Seele sozusagen herauspressen will; denn ein Gedicht ist nicht die umhüllende Schale eines darin verborgenen seelischen Kernes — es ist selber Seele; die Seele einer unsichtbaren Hülle — des Stimmungshauches der schöpferischen Stunde.

Wer in die dunkle Welt der Entstehung eindringen will, der kann es nur mit Hilfe desjenigen Gedichtteiles versuchen, der dieser Welt für gewöhnlich am nächsten steht: das ist der Anfang. Während wir den Schluß vor uns entstehen sehen, geradezu miterleben, kommt der Anfang für uns aus dem Nichts. Hier steht die Überschrift, da das erste Wort, die erste Zeile: so beginnt es. Doch nur scheinbar! In Wahrheit begann es anders. Der sichtbare Anfang wurzelt in einem Gefühls- oder Gedankengang, der dem Gedicht vorausging. Die inneren Vorgänge und ihre Entwicklung: die waren **für den Dichter** der Anfang. Die Reihe seiner Empfindungen erwachte an irgendeiner Stelle zum Wort, zur Form: das ist **für uns** der Anfang. Der Anfang ist wie ein Weiser, der in das Gedicht hineinführt. Verlängern wir ihn nach rückwärts und verfolgen wir die so gewonnene Richtung mit der Richtungsnadel unseres Nachgefühls, so kommen wir zur Ursprungsstimmung, in jenen Stimmungshauch, der vor dem Anfang liegt, doch unsichtbar-sichtbar über dem Ganzen schleiert. Aus

der **Voranfangsstimmung** ist das **Gedicht vorzubereiten**. Wer diese Stimmung erfaßt hat und in freiem Vortrag zu gestalten versteht, kann das Gedicht wie eine Blume vor den Blicken der Schüler erblühen lassen. Der schöpferische Vorgang wiederholt sich so im kleinen.

Das scheint bei der unendlichen Menge der Gedichte ein aussichtsloses Unternehmen. Jedoch gibt eine Untersuchung der Anfänge sehr bald die tröstliche Einsicht, daß die Zahl der Anfangsmöglichkeiten nur gering ist, obwohl die Spielarten unerschöpflich sind. Zunächst wird es also darauf ankommen, bestimmte Gruppen zu finden, die über das Wesen der einzelnen Anfangsarten allgemeinen Aufschluß geben. Eine vergleichende Betrachtung der verschiedenen Gruppen wird dann die besonderen Ergebnisse liefern.

I. Am häufigsten ist der schlicht berichtende Eingang, den ich **den erzählenden Anfang** nennen will. „Es stand in alten Zeiten ein Schloß so hoch und hehr" (Uhland); „Zu Aachen in seiner Kaiserpracht"; „Ein treuer Knecht war Fridolin" (Schiller); „Nächtlich am Busento lispeln bei Cosenza dumpfe Lieder" (Platen); „Es fuhr der Herr von Zavelstein" (J. Sturm); „Es ging ein Mann im Syrerland" (Rückert); „Die Mitternacht zog näher schon" (Heine); „Der Türmer, der schaut zu mitten der Nacht" (Goethe) usw. Der Anfang hat hier etwas vom Wesen der Überschrift an sich, er führt den Leser sachgemäß in das Gedicht ein. Wenn der Dichter beginnt, hat er den Verlauf schon bei sich erwogen und in eine bestimmte Ordnung gebracht. Daher wird der erzählende Anfang für solche Gedichte bevorzugt, die eine Handlung enthalten. Ein sachlicher Plan ist nie zu verkennen, gleichgültig, ob er bewußt oder unbewußt maßgebend war: die Handlung beginnt, entwickelt sich, steigert sich und erlebt ihren Höhepunkt meist gegen Ende des Gedichtes. Eine besondere seelische Anfangsstimmung liegt hier selten vor; der Anfang ist sachlich, verrät wenig von innerer Erregung.

Das Stimmungsgedicht kennt den erzählenden Anfang auch. Bis in die neueste Zeit hinein galt es als die persönlichste Dichtart. Das Ich des Dichters bildet den Ausgangspunkt und den eigentlichen Stoff, und so herrscht naturgemäß der Eingang mit „Ich" vor:[1]) „Ich ging im Walde / So für mich hin"; „Ich denke dein, wenn mir der Sonne Schimmer" (Goethe); „Ich weiß nicht, was soll es bedeuten" (Heine); „Ich bete an die Macht der Liebe" (Tersteegen); „Ich steh' auf hohem Balkone am Turm" (Droste-Hülshoff). Auch mit Umstellung: „An des Balkones Gitter lehnte ich" (Droste-Hülshoff). Beim Stimmungsgedicht ist jedoch der erzählende Anfang verhältnismäßig selten. Das Stimmungsgedicht wird nicht aus dem Gedanken, sondern aus dem Gefühl geboren. Es stammt seelisch aus einer viel höheren Wärme und Ergriffenheit. In der „Lyrik" überwiegen daher solche Gedichte, deren Anfänge das Gepräge des schöpferischen Augenblicks tragen. Selbst wo die Form des erzählenden Anfangs verwendet wird, ist das deutlich zu erkennen. Das erzählende Gedicht setzt meist unpersönlich, schlicht, sachlich ein („Es war ein König in Thule" ...), weil die Steigerung dann um so eindringlicher erzielt wird. Das Stimmungsgedicht verzichtet auf solche Steigerung, hält sich mehr auf gleichmäßiger Höhe, kann

1) **Oskar Walzel** (Das literarische Echo XVIII, 593ff. und 676ff.) weist in einem Aufsatz „Schicksale des lyrischen Ichs" nach, daß aus der neuesten Dichtung das Dichter-Ich mehr und mehr verschwindet.

also auch kräftiger einsetzen, ohne an Wirkung zu verlieren. Im Gegenteil gewinnt es nur durch einen starken Einsatz: „Ein feste Burg ist unser Gott“ (Luther); „Der Gott, der Eisen wachsen ließ“ (Arndt). Ebenso bezeichnend wie diese vollen Einsätze sind in ihrer Art so zarte wie: „Das Beet, schon lockert / Sich's in die Höh“ (Goethe); „Es schienen so golden die Sterne“ (Eichendorff); „Zierlich ist des Vogels Tritt im Schnee“ (Mörike). Das Stimmungsgedicht verrät also schon in der Gestaltung der ersten Zeile den Seelenzustand des Dichters, verrät ihn durch Anschauung, Bewegung und Klang. Der Anfang erfordert daher beim Gedicht eine ganz besondere Kunst. Er kann zum stärksten Wirkungsmittel werden, indem er den Leser gleich voll und ganz in seinen Bann zieht; doch er hat dann nur noch die Form des erzählenden Anfangs, in Wirklichkeit ist er schon Gestaltung! „Reingeschwung'ne Bergeslinien / Sind in Regenduft verschwommen“ (P. Heyse); „Es bebten Berg und Täler von Gewittern“ (Ricarda Huch); „Ein fahriger Winterwind johlt durch die Frühe“ (Dauthendey); „Unruhig steht der hohe Kiefernforst“ (Dehmel); „Wohllautwolken entwirbeln im Orgelsturm“ (Th. Däubler); „Verhallend eines Gongs braungoldne Klänge“ (G. Trakl) usw. Besonders die neueste Dichtung hat in solchen starken Anfängen Großes geleistet. Doch ist auch die frühere Zeit nicht arm an zwingenden Einsätzen. Ich erinnere nur an die machtvollen, prunkenden Anfänge Klopstocks: „Der Seraph stammelt, und die Unendlichkeit / Bebt durch den Umkreis ihrer Gefilde nach ...“; „Nicht in den Ozean der Welten alle / Will ich mich stürzen ...“. Hierher gehört auch Schillers „Macht des Gesanges“ und der Osterspaziergang im Faust: „Vom Eise befreit sind Strom und Bäche“.

Zum erzählenden Anfang gehören auch alle die Eingänge, die mit einem Nebensatz beginnen, also mit einem unterordnenden Bindewort. Der Nachsatz hat dann das erzählende Gepräge: „Als Kaiser Rotbart lobesam ...“ (Uhland); „Bevor er in die blaue Flut gesunken ...“ (Eichendorff); „Wo schroff die Straße und schwindlig jäh / Herniederleitet zum Inn ...“ (Ebert); „Wenn bleicher Schnee verschönert die Gefilde ...“ (Hölderlin); „Wenn alle untreu werden ...“ (Novalis); „Da mit Sokrates die Freunde tranken ...“ (C. F. Meyer); „Derweil ich schlafend lag ...“ (Mörike) usw. Auch ohne Konjunktion: „Würde selbst die Welt zertrümmert ...“ (Platen). Ferner die sogenannten verkürzten Nebensätze: „Erschlafft im Schlafe kindischen Glaubens, hast / Du lang genug jetzt, duldendes Volk, geruht“ (O. E. Hartleben) u. a. m.

II. Hat der erzählende Anfang oft etwas vom Wesen der Überschrift an sich, so gehört das doch schon zur Darstellung, zur Gestaltung. Völlig für sich, losgelöst vom eigentlichen Gedicht steht der thematische Anfang. Der Dichter gibt darin das Thema seines Gedichtes ausdrücklich an: „Nun laß mich rufen über die verschneiten/ Gefilde, wo du wegzusinken drohst ...“ (Stefan George); „Mich drängt zu singen/ Deutschen Geistes Kraft ...“ (Dehmel); „Jetzt sollt ihr hören ein rauhes Lied/Von Frieden und Erbarmen leer!“ (Dehmel). Dieser Anfang stammt aus dem Mittelalter, aus Zeiten, da man das Lied in größerem Kreis zur Laute vortrug. Der thematische Anfang war damals notwendig, um die Aufmerksamkeit der Tafelnden zu erzwingen:

„Was wölln wir sing'n und heben an?
Das best das wir gelernet han,
Ein neues Lied zu singen;
Wir sing'n von einem Edelmann,
Der heißt Schmid von der Linden ...“

Ein Lied ist verklungen, zwei drei. Die Laune der Zecher wird lauter und toller. Der Sänger hebt sich das Wirkungsvollste bis zuletzt auf und verkündet nun:

„Nun will ich aber heben an
Von dem Danhauser zu singen,
Und was er Wunder hat getan
Mit seiner Frau Venusinnen ..."

In dieser Form war der stoffliche Anfang die eigentliche Überschrift: die Überschrift für den Hörer. Als aber die Lieder und Gedichte mehr und mehr gelesen wurden, als man für den Leser eine gedruckte Überschrift davor setzte, da erübrigten sich die thematischen Anfänge und starben allmählich aus. Nur in volkstümlichen Liedern wie sie in Feld und Forst, in Schiff und Schenke noch gesungen werden, hat er sich lebendig erhalten. In der neueren Dichtung hat er keine Daseinsberechtigung mehr. Wenn der Leser schon durch die Überschrift erfahren hat, worum es sich handelt, so ist es vollkommen überflüssig, dies zu Beginn des Gedichtes noch einmal zu wiederholen. Es steckt für unser Empfinden etwas Gewolltes darin. Bezeichnenderweise findet man den thematischen Anfang vorwiegend bei eifernden Dichtern (Dehmel) und bei feierlichen (George). Wo er bewußt altertümelnd gebraucht wird, ist nichts gegen ihn einzuwenden. Warum sollte man ihn (neben vielen anderen überkommenen Stilmitteln) nicht auch einmal anwenden?

„Ihr guten Christen, laßt euch nicht
Von Satans List umgarnen!
Ich sing euch das Tannhäuserlied,
Um eure Seelen zu warnen." (Heine.)

Thematischer Anfang liegt auch beim Anruf der Muse vor: „Melde mir die Nachtgeräusche, Muse, / Die ans Ohr der Schlummerlosen fluten!" (C. F. Meyer).[1])

Eine Ausartung dieses Anfangs ist der Prosaeingang, der dem allgiltigen Goetheschen Grundsatz „Bilde, Künstler, rede nicht" völlig zuwider ist. Herbert Eulenberg eröffnet ein Sonett mit den Worten: „Dies ist so seltsam, daß ich es muß künden, / Vielleicht, daß andern Gleiches schon geschah." Ein so durch und durch unkünstlerischer Anfang reizt zur Verspottung. Gleich dürre Prosa ist folgender Anfang Max Brods: „Ich habe das Bedürfnis, / Mich anzuklagen mit undeutlichen Worten ..." Daß der Dichter ein solches Bedürfnis hat, kann ich ihm nicht verdenken; daß er es seinen Lesern als etwas höchst Bedeutsames mitteilt, begreife ich nicht. Begreife ich um so weniger, als derselbe Max Brod in seinem unglaublichen Roman „Schloß Nornepygge" (S. 23ff.) gegen alles bloße Gerede in der Dichtkunst heftig eifert. Fast noch übertroffen werden Eulenberg und Brod durch Ernst Blaß, der sich in seinen „Gedichten von Trennung und Licht" folgenden Anfang leistet:

„Nun sei gesagt, daß in zahllosen Stunden
Ich nicht dein Bild, das schwebende, vergesse ..."

1) Dieser Eingang steht mit seinem Aufwand in keinem Verhältnis zu dem folgenden kleinen Gedicht. Er ist der epischen Dichtung entlehnt, die im Anruf der Muse einen besonderen Eingang besitzt. Homer: „Singe den Zorn, o Göttin, des Peleiaden Achilleus ..." und „Sage mir, Muse, die Taten des vielgewanderten Mannes ..." Bei Klopstock (Anfang des „Messias") wird der religiöse Ursprung des epischen Anfangs deutlich: die innere Hinwendung zur Gottheit, die man vor jedem größeren Werk um Beistand und Gelingen bittet.

In diesem „Nun sei gesagt" verrät sich die künstlerische Nichtigkeit der schwächlichen „Neutönerei" in wahrhaft erschreckender Weise.

III. · Dem thematischen entgegengesetzt ist der unvermittelte Anfang, der auf jede Einleitung verzichtet, der das Gedicht überraschend und plötzlich eröffnet. „'Eia, Weihnacht! Eia, Weihnacht!' / Schallt im Münsterchor der Psalm der Knaben." (C. F. Meyer); „Klingling, bumbum und tschingdada, / Zieht im Triumph der Perserschah?" (Liliencron); „Tä tätätätä tä / Bä bäbäbäbä bä" (derselbe in „Einmarsch in die Stadt Pfahlburg"); „Plötzlich sah ich draußen das Feld / Ganz von magischem Licht erhellt" (Dehmel). In dieser Form sind die unvermittelten Anfänge ziemlich selten; ähnliche Fälle gehören zu dem erzählenden oder zum Stimmungsanfang. Die geläufigsten Arten des unvermittelten Anfangs sind die mit Frage oder Antwort.

a) Der fragende Anfang eröffnet das Gedicht stets unmittelbar: „Was blasen die Trompeten? Husaren heraus!" (Arndt); „Was glänzt dort vom Walde im Sonnenschein?" (Körner); „Wer reitet so spät durch Nacht und Wind? / Es ist der Vater mit seinem Kind" (Goethe); „Was steht der nord'schen Fechter Schar / Hoch auf des Meeres Bord?" (Uhland); „Wie heißt König Ringangs Töchterlein? / Rohtraut schön Rohtraut" (Mörike). Die Frage wird hier als Mittel benutzt, den Leser sofort mitten in die Handlung oder in die Stimmung hineinzuversetzen. Der Dichter stellt selbst die Frage, er stellt sie dem Leser. Wenn der sie beantworten soll — muß er das Gedicht eigentlich erst gelesen haben. So setzt sich die an der Frage erweckte Teilnahme gleichzeitig in ein starkes Empfänglichkeitsbedürfnis um, das den seelischen Boden zur Aufnahme des dichterischen Wortes lockert. Die Frage braucht nicht immer vom Dichter selbst gestellt zu sein, sie kann auch von einer im Gedicht auftretenden Person gestellt werden: „Wer wagt es, Rittersmann oder Knapp?" (Schiller); „Was hör' ich draußen vor dem Tor?" (Goethe). Diesen Eingang könnte man den dramatischen Anfang nennen. Die Ballade verwendet ihn mit Vorliebe. Der Vorhang wird aufgezogen: die Handlung ist in vollem Gang. (Wenn das Gedicht nur aus Frage und Antwort besteht (vgl. Uhlands „Schloß am Meer"; Goethes „Trost in Tränen"), so ist das ein Fall, bei dem der Anfang allein die seelische Ermittlung der vor dem Gedicht liegenden Stimmung des Dichters nicht ermöglicht; sie kann hier nur aus dem ganzen Gedicht erschlossen werden.)

Der dramatische Anfang bietet keine Schwierigkeiten. Die „Exposition" ist leicht zu ermitteln, weil sie stets im Gedicht soweit enthalten ist, daß sich alles Notwendige (auch wenn es zeitlich weit vor dem Gedicht liegt) von selbst ergibt. — Wenn der Dichter die Frage selber stellt, so läßt die besondere Fassung stets einen Schluß auf seine Gemütslage zu, aus der die Frage aufstieg. Er hört z. B. Trompetenzeichen, die sein Gemüt erregen. Was ist das? denkt er bei sich und hat das Zeichen auch schon erkannt: „Was blasen die Trompeten? Husaren heraus!" Wie hier starke, freudige Erregung, so ist bei Dehmel in einer Fragestellung wehmütiger Verzicht zu spüren: „Kann ich dein Herz beglücken? / Liebreiche Seele, nein." So können alle Gefühlsschwingungen im fragenden Anfang enthalten sein.

b) Der Anfang mit einem Ausruf entspricht völlig dem fragenden. Meist eröffnet der Ausruf des Dichters die Zeilen: „Frisch auf, mein Volk! Die Flammenzeichen rauchen ..." (Körner); „Wie naht das finster türmende / Gewölk so schwarz und schwer!" (Gottfried Keller); „Platz da! und Zieten aus dem Busch! / Mit hurra

drauf in Flusch und Husch!" (Liliencron). Ebenso kann auch eine im Gedicht auftretende Person die Anfangsworte ausrufen, dann liegt wieder dramatischer Anfang vor: „O wären wir weiter, o wär' ich zu Haus!" (Goethe). Ein anderer Fall: „Greif aus, du mein junges, mein feuriges Tier, / Noch einmal verwachs' ich zentaurisch mit dir!" (C. F. Meyer). Hier ist der Ausruf mit der Anrede verbunden, die selbständig als gedämpfter Ausruf erscheint und wohl aus geringerer Spannung entspringt: „Geh unter, schöne Sonne, sie achteten ..." (Hölderlin); „Rosenzeit, wie schnell vorbei bist du doch gegangen ..." (Mörike); „Ihr naht euch wieder, schwankende Gestalten ..." (Goethe). Die Anrede kann auch mit einer Frage verbunden sein: „Herz, mein Herz, was soll das geben? ..." (Goethe), oder mit der Erzählung: „Du schweigst und duldest und sie verstehn dich nicht ..." (Hölderlin); „In deiner lieben Nähe / Bin ich so glücklich ..." (G. Falke). Wenn ich trotz ihrer häufigen Verquickung mit anderen Anfängen die Anrede gesondert anführe, so tue ich es deshalb, weil sie als Hinwendung zu einem Du eine von allen anderen abweichende innere Stimmung voraussetzt, ganz gleich, ob das „Du" ein Mensch, das eigene Herz, ein Ding, eine Erscheinung oder eine Vorstellung ist. Diese Hinwendung hat in starker Gehobenheit besondere dichterische Gattungen gezeitigt: Ode, Hymne, Rhapsodie, worin die innere Erhebung sich in starker Bewegung auslebt. Goethe: „Ganymed", „Prometheus", „An Schwager Kronos". Die innere Hinwendung an ein Du — einen großen Gedanken, ein begeisterndes Ziel — ist bei einigen Dichtern der seelische Grundzustand gewesen, aus dem sich der ihnen eigentümliche Schwung erklärt: Klopstock und Schiller.

IV. Bei den bisher behandelten Anfangsarten besteht nirgends eine äußerlich sichtbare Verknüpfung des Anfangs mit der vorausgegangenen dichterischen Regung. Es gibt jedoch einen Eingang, der unmittelbar an die ihn erzeugende Stimmung anknüpft und sie erkennbar in sich hineinzieht. Das ist der verbindende Anfang. Ich nenne ihn so, weil er mit einem Bindewort beginnt, und zwar mit einem beiordnenden; sowie das Bindewort ein unterordnendes ist, liegt eine Abart des erzählenden Anfangs vor (wie oben auseinandergesetzt). Was beigeordnet wird, ist der Anfang des Gedichtes. Dasjenige, dem er beigeordnet wird, liegt vor dem Anfang, ist nicht angegeben. Da es aber das Wesen des Bindewortes ist, zwei Dinge miteinander zu verbinden, so erwartet der Dichter offenbar vom Leser, daß er das erste, nicht genannte selbst herausfühlt. Am deutlichsten ist das wohl bei den Gedichten, die mit „und" beginnen. „Und die mich trug in Mutterleib / Und die mich schwang im Kissen ..." (Mörike); „Und wo noch kein Wandrer gegangen / Hoch über Jäger und Roß ..." (Eichendorff). Diese an das Volkslied angelehnten Gedichte sind Beispiele für den einfachsten Fall. Hier geht dem Anfangs-Und nur ein Empfindungswort voraus: ein Jauchzer oder nur ein Hutschwenken, irgendein Zeichen der Freude, des Übermutes. Bei den nicht-liedartigen Gedichten ist die Verbindung weniger einfach und stets eine andere. Der kürzlich verstorbene Bauerndichter Christian Wagner schrieb den schönen Vierzeiler „Betrachtung":

„Und der Brahmine sitzt am See und sinnt,
Schaut stundenlang, indes die Zeit verrinnt,
Der Lotosblume Gottesangesicht
In süßen Träumen, und ergründet's nicht."

Unverrückbares Ruhen im Fließen der Zeit, völliges Versunkensein in entrückter Betrachtung kommt hier durch das „Und" zum Ausdruck. Der Dichter hat die Erscheinung des Brahminen schon einmal gehabt. Sie taucht ihm später wieder auf; er wundert sich, daß sie nach so langer Zeit noch dieselbe ist, und beginnt: Und der Brahmine sitzt (immer noch!) am See usw. Dies innere Erlebnis wird in der Form eines Besuches durch den Und-Anfang widergespiegelt: als käme jemand früh an den heiligen See und sähe dort den Brahminen, als kehre er am Abend zum See zurück — und fände den Brahminen noch an derselben Stelle. Eine kräftige Äußerung des Unmutes geht dem Anfang voraus, wenn Goethe im „Westöstlichen Divan" ein Gedicht beginnt:

„Und warum sendet
Der Reiterhauptmann
Nicht seine Boten
Von Tag zu Tage? usw."

Wieder anders in Dehmels „Geständnis":

„Und daß ich deiner ganz vergessen
In einem trüben Augenblick,
In wüster Laune mich vermessen,
Zu scheiden dein und mein Geschick:
Kannst du's verzeihn? usw."

Hier liegt vor dem „Und" eine lange Kette innerer Vergehungen, die in der Art eines Geständnisses aufgezählt werden und mit dem letzten Glied in das Gedicht übergehen, das gewissermaßen den Höhepunkt der Seelenbeichte darstellt. So läßt sich von Fall zu Fall die dem Und vorangegangene Stimmung erfühlen, jener Stimmungshauch, der hier ganz deutlich in den Anfang hereinweht. — Nur scheinbar gehören dazu Gedichte wie jene Goetheschen, die entweder („Epilog zu Schillers Glocke") an ein vorangesetztes Motto oder („Cumulus", Venetianisches Epigramm Nr. 103 u. a. m.) an ein oder mehrere vorangegangene Gedichte anknüpfen. Dann ist das erste Glied der Verbindung gegeben. Dehmel wendet dies Mittel im ganzen zweiten Umkreis seines Romanzenromans „Zwei Menschen" an, wodurch dieser zweite Umkreis ein einziges riesenhaftes Bindeglied zwischen dem ersten und dritten Umkreis wird. Einzelanfänge mit Und sind heute zahlreich, waren aber früher ziemlich selten. Schiller verwendet ihn z. B. nur einmal („Und so finden wir uns wieder"); Mörike desgleichen, abgesehen von einem kleinen Gelegenheitsreim). Goethe hat ihn häufiger. Sein bekanntester Und-Anfang findet sich in dem Gedicht „Auf dem See": „Und frische Nahrung, neues Blut / Saug' ich aus freier Welt ...". Die erste Fassung begann: „Ich saug' an meiner Nabelschnur / Nun Nahrung aus der Welt." Da wird mancher den vielleicht schon bereit gehaltenen Einwand machen: wie kann man die Keimwärme, die seelische Ursprungsstimmung aus dem Anfang des Gedichtes ermitteln, wenn er wie hier so vielleicht noch in vielen, nicht bekannten Fällen erst nachträglich entstanden ist? Dieser Einwand spricht für unsere Untersuchung! Wird nämlich der Anfang nachträglich verändert oder hinzugedichtet, so versucht der Dichter in seinem Gedicht unterzugehen, sich so darin aufzulösen, daß er wieder ganz in die schöpferische Stunde eingeht. Aus dieser seelischen Rückkehr in die Ursprungsstimmung entsteht dann der neue Anfang, der das Folgende, schon Vorhandene, lebendig mit sich verbindet: als sei es erst aus ihm hervorgegangen. Was der

Dichter zur Neubildung des Anfangs tut, müssen wir ähnlich zur seelischen Ergründung des Anfangs bei jedem Gedicht versuchen: damit aus der Vorbereitung der Anfangsstimmung der Schüler so unmerklich in das Gedicht hineinwächst wie ein neuer Anfang in den schon vorhandenen Rumpf des Gedichtes.[1]) Heute wird das Wesen des Und-Anfangs vielfach durch Zeichensetzung und Rechtschreibung folgerichtig zum Ausdruck gebracht. Wilhelm v. Scholz beginnt („Der Spiegel" S. 182) ein Gedicht:

„... und Augenblicke fühlte meine Hand
Die Zeit an sich vorüberfließen."

Bei anderen verbindenden Anfängen ist das Wesen des betreffenden Bindeworts der sicherste Wegweiser in das davorlagernde Dunkel. „Nun verlaß ich diese Hütte ..." (Goethe); „Nun lös' ich sanft die lieben Hände, / Die du mir um den Hals gelegt" (Liliencron). Das „Nun" schließt sich in sanftem, ruhigem Übergang an das Vorhergehende an: „Nun ruhen alle Wälder ..." Der Dichter hat lange still in das Aufdämmern der Nacht gelauscht, ehe sich ihm das „Nun" von der Zunge löst. Tief nachempfunden wurde das aufatmende „Nun" im Choral von Leuthen. Unmöglich könnte in diesen beiden geistlichen Liedern statt „Nun" ein „Jetzt" stehen! Das „Jetzt" ist kein Übergang, es ist Abschluß des Vorhergehenden, ist nicht langsam, sondern plötzlich.[2]) „Jetzt bin ich endlich mit der Welt allein ..." (Dehmel); „Jetzt

1) In der ersten Fassung des Seeliedes wollte Goethe seinen einzig-innigen Zusammenhang mit der Natur zum Ausdruck bringen. Er verzichtete dann auf das Bild aus der Lebenslehre, das ihm nach seinen medizinischen Liebhabereien in Straßburg naheliegen mochte — verzichtete darauf, weil es den zarten Hauch des vielleicht schönsten all seiner Gedichte zerstörte und weil er sich als Künstler Manns genug fühlte, dasselbe auf edlere Art zu sagen. In „Nahrung" und „Blut" und „saugen" wirkt der Sinn des ersten Bildes fort, aber die unmögliche Anschauung (sich den jungen Goethe als Embryo der Natur vorzustellen) ist ausgemerzt. Was in dem Bild nur gesagt war, ist zudem im neuen Anfang gestaltet. Die Schönheit der Alpenwelt, die gesunde, frische Luft, die unmittelbar ins Blut eingeht: all das lebt darin. Mit welch feinem Gefühl aufatmender Seligkeit es genossen wird, geht aus der hell-beschwingten Bewegung der ersten Strophe hervor. (Vgl. die Betrachtung des Gedichtes durch Oskar Walzel in seiner kleinen Schrift „Leben, Erleben und Dichten". Leipzig 1913, H. Haessel). Goethe verzichtete übrigens auch in anderem Zusammenhang auf das wissenschaftliche Bild und begnügt sich im Urfaust (Zeile 102—106) mit den Brüsten der Natur als Quellen alles Lebens. — Von hier aus fällt ein Schlaglicht auf gewisse Ästheten unserer Zeit, die sich auf ihre ertüftelten Vergleiche viel einbilden:

„Die Sterne zucken zart wie Embryos
An einer unsichtbaren Nabelschnur."

Ernst Blaß ahnt kaum, daß sein längst überwundener Vorläufer Goethe vor 137 Jahren dieses Bild in viel berechtigterem Zusammenhang schon gehabt, dann aber aus guten Gründen wieder verworfen hat!

2) Daß bei solchen Empfindungen Klangähnlichkeiten bestimmend mitwirken (jetzt und plötzlich!), dafür erlebte ich jüngst ein gutes Beispiel. Wir lasen in U III aus Uhlands „Ernst, Herzog von Schwaben" die Kaiserwahl: „Der fromme Kaiser Heinrich war gestorben." Ich fragte beiläufig, ob jemand bei dieser Zeile etwas Besonderes empfinde, und erhielt die Antwort, der Vers klinge „weihevoll." Mit dieser Bezeichnung wurde das klangliche Geheimnis der Zeile (o — ei, ei — o) unbewußt sehr gut wiedergegeben. Ein Zeichen nicht nur für das gute Gehör des betreffenden Schülers — ein Zeichen auch für seinen feinen künstlerischen Sinn. Dieser Sinn ist auf der Unterstufe durchweg in viel größerem Umfang da, als man ahnt! Da er aber nicht rechtzeitig und richtig gepflegt wird, ist er meist in O III und U II schon wieder verkümmert.

einen Schritt, dann stürzt vom Rande ..." (Derselbe). — Einen Gegensatz, der in den Umrissen leicht zu erfassen ist, drückt das beginnende „Doch" aus: „Doch warum immer klagen?" (Liliencron); „Doch hab' ich meine Sehnsucht stets gebüßt" (Dehmel); „Doch unser aller Heimat bleibt das Licht"(Stefan George). (Anfänge mit anderen Bindeworten: „Noch spür' ich ihren Atem auf den Wangen ..." (Hofmannsthal); „Da neigt sich die Stunde und rührt mich an / Mit klarem, metallenem Schlag ..." (Rilke)). Das „Denn" in der bekannten Goetheschen Stanze an Frau v. Stein: „Denn was der Mensch in seinen Erdeschranken" (ursprünglich für die „Geheimnisse" bestimmt) gründet sich auf die nachträglich hinzugekommene Überschrift: „Für ewig". So hat der Dichter in der Strophe nicht nur „seinem Dank für die schönste und schmerzlichste Liebe seines Lebens unmittelbaren Ausdruck geliehen" (Anmerkung zu der Cottaschen Jubiläumsausgabe), er hat darin auch die tiefinnere Rechtmäßigkeit dieser viel angefochtenen Liebe vor sich selbst und vor aller Welt ausgesprochen; das kündet eindringlich das eine Wörtchen „Denn". Mit einem solchen Bindewort so viel Wesentliches auszudrücken, versucht man sonst erst in unserer Zeit, da die dichterischen Ausdrucks- und Stilmittel in demselben Maße erweitert und verfeinert worden sind, wie das Gehör der Leser dafür geschärft, ihr Sinn dafür verfeinert wurde. „Denn unsere Liebe hat zu heiß geflammt" (Ricarda Huch); „Denn Armut ist ein großer Glanz aus Innen" (Rilke); „Aber fremde Tage hängen / Über uns mit kühlen Bläuen ..." (Else Lasker-Schüler).

V. Eine ganz besondere Stellung nimmt der Stimmungsanfang ein, der auf die Satzbildung verzichtet. „Schwedische Heide, Novembertag, / Der Nebel grau am Boden lag ..." (Theodor Fontane). Diese zusammenhangslosen Anfangsworte erinnern an die Bühnenanweisung im „König Lear": „Heide. Sturm. Donner und Blitz." In der Tat haben die Fontaneschen, wie Schauwände hingestellten Anfangsworte die Bedeutung einer Bühnenanweisung. Sie geben dem Leser mit eindringlicher Schlagwortkürze den Schauplatz des Gedichtes an. So ist es sehr erklärlich, daß ein neuer Dramatiker (Wilhelm v. Scholz) diesen Anfang in einem Gedicht anwendet, das einen Bühnentanz darstellt:

„Ballett. Der Meergrund. Seegewächse. Zwischen
Blaugrünen Schleiern, roten Strauchkorallen
Schwimmen die Mädchen im Geschupp von Fischen."

Scholz verwendet diesen Anfang auch gerne in seinen Naturgedichten:

„Herbstlicher Dämmerungswald, der feuchtschwarz starrt.
Ein Weg voll Moderlaub. Und ringsum Höhn,
Die dunstverschwommen durch die Stämme sehn."

Ein anderes:

„Dämmergeläut. Die Berge stehn in Duft."

Vor dem Hintergrund dieser kurzen Angaben breiten sich dann die Gefühle aus. Wie der verbindende Anfang gehört auch der Stimmungsanfang der neueren Zeit an. Früher wählte man im gleichen Fall statt der bloßen Hauptworte einfachste Sätze: „Nacht ist's, und Stürme sausen für und für" (Platen); „Draußen ist Mondschein. / Die Strahlen flimmern ..." (Johann Mayrhofer); „Der Anger dampft; es kocht die Ruhr ..." (Droste-Hülshoff). Erst in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts verzichtete man auf die Satzaussage: „Schornsteine, Dächer weit und breit, / Trast-

lose Ziegeleinsamkeit" (P. Heyse). Vor allem hat der stets nach äußerster Knappheit strebende C. F. Meyer den Stimmungseingang gern verwendet; er hat ihm sozusagen das künstlerische Bürgerrecht erworben; Wilhelm v. Scholz fußt wieder auf C. F. Meyer. Einige solche Meyerschen Anfänge sind:

„Ein leuchtend blauer Tag. Ein wogend Ährenfeld,
Daraus ein wetterschwarzer Mauerbogen steigt."

„Waldnacht. Urmächt'ge Eichen, unter die
Des Blitzes greller Strahl geleuchtet nie!"

„Licht und lauter Bläue! Recht ein Wandertag!"

„Morgengraun. Die Karawane windet sich dem Nil zur Seite ..."

„Ein jäher Blitz. Der Erntewagen schwankt."

Und so noch eine Anzahl anderer. An C. F. Meyers Gedichten kann man das Wesen des Stimmungseingangs am besten erkennen. Bei ihm ist der Ausfall der Satzaussage von großer Bedeutung. Das Zeitwort bringt Leben und Bewegung in die Vorstellung: „Der Morgen graut". Das reine Hauptwort gibt eine zeitlose, bildhafte Vorstellung: „Morgengraun". Der Stimmungsanfang mit Satzaussage wird heute nur dann benutzt, wenn das Zeitwort entweder Bewegung und Handlung oder Zustand und Dauer ausdrücken soll: „Die Wasserleitung zischt. Es klappt im Herd" (Oskar Loerke); „Das Land ist öde. Die Felder sind wie verweint" (Wilhelm Klemm). Die Wirkung ist in beiden Fällen die gleiche. Die flüchtige Stimmungsangabe ist Hinter- und Untergrund, ist wie ein Rahmen, der die dichterischen Empfindungen umschließt.

Die fünf Anfangsgattungen gewähren einen Einblick in die dichterische Stimmung, der die Gedichte entsprangen. Setzt man zahlenmäßig den ruhenden Zustand der Dichterseele im Nullpunkt an, so vermag man an den Anfängen die Grade der schöpferischen Erregung abzulesen. Am tiefsten stehen der schlicht erzählende und der thematische Anfang. Bildet der erzählende Anfang schon einen wesentlichen Bestandteil der Gestaltung, so ist in diesem Fall der Grad der seelischen Erregung natürlich ein höherer. Am höchsten steht der unvermittelte Anfang, der häufig den Höhepunkt darstellt. Dazwischen bewegen sich der verbindende und der Stimmungsanfang. Unter dem Nullpunkt liegt der Prosaeingang! In jedem einzelnen Fall muß man noch die Stilkunde heranziehen, muß man alle Einzelheiten wie: Maß, Bewegung, Klangfarbe beachten, um den genaueren Grad zu bestimmen.

(Das allerletzte Geheimnis, wie sich der dichterischen Erregung die Gestaltungskraft verbindet — dies geistige Geheimnis läßt sich in der Kunst so wenig enträtseln, wie sich das Geheimnis der körperlichen Zeugung durch die Naturwissenschaft enträtseln läßt. Aber wie in dieser Wissenschaft kann man den inneren Entwicklungsvorgang aufdecken und bis in seinen Ursprung verfolgen. Und das ist für den Unterricht von ausschlaggebender Bedeutung.

Man nehme ein Stimmungsgedicht wie „Rastlose Liebe" von Goethe, das auf der Zahlentafel ganz oben steht, was Franz Schubert in seiner herrlichen Vertonung nachfühlend bewiesen hat. Der Zustand der Schüler in der Klasse ist natürlich — wie gemeinhin der aller Menschen — vom dichterischen Erleben aus gesehen,

der Zustand im Nullpunkt! ein unbeteiligter Zustand. Wie können also die Schüler plötzlich in die Stimmungshöhe der „Rastlosen Liebe“ hinaufschnellen? Selbst der beste Vortrag des Gedichtes kann das in der Schule nicht ermöglichen. Da erwächst dem Lehrer die klare Aufgabe, nach Ergründung der dichterischen Anfangsstimmung die Schüler aus dieser Anfangsstimmung heraus höher und höher zu führen; so hoch, daß am Ende der Vorbereitung das sich anschließende Gedicht in der gewonnenen Höhe einsetzt. Erreicht der Lehrer die nötige Höhe nicht, auf die er die Schüler in langsamem Anstieg zu führen hat, so gewinnen sie den Anschluß an den Anfang nicht. Führt der Lehrer sie höher, als der Anfang liegt, so fallen sie enttäuscht in den Anfang hinab. Darum ist die genauere Festlegung der schöpferischen Erregung in jedem Falle zu ermitteln. Und man hat sie für die Vorbereitung eines Gedichtes immer nutzbar zu machen, einerlei, ob die Einführung in das Gedicht aus dem Gemüt des Dichters oder aus seinem äußeren Leben, ob sie aus unserem Leben und Empfinden, aus ähnlichen, schon bekannten Gedichten, aus Vorfällen des täglichen Lebens, aus einer Geschichte, einem Spruch oder wie immer sonst erfolgt).

Das Nibelungenlied, als Drama gewertet.

Von **Johannes Meyer** in Heide.

Die anregenden Ausführungen über das Nibelungenlied im 31. Jahrgang dieser Zeitschrift möchte ich noch nach der ästhetischen Seite hin ergänzen. Wir können den Schülern zeigen, daß das Nibelungenlied ein dramatisches Epos ist, und sie so mit den Grundbegriffen des Tragischen bekannt machen.

Als Hauptperson des Liedes hat Kriemhild zu gelten. Sie ist die lieblich-zarte Jungfrau, das liebende Weib, das zur furchtbar rasenden Rachegöttin wird. Aber diese Wandlung als solche war nicht der einzige Vorwurf des Dichters, er wollte uns vielmehr auch das Los eines von bösen Gewalten umgebenen, schuldlosen Weibes schildern. Kriemhild ist die schuld- und arglose, liebenswerte, jugendliche, schöne, glückliche Gattin des strahlenden, herrlichen Siegfried. So nimmt sie eine besondere, hohe Glücksstellung ein. Wir nehmen daher an ihr besonderen Anteil. Aber gerade wegen ihres Glückes ist sie in Gefahr. Der Neid und die Eifersucht der Mitwelt werden erregt. Brunhild muß Kriemhild hassen, weil diese ihre Nebenbuhlerin ist und sie beleidigt hat. Hagen hat in seiner Härte und Grausamkeit nicht das geringste Mitleid mit Kriemhilde. Unter ihren nächsten Angehörigen findet Kriemhild keinen Beistand, ihre Brüder verraten mit Siegfried auch sie, keiner denkt daran, Siegfried zu schützen, um der Schwester den Schmerz zu ersparen.

Durch diese Gewalten wird Kriemhild gestürzt. Man mordet ihr ihren Gatten. Ihr Leid ist um so größer, als sie selbst mit an dessen Tod schuldig ist. Hagen hat ihr das Geheimnis abgelockt; ihm, ihrem schlimmsten Feinde, hat sie verraten, wo Siegfried verwundbar ist. So ist sie doppelt unglücklich und doppelt bemitleidenswert. Hagen rühmt sich zynisch seiner Tat, er höhnt Kriemhilde, raubt ihr den Nibelungenschatz. Er geht straflos aus. Die Brüder rächen den Tod ihres Verwandten nicht. Selten ist wohl einem guten und unschuldigen Menschen böser mitgespielt worden.

Es ist kein Wunder, daß Kriemhild da zur Furie wird, ganz der Rache lebt und die Ehe mit Etzel nur eingeht, um die Möglichkeit zu haben, sich zu rächen. Bei dem

Besuch der Burgunden an Etzels Hof findet sie auf grauenhafte Weise ihren Tod, nachdem sie an allen ihren Feinden blutige Rache genommen hat.

Nun dürfen wir nicht sagen, sie sei hart, grausam, rachedürstig gewesen, ihr Tod sei also die gerechte Sühne ihrer Taten, wir seien mit ihrem Schicksal ausgesöhnt, ihr Tod erfülle uns mit Befriedigung, und unserem Gerechtigkeitsgefühl sei Genüge geschehen. Nein, wir müssen ihr Leben im ganzen betrachten. Dann sagen wir uns: wie bejammernswert ist doch ihr Los! Warum mußte sie, die Schuld- und Arglose, die Schöne, Liebenswerte, Glückliche, in eine solche Lage kommen, so von ihren nächsten Verwandten preisgegeben und verraten, von einem harten, grausamen Manne ins tiefste Elend gestürzt und dann noch bitter verhöhnt und beraubt werden? Gerade ihr und Siegfried gönnten wir ein glückliches Leben. Warum mußte das aus ihr werden? Diese Frage stellen wir an das Schicksal.

Wir empfinden damit den tiefen Gegensatz zwischen unsern Erwartungen und dem tatsächlich Eingetretenen, das „Kontrastgefühl" drängt sich uns hier wie in jedem Drama auf. Der Ausgang Kriemhildens läßt uns den Weltenlauf pessimistisch betrachten. Damit werden wir in die „pessimistische Grundstimmung" versetzt. Kriemhild überragt ferner in ihrer ganzen Erscheinung, in ihrem Charakter und Sein das menschliche Mittelmaß. Sie zeigt in ihrer Liebe zu Siegfried und ihrem Schmerz über seinen Tod „Größe". So erfüllt sie schon die Bedingungen, die wir an einen tragischen Helden stellen. Dazu erweckt sie unser herzliches Bedauern und unser Mitleid. Daß endlich der Weltenlauf derart ist, daß gerade das Schöne bestimmt zu sein scheint, elend zu enden, erregt in uns „Furcht" vor dem geheimnisvollen, uns unverständlichen Walten des Schicksals.

Dem Schicksal Kriemhildens ist das Brunhildens ähnlich. Auch sie ist von Natur harmlos und eine sympathische Gestalt, der wir nur Gutes gönnen. Sie liebt Siegfried und wird von ihm betrogen und von ihrer Nebenbuhlerin aufs schwerste beleidigt. Ihr leidenschaftlicher Haß gegen beide ist also wohl begreiflich. Sie erregt wie Kriemhilde unser lebhaftes Mitgefühl.

Das von Kriemhild Gesagte gilt auch von Siegfried. Er ist der Strahlende, Herrliche, der Liebling der Götter. Harmlos und schuldlos wie Kriemhild, dazu kindlich und einfältig, ohne Kenntnis der Welt und ihrer Schlechtigkeit, gönnt er keinem Schlechtes, ist frei von Mißtrauen und ahnt nicht, daß andere ihm nicht wohlgesinnt sein könnten. Doch sein Glück, seine Schönheit und Stärke erregen den Zorn und Neid der Bösen. Seine Tugend, seine Harmlosigkeit und Vertrauensseligkeit werden ihm zum Verderben. Kurz vor seinem Tode sehen wir ihn noch einmal in seiner ganzen Herrlichkeit. Er ist der Erste auf der Jagd, keiner trägt solche Beute heim wie er. Kraftstrotzend und übermütig treibt er seinen Scherz mit dem Bären. Er besiegt die andern im Wettlauf, wartet dann bescheiden und tugendlich, bis der König des Landes getrunken hat. Gerade das wird ihm verderblich. So ward auch Kriemhild ihre Tugend verhängnisvoll; aus Liebe zu Siegfried verriet sie, wo dieser verwundbar sei. Wieder stellen wir die bange Frage an das Schicksal: muß denn Tugend so gelohnt werden?

Daß Siegfried uns gerade vor seinem Tode noch einmal in aller Herrlichkeit entgegentritt, ist nicht ohne Absicht vom Dichter erdacht.

So zeigt sich uns mit besonderer Deutlichkeit die gähnende Kluft zwischen unsern

Erwartungen und dem tatsächlich Geschehenen. Wir empfinden das „Kontrastgefühl" mit besonderer Schärfe. Dieses Gefühl drückt uns nieder und gibt uns die „pessimistische Grundstimmung", die in jeder Tragödie herrschen soll.

Kriemhild wie Siegfried sterben schuldlos. Siegfrieds Ermordung steht mit seinen Fehltritten nur in äußerlichem, nicht sittlichem Zusammenhange. Das Nibelungenlied setzt zwar voraus, daß Siegfried Brunhild von früher her kannte, aber nicht, daß er sich mit ihr verlobt hatte. Brunhild erwartet wohl, daß Siegfried um sie werbe, an keiner Stelle des Liedes aber beschwert sie sich über seine Untreue. Daß Siegfried sie im Kampfe betrog, ist verzeihlich; denn dadurch will er Kriemhild gewinnen. Daß er den Betrug unter bedenklicheren Umständen wiederholt, ist ein Freundschaftsdienst, dem er sich nicht gut entziehen kann. Freilich übergibt er die Zeugnisse seines zweiten Sieges Kriemhild; aber das geschieht aus Übermut und Unüberlegtheit; es ist kein todeswürdiges, Sühne heischendes Verbrechen.

Ebensowenig verdient Kriemhild den Tod. Den Streit mit Brunhild führt sie nicht absichtlich herbei. Sie rühmt ihren Gemahl, um ihrem Glücksgefühl Ausdruck zu geben, und sucht eine ernstere Wendung des Streites zu vermeiden. Freilich gibt sie später das ihr von Siegfried anvertraute Geheimnis preis und beleidigt Brunhild; aber man muß bedenken, daß sie gereizt ist und in der Übereilung handelt. Ihr Verfahren gegen ihre eigenen Verwandten ferner ist nur Wiedervergeltung; Untreue steht hier gegen Untreue; die Treupflicht gegen ihren Gatten führt sie zu ihren Untaten. Sie ist durch ihren Tod mehr gerettet als gerichtet, wie Friedrich Vogt treffend bemerkt.

Am Schlusse des ersten Teiles des Nibelungenliedes triumphiert das Schlechte. Der Bösewicht Hagen erreicht sein Ziel, bleibt straflos und darf sich zynisch seiner Schlechtigkeit rühmen. Das bedrückt uns. Unbefriedigt würden wir sein, wenn das Epos jetzt zu Ende wäre. Deshalb folgt ein zweiter Teil. In ihm findet der schändliche Mord seine Sühne. Die verräterischen Brüder Kriemhilds und vor allem Hagen erleiden den verdienten Tod. Unserem Gerechtigkeitsgefühl wird damit Genüge geleistet. Wir glauben wieder an ein gerechtes Schicksal. Dieser Glaube richtet uns wieder auf, wirkt „erhebend".

Damit hätten wir ein weiteres Moment des Begriffs „tragisch", nämlich die „erhebenden Gefühle beim tragischen Untergange", auch im Nibelungenliede gefunden. Es ist uns auch hier ein „großes, gigantisches Schicksal" geschildert, „welches den Menschen erhebt, wenn es den Menschen zermalmt".

Wenden wir uns jetzt Hagen zu!

Der erste Eindruck, den wir von ihm haben, ist der eines finstern, grausamen, gewalttätigen, zynischen, habgierigen Menschen. Dennoch hat man ihn als ein Bild echter Mannentreue angesehen, dessen Schönheit durch die genannten Untugenden nur etwas verunziert sei. Dem kann ich nicht zustimmen. Die Sache ist, meine ich, gerade umgekehrt: das Bild des im Grunde schlechten, neidischen, listigen, rohen, habsüchtigen Mannes wird durch die Tugend der Mannentreue und einige andere menschliche Eigenschaften gemildert. Welchen Grund hat zunächst seine Feindschaft gegen Siegfried? Neid, nichts als der reine Neid ist der Grund zu seinem Hasse; das sagt er selbst an verschiedenen Stellen. Deshalb entsteht in ihm der Plan, Siegfried zu ermorden. Als er Brunhild betrübt sieht, geht er zu ihr und erbietet sich, sie zu rächen. Nicht Brunhild bittet ihn darum, nein, er stellt sich ihr aus freien Stücken

zur Verfügung und ist dann die treibende Kraft bei der Verschwörung. Er läßt Gunther keine Ruhe, bis er in den Mordplan einwilligt. Zwar spricht er zu den Königen oft von der Verpflichtung gegen seine Herrin; aber durfte er ihnen denn seinen wahren Grund angeben, wenn er sein Ziel erreichen wollte, mußte er nicht seinen Plan moralisch rechtfertigen, wenn er sie zur Ermordung ihres Schwagers überreden wollte? Als der feige Mord geschehen ist, verrät er in höchster Erregung seine wahre Gesinnung und steht hüllenlos in seiner ganzen Schlechtigkeit vor uns. Jetzt spricht er nicht davon, daß seine liebe Herrin gerächt sei, nein, er sagt:

„Was kümmert euch sein Tod,
Nun hat doch alles ein Ende, was uns hat bedroht.
Es gibt jetzt nur noch wenig, die uns im Kampf bestehn;
Wohl mir, daß ich geholfen, daß wir seiner Herrschaft Ende sehn!"

Woher rührt aber Hagens Haß gegen die unschuldige Kriemhild? Haßt er sie, weil sie Brunhilde, die Gemahlin seines Herrn, beleidigt hat? Zwar auch aus diesem Grunde, doch ist diese Treue zu Gunther und Brunhild nicht das treibende Motiv. Er hegt offenbar einen Haß gegen alles Schöne, Unschuldige, Glückliche, wie ihn schlechte Menschen, finstere Naturen oft empfinden. Das Glück Siegfrieds und Kriemhilds ist ihm ein Dorn im Auge, und sobald sich ihm die Gelegenheit bietet, greift er zu, es zu vernichten. Wenn er aus Treue gegen Gunther und Brunhilde handelte, weshalb begnügt er sich nicht mit der Ermordung Siegfrieds, weshalb bringt er noch die Leiche „ganz heimlich" vor das Gemach Kriemhildens? Nein, reine Schlechtigkeit, Neid, Bosheit, Schadenfreude, bestimmt ihn in seinem Handeln! Wie listig geht er ferner zu Werke! Unter der Maske eines Freundes schleicht er sich in das Vertrauen Kriemhildens ein, rechnet auf ihre Liebe zu Siegfried, um diesen zu verderben! Dazu ist er habsüchtig. Er nimmt den Nibelungenschatz an sich, und als er fürchten muß, daß er ihn nicht behalten kann, versenkt er ihn in den Rhein und hofft, ihn dann später allein zu genießen, wie im Liede ausdrücklich gesagt ist. Zu beachten ist auch, daß der Dichter immer von dem „grimmen", d. h. zornigen, schrecklichen, aber nie von dem „treuen" Hagen spricht.

Aber wäre Hagen nur der Verbrecher, dann wäre er ein Bild, das störend wirken müßte. Die Schilderung von etwas rein Häßlichem widerspräche den Anforderungen, die man an ein Kunstwerk stellt. Deshalb hat der Dichter dieses Bild gemildert. Wenn auch die Mannentreue nicht der ausschlaggebende Beweggrund seiner Handlungsweise ist, so ist sie doch mitbestimmend. Seine Treue zeigt sich ferner darin, daß er die Burgunden warnt, an den Hof Etzels zu gehen, und beim Könige ausharrt, obgleich er den unglücklichen Ausgang des Zuges voraussieht. Auch seinen Freunden ist er treu. Dazu ist er ein kluger, erfahrener Mann, der fremde Völker und Sitten kennt, dessen Stimme im Rate viel gilt. Er nimmt daher eine hervorragende Stellung am Hofe ein; seine starke Persönlichkeit verschafft ihm großen Einfluß. Seine Härte gegen Kriemhilde ist eine Äußerung seines rücksichtslosen Wollens und Lebenstriebes, sein Neid ist die Kehrseite seines Ehrgeizes, seine Habsucht die seiner starken Lebensbejahung, sein Zynismus, seine Grausamkeit sind auch Merkmale der Stärke. So wenig wir diese Eigenschaften entschuldigen und billigen können, so erregen sie doch unsere Teilnahme, unser Staunen, eine gewisse Scheu, die wir vor allem Außergewöhnlichen und Starken rein als solchem empfinden.

Die unbeugsame Willenskraft Hagens zeigt sich überall. Ganz besonders tritt sie in seinem Mut hervor. Großartig-schön zeigt sich seine Heldennatur, als er, um das Schicksal herauszufordern, kurzerhand den Pfaffen in die Donau wirft, und als dieser sich rettet, trotzigen Mutes die Reise fortsetzt, die ihn, wie er weiß, ins Verderben führt. Er schlägt das Fahrzeug in Stücke, in dem er mit kräftiger Faust das Heer über den Fluß setzte. Dann erst, wo kein Entrinnen mehr möglich ist, berichtet er, was die Wasserfrauen ihm geweissagt haben. In dieser todesmutigen, todestrotzenden Sinnesart tritt er uns von nun an überall entgegen. An Etzels Hof zeigt er sich in seiner ganzen, schaurigen Größe. Er spielt hier durchaus keine leidende oder nur abwehrende Rolle, er fordert vielmehr Kriemhild und die Burgunden geradezu heraus. Hart und unversöhnlich bleibt er Kriemhilden gegenüber; die Hand, die ihn retten kann, weist er zurück und verrät Kriemhild nicht, wo er den Nibelungenschatz versenkt hat; in tödlichem Haß nimmt er sein Geheimnis mit ins Grab. Es ist ein schaurig-schöner Untergang. So sehr uns im Grunde sein Tod wegen seiner grausamen Handlungsweise an Siegfried und Kriemhild befriedigt, so ist diese Befriedigung doch nicht das einzige, was wir bei seinem Schicksale empfinden. Es hat sich uns in ihm das Furchtbare der Menschennatur offenbart, die oft unheilvolle Veranlagung des menschlichen Charakters, das Gegensätzliche in ihm, die Mischung von gut und böse, Tugend und Schlechtigkeit, von Menschlich-Sympathischem und Unmenschlichem, Abstoßendem. Entsetzen und Furcht vor dem Menschen als solchem wird in uns erweckt, vor dem Problem Mensch, vor dem Welträtsel, dem letzten Zusammenhang der Dinge. Wir fragen uns: ist es denn notwendig, daß alles, was das menschliche Mittelmaß überragt, was groß ist, auch mit großen Mängeln behaftet ist? Wie beim Untergange Siegfrieds und Kriemhilds drängt sich uns auch hier die Frage nach dem Sinn des Schicksals auf.

Auch Hagen ist eine Gestalt der Tragik, aber anderer Art als Siegfried und Kriemhild. Überwiegt bei diesen in uns das Mitleid, so tritt dies bei Hagen fast ganz zurück, und die Furcht vor dem Geheimnisvollen und Fragwürdigen der Menschennatur packt uns.

Beide Typen, der Siegfried- und der Hagentypus, ergänzen sich in dem Epos und verstärken den Gesamteindruck des Tragischen und die Wirkung.

Im Siegfried- und Kriemhilddrama wird das Unglück durch die äußeren Verhältnisse, durch die Schlechtigkeit der Welt, herbeigeführt und trifft unschuldige Menschen. Bei Hagen liegt die letzte Ursache zum Untergange in seiner eignen, unheilvollen Gemütsanlage, und er hat sein Schicksal verdient. In seiner Schilderung haben wir ein Charakterdrama vor uns, das uns ganz modern anmutet.

Wir haben gesehen, daß Hagen Größe besitzt, wie sie jeder tragische Held haben soll. Mitleid erregt sein Tod nicht, wir sind dem Schicksal vielmehr dankbar, daß es ihn so enden läßt. Wir fürchten uns, wenn wir bedenken, was für Unheilvolles in der Menschennatur beschlossen sein kann, und damit packt uns zugleich ein Mitleid in weiterem Sinne, nämlich ein Mitleid mit der Unvollkommenheit des menschlichen Charakters und dem dadurch bedingten Lose der Menschen. So werden wir auch hier in die „pessimistische Grundstimmung" versetzt. — „Erhebend" wirkt die Gerechtigkeit des Schicksals Hagens und der Gedanke, daß auch der Schlechte, der Verbrecher nicht ohne menschliche Eigenschaften ist. So wären also auch bei Hagen die wesentlichen Forderungen erfüllt, die wir an einen tragischen Helden stellen.

In gewissem Sinne haben wir auch in Rüdeger einen tragischen Charakter. Hier führen nicht Fehler den Untergang herbei, sondern Tugenden. Sein Schicksal geht uns in besonderem Grade nahe. Hagens Charakter und Untergang erfüllen uns mit Furcht und Grauen. Siegfrieds und Kriemhilds Los bewegt und erschüttert uns, Rüdegers trauriges Ende erfüllt uns mit dem schmerzhaftesten Gefühl, dessen wir fähig sind. Ihm gerade hätten wir am wenigsten ein solches Los gegönnt. Er ist wohl die liebenswerteste tragische Gestalt aller Zeiten. Noch kurz vor seinem Tode zeigt sich seine Güte in der rührendsten Weise. Hagen, den er bekämpfen soll, ist schildlos und bittet ihn um seinen Schild. Sofort ist Rüdeger bereit, zu willfahren, und reicht ihm den seinigen. All die rauhen Helden sind gerührt, auch dem grimmen Hagen rinnen die Tränen über die Wangen. Und doch muß gerade Rüdeger das schrecklichste Los treffen!

Hagen sieht dem Tode furchtlos, ja gleichgültig entgegen. Seinem Untergange geht kein seelisches Leid voran, keine Reue, Gewissensangst oder Verzweiflung, keine moralische Reinigung.

Das gilt auch von Kriemhilde. Ihr ist es im Leben traurig genug ergangen, aber sie hat vor ihrem Tode die Befriedigung, das an ihr verübte Unrecht gerächt zu haben. Siegfried wurde seine Tugend und Unschuld zum Verderben. Er stirbt eines elenden Todes durch Mörderhand, mit dem niederdrückenden Bewußtsein, ungerecht zu leiden, mit dem Zweifel an der Gerechtigkeit des Schicksals. Noch weit qualvoller aber sind die seelischen Leiden Rüdegers. Er kämpft den schwersten innern Kampf, er ist vor seinem leiblichen Tode geistig, seelisch tot, tot in seinem Glauben an ein gerechtes Walten des Schicksals, tot, weil er an seinen Freunden und Verwandten treulos handeln muß. Er sieht sich in einer drangvoll-fürchterlichen Lage, aus der es keinen Ausweg gibt. Ein Verbrechen, eine Schuld muß er in jedem Falle auf sich nehmen. Darunter erliegt er. Die Schilderung seines Seelenkampfes und seiner Seelenqualen ist das Schönste, Bewegendste, Rührendste, Erschütterndste, was die Poesie aller Zeiten und Völker aufzuweisen hat.

Dennoch löst der Untergang Rüdegers nicht nur niederdrückende Gefühle in uns aus. Der Mensch Rüdeger geht zwar unter, aber sein Beispiel lebt. Die Idee des Guten siegt in ihm. Daß ein Mensch solcher Sinnesart gelebt hat, „erhebt" uns und erfüllt uns mit Ehrfurcht vor dem Menschen als Menschen. Daß Rüdeger sich nicht feige der harten Pflicht entzieht, indem er etwa in die Fremde wandert, das wirkt „erhebend". Wir glauben wieder an einen edlen und höheren Charakter des Menschen, an seine höhere Bestimmung, an einen geistigen Inhalt des Menschentums. In gehobene Stimmung versetzt uns somit die Rüdeger-Tragödie; es ist uns auch hier ein „großes, gigantisches Schicksal" geschildert, „welches den Menschen erhebt, wenn es den Menschen zermalmt".

Wir haben also im Nibelungenliede verschiedene Typen des Tragischen vor uns. Jede dieser Gestalten wirkt in besonderer Weise auf unser Gemüt, rührt, bewegt und erschüttert uns.

Wie das Schicksal der einzelnen Helden, so ist auch das der Burgunden und Hunnen im ganzen betrachtet eine Tragödie. Die Burgunder und Hunnen gehen in unerbittlicher wechselseitiger Zerfleischung zugrunde. Nicht ein schweres sittliches Verschulden führt ihren Untergang herbei, sondern zufällige Umstände, von denen einer mit

unerbittlicher Notwendigkeit auf den andern folgt. Keineswegs finden Bösewichter ihren Untergang, nein, groß angelegte, kühne Helden, auch im Guten und Edlen tüchtige Naturen, werden durch eine unselige Verkettung der Verhältnisse zu immer größeren Untaten hingerissen. Keinen Sieger gibt es, keinen Sieg eines Ideals; keine Ordnung, kein zukünftiges Glück wird uns in Aussicht gestellt. Die Überlebenden — Etzel, Hildebrand, Dietrich — stehen da, jammernd über all das Furchtbare. Zwar fehlt es nicht an erhebenden Momenten: sind doch alle Helden bei ihrem wahnsinnigen Morden auch von edlen Beweggründen geleitet, gehen sie doch alle mit Größe unter! Aber gegen die Wucht des Furchtbaren vermögen diese erhebenden Seiten wenig auszurichten.[1]) Der Ausgang des Epos, im ganzen betrachtet, läßt uns in einer niedergedrückten Stimmung wie kaum je ein Drama, und ernst und traurig wie Trauergeläute verhallt die letzte Strophe des Liedes:

„All die Macht und Ehre nahm dahin der Tod.
Die Leute hatten alle Jammer und große Not.
So war das Fest des Königs mit Leid nun beendet,
Wie zuletzt doch immer sich zum Leide Freude wendet."

Was wir bei den besten Tragödien der Weltliteratur rühmen und empfinden, das findet sich auch im Nibelungenliede. Das Nibelungenlied ist in Wahrheit ein Drama, und von seinem Dichter sagt Hebbel mit Recht, er sei in der Konzeption Dramatiker vom Wirbel bis zur Zehe!

Münchhausen als Erzieher.

Eine kleine Anregung für die Deutschstunden.

Von **Otto Rudert** in Wurzen.

Nicht von dem Münchhausen will ich schreiben, dessen lustige und halsbrecherische Abenteuer uns als Jungen ergötzten, der hoch von einer Bombe aus den ersten „Flugzeugbeobachter" spielte, der zum Monde emporklomm, um seine verlorene Silberaxt zu holen: von einem seiner späten Nachfahren sei die Rede, vom Freiherrn Boerries von Münchhausen, einem unserer vorzüglichsten zeitgenössischen Dichter. Was er als kraftvoller Balladendichter, als vornehmer und zartsinniger Lyriker dem deutschen Volke ist, das haben Berufenere genugsam und nachdrücklich ausgesprochen, obschon noch nicht wirksam genug; denn es ist eigentümlich: die echte Münchhausengemeinde ist nicht so groß, wie sie sein müßte, wenn anders in Deutschland der wahre Dichter zu Lebzeiten die Gefolgschaft fände, die er verdiente. Hier zu bessern ist eine schöne Aufgabe der Schule, und namentlich der höheren Schule.

Bisher liegen drei größere Gedichtsbände des Dichterfreiherrn vor, aus deren Inhalt sich genug schöpfen ließe, um von Quarta bis Oberprima den Schülern gute Proben der reifen Kunst dieses Dichters zu geben. Es sei hier gleich vorausgeschickt, daß ich die Wirkung der Münchhausenschen Muse in den Klassen IV bis U II tatsächlich verschiedentlich erprobt und günstige Erfahrungen gewonnen habe. Und warum? Weil in den Münchhausenschen Dichtungen all das lebt und ist, was wir in

1) Vgl. Johannes Volkelt, Ästhetik des Tragischen, 2. Aufl. S. 255.

unsern Jungens anregen möchten: Ritterlichkeit, Sinn für das Tatsächliche, ein harmloser und doch frischer Humor und Begeisterung für das Große und Gute.

Ich glaube, Münchhausens verhältnismäßig enger Anhängerkreis ist gerade in der ersten Eigenart seiner Gedichte begründet: in seiner Ritterlichkeit. In allen seinen Schöpfungen tritt uns der Adelige im besten Sinne entgegen. Taten, Leiden und Freuden des Adels sind sein Lieblingsgebiet: des hannöverschen Adels, dem er entstammt, auch des jüdischen Priesteradels — in dem wunderbaren „Rabbi Manasse Kohen" —, des altfranzösischen Rittertums — „Bayard". Gewiß, der Nichtadelige stößt hier zuweilen auf Denkformen, die zunächst den seinen nicht gleichlaufen — z. B. im „Eid derer von Lohe", aber ein unbefangenes Nachprüfen überzeugt ihn bald, welche Größe der Gesinnung, welche Vornehmheit des Denkens in diesem Trotze, in dieser Selbstherrlichkeit liegt. Altüberlieferte, angeborene und nicht anerzogene Ritterlichkeit eignen all diesen Helden, und darum wirken sie so stark auf uns, reizen uns hier und da zuerst zum Widerspruche und überwinden uns endlich doch.

Und dann der Sinn des Dichters für das Tatsächliche? Ein Hauptreiz der Münchhausenschen Balladenkunst ist ihre klare Schilderung, ihre einfache, unentwegte Klarheit. Ich glaube nicht, daß man die Schlacht von Waterloo dichterischer und doch greifbarer zeichnen kann, als dies die einleitenden Zeilen des „Eides derer von Lohe" tun. Kein dickleibiger Wälzer kann das Elend Deutschlands nach dem Dreißigjährigen Kriege sinnfälliger, grauenhafter und deutlicher malen als der „alte Obrister". Neben Liliencrons packender Darstellung der Schlacht von Kolin — „Wer weiß wo?" — sind diese beiden Gedichte die besten dichterischen Darstellungen deutscher Geschichte. Wie künstlich und matt mutet gegen sie Julius Wolffs „Fahne der Einundsechziger" an!

Und schließlich Münchhausens Humor! Das beste Gedicht dieser Art ist zweifellos „die Wunderwirkung der Latinität", in dem Form und Inhalt so trefflich zueinander stimmen, in dem die „Waise" in Prosa immer so köstlich die voraufgehenden Balladenverse bespöttelt. Und endlich der Schluß mit dem „Klassenaufsatz" ist ein so guter Scherz, daß man sich wundern muß, wenn noch nicht alle Deutschlehrer ihren Jungens die Bekanntschaft dieses Prachtstückes vermittelt haben. Und die „Hölle des hannöverschen Adels" im Reime ist ein anmutiges Stück voll Schelmerei und kräftigem Humor, nicht zu vergessen den „Hofball", dem nichts mangelt, als die Vertonung durch einen geistesverwandten Musiker. Denn in dem Versgange liegt schon so viel Musik, daß die Weisen einem begnadeten Jünger Apolls eigentlich nur zufliegen müßten.

Die Hauptfrage scheint nun zu sein: welche Dichtungen Münchhausens könnten wir unsern Jungens bieten und in welchen Klassen? Ich will hier nun nicht einen „Kanon" aufstellen, wie das leider noch immer üblich ist. Meiner Meinung nach gibt es Quarten, die reifer als manche Tertien sind, und Tertien, in denen man einmal ungestraft nach dem Lehrstoffe der U II hinüberblinzeln darf. Immerhin, man rechnet nun einmal mit dem „Durchschnittsschüler", also rechnen wir hier auch mit ihm. Dann aber wird die Auswahl der Gedichte manchem Lehrer nicht zusagen, vielleicht weil er andere Kunstanschauungen hat. Ich will also hier nur das geben, was ich innerhalb dreier Jahre in den einzelnen Klassen erprobt und für wirksam erfunden habe.

In Quarta empfiehlt sich zweifellos der Anfang mit der Seite Münchhausenscher

Kunst, die menschlich uns am nächsten steht: mit dem Humor. Und nichts führt den Dichterfreiherrn vielleicht besser ein als eben die „Wunderwirkung der Latinität“:

Ihr lieben Jungens in Stadt und Land,
Ich weiß Euch eine Geschichte.

So tritt er gleichsam als der gute Onkel den Bürschchen entgegen, der sich ganz in ihren Vorstellungskreis zu versetzen weiß, der ihre kleinen Schwächen kennt und ein ganz klein wenig mit ihnen verschworen ist. Vielleicht aus seliger Jugenderinnerung. Die langweiligsten Brüder unter den Schülern werden aufjubeln, wenn Johann Cicero predigt:

Totschlago vos sofortissime,
Nisi vos benehmitis bene.

Und die „Moral“ am Schlusse mit ihrer leisen Bespöttelung des Aufsatzwesens wird nicht minder Beifall finden, ohne daß deshalb die Grundfesten der Schule wanken.

Die „Hölle des hannöverschen Adels“ wird schon etwas mehr Denkreife beanspruchen. In dem Gedichte steckt hinter dem burlesken Scherze doch eine feine Satire auf die zeitgenössische Gesellschaft, wennschon das Gedicht allein, ohne diesen Unterton herauszuheben, wirksam genug ist. Es vermittelt überdies die Beziehungen zwischen unserem Dichter und seinem großen Ahnen, schlägt also Brücken zu Bekanntem.

Der „Hofball“ endlich würde sogar in VI oder V möglich sein, er sei aber der IV zugeteilt, weil in den früheren Klassen die beiden andern Gedichte kaum wünschenswert wirken würden. So tritt der Dichter bereits den Quartanern als eine wohlbekannte und sicherlich sofort beliebte Persönlichkeit entgegen, zunächst von seiner liebenswürdigsten und verständlichsten Seite. Er hat sich vorteilhaft vorgestellt, und die Schüler werden ihm auch dann gern zuhören, wenn er ernstere Saiten anklingen läßt. Das würde in U III beginnen.

Da hier die Geschichte bis 1815 geführt zu werden pflegt, so kann man mit Vorteil geschichtliche Balladen heranziehen. Am meisten scheint sich der „Eid derer von Lohe“ zu eignen, ein Gedicht, das in seltener Klarheit einen Abriß deutscher und besonders hannöverscher Geschichte von 1815 bis 1875 gibt. Die künstlerischen Vorzüge, den hohen sittlichen Gehalt der Dichtung kann hier nicht eine kurze Andeutung erschöpfen. Beides muß der Leser und Lehrer am Urbilde selbst sich aneignen. Ob man aus dem „Alten Stamm“ schon in U III den „Alten Obrister“ und den „Krüppel“ behandeln soll, weiß ich nicht unbedingt zu entscheiden. Ich habe es in einer gut veranlagten U III getan, vorzugsweise wird man aber diese Gedichte doch der O III überlassen. Sonst kämen für U III in Betracht die packenden „Fischer von Svendaland“, mit das Großartigste Münchhausenscher Kunst, deren Wucht auch der stumpfeste Tertianer empfinden muß, und die launige „Lederhosensage“, die Münchhausen weiterhin wie in IV als lustigen Plauderer zeigt, der mit todernstem Gesichte Schelmereien zu sagen weiß.

Für O III möchte ich den „Alten Stamm“ heranziehen: nicht in vollem Umfange, denn der „Zwiefache Tod“ ist für Tertianer ein wenig zu hoch gegeben, und das „Dorf bei Nacht“ inhaltlich nicht ganz unbedenklich für Jungens von 14 bis 15 Jahren. Dagegen ist der „Krüppel“ sehr geeignet. Die ganze Bitterkeit des Abseitsstehenmüssens des Untauglichen ist nie beredter gesprochen worden als durch den Mund

des armen, hinkenden Landjunkers. Der „Alte Obrister" wirkt nahezu bildmäßig durch die Kraft der Vorstellung, die in den sorgsam gewählten Worten des Dichters lebt. Beide Gedichte zusammen aber ergeben ein so erschütterndes Gemälde von der Grausamkeit und den Schrecken des Krieges, daß sie ein wirksames Gegengewicht in den jungen Gemütern bilden müssen gegen die unerfreuliche berufsmäßige Schwert- und Kanonendichterei. Da in O III überdies die deutsche Geschichte von 1492—1648 wiederholt wird, so schließt sich dieses Zweigespann von Balladen dem allgemeinen Stoffe trefflich an.

Das gleiche kann man von dem Bayardkranze sagen, obschon ich nicht alle Gedichte hier gleichmäßig empfehlen möchte. Die „Sporenschlacht von Guingate" und „Wie Bayards Stolz gebrochen werden sollte" erscheint mir gerade als das rechte Maß. Wer den scherzhaften Münchhausen auch in O III nicht missen will und nicht kleinlich denkt, wird sich gern auch des „Fluchenden Bischofs" erinnern. Er wird einmal eine angebrochene Stunde heiter ausfüllen.

Für U II möchte ich noch zwei Balladen in Anspruch nehmen, deren Bekanntschaft unserer Jugend nicht vorenthalten werden sollte. Die großzügige Römerballade „Die Weissagung des Diokletian". Würde der Nachwelt einmal von Münchhausens gesamtem Dichten nur dies eine Stück erhalten, sie würde ihn bedenkenlos neben, wenn nicht, wie ich es tue, über Liliencron stellen. Das Leben am Grenzwall, die Ordnungslosigkeit der Soldatenkaiserzeit, die mächtige Gestalt Diokletians, das alles vermag kein Geschichtsschreiber deutlicher, eindrucksvoller zu schildern, als es Münchhausen getan hat. Römische Geschichte steht überdies auf dem Lehrplan der U II, so daß die Anknüpfung leicht gewonnen ist. Als zweites Stück möchte ich den „Nobiskrug" empfehlen, dessen verbissene, düstere Stimmungsmacht erschüttert und gefangen nimmt. Auch „Graf Egisheim" könnte mit in Frage kommen, falls manchem Erzieher der „Nobiskrug" nicht ganz einwandfrei erscheinen sollte.

Daß Münchhausen auch Balladen verfaßt hat, die sich ausschließlich für die oberen Klassen eignen, ist selbstverständlich. Ich nenne hier nur den „Rabbi Manasse Kohen", mit das Beste aus Münchhausens Feder, „Die Glocken von Hadamar", den „Todspieler", „Den toten Besuch" und für O I besonders das dritte Lied der „Einsamen" aus dem neuesten Bande — die „Standarte". Aber in den Oberklassen sind die Klassiker so übermächtig, da drängt zudem die mittelhochdeutsche Dichtung hinzu, so daß hier wenig Raum bleibt. Immerhin sollten die genannten Balladen immer noch in den drei Jahren Zeit und Raum finden.

Dem Lyriker Münchhausen müßte da auch sein Recht werden. Wenigstens einiges aus seiner Kriegslyrik müßten unsere Kriegsprimaner mit hinausnehmen, etwa „Über ein Grab hin", die „Frage des Toten" — Deutschlands bestes Kriegsgedicht im Weltkriege! —, „Worte von jenseits" und „Das bißchen Leben" (alles aus der „Standarte"). Auch „Der Tote" aus dem „Herz im Harnisch" gehörte hierher. Ein Lehrer, der sich in seinen Münchhausen eingelebt hat, wird unschwer noch vieles in der Lyrik des Dichters finden, was er seinen jungen Freunden gern mitteilen wird. Die kleine „Feldausgabe" erleichtert zudem wesentlich die Bekanntschaft mit dem Werke Münchhausens.

Ich habe hier vorzüglich für Münchhausen in den Mittelklassen eine Lanze gebrochen. Aus zwei Gründen. Der Deutschunterricht in IV bis U II ist heutzutage

ein Feld, in dem sich der Lehrer noch sehr frei bewegen kann. Ferner aber ist gerade der Schüler der Mittelklassen am empfänglichsten für eine Kunst wie die Münchhausens, kurz: für eine kraftvolle, deutsche Kunst. In den Oberklassen gewinnen leicht andere Neigungen im Schüler die Oberhand: der Tertianer ist noch meist der gute Junge mit dem warmen Herzen und dem hellen Auge. Ihm müssen wir seinen Münchhausen geben: er wird's uns danken. Er wird's für sein ganzes Leben haben.

Der Unterricht in der Lyrik und die Deutschkunde.

Von **Hans Schlemmer** in Charlottenburg.

Walther Hofstaetter hat in seiner „Deutschkunde" dem Lehrer des Deutschen reiche Anregungen zur Gestaltung seiner Arbeit gegeben. Es sei mir gestattet, im folgenden mit aller notwendigen Kürze an einem scheinbar recht fernliegenden Gebiete, nämlich dem Unterrichte in der Lyrik, zu zeigen, wie auch hier das Prinzip der Deutschkunde mit Segen anwendbar ist und die Anregungen des Hofstaetterschen Sammelbuches reiche Früchte tragen können.

Man wolle mich aber nicht mißverstehen! Ich meine nicht etwa, daß nun in Zukunft die lyrischen Gedichte dazu benutzt werden sollten, um an ihnen den Schülern deutschkundliche Kenntnisse beizubringen: Gott bewahre uns! Nein, die Errungenschaft der letzten Jahrzehnte, die Errungenschaft nicht zum mindesten der drei Kunsterziehungstage soll uns durch nichts geraubt werden, daß nämlich der Unterricht in der Poesie, in der Lyrik zumal, kein anderes Ziel hat und haben darf als das Verständnis des Kunstwerks eben als Kunstwerk; alle Nebenziele und -zielchen moralischer, intellektueller, patriotischer usw. Art sind unbedingt abzuweisen, wollen wir nicht wieder in den alten Deutschunterricht unseligen Andenkens hineingeraten, der ja allerlei Schönes und Brauchbares erreicht haben mag, aber für die künstlerische Bildung der Jugend schlechterdings nichts leistete. Es scheint mir gerade jetzt nicht überflüssig, das einmal deutlich auszusprechen.[1]) Wohl aber kann die Deutschkunde uns unschätzbare Hilfe leisten eben auf dem Wege zu diesem ästhetischen Ziele; und diese Hilfe ist bisher noch nicht im entferntesten genügend ausgenutzt worden.

Ein lyrisches Gedicht wird nur dann verstanden — künstlerisch verstanden —, wenn es innerlich angeschaut wird. Hält man sich das vor Augen und bedenkt man, wie wenig unsere Großstadtjugend zu schauen gewöhnt ist, dann wird einem die gewaltige Aufgabe klar, die einem auch das kleinste lyrische Gedicht stellt, soll es den Jungen nicht bloß eine Reihe schöner Worte bleiben: eine Aufgabe, die nur mit Hilfe der Deutschkunde lösbar ist. Ein Beispiel aus der Sexta[2]): das „Lied vom Monde" von Hoffmann v. Fallersleben („Wer hat die schönsten Schäfchen ..."). Was schaut der Großstadtjunge dabei? Nichts! Er hat nie die Heide gesehen, nie einen Hirten, nie eine Schafherde, wahrscheinlich überhaupt noch nie ein Schaf. Was bleibt das niedliche Gedicht also für ihn? Leeres Gerede; und das soll es doch nicht. Man führe also die Kinder hinaus im Geiste in die Lüneburger Heide, am besten wohl in Form einer Ich-Erzählung. „Ich ging in der Heide spazieren, und

1) Daß hier wirklich eine Gefahr vorliegt, zeigt z. B. das Buch von Thomas Lenschau, „Deutschunterricht als Kulturkunde", Leipzig 1917, das ja sonst eine geradezu verschwenderische Fülle der prachtvollsten Anregungen bietet, aber den ästhetisch-poetischen Gesichtspunkt doch in bedrohlicher Weise vermissen läßt.

2) Meine Beispiele entnehme ich dem Lesebuch von Hopf und Paulsiek, neu herausg. von Chr. Muff.

da sah ich ..." usw., alles so breit ausmalend, so anschaulich wie nur möglich. (Hat man ein gutes Bild von der Heide, so ist's natürlich noch besser.)[1] „Und da begegnete mir auch eine Schafherde ...", wieder genaue Schilderung: Die Schäfchen dicht gedrängt, oft auch unartig, sich vordrängend, sich gegenseitig stoßend usf., so daß Hirt und Hund eingreifen müssen. „Dann in der Nacht ging ich aus meinem Quartier noch einmal ins Freie und schaute zum Himmel auf, und — da sah ich wieder eine Schafherde!" Und nun wieder genaue, anschauliche Schilderung mit Vergleichen aller Art (Diese Schäfchen „tun sich nichts zuleide" u. a.); dann braucht's bloß noch den gemütvollen Vortrag des Gedichts, und die Kinder haben ein künstlerisches Erlebnis gehabt und — ein gut Stück Deutschkunde obendrein gelernt.

Ein ganz andersartiges Beispiel aus der Quarta: „Die Auswanderer" von Freiligrath. Dieses Gedicht wird fast immer von den Jungen ganz schief aufgefaßt und gar nicht verstanden, weil sie unwillkürlich stets den modernen Überseeverkehr nach Amerika mit seinen Riesendampfern usw. vor Augen haben. Soll daher das Gedicht zu seiner vom Dichter beabsichtigten Wirkung gelangen, so muß den Jungen zunächst einmal der grundlegende Unterschied zwischen heute und 1832 zum Bewußtsein kommen, daß damals Auswanderung nach Gründen und Folgen etwas völlig anderes war als in unserer Zeit.[2] Erst wenn der Schüler das erfaßt hat, kann seine Seele mitschwingen bei dem Hören des Gedichts (und das ist doch wohl der Zweck des Unterrichts in der Lyrik), wenn er so die Auswanderer im Geiste zu begleiten vermag in ihre unsichere Zukunft voller Gefahren und Entbehrungen, in eine Zukunft, in der sie, fern von allem, was deutsch heißt, mit braunen Tscherokesen verkehren und anstatt in dem altgewohnten soliden Bauernhause in einer leicht gezimmerten Bretterwohnung hausen werden. Nur ja nicht etwa die so erweckte Stimmung dann durch politisch-moralische Anwendungen tottreten; herzlichstes Mitgefühl mit dem im Mutterlande ach so wenig beachteten und oft so schnöde verkannten Heldenkampf jener ersten Pioniere des Deutschtums wird ja auch so erweckt worden sein; aber ausklingen lassen mag man die Stunde immerhin mit jenen ergreifenden Versen eines Auswanderers aus dieser Zeit:

„Ach, würden alle, die zu Hause blieben,
Wie deine Fortgewanderten dich lieben,
Bald würdest du zu einem Reiche werden,
Und deine Kinder gingen Hand in Hand
Und machten dich zum größten Land der Erden,
Wie du das beste bist, mein Vaterland!"

Und endlich noch ein Beispiel aus der Untersekunda: Wilhelm Müllers „Lindenbaum". Gleich die erste Zeile gibt dem Großstadtjüngling eine Fülle von Rätseln auf, oder besser gesagt: stellt ihn vor eine ihm inhaltlose Reihe leerer Worte: „Am Brunnen vor dem Tore, da steht ein Lindenbaum" — was weiß der „moderne" Berliner von der Bedeutung eines alten Stadttores? Was von der Fülle von Stimmung und Poesie, die einen Kleinstadtbrunnen umkleidet? Was von dem Lindenbaum und seiner Stellung im Leben des deutschen Volkes? Da heißt es wieder, soll das wundervolle, auf den Schwingen der Schubertschen Musik zum Volkslied gewordene Gedicht nicht leerer Klingklang bleiben, mitten hineinzugreifen in die Deutschkunde. Die Geschichte der Linde, die nie ein Waldbaum war, aber um so mehr als Einzelbaum wirkte[3]), muß dem Schüler ebenso klar werden wie der altdeutsche Städtebau

1) Auf die Notwendigkeit von Anschauungsmaterial im Deutschunterricht weist vor allem Julius Ziehen hin („Aus der Werkstatt der Schule", Leipzig 1907, S. 85ff.).
2) Vgl. „Deutschkunde" S. 105f. 3) „Deutschkunde" S. 19.

mit seinen prachtvollen Toren und künstlerisch vollendeten Brunnen[1]), erst dann kann er verstehen, was der Dichter hier hat sagen wollen, erst dann kann auch durch seine allen Gefahren der Verbildung und Blasiertheit ausgesetzte Seele eine Ahnung ziehen von dem ewig wahren Sinn der tiefernsten Schlußworte: „Du fändest Ruhe dort!"

Es sei genug der Beispiele, die ja sowieso nur roh und flüchtig skizziert werden konnten. Neues habe ich ja überhaupt nicht sagen wollen, nur einmal darauf hinweisen, wie selbst in dem Zweige des deutschen Unterrichts, der scheinbar hier gar nicht hergehört, die Deutschkunde eine bedeutsame Rolle zu spielen berufen ist, und wie notwendig es daher ist, daß wir auch nach dieser Richtung hin die Zeichen der Zeit verstehen.

Die Übungsarbeiten im Deutschunterricht der mittleren Klassen.

Von **Benno Tschischwitz** in Schweidnitz.

In seinem 1911 veröffentlichten Extemporale=Erlaß fordert der preußische Kultusminister auch „orthographische und stilistische deutsche Klassenübungen auf der unteren und mittleren Stufe". In den Klassen VI bis IV läßt der Deutschlehrer wohl auch solche Arbeiten ziemlich regelmäßig schreiben; er benutzt sie im allgemeinen namentlich zur Einübung der Rechtschreibung und der Zeichensetzung. Dagegen werden sie auf der Mittelstufe erfahrungsgemäß ziemlich stiefmütterlich behandelt. Schuld daran ist einmal die geringe Stundenzahl. Die 80 Deutschstunden, die in U III oder O III während eines Schuljahres bestenfalls zur Verfügung stehen, sind durch Lektüre, Sprachlehre, Vorbereitung und Besprechung der Aufsätze so ausgefüllt, daß die Übungsarbeiten meist zu kurz kommen. Hierzu tritt wohl aber auch die Schwierigkeit in der Auswahl passender Aufgaben, da es auf dieser Klassenstufe mit Diktaten nicht mehr getan ist. Und doch sind solche Übungen ausdrücklich vorgeschrieben; die Aufsätze machen sie auch keineswegs überflüssig. Nie kann ja bei diesen verhältnismäßig umfangreichen Aufgaben alles genau besprochen werden; nie kann etwa hier die ganze Klasse in gemeinsamer Arbeit am Ausdruck feilen, bis der Wortlaut festgestellt ist. Das läßt den Wert, die Notwendigkeit besonderer stilistischer Übungen erkennen.

Am ersten verfällt man wohl auf Gliederungen als passenden Stoff für kleine Arbeiten. Sicher sind solche Übungen notwendig und gewinnbringend. Freilich sollte man ein Gedicht doch nur ausnahmsweise in ein so strenges Schema zwängen. Es wird sich in der Regel empfehlen, die Teile nur mündlich herauszuarbeiten. Das ist genug, oft übergenug. Bei einer schriftlichen Feststellung dagegen raubt man dem Kunstwerk nur zu leicht jeden Schmelz. Doch auch die Gliederung von Prosalesestücken bietet häufig Schwierigkeiten. Eine strenge Disposition, wie wir sie in den Aufsätzen zunächst verlangen und verlangen müssen, ist da oft nicht vorhanden. Darauf haben wir die Schüler hinzuweisen; wir haben ihnen klarzumachen, daß der Meister über der Form steht, daß es sein gutes Recht ist, etwas scheinbar Nebensächliches breit zu behandeln und auch einmal ganz vom Thema abzuschweifen, wenn er uns

1) A. a. O. S. 118.

nur etwas zu sagen hat. Aber zu Dispositionsübungen eignen sich derartige Lesestücke wenig. Deshalb empfiehlt es sich vielleicht auf dieser Stufe, auf der dem Schüler doch erst der Sinn für eine genaue Gliederung aufgehen soll, den Stoff von außen zu holen. Man kann ein geeignetes Gebiet der Natur oder Kultur heranziehen und den Schüler anhalten, es in seine Teile und Unterteile zu zerlegen. Einige Beispiele mögen das erläutern. Die Aufgabe lautet: „Unsere Verkehrsmittel". Die Schüler werden von selbst zu der Teilung kommen: zu Lande, zu Wasser, in der Luft und haben nun in diese Gruppen die einzelnen Fahrzeuge einzuordnen. „Die wichtigsten Handwerke" lassen sich nach dem Zweck gliedern, dem sie dienen (Nahrung, Kleidung, Wohnung), „die Nutzpflanzen des Gartens" in Gemüse und Obst, dieses vielleicht wieder in Strauch- und Baumobst. Ebenso wird der Schüler für manche geschichtliche Entwicklung (z. B. „Die Eroberung der Luft"), für manche menschliche Arbeitsleistung (z. B. „Vom Korn zum Brot") die sinngemäße Gedankenordnung in wenigen Minuten finden.

Doch solche Gliederungen dürfen eben immer nur einen Teil der kleinen Arbeiten ausmachen. Zu ihnen können vielleicht hin und wieder Begriffsbestimmungen treten, die ebenso wie jene in erster Reihe dazu dienen, die Schüler an knappe Ausdrucksweise, an die Wahl des richtigen Wortes zu gewöhnen und auf ihre logische Schulung hinzuwirken. Wir werden zunächst mit der Klasse den Grundsatz herausarbeiten, daß man einen Begriff erklärt, indem man den nächst übergeordneten Begriff sucht und zu ihm dann das unterscheidende Merkmal fügt. Derartige Übungen sind nicht leicht; nur verhältnismäßig wenige Wörter werden für die Mittelstufe geeignet sein; oft wird eine einzige Begriffsbestimmung als schriftliche Übung genügen. Folgende Beispiele seien hier angeführt: Der Wagen ist ein mit Rädern versehenes Gefährt; die Münze ist ein Metallstück, das innerhalb einer Gemeinschaft als Tauschmittel verwendet wird; der Sattel ist ein Sitz, der auf dem Rücken eines Reittieres befestigt wird; die Straße ist ein an den Seiten begrenzter Weg, der dem allgemeinen Verkehr dient. Wenn wir in dieser Weise mitunter ein einzelnes Wort unter die Lupe nehmen, so können wir bequem einige Bemerkungen über seine Herkunft, sein Schicksal hinzufügen, Erscheinungen wie Lehnwort, Bedeutungswandel, -verengerung, -erweiterung usw. an ihm erläutern.

Daneben empfehlen sich Übungen, die den ausgesprochenen Zweck haben, das Sprachgefühl des Schülers zu schärfen. Immer wieder stoßen wir in der Zeitung, in öffentlichen Bekanntmachungen auf Satzgefüge, die weitverbreitete Sünden gegen den Geist unserer Sprache enthalten. Der Lehrer wird gelegentlich solche Sätze an die Tafel schreiben und die Aufgabe stellen, sie zu vereinfachen, von ungehörigen Wendungen zu säubern. Namentlich die Zeitschrift des Allgemeinen Deutschen Sprachvereins bietet ihm da eine Fülle von Stoff. Fast jede Nummer dieser Monatsschrift bringt ja fehlerhafte Sätze, verbessert sie und fügt gleich die Begründung für die Änderungen hinzu. Der Satz: „Ab Mittwoch, den 15. September, kommen keine Maxauer Badezüge mehr zur Ausführung" ergibt verwandelt „Von Mittwoch, den 15. September an verkehren die Badezüge nach Maxau nicht mehr". „Das Belegen der Sitzbänke mit schweren Gepäckstücken, sowie das Stehen mit den Füßen auf denselben wird verboten" wird zu: „Es ist verboten, auf die Bänke zu treten oder schwere Gepäckstücke darauf zu legen." Noch mehr werden die Schüler bei der Sache sein, wenn

die Beispiele der Umwelt entlehnt sind. So habe ich den einen oder andern Paragraphen der recht ungeschickt abgefaßten Hausordnung umwandeln lassen, die in unserer Stadt fast jeden Hausflur schmückt, z. B. den folgenden: Das Reinigen resp. Ausklopfen der Kleider hat jeder Mieter auf seinem Treppenflur und das der Stubendecken im Hofe vornehmen zu lassen.

Damit haben wir ein Gebiet berührt, das uns Aufgaben in Hülle und Fülle liefert: unsere Umgebung, das praktische Leben. Wer bedenkt, wie schwer es oft selbst gebildeten Erwachsenen fällt, einige wenige Sätze so abzufassen, daß sie einigermaßen druckreif sind, wird auch die Berechtigung derartiger Übungen zugeben. Dort, wo ein Schülerturnverein oder etwas Ähnliches besteht, lasse man einmal einen Beschluß der Mitgliederversammlung von der Klasse möglichst knapp und klar zu Papier bringen. Man lasse eine mustergültige Tagesordnung für eine Sitzung entwerfen, oder einen kurzen Bericht über Vereinsveranstaltungen, Turnmärsche u. a. m. verfassen. Warum soll nicht auch schon im Unterricht die vernünftige und geschmackvolle Form für einfache Bestellungen, Rechnungen, Quittungen erarbeitet werden? Das Leben stellt ja später fast täglich uns allen solche Aufgaben.

Auch die zusammenfassende Wiedergabe größerer Lesestücke oder Reden verlangt einige Übung. Jeder kommt in die Lage, einen Bericht über einen Vortrag, eine Aussprache abzufassen, Protokoll zu führen. Welche Rolle spielt gar für den Studenten das Mitschreiben in der Vorlesung! Da kann der Lehrer manchen Wink geben. Vor allem muß er zeigen, wie es hier darauf ankommt, das Wesentliche herauszufinden und festzuhalten, das Unwesentliche beiseite zu lassen. Hier muß auch namentlich vor gar zu langen Sätzen gewarnt werden, da diese Gefahr besonders nahe liegt. An Stoff fehlt es auch hier nicht; fast jedes Lesestück bietet uns welchen. Oder man lasse einmal den Inhalt eines Cäsarkapitels, einer einzelnen Szene oder eines ganzen Aktes des in O III gelesenen Dramas in dieser Weise zusammenfassen. Um die Schüler an ein verständiges, maßvolles Mitschreiben zu gewöhnen, trage man irgendeinen kurzen Abschnitt aus der Geschichte, aus der Sprachlehre vor, den die Klasse währenddessen schriftlich festzuhalten hat.

Wird bei dieser Art von Arbeiten eine kürzende Wiedergabe verlangt, so können andere Aufgaben von vornherein so eng umgrenzt werden, daß der Schüler alles sagen kann, was zur Sache gehört. Er mag beispielsweise erzählen, wie er des Morgens daheim aufbricht, um zur Schule zu gehen. Besonders eignet sich die Beschreibung kleiner, anspruchsloser Bilder zu solchen Übungen. Ich denke da in erster Reihe an Schattenrisse, an Holzschnitte, z. B. von Schwind und Ludwig Richter. Dadurch erziehen wir unsere Jugend gleichzeitig zum Schauen und bilden damit in ihr eine Fähigkeit aus, die in unserem Schulbetrieb leider immer noch arg vernachlässigt wird. Und wenn wir sie auf diese Weise nebenbei mit Kunstgattungen, mit Künstlern bekanntmachen, die so ausgesprochen deutsch sind wie die genannten, so ist das hoher Gewinn. Diese Arbeiten sind dann auch Vorübungen zu Aufsätzen, in denen man von den Schülern verlangt, ein größeres Gemälde zu beschreiben, sich über seinen Aufbau klar zu werden, die Stimmung zu schildern, die es erfüllt.

Schließlich bietet sich uns die kurze, kunstgemäße Erzählung, namentlich die Fabel und die Anekdote. In jener Gattung werden wir vor allem Lessing als Vorbild hinstellen, in dieser verweisen wir vielleicht auf die kürzesten unter den Erzäh-

lungen des Rheinischen Hausfreundes von Joh. Peter Hebel als Meisterstücke. Aber auch die neuere Zeit gibt da manche Anregung. Unsere guten Tagesblätter und Zeitschriften bringen — oft unter der Überschrift „Wahres Geschichtchen" — manchen Schwank, manche Schnurre, der sich zur Wiedergabe eignet. Auch so etwas will gelernt sein; nur wenig Menschen können heutzutage launig und mit Geschick erzählen. Vielleicht kann hier auch die eine oder andere englische Anekdote als Vorbild dienen; namentlich der Ire ist ja ein Meister in diesem trocknen Humor. Bei der Besprechung solcher Geschichtchen läßt sich auch viel eher als bei großen Lesestücken die Kleinarbeit besprechen, die der Erzähler zu leisten hat. Man kann darauf verweisen, wie wirkungsvoll es ist, ganz knapp, rein sachlich zu berichten, Gespräche oft geradezu dramatisch zuzuspitzen und nur hin und wieder einmal eine Einzelheit breiter auszumalen.

Alle diese Arbeiten sind nicht leicht. Wir werden gut tun, zunächst nicht zuviel zu verlangen. In der ersten Zeit werden wir den Wortlaut in gemeinsamer Arbeit mit den Schülern feststellen, auch später werden wir vor der Niederschrift Anhaltspunkte geben und erst nach längerer Übung ganz selbständige Leistungen fordern.

Vielleicht ist es dann auf dem angegebenen Wege möglich, die stilistischen Klassenübungen, die der Extemporale-Erlaß auf der mittleren Stufe verlangt, zu einem festen und nutzbringenden Bestandteil des Deutschunterrichtes zu gestalten. Freilich darf man auch einen Nachteil nicht unbeachtet lassen, der den meisten angeführten Gattungen anhaftet. Sie stehen nicht im Zusammenhange mit dem Stoffe, der gerade behandelt wird. Es fehlt der Stunde infolgedessen der Mittelpunkt, dem alles zustrebt. Ob darüber weggesehen werden kann, muß dem Urteil der Fachgenossen überlassen bleiben.

Wider die Scheinbildungen des Wesfalls.

Von **H. Stürenburg** in Loschwitz.

„Wider die Apostroph-Genitive" würde ich nach der noch üblicheren Bezeichnung zu sagen haben. Es gilt also wieder einmal einen Vorstoß gegen Scheinabwandlungen, wie Strauß' Walzer, Hermann Götz' Oper, Lenz' „Soldaten" (in dieser Zeitschrift S. 19 d. J.) oder gar „Der Roman Stratz', um nur einige Beispiele aus den letzten Tagen voranzustellen. Aber auch gegen Fälle wie Sophokles' Dramen, Tacitus' Annalen, wie sie auch bei solchen leider noch fast allgemein üblich sind, die derartige Härten bei deutschen Namen vielleicht doch vermeiden, und bei denen man oft nicht einmal das Kürzungszeichen mehr für nötig hält. Dieses ist ja auch in der Tat nur für den Schein berechnet; es soll dem Auge eine Abwandlung vortäuschen, die im Grunde doch das Ohr als Sitz unseres Sprachgefühls verlangt. Die Endung s ist ja hier auch gar nicht weggefallen, wie das i in heil'ge Nacht, sie ist vielmehr gleich im Keim erstickt. Daß aber unser Sprachgefühl hier noch eine hörbare Abwandlung verlangt, wie wir sie ja auch bei Namen auf sch noch hören lassen in „Buschs Max und Moritz", „Gaschs Jahrbuch", ist außer Zweifel; geht es doch so weit, daß es in Mutters Liebling, Tantes Geburtstag das diesen Worten gar nicht zukommende s verwendet. Und wir haben alle Ursache, das Sprachgefühl, wo es noch am Ausdruck der Beziehung festhält, zu stützen und es nicht, wie es z. B. Blatz, Neuhochdeutsche Grammatik I, S. 335 und die sächsischen Regeln für die deutsche

Rechtschreibung im § 25 tun, einfach hinzunehmen, daß in Lenz' Verdienste, Horaz' Satiren, Musäus' Volksmärchen das Abfallzeichen den Wesfall bezeichne.

Wer, wie ich, den deutschen Sprachgebrauch in Wort und Schrift nun über 50 Jahre bewußt verfolgt, kann ja auch schon eine Besserung hierin feststellen. In meiner Jugend galt „Vossens Luise“ noch als gespreizt, obwohl es damals schon Gervinus u. a. verwendet haben und obwohl es in Hans Sachsens poetischer Sendung bei Goethe das allerbeste Vorbild hatte. Es hat sich aber seitdem und gewiß vorwiegend unter dem Einfluß der Schule und des Sprachvereins mehr und mehr eingebürgert, und es zeigt sich größerer Mut auch für Horazens, Leibnizens, Marxens. Franzens, Fritzens u. dgl. sind ja auch mundartlich immer üblich gewesen. Überwiegend und vor allem in der Presse stößt man aber doch noch auf die Scheinformen und auch in so unerträglich harten Fällen, wie „Ch. Weiß' eigne Abhandlung“ oder gar „der Verfassungsentwurf Dr. Preuß'“. Das letzte Beispiel zeigt, daß die Härte bei Nachstellung noch mehr empfunden wird und man sich noch eher scheut, zu sprechen und zu schreiben „die Verbrennung Huß' und das Werk Livius', als „Marx' Hauptwerk“ und „Lysias' ausgewählte Reden“.

Am begreiflichsten und duldbarsten ist, daß die Dichtung sich die kurzen Formen zunutze gemacht hat, wie Schiller in „auf Sestos Felsenturm, nach Abydos Küste, Eros mächt'ger Bogen, Phöbus Stadt, Laius königliches Haus“ (in den ersten Ausgaben ohne Kürzungszeichen), Goethe in „von Thoas Hand, Tochter Zeus, aus Tantalus Geschlecht“ (in der Sophienausgabe ohne '). Aber hier handelt es sich ausschließlich um fremde Eigennamen, bei denen eine eigentliche Abwandlung des Wesfalls ausgeschlossen und Auswege, wie wir sie gleich besprechen werden, meist zu umständlich waren. Bei Tantalus bot sich die Kürzung zu Tantals, die ja auch Goethe mehrfach verwendet. Wie sehr auch Schiller das Bedürfnis nach Abwandlung empfindet, ist aus seiner Übersetzung des Virgil ersichtlich, aus der ich nur Ripheus und Skyros je einmal im Wesfall vermerkt habe, aber häufig Priams (auch in Hektors Abschied), Pergams, Tyndars, Dardans und daneben Laertens, Anchisens, Achillens, Ulyssens.

G e r a d e n u n f ü r d i e g r i e c h i s c h e n u n d l a t e i n i s c h e n P e r s o n e n n a m e n h a t s i c h d i e S p r a c h e, was bis jetzt nur wenigen zum Bewußtsein gekommen ist, e i n e A u s h i l f e g e s c h a f f e n d u r c h H i n z u f ü g u n g d e s d e u t l i c h a b g e w a n d e l t e n G e s c h l e c h t s w o r t s. Wir können, wenigstens ohne Beiwort, nicht sagen des Goethe, des Schiller, wohl aber „Der Ring des Polykrates, Das Schwert des Damokles, Die Kraniche des Ibykus“. Bei Jesus und Christus ist das nicht üblich geworden, weil sich Jesu und Christi eingebürgert hatten. Wenn dieser Gebrauch des Geschlechtsworts auch zuweilen in andere Fälle eindringt, wie „sag' dem Achill“, „dem Patroklus schrecklich Opfer bringt“, und sich vereinzelt auch auf Namen ohne s-Auslaut erstreckt, wie „des Apoll', des Cäsar“, so ist er doch augenscheinlich vom Wesfall bei s- oder z-Auslaut und dem Bedürfnis ihn klarzustellen, ausgegangen. Denn niemand sagt ja „der Sophokles“ und für den Wem- und Wenfall ist die Bezeichnung so wenig nötig wie bei allen deutschen Eigennamen ohne Endung für sie, seitdem die bei Goethe noch regelmäßigen Abwandlungen wie Wilhelmen und Theresen veraltet sind.

Das Geschlechtswort hilft danach auch bei jüngeren Worten aus, am natürlichsten

bei neueren lateinischen Formen: „des Peter Cornelius Tod des Verräters, des Polonius, des Comenius, des Musäus, des Curtius" (Preuß. Jahrb. 1918 mehrfach in einem Aufsatz über Geibel und Ernst Curtius); bei Goethe auch „die Aufmerksamkeit des Felix" und so bei Vornamen überhaupt allgemeiner in Anlehnung an ihre mundartliche Begleitung durch das Geschlechtswort „des Hans, des Fritz".

Aber die Sprache hat noch andere Aushilfen gewonnen. Behaghel hat einmal in der Zeitschrift des Allg. Deutschen Sprachvereins 1900, S. 262 über „Die Zukunft unseres Genitivs" geschrieben und gegenüber einem kaum noch der Erwähnung werten Vorschlag, auf die Endung es allgemein freiwillig zu verzichten, darauf hingewiesen, wie in den Mundarten die unmittelbare Bildung des Wesfalls schon so gut wie ausgestorben sei und durch Umschreibungen wie „meinem Vater sein Haus, der Fuß von dem Tisch" ersetzt werde. Von letzterer kann nun auch die Schriftsprache ungescheut Gebrauch machen und tut es ja auch nicht nur bei Namen auf s und z: Diese Lieder von Brahms, die Hauptschrift von Marx, die Umgebung von Graz, die Belagerung von Paris, der Tod von Karl Peters.

Ist aber dem Sprachgefühl durch Abwandlung des Geschlechtsworts und meist auch eines Beiworts Genüge geschehen, so verlangt es nicht auch noch Abwandlung des Namens: Meines lieben Hans, des alten Fritz, des trefflichen Lehrs. Vgl. „Kaiser Wilhelms Tod" oder „der Tod des Kaisers Wilhelm". „Träger eines gewaltsamen Idealismusses" (Kunstwart Dezember 1916, S. 247) ist also eine unnötige Zwangsbildung, wie anderseits „Auswüchse nationalen Fanatismus" (Preuß. Jahrb. 1918, Juli, S. 104) durch Einsetzung von „eines" seine Härte verloren hätte. So wird auch Nikolaus I. im Wesfall zulässig. Eine Sammlung von nur im Geschlechtswort abgewandelten Fremdwörtern bietet Pauls Deutsche Grammatik II, § 79 Anm. 1, darunter eine Frage Herders, ob nicht des Publikum statt des Publikums genug sei. Damit erübrigt sich auch das ebenda S. 133 vermerkte und gewiß nur ganz vereinzelte Abfallzeichen in des Genius', des Typhus'.

Was ich vorgebracht habe, bietet ja den Sachkundigen wenig Neues. Die immer noch weite Verbreitung der Scheinformen mit ' schien mir aber ein erneutes Vorgehen gegen sie und einen Hinweis auf die Möglichkeiten ihrer Vermeidung zu rechtfertigen. Möchten vor allem die doch zu Hütern der Sprache berufenen Philologen den von der Sprache geschaffenen Ausweg betreten und nicht mehr von Thukydides' und Livius' Geschichtswerken, sondern von denen des Thukydides und des Livius sprechen und schreiben! In einer Zeit, in der es unser deutsches Gewissen mächtig aufzurütteln gilt, sollte auch unser Sprachgewissen vor weiterer Abstumpfung gewarnt werden.

Marmelsteinern — edelsteinen.

Von **O. Behaghel** in Gießen.

Der Unterschied der beiden Bildungen soll nach der Meinung von Gratopps Schülern (Jg. 1918, S. 362) darin bestehen, daß das erste der beiden Wörter den härteren marmornen Klang, das zweite den feinen zierlichen besitze. Ich bin leider nicht so feinhörig wie jene Quartaner, möchte vielmehr glauben, daß die Verschiedenheit der Bildungssilben einen andern Grund hat.

Der m a r m e l s t e i n e r n e Tisch ist zweifellos aus Stein, also s t e i n e r n; wer

ihn aus Marmelstein bildet, von diesem Wort eine Ableitung gewinnt, hat also allen Anlaß, unwillkürlich an das Wort steinern zu denken. Das Auge des Fisches ist nicht aus Stein, sondern aus einem Stein, aus einem Edelstein gebildet, es ist also nicht steinern; wer daher von Edelstein eine Ableitung schafft, dem muß der Gedanke an steinern nicht nur fernliegen, er tut sogar gut, den Gedanken an dieses Wort möglichst fernzuhalten.[1])

Es ist immer bedenklich, zwischen einem bestimmten Laut oder einer bestimmten Lautgruppe und einer bestimmten Vorstellung einen innern Zusammenhang, eine symbolische Beziehung annehmen zu wollen; es läuft hier sehr viel Selbsttäuschung unter. Symbolisch, malend wirkt in der Regel nur die Wiederholung bestimmter Laute.

Der „ursprachliche“ Infinitiv im Deutschen.

Von **Edwin Müller**-Graupa in Dresden.

Es war im Sommer des Jahres 1914, als ich in einer Nummer der Jugend — oder waren es die Lustigen Blätter? — folgende Kasernenhofblüte las. Es ist Instruktionsstunde über militärisches Grüßen. Nachdem der Unteroffizier die verschiedenen Arten des Grußes besprochen hat, fragt er einen Rekruten: „Nun, Meyer, wie würden Sie denn grüßen, wenn die Kaiserin im Omnibus an Ihnen vorüberführe?“ M.: „Durch Anlegen der rechten Hand an die Kopfbedeckung.“ U.: „Na, mein Sohn, da könntest du ja was Schönes erleben. Unsere Kaiserin ist gewiß eine gute Frau. Aber die das sehen, vom Omnibus runter, dir paar reinhauen und dann wieder naufklettern, das wäre eins!“ Dieses reizende Geschichtchen habe ich von da an stets benutzt, um im lateinischen Unterricht die Erscheinung des Infin. historicus (tum hostes decurrere et lapides conicere) den Schülern nahe zu bringen. Denn in lebhafter Erzählung würde ja auch schon im Deutschen die kürzere Form genügen: „Die Kaiserin dich sehen, herunter, dir paar reingeben und dann wieder nauf.“ Über diese eigenartige Verbindung eines Subjekts mit einem bloßen Infinitiv, die sich in keine der hergebrachten Regeln der Grammatik pressen läßt, findet man aber nirgends Aufschluß. Nur Wunderlich, Der deutsche Satzbau 1901 II 386, der als einziges Beispiel aus der deutschen Grammatik Laurentius Albertus anzieht: „Er aber immerzu schlahen, die nechsten zulauffen, sie schreien pro er aber schlug immerzu, die nechsten zulieffen“ (Neudruck v. Müller-Fraureuth S. 142), ferner O. Weise (Deutsche Sprach- u. Stillehre 1910 S. 113. Ästhetik d. deutschen Sprache 1909 S. 50) und einige mundartliche Grammatiken erwähnen sie.[2]) Sonst schweigen sich alle bekannten deutschen Grammatiken, Handbücher der Syntax, Stilistiken

1) Anm.: Die Bildung edelsteinern unterbleibt allerdings nicht durchaus; vgl. Illustriertes Novellenbuch neuer deutscher Meister II. 374: von diesem Kleid der Tausend Augen, die mit edelsteinernem Augenstern über diese vielen Köpfe hinblitzten.

2) Wenn Wunderlich a. a. O. auch Camerarius anzieht, der in seiner vermehrten Ausgabe von Melanchthons Lat. Gramm. (1552) zur Enallage S. 403 bemerkt: „in narrando Infinitivo pro imperfecto utimur“, so ist dies trotz des verführerischen utimur eine trügerische Stütze. Denn aus den folgenden Worten (ut Ter. ... Verg. Aen. ...) geht klar hervor, daß Melanchthon — für den deutschen Humanisten dieser Zeit bezeichnend! — den lateinischen, nicht deutschen Sprachgebrauch meint. Vgl. auch S. 378 (Comparativo utimur), 394 (utimur prima et secunda persona) u. ö.

usw. darüber völlig aus. Angeregt durch die gediegene Abhandlung von P. Kretschmer „Zum latein. Inf. hist." (Glotta II 270ff.), die auch vom Deutschen ausgeht und deren Grundgedanken sich auch Brugmann (vgl. Gramm. d. indogerm. Sprachen II^{2} 3, 2 [1916] S. 944) für die Erklärung des inf. hist. zu eigen gemacht hat, habe ich mich die letzten Jahre eingehend mit dem Ursprung und der Entwicklung dieser sprachlichen Erscheinung sowie ihrer Ausbreitung in der Schriftsprache beschäftigt, ebensowohl im Deutschen wie im Lateinischen. Die Ergebnisse dieser Forschungen für die deutsche Sprache übergebe ich hiermit weiteren Kreisen.[1])

Die neuere Sprachpsychologie hat festgestellt, daß „dem prädikativen Aussagesatz, jener Sprachform, innerhalb deren unser gegenwärtiges Denken und Sprechen erwachsen ist, eine abweichende, ursprünglichere Denkform vorausging, bei der der Nominalbegriff dominierte". Wundt bezeichnet diese als die Stufe des „gegenständlichen Denkens" (Völkerpsychologie II^{3} 142ff. 169. 284ff. 504). Auch für die Indogermanen will er angesichts der Verbreitung dieser Denkweise bei den primitiven Völkern, abgesehen von psychologischen Gründen, die Wahrscheinlichkeit nicht leugnen, daß ihre Sprache eine solche Stufe auch hinter sich hatte, ehe sie in die uns geläufige Entwicklung eintrat (S. 285). In diesem Urzustand der Sprache gab es entwickelte Verbalformen überhaupt noch nicht; nur Nomina und die Nominalformen des Zeitworts: Infinitiv und Partizip, die ja — das müssen wir uns stets vor Augen halten! — ursprünglich auch nur Nomina waren.[2]) Der ganze Entwicklungsgang der menschlichen Sprache, wie ihn der jetzige Stand der Wissenschaft annimmt, erweist dies. Nach den Empfindungswörtern (Interjektionen) und Lallworten als unwillkürlichen Reflexlauten der Gemütserregung, die durch einen starken Eindruck hervorgerufen wird (Lust, Schmerz, Überraschung usw., wie z. B. „plumps, bum" zur Bezeichnung für den plötzlichen Fall eines schweren Körpers) und sich zugleich in Gebärde und Lautgebilde äußert, setzen die Nomina ein, da die Dinge der tönenden und bewegten Umwelt, Wahrnehmungen und Beobachtungen, nicht Handlungen, es sind, für die der urzeitliche Mensch die ersten bewußten Sprachlaute zur Mitteilung an andere schafft. Sie mögen zuerst noch mit Interjektionen verbunden oder selbst interjektionellen Gepräges gewesen sein.[3]) Dieser nackte Nomi-

1) Die Stoffsammlung für den selbständigen Infinitiv im Lateinischen ist in der Berl. philol. Wochenschrift 1918, Nr. 28—30 veröffentlicht worden.

2) Gegen die landläufige Ansicht, daß das Verb der ursprüngliche und wesentlichste Bestandteil, der „Nerv" des Satzes sei, s. auch Steinthal, Abriß d. Sprachwissensch. I, 403. 424. Paul, Prinzipien der Sprachwissenschaft 99. 118. Blümel, Einführung in die Syntax 1914, § 545 Anm. Behaghel, Die deutsche Sprache^{4}, S. 283. Delbrück, Grundfragen d. Sprachforschung 1901, S. 141ff. 148.

3) Man vergegenwärtige sich, daß z. B. die Interpunktion „plumps" aus einem interjektionellen Satz wie „Baum (Stein, Mensch), plumps!" sich zu einem Eigenschafts- und Hauptwort entwickelt hat (plump, Plumps = Plumpsack) und schließlich zum Verbum „plumpsen". Welch tausendjährige Entwicklung führt vom Schallwort „bum" über die schall- und bewegungmalenden Gebilde „bim—baum" zum „bummelnden" Studio und zu „baumelnden" Beinen! Wie überdies Interjektionen heute noch die Kraft haben, ganze Sätze des vielseitigsten Inhalts zu ersetzen, erläutert anschaulich die hübsche Skizze: „... Na ..." in dem Bändchen: „... aber der Wagen rollt!" von Karl Storch (1907), S. 106f., wo der verschiedene Stimmungsgehalt des kleinen Wörtchens „Na" vorgeführt wird: bald das „Na" des Entschlusses oder der Aufmunterung, bald des Zweifels oder der Verwunderung, des Schreckens oder neckischen Humors, bald gesteigert zu „Nana!", bald zu „Nanu?" [S. Nachtrag.]

nativsatz, der den Inhalt der Vorstellung durch die bloße Nennform eines plötzliche Erregung weckenden Gegenstandes der Umwelt wiedergab (vgl. heute noch unser: Feuer! Ein Hund! Eine Schlange! Ein Auto!), erweiterte sich dann zur bloßen Anreihung von Hauptwörtern (Kind; Schrei!) oder dem Nominativsatz teils mit Adjektiven, teils mit verbalen Nominalformen, dem Nominalsatz. Daraus entwickelte sich dann erst der zweigliedrige Satz im heutigen Sinn, der aus Subjekt und Verb besteht. Wir Papiermenschen müssen uns doch immer vor Augen halten, daß beim Urmenschen — genau wie heute noch in der lebhaften Umgangssprache! — ein Wort so durch Tonfall, Tonstärke, Miene und Gebärdenspiel unterstützt wird, daß es zur Verständigung mit anderen völlig ausreicht und auf diese Weise einen ganzen Satz verschiedensten Inhalts ersetzen kann, wenn anders „ein Satz jedes zum Verständnis unter Angehörigen desselben Sprachgebietes ausreichendes Stück menschlicher Rede" ist.[1]) Das bloße Nomen „Feuer" kann ja heutzutage noch als Nominalsatz nach Tonfall und Miene ebensowohl im gellenden Angstschrei eine Aussage wie im Heischeton einen Befehl, zugleich die Bitte eines Rauchers an seinen Nachbar, wie dessen hilfreiche Frage (= Wünschen Sie etwa Feuer?) oder auch eine ängstliche Frage (= Brennt's wo?) sein. Im Munde eines Polizeibeamten, der das Publikum zurückweist, kann es zur erläuternden Begründung seiner zurückdrängenden Gebärde werden. Als Buchtitel, Überschrift, im Telegrammstil kann es einen ganzen Satz ersetzen. Jeder Erzähler, Romanschriftsteller, Dichter wird es impressionistisch verwenden, um eine ganze Vorstellungswelt durch diesen einen Wortsatz im Leser hervorzuzaubern (... Feuer!!! ...). Im Affekt genügt eben die Nennform eines Wortes, die bloße Nennung des Gegenstandes, das den Redenden auch innerlich beschäftigt und ihn gemütlich erregt, um den Inhalt der Vorstellung zum Ausdruck zu bringen. So seufzt ja auch der Verwundete im Fieber nur: Wasser! Wasser! So riefen die Einwohner Roms einst gellend durch die Straßen: Hannibal ante portas! So die Matrosen des Kolumbus: Land! Land! So die Zehntausend des Xenophon: θάλαττα! θάλαττα! So wir am 2. August 1914: Krieg! Und später wie oft: Großer Sieg! In solchen Fällen pflegt dann die Schulgrammatik von „Ellipse" zu reden und solche Formen in das „Prokrustesbett" des zweigliedrigen Satzes zu stecken und zu strecken, während es sich doch in Wirklichkeit nur um Rückfälle in ursprünglichste Redeweise handelt, wir Überbleibsel urzeitlicher Ausdrucksformen vor uns haben.[2]) Statt eines reinen Nomens vermag auch ein Verbalnomen, ein

1) Rich. Meyer, German.-Roman. Monatsschrift V, 692. Auch Wundt, der a. a. O. S. 248 den Satz als „den sprachlichen Ausdruck für die willkürliche Gliederung einer Gesamtvorstellung in ihre in logische Beziehungen zueinander gesetzten Bestandteile" definiert, gibt zu, daß „in gewissen Grenzfällen Wort und Satz zusammenfallen können". Vgl. dazu auch Delbrück, Grundfragen, S. 141 ff., der als handlichere Fassung die Definition vorschlägt: Satz ist der sprachliche Ausdruck einer gegliederten Gesamtvorstellung, und Sütterlin, Wesen d. sprachl. Gebilde, 1902, S. 147 ff., vor allem S. 151, wo er eingliedrige und zweigliedrige Sätze unterscheidet, Laut, Wort und Wortgruppe dem Satz gegenüberstellt als die aus dem Zusammenhang gerissenen Teile, während der Satz das Ganze ist, das je nach Belieben aus einem dieser drei Gebilde bestehen kann.

2) Mit Recht bemerkt Blümel in seinen Ausführungen über die sogenannte „Ellipse" (S. 38), daß die Vertreter der Lehre von der Auslassung nicht „von dem ausgehen, was vorliegt, sondern von dem, was nach ihrer Meinung vorliegen sollte". Nebenbei erklärt er dort sehr ansprechend unsern bekannten Gruß „Morgen!" aus Bequemlichkeit der

bloßer Infinitiv, wie einst auf primitiver Sprachstufe, so heute noch einen ganzen Satz wiederzugeben. „Essen“ kann in gleichem Maße einen Befehl wie eine Frage, einen Ausruf der Entrüstung oder Abwehr (Ich essen?), eine Bitte wie einen Wunsch enthalten; nur Tonenergie und Mienenspiel unterscheiden die einzelnen Vorstellungsgehalte. Ein solcher Infinitiv — nennen wir ihn nun kurz den „ursprachlichen“ Infinitiv! — wird auch trotz seiner Zeitlosigkeit (richtiger gesagt, gerade wegen seiner Zeitlosigkeit, wie wir dann sehen werden) bei lebhafter Erzählung in der Vergangenheit gebraucht: „Da schlug es schon 12 Uhr! Wir schnell noch essen, packen und fort!“

Den „Nominalsatz“ als Vorstufe zu unserem prädikativen Satze erweisen auch die Sprachen der heutigen Naturvölker. Wie hier Nomina verbale Kraft haben, zeigt Wundt z. B. an der Hottentottensprache, wo der Ausdruck für „das Auge“ die gleiche Bedeutung wie „er sieht“ hat (Völkerpsychologie II³ 142). In diesen Sprachen begegnen wir nun auch dem „ursprachlichen“ Infinitiv. So verwenden amerikanische Sprachen eigentümliche Possessivformen des Verbalnomens als Nominalsätze; im Peruanischen steht z. B. für „ich trage dich“ die Form „mein Tragen deiner“, für „ich trage den Stein“ = „mein Tragen den Stein“ (s. Wundt S. 145). Ähnlich verhält sich die magyarische Sprache, wo „warten ich“ das Präsens, „warten mein“ das Perfekt ersetzt, ferner die türkische, jakutische u. a. Sprachen (Wundt S. 150). Besonders lehrreich ist die Probe der Buschmännersprache, die Wundt (S. 343) in folgender Übersetzung gibt: „Busches Mann — hier da gehend laufen — zu Weißem, er Weißer gebend hier Tabak, er da gehend rauchen, er da gehend füllen Tabak Sack . . .“ Hier finden wir nur Nomina und Verbalnomina in unflektierten Formen ohne grammatische Bindemittel aneinandergereiht. Auch das „Pigeon“, jene eigentümliche Mischsprache aus chinesischen und englischen Sprachbrocken, verwendet, wie mir Kenner versichern, das Verb nur im Infinitiv.[1])

Weiterhin wird der Nominalsatz als das Ursprünglichere auch durch die **Kindersprache** erwiesen. Nach den Ausführungen von **Wreschner**[2]) treten beim Kind

---

Sprechwerkzeuge, wobei „Guten“ nur noch gemurmelt oder geflüstert wird und die kräftige Sprechtätigkeit erst mit „'n Morgen“ einsetzt, dessen „n“ dann auch noch verschwindet. Wie man nach Primitivenart mit Hilfe von Ton und Miene auf einem einzigen Satzwort als Kern des jeweiligen Vorstellungsgehaltes ein ganzes Gespräch aufbauen kann, zeigt sehr anschaulich folgende hübsche Zusammenstellung. Ein Kunde kommt zum Schneider, um seine Hose zu holen. Kunde: „Morgen!“ Chor der Schneider: „Morgen!“ Meister (mit hinweisender Gebärde auf die halbfertige Hose in bedauerndem Ton): „Morgen!“ Kunde (bestürzt): „Morgen?“ Schneider (nickend und achselzuckend): „Morgen!“ Kunde (kurz in ärgerlichem Ton): „Morgen!“ Chor der Schneider (höhnisch): „Moorrgen!“

1) Eine kennzeichnende Probe kann ich nach langem Suchen endlich aus Kapitänleutnant **Lauterbachs** Büchlein: 1000 £ Kopfpreis tot oder lebendig (1917) bieten. Dort heißt es S. 82: „O, my savvi, captain“, begann der Chinese in dem Kauderwelsch, das in ganz Ostasien unter dem Namen „Pidschin-Englisch“ als Verständigungsmittel dient, „you fighting officer „Emden“, Tingtinghau . . . My no speaky, you always very good to Chinaman“ (O, ich weiß, Sie fechtender Offizier „Emden“, Tsingtau . . . Ich nicht sprechen, Sie immer gut zu Chinesen). Diese Infinitive savvi (von savoir!) und speaky stellen wohl „Allegroformen“ des Gerundiums auf ing dar. Überdies erinnert der Ausdruck my speaky an die oben erwähnten Possessivformen der amerikanischen Sprachen.

2) Die Kindersprache. 1913. In dieser Schrift sind die früheren Darstellungen des gleichen Gegenstandes, namentlich die von Clara u. William Stern (1907) und Meumann (1911), mitverwertet. Vgl. auch Wundt a. a. O. I³ S. 310ff.

zuerst Lallworte auf, die ein Begehren, Lust oder Unlust usw. wiedergeben, der ursprünglichen Art des Kindes als Triebwesen völlig entsprechend.[1]) Dann findet allmählich ein Übergang aus dem Gefühlscharakter dieser interjektionellen Ausrufe zu ihrer „intellektuellen" Verwendung statt, d. h. die bisherige Wunschsprache wird zur Verstandessprache, die Wörter dienen nicht mehr zum Ausdruck des Wunsches, sondern der Mitteilung an andere. Auch hier beginnt die Satzentwicklung mit Satzwörtern. Natürlich ist zunächst das Hauptwort, das ja dem Kind auch am häufigsten vorgesagt wird, alleinherrschend. Hauptwörter führen ja auch am schnellsten zum Ziel, mögen sie nun Subjekt oder Objekt sein; der Vorstellungsgehalt des ganzen Satzes findet hierin seinen kürzesten Ausdruck. Die Handlungen, deren Vorstellung gegenüber den Subjekten oder Objekten nur „dunkle Bewußtseinsinhalte" sind, denkt sich das Kind hinzu. Neben dem bloßen Nomen tritt auf dieser Stufe des gegenständlichen Denkens beim Kind in geringerer Anzahl das flexionslose Verb in der Nominalform des Infinitivs auf; dann erst setzt allmählich die Flexion von Nomen wie Verb und damit der grammatische Satz ein. Das Satzwort „tul" besagt zunächst ebensowohl: „Das ist mein Stuhl" wie „Gebt mir den Stuhl!" oder „Rückt den Stuhl aus dem Weg!", ebenso „Ich will auf den Stuhl!" wie „Ich bin vom Stuhl gefallen". Im Satzbau beobachten wir zunächst auch nur lose Aneinanderreihung von Hauptwörtern oder Hauptwort mit „ursprachlichem" Infinitiv (selten Adjektiv), und zwar in zweigliedriger Nominalkette. „Atta puppe" kann in gleichem Maße Aussage (Vater, ich spiele mit der Puppe) wie Wunsch (Pappa, gib mir die Puppe) sein. „Lade essen" drückt bald den Wunsch, bald Befehl an die Mutter, bald Aussage aus. Daß das Kind in Infinitiven spricht, will Wundt (a. a. O. I³, 401) darauf zurückführen, daß es von der Umgebung diese Form in bestimmten Wendungen wie: „ich werde, will, würde, möchte, soll, kann usw. kommen" am häufigsten höre und durch ihre öftere Wiederkehr seinem Gedächtnis eher einpräge wie die oft wechselnden, veränderten flektierten Formen. Demgegenüber möchte ich darauf hinweisen, daß hier doch ebenso flektierte Formen, die gleichlautend sind, wie: wir, sie kommen, kommen Sie! ge-kommen in Frage „kommen". Ich erblicke vielmehr den entscheidenden Grund darin, daß der Infinitiv gewissermaßen den kürzesten Lautkörper, ja,

1) Diese Lallworte, natürliche Symbole für bestimmte Gemütsbewegungen und Willensvorgänge, sind zunächst vokalischer Natur (uae, au, ah, ei, eia). Dann treten Lippen- und Zungenlaute (b, p, m — t, d, n) hinzu. Ansprechend ist die Annahme, daß die m- und n-Verbindungen wie ma, mem, mama, memem, amm(e) unangenehme Zustände wie Hunger und Durst, also den Wunsch nach etwas Trinkbarem bezeichnen. Daher beginnen vielfach die Ausdrücke für Kauen, Eßwerkzeuge, für die erste Person mit **m**. Wreschner nennt hier manger, Maul, Mund, mein, mir, moi, mon (S. 15). Ich füge noch hinzu: das lat. mandere kauen, māla Kinnbacke, mamma Mutterbrust, (vulgärlat.) magulum Mund, das griech. μαζός Mutterbrust, μασᾶσθαι kauen, beißen, μαστάζειν kauen, μάσταξ Mund, Atzung, μάθυιαι Hesych. = Kinnbacken, das deutsche Mast, Mus = Brei, Ge-müse, matschen = kauen, obersächs. muffeln = kauen, engl. mop, sowie die lat. und griech. Personalpronomina der ersten Person. Vgl. auch in den asiatischen Sprachen (Wundt I, S. 347 Anm. 2): Essen: chines. nam, javan. mangan, madec. human, surin. njam, austral. nomang. Anderseits ist es meines Erachtens nicht ohne inneren Zusammenhang, daß Lippe, Lefze labium, labrum, lambere, lingua, lingere, λείχειν, λάκτειν, λιχμᾶσθαι lecken alle l-Verbindungen sind. Sollte der griechische Stamm γάλακτ (danach auch lat. lac aus* glact) nicht auch eine lautmalende Bildung sein, die die glucksenden Töne des trinkenden Kindes wiedergibt?

wenn man im Schnellsprechprozeß seine Infinitivendung verschleift (kom'n), fast den reinen Stamm darstellt. Dieses gleichlautende, am meisten wiederkehrende Klangbild fällt dem kindlichen Ohr immer wieder besonders auf und bleibt so am ehesten haften. Um dieser Kürze willen verwendet dann das Kind nachahmend seinerseits wieder die Nominalform zur primitiven Mitteilung an andere, weil sie eben am bequemsten ist.[1])

Endlich verweise ich noch auf die Gebärdensprache, wie sie der Taubstumme, der Zisterziensermönch, der Indianer und Neapolitaner verwenden. Nach Wundt, Völkerpsychologie I, S. 143ff., ist sie „eine Art Abbreviatursprache, die über alle Teile des Gedankens, die sich aus dem Zusammenhang von selbst ergeben, hinwegeilt und sich auf die 3 logischen Hauptkategorien beschränkt. Alle näheren Bestimmungen des Gegenstandes, der Eigenschaft und des Zustandsbegriffes bleiben dahingestellt. Häufig fehlt aber die eigentliche Aussage. Der Satz: Vater gab mir einen Apfel wird durch die zeichnenden Gebärden: „Vater, Apfel, ich" wiedergegeben, die für das Verständnis genügen. Wenn eine Aussage zum Verständnis nötig ist, dann gibt der Taubstumme symbolisch die Handlung durch eine Gebärde wieder, die unserem Infinitiv entsprechen würde, da die Tempora ebenso wie die Kasus nicht ausgedrückt werden. Den Satz: „Der Mann schlug zornig das Kind" deuten einfach die Gebärde für: „Mann zornig Kind schlagen." (Die Erzählung eines vergangenen Ereignisses oder ein gegenwärtiges Geschehnis oder die Mitteilung einer bevorstehenden Handlung lassen sich im allgemeinen nicht unterscheiden.) Daher hat der Taubstumme, der in der Lautsprache unterrichtet wird, noch lange die Neigung, die nichtflektierten Formen zu verwenden. So sagt er im Anfang noch: Lehrer Garten gehen (statt ist gegangen). Die blinde und taubstumme Laura Bridgeman schrieb noch, als sie sich schon des Verbum substantivum bedienen gelernt hatte, die Definition nieder: „Junggesell nicht haben Weib."

Wir sahen also in der Entwicklung der Ursprache, in der heutigen Sprache vieler Naturvölker, wie in der Kindersprache und Taubstummensprache die gleichen charakteristischen Kennzeichen wiederkehren: das ursprüngliche Überwiegen des gegenständlichen Denkens, das nur den Nominalsatz kennt, und die bloße Aneinanderreihung der Vorstellungen. Wo also der Deutsche den bloßen Infinitiv mit Subjekt verwendet, dürfen wir nun wohl mit Recht darin einen „Atavismus", ein Überbleibsel urzeitlicher Denk- und Ausdrucksweise, wie sie vor der Entstehung flektierter Verbalformen üblich war, erblicken. Welches sind nun die Fälle, in denen der neuzeitliche Mensch diesen ursprachlichen Infinitiv verwendet, und welches sind die Beweggründe, die ihn dazu veranlassen, auf solche Formlosigkeit urältesten Sprachgebrauches zurückzugreifen?

Zunächst natürlich geistige Zurückgebliebenheit, Schwachsinn. Blöde, Kretins sprechen in Infinitiven. So ist mir selbst aus meiner Studentenzeit von einem Besuch der Hubertusburger Irrenanstalt ein solcher Fall in grausiger Erinnerung. Als

1) Der gleiche Grund liegt ja auch vor, wenn wir im Deutschen als Ausdruck für das kürzeste Satzwort, den Imperativ, den bloßen Stamm verwenden (komm, iß, trink, gib!). Je kürzer der Befehl, desto eindringlicher die Wirkung! Daher rufen wir auch in noch eindringlicherer Knappheit nur: „Karl!", nicht: „Karl, komm!" Diese Rufform, die zugleich Nennform ist, stellt die Urform des Nominalsatzes dar.

ich im Wartezimmer eines Studiengenossen, der dort Assistenzarzt war, harrte, suchte neben mir eine Bäuerin ihren 20jährigen blöden Sohn mit allen Mitteln mütterlicher Liebe zu einer Äußerung menschlicher Anteilnahme zu bringen; doch vergebens! Der Sohn schielte nur immer auf den mitgebrachten Korb und stieß dann in gurgelnden Tönen ein sich immer wiederholendes: „Kuchen essen! Kuchen essen!" hervor, bis endlich die Mutter weinend die Kuchen auspackte, die er in tierischer Gier hinabschlang, um sie dann wieder zu erbrechen. So läßt auch Max Halbe, der in seiner „Heimat" einen Blöden auf die Bühne bringt, diesen in Nominalsätzen oder in Infinitiven reden (vgl. S. 44: „Hunger — ich — Essen!").[1])

Weiterhin finden wir den ursprachlichen Infinitiv bei ungenügender Beherrschung einer Fremdsprache verwendet. Infolge mangelnder Kenntnis der flektierten Formen begnügt man sich damit, die von der Schule her noch geläufigen oder schnell im Wörterbuch erhaschten Nominalformen des Verbs zu verwenden. Der Weltkrieg hat ja dergleichen Fälle zu Tausenden gezeitigt. In meiner Tätigkeit als Dolmetscher in einem französischen Gefangenlager habe ich selbst diese Beobachtung täglich bei Gefangenen gemacht, die nur über einige dürftige Brocken Deutsch verfügten. Das klassische Beispiel unserer Literatur für diese Erscheinung ist Riccaut de la Marlinière in „Minna von Barnhelm" IV, 2.[2]) Es erinnert an die Kindersprache, wenn der Chevalier von den Verben, selbst in Verbindung mit Personalpronomina, unter Verschleifung der Endung manchmal nur den reinen Stamm verwendet: „Comment? nok vor vierunswanzik Stund hier logier? Und logier nit mehr hier? Wo logier er denn? — Ihro Gnad nit weiß?" Dann heißt es einmal: „Ik speisen à l'ordinaire bei ihm." Weiterhin dagegen wieder: „Ihro Gnad seh in mik le Chevalier Riccaut de la Marlinière ... Ihro Gnad steh verwundert. Ich dien von meiner elfte Jahr ..." Endlich: „Aber so hier immer und ewig Capitaine geblieben, und nun gar sein ein abgedankte Capitaine —."

War die Formlosigkeit des Ausdrucks hier durch den Zwang der grammatischen Hilflosigkeit bedingt, so kann in anderen Fällen der Grund in einer gewissen

1) Man vergleiche mit diesem hilflosen Stammeln eines von Geburt Blöden jenen Satz aus der schriftlichen Ausarbeitung eines Gebildeten, der in Geisteskrankheit verfallen ist, bei Wundt a. a. O. II, 357, Anm. 1, aus dem man erkennt, wie trotz „der pathologischen Trübung der Gesamtvorstellung durch hin und her wogende Assoziationen der Schematismus der eingeübten attributiv-prädikativen Satzkonstruktionen immer noch seinen Einfluß behauptet". Der Satz stammt aus einer Schilderung von den Leiden der Lebenden, die diese durch die teuflischen Einwirkungen der Toten erdulden müssen, und lautet: „Wenn die Zeit vor dem Tode die Berührungswirkungen der Gestorbenen erkennt, die ostensibeln Ausstellungen des Gestorbenen erkennen mußte, weil diese Zeit vor dem Tode, gleich der Überzeugung des Autors, außer den humanen Existenzen der Zeit vor und nach dem Tod eine andere personelle Existenz nie für möglich gehalten hat, in allen diesen Fällen des korrekten Verständnisses der Zeit vor dem Tode versetzen diese Verstorbenen das von der Zeit vor dem Tod korrekt Gefühlte, Gesehene und Gehörte in die Kollektivstandpunkte der Zeit nach dem Tod, von welchen angenommen ist, daß die Zeit vor dem Tod in der physischen Unmöglichkeit sich befinde, das erforderliche Verständnis haben zu können, den Vollzug des Kollektivstandpunktes daher zu ertragen habe, wie der Grasfresser den Fleischfresser oder wie das Vieh das Schlachtmesser."

2) Ich verdanke diesen Hinweis der Freundlichkeit meines einstigen Privatschülers Ric v. Carlowitz, dem ich meinen Dank hierfür wie für so manche wertvolle kritische Bemerkung leider nur ins Grab nachrufen kann.

nachlässigen Bequemlichkeit, einem Hang zur Wortknappheit liegen, die zur Manie führen. Wunderlich, Satzbau I², 386, weist auf den Verfasser einer Deutschen Sprachkunst v. J. 1765 hin, der von „den Sonderlingen" spricht, „welche sich die Art im Infinitiv zu reden gänzlich angewöhnt haben" und z. B. sagen: Ich schon zeigen! Ich erinnere aber besonders an die Gewohnheit des Preußenkönigs Friedrich Wilhelms III., in Infinitiven zu reden. Wer Joh. Scherrs „Blücher" (1865) gelesen hat, dem wird diese Sprechweise des „Königs Infinitivus", wie ihn jener fanatische Demokrat nennt, wohl in Erinnerung sein. Man vergleiche z. B. II, 84: Auf die „verlegen vorgebrachten" Auseinandersetzungen des Czaren brach Friedrich Wilhelm unwirsch los: „Das schon kennen! Wenn wir erst anfangen zu retirieren, werden wir an der Elbe nicht aufhören, sondern auch über die Weichsel gehen. Auf diese Art ich mich schon wieder in Memel sehen. Das ja wie bei Auerstädt sein!" Oder II, 216: Alexander führte Blücher dem König von Preußen zu, welcher dem General die Hand bot und ganz infinitivisch-gerührt sagte: „Schon wissen, lieber Blücher, immer große Stücke auf Sie gehalten haben. Erschrecklich viel Blut gekostet haben, dieser Sieg, aber alles vortrefflich gegangen sein. Ihre Sache alle diese Bataillentage über und früher gut gemacht haben, recht brav, ganz brav ..." Die historischen Quellen, denen Scherr diese Aussprüche entnommen hat, findet man in den Fußnoten dort angegeben. Wohl wenige dürften die eigenartige Erklärung dieser subjektiven Redeweise, die Hebbel in seinen Tagebüchern (zum 3. August 1854) gibt, kennen. Da heißt es: „Friedrich Wilhelm der Dritte und sein Sprechen im Infinitiv. Uechtritz meint, er habe diesen Ausweg gewählt, weil er in eine Zeit gefallen sei, wo die Großen zu den Geringeren noch nicht „Sie" sagen mochten und nicht mehr „Er" sagen wollten."[1]) Der wesentliche Grund liegt doch wohl darin, daß der seit seiner Jugend an militärische Zucht gewöhnte König die dienstliche Kommandosprache aus Bequemlichkeit auch im Hof- und Privatleben nicht abstreifen konnte. Zumal die langen Kriegsjahre, der ganze kriegerische Ton der Umgebung seit 1806 müssen allmählich doch abgefärbt und eine vielleicht angeborene Neigung zur Wortkargheit bis zum „absichtlichen Lakonismus" gesteigert haben.

Damit wären wir bei der Verwendung des urzeitlichen Infinitivs als Imperativ angelangt. Der Grund hierzu liegt klar zutage. Befehle müssen kurz, knapp sein, sich auf das Mindestmaß von Worten beschränken, wenn sie eindringlich wirken wollen; kurze Bestimmtheit des Befehls bedingt die schnelle Ausführung. Darum gibt der Imperativ als knappste Satzform, wie wir schon oben ausgeführt haben, nur den reinen Stamm wieder. Daß nun sooft der Infinitiv an dessen Stelle gesetzt wird, dafür liegt der Grund darin, daß gegenüber dem flektierten Imperativ, der sich ja an eine bestimmte Person wendet, und so etwas Persönliches enthält, in der unflektierten Infinitivform schlechthin nur der Verbalgehalt sich unpersönlich in eindringlicher Wucht gewissermaßen entlädt. Darum ist dieser subjektlos-unpersönliche „kategorische" Infinitiv gegenüber einer unbestimmten Masse, die viele Einzelwesen enthält und selbst gewissermaßen unpersönlich ist — vgl. das Volk, das Neutrum vulgus, τὸ πλῆθος, das Publikum —, besonders am Platze. Daher die Bevorzugung dieser Form im Verkehr der Behörden mit dem Publikum (Weiter

1) Auf diese Stelle machte mich mein verehrter ehemaliger Amtsgenosse Prof. Karl Reuschel, hier, aufmerksam.

gehen! Einsteigen! Nicht stehen bleiben!). Schon Wunderlich (D. Umgangssprache, S. 388) hat als Grund hierfür angeführt, daß „die Adressaten unbestimmt, weil in der Mehrzahl verborgen sind". Wenn nun weiter diese Form des Infinitivs auch in der Schriftsprache amtlicher Bekanntmachungen in Deutschland an der Tagesordnung ist, wie z. B. Nicht in den Wagen spucken! Nicht rauchen! Rechts gehen! (auf den Brücken), so möchte ich hier zugleich auch den Einfluß militärischer Anschauungen erblicken, die unsere Polizeibeamten aus ihrer Dienstzeit mitgebracht haben. Denn für militärische Verhältnisse springt die Notwendigkeit des Infinitivs im Befehlston geradezu in die Augen. Handelt es sich doch hier — man denke vor allem an den Ernst des blutigen Krieges, zu dem ja der Friedensdrill die vorbereitende Schule darstellt! — oft um blitzschnelle Handlungen, deren langsame Ausführung oder Verzögerung, auch nur um Sekunden, schon Tausenden Leben, Siechtum oder Blut kosten kann. Dazu kommt noch, daß es hier gilt, große Massen zu lenken, zu denen auf kürzestem Wege die Schallwellen die Willensvorstellung eines einzigen Vorgesetzten tragen sollen. (Im Friedensdrill spielt wieder die einheitlich-geschlossene Ausführung des Befehls, das „Klappen in einem Schmiß" die Hauptrolle.) Daher darf der Befehl nur im knappesten Lautkern die vom Untergebenen erwartete Handlung enthalten, um in kürzester Zeit durchs Gehör dem Gehirn vermittelt zu werden und unmittelbar die Reflextätigkeit der Nerven und Muskeln auszulösen. Daher betrifft dieser imperativische Infinitiv mit Vorliebe Bewegungsverben und hierwieder hauptsächlich Komposita; auch der Lautkörper spielt hier eine entscheidende Rolle! Denn statt der infinitivischen Kommandos: Sammeln! Hinlegen! Schwärmen! (für Ausschwärmen!) die pluralischen Imperative mit den Reflexpronomina und Atempausen verwenden, hieße geradezu Verschwendung mit der Zeit treiben, die tödliche Wirkung haben könnte. Man braucht sich nur vorzustellen, daß plötzlich auf ein ruhig marschierendes Bataillon Franktireurs von allen Seiten ein wahnsinniges Feuer eröffneten![1])

Wunderlich, der nur zwei Beweggründe (Rückstand geistiger Entwicklung oder ein augenblickliches Vorwalten der Gemütsbewegungen über die Verstandeskräfte wie beim Ausruf) für den Infinitiv als Aussageform annimmt, meint, daß „die militärische Kommandosprache alle Befehle, die die Angerufenen selbständig ausführen sollen, in Infinitiven zum Ausdruck bringt (Antreten! Sammeln! Hinlegen!) während sie für diejenigen Befehle, die eine gemeinsame, nach einem bestimmten Tempo geregelte Ausführung vorsehen, andere Formen vorzieht (Still gestanden! Das Gewehr über! Legt an! Feuer!)".[2]) Aber einmal trifft der Gegensatz selbständig — gemeinsam nicht überall zu; wir haben auch beim infinitivischen Kommando gemeinsame Handlungen. Sodann liegt der Gegensatz eher darin ausgesprochen, daß die erstgenannten Befehle keine mehr oder minder genaue Ausführung verlangen (die Hauptsache ist, daß die Handlung schlechthin möglichst rasch vollzogen wird und außerdem sich die Mannschaften vorher in einer Lage [meist im Marsch] befin-

1) Schon in den ältesten Reglements tritt dieses Streben nach straffster Kürze der Kommandosprache beim Imperativ zutage. So heißt z. B. im Reglement für die Kurf. Sächs. Infanterie vom Jahre 1776 das Kommando nicht: „Fällt das Bajonett!", sondern: „Fällt's Baj'nett!", nicht: „Tretet ab!", sondern: „Tret't ab!".

2) Die deutsche Umgangssprache S. 385.

den, wo nur diese Kommandos und keine anderen erwartet werden). Bei der zweiten Gruppe kommt es aber auf peinlich genaueste Ausführung an; darum sind Ankündigungskommandos mit Pausen nötig![1])

Der bloße Infinitiv wird aber auch bei Einzelpersonen als Imperativ verwandt. Hier erhält er gegenüber dem persönlich gefärbten Imperativ durch seine Unpersönlichkeit etwas Verachtungsvolles, einen Ton von oben herab, der das Verhältnis des an Unterwürfigkeit Gewohnten in einer persönliche Menschenwürde verletzenden Form zum Ausdruck bringt. Der selbständige Persönlichkeitscharakter des Angeredeten wird so zum leb- und willenlosen Werkzeug entwürdigt. Ein „Vortreten! Herkommen! Liegen lassen!", gegenüber einer Einzelperson angewandt, ist in seiner geschlossenen Kürze ohne Atempause viel wirkungsvoller, gehorsamheischender, schließt viel eher jede Möglichkeit von Widersetzlichkeit aus wie ein zerlegtes: „Tritt (tretet, treten Sie) vor!"[2]) Befehle aus dem Munde eines Despoten, eines knurrigen Vorgesetzten, eines bärbeißigen Schutzmanns, die die untergebenen Menschen als bloße Nummern betrachten, kann man sich eigentlich nur in dieser Form des unhöflichen Infinitivs denken. Oder wird mir z. B. in der Klasse ein neuer Streich des alten Sündenbocks Müller gemeldet, so rufe ich herrisch in verärgertem Ton: „Vorkommen, Müller!" Hat aber der Musterschüler Schulze etwas verbrochen, dann heißt es nur: „Schulze, kommen Sie mal vor!" Dort absichtliches Ausschalten jeder persönlich gefärbten Ausdrucksweise — hier dagegen sozusagen ein imperativus „ethicus"! Ja, es kann sogar vorkommen, daß man sich selbst gewissermaßen Verhaltungsmaßregeln im Infinitiv gibt. So im Selbstgespräch bei Sudermann, Es war S. 93: „Vernünftig sein — nicht flennen — kein altes Weib sein! schrie er, sich guten Mut einredend." Oder S. 34: „Ruhig, nicht daran denken! rief es in ihm." Oder ich schreibe zu irgendeiner längeren Ausführung in meiner Abhandlung an den Rand die Worte: „Anders ordnen!" Im letzteren Falle fehlt natürlich die oben dargelegte psychologische Unterströmung der Erregung: hier handelt es sich gewissermaßen nur um Telegrammstil. Endlich finden wir den imperativischen Infinitiv auch in Lebensregeln und Sinnsprüchen. Sudermann, Es war S. 24: „Einen grandiosen Wahlspruch habe ich, der heißt: Nichts bereuen!" Auch der Anfang des bekannten

1) Wenn auch das Part. Perf. Pass. so häufig imperativisch verwendet wird (Stillgestanden! Aufgepaßt!), so erblicke ich den Grund dafür in den gleichen Erscheinungen wie beim bloßen Infinitiv Präsentis. Beide sind Nominalformen des Verbs, geben schlechthin flexionslos und unpersönlich den Verbalgehalt der angestrebten Handlung an, bei beiden ist der Ton das Wesentliche; nur wird beim Part. das Ergebnis der Handlung durch die Angabe des vollendeten Zustandes gewissermaßen vorausgenommen (entsprechend unserem „das werden wir gleich geschafft haben" statt des einfachen Futurs). Schiepeks Einwand (Satzbau d. Egerl. Mundart 1899 S. 113, Anm. 7): „Kinder sprechen niemals im Part. (statt des imperat. Inf.)" kann nach der oben gegebenen Entwicklung der Kindersprache nicht mehr stichhaltig sein. Natürlich sehen wir auch hier bisher die Ellipsentheorie angewandt. So ergänzt Grimm IV, 87. 910 „habet" oder „seid", Becker, Gramm. II, 84: „es werde", Behaghel, Die deutsche Sprache, S. 284: = „es wird".

2) Nachträglich bemerke ich, daß auch hier früher die Ellipsentheorie zur Erklärung herangezogen wurde. So von Binz, Zur Syntax der Baselstädtischen Mundart 1888, § 7, 2 (= willst du liegen lassen!) nach Behaghels Vorgang (Die deutsche Sprache, S. 284), auch von Grimm IV, 87 (= man muß, soll liegen lassen) allerdings zweifelnd geäußert. Paul (Sprachprinz., S. 108) erklärt es dadurch, daß der Infinitiv den Verbalbegriff an sich bezeichnet.

Spruches im Arbeitszimmer unseres Kaisers, der Ganghofers Roman „Das Schweigen im Walde" entnommen ist, gehört meiner Meinung nach hierher. „Stark sein im Schmerz; nicht wünschen, was unerreichbar oder wertlos ist; zufrieden sein mit dem Tag, wie er kommt; in allem das Gute suchen, und Freude an der Natur und an den Menschen haben, wie sie nun einmal sind; für tausend bittere Stunden sich mit einer einzigen begnügen, welche schön ist, und aus Herz und Können immer sein Bestes geben, auch wenn es keinen Dank erfährt. Wer das lernt und kann, ist ein Glücklicher ..." Hier haben wir ursprünglich imperativisch empfundene Infinitive vor uns; durch das spätere zusammenfassende „Wer das kann ... sinken sie scheinbar nachträglich zu unselbständigen Satzgliedern — Objektsinfinitiven — herab.

Ähnlich wie für den Imperativ, sehen wir auch in anderen Fällen des täglichen Lebens aus Zeit- und Raumersparnis gewissermaßen depeschenartig den Infinitiv als bloßen Bedeutungsgipfel des Satzes verwendet. Jeder von uns hat das erlebt, wenn er als Student im Kolleg, der Stenographie unkundig, die wesentlichen Satzglieder nur in Nominalsätzen aufs Papier warf und dabei oft das Verb entweder ganz unterdrückte oder nur in der Nominalform ersetzte. Zweck ist dabei, nur das Wesentliche, Wissenswerte in gedrungenster Form, durch kein Nebenrankenwerk eingeengt oder überwuchert — es handelt sich doch meist um scharf logische Gedankenführung! — körperlich greifbar herauszuheben, um bei der wiederholenden Lektüre die Gedankenkette in einer Gipfelreihe übersichtlich gegliedert vor sich zu sehen und rasch überfliegen zu können. Ähnlich verfährt man in eiligen Reiseberichten, vor allem in Tagebüchern. Mir selbst ist dies, zumal bei meinen Einträgen über meine Kriegstätigkeit, häufig widerfahren. Wenn man nach 10—12stündigem Dienste erschöpft, abgespannt, fast nicht denkfähig, in später Nachtzeit die Eindrücke mehrerer Tage hintereinander zu Papier bringen wollte, griff man dann — hier paarten sich der Drang nach Zeitersparnis und gewissermaßen ein Zustand geistiger Zurückgebliebenheit! — zu Nominalsätzen und zum urzeitlichen Infinitiv. „6⁰ Wecken, schnell waschen, Kaffee trinken, packen, 7⁰ Abmarsch" könnte im Kriegstagebuch eines jeden Feldgrauen stehen[1]).

Ferner gehören hierher Büchertitel und Überschriften. Rich. Meyer vergleicht beides treffend mit den Ausrufen der Zeitungsverkäufer; beides sind Ausrufe in erstarrter Form, die er ja als Überbleibsel ältester Sprachform auffaßt (a. a. O. S. 94). „Wie wollte man auch langatmige Titel bequem zitieren?" fragt er mit Recht. Wenn nun auch im allgemeinen, zumal in der schönen Literatur, Subjektsnomina und adverbiale Nominalsätze (Vor Tau und Tag — Vorm Sonnenuntergang — Jenseits von Gut und Böse — Hinter Pflug und Schraubenstock — Zwischen Himmel und Erde — Ut mine Stromtid — Über unsre Kraft) überwiegen, so finden wir doch auch in der Lyrik Verbalnomina. „Sehnen und Suchen — Vergehen! Verzagen! — Sterben!" — wären solche Titel. Oder man denke an Franz Werfels

1) Eine bezeichnende Stelle für diese Bevorzugung des Nominalsatzes — allerdings ohne Infinitive — gibt Wunderlich (Satzbau, S. 5) aus Goethes Briefen an Frau v. Stein über die Schweizreise 1774 (Briefe IV, 84): „Weniges in einzelnen Worten von Bern; wenn ich zurückkehre, will ich's ausführen. Gegend, Stadt, wohlhabend, reinlich, alles benützt, geziert, allgemeines Wohlbefinden, nirgend Elend, nirgend Pracht eines einzelnen hervorstechend ... Mythologie der Schweizer, National Religion, Tell, die Berner Bären usw. ..."

Hymne: „Lächeln, Atmen, Schreiten." Rud. Herzogs Kriegsgedichte „Vom Stürmen, Sterben, Auferstehen" könnten ebensogut nur die Überschrift „Stürmen, Sterben, Auferstehen" tragen[1]).

Hier spielt allerdings ein anderer Gesichtspunkt mit. Wie der imperativische Infinitiv den Willensgehalt einer Vorstellung in eindringlichster Kürze ausstrahlt, wie der Nominalsatz bei Titeln über den gegenständlichen Inhalt im Nu Auskunft gibt, so wirkt der Infinitiv solch lyrischer Titel, der für sich eine lyrische Strophe bilden könnte, gemüts- und stimmungserregend, zugleich in freier Körperlichkeit „impressionistisch", d. h. malerisch-bildhaft auf das geistige Sehauge, gesichtezaubernd. Wir haben hier den reinen „Infinitivus descriptivus!" Solch impressionistische Nominalsätze — sei es nur in Nomina, sei es gemischt mit Infinitiven — verwenden mit Vorliebe die „Jüngsten" in der deutschen Lyrik der achtziger und neunziger Jahre[2]). Besonders Detlev v. Liliencron liebt solche Formen. Zu dem Beispiel, das Kretzschmer (Glotta II, S. 280) gebracht hat[3]), füge ich z. B. aus „Bunte Beute" S. 13 hierzu:

Horrido, was schreckt die Äste?
Kronenkreiseln, Funkenflimmern!
In die Wolken kommt ein Wüten,
Durch den Garten geht ein Wimmern.

Schrilles Pfeifen, Peitschenknallen,
Halmtief biegt ein Ruck die Stämme,
Durch die Wipfel bricht ein Keiler,
Hinterher die Rüdenklemme.

Oder aus dem Gedicht: „Die Zwillingsgeschwister" (Bunte Beute S. 66):

Jonathan hütet die Kälber und Kühe,
Spaltet das Brennholz und säubert den Stall;
Arbeit am Tage, des Abends noch Mühe,
Schanzen und schuften und Fron überall.

— — — — — — — — — — — — — — —

Römisches Schwelgen und römische Feste.
Einst in den Straßen im Völkergewühl.
Treffen zusammen zwei lustige Gäste,
Gehn zur Taverne auf Polster und Pfühl.

Auch im Roman stoßen wir auf diesen bildermalenden Infinitiv. So z. B. bei Sudermann, Es war S. 563: „Sorgen — dienen — leben für des Freundes Leben — lachen, damit er wieder lachen lerne — zu seinen Füßen liegen wie ein Hund: das war es, was er wollte, was mit neuer Kraft seine Glieder spannte. Oder S. 165:

1) Wenn dagegen in Ankündigungen auf Firmenschildern und in Zeitungen der Nominalsatz in Infinitiven verwendet wird, so haben wir hier natürlich Papierdeutsch vor uns, das, wie beim Telegramm, Wortsparsamkeit aus Geldsparsamkeit übt. Man vergleiche: „Ausbessern der Wäsche und Plätten hier IV. Et. — Damenfrisieren — Herrenfrisieren, — Erneuern und Anfertigen von Grabdenkmälern billigst Haubold" usw.

2) Vgl. die Charakteristik ihres Stils bei Haggenmacher, Wahrnehmungen am Sprachgebrauch der jüngsten literarischen Richtungen (Mitt. d. Gesellsch. f. deutsche Sprache in Zürich 1897), S. 19ff. Hier wären überdies auch die szenarischen Bemerkungen des modernen Dramas zu nennen, die impressionistische Bilder in Nomina geben.

3) „Siegesfest" (Kampf und Spiele 40), das nur aus Nominalsätzen besteht und wo es in der 3. Strophe lautet:

Heißes Umarmen
Nach schmerzlichem Sehnen.
Brechende Herzen,
Gestorbene Tränen.

„Hertha starrte in die Weite, stumm vor sich hinphantasierend. In die Strömung hinaus — mit den Strudeln zu ringen, fortgerissen zu werden — immer weiter bis ins Weltmeer — in die blaue Unendlichkeit — das war's, was sie gerade brauchte." Diese letzten Worte sind eine erst nachträgliche Zusammenfassung der vorangehenden lockenden Bilder, die uns der Schriftsteller in Nominalsätzen malt.

Zum letzten Beweggrund für die Verwendung des „ursprachlichen" Infinitivs führen uns lyrische Ausrufe wie „Wandern, ach wandern, ohn' Aufenthalt, wandern, ach wandern durch Wies' und Wald, fort stets zu eilen von Land zu Land, nirgends zu weilen, nirgends bekannt!" Oder Kätchens Lied im Egmont, das schon Kretzschmer a. a. O. S. 277 anzog: „Freudvoll und leidvoll, gedankenvoll sein; hangen und bangen in schwebender Pein; himmelhochjauchzend, zum Tode betrübt; glücklich allein ist die Seele, die liebt."

Oder besser noch die liebesselig verzückten Infinitive im Munde Tristans und Isoldens, die das Stammeln höchster Liebesraserei aus übervollem Herzen malen (II. Akt, 2. Szene):

Isolde:	Freudejauchzen!	(beide:)	ohne Wehen
Tristan:	Lustentzücken!		hehr Vergehen;
Beide:	Himmelhöchstes		ohne Schmachten
	Weltentrücken!		hold Umnachten;
	— — — — —		— — — — —
Tristan:	Nie erwachen!		Ohne Nennen
	— — — — —		ohne Trennen,
Beide:	Ohne Wähnen		neu Erkennen,
	sanftes Sehnen;		neu Entbrennen;
	ohne Bangen		— — — — —
	süß Verlangen;		

Denn hier empfinden wir die Stoßwellen der Gemütserregung, glühendster Leidenschaft, die alle Dämme logischer Verstandestätigkeit und normaler Sprechweise durchbricht und sprengt. Wir begegneten diesem Beweggrund, der den Menschen der Gegenwart plötzlich zwingt, urälteste Ausdrucksformen zu verwenden, schon als Unterströmung beim imperativischen Infinitiv, wenn er gegenüber Einzelpersonen gebraucht wird. Gemütliche Erregung ist es desgleichen, die den Verwundeten im Fieber stöhnen läßt: Trinken!, die den ruhelos auf seinem nächtlichen Lager sich wälzenden Neurastheniker in der Qual der Schlaflosigkeit immer und wieder seufzen läßt: Nur Schlafen! Schlafen!! Diesem — sagen wir — nervös bohrenden Infinitiv, der den Kreislauf aller Vorstellungen immer zu demselben Ausgangspunkte zurückführt, begegnen wir besonders häufig in der Seelenzerfaserung des modernen Romans, der es ja als seine Aufgabe betrachtet, ein getreues Spiegelbild der Wirklichkeit zu sein und darum die primitiven Ausdrucksformen der Umgangssprache mit Vorliebe heranzieht. Diesen Infinitiv, der so trefflich unser nervöses Geschlecht der Jetztzeit kennzeichnet, finden wir dort, wo der Autor Wünsche, verlockende oder grauenerregende Vorstellungen, „Sehnsüchte" malen will, die einen Menschen unablässig im Innern beschäftigen, die trotz dessen Versuche, sich zu zerstreuen, abzulenken, zu betäuben, mit steter Kraft sich wieder an die Oberfläche emporringen, die wühlend und bohrend urplötzlich auftauchen. Mit urplötzlicher Wucht durchbricht dieser eine Gedanke, in einen Nominalsatz gepreßt, sieghaft alle

anderen Gedankenreihen, um einen Augenblick vorzuherrschen. Ein besonders lehrreiches Beispiel für diesen Infinitiv bietet uns wieder Sudermann in seinem Roman: „Es war" im 36. Kapitel. Leo v. Sellenthin hat beschlossen, seinem zwecklosen Leben ein Ende zu machen. S. 514: „Also sterben! Sterben, alter Junge — sterben — sterben! rief auf seinen Wegen eine Stimme vor ihm her." Als er dann Felicitas zu gemeinsamem Tode beredet, und sie: „Bloß nicht fliehen! Alles — nur nicht fliehen!" jammert, erwidert er: „Bei mir heißt es jetzt: Fliehen oder — —." Ach ja, dann sterben! flüsterte sie, indem sie mit einem lechzenden Lächeln den Kopf nach hinten neigte. „Viel lieber sterben." S. 522. „Das war das Ende! — Das war das Ende! Tot und vergessen, wie bald Leo Sellenthin! (524). Leo tat seine Würfe und riß schlechte Witze dazu, doch derweilen schrie fortwährend eine Stimme triumphierend ihm ins Ohr: „Sterben, alter Junge — sterben — sterben!" (530). Sterben, alter Junge! schrie es ihm in die Ohren. Sterben — sterben! (543). Sterben — an seinem Halse sterben — welch ein Ausklang, welch ein Schlußakkord! Darum tausendmal lieber sterben!" Man vergleiche auch noch S. 493: „Und ich bin müde, ach — so — müde! — Ich sehne mich nach dem Schlafe ... Einmal recht, recht schlafen — und gar nicht mehr aufwachen. Das wäre schön! Ach ja, das wäre schön."[1]) Ich gebe zu, daß sehr oft natürlich in den bisher zitierten Fällen die rein imperative oder impressionistische Auffassung des Infinitivs hineinschillert! Aber auf alle Fälle sehen wir überall eine Fortsetzung ursprünglichster Redeweise in solch' „embryonalen" Nominalsätzen.

Leidenschaftliche Erregung ist weiter der Ursprung des entrüsteten Ausrufs im Infinitiv, den schon Kretzschmer a. a. O. als „infinitivus indignantis" herangezogen hat[2]). Allerdings müssen wir hier noch etwas tiefer schürfen. Wir verwenden einen doppelten, inhaltlich getrennten Infinitiv des Ausrufs: den bloßen Infinitiv (Ich dir zürnen?) und den Infinitiv mit „zu" (Mir das anzutun!). Den ersteren verwenden wir zur Abwehr, bei der Zurückweisung eines frechen Ansinnens, einer unglaublichen Zumutung. Wer dürfte hier nicht an Goethes „Prometheus" denken: „Ich dich ehren? Wofür?" Der Infinitiv mit „zu" dagegen findet seine Verwendung bei der schmerzlichen oder entrüsteten Feststellung einer unangenehm empfundenen Tatsache, die meist vergangen ist. So Götz v. Berlichingen: „Im Namen des Kaisers ihr Wort nicht zu halten!" (IV 1) oder „Mir erst, die Verräter, eine Falle zu stellen!" (IV 2)[3]). Diesen Infinitiv mit „zu" halte ich nicht, wie es bisher üblich war, etwa für eine „Ellipse", wobei ein Ausruf wie „(So eine Unverschämtheit) mir das anzutun!" zu ergänzen wäre. Vielmehr erblicke ich darin nur eine

1) Wer denkt hier nicht an Hamlets Worte (III, 1): „Sterben — schlafen — nichts weiter! und zu wissen, daß ein Schlaf das Herzweh und die tausend Stöße endet, die unsers Fleisches Erbteil — 's ist ein Ziel, aufs innigste zu wünschen. Sterben — schlafen! Vielleicht auch träumen!" Den gleichen Gedanken in gegensätzlicher Form finden wir bei Fontane, Stine S. 171: „In den Himmel! Ach, wer ihr [der Lerche] folgen könnte! Leben! Leben müssen!"

2) Siehe die literarische Entwicklung dieses Infinitivs im Deutschen bei J. Grimm DG. IV, 98f.

3) Das Beispiel, das Wunderlich, Deutsche Umgangssprache S. 96 aus G. Hauptmanns Einsamen Menschen zitiert (So'n Bahnhofsinspektor! Saufen, saufen, den ganzen Tag saufen!) hält Kretschmer (Glotta II, 283 Anm. 1) für einen inf. descript. Ich möchte es eher — nach Tonfall und Stimmung des Sprechers! — als Inf. des entrüsteten Ausrufs auffassen.

Abart des ersteren, vielleicht durch dialektischen Einfluß entstanden, ähnlich wie wir auch Beispielen des erzählenden Infinitivs mit „zu“ begegnen werden. Man bedenke, daß z. B. das Französische ja auch statt des reinen Infinitivs in der Erzählung den Infinitiv mit de verwendet, was Diez (Gramm. d. roman. Sprachen III S. 222) nicht auf Ellipse zurückgeführt wissen will, sondern auf „die Neigung der Sprache, den reinen Infinitiv mit dem präpositionalen zu vertauschen“. Man bedenke ferner, daß heutzutage noch der Engländer jeden Infinitiv mit „to“ eröffnet; daß viele Verba, die heute den Infinitiv mit „zu“ regieren, einst den reinen Infinitiv nach sich zogen wie z. B. beginnen, erlauben, gestatten, pflegen, gewöhnen usw. (s. Grimm IV 98ff., Wunderlich, D. Satzbau 382f.)[1]). Leidenschaftliche innere Anteilnahme ist es endlich auch, die inmitten einer lebhaften Erzählung in Vergangenheitsformen plötzlich verbale Trümmerstücke in Infinitiven einschiebt. Ein solcher „unzeitlicher“ Infinitiv atmet sozusagen die ganze Atemlosigkeit des Erzählers, der in jagendem Wirbel die erlebten Ereignisse noch einmal an seinem Auge vorüberziehen läßt und — vor allem bei Bewegungsvorgängen und Beobachtungen der Sinnesorgane — auf Personalpronomina, Flexion usw. als zeitraubend verzichtet, um nur die reine Verbalkraft in dem kürzesten Lautkern hervorzustoßen. Diese Verbalnomina huschen in rasender Eile wie die wilde Jagd am Zuhörer vorbei, der in gleicher Spannung wie der Erzähler und völliger Einstellung auf die Höhenpunkte alles Nebenwerk als Hemmnisse seiner Wißbegier empfinden würde. Aus dem gleichen Grunde sehen wir in solch fieberhaft-erregter, ja keuchender Erzählung an Stelle des Infinitivs auch oft das andere Verbalnomen, das bloße Partizip, treten. Darum schließen auch solche Nominalsätze, da sie gewissermaßen nach einem Abschluß drängen, mit einem bloßen Verbalpräfix wie „und fort, weg, (hi)naus, (hi)nunter,

1) Eine eigenartige Vermischung beider Infinitive möchte ich in einer Stelle bei Goethe sehen. In „Lilis Park“ sagt er:

„Was? Du ein Tor, ein Häschen nur,
So ein Pipi, Eichhörnchen, Nuß zu knacken!“

Die landesübliche Auffassung dieses Infinitivs ist nach einer Rundfrage bei Germanisten und Kollegen — die Erklärer wie Düntzer, v. Löper, Viehoff usw. schweigen sich zu dieser Stelle aus — die Ellipse eines Adjektivs wie „gewohnt, geschickt, gut genug“, von dem „zu knacken“ abhinge. Ich erblicke vielmehr in dem Infinitiv „Nuß zu knacken“ einen mit den Nomina „Du ein Tor, ein Häschen, Eichhörnchen“ gleichberechtigten absoluten Nominalsatz, der einen Infinitiv der Entrüstung darstellt. Allerdings erwartet man zunächst den bloßen Infinitiv (Was du ein Tor? Ein Eichhörchen? (Du) Nüsse knacken?), da es sich um die Zurückweisung einer ungebührlichen Zumutung handelt. Goethe hat — wohl aus metrischen Gründen — den erweiterten Infinitiv vorgezogen. Außerdem: man lese den zweiten Vers für sich und fasse ihn als Vorwurf an eine zweite oder dritte Person (So ein Pipi! Eichhörnchen zu knacken!), dann wirkt der Infinitiv mit „zu“ durchaus normal wie ein prosaisches: „So ein dummer Junge! Unreifes Obst zu essen!“ Jedenfalls erscheint mir die hier gegebene Erklärung natürlicher als die übliche, höchst kühne und gezwungene „Elipse“ eines Adjektivs. (Ehe ich mich dazu verstünde, würde ich dann lieber noch den Infinitiv, mit dichterischer Stellung des Objekts, final auffassen (= nur ein Eichhörnchen zum Nüsseknacken!) Auch R. v. Carlowitz, der ebenfalls früher „die Auslassung eines vermittelnden Satzgliedes“ hier annahm („Der Impressionismus bei Goethe“ im Jahrb. d. Goethegesellschaft 1916, S. 68), hat sich brieflich meiner Ansicht angeschlossen. Mit Recht weist er darauf hin, daß „die grammatische Nachlässigkeit des aus Versnot eingeschobenen Flickwörtchens „zu“ um so federleichter wiege, als das Gedicht ursprünglich wohl ein Briefgedicht zu höchsteigenen Händen Lilis war. Die ganz saloppe Form und der Inhalt sprechen sehr dafür.“

(hi)nauf, (hin)ab, hinterher, drauf, los!", die hier gewissermaßen die Bedeutung von Ortsadverbien der Zielrichtung haben. Diese abgerissenen Partikeln erhalten sogar die Kraft von Verben; sie werden selbst zu Trägern der Verbalbedeutung. Solche Trümmerstücke inmitten sonst stilgerechter Satzgefüge, wie sie der sich überhastende Drang nach Mitteilung, die jache Jagd der Vorstellungen in leidenschaftlicher Spannung gebiert, vergleicht R. Meyer sehr ansprechend mit „dem unbehauenen Stein, der noch an Rodins Skulpturen zu sehen ist" (Deutsche Stilistik² S. 82)[1]).

Im Gegensatz zu Kretzschmer aber, der a. a. O. S. 283 nach der Anführung des obenerwähnten Zitats aus Laurentius Albertus bemerkt: „Dergleichen ist auch heute möglich, aber selten und individuell", muß ich doch betonen: Jeder, auch der Gebildete, verwendet diesen Infinitiv der Erzählung einmal in Augenblicken leidenschaftlicher Erregung, zumal bei der Wiedergabe von Selbsterlebtem. „Der mich sehen und Kehrt machen — ich ihm nach!" — so könnte man täglich erzählen hören oder selbst wohl auch erzählen. Dieser erzählende Infinitiv im Deutschen läßt sich aber auch literarisch belegen, so z. B. bei Sudermann, Es war, S. 312: „Ich meine Flinsen vergessen — Talar und Beffchen vom Nagel reißen — Das heilige Tischzeug einpacken und in den Wagen springen — pfütt! — wie der Wind!" So bei Rosegger öfter. Man lese z. B. aus „Peter Mayr, Der Wirt a. d. Mahr", S. 133: „Ich denke, es kommt die Wandlung. Niederknien, auf die Brust schlagen — macht's dir einen Kracher und der Kronleuchter liegt auf dem Pflaster." In dem gleichen Roman (S. 374) begegnen wir sogar dem erzählenden Infinitiv mit „zu": „Das Wort zu hören und der Bursche wird rasend."[2]) Sonst ist mir diese Redeweise vor allem in der Dialektforschung begegnet. So zitiert Schiepeck, Der Satzbau der Egerländer Mundart (1899) S. 195 Anm. 1: „Den zu sehen und naus war er." So heißt es bei dem nordböhmischen Dichter Tieze (Heimt III 58): „Und dos härn, lief dar (der Pfarrer) och naus." O. Grimm (Erzgeb. Ztg. XIII 39): Der das hörn, räßt een Hut runner." Böttger, Satzbau d. erzgeb. Mundart (1904) S. 73: „Nu mai Guulus, das saa, nai, de Deck haarname, vom Tisch wak, un nu oowr of das Kind drauf." Gedichte und Geschichten in erzgeb. Mundart XIII 45: „Daar dos häärn, sich umkäärn, un im nuu, of mai stelwerich zuu!" Aus dem älteren neuhochd. Schrift-

1) Diese meine Auffassung des erzählenden Infinitivs als Rückfall in ursächliche Redeweise, als „Überbleibsel", lehnt demnach den Standpunkt Brugmanns ab, der Kretschmer folgend meint, ein solcher Infinitiv sei aus dem Zusammenhang herausgelöst zum Zweck der Schilderung selbständig verwendet worden (entsprechend der Schilderung durch ein absolutes Substantivum). Ehe aber diese Redeweise üblich wurde, habe etwas wie „das tat er, das geschah" vorgeschwebt (nach dem Muster von Gottfr. Trist. 2111: wol schirmen, starke ringen, wol loufen, sere springen, das tete er wol nach siner kraft). In Fällen, wo zum Infinitiv ein Subjekt tritt, faßt Br. den Infinitiv als Satzobjekt auf. Vgl. Gramm. d. indog. Sprachen II 3, 2² (1916), S. 944.

2) Diese Stelle erwähnt auch Dan. Sanders in seiner Abhandlung: „Zur Tirolersprache" (Zeitschr. f. deutsche Sprache VII, 1894, S. 418, Nr. 92), bemerkt dazu aber nur: „vgl. (üblicher in der allgemeinen Volks- und Schriftsprache): das Wort hören und rasend werden war bei dem Burschen eins." Ich erwähne hier gleich auch die auffallende Erscheinung bei Rosegger (Schriften d. Waldschulmeisters, S. 120): „Über den ganzen Winter der Schnee hereinfliegen, das ist keine gute Sach'." Hier haben wir gewissermaßen den umgekehrten Fall zum Akkusativ des Prädikativums beim lateinischen Subjektsinfinitiv vor uns (senem ante tempus fieri miserum est), ja man könnte an den lateinischen Acc. c. Inf. denken.

tum kann ich nur ein Beispiel beibringen: „er das sagen, und so kommt herein der Pfarrer" aus Nefflen, Der Vetter von Schwaben (1837) S. 52. Öfter belegen lassen sich in solchen Fällen lebhafter Erzählung gleiche Nominalsätze mit Subjekt in der anderen Nominalform des Verbs, dem Partizipium Perfekti. Ich führe aus den „Räubern" an: „Also kurz resolviert — ein Anlauf genommen — und drüben bin ich" (I 2). „Jetzt nutz ich den Zeitpunkt und risch, wie der Wind, ich war losgebunden, so nah war's dabei. — Da meine Begleiter versteinert wie Loths Weib zurückschauen, Reißaus! zerrissen die Haufen, davon! Mein Hauptmann schon parat mit Pferden und Kleidern — so bin ich davon." (I 3). Goethe, Joh. Sebus: „Schön Suschen gleich wieder zur Flut gewandt".[1]) Rosegger, Die Försterbuben (S. 4), heißt es vom Begräbnis des Prinzen Carneval: „Wir haben einen großen Verlust erlitten. Gestern noch frisch und gesund, die Wangen rot, gesungen, gesprungen, geloffen, gesoffen — und heute schon mausetot." Aus den Schriften des Waldschulmeisters (S. 122): „Dieses gehört, bin ich stillgestanden. " S. 192: „Kaum das geschehen, hebt er an." Peter Mayr S. 156: „Und trab, trab, den Bayern nach, mit ihnen marschiert, Proviant gefaßt, bayrischer Lumpenkerl gewesen — zwei Tage lang!" Helene Böhlau, der Rangierbahnhof S. 250, heißt es vom Angler und Fisch: „Der oben immer gezuckt und gezerrt, der unten still, gewartet und ausgehalten und den Schmerz verbissen." Den ältesten Beleg für diese Redeweise im neuhochdeutschen Schrifttum haben wir wohl in der Fabel Drollingers von der Stadt- und Feldmaus aus dem Jahre 1745 vor uns (bei Goedeke, 11 Bücher deutscher Dichtung 1849 I 509):

> Doch plötzlich, als es kaum gesagt,
> erschienen plötzlich Keller, Knecht und Magd
> und nahmen bald das graue Paar
> der ungebet'nen Gäste wahr.
> Gesehn, geschryen, gelärmt, geflucht!
> „Was, Mäuse? Die verdammte Zucht!"

Auf die kürzeste Formel gebracht finden wir diese knappe Redeweise in den Worten: „Gesagt, getan"[2]); in dichterischer Form z. B. bei Goethe, Der Totentanz: „Getan, wie gedacht!"[3]) Man könnte hier auch solche Satzgebilde anführen wie: „Die Frau mich sehen und die Kutsche halten lassen ist eins" (Rosegger, Neue Waldgeschichten 1886 S. 90), oder „Er das sagen und der Frieder ihn am Kragen nehmen, das war eins" (Heinr. Kurtz, Der Sonnenwirt I 39). Solche Gebilde hat J. Grimm DG. IV (1898) S. 156. 1255) aus dem älteren neuhochd. Schrifttum gesammelt und als „Nominativus cum Infinitivo" bezeichnet; doch trifft diese der lateinischen Syntax entliehene Benennung ja nur äußerlich die Sache, nicht den tieferen Kern. Ich halte,

1) Zu ähnlichen Beispielen bei Goethe vgl. die feinsinnigen Ausführungen von Ric v. Carlowitz (Der Impressionismus bei Goethe, Jahrbuch d. Goethegesellschaft 1916, S. 69f.), der sie „aus dem Drang der dichterischen Impression" erklärt.

2) Siehe dafür Beispiele bei Grimm, DG. IV, 1255.

3) Hier würde der Schulgrammatikus, um die Konstruktion zu erklären, natürlich zur „Ellipse" greifen. Gegen die fälschlicherweise so häufig angewandte Erklärung syntaktischer Erscheinungen, namentlich der Umgangssprache, durch „Ellipse" s. u. a. Paul, Prinzipien der Sprachgeschichte S. 263f. Delbrück, Vergl. Synt., S. 73 f. Ziemer, Junggrammatische Streifzüge 1882 S. 41 u. ö. R. Meyer, Deutsche Stilistik S. 82. Wunderlich a. a. O. S. 2 Derselbe, Unsere Umgangssprache, S. 85f. Blümel, Einführung in die Syntax (1914) § 123. 545 Anm. Wundt a. a. O. II³ 273 ff.

im Gegensatz zu Schiepek[1]), die Ausdrucksweise: „Ich das sehen und fort war eins" für einen Nachläufer unseres oben erwähnten selbständigen Infinitivs der Erzählung und erblicke in ihr das Bemühen des grammatisch geschulten Menschen, frei und lebendig geschaffene, nur psychologisch zu deutende Sprachmittel in eine starre syntaktische Schnürbrust zu zwängen und nachträglich zu „verschlimmbessern". Der unverstandene oder sogar als fehlerhaft empfundene Infinitiv im Nominalsatz wird durch das nachträglich zugefügte „(das) war eins" zu einem abhängigen Satzglied (Subjektsinfinitiv) gestempelt. Daß die Besserung nur scheinbar ist, wird im Augenblick gar nicht empfunden; denn die Verbindung: „Der Frieder das sehen und fort war eins" läßt sich ebensowenig unter eine der bekannten syntaktischen Formeln unterbringen. Außerdem haben beide Formen nicht den ganz gleichen Gehalt. Der reine Infinitiv drückt mehr das rasche, unmittelbare Nacheinander, die erweiterte Form das fast gleichzeitige Nebeneinander, ja das Zusammenfallen zweier Handlungen aus. Nach meinen bisherigen sprachgeschichtlichen Darlegungen wird es wohl auch dem Leser klar sein, daß die Form: „Ich das sehen und fort" die ursprüngliche, das erweiterte Satzbild: „Ich das sehen und fort, (das) war eins" die spätere, eine Kunstschöpfung der Schriftsprache ist. Dafür spricht ja ferner die Tatsache, daß die erstere, weil der Umgangssprache und der Mundart angehörig, literarisch seltener belegbar ist, während die zweite Form uns auf Schritt und Tritt begegnet. Der Tintenmensch, der den urzeitlichen Infinitiv im Gespräch ohne Bedenken verwenden würde, schämt sich seiner, sobald er ihn geschrieben vor sich sieht, und fühlt sich gemüßigt, dieses Satzbild als eines gebildeten Menschen unwürdig zu vervollkommnen. Endlich reden die literarischen Belege noch selbst eine eindringliche Sprache. Nach den oben gegebenen Zeugnissen des Laurentius Albertus (S. 592[1]) war der selbständige Infinitiv der Erzählung am Ende des 16. Jahrhunderts üblich, während die Belege für den unselbständigen Infinitiv mit „das war eins" nach Grimms Zusammenstellung (DG. IV 1255) nicht über die erste Hälfte des 19. Jahrhunderts hinausreichen[2]).

Wie ich mir nun im Deutschen die Entwicklung des Infinitivs aus einer ursprünglichen Nominalform zur unflektierten Verbalform vorstelle, darüber vgl. man meinen Aufsatz „Der indogermanische Infinitiv als Kasusform" (Berl. philol. Wochenschr. 1919 Sp. 381 f.).

1). a. a. O. S. 1915 u. Anm. 1.

2) Zu meiner Freude sehe ich nachträglich, daß auch bei Wunderlich der Grundgedanke meiner bisherigen Ausführungen zutage tritt, wenn er eingliedrige Ausrufe wie: Sieg! Wehe! Schurken! mit den Worten erklärt: „Durchaus nicht alle die verkürzten und verstümmelten Sätze, die der Schulgrammatiker in den Äußerungen des täglichen Lebens beobachtet, sind etwa Ellipsen und bieten Lücken, sondern im Gegenteil, sie stellen meist jene primäre Entwicklungsstufe der Sprache dar, über die der Mensch in lebhafter Erregung nicht hinauskommt oder von der die Eierschalen an den entwickelteren Fügungen hängen bleiben" (Umgangssprache S. 81). In der entwickelteren Fügung: „Ich das sehen und fort war eins" stellt die Verbindung: „Ich sehen" gewissermaßen die Eierschalen der primären Entwicklungsstufe dar! Vgl. auch, was Rich. Meyer in der 2. Auflage seiner „Stilistik" (1913) bemerkt: „Jene eingliedrigen Ausrufe, die erst von der neueren Syntax als vollständige Sätze anerkannt worden sind, haben wir schon als Überbleibsel ältesten Sprachgebrauchs angesprochen (S. 83). Es drängt sich dem Redenden eine Vorstellung in ihrer ganzen Fülle auf; er will den gesamten Inhalt des Wortes „Feuer!" nicht durch eine nähere Begrenzung einengen. Das Wort, das sonst durch das Verb auf einen bestimmten Gesichtswinkel festgelegt wird, soll mit seiner gesamten „Körperlichkeit", wenn man so sagen darf, wirken."

Kunsterziehungsabende.

Von **Will Grohmann** in Dresden.

Vor drei Jahren gründeten wir am König Georg-Gymnasium in Dresden eine Kunstgruppe. Bildende Kunst und Musik, diese beiden wesentlichen Aufgaben des menschlichen Geistes, an denen die Schule noch immer vorbeigeht, sollten hier ernsthaft behandelt werden. Mit der Musik kamen wir nicht weiter. Es fand sich ein Trio, ein Quartett zusammen, aber beim Musizieren blieb es. Ein neues musikalisches Erlebnis zu schaffen, gelang nicht. Keiner hatte die Gabe, sich mitzuteilen. Die vielen, die auf den Anruf aus einer anderen Welt gewartet hatten, blieben enttäuscht. Die Musikalischen fanden wie vorher Stunden der Erlösung, des befreienden Gebanntseins zufällig hier und dort.

Der Gesangsunterricht ist nur selten Musikunterricht und schafft heute noch keine zureichenden Grundlagen. Fast überall bis Quarta eine Singstunde, dann nur noch für einzelne Chor. Kein Wunder, daß die musikalische Kultur in Deutschland gesunken ist. Der Ruhm, das Volk der Musik zu sein, gilt heute nur noch bedingt. Geistloses Virtuosentum wird heute in jedem Konzertsaal begeisterter beklatscht als das Genie eines Symphonikers, Schund genau so gern gehört wie Bruckner und Beethoven. Und was ist aus der Hausmusik geworden? Operetten und Wagner wechseln ab. Viel Klavier, wenig gemeinsames Musizieren. Es wird hohe Zeit, daß Komponisten, Ausübende und Zuhörer mit Energie eine neue musikalische Kultur aufbauen. Viel gehört nach Robert Schumann zusammen: „Große, tiefe Intention, Idealität eines Kunstwerks, dann: Enthusiasmus der Darstellung, drittens: Virtuosität der Leistung, harmonisches Zusammenwirken wie aus einer Seele, viertens inneres Verlangen und Bedürfnis des Gebenden und Empfangenden, momentan günstigste Stimmung (von beiden Seiten, des Zuhörers und des Künstlers), fünftens glücklichste Konstellation der Zeitverhältnisse sowie des spezielleren Moments der räumlichen und anderen Nebenumstände, sechstens Leitung und Mitteilung des Eindrucks, der Gefühle, Ansichten — Widerspiegelung der Kunstfreude im Auge des anderen. — Ist ein solches Zusammentreffen nicht ein Wurf mit sechs Würfeln von sechsmal sechs?"

Der Zuhörer ist mitverantwortlich für die musikalische Mission des menschlichen Geistes. Es geht nicht an, allen Verpflichtungen sich zu entziehen und im unbefangenen Genuß ein Ziel zu sehen. So leicht machen wir es uns auf anderen Gebieten auch nicht. Wie soll übrigens das Hören unbefangen sein, wenn man am Eingang zum Konzertsaal ein Programm in die Hand gedrückt bekommt mit literarischen, oft beliebigen Ausdeutungen, mit dramatischen und novellistischen Kombinationen. Der Sinn der Musik kann doch nicht außerhalb der Musik liegen, und außerdem „die Voraussetzungen der Musik liegen weiter hinaus als die Endpunkte der besten Poesie". Das musikalische Denken und Hören ist bei den meisten durch falschen Musikunterricht von Grund aus verdorben. Der Dilettant wird geradeso unterrichtet wie der Berufsmusiker, nur schlechter. A. Halm schlägt sehr richtig vor, den Willen zur Selbständigkeit anzuregen. Nicht mit Spielen nach Noten anzufangen, sondern selbsttätig den ganzen musikalischen Körper mit aufzubauen. Erst fühlen, dann produzieren, zuletzt analysieren und wissen. In seinen beiden Büchern „Von den beiden Kulturen der Musik" und „Die Symphonien Bruckners" gelingt es ihm, in ausführlichen Analysen die überzeugende Logik aller disziplinierten Musik fühlen zu

lassen. Überall geht er von der Form aus, die ihm nicht überkommener Begriff ist, sondern stetig sich erneuerndes Leben, vom Geist der Musik selbst gezeugt, und dieser Form ergebe sich jeder Mensch von unmusikalischer Anlage. Vielleicht ist Halm zu sachlich. Die Form ist Geist, aber nicht Seele. Musiker wissen das und glauben an einen sechsten Sinn. Wir glauben an ein ursprüngliches Empfinden, an ein seelisches Erleben, das zu entfalten zunächst die Aufgabe wäre. Gesetze mögen dann kommen und vertiefen. Viel unfruchtbare Arbeit würde Musikliebhabern so erspart, ohne daß Wesentliches zu fehlen braucht.

Das hat Hermann Kutzschbach, Kapellmeister an der Sächsischen Landesoper zu Dresden, erkannt. Zufällig lernte er unsere Bemühungen um Kunsterziehung kennen. Es reizte ihn, selbst einmal zu versuchen, was wohl nie einer vom Bau bisher tat: mit den allerbesten musikalischen Kräften vor aufnahmefähigen Schülern zum musikalischen Hören zu erziehen. Ohne Absicht und ohne vorherigen Plan entwickelte sich eine Reihe von zwölf Kunsterziehungsabenden, an denen allmählich die ganze Schulgemeinde teilnahm. Hier das Programm: 1. Franz Schubert und das deutsche Lied. 2. Entwicklung des musikalischen Ausdrucks im Lied. 3. Die Entwicklung der deutschen Klaviersonate. 4. Beethoven op. 20. Septett. 5. Organische und unorganische Musik. 6. Bruckner, vierte Symphonie Es-Dur (romantische). 7. Die Entwicklung der Ouvertüre zur symphonischen Dichtung. 8. Die symphonische Dichtung und der Impressionismus in der Musik (Liszt). 9. Richard Strauß' Don Quixote. 10. Joseph Marx und das moderne Lied. 11. und 12. Einführung in die Instrumente und Klangfarben des Orchesters. Am Schubertabend, der übrigens nur Vertonungen Goethescher Gedichte brachte, hörten wir, wie viele Beziehungen zwischen Text und Vertonung leben. Beispiele gab es vom bloßen Textumwerten an bis zur absoluten Musik, für die das Wort nur stimmungsmäßig der Anstoß ist. Einfache, dann kompliziertere Strophenlieder und größere Gesänge. „Füllest wieder Busch und Tal" in der mehr untermalenden und der späteren urmusikalischen, tragischen Fassung. „Meine Ruh' ist hin", diese wehfrohe Musik, mit der schon impressionistischen Begleitung des surrenden Rades und seinem atembeklemmenden Stillestehen. Der musikalische Frühling des „Ganymed", der „Prometheus", dessen Gewalt sich auch diesem Großen entzieht. — Ein vergleichender Liederabend: das Wesen des musikalischen Ausdruckes durch Vergleich an je drei Vertonungen desselben Textes aus verschiedenen Zeiten erläutert. „Das Rosenband von Zelter-Schubert-Strauß". „Die Stadt" von Schubert-Franz-Leßmann. „Ganymed" von Zelter-Schubert-Wolf. „Erlkönig" von Beethoven-Schubert-Löwe u. a. Zelter komponiert noch schematisch über den Gehalt des Liedes weg. Schubert faßt ihn immer wieder mit unerklärlicher Intuition am kongenialsten. Überall ist hier der Text eine Brücke zum musikalischen Verständnis. — Die Entwicklung der deutschen Klaviersonate: von Kunau über Ph. E. Bach zu Mozart und Beethoven. Die spätere Form der Kammermusik und der Symphonie bildet sich hier vor. — Das Septett Beethovens, von Mitgliedern der Landesoper gespielt, als erstes Beispiel einfacherer, absoluter Musik zeigte, wie eines aus dem anderen mit Notwendigkeit folgt, wie alles durchwollt und diszipliniert ist, wie eine überkommene Form schöpferische Kraft erhält. — „Organische und unorganische Musik", gewordene und gemachte, gute und schlechte, wie man ganz einfach sagen könnte. An zahlreichen Beispielen hörten wir, wie aus dem Zusammenhang von Rhythmus, Melodie und Harmonie alle musikalischen Lebensgesetze sich ergeben. — Bruckners Es-Dur-Symphonie, auf zwei Flügeln nach genauer Analyse vorgetragen, war eine Einführung zum Symphoniekonzert am folgenden Tag. Die Schüler waren zur Generalprobe eingeladen, ebenso später zu Strauß' Don

Quixote. Wie beim Septett bekam jeder den formalen Aufriß des Werkes vorher in die Hand, um leichter folgen zu können. Gerade bei Bruckner ist das nötig, dessen Form noch immer als Unform gelästert wird, weil sie anders ist als die Beethovens. Hier mußte jeder fühlen, daß die absolute Musik keine Begebenheiten enthält, sondern die künstlerische Darstellung der menschlichen Affekte ist mit allen nur ausdenkbaren Verkettungen und Spannungen, mit der Logik ihres Ablaufs. Auf eine bestimmte Freude wird immer eine ganz bestimmte Form der Unfreude, auf eine Spannung eine ganz bestimmte Entspannung folgen. Wir haben alle schon erfahren, um wieviel aufnahmefähiger wir sind, wenn wir selbst in einer Hochspannung unserer Gefühle zur Musik kommen, wie es uns dann gelingt, jede Nüance zu verstehen, das Gras wachsen zu hören, weil das Echo in uns darauf wartet. — Die Entwicklung der Ouvertüre zur symphonischen Dichtung: Donati, Hiller, Gluck, Mozart, Beethoven, Weber, Wagner (mit Orchester). Anfangs die Ouvertüre als bloße Einleitung ohne Beziehung zum Gehalt der Oper, dann die symphonische Form mit Themen, die den Hauptgedanken des Werkes vorbereiten. Der Zusammenhang wird immer enger. Die Leonoren-Ouvertüre III ist nach Wagner gar keine Ouvertüre mehr, sondern das gewaltige Drama selbst. In den Meistersingern die freie Form ausschließlich mit Themen der Oper. — Die symphonische Dichtung und der Impressionismus in der Musik: Liszt als Auflöser der klassischen Form. — Richard Strauß' Don Quixote: eine ausführliche Analyse der impressionistischen Musik, die hier ihre Vollendung findet. An die Stelle der ununterbrochenen Folge tritt die Aneinanderreihung augenblicklicher Eindrücke. Klang, nicht Linie. In der klassischen Musik war jedes Stück nur im Zusammenhang verständlich, hier nicht mehr. An Parallelen aus der Dichtung wurde das Wesentliche auch Unmusikalischen klar. — Zum Abschluß Lieder von Joseph Marx, dem Wiener Komponisten, in denen die Begleitung mit der Melodie kammermusikalisch verbunden ist. — Als Ergänzung folgten zwei Orchesterabende, an denen die einzelnen Instrumente in Solis und im Zusammenspiel mit anderen so vorgeführt wurden, daß jeder die Möglichkeiten des musikalischen Ausdrucks kennen lernte. Die Beispiele waren so gewählt, daß sie an sich zu einem künstlerischen Erlebnis wurden und alles Technische der Vorführung dahinter verschwand. Für Violine: Herkunft Lohengrins aus Monsalvatsch; für Viola: das Bratschensolo aus dem Freischütz; für Cello: die große Szene zwischen Siegmund und Sieglinde aus dem 1. Akt der Walküre; für Baß: ein Stück aus der 9. Symphonie; für Waldhorn: das Siegfriedmotiv; für Celesta: Rosenkavalier usw. Am Schluß der beiden Abende wurden Lieder von Strauß und J. Marx mit Klavier- und Orchesterbegleitung gesungen, wobei der Orchesterklang den Gehalt der Dichtung mit stärkerem seelischen Ausdruck erschöpfen konnte, zumal im Orchester mehrere Themen in verschiedener Klangfarbe gleichzeitig leben können.

Die Wirkungen der zwölf Abende zeigen sich jetzt schon, und die Arbeit geht weiter. Im nächsten Winter folgen zehn Abende klassische, im übernächsten zehn Abende moderne Musik. Und der Versuch hat solch begeisterte Aufnahme gefunden, daß der Sächsische Künstlerhilfsbund nunmehr die Abende für Schüler aller höheren Lehranstalten Dresdens wiederholen läßt.

Nachwort des Herausgebers: Obgleich es sich hier um reinmusikalische Erziehung handelt und um einen Versuch an einer einzelnen Schule, der auch nur durch ganz besonders günstige Verhätnisse möglich war, glaubte ich, unseren Lesern einen Bericht des Veranstalters dieser Abende vermitteln zu sollen. Denn wenn wir Deutschkunde im rechten Sinne treiben wollen, dann dürfen wir an der Musik, in der sich der deutsche Geist besonders schöpferisch erweist, nicht vorbeigehen, ganz abgesehen

von der wertvollen Ergänzung, die die sonstige Kunstbetrachtung und die Kulturgeschichte hier findet. Beziehungen zu den Musikabenden ergaben sich immer wieder bei der Behandlung von Dichtwerken und halfen tiefer in das Schaffen einzudringen. Und was hier durch die Bedeutung und pädagogische Begabung Kutzschbachs, durch die Beteiligung erster Kräfte und des Orchesters der Landesoper vielleicht in einer kaum zu überbietenden Vollendung geboten wurde, das läßt sich im wesentlichen doch auch in anderen und kleineren Verhältnissen erreichen. Und nach weiteren Erfahrungen, die ich selbst bei Veranstaltungen gleicher Art für einen studentischen Kreis gemacht habe, glaube ich, daß sich mehr Künstler zur Durchführung solcher Abende gewinnen lassen, als man zunächst vermutet. Da bei diesen Abenden auch die Angehörigen der Schüler eingeladen waren, konnte die Schule auch auf weitere Kreise wirken und das Band mit der Elternschaft enger knüpfen. Solche Stunden gemeinsamer Erbauung für Eltern, Lehrer und Schüler müssen ja einander näher führen. Und bei dem Tiefstand der musikalischen Bildung weitester Kreise erwirbt sich die Schule ein Verdienst um unsere gesamte Kultur. Mehr als je besinnen wir uns in diesen Tagen der Schmach und der Empörung auf die besten Kräfte im Wesen unseres Volkes, — jetzt gilt es, sie mit heiliger Begeisternng und ernstester Verantwortung nutzbar zu machen zur inneren Stärkung. Möchte darum dies Vorbild recht viele anfeuern zur Nachahmung.

Die deutsche Nationalschule.[1]

Von **Arthur Laudien** in Düsseldorf.

Eine deutsche Nationalschule gibt es nicht. Mag die kommende Zeit auch der Einheitsschule günstig sein, die Nationalschule ist durch die Einheitsschule noch nicht gewonnen, solange das Ziel nicht höher gesteckt ist als in der Gegenwart, wo man mit einem etwa vierjährigen gemeinsamen Unterbau (Volksschule) aller sich von da an spezialisierenden Schulgattungen befriedigt ist. Die Nationalschule ist mehr; sie ist die auf Deutschtum beruhende und in Deutschtum gipfelnde gemeinsame Bildung der gesamten deutschen Jugend, ein geradliniger Weg von den Anfangsgründen des Wissens bis an die Schwelle der Hochschulen, ein Weg jedoch, der außer diesem fernsten Ziel auch an einigen früheren Stellen dem Wanderer Gelegenheit bietet, haltzumachen und einen zu einem näheren Ziele führenden Kreuzweg einzuschlagen. Ist schon um die Einheitsschule ein heftiger Kampf entbrannt, so muß sich diese Heftigkeit gegenüber der Nationalschule vervielfachen, insofern da der Streit zwischen deutscher und humanistischer Bildung hinzukommt. Hier soll nicht das ganze Für und Wider der Einheitsschule und des humanistischen Gymnasiums durchgesprochen werden; leidenschaftslos soll ein Entwurf der deutschen Nationalschule versucht werden.

Für die Einheitsschule hat Wilhelm Rein folgenden Entwurf veröffentlicht[2]): sechs Jahre Volksschule als gemeinsamer Unterbau; dann entweder zwei Jahre obere Volksschule bzw. drei Jahre Mittelschule, beide mit Übergang zur Fortbildungsschule, oder vier Jahre Realschule, deren Fortsetzung die mittleren Fachschulen sind, oder schließlich sechs

1) Wir bringen diese Arbeit mit allem Vorbehalt, glaubten aber dem verdienten Begründer der Düsseldorfer Ferienvorlesungen die Darlegung seiner Ansichten ermöglichen zu sollen. D. Herausg.

2) Von mir entnommen aus Matth. Meyer, Die Einheitsschule. Begriff und Wesen Säemann-Schriften für Erziehung und Unterricht, Heft 14. (B. G. Teubner 1916.) S. 57.

Jahre Oberrealschule bzw. Gymnasium mit der Reife für die Hochschulen. Einen ähnlichen Plan mit nur fünfjährigem gemeinsamen Unterbau stellt jenem H. Th. Matth. Meyer (a. a. O. S. 58ff.) gegenüber. Derselbe zieht auch die Lehrpläne der Länder, in denen Einheitsschulen bereits bestehen, zum Vergleich (ebenda S. 48ff.) heran. Danach hat man in Norwegen einen fünfjährigen gemeinsamen Unterbau (Volksschule), dann Trennung in die Ergänzungsvolksschule (2 Jahre) und die vierjährige Mittelschule, an die sich ein dreijähriges Gymnasium mit einer Real- und einer Sprachabteilung anschließt. In der Schweiz ist der Unterbau sechsjährig; darauf erfolgt Trennung in zweijährige Ergänzungsschule oder dreijährige Sekundarschule oder sechseinhalbjähriges Gymnasium bzw. Realgymnasium. Dänemark trennt nach vierjährigem Unterbau in dreijährige Volksschule oder vierjährige Mittelschule, an welch letztere sich eine einjährige Realklasse oder ein dreijähriges Gymnasium mit einer altsprachlichen, einer neusprachlichen und einer mathematisch-naturwissenschaftlichen Abteilung anschließt. — Überall also ziemlich dasselbe Bild.

Und doch sind alle diese Systeme nur eine unvollkommene Verwirklichung eines ursprünglichen Planes. Um die Mitte des 17. Jahrhunderts plante Comenius eine Schule, die die gesamte Jugend vom sechsten bis zum zwölften Jahre vereinen sollte, um dann die einen einem Beruf, die anderen einer sechsjährigen Lateinschule zuzuführen. Die Verwirklichung seines Planes hat Comenius nicht erlebt. In besonders reiner Form hat dann fast zwei Jahrhunderte später Schleiermacher die Einheitlichkeit des Schulbildungsganges vertreten. Nach ihm soll die deutsche Jugend zunächst die Volksschule besuchen (deren Lehrziele er recht hoch steckt); während die einen nach deren Erledigung zur mechanischen Gewerbstätigkeit übergehen, besuchen die anderen gemeinschaftlich den nächsthöheren Lehrgang, die höhere Bürgerschule; während nach deren Abschluß wieder ein Teil sich angemessenen Berufen zuwendet, genießt die übrigbleibende Auslese nun die eigentlich wissenschaftliche Ausbildung. Freilich hat Schleiermacher selbst diesen Aufbau in Mißachtung gebracht, indem er zu dessen Nachteil darauf hinwies, bei solchem Verfahren würde der Studiengang für die gelehrten Berufe zu lang werden, daher müsse von einem so späten Beginn der unmittelbaren Vorbereitung auf ihn Abstand genommen werden.

Es ist tatsächlich die Rücksicht auf die Gelehrtenschule, die bisher die Einheitsschule nicht zu freier Ausgestaltung gelangen ließ. Der fremdsprachliche Unterricht ist's, der seiner Natur nach der Einheit der deutschen Volksbildung im Wege steht und diese nur da aufkommen läßt, wo er selbst keine Stätte hat. Die Einheit wird demnach um so vollkommener, je weiter der fremdsprachliche Unterrichtsbetrieb zurückgedrängt wird. Nachdem man bescheidenerweise nur für die Vorschule die allgemein verbindliche Volksschule gefordert hat, nachdem man die Forderung des gemeinsamen Unterbaus auf vier, fünf und mit Rein auf sechs Jahre gesteigert hat, hat man auf diesem Weg das Äußerste erreicht. Anstatt in solcher Halbheit noch mehr Scharfsinn auf die Lösung der Aufgabe zu verwenden, wie man die Einheitsschule erweitern und die Gelehrtenschulen doch behalte, entscheide man sich für ein Ganzes: die streng durchgeführte Einheitsschule oder die unverstümmelte Gelehrtenschule alten Stils.

Die Gelehrtenschule alten Stils, verkörpert durch das humanistische Gymnasium, ist im Absterben. Nicht nur hat diese Schule ihre Lehrziele tiefer und tiefer stecken müssen, sie hat ihre Macht auch mit den neugegründeten Systemen der Oberrealschule und des Realgymnasiums teilen müssen. Gewiß ist das Gymnasium mit Erfolg bemüht, den äußeren Verlust durch innere Reformen auszugleichen, aber die Tatsache ist nicht mehr wegzuleugnen, daß ein gut Teil der deutschen Gebildeten auch ohne schulmäßiges Erlernen der alten Sprachen durchaus seinen Platz im Leben ausfüllt und für alle Berufe sich fähig erweist. Nicht minder fest steht die andere Tatsache, daß das Gymnasium für Pflichtunterricht im Englischen gar keine, für das Französische nur wenig Zeit zur Verfügung hat, so wenig Zeit, daß der Ruf nach Abschaffung[1]) des obligatorischen Französisch für das Gymnasium in den letzten Jahren oft laut geworden ist. Es gibt also auch ein gut Teil deutscher Gebildeter, die ohne schulmäßiges Erlernen der neuen Sprachen ihren Platz im Leben aus-

1) Zuletzt von M. Wiesenthal, Der preußische Gymnasiallehrplan auf seine Einheit und Deutschheit hin betrachtet. Halle 1916.

füllen und für alle Berufe sich fähig erweisen. Der Strebsame lernt eben neben der Schule, was er für seinen Beruf braucht, seien es alte oder neue Sprachen; zudem ist von jeder Schulgattung wahlfreier Unterricht in den dem betreffenden System fehlenden Fremdsprachen vorgesehen. Der Weltkrieg hat bewiesen, daß überhaupt nicht dieser oder jener Wissensstoff, sondern die sittliche Kraft das Entscheidende[1]) ist, und daß diese ebensogut wie das Gymnasium auch die Oberrealschule, das Realgymnasium, nicht minder die Volksschule in ihren Zöglingen zu wecken und zu pflegen vermocht hat.

Der hohe erzieherische Wert des fremdsprachlichen Unterrichts soll nicht verkleinert werden. Wenn aber der fremdsprachliche Unterricht auf unseren Schulen, wie bekannt, der Entfaltung des Deutschunterrichts im Wege steht, wenn das Deutsche an erzieherischer Leistungsfähigkeit den Vergleich mit den Fremdsprachen nicht zu scheuen braucht, ja, diesen durch die Unmittelbarkeit des Interesses überlegen ist, wenn schließlich auch die Einheitsschule durch Bevorzugung des Deutschen vor den Fremdsprachen ihre eigentliche Durchführung und Vollendung erhalten kann, so ist das Opfer, das in der Umwandlung jeglichen pflichtmäßigen fremdsprachlichen Unterrichts in wahlfreien liegt, nicht zu groß und geringer, als es dem Anhänger humanistischer oder realistischer Bildung zunächst erscheinen möchte: ist doch die gedachte Nationalschule im Grunde nur eine Wiedervereinigung von Gymnasium, Realgymnasium und Oberrealschule, nur nicht zu der ursprünglichen Form, dem alten humanistischen Gymnasium, sondern zu einer neuen, das Fremde zugunsten des Deutschen abschwächenden Gruppierung.

Danach könnte die deutsche Nationalschule etwa folgenden Grundriß erhalten:

Fach	1. Schuljahr	2	3	4 VI	5 V	6 IV	7 U III	8 O III	9 U II	10 O II	11 U I	12 O I	Stundenzahl
Religion	3	3	2	2	2	2	2	2	2	2	2	2	8 + 18
Deutsche Literatur	9	9	9	3	3	3	3	4	4	4	4	4	27 + 32
Deutsche Sprache				3	3	3	3	3	3	3	3	3	27
Geschichte	—	—	—	2	2	3	3	3	3	3	3	3	25
Erdkunde	—	—	—	1	2	2	2	2	2	2	2	2	17
Heimatkunde	—	—	1	1	1	1	1	1	1	1	1	1	1 + 9
Völkerkunde	—	—	—	—	—	—	—	—	—	2	2	2	6
Rechnen u. Mathemat.	4	4	4	4	4	4	4	4	4	4	4	4	12 + 36
Naturkunde u. Physik	—	—	—	2	2	2	2	2	2	2	2	2	18
Kunstgeschichte	—	—	—	1	1	1	1	2	2	2	2	2	14
Zeichnen	—	—	2	2	2	2	2	—	—	—	—	—	2 + 8
Schreiben	—	2	2	2	1	—	—	—	—	—	—	—	4 + 3
Singen, Chorgesang	1	1	2	2	2	2	2	2	2	2	2	2	4 + 18
Turnen	1	1	2	2	2	2	2	2	2	2	2	2	4 + 18
Stundenzahl	18	20	24	27	27	27	27	27	27	29	29	29	

Bemerkung: Französisch und Englisch wahlfrei von O III an. Lateinisch, Griechisch, Hebräisch wahlfrei von O II an. Russisch, Polnisch von O III an.

Nach vorstehendem Entwurf vereinigt die neue Unterrichtsanstalt Volksschule, Mittel- bzw. Realschule und die höheren Lehranstalten. Die gemeinsame Volksschule umfaßt die ersten sieben Schuljahre und ist für alle verbindlich; dann hat der Schüler die Wahl, einen Beruf zu ergreifen und zugleich für drei weitere Jahre die Fortbildungsschule zu besuchen oder auf der Nationalschule zu verbleiben. Die zweite

1) Paul Lorentz, Das Trugbild der Allgemeinbildung. S. 56. (Norrenberg, Die deutsche höhere Schule nach dem Weltkriege. B. G. Teubner 1916.)

Stufe dieser Schule faßt die frühere Mittelschule und die Realschule zu einer Einheit zusammen; die Erledigung dieses zweijährigen Kursus berechtigt zum Besuch einer mittleren Fachschule. Die dritte Stufe der Nationalschule bereitet auf die Hochschulen vor.

Obiger Plan gibt zum ersten Male dem deutschen Unterricht die bisher vergeblich geforderte hohe Stundenzahl, die ihm als dem Mittelpunkt deutscher Jugenderziehung naturgemäß zukommt. Im einzelnen hier zu schildern, was der Deutschunterricht an unseren höheren Lehranstalten bisher hat entbehren müssen, und mit welchem Nutzen die größere Stundenzahl einer würdigeren Behandlung deutscher Literatur und deutscher Sprache dienstbar gemacht werden könnte, würde zu weit führen. Es sei nur angedeutet, daß nach diesem Entwurf bereits die Mittelstufe eingehende literarische und grammatische Belehrung über die deutschen Dialekte (O III) und die mittelalterliche Dichtung (U II) erhalten könnte.

Auch der Geschichtsunterricht hat bisher unter der Vorherrschaft der Fremdsprachen in seiner Entfaltungsfreiheit gelitten, und die Erhöhung der Wochenstunden auf drei ist seit langem eine berechtigte Forderung der Geschichtslehrer.[1]) Hier ist dieser Wunsch erfüllt. Die doppelte Behandlung der alten Geschichte (in IV und O II) erübrigt sich fortan; einmalige in der Oberstufe genügt. Dagegen ist für die bisherige Geschichtserzählung der Sexta und Quinta eigentlicher Geschichtsunterricht einzusetzen. Bei der Stoffverteilung ist wie bisher Sorge zu tragen, daß mit dem Ende jeder Stufe auch im Pensum ein großer Abschluß erreicht wird. So hätte in den Klassen VI—U III die erstmalige Darbietung der gesamten deutschen Geschichte zu erfolgen; in O III und U II wäre dieselbe nochmals, jetzt unter Mitberücksichtigung anderer angemessener Gesichtspunkte zu wiederholen; die Oberstufe hätte zunächst in Prähistorie[2]) und alte Geschichte einzuführen (O II), dann auf den Primen den gesamten Stoff anstatt unter zeitlichen Gesichtspunkten nun unter sachlichen[3]) zu gruppieren und so den Schülern die Vorstellung zu wecken, wie tausend Kräfte im Laufe der Jahrhunderte an dem gearbeitet haben, was heute ist, sei es Staatsgebilde, Verfassung, Wirtschaftsleben oder Kultur. Die Stoffverteilung wäre etwa folgende:

VI Deutsche Götter- und Heldensage, Römer in Deutschland, Völkerwanderung.
V Mittelalter.
IV Neuzeit bis 1648.
U III bis Gegenwart.
O III = VI und V.
U II = IV und U III.
O II Prähistorie, Antike.
U I, O I } Querschnitte.

Die Notlage des erdkundlichen Unterrichts am bisherigen Gymnasium ist bekannt. Die Mittelstufe verfügte nur über eine Wochenstunde, die Oberstufe war

1) Z. B. O. E. Schmidt, Der Krieg und das humanistische Gymnasium. Neue Jahrbücher 1915 S. 152ff.
2) Friedemann, Über vorgeschichtlichen Unterricht auf höheren Schulen. Vergangenheit und Gegenwart. 1912. S. 284ff.
3) Vgl. Herold, Vorschläge für eine Umgestaltung des Geschichtsunterrichts in den oberen Klassen. Lehrproben und Lehrgänge. 1909. 1. Heft. S. 70ff.

auf gelegentliche Wiederholungen während der Geschichtsstunden angewiesen. Jetzt kann die Forderung der Fachmänner (zwei Wochenstunden) voll erfüllt werden. Damit ist Gelegenheit geschaffen, auf der Oberstufe Erdgeschichte, Entstehung des organischen Lebens, Biologie und Abstammungslehre zu behandeln. Mit der Erdgeschichte ist das Wesentliche der physikalischen[1]) Erdkunde zu verknüpfen, so daß alles Gegenwärtige als ein Gewordenes erkennbar wird; zugleich ist eine Kennzeichnung der natürlichen Lebensbedingungen, der Bodenschätze, der ursprünglichen Kulturformen zu geben und damit über reine Länderkunde zu Wirtschafts- und Kulturkunde[2]) hinauszugehen. Als Schlußstein des ganzen kühnen Gebäudes ist die Lehre vom Menschen[3]) zu behandeln und so dem Schüler die Einheit der Natur vor Augen zu führen. „Ohne Biologie kein Verständnis der philosophischen Probleme" (Friedrich Paulsen).

Neu aufgenommen sind in diesen Lehrplan Kunstgeschichte, Heimatkunde und Völkerkunde. An der Wichtigkeit der Kunstgeschichte für den Unterricht hat auch früher niemand gezweifelt, aber der Sprachunterricht gestattete keine eigentlichen Lehrstunden dafür; man war darauf angewiesen, die im Unterricht sich bietenden Gelegenheiten zu kunstgeschichtlichen Exkursen zu benutzen. — Die Heimatkunde soll sich nicht allein auf Erdkunde und Geschichte beschränken, sie soll sämtliche Lehrfächer berücksichtigen und zu dem Allgemeinen jedesmal die besondere Anwendung auf die Heimatprovinz bringen: die Heimat soll als Welt im Kleinen im großen Ganzen von Natur und Menschheit erkannt werden. — Die Völkerkunde endlich weitet wie nichts anderes den Blick und ist zugleich ein wichtiges Gegenstück zur entwicklungsgeschichtlichen Betrachtungsweise, gleichsam die horizontale Achse der Gegenwart zu der vertikalen der Entwicklungsgeschichte. In der Völkerkunde finden wir als Gegenwert diejenigen Kulturstufen, die unser eigenes Volk nacheinander durchlaufen hat, gleichwie wir in der Erdkunde in außerdeutschen Gegenden dasjenige Klima, diejenige Fauna und Flora als gegenwärtig finden, die für unser Vaterland irgendeiner Epoche früherer Weltperioden angehört.

Natur und Menschheit als ein großes Ganzes erfassen und in diesem Ganzen sich auf sich selber besinnen, die ganze Welt verstehen, aber seinem eigenen Volke treu bleiben, das ist nach Herders Auffassung der eigentliche, der wahre Humanismus. Bei seinem feinsten Mitverstehen mit der alttestamentlichen Poesie, dem klassischen Altertum, Shakespeare, den Volksdichtungen des ganzen Erdkreises war Herder sich doch stets bewußt, daß überall jede bedeutendste Leistung stets eine bodenwüchsige ist, daß man nur dort in der Welt aufrecht steht, wo man geboren ist, und daß man Weltkultur nur schaffen kann, indem man Nationalkultur schafft. Herders Humanismus sei ein Leitstern für unsere Jugenderzieher.

Eine solche Nationalschule setzt auch dem Aufstieg der Begabten aller Stände keine Schwierigkeiten mehr entgegen, und es ist zu erwarten, daß der Bildungsgrad

1) Rindfleisch, Zum erdkundl. Unterricht auf der Oberstufe. Lehrproben und Lehrgänge 1903, 2. Heft. S. 82.

2) Bruhns, Die Erweiterung des Geographie-Unterrichts an den sächsischen Gymnasien. Monatsschrift f. d. höheren Schulen XII (1913) S. 512.

3) W. Meyer, Nach welchen Grundsätzen ist die Lehre vom menschlichen Körper auf Tertia und nach welchen auf Prima zu behandeln? Lehrproben und Lehrgänge 1903, 2. Heft S. 86.

des deutschen Volkes ein höherer werden wird. Und noch eins. Wird die Bildung der Jugend eine einheitliche, so sollte auch die berufliche Ausbildung sämtlicher Jugenderzieher eine einheitliche werden. Der leidige Unterschied und Gegensatz von Seminarikern und Akademikern ist aus der Welt geschafft, wenn es nur noch einen Lehrstand in Deutschland gibt, wenn die berufliche Vorbildung aller auf einer Hochschule erfolgt. Gewiß sind bei so tiefgreifender Neuordnung viele Schwierigkeiten und alte Vorurteile zu überwinden, aber bei gutem Willen findet man schon einen Weg.

Literaturberichte 1918.

Literaturforschung und Verwandtes.

Von **Julius Stern** in Baden-Baden.

I. Zur Weltliteratur.

Der Zusammenbruch der Geistessolidarität der Kulturnationen, den das Berichtsjahr brachte, war der Pflege der Gemeinschaftsbeziehungen auch auf dem literaturkundlichen Gebiete begreiflicherweise nicht günstig. Mir liegen u. a. zwei Beiträge zur Erforschung der flämischen Dichtung vor. Sehr verdienstvoll scheint mir die Leistung Heinrich Brühls[1]), der eine Auswahl flämischer Liederdichtung aus alter und neuer Zeit in deutschen Nachbildungen, zeitlich geordnet, in einem schmucken Bande vereinigt hat. Diese Proben beginnen mit schlichten Versen von Hendrik van Veldeke aus dem 12. Jahrhundert und reichen bis in die Tage des Weltkrieges. Schlichtheit und Tiefe des Gemüts sind der Grundton all dieser Dichterstimmen, die uns alle so deutsch anmuten. Der Herausgeber hat durch eine einführende Betrachtung über das flandrische Schrifttum und durch knappe Sacherklärungen und Bemerkungen über das Leben und die Werke der Dichter den Genuß der Lektüre erhöht.

Der neueren flämischen Literatur sucht Theodor Frings[2]) in zwei Vorträgen gerecht zu werden. Die Entwicklung des geistig-literarischen Lebens in Flandern von 1830 bis zur Gegenwart wird in ihren Grundlinien herausgearbeitet und ihre beiden Hauptetappen, von Conscience bis Bergmann und von Rodenbach bis de Clercq, klar geschieden. Die frisch und lebendig dahinfließende Darstellung ist sehr berufen, dem Gegenstand Interesse zu wecken.

Geist- und temperamentvoll äußert sich Paul Schulze-Berghof[3]) über Ibsens rätselvolle und vielfach ausgelegte Dichtung „Peer Gynt". Die Abhandlung ist ein kraftvolles, gläubiges Bekenntnis zu der Zukunftsaufgabe der deutschen Dichtung als einer vom Mammonismus der Gegenwart befreienden Macht, die wieder zu der erlösenden Reinheit des Solveig-Gemütes zurückführen kann.

II. Zur deutschen Literatur.

1. Zusammenfassende Darstellungen.

Nur kurz sei hingewiesen auf eine geschickt angelegte Anleitung von Fritz Tögel[4]), die dem auf das Selbststudium Angewiesenen, insbesondere dem Volksschullehrer die Möglichkeit verschaffen will, sich in dem weiten Gebiete der deutschen Literaturgeschichte ohne allzu schwere und zeitraubende Irrgänge zurecht zu finden. Die den einzelnen Abschnitten

1) H. Brühl, Flämische Liederdichtung alter und neuer Zeit. (Herausg. v. d. Deutsch-Flämischen Gesellschaft.) M.-Gladbach 1917, Volksvereins-Verlag. Geb. M. 4,80.

2) Dr. Th. Frings, Über d. neuere fläm. Literatur. Marburg, N. G. Elwert (G. Braun). M. 1,50.

3) P. Schulze-Berghof, Zeitgedanken zu Ibsens Peer Gynt. Leipzig, Oldenburg u. Co. M. 3,—.

4) Dr. F. Tögel, Anleitung z. Selbststudium der Gesch. d. deutsch. Literatur. Beiheft z. Ztschr. „Lehrerfortbildung" (Nr. 25). Leipzig, Schulwiss. Verl. A. Haase 1919. M. 1,—.

angefügten Literatur- und Quellenangaben enthalten das für diesen Zweck Wichtigste. Gewisse sprachliche Härten („Erschluß" für „Erschließung", S. 3) und Druckfehler mögen in einer zweiten Auflage vermieden werden.

Wilhelm Scherers berühmte Geschichte der deutschen Literatur hat nun auch durch berufene Hand ihre Erneuerung und Ergänzung für die Gegenwart erlebt. Oskar Walzel[5]) hat sie durch eine Darstellung der deutschen Literatur seit Goethes Tode bis in die letzte Zeit des Weltkrieges fortgeführt und beweist in diesem Anhange dieselbe Kunst seelischer Ergründung literarischer Erscheinungen und Zusammenhänge wie sein Meister Scherer, der ihn einst in dieses Forschungsgebiet eingeführt hat. Wohl kann eine so knapp gehaltene Gesamtdarstellung eines so ungeheuren Wissensgebietes nicht alle Wünsche jedes Lesers erfüllen. Z. B. wäre eine (für Scherer noch unmögliche) Würdigung der aus Grillparzers Nachlasse bekannt gewordenen Dramen erwünscht gewesen. „Libussa" verhält sich zu den früheren Dichtungen Grillparzers etwa wie der „Sturm" zu den vorangehenden Dramen Shakespeares; daraus ergibt sich schon die Unentbehrlichkeit einer „Libussa"-Charakteristik, wenn das Gesamtbild von Grillparzers Dichterpersönlichkeit nicht lückenhaft sein soll. Der Walzelschen Leistung wäre es gewiß auch zugute gekommen, wenn sie erst nach dem Kriegsende mit seiner schon jetzt erkennbaren erschütternden und erneuernden Einwirkung auf das gesamte Geistesleben abgeschlossen worden wäre. Aber das sind Lücken und Mängel, die in einer zweifellos bald folgenden Neuauflage leicht beseitigt werden können. Meisterhaft ist — um nur eine Probe herauszugreifen — der Gang der deutschen Kunstbestrebungen in den letzten Jahren vom Impressionismus zum Expressionismus, vom Eindruck zum Ausdruck, von dem unter dem Einflusse ausländischer Vorbilder entstandenen Naturalismus über Symbolismus, Neuromantik, Neuklassizismus und Heimatkunst zum Barock und der Groteske der Jüngsten bei aller Knappheit anschaulich gemacht.

Bescheidenere Ziele steckt sich die Deutsche Literaturgeschichte von Weicher[6]), die, von Draheim, Küntzel und Riemann neu bearbeitet, jetzt in 5. Auflage erschienen ist. Aber innerhalb dieser Selbstbeschränkung leistet sie geradezu Musterhaftes. Sie ist nicht nur ein fein abgewogenes Unterrichtswerk mit sorgfältigster Stoffsichtung und einprägsamer Übersichtlichkeit, sondern schafft auch dem auf privates Studium Angewiesenen eine Vorstellung von der lebensvollen Entwicklung des deutschen Schrifttums von des Tazitus Tagen bis an die Schwelle des unseligen Weltkrieges. Je näher der Gegenwart und je zukunftverheißender die in der deutschen Dichtung wirkenden Kräfte sind, um so eindringlicher ist die Würdigung, die die literarischen Erscheinungen und Persönlichkeiten hier finden. Sehr dankenswert sind die beigegebenen historischen Tafeln und Register.

Hocherfreulich ist, daß der Krieg den Weiterbau der Nadlerschen Literaturgeschichte[7]) nicht ganz gehindert hat. Ich habe diesen großartigen Versuch, den Baum der deutschen Dichtung aus dem Boden der deutschen Stämme und Landschaften aufwachsen zu lassen, früher zu würdigen versucht (s. diese Ztschr. Jg. 28, 1914, S. 222f.). Nunmehr liegt, durch viele Hemmnisse und Beschwerden verspätet, der dritte Band vor, der es unternimmt, die Hochblüte der Altstämme bis 1805 und der Neustämme bis 1800 darzustellen, in der Hauptsache also das ausklingende Barock, die Klassik und die Romantik. Die besonderen Vorzüge der Forschungsweise und der Darstellungskunst sind auch hier bewährt. Wie die Stammesart sich im Schrifttum spiegelt, wie die Landschaft eine geistige Physiognomie annimmt, wie die große Persönlichkeit in sich alle Züge des Heimatethos gesteigert offenbart (Goethe, der Franke — Schiller, der Alemanne), wie die Kulturströmungen von Süden nach Norden, von Osten nach Westen ineinanderwirken: das wird hier, oft bis zu dramatischer Lebendigkeit gesteigert, vorgeführt. Naturgemäß waren dem Verfasser, der fern von aller wissenschaftlichen Arbeitsstätte seiner Kriegspflicht genügte, die Herstellung der Literaturverzeichnisse besonders erschwert. Aber auch so ist der Band ein Zeugnis staunenswerter Fülle des Wis-

5) W. Scherer, Gesch. d. d. Lit. Mit einem Anhang: Die d. Lit. von Goethes Tod bis zur Gegenwart von O. Walzel. Berlin, Askanischer Verlag.

6) Weichers Deutsche Literaturgesch. für höh. Schulen u. zum privaten Studium. Von H. Draheim, O. Küntzel, R. Riemann. 5. verb. Aufl. Leipzig, Dieterich. Geb. M. 3,60.

7) J. Nadler, Literaturgesch. d. deutschen Stämme u. Landschaften. III. Bd. Regensburg, Josef Habbel. Geb. M. 10,—.

sens und der Belesenheit und, was mehr ist, einer wissenschaftlichen Persönlichkeit, deren Äußerungen, auch wo sie zum Widerspruch reizen, keinesfalls unbeachtet bleiben dürfen. Auch dieser Band ist mit Bild- und Schriftbeigaben geschmückt und entspricht in seiner äußeren Gestaltung allen billigen Anforderungen.

2. Gesammelte Aufsätze.

Zwei neuartige, durch Wilhelm Meyer-Lübke angeregte Studien zur Literatur und Sprachpsychologie sind, unter dem Titel „Motiv und Wort"[8]) vereinigt, von Hans Sperber und Leo Spitzer herausgegeben. Der erstere untersucht die grotesken Romane Gustav Meyrinks auf die Beziehungen zwischen seinem Sprachgebrauch und seiner Erzählertechnik, seiner Motivwahl, und zeigt so, daß die psychologische Betrachtung der schriftstellerischen Betätigung eine notwendige Ergänzung der Literaturforschung überhaupt werden muß, wenn sie den Anspruch erhebt, ein Glied der allgemeinen Kulturgeschichte zu sein. — Spitzer erörtert die groteske Gestaltungs- und Sprachkunst Christian Morgensterns und kommt zu Ergebnissen über Wortmischung und Wortsippenbildung, die jedem Psychoanalytiker Freude machen müssen. Die „Anhänge" zeigen, daß schon R. M. Meyer das Gebiet der Lautsymbolik bearbeitet hat, daß Morgenstern selbst der psychologischen Grundlage seiner grotesken Wortbildungen sich wohl bewußt war, und daß er sich in vielem mit Fritz Mauthner berührte, dessen „Kritik der Sprache" er nachweisbar kannte.

Zeugnisse höchst verfeinerter Geisteskultur sind die in einem schönen Bande vereinigten Essays von Otto Stoessl[9]), die die Beziehung zwischen Lebensform und Dichtungsform in mannigfaltigster Beleuchtung, teils theoretisch, teils in lehrreichen, veranschaulichenden Beispielen untersuchen. Der Verfasser, der auch als Schöpfer von Novellen und Erzählungen einen Namen hat, vereinigt hier eine Anzahl von gelegentlichen Äußerungen, die eine Art künstlerischer Weltanschauung in gepflegter Form offenbaren. Ein tiefes Verständnis, besser: Ahnungsvermögen für das rätselvolle Verhältnis zwischen Leben und Dichtung bekundet sich darin. Darum ist er berufen, gerade auf die markantesten Erscheinungen der Weltliteratur blitzartig verdeutlichende Schlaglichter zu werfen. Balzac, Goethe, Shakespeare tauchen in neuer Beleuchtung auf, die Typen des Skeptikers, des Satirikers, des Publizisten (der Wiener Feuilletonist Ludwig Speidel) werden in ihren Grundlinien nachgezeichnet; Epos, Drama, das Märchen müssen ihr Wesen und ihre Wesensunterschiede offenbaren. Aus jedem dieser kurzen Aufsätze, die zu stilistischen Kunstwerken zugeschliffen sind, wird der Leser Anregung, Belehrung und Erhebung schöpfen.

Ähnliches gilt von der reichhaltigen Gedankensammlung von Wilhelm v. Scholz[10]), mit der dieser vielseitige Dramaturg, Dichter und Forscher seine Betrachtungen über das Drama in einem zweiten Bande fortsetzt. Ich habe in meinen früheren Jahresberichten wiederholt Anlaß gehabt, die literaturwissenschaftlichen Leistungen dieses vielseitigen, tiefgründigen Geistes, die immer zugleich auch Kunstleistungen sind, zu würdigen. Dieser neue Band wird eröffnet durch einen im besten Sinne volkstümlichen Vortrag über das Wesen des Dramas, dem ein zweiter Vortrag über das Schaffen des dramatischen Dichters folgt. Aus der reichen Fülle des Inhalts kann ich nur weniges herausgreifen. Dichtergestalten treten hervor, wie Hölderlin, Hebbel, Th. Mann (Fiorenza), Marlowe und Shakespeare. Das dramaturgische Wirken Goethes und Laubes wird erörtert. Theatergeschichtliche Erscheinungen wie das französische Theater der Vergangenheit, Volksschauspiele, Oberammergau, die Marionetten, das Münchner Künstlertheater interessieren ihn und macht er interessant. Einen Schwall von Einfällen, Urteilen und Gedanken über Theater und Drama, Dichter und Publikum, Schauspieler und Kritiker usw. ergießt er über den Leser in dem Abschnitte „Aphorismen eines Dramatikers". Jeder wird sich willig von diesem als Dichter wie als Spielleiter, auch als Kulturhöhenmensch Berufenen belehren lassen.

8) Motiv und Wort. I. Motiv u. Wort bei G. Meyrink. Von H. Sperber. II. Die groteske Gestaltungs- u. Sprachkunst Chr. Morgensterns. Von L. Spitzer. Leipzig, O. R. Reisland. M. 4,—.

9) O. Stoessl, Lebensform und Dichtungsform. Essays. München 1914, Georg Müller.

10) W. v. Scholz, Gedanken zum Drama. N. F. München 1914, Georg Müller.

Die Vorklassiker. Anakreontik und Hain. Klopstock und Lessing. Wieland und Herder. Sturm und Drang.

Von **Theodor Matthias** in Plauen i. V.

In der Feldausgabe der „Philosophischen Bibliothek“ bietet Heft 14 von Leibniz[1]) die Vernunftprinzipien der Natur und der Gnade und: Die Monadologie bequemlichst dar. — Johannes Barucha[2]) hat deutsche Dichterbriefe mit Einleitung über die Geschichte des deutschen Briefes und sachlichen Erläuterungen zusammengestellt. Im 1. Bd. Von Klopstock bis Goethe kommen von den 209 Nummern ein reichliches Sechstel auf Klopstock (6), Lessing (29) und Herder (2). — In Friedrich Kluges[3]) Aufsätzen „Von Luther bis Lessing“ ist dieser auch in der mit der Einbeziehung von Goethe und Schiller den Titelrahmen sprengenden 5. Auflage natürlich auch nur der Eckstein geblieben, um den, so wenig er genannt wird, sich die Entwicklung vom Meißnischen zur allgemeinen, auf die Klassiker gegründeten neuhochdeutschen Schriftsprache dreht. Ebenso ist für Hermann Schlag[4]) Lessing mit Aristoteles die gewichtigste Autorität geblieben, aus deren dramaturgischen Regeln und poetischen Mustern er seine Belehrungen über Wesen, Theorie und Technik des Dramas begründet und beleuchtet. — Eine eingehende Untersuchung von Castle[5]) geht dem oft ausgesprochenen Urteile nach, daß Lessings Emilia Galotti nur gedacht sei, und will vor allem das nach Goethes Worten jedem halbweg mit Menschenverstand Begabten auffindbare Warum von jeder Szene, jedem Wort einmal wirklich aufweisen. Aber C. ist weit davon entfernt, darin schlechthin einen Fehler zu sehen, und er hält den Gedanken, mit anderen Werken Lessings auch dieses von der Schullese auszuschließen, für unglücklich. — Fittbogen[6]) läßt seinen früheren Feststellungen über Lessings Bedeutung für die Entwicklung der Religion und ihrer Geschichte eine sehr wertvolle Darstellung der Entwicklung des Denkers Lessing über religiöse Fragen folgen. Indem er die Reimarussche Schrift scharf nach Inhalt und Ziel kennzeichnet, kommt er zu dem Ergebnis, daß L. mit Reimarus in der Ablehnung der Offenbarungsreligion und der sich daraus ergebenden kirchenpolitischen Forderung nach Duldung der Freidenker übereinstimmte, dessen Werk aber doch wesentlich nur seiner Negation wegen schätzte. Später sei L. in den Wolfenbüttler Fragmenten endgültig über den Deismus und die (am Anfang stehende) natürliche Religion hinausgewachsen und sowohl der Begründer der Religionswissenschaft (mit der Erziehung des Menschengeschlechts) als auch der homo religiosus geworden, als den wir den Dichter des Nathan und den Menschen Lessing verehren.

Drei Darlegungen gelten dem Laokoon oder berühren ihn doch. In der Überzeugung, daß diese Schrift schon ihres Zeitwertes halber der höheren Schule nicht ganz vorenthalten werden dürfe, gibt über ihre Behandlung ein Kenner des Gebietes, Georg Rosenthal[7]), be-

1) Feldausgabe der „Philosophischen Bibliothek“ Heft XIV: Leibniz die Vernunftprinzipien der Natur u. der Gnade. Die Monadologie. Felix Meiner, Leipzig (Aus Leibniz' Hauptschriften zur Grundlegung der Philos., Bd. 2, S. 423—456. 1 M.

2) Joh. Barucha, Deutsche Dichterbriefe. 1. Bd.: Von Klopstock bis Goethe. Münster i. W., Aschendorffsche Verlagsbuchhdlg. 1918. VIII + 264 S.

3) Friedrich Kluge, Von Luther bis Lessing. Aufsätze und Vorträge zur Geschichte unserer Schriftsprache. 5. Aufl. Quelle u. Meyer, Leipzig 1918. 315 S. Geb. M. 8,—.

4) Hermann Schlag, Das Drama. Wesen, Theorie und Technik des Dramas. 2. wesentlich verm. u. verb. Auflage. Essen (Ruhr), Fredebeul u. Koenen. XXV + 443 S. Geb. 5 M.

5) Eduard Castle, Die dramatische Algebra in Lessings Emilia Galotti, ZfdU. XXXII, 277—285.

6) Gottfried Fittbogen, Lessings Entwicklung bis zur Bekanntschaft mit Reimarus' Werk. Preuß. Jahrbücher CLXXII, 321—348.

7) Georg Rosenthal, Ein praktischer Weg zur schulgemäßen Behandlung des Laokoon NJ. XLII, 211 ff.

kannt, wie er — nicht in der Folge des Werkes — den Grundgedanken desselben und ihn veranschaulichende Stellen auf 5 Lehrstunden verteilt hat. — Ziegler[8]) kommt zum gegenteiligen Ergebnis: Lessings Schrift ist doch selbst in der Hand wirklicher Kunstkenner kein Buch zur Einführung der Jugend in Ästhetik und Kunstwissenschaft. (s. ZfdU. XXXII, S. 328.) — Fritz Breucker[9]) behandelt in einem Vergleich zwischen Reiters Morgengesang von W. Hauff und Haugs entsprechendem Bilde den großen Unterschied, den die vom Maler angewandte ganz andere Farben- und Liniensprache zum Gebilde der Wortkunst zeige, und meint an diesem Beispiel überhaupt den Unterschied zwischen Dichtung und Malerei dartun zu können, wie es besser zur Erläuterung Lessingscher Grundgedanken und zur Anleitung zu Bildbetrachtungen nicht denkbar ist. — Netoliczkas[10]) Schulausgabe von Nathan dem Weisen von 1917 ist ein bloßer Abdruck der ersten Auflage.

Ein Werk von größtem Wurf, das für die höchste Wertung Lessings gerade auch in unserer Zeit neue gewichtige Gründe geltend zu machen weiß, hat uns Oehlke[11]) beschert. Er stellt neben E. Schmidts mehr literarische Lessingbiographie doch ein gesunderes Werk, würdig der im gleichen Verlage schon ausgegebenen Klassikerbiographien und frei von jener oft gerügten preziösen Sprache des bis in die Inhaltsangaben zu spürenden Wiener Geschmäcklers, der Schmidt, einmal geworden, auch immer geblieben war. Der Zusatz im Titel „und seine Zeit" kennzeichnet sogleich das Streben des Verfassers, ein Kulturbild zu geben und auf dessen Hintergrund ebenso Lessings Leistung und Tat für seine Zeit — mehr als seine Werke — wie ihr Fortwirken bis heute einzuzeichnen. Die Rundung dieses Kulturgemäldes ergab manche Abweichung von der streng zeitlichen Folge im einzelnen, die z. B. bei E. Schmidt für die Einordnung der eben nur literaturgeschichtlich behandelten Bruchstücke maßgebend blieb, während sie hier wesentlich vereinigt sind zur Aufhellung der inneren Geistesarbeit Lessings, auch soweit sie nicht zu Werken geführt haben. Mit mehr zeitlich und örtlich bestimmten Abschnitten wechseln so abgerundete Kulturbilder, die sich um Gruppen Lessingscher Werke oder Höhepunkte seines Schaffens ordnen: Heimat, Vaterland und Schule — Auf der Universität: Jugenddichtung. — Erste Kritik: In der Schule der Weltliteratur. Die Umgestaltung des dichterischen und religiösen Lebens. — Im Siebenjährigen Kriege: Minna von Barnhelm. — 2. Bd.: Am Markte des Lebens: Kunstlehre, Emilia Galotti. — In Amt und Ehe: Der theologische Kampf: Nathan der Weise; Im Reiche der Zukunft — Lebensende. — Wie schon in diesem Aufbau ist die Betonung des Kulturellen auch für die reiche Füllung der Anmerkungen fruchtbar geworden, die auf ihren rund 100 Seiten auch für die Urteile im Text weit mehr begründende und weiterführende Striche zu Zeit- und Charakterbildern als literaturgeschichtliche Nachweise enthalten. Bei aller selbständigen Auffassung ist Oe. vorerst immer auf positive Würdigung, auf Verständnis der Handlungen und Werke Lessings aus Zeit und Umständen bedacht, und auch wo die Grenzen seines Ingeniums abzustecken und zeitlich erklärliche Irrgänge anzuerkennen sind, versteht er in der Abwägung der Leistungen auch noch die Förderungen nachzuweisen, die wir oft noch den Irrtümern dieses Genies der Kritik verdanken. So bewußt sich der Verf. dabei der verstandesklar kritischen Grundlage in Lessings Geiste bleibt, so überzeugend versteht er doch auch die Verbindung zwischen seinem Schaffen und Leben, zwischen Gestalten, Denken und Empfinden darzutun. Das Werk muß denn gleich willkommen geheißen werden für die Deutschlehrer wie für Primaner und Studenten. Für diese macht es besonders die sorgfältige Ausbreitung der Unterlagen für seine Urteile wertvoll — ich hebe nur die Würdigung der Ringparabel und die Wiedergabe des Gesprächs zwischen Jacobi und Lessing hervor. Der Deutschlehrer wird hier viel Schulstaub davonfliegen sehen und dann in Lessing

---

8) Karl Ziegler, Lessings Laokoon und die Schule, ebda. S. 65—77.
9) Fritz Breucker, Lied und Bild. ZfdU. XXXII, 108—115.
10) Gotth. Ephr. Lessing, Nathan der Weise für den Schulgebr. hrsg. von Oskar Netoliczka. Freytags Sammlung ausgewählter Dichtungen. Wien, Tempsky, Leipzig, G. Freytag 1917. 163 S. Geb. M. 0,90.
11) Waldemar Oehlke, Lessing und seine Zeit. In 2 Bdn. 1. Bd. Mit einer Nachbildung des Lessingbildnisses von J. W. H. Tischbein. 478 S. 2. Bd.: Mit einer Nachbildung des Lessingbildnisses von Anton Graff. 603 S. H. Becksche Verlagsbuchhandlg. München 1919. Geb. M. 27,—.

wieder einen Führer nicht nur durch diese dunkle Notzeit, sondern in eine weite Zukunft lichterer Geisteshöhe begrüßen, einen Führer zu mutigstem Deutschtum, der „die uralten deutschen Eigenschaften der Selbstbesinnung, des nationalen Stolzes, des Gefühls für Freiheit auf jedem Gebiet, wie er sie ehedem aus dem Schlummer eines Jahrtausends erweckt hat", auch jetzt die einen erneut gewinnen, die anderen sie festhalten lehren kann. —

Für Herder widmet Elisabeth Hoffart[12]) dem schönen Spinozagespräche „Gott", das für die „Ideen" den metaphysischen Hintergrund und zugleich etwas wie die späte Ausführung des Jugendplanes einer Schrift „Spinoza, Shaftesbury, Leibniz" enthält, die erste Arbeit, die Inhalt und Einflüssen erschöpfend nachgehen möchte. Sie tut es, indem „Herders — in dem Gespräch entwickelte — Weltanschaung" in den Abschnitten Gottesbegriff, Natur, Mensch, Erkenntnistheoretisches und Gottesbeweise eingehend verbucht und auf den Schlußseiten 70—96: „Herder und Spinoza", die Umdeutungen der Lehre des Niederländers unter dem Einflusse Shaftesburys und Leibnizens oder auch umgekehrt dargelegt werden. Der Grundzug in Herders religiös stark gefühlsmäßig bestimmter Weltanschauung ist danach ein dynamischer Panentheismus, aber der gedankenreiche Versöhner von Spinozas Universalismus und Leibnizens Individualismus ist bei solcher Vermittlung von Einheit und Widerspruchslosigkeit der Ansichten weit entfernt; läßt sich doch auch von seinem „theistischen Kosmotheismus" reden! — Herder berührt auch Ed. Castles[13]) Untersuchung „Pater Brey und Satyros", die zur Würdigung namentlich der zweiten Dichtung Goethes einen Weg einschlägt, der wegführt von den Bahnen, in denen mit vielen nach Scherers Vorgang auch der Berichterstatter ein lebhaftes Modell dafür gesucht und in Herder gefunden hatte (vgl. ZfdU. XVI, 110ff.). C. ordnet die Burleske in die große Reihe der Planungen und Dichtungen über echte und falsche Propheten ein, die den Ernst von Goethes Gottsuchen bezeugen. Er möchte für den „Satyros" lauter literarische Quellen und Anlässe aufweisen in Hans Sachs, den Schilderungen des Affenmenschen und Erörterungen zur Religionsgeschichte bei Rousseau und Voltaire, bei Lamettrie, Diderot und Iselin. Gewiß gewinnt so der derbe Fastnachtscherz als „Drama der Massensuggestion", wie es seither erst die Gegenwart wieder versucht hat, einen höheren Wert denn als bloße persönliche Satire. Aber bloß persönlich wurde er auch bei der stärkeren Betonung des Modellstehens Herders, wenigstens vom Berichterstatter, nicht aufgefaßt, und es bleibt die Frage, ob der literarische Stoff seine volle Belebung nicht doch gleichzeitigen satirischen Seitenblicken auf — Herder verdankt, wie ja auch der Mephisto zum Teil durch solche Beziehungen zu Merck (und Herder) seine unverwüstliche Laune und Frische gewann! — „Herders Sprachphilosophie" in den Feldausgaben der „Philosophischen Bibliothek" ist ein Sonderabdruck ohne jede Beigabe von der „Abhandlung über den Ursprung der Sprache" und der Schrift „Vom Erkennen und Empfinden der menschlichen Seele" aus Horst Stephans 112. Bande dieser Bibliothek: Herders Philosophie. — C. Enders[15]) ruft erneut die bekannte Tatsache ins Gedächtnis, wie vorwärtsschauend dieser Vorklassiker die von ihm betreuten Schüler zugleich auf das rein Menschliche, echt Deutsche — dies auch in der Sprache und Schreibfertigkeit! — und praktisch Bürgerliche einzustellen bedacht war.

---

12) Elisabeth Hoffart, Herders „Gott". Halle 1918, Niemeyer. XII + 96 S. Geh. M. 3,40. (= Sarans Bausteine zur Geschichte der deutschen Literatur, Bd. 16.)

13) Eduard Castle, Pater Brey und Satyros, im Jahrb. der Goethe-Gesellschaft, herausg. von H. G. Gräf, Bd. 5. (Weimar 1918, Verlag der Goethe-Gesellschaft.) S. 56—98.

14) Feldausgabe der „Philosophischen Bibliothek" Heft XIII. Verlag von Felix Meiner in Leipzig o. J. 86 S. 1 M.

15) C. Enders, J. G. Herder als praktischer Schulmann. Eine zeitgemäße Betrachtung. ZfdU. XXXII, 465—472.

Lesefrucht.

„Der fragwürdige Trost, daß „jede Stunde dem Deutschen diente", sollte doch endlich in die Rumpelkammer wandern. Wer so redet, scheint zu glauben, daß der Unterricht im Deutschen nur die Aufgabe habe, dem Schüler richtiges Deutsch beizubringen."

(W. Klatt. Konservat. Monatsschr.) München.

Von den Freiheitskriegen zum Sturmjahre 1848.

Von **Werner Deetjen** in Weimar.

Der während des Weltkrieges herrschenden nationalen Begeisterung kam die neue Körner-Ausgabe Zimmers[1]) entgegen, die eine völlige Umarbeitung der ersten Auflage bedeutet. Die Einleitungen zeichnen sich durch Unbefangenheit des kritischen Urteils und sichere Materialbeherrschung aus, auch in der Auswahl und Anordnung des Aufgenommenen ist der Herausgeber glücklicher als früher. Leider sind die umfangreichen Handschriftensammlungen des Dresdner Körner-Museums für den Text noch nicht restlos verwertet worden. Dankenswert dagegen ist die dem zweiten Bande angehängte genaue Übersicht über Körners Werke in zeitlicher Reihenfolge, die auch die in der vorliegenden Ausgabe nicht vertretenen berücksichtigt.

Gleich Theodor Körner gehörte auch Karl Immermann von früher Jugend an mit Leib und Seele dem Vaterlande. Die von ihm bisher bekannt gewordenen Zeugnisse hoher nationaler Gesinnung konnte ich[2]) durch ein Bekenntnis aus dem Jahre 1839 vermehren, das bald nach seinem Tode in der Augsburger Allgemeinen Zeitung mitgeteilt wurde, aber in völlige Vergessenheit geriet. Der Dichter gibt hier mehr als in seinen übrigen politischen Äußerungen. Nach einer ernsten Mahnung an seine Landsleute, treue Freunde, aber wo es nottut, auch rechtschaffene tüchtige Feinde zu sein, wünscht er es noch zu erleben, „daß uns Weltmeer und Kolonien erzwungen werden, ohne welche Deutschland der Staat des Details und der bloßen Wissenschaft bleibt, seine riesenhaften Kräfte aber nie entwickeln kann".

Wie Immermann zu seiner Nation stand, zeigt schon seine Jugendarbeit über den sophokleischen „Ajax", in der er der Überzeugung Ausdruck gibt, daß jede Kunst der besonderen Erscheinung nach in Form und Wesen bedingt sei durch den Charakter des Volks, sowie durch die individuellen Umstände ihrer Entstehung, und im Anschluß daran ein Nationaldrama, frei von fremden Einflüssen, fordert. Harry Maync[3]) gibt eine treffliche Analyse des Ajax-Aufsatzes und weist nach, daß der Verfasser in seiner Unterscheidung von Antik und Modern durch Gedankengänge beeinflußt ist, „die, von Goethe und Karl Philipp Moritz, von Schiller und Wilhelm v. Humboldt vorgebildet, vor allem von Friedrich Schlegel und der romantischen Schule immer von neuem durchgedacht und formuliert worden waren". Immermanns Unterscheidung zwischen Skulptur und Malerei ferner sei auf A. W. Schlegel zurückzuführen; ebenso stehe er bei der Behandlung der romantischen Ironie auf dem Boden der Frühromantik. Dagegen sei die Art seiner Darstellung unromantisch und verrate „in ihrer klaren, reifen Schlichtheit viel mehr Goethesche und Humboldtsche Schulung". Aus der während der Studien zu dieser Arbeit gewonnenen Erkenntnis ging das „Trauerspiel in Tirol" hervor, und ihm folgte „Kaiser Friedrich der Zweite". Aber Immermanns Hoffnung, in diesen Werken der deutschen Bühne Nationaldramen von bleibendem Werte zu geben, schlug fehl.

Weit eher erreichte das von so vielen heiß ersehnte Ziel Christian Dietrich Grabbe mit seinen bislang zu wenig gewürdigten Hohenstaufendramen, über die während des Berichtsjahrs eine umfassende Monographie[4]) erschien. Neu ist hier die Aufhellung des literarischen Zusammenhangs, in dem Grabbe mit seinem Landsmann Justus Möser steht, und lehrreich die Charakteristik der Schaffensart des Dichters. In dem Kapitel über die zeit-

1) Körners Werke. Herausg. von Hans Zimmer. 2., kritisch durchgesehene und erläuterte Ausgabe. 2 Bde. Leipzig und Wien, Bibliographisches Institut. — Eine eingehendere Besprechung gebe ich am anderen Orte.

2) Ein unbekanntes nationales Bekenntnis Immermanns. Von Prof. Dr. Werner Deetjen, Weimar. Tägl. Rundschau v. 12. Januar 1917.

3) Immermanns Schrift „Über den rasenden Ajax des Sophokles". (Bern 1917, Neujahrsblatt der Literarischen Gesellschaft. S. 65—75.)

4) Ch. D. Grabbes Hohenstaufendramen. Neue Beiträge zur Grabbe-Forschung. Von Dr. Wilhelm Schulte. Münster in Westfalen 1917, Universitäts-Buchhandlung Franz Coppenrath.

genössischen Kritiken hat der Verfasser ein reiches Material zusammengetragen. Die Nachwirkung der Grabbeschen „Hohenstaufen" auf spätere Dramen aus der Geschichte desselben Kaisergeschlechts wird untersucht und das Verhältnis zu den Stoffquellen und literarischen Vorbildern eingehend dargestellt. Schulte, der dabei über frühere Forschungen hinausgeht, kommt zu dem Ergebnis, daß Grabbe in der Charakteristik seiner Personen durchaus auf seine Vorlagen zurückging und die einzelnen Gestalten ganz so übernahm, wie sie ihm — besonders von Raumer — überliefert worden waren — „bis in die eigentümlichsten Einzelheiten hinein". Grabbe suchte den wahren Geist der Geschichte zu enträtseln und strebte als Realist ebenso nach Echtheit des geschichtlichen Kostüms und anderer Äußerlichkeiten. Nach Schulte mag er freilich hier und da auch aus Mangel an Gestaltungskraft sich eng an seine Vorlagen gehalten haben. Die kritische Würdigung des „Friedrich Barbarossa" und „Kaiser Heinrich der Sechste" ist bis auf einige Einzelheiten, die uns nicht genügend beachtet erscheinen, zutreffend. In stoffgeschichtlicher Hinsicht dagegen fördert die Arbeit uns nicht wesentlich. Auch vermissen wir ein Kapitel über die Bühnengeschichte der beiden Dramen, in dem der Dichter zu den Theaterbearbeitungen des Frhrn. Alfred v. Wolzogen und anderer Dramaturgen hätte kritisch Stellung nehmen müssen.

Daß Grabbe im Heimatboden wurzelt, ist schon aus Einzelheiten der „Hohenstaufen" und mehr noch aus seinem letzten Werk, der „Hermannsschlacht", erkennbar. Das verbindet ihn mit Annette v. Droste-Hülshoff,[5]) deren Verhältnis zur roten Erde Westfalens freilich viel inniger war als das seinige. In ihr Wesen und in ihre dichterische Werkstatt gewährt eine Untersuchung neue Einblicke, die von dem Thema ausgeht: „Das poetische Bild der Kunst Annettens v. Droste ist ein Spiegel ihrer starken Individualität." Die Untersuchung weist nach, was an Annettes Diktion selbständig ist, und was auf fremde Einflüsse zurückgeht. Wir hören von der ausgeprägten Neigung und Begabung der Dichterin für die Beobachtung des Natur- und Menschenlebens, die auf eigenartig feinen Sinneseindrücken und psychologischem Scharfblick beruhen. Es wird uns gezeigt, wie ihr ganzes Sein, ihre Liebhabereien, ihre Art, sich zu beschäftigen, und ihre Umwelt in ihren dichterischen Bildern zum Ausdruck gelangen. Wir erhalten an der Hand zahlreicher Einzelbeispiele einen klaren Begriff von ihrer Phantasie, und die Verfasserin schließt ihr reifes, auch in der Form geschmackvolles Buch mit einer Würdigung von Annettes großer Sprachkunst, wie sie sich in der Anwendung der bildlichen Stilmittel offenbart.

Daß der großen kritischen Stifterausgabe der böhmischen Gesellschaft zur Förderung deutscher Wissenschaft nun auch der Briefwechsel des Böhmerwalddichters[6]) angereiht wird, ist freudig zu begrüßen. Der erste mit mustergültiger Sorgfalt bearbeitete Band enthält Stifters Briefe aus den Jahren 1828—1849, die überwiegende Mehrzahl ist an die Gattin des Dichters Amalie und an den Verleger Heckenast gerichtet. Unter den übrigen sind die an Franziska Greipl besonders charakteristisch. Wir folgen dem Gange seines Lebens von der Studienzeit, die von heißer Liebe zu Fanny beherrscht wird, bis zu jenen Jahren, die ihm den Mangel einer festen Stellung besonders schmerzlich fühlbar machten und ihm den Gedanken eingaben, nach einer solchen zu streben, und erleben das Werden und die Schicksale der Werke seiner dichterischen Glanzzeit, in der ihn noch kein Amt an der freien Übung seines Talents hinderte. Ein Brief an Dr. Hermann Meynert vom 16. November 1846 (S. 184ff.) enthält eine kleine Autobiographie des Dichters, andere geben wichtige Aufschlüsse über seine ethischen und ästhetischen Anschauungen wie über seine literarische Stellungnahme; sie künden seine begeisterte Liebe für Jean Paul und seine Abneigung gegen das junge Deutschland. Vor allem bekämpft Stifter die Manier der jungdeutschen Schriftsteller,

---

5) Das poetische Bild bei Annette v. Droste-Hülshoff. Von Anna Balkenhol. (Forschungen und Funde. Herausg. von Prof. Dr. Franz Jostes. Bd. IV. Heft 3.) Münster i. W. Aschendorffsche Verlagsbuchhandlung. M. 3,—.

6) Adalbert Stifters Sämtliche Werke. 17. Bd. Briefwechsel. 1. Bd. Mit Benutzung der Vorarbeiten von Adalbert Horcicka herausg. von Gustav Wilhelm. Mit dem Bildnisse von Stifters Gattin und 1 Lichtdrucktafel. (Bibliothek deutscher Schriftsteller aus Böhmen. Herausg. im Auftrage der Gesellschaft zur Förderung deutscher Wissenschaft, Kunst und Literatur in Böhmen. Bd. XXXIV.) Prag, J. G. Calve, k. u. k. Hof- u. Universitäts-Buchhändler (Robert Lerche).

Tagesfragen und Tagesempfindungen in die schöne Literatur zu mischen. Er war vielmehr der Meinung, „daß das Schöne gar keinen andern Zwek habe, als schön zu sein, und daß man Politik nicht in Versen und Deklamationen macht, sondern durch wissenschaftliche Staatsbildung, die man sich vorher aneignet, und durch zeitbewußte Thaten, die man nachher sezt, seien sie in Schrift, Wort oder Werk". Im weiteren bekennt er: „Ich habe viele Jahre Staatswissenschaften getrieben, lese immerdar politische Journale, und es wäre in der That seltsam, wenn ein Mensch mit Gefühl, das ich mir zutraue, da ohne Parthei zu nehmen, bliebe, nur ist er stark genug, nicht in das, wo er die Schönheit Gottes und der Welt darstellen will, seine Ansichten über den Zollverein einmischen zu müssen" (S. 139). Der Revolution von 1848 stand er ebenso ablehnend gegenüber, er fand das Volk unmündig und der Selbstregierung nicht gewachsen; nur durch Gesetz und Ordnung sei die wahre menschliche Freiheit zu erreichen.

Es gibt kaum einen größeren Gegensatz als den zwischen diesem schlichten, tiefen Poeten der Stille, der am liebsten vom Weltgetriebe weit entfernt in seinem Waldwinkel träumte, und dem an den heißen Zeitkämpfen leidenschaftlich teilnehmenden lauten Rhetoriker Georg Herwegh, dessen literargeschichtliche Stellung Hensold[7]) umschreibt. Herwegh war zeitlebens ein Verehrer und guter Kenner Schillers und hat nur vorübergehend unter Börnes Einwirkung gegen ihn und die anderen Klassiker zugunsten der zeitgenössischen Dichter Front gemacht. So beeinflußte ihn Schiller auch inhaltlich und stilistisch auf das stärkste. Hensold beweist das durch zahlreiche Parallelen zumal hinsichtlich der Wortbildung und Wortfügung. Ähnlich stark wirkten auf Herwegh die Lyriker der Freiheitskriege, die ihrerseits ebenfalls von Schiller ausgegangen waren. Weiter steht Herwegh auf den Schultern Börnes und Gutzkows, auch was der revolutionäre Lyriker den Schwaben Pfizer und Uhland, sowie Platen, Anastasius Grün, Freiligrath und Prutz auf ideellem Gebiet verdankt, wird im einzelnen nachgewiesen. Ein Kapitel über die unpolitische Dichtung Herweghs lehrt, daß hier Platen (vor allem in der Sonettform) und Hölderlin in erster Linie als Vorbilder in Betracht kommen, und der letzte Abschnitt behandelt den nachhaltigen Einfluß, den Heine als Satiriker inhaltlich und formell auf Herwegh ausübte. Die fleißige Arbeit gibt einen wertvollen Beitrag zur Charakteristik dieser bei aller Abhängigkeit im einzelnen doch durchaus selbständigen Dichterpersönlichkeit, deren eigenste Note eine gewaltige Leidenschaft ist.

Eine Ergänzung zu dieser Abhandlung bietet die Arbeit von Tièche.[8]) In einer Einleitung charakterisiert der Verfasser die Zeit der Restauration, die politische Lyrik im allgemeinen und im besonderen die der deutschen Schweiz vor 1830. Der Hauptteil umfaßt die Zeit seit der Pariser Julirevolution bis zu den Nachwirkungen des Sonderbundskrieges und der neuen Bundesverfassung, und zwar werden die Lyriker nach ihrer politischen Partei getrennt betrachtet: die konservativen, die liberalen und radikalen, zuletzt die katholisch-konservativen.

Einzelbesprechungen.

Thomas Murner, Von dem großen Lutherischen Narren. Herausgegeben von Dr. Paul Merker, außerordentl. Professor an der Universität Leipzig. Straßburg 1918, Karl J. Trübner. XI u. 427 S. in 4. Seit einem Jahrzehnt wendet sich die Arbeit der Deutschforscher, besonders der jüngeren, mehr als vorher dem 16. Jahrhundert zu, dem wichtigsten im deutschen Geistesleben der Neuzeit, dessen reiche Entfaltung im 17. eine so schlimme Hemmung erfuhr. Außer der größten Erscheinung, die es aufzuweisen hat, beschäftigen die Schule mehr oder weniger Hans Sachs und Fischart, für andere Größen zweiten Ranges findet sie kaum noch Raum, ein Name wie Murner gehört zu den vielen, die eben nur als Namen an das Ohr der Schüler rühren — wieweit die Lehrer mit Murner in Beziehung treten, hängt zunächst wohl vom Bekenntnis ab. Wen dieses nicht abhielt, mag mit Staunen über die Fülle volksmäßiger Überlieferungen einzelne seiner Werke kennen gelernt haben.

7) Georg Herwegh und seine deutschen Vorbilder. Von Dr. Karl Hensold. Nürnberg 1916, Carl Koch.

8) Die politische Lyrik der deutschen Schweiz von 1830—1850. Dr. Henry E. Tièche. Bern, Verlag von A. Francke. Brosch. M. 3,—.

Freilich um den Reichtum volkskundlicher Anspielungen auszuschöpfen, bedarf der Leser einer kundigen Führung. Eine solche bietet sich ihm jetzt in der vorliegenden neuen Ausgabe des Lutherischen Narren dar. Gerade jetzt, wo unser Trauern um die alte deutsche Stadt Straßburg anging, kann uns durch diesen erneuten Hinweis auf die urdeutsche Vergangenheit Straßburgs nur Freude bereitet werden. Zu seinen bisherigen Verdiensten um die Wahrung deutscher Güter fügt der Verlag von Karl J. Trübner mit diesem 9. Bande seiner „Kritischen Gesamtausgaben Elsässischer Schriftsteller des Mittelalters und der Reformationszeit, veröffentlicht von der Gesellschaft für elsässische Literatur", ein besonders hoch einzuschätzendes. Daran hat die eindringende, bis ins kleinste gewissenhafte Arbeit P. Merkers ihren besonderen Anteil. Die Einleitung behandelt vor allem die in der Murnerbiographie von Th. v. Liebenau zu wenig berücksichtigte literar-historische Seite. Murners Schaffen gipfelt in der Verspottung aller geistigen und materiellen Schäden und Fehler seiner Zeit und wetteifert mit seinem älteren Zeitgenossen Seb. Brant darin, sie als Auswüchse und Äußerungen mannigfaltigen Narrentums hinzustellen. Vor ihm hat aber Murner ein größeres Maß von Volkstümlichkeit voraus, ganz abgesehen davon, daß er für Süddeutschland einen Mittelpunkt der von Luther ausgehenden Bewegung darstellt. Merker zeigt, wie der anfänglich auf der Seite des Wittenbergischen Augustiners stehende Franziskaner in eine Gegnerschaft hineingedrängt wurde durch eine Reihe von Schmähschriften. Als die Frucht der literarischen Fehden Murners erweist Merker den großen Lutherischen Narren, dessen Entstehung er bis in die Fastnachtszeit des Jahres 1521 zurückführt. Die einzelnen Teile, in die das Werk nach des Herausgebers lichtvoller Gliederung zerfällt, werden zeitlich genau festgelegt; die Kampfschrift nimmt immer mehr persönliche Art an, so daß im letzten derbsten Abschnitt die Heirat einer damals noch gar nicht vorhandenen Tochter Luthers die Hauptrolle spielt; Merker gibt ihr eine andere, wahrscheinlichere Deutung als die bisherigen Erklärer (S. 58). Nach der Untersuchung der geschichtlichen Grundlagen legt der Herausgeber die Vorzüge des Werkes vor den sonstigen Kampfschriften der Reformation dar und behandelt das sprachliche Gewand, die Hauptzüge volkstümlicher Schreibweise des Franziskaners, seine Vers- und Reimkunst. Mit überzeugenden Gründen macht er durchaus wahrscheinlich, was schon E. Martin angedeutet hat, daß die Holzschnitte, die dem Lutherischen Narren beigefügt und in dieser Ausgabe nach dem Erstdruck wiedergegeben sind, von Murner selbst stammen (S. 69ff.), so daß wir ihn noch als Künstler, wenn auch nur als Auch-Künstler kennen lernen. Uneingeschränktes Lob verdient nicht nur der Neudruck des Lutherischen Narren selbst, sondern auch die dazu gegebenen sachlichen und sprachlichen Erläuterungen (Kommentar!), mit denen Merkers Vorbild, „der monumentale Kommentar" Zarnckes zu Brants Narrenschiff so gut wie erreicht erscheint. Sie bieten mehrfach auch Bereicherungen unserer Wörterbücher dar, so z. B. zu V. 973. 982; man sähe schon darum die Ausgabe gern um ein Wörterverzeichnis vermehrt.

Dresden-Strehlen. Karl Müller.

Sprechzimmer.

„Allerlei Sprachdummheiten".

Ich möchte hier auf eine Anzahl von Ausdrücken hinweisen, die mir wirkliche „Sprachdummheiten" zu sein scheinen. Oder kann man heute noch einen Aufsatz lesen, in dem nicht irgend etwas „verankert" ist oder „hemmungslos" oder auch umgekehrt „hemmungs(hemmnis)reich" vor sich geht? Fast scheint es so, als ob eine schlichte, einfache Sprache nicht mehr erlaubt sei und nur gezierte und gespreizte Ausdrücke noch Kurs hätten.

Da lese ich dieser Tage in einer wissenschaftlichen Zeitschrift folgenden schönen Satz: „Beim gemeinsamen Erarbeiten aller Unterrichtsergebnisse dagegen kann dem Lehrer gegenüber nicht das Gefühl einer unüberbrückbaren Kluft entstehen, und damit wird durch die Schule nicht jenes Untertänigkeitsgefühl verankert, das die Menschen ohne weiteres auch im Staats- und Erwerbsleben alle gegebenen Autoritäten als selbstverständlich hinnehmen muß." (?) Der Urheber dieses Satzes ist — nebenbei bemerkt — Unterstaatssekretär im preußischen Ministerium für Wissenschaft, Kunst und Volksbildung. In einem anderen Aufsatz derselben Zeitschrift heißt es: „Und erst nach der Sicherung der menschlichen Selbsterhal-

tung (Arbeitskultur) und der Arterhaltung (Artkultur) kann die geistige Kultur fest verankert und zu ihrer letzten Entfaltung gebracht werden." Auch der Satz, mit dem dieser Aufsatz schließt, verdient der Vergessenheit entrissen zu werden: „Wissen und Werten, schöpferisches Planen und Handeln ist letztliches Erreichnis aller echten Erziehung." Ein dritter Aufsatz, in dem auch wieder etwas „verankert" wird, enthält einen Satz, den ich den Lesern gleichfalls nicht vorenthalten möchte: „Dies auch einer der Gründe, warum die Einführung der Pädagogik in den Reigen der akademischen Professoren noch so langsam und hemmnisreich vor sich geht." Muß man so geziert schreiben?

Solchen Ausdrücken begegnet man leider auf Schritt und Tritt, und es ist kein Wunder, daß gerade die Jugend sie anzuwenden liebt. Wem ist es nicht schon aufgefallen, um nur noch ein einziges Beispiel anzuführen, wie das Wort „Geschehnis" immer mehr das herkömmliche „Ereignis" oder „Vorgang" verdrängt hat? Aber daß „Geschehnis" ein schönes Wort sei, wird man wirklich nicht behaupten können. Hier handelt es sich in der Tat um eine neue Art von „Sprachdummheiten", denen die Schule nicht schnell genug entgegentreten kann. Denn wenn die Jugend sie einmal in sich aufgenommen hat, wird es schwer sein, sie wieder auszumerzen.

Remscheid, 22. Februar 1919. Richard Eickhoff.

Mitteilungen.

Das neue Heft der Beiträge zur Geschichte der deutschen Sprache und Literatur wird eröffnet durch einen glänzenden Aufsatz W. Braunes „Althochdeutsch und Angelsächsisch" von weitreichender Bedeutung. Angelsächsische Einflüsse in der althochdeutschen Literatur waren so oft behauptet als geleugnet worden, es fehlte aber bisher an einer zusammenhängenden, gründlichen Untersuchung. Braune bespricht zunächst für sich den in diesem Zusammenhange vielerwähnten Tatian. Die zahlreichen kürzlich durch Gutmacher gründlich dargelegten Besonderheiten seines Wortschatzes erklären sich daraus, daß dieser altertümlich, vor allem aber eben mitteldeutsch ist und darum manches bewahrt, das, einstmals gemein westgermanisch, im Oberdeutschen ausgestorben ist, während die nördlicheren Mundarten es festhielten. Umgekehrt sind auch süddeutsche Neuerungen nicht aufgenommen. Muß hier also ein besonderer ags. Einfluß auf das einzelne Denkmal abgelehnt werden, so ist um so sicherer die ahd. Sprache allgemein, und zwar im Gefolge der ags. Bekehrung vom Ags. beeinflußt worden. Braune entwickelt in fesselnden Ausführungen mit sieghafter Klarheit, wie der christliche Wortschatz des Ahd. sich aus drei Schichten zusammensetzt: einer ältesten, die vor der hochdeutschen Lautverschiebung, d. h. vor dem 6. Jahrhundert, in Süddeutschland und am Rhein durch die lateinische Mission aufkam; ihr gehören Wörter wie Kreuz, opfern, Bischof, Kirche, Demut an; einer zweiten, die aus der gotischen Kirchensprache stammt — daher Wörter wie taufen oder Pfaffe —, und endlich jener nicht kleinen Zahl von Wörtern, die von der ags. Mission des Bonifatius und der Seinen in der ersten Hälfte des 8. Jahrhunderts nach Deutschland gebracht wurden. Es handelt sich bei ihnen meist um Wörter, die auch im deutschen Sprachschatz vorhanden waren und darum deutsche Lautform zeigen, deren Bedeutungsinhalt aber sichtlich unter ags. Einfluß nun seine ausgesprochen christliche Prägung erhielt. Von diesen Wörtern, die am reichsten begreiflicherweise im Fuldischen Denkmälerkreise erscheinen, sind einige bald wieder verdrängt worden durch Bezeichnungen, die aus jener ersten, südwestdeutschen Schicht stammen (z. B. fluobara aus ags. frófor durch trôst, ôtmuotîg nach ags. éadméde durch diomuotîg, gotspell nach ags. godspell durch êwangêljo usw.). In anderen Fällen aber hat der ags. Ausdruck sich festgesetzt und umgekehrt den altoberdeutschen verdrängt: so ist heilig nach ags. hálig an Stelle des alten wîh, Geist nach ags. gást an Stelle von âtum, so ist vermutlich auch Ostern und das vielbehandelte Heide in unsere Sprache gekommen; auch die Verdichtung des Sinnes von diutisc 'völkisch' zu 'deutsch' wird aus den Kreisen der ags. Bekehrer stammen. Der Aufsatz ist so wichtig und reichhaltig, daß er gründliches Studium verdient. — Neben ihm fesseln am meisten Kluges Ausführungen über das Hildebrandslied; sie begründen eingehend die unseren Lesern bekannte (oben S. 11ff.)

neue Aufstellung von Trier als Heimat des Liedes. Aus den sprachlichen Beiträgen seien A. Beers Einwendungen gegen Streitbergs bekannte Lehre von der Perfektivierung im Gotischen hervorgehoben. Kleinere Beiträge beschäftigen sich mit Gottfrieds Tristan, Gundacker v. Judenburg, Meier Helmbrecht, Barlaam, der Legenda aurea, dem Hans Sachsverse, der Skaldendichtung; R. A. Schröder erörtert anziehend die Spiegelung des Zusammenhangs von Geistes- und Geschlechtsreife in der Sprache und alten Geschichten.

Im Archiv für Kulturgeschichte (14. Band, Heft 1/2) fesselt ein Vortrag von C. Habicht über die geistigen Grundlagen der Kunst des Mittelalters, der eingehende Rücksicht auf die Literatur nimmt, auch den Zusammenhang von kirchlicher Kunst und Schauspiel wieder behandelt. In die bescheidene Lebensführung des deutschen Adels im 16. Jahrh. eröffnen Mitteilungen des Frh. E. v. Guttenberg aus dem Archiv seiner Familie anziehende Einblicke. G. W. v. Zahn handelt vom Einfluß der Landesnatur auf die Psalmen, Weyl vom Gelehrtenleben in Kiel in den 250 Jahren seit Begründung der dortigen Universität. In den „Literaturberichten" bespricht Steinhausen die Forschung zur Geschichte der gesellschaftlichen Kultur und Sitte, Ganzenmüller zur französischen Kultur. F. K.

Der Literarische Ratgeber des Dürerbundes liegt in bedeutend erweiterter 8. Auflage vor, herausg. von Wolfgang Schumann. (München 1919, Callwey. Geh. M. 16,—.) Er ist eine ganz erstaunliche Leistung mit den 1020 Seiten und Registern. Aus dem Inhalt heben wir heraus: Ältere Sprache, deutsches Volkstum, älteres deutsches Schrifttum; Deutsches schönes Schrifttum; Fremde Literaturen; Das schöne Schrifttum in katholischer Beurteilung; Billige Büchereihen, Schriften für die Jugend; Literaturwissenschaft, Literaturgeschichte und literaturgeschichtliche Aufsatzsammlungen, Monographien, Biographien und Selbstzeugnisse; Bühnenwesen, Schriften über Musik, Kunstgeschichte, Völker und Länder, Geschichte, Lebensordnung, Ausdruckspflege, Freies Volksbildungswesen, Philosophie, Psychologie, Ästhetik, Ethik, Pädagogik, Erd- und Völkerkunde, Reden und Aufsatzsammlungen.

Ein Buch, wie es in solcher Vollendung noch nicht vorlag, für jeden Lehrer eine unentbehrliche Fundgrube, die zum mindesten in jeder Lehrerbücherei zu finden sein müßte. Wenn der Deutschlehrer, wie es für Sachsen jetzt vorgeschrieben ist, an den Studiertagen auch wissenschaftliche Werke, und zwar über Teile des Schrifttums, die im Unterricht wenig zur Geltung kommen (vornehmlich Kunst- und Musikgeschichtliches), heranziehen soll, so wird er für diesen Helfer doppelt dankbar sein. Aber auch für die eigene Fortbildung hat er hier einen ausgezeichneten Führer — und da für alle Gebiete Fachleute herangezogen wurden, darf man sich ihm ruhig anvertrauen. Ein Werk, für das wir dem Dürerbund zu großem Danke verpflichtet sind. W. H.

Adolf Freys „Erinnerungen an Gottfried Keller", eines der ansprechendsten Bücher über den Dichter, das aus unmittelbarem persönlichen Verkehr hervorgegangen ist, ist soeben in dritter, durchgesehener Auflage bei H. Haessel in Leipzig erschienen (geb. M. 6.—) und wird vielen Verehrern des großen Schweizer Dichters anläßlich seines bevorstehenden hundertsten Geburtstages willkommen sein.

Aufruf.

Lesebuch-Sprechstelle.

Allgemein sind die Klagen über die Lesebücher unserer Schulen, Klagen sowohl über mangelnde Güte der darin vorhandenen Lesestücke und Gedichte als auch darüber, daß vorzügliche Sachen, vor allem auch aus neuerer Zeit, nicht aufgenommen sind. Während Stücke, die längst als ungenügend in künstlerischer oder anderer Beziehung erkannt sind, sich von Auflage zu Auflage weiterschleppen — warum, ist nicht ersichtlich —, finden vortreffliche Stücke, die es verdienten, keine Aufnahme. Wohl jeder Leser der Ztschr. f. d.

d. Unt. hat schon oft von dem einen oder andern Stücke seines Lesebuchs gewünscht, daß es nun endlich einmal verschwinden möchte, ein jeder wohl kennt gute Sachen aus seiner Lektüre, die es wert wären, in das Lesebuch aufgenommen zu werden. Die Ztschr. f. d. d. Unt. bittet daher, um fruchtbare Vorarbeit leisten zu helfen, um regelmäßige Einsendungen folgender Art:

1. Welche Stücke oder Gedichte sind aus jetzt eingeführten Lesebüchern zu entfernen? Angabe des Lesebuches, der Klassenstufe, Titel des Stückes, Verfasser, kurze Begründung.
2. Welche Lesestücke oder Gedichte eignen sich zur Aufnahme ins Lesebuch? Angabe des Titels des Stückes, des Verfassers, des Werks, in dem das Stück zu finden ist, der Klassenstufe, kurze Begründung.

Einsendungen bitte unter der Bezeichnung: Lesebuch-Sprechstelle der Ztschr. f. d. d. Unt. an Realgymnasiallehrer Hempel, Dresden, Werderstr. 12.

Sprechstelle für neue erzählende, lyrische, landschaftliche und Mundartdichtung.

Jeder Deutschlehrer möchte sich dauernd einen Überblick über das Beste aus der Überfülle neuer Romane und Gedichte, besonders auch über die landschaftliche und mundartliche Dichtung verschaffen: einmal für sich selbst und dann, um seinen Schülern raten zu können. Es ist aber fast unmöglich, denn der wertvollste Ratgeber, das Literarische Echo, kann die Gesichtspunkte der Schule nicht berücksichtigen, und andere Übersichten erscheinen sehr spät. Die Ztschr. f. d. d. Unt. hat früher durch Einzelbesprechungen, dann durch Sammelberichte zu helfen versucht, aber das Ergebnis war unbefriedigend: einmal war die Auswahl des zu Besprechenden zu schwierig und dann waren nicht von allen wichtigen Erscheinungen Besprechungspunkte zu erhalten. Wir rufen also auch hier all unsere Leser zur Mitarbeit auf, erbitten aber um der Raumersparnis willen nicht Besprechungen, sondern nur Angaben über Titel, Preis, Inhalt und über die Altersstufe, für die sich das Werk eignet. Wir wollen diese Angaben dann in Listen zusammenstellen unter Nennung des Einsenders.

Also etwa: Huggenberger, Alfred, Die Stille der Felder. Neue Gedichte. Leipzig, Staackmann. M. 1.50.

Prachtvolle Gedichte des bekannten Schweizer Bauerndichters, erdnah, tief, voll echten Humors. Von O III ab. Hofstaetter, Dresden.

Gillhoff, Johannes, Jörnjakobs Swehn. Berlin, Tägliche Rundschau. M. 5,50.

Schicksale eines mecklenburgischen Amerikafahrers in Briefen. Kraftvolle Sprache, feine Beobachtung, tiefes Verständnis für deutsche Art. Überzeugend, ja überwältigend. Stecher, Dresden.

Auch diese Einsendungen erbitten wir an die Sprechstelle der Z. f. d. d. Unt., Herrn Realgymnasiallehrer F. Hempel, Dresden-A., Werderstraße 12III.

Für die Leitung verantwortlich: Dr. Walther Hofstaetter, Dresden 21, Elbstr. 1.

Literatur, Dichtung und ihre Geschichte.

Von **Werner Mahrholz** in München.

1. Literaturwissenschaft und Literaturgeschichte.

Methodologische Erwägungen über das Wesen und die Aufgabe der Wissenschaft müssen vom Gegenstand der Wissenschaft ausgehen. Die Bestimmtheit des Gegenstandes einer Wissenschaft ist Voraussetzung aller methodischen Arbeit in ihr. Erst wenn das Was bestimmt ist, kann das Wie der Bearbeitung gefunden werden — oder besser: mit dem Was des Stoffes ist das Wie der Systematisierung gesetzt, denn es gehört zu den elementaren Sätzen aller Methodologie, daß Gegenstand und Bearbeitungsweise einer Wissenschaft sich wechselseitig bedingen: Philologie und Physik haben verschiedene Gegenstände und verschiedene Methoden, der Historiker geht anders vor, wie der Ästhetiker oder Ethiker.

Der Gegenstand der Literaturwissenschaft ist die Literatur eines Volkes — weiter gefaßt, die Literatur der Menschheit. Die folgenden Betrachtungen sollen grundsätzlich auf die Literatur eines Volkes sich beschränken. Die Literatur eines Volkes, d. h. der Inbegriff aller in Schrift und Druck festgelegten oder sonstwie überlieferten sprachlichen Werke stellt die Geistigkeit und Seelenfülle eines Volkes in ihrer ganzen Breite und Mächtigkeit dar. Gegenstand der Literaturwissenschaft ist — der gemeinen Übung wie dem Sprachgebrauch nach — diese Überfülle von Druck- und Schriftwerken aber nicht. Für die Sprachwissenschaft mag eine Fachzeitschrift des Schreinergewerbes (etwa in der Berufssprachenforschung) oder ein technisches Lehrbuch (zu lexikographischen oder sprachreformerischen Zwecken) von Wichtigkeit sein — für die Literaturwissenschaft sind sie dies nicht. Der Begriff der Literatur als Gegenstand der Wissenschaft von der Literatur ist also enger, als die eben versuchte Definition besagt. Mit der Frage nach dem Prinzip der Verengerung des Begriffs Literatur kommen wir auf ein erstes wesentliches Problem der literarwissenschaftlichen Methodologie.

Die Literatur eines Volkes im allerweitesten Sinne dieses Wortes enthält in sich Werke, die aus den verschiedensten Antrieben entstanden sind: neben Werken des reinen Nutzbedürfnisses (technische Lehrbücher z. B.) stehen Werke, die aus dem sittlichen Willen (Predigtbücher etwa) stammen; neben Werken, die dem Wahrheitsstreben entsprungen sind (wissenschaftliche Werke), finden sich Schriften, die dem täglichen Leben in seiner Vielfältigkeit dienen wollen (Zeitungen und Zeitschriften z. B.): kurz dem Reiche der Zwecke und

der Nützlichkeit, dem Reiche des Willens und der Erkenntnis gehört ein großer Teil der Literatur eines Volkes an. Daneben aber gibt es Werke, für die eine freie Darstellung des Lebens ohne jede Nebenabsicht letzter Entstehungsgrund ist. Allen diesen Werken, sie mögen im übrigen nach Gehalt, Form und Stoff noch so verschieden sein, ist das eine gemeinsam: daß sie ohne jede Zweckbindung darstellend sind und also weder aus dem Zwange der Notdurft noch aus dem Drange nach begrifflicher Erkenntnis oder sittlicher Wirkung, sondern rein aus der ursprünglichen Freude an der anschaulichen Formung des Lebensstoffes in seinen vielfachen Bezügen entstanden sind. Dabei werden zwar als Material, als Gegebenheiten des Lebens logische Erkenntnisse, sittliche Wollungen und zweckbestimmte Nützlichkeiten benutzt, aber doch eben nur als Material, das einer erneuten Formung unterworfen werden muß, um in das Reich der Kunst einzugehen. Was also die Werke der Literatur in dem engeren Sinne des Wortes vereinigt, was das Auswahlprinzip der schönen Literatur, um diesen alten Ausdruck aufzugreifen, ausmacht, ist nichts anderes als die Tatsache der Formung des allgemeinen Lebensstoffes nach Wertgeschichtspunkten, die weder dem Reich der Zwecke, noch dem Reich der Willens- und Erkenntniswerte, sondern einem vierten Reiche der reinen Darstellung oder der reinen Anschauung angehören. Mit dem Inbegriff aller Werke dieser Art, welche aus der Willens-, Erkenntnis- und Zwecksphäre ausgeschieden sind durch das Prinzip der anschaulichen Formung, hat es die Literaturwissenschaft zu tun.

In doppelter Absicht läßt sich dies Wissenschaftsmaterial bearbeiten. Die Literaturwissenschaft gliedert sich grundsätzlich danach, ob das Material systematisch-philosophisch oder historisch-pragmatisch bearbeitet wird. Wir möchten demzufolge als die beiden Glieder der Literaturwissenschaft Literatursystematik und Literaturgeschichte oder anders bezeichnet als theoretische Literaturlehre und Geschichte der Literatur unterscheiden. Die Literatursystematik hat die Aufgabe, eine Ästhetik der Literatur als Poetik und poetische Elementenlehre zu schaffen und so die Kritik der Literatur vorzubereiten und ihre Erkenntnis als Literaturpädagogik zu sozialisieren.[1]) Hierher gehören also alle die vielfachen Untersuchungen über die möglichen Gattungen der Poesie, über das Verhältnis des Dichters zu seinem Werke, über die Eigenschaften, die den Dichter ausmachen, und über den dichterischen Schaffungsprozeß als solchen. Hierher gehören ferner die Untersuchungen über die Maßstäbe der literarischen Kritik und über die Möglichkeit ihrer Anwendung, hierher die Kritik selber und endlich die vielfachen Möglichkeiten einer Literaturpädagogik. Alle diese Untersuchungen scheiden sich dadurch von den literargeschichtlichen Arbeiten, daß sie es mit dem Gleichbleibenden, mit den auf Gesetzmäßigkeiten und Typen zurückführbaren Verhältnissen der literari-

1) Vgl. hierzu Elster, Prinzipien der Literaturwissenschaft.

schen Werke zu tun haben und daß eine systematische Ordnung des ganzen Stoffes ihr letzter Sinn und letztes Ziel ist. Literaturästhetik, Literaturkritik als angewandte Literaturästhetik und Literaturpädagogik als angewandte Literaturkritik — so kann man das Gebiet der Literaturwissenschaft übersichtlich und sehr summarisch gliedern.

Demgegenüber steht nun die literargeschichtliche Behandlung des gleichen Stoffes. In ihr gelten die allgemeinen geschichtlichen Kategorien als Ursache und Wirkung, Entstehen und Vergehen, Wirksamkeit und Kontinuität der Entwicklung und ihr letztes Ziel ist die Einordnung des Einzelnen, Individuellen als Einmaliges in den Zug der Gesamtentwicklung. Es ist klar, daß in der Praxis diese beiden Methoden sich wechselseitig ergänzen, daß Resultate aus der Literatursystematik Voraussetzungen bieten für literargeschichtliche Forschungen, daß umgekehrt die Literaturgeschichte Beispiele für die systematische Forschung herbeischafft und schwierige Probleme aufzuhellen geeignet ist. Trotz dieses Mit- und Gegeneinanderwirkens aber muß, der wissenschaftlichen Klarheit zuliebe, festgehalten werden an der grundsätzlichen Scheidung in Literatursystematik und Literaturgeschichte. Aus der Vermischung der beiden Betrachtungsarten, aus der Verwischung der methodischen Grenzen ist bislang in der Praxis und Theorie der Literaturgeschichtschreibung vielerlei Unklarheit und Unsicherheit entstanden. Indem man statt der historischen Kategorie der Wirksamkeit den ästhetischen Begriff des künstlerischen Wertes anwandte, ist man oft zu ganz falschen Geschichtskonstruktionen gekommen. Die Klassizität eines Werkes in ästhetischer Beziehung ist durchaus nicht identisch mit seiner Wirksamkeit in geschichtlichem Betracht. Der Beweis hierfür ist leicht zu erbringen: Opitzens Büchlein von der deutschen Poeterei ist eines der folgenschwersten Werke der deutschen Literatur: daß es eine klassische Poetik sei, wird niemand behaupten wollen. Hölderlin ist einer der reichsten und edelsten Lyriker deutscher Zunge: daß seine Wirkung, zumal in seiner Zeit, aber auch für eine lange Folgezeit, groß gewesen sei, könnte man beim besten Willen nicht sagen. Die ganze Geschichtskonstruktion: daß unsere Klassiker schon zu ihren Lebzeiten als Klassiker empfunden und als solche gewürdigt worden seien, beruht auf einer solchen Vermischung von wertender und geschichtlicher Betrachtungsweise und ist eben deshalb falsch: Tiedge und Schiller, Goethes und Lafontaines Romane werden von den Zeitgenossen in einem Atem genannt, und wie wenig Goethe selbst von den ihm Nahestehenden verstanden wurde, das hat pessimistisch zwar, aber doch scharfblickend Viktor Hehn in seinem vortrefflichen Aufsatz über „Goethe und das Publikum" gezeigt.

Die Vermischung von systematischer und geschichtlicher Betrachtungsweise muß also grundsätzlich, zum Nutzen beider Methoden, aufgegeben werden: in der literaturgeschichtlichen Betrachtung gelten andere Maßstäbe als in der

literar-systematischen. Das Bedeutsame als Auswahlprinzip jeder Wissenschaft ist hier und dort etwas ganz Verschiedenes, geht in der Literatursystematik auf absolute Werte, in der Literaturgeschichte auf Wirksamkeit geschichtlicher Größen in einem Wirkungszusammenhange. Welches nun das methodologische Problem der Literaturgeschichte ist, das soll, nachdem einmal diese Ausscheidung der Literatursystematik vorgenommen ist, im folgenden allein herausgearbeitet werden.

2. Die möglichen Methoden der Literaturgeschichte.

Drei Ausgangspunkte sind in der Methode der Literaturgeschichte denkbar: man kann ausgehen von den Menschen, den Werken und den Kulturzusammenhängen. Man kann Künstlergeschichte, Werkgeschichte und Kulturgeschichte schreiben.

1. Der nächste Ausgangspunkt und derjenige, der tatsächlich am häufigsten gewählt wird, ist der vom Künstler als dem Schöpfer von Werken. Als eine Folge von Menschen und Generationen stellt sich dem so betrachtenden Literarhistoriker die Geschichte der Literatur dar: Die Beziehungen dieser Menschen untereinander in Liebe und Haß, in Zusammenwirken und Kampf, in Einwirken aufeinander, ihre Abhängigkeiten und Neuschöpfungen, ihre menschliche und künstlerische Zusammengehörigkeit in Gruppen und Schulen: das ist es, was den Künstler-Geschichtschreiber fesselt. Das Ererbte, das Erlernte, das Erlebte — wie Scherer es genannt hat — steht im Mittelpunkt dieser sich auf den Werkschöpfer konzentrierenden Betrachtungsweise. Die Geschichte der Literatur wird so zu einer Entwicklungsgeschichte von literarischen Menschen. Es ist einleuchtend, daß am ehesten und reinsten diesen Typus literargeschichtlicher Forschung die Biographie, sei es einer Gruppe, sei es eines einzelnen, darstellt. Munckers Klopstock und Schmidts Lessing als Biographien, Hayms „Romantische Schule" als Gruppenbiographie seien als Beispiele genannt.

2. Man kann nun auch von den Werken ausgehen, und zwar kann man sie auf ihren Stoff, ihren Gehalt, ihre Form und ihre Wirkung hin untersuchen und je nachdem den Stoff, den Gehalt, die Form und die Wirkung in historische Relation zu anderen Stoffen, Gehalten, Formen und Wirkungen setzen. Mit anderen Worten: man kann Stoffgeschichte, Ideen- und Gefühlsgeschichte, Formengeschichte und Wirkungsgeschichte schreiben. Um auch hier jeweils ein Beispiel zur Verdeutlichung zu nennen, so ist z. B. eine stoffgeschichtliche Untersuchung Brüggemanns Stammbaum der Insel Felsenburg; Ideen- und Gefühlsgeschichte treibt Rudolf Unger in seinem Hamann-Werke; Wirkungsgeschichte ist Gundolfs „Shakespeare und der deutsche Geist"; Formengeschichte wäre etwa die Untersuchung der geschichtlichen Entwicklung einer Formgattung, etwa der Novelle oder der Tragödie oder des Hymnus.

Die unproblematischste Art der Geschichtschreibung ist die Wirkungsgeschichte — weil Wirkung ja ohnehin eine historische Kategorie ist —, merkwürdigerweise ist sie die wenigst beliebte. Eine Fülle von literargeschichtlichen Problemen harrt hier noch der Bearbeitung, wenn man sich einmal wirklich mit der Nachwirkung von Werken und Dichtern, mit der Entstehung ihres Ruhmes, mit dem Schicksal ihrer Werke beschäftigen wird, wie dies Gundolf in seinem Shakespearebuch anregend und bahnbrechend getan hat. Grundlegend für die ganze Betrachtungsweise ist das Buch von Julius Hirsch „Die Genesis des Ruhmes".

3. Ausgehend von den Kulturzusammenhängen kommt man zu der dritten Möglichkeit der Literaturgeschichte als Kulturgeschichte. Die Literatur eines Volkes ist ja sicherlich wesentlicher Bestandteil seiner Gesamtkultur und so ist es natürlich sehr möglich, Literaturgeschichte als Teilgebiet der allgemeinen Kulturgeschichte zu bearbeiten. In diesem Falle ist die Literatur als Ausdruck der Kultur Gegenstand der Betrachtung, verliert also sehr viel von ihrem in den früheren Betrachtungen aufgezeigten Eigenwert und wird gleichsam Rohstoff der allgemeinen Kulturgeschichte. Es sind nicht die Formungen, welche das Leben der Nation in den Kunstwerken gefunden hat, sondern es sind die in den Werken sich findenden Lebenstatsachen selber, welche dem Kulturhistoriker wichtig sind. In dieser Betrachtungsart wird das Kunstwerk nicht auf seinen Formenwert hin, sondern nur auf seinen Ausdruckswert hin betrachtet, soweit in diesem letzteren der Kulturzustand oder kulturelle Veränderungen zur Geltung kommen. An dieser Stelle mag auch der Faden von der Volkskunde zur Literaturgeschichte geknüpft werden, insofern auch für die volkskundliche Betrachtungsart die literarischen Werke vorwiegend als Stoff und nicht als Form in dem oben definierten Sinne wesentlich sind. Um auch hier Beispiele zu nennen, sei z. B. auf Steinhausens Geschichte des Briefes, auf Bieses Untersuchungen zur Geschichte des Naturgefühls verwiesen. Auch gehören hierher geschichtliche Untersuchungen über die Entwicklung der Schriftstellerei, über die Geschichte der Predigt, über Spiegelung von Standesbewegungen in der Literatur, über die Entstehung des Schriftstellerstandes und ähnliches. Die reinliche Trennung der möglichen Vorgehensweisen ergab, daß je nach der verschiedenen Stellung zum Gegenstand der Literaturgeschichte, zur schönen Literatur, verschiedene Methoden zur Anwendung kommen müssen. Nimmt man die schöne Literatur als Stoff, als Teilausdruck der allgemeinen Kultur, so war die kulturhistorische Einstellung die gegebene; nimmt man die Literatur als Äußerung und Schöpfung der literarischen Menschen, so war das biographische und künstlergeschichtliche Vorgehen das angemessene. Geht man rein von den Werken selber als einmaligen Tatsachen aus, so konnte man, der dreifachen Bestimmtheit jedes Werkes als Stoff, Idee und Gefühl und Form gemäß, Stoffgeschichte, Gehalts-

geschichte und Formgeschichte treiben. Es ist nach unseren bisherigen Bestimmungen klar, daß, so nützlich und notwendig die kulturhistorische und biographische Forschung für die Literaturgeschichte ist, das vorwiegende literarhistorische Interesse sich doch auf die Stoffgeschichte, Gehaltsgeschichte und Formgeschichte — oder, um alle drei unter einen Oberbegriff zu bringen, auf die Stilgeschichte sammeln muß.

Wenn man also einmal absieht von der schönen Literatur als Kulturausdruck und als Persönlichkeitsäußerung, so bleiben vorerst Stoffgeschichte, Gehaltsgeschichte oder Ideen- oder Gefühlsgeschichte und Formengeschichte als die eigentlichen Aufgaben der Literaturgeschichte übrig, während die Wirkungsgeschichte schon wieder in die kulturhistorischen Zusammenhänge hinübergleitet. So wie nun im einzelnen Werke Stoff, Gehalt und Form in einem innigen Bezuge zueinander stehen, so haben auch in der geschichtlichen Betrachtung die Formen, Ideen und Stoffe ein nahes Verhältnis zueinander. Stoff, Gehalt und Form bedingen einander; einige Beispiele mögen andeuten, wie dieser Satz gemeint ist. Es ist kein Zufall, sondern innere Notwendigkeit, daß die Form des Hymnus als Stoff fast immer Ideen und Gefühle hat, welche der religiösen Sphäre entstammen: daß andernteils die Novelle als Form nur bestimmte Stoffe gebrauchen kann und eine bestimmte Weltanschauung als ideelle Grundlage hat, nämlich den Irrationalismus; daß das Drama großen Stiles bedeutende Ideen als Grundlage, bedeutende Handlungen als Stoffe hat; daß endlich die Legende wieder eine ganz andere Stoffwelt und Ideenwelt, nämlich die der Heiligkeit zu ihrer Entfaltung bedarf, als jede der drei anderen Formen. Um es kurz zu machen: Stoffwelt, Ideenwelt und Formwelt entsprechen einander und jede Veränderung in der einen Welt führt mit sich eine Veränderung in allen anderen Welten. Diese Veränderungen zu charakterisieren, in ihrem Zusammenhang zu erkennen und in ihrer ursächlichen Abfolge darzustellen — das ist die eigentliche Aufgabe der Literaturgeschichte. Sie ist also Stoffgeschichte, insofern in der Stoffwahl eine bestimmte Ideenrichtung und ein bestimmter Formwille sich offenbart. Sie ist Ideengeschichte, insofern die Ideen in ihrem ewigen Wechsel immer neue Stoffe in immer neuen Formen ausprägen: Sie ist Formengeschichte, insofern die Formen notwendiger Ausdruck einer Ideenwelt im Zusammenwirken mit einer Stoffwelt sind. Wo der einzelne Forscher anfängt, das hängt von Zufall, Neigung und Begabung ab; daß seine Forschung aber irgendwie im Rahmen dieser methodologischen Grundsätze bleibe, ist eine Forderung der Einheitlichkeit und Bestimmtheit der Literaturgeschichte als Wissenschaft. Es wurde schon gesagt, daß dies dreifache und doch einheitliche Vorgehen als Stilgeschichte bezeichnet werden soll, und so kann man zusammenfassend und rückblickend zu dieser Aufteilung der Literaturgeschichte in Arbeitsgebiete kommen: Künstlergeschichte und Kulturgeschichte stehen

neben der Stilgeschichte. Innerhalb der Stilgeschichte scheidet sich methodisch die Formgeschichte von der Ideen- und Stoffgeschichte. Literaturgeschichte ist also möglich als Geschichte der Kultur, als Geschichte der literarischen Menschen und als Geschichte der Stile.

Die Problematik der Kulturgeschichte ist hier nicht zu behandeln; die Problematik der Künstlergeschichte aber sei wenigstens kurz gestreift: sie hängt aufs engste zusammen mit der Problematik der Psychologie als einer Lehre vom inneren Menschen. Gelänge es, wozu seit Schillers Aufsatz über naive und sentimentalische Dichtung, vielfach Ansätze gemacht sind, die Typologie und eine Lehre von der notwendigen Entwicklung des Menschen zu schaffen, so wäre auch für die Literaturgeschichte als Geschichte menschlicher Entwicklungen viel gewonnen. Es wäre dann die Möglichkeit gegeben, aus dem Wechsel romantischer und klassischer Generationen etwa, oder aus der Notwendigkeit der Entwicklung der Jugend zum Alter vieles heute Unerklärliche zu erklären. Doch vorläufig ist an eine derartige Typologie wohl kaum zu denken, die auch nur in etwas über das gröbste hinausgeht. Es genügt die Namen Schiller, Schlegel, Burckhart, Nietzsche, Wölfflin, Riehl, Dilthey zu nennen, um anzudeuten, in welcher Richtung sich während des 19. Jahrhunderts die typologische Forschung bewegt hat. In solchen Gegensatzpaaren wie naiv und sentimentalisch, romantisch und klassisch, dyonisisch und apollinisch, renaissancehaft und barok, gotisch und griechisch suchte man im gröbsten die Typen des Menschlichen festzulegen; aber der einzige Schiller ist bis heute über die Festlegung der Polarität hinausgekommen und hat Unterarten des sentimentalen Charakters, so den elegischen, satirischen usw., bestimmt und beschrieben. Vielleicht kommen wir einmal weiter, wenn die Psychologie der Inder, wie man sie etwa in der Bhaganad-Gita findet, Einfluß auf unsere europäische Lehre vom inneren Menschen gewinnt. Doch wir lassen wie die Problematik der Kulturgeschichte, so auch die Problematik der Künstlergeschichte beiseite und wenden uns zu einer Betrachtung über die Problematik der Literaturgeschichte als Stilgeschichte.

3. Die Problematik der Stilgeschichte.

Das Problem der Stilgeschichte hat Jonas Cohn in einem ausgezeichneten Aufsatz so formuliert: „Kunstgeschichte ist nur möglich, wenn die Kunstwerke als Glieder einer Entwicklung betrachtet werden. — Der ästhetische Wert aber isoliert das einzelne Werk und nur als Ausdruck einer stets historisch bedingten Gefühlslage tritt das Kunstwerk in eine Entwicklung ein. So innig diese Ausdrucksfunktion mit dem ästhetischen Wert verbunden ist, so wenig fallen doch beide zusammen und in dieser dauernden Kluft bleibt die Paradoxie erhalten, die der Begriff der Kunstgeschichte einschließt."[1])

1) Zeitschrift f. vergleichende Lit.-Gesch. Neue Folge 17, S. 448.

Mit anderen Worten: die einzelnen Dichtungen sind übergeschichtliche Gegebenheiten, welche der Auflösung in geschichtliche Beziehungen widerstreben, denn abgesehen von ihrer Auflösbarkeit wohnt ihnen ein Wert inne, der über aller Ausdrucksfunktion von sonstigen geistig-seelischen Werten liegt. Eine eigentliche Kontinuität der Entwicklung zwischen den einzelnen Werken besteht nicht, selbst dann nicht, wenn sie der gleichen Art und Gattung angehören. Wenn man sie rein in ihrem Charakter als Kunstwerk erfaßt, läßt sich an ihnen nur feststellen, ob und inwieweit sie die Idee ihrer Gattung erfüllen, was dann eine Aufgabe der Literatur*systematik*, nicht der Literatur*geschichte* ist. Die Novelle Boccaccios etwa hat mit der Kleistischen Novelle zunächst nur dies eine gemeinsam, daß sie Novelle ist. Einen historischen Zusammenhang zwischen beiden zu konstruieren, ist unmöglich, wenn man nicht den indirekten Weg einschlägt und etwa den Bedingungen allgemeiner Art nachspürt, unter denen beide Novellenformen entstanden sind. Dabei kommt man zu einem merkwürdigen Ergebnis, dem nämlich, daß es eine eigentliche Geschichte der Formen als einer fortlaufenden Entwicklung nicht gibt, sondern daß man nur ein sonderbares Springen der allgemeinen literarischen Entwicklung von einem Formtyp zum anderen wahrnehmen kann. Ein Beispiel abstrakter Natur und eines konkreter Art mögen verdeutlichen, was gemeint ist.

Eine erzählende Dichtung gibt es zu allen Zeiten, aber sie wechselt in den Formen fortgesetzt: auf ein episches Zeitalter folgt ein Novellenzeitalter, auf ein Romanzeitalter ein Legendenzeitalter usw. Um ein geschichtliches Beispiel zu geben, denke man etwa an folgendes: der deutsche Heldensang ist von allen deutschen Dichtungen am ehesten, wenn auch nicht rein episch (Gudrun, Nibelungen); die ritterliche Kunst der Erzählung schafft Romane (Parzifal, Tristan); die bürgerliche Erzählweise ist die der Novelle, des Schwankes, der Legende, der Fabel. Im 17. Jahrhundert erlebt der Roman eine neue Blüte in Grimmelshausen; im 18. Jahrhundert setzt sich diese Entwicklung in Wielands und Goethes Romanen fort. Im 19. Jahrhundert folgt, eingeleitet von Wieland und Goethe, fortgesetzt von Arnim, Kleist, Mörike, Hebel, Keller, C. F. Meyer, Storm eine Wendung zur Novelle hin. Daneben geht die Entwicklung des Romans als Entwicklungsroman, als historischer Roman, als Künstlerroman usw. weiter und steigert sich zu einer wahren Romanflut gegen das Ende des 19. Jahrhunderts hin. Erst im Beginn des 20. Jahrhunderts beginnt wieder ein Suchen nach straffen Formen der Erzählung; ein neues Bemühen um die Novelle setzt ein, in den Arbeiten von Wilhelm Schäfer, Paul Ernst, Karl Federn, Emil Strauß u. a. Das Epos hat lange Jahrhunderte geruht und feiert seine Auferstehung erst im 18. Jahrhundert durch Klopstock und Wieland, im 19. Jahrhundert durch Goethe, Hamerling und Jordan, im 20. Jahrhundert durch Spitteler. Ein fortwährendes Abbrechen und Wiederanfangen, ein eigentümliches Hin und Her von einer

Formgattung zur anderen, das ist das Bild, welches sich dem Beobachter der Entwicklung der erzählenden Poesie bietet. Eine Geschichte der einzelnen Formgattungen über viele Jahrhunderte hinweg ist also schlechterdings nicht möglich; zwischen den einzelnen Werken besteht keinerlei Verbindung — und trotzdem soll Stilgeschichte möglich sein als eine Geschichte des Aufblühens und Vergehens einzelner Formtypen und als Darstellung des Formwechsels selber?

Das also ist, um es zusammenzufassen, die Problematik der Stilgeschichte; daß der Stil sichtbar nur wird in den vollkommenen Werken und daß eben die Vollkommenheit der Einzelwerke sie aus dem Flusse des Geschehens aussondert. Wie soll es möglich sein, eine Entwicklungskette zwischen Werken herzustellen, die ihrer Natur nach als dem Reiche der Werte zugehörig, überhistorisch sind? Den Umweg über die Geschichte der literarischen Menschen und den über die Kulturgeschichte lehnten wir als indirekt ab, weil in dem einen Fall nicht die Werke, sondern ihre Schöpfer Gegenstand der Betrachtung sind, weil in dem anderen Falle die Werke bloßer Ausdruck von Kultur sind und ihre wesentliche Eigenschaft, die Formeigenschaft, nicht zur Geltung kommt.

4. Literatur und Dichtung.

Es gibt aber trotzdem die Möglichkeit einer wissenschaftlichen Literaturgeschichte, und zwar diese: wenn man nicht die Dichtungen zum Gegenstand der Betrachtung macht, sondern die Literatur. Dichtung und Literatur werden damit in einen Gegensatz gebracht, über den einiges Nähere gesagt werden muß.

Ein merkwürdiges Phänomen fällt jedem aufmerksamen Betrachter der literarischen Zustände vergangener Zeiten auf: das rasche Veralten von literarischen Werken, die zu ihrer Zeit das größte Aufsehen erregten und bedeutendes Ansehen genossen: im Gegensatz dazu das lange Nachleben von Werken, die zu ihrer Zeit wenig oder gar keine Beachtung gefunden haben. An einigen Beispielen und Gegenbeispielen sei das Gesagte verdeutlicht: Hohensteins Romane und Gedichte wurden von den Zeitgenossen mit Begeisterung gelesen — für uns sind sie, ästhetisch betrachtet, wertlos und ungenießbar, menschlich betrachtet leer und kalt. Millers Sigwart erregte die Gemüter der Mitlebenden, für uns ist seine Sentimentalität unerträglich und wir begreifen nicht mehr, daß man seinen Verfasser unmittelbar neben dem Schöpfer des Werther nannte. Fouqués Romane wurden von den Zeitgenossen aufs höchste geschätzt, ebenso Tiecks Novellen — für uns bedeuten sie wenig oder nichts, von ganz verschwindenden Ausnahmen abgesehen. Ähnlich geht es uns etwa mit Opitzens Gedichten und Lessings Jugendkomödien, mit Christian Weises Romanen und Lavaters religiösen Betrachtungen, mit Gutzkows Romanen und den naturalistischen Manifesten der Holz und Schlaf: sie taten ihrer Zeit

Genüge und darin erschöpft sich ihre Bedeutung; für die Nachwelt sind sie nicht mehr unmittelbar lebendig, sondern nur mehr für die Historiker von Wert in der rückschauenden Betrachtung, als Dokumente der Entwicklung, nicht als lebendige Werke.

Und nun die Gegenbeispiele: Hölderlin fand so wenig Anklang in seiner Zeit und im 19. Jahrhundert, daß er eigentlich erst mit dem Eintreten Stefan Georges und seiner Anhänger für die weiteren Kreise der Gebildeten lebendig geworden ist. Mit Kleist, Hebbel, Ludwig, Gotthelf steht es ganz ähnlich — und selbst aus dem genau durchforschten 18. Jahrhundert tauchen oft und oft Dichter auf, die ganz oder nahezu ganz vergessen waren und denen doch schöne und reife Dichtungen gelungen sind: ich erinnere nur an Helferich Peter Sturz, an den Maler Müller, an Günther, Schnabel u. a.; kurz man sieht: während hochgepriesene, einflußreiche und wirksame Werke rasch veralten, kommen lange verachtete und unbekannt gebliebene Dichtungen zu später Wirkung. Dieses Phänomen bedarf der Erklärung und sie ist nur zu geben, wenn man die Begriffe Literatur und Dichtung scharf gegeneinander abgrenzt.

Literatur ist Spiegelung des Lebens einer Zeit in all ihrer Vielfältigkeit — Dichtung ist Symbolisierung des tiefsten Wesens einer Epoche. Literatur und Dichtung verhalten sich zueinander wie Schein und Wesen: während jene das Zufällige, Bedingte, Vorüberrauschende ausdrückt, stellt sich in dieser das Bleibende, Notwendige, Unbedingte einer Zeit dar. Literatur ist, kurz gesagt, klarer Ausdruck der Zeit, Dichtung ihr Symbol. Die Werke der Literatur erschöpfen sich darin, Ausdruck zu sein, Ausdruck sowohl des Guten wie des Bösen, des Flachen wie des Bedeutenden einer Zeit, aber eben nicht mehr als Ausdruck — in den Dichtungen aber wird das Ewige derselben Zeit unmittelbar anschaulich und sichtbar, in ihnen wird das Streben und Wollen einer Zeit auf die letzte einfache Form zurückgeführt und eben dadurch zu einer ewigen Gestalt, weil sie eine Seite des in allen Zeiten wirkenden Ewig-Menschlichen rein wiedergibt.

Aus diesen Grundbestimmungen sind eine Reihe von Folgerungen abzuleiten: das Ewige, das in den Dichtungen Gestalt wird, ist überzeitlich und also dem Spiel des Werdens und Vergehens enthoben; das Zeitliche, welches sich in der Literatur ausdrückt, steht im Fluß des Werdens und hat eine kausale Verknüpfung mit anderem Zeitlichen. Die Dichtung hat es mit den letzten Beziehungen des Menschen zu sich selber, zur Umwelt, zu Gott und den letzten Dingen, zur Natur und Kultur zu tun, die Literatur mit allem diesen, sofern es im Strome der Zeit auftaucht, also mit den Abschwächungen dieser ewigen Probleme zu Zeittendenzen. Deswegen ergreift die Literatur mit Vorliebe soziale Stoffe, moralische Diskussionsstoffe, politische Stoffe, denn in ihnen ist zwar immer ein Rauschen der ewigen Bewegung, der tragenden Unter-

gründe spürbar — aber eben doch nur ein ferner Hall, nicht die Musik der Sphären selber. Mit vielem Recht läßt sich behaupten, daß diese Literatur, wie die marxistische Geschichtsauffassung will, die Ideologie zu gesellschaftlichen und wirtschaftlichen Vorgängen bilde und enthalte; aber dieser Satz gilt gar nicht für die Dichtung und sei sie noch so bescheiden in ihrem Gehalt und in ihrer Form.

Die Literatur, so kann man von hier ausgehend weiterbestimmen, spiegelt das geistige und seelische Leben einer Zeit mit all den feinen und leichten Schattierungen und Farben wider. Sie folgt dem Wechsel und Wandel der Moden und des Geschmackes; sie popularisiert und trivialisiert dabei, was bedeutende Menschen der jüngst davorliegenden Zeit oder ferner Vergangenheit gedacht haben; ihre Werke führen kein Eigenleben, sondern sie sind eigentlich nichts anderes, als der Niederschlag des Bewutßseins der Zeit von sich selber, sie sind Erzeugnisse der Beziehungen zwischen den Menschen und den Tendenzen der Zeit. Es ist das Flüchtige, Vorüberrauschende und Wechselnde in den Zeittendenzen, das in der Literatur seine Spiegelung, seine Rechtfertigung und Verklärung findet. Gerade an soziale Entwicklungen knüpft sie deshalb gerne an, denn diese bieten ihr Stoffe und die Möglichkeit der Wirkung, weil soziale Umschichtungen den weiten Massen fühlbar bewußt und wichtig sind. Der Erfolg von Neidhards Dörperpoesie, von Goethes Werther, von Gutzkows Uriel Acosta, von Ibsens Nora, von Strindbergs meisten Dramen, erklärt sich zum guten Teil aus dem sozialen Zuge dieser Werke, die alle mehr oder weniger der Literatur angehören.

Dagegen ist die Dichtung durchaus auf das Ewige und immer Gültige gerichtet. Sie führt die Tendenzen der Zeit auf die ewigen Gründe des Daseins zurück, sie schafft aus dem zeitlich bedingten Lebensstoff unvergängliche Werke, indem sie das Zufällige überwindet und es auf die ewig gültigen menschlichen und natürlichen Grundverhältnisse zurückführt. Jede Epoche in der Geschichte ist, nach Rankes wundervollem Wort, unmittelbar zu Gott — und nirgends tritt diese unmittelbare Stellung einer Zeit zu den letzten Dingen reiner und deutlicher in die Erscheinung, als in ihrer Dichtung. In Wolframs Parzival etwa ist die eigentümliche Verschmelzung von geistlichem und weltlichem Wesen, welche dem ritterlichen Jahrhundert als Ideal vorschwebt, zu einer symbolischen Figur geworden; im Faust ist das Edelste des bürgerlichen Geistes, seine weltumspannende Weite, sein Forschungstrieb und seine heroische Resignation vor den letzten Dingen zu einem erschütternden Gedicht kristallisiert; in den Hymnendichtungen eines Hölderlin, eines Goethe ist die eigentümliche, weite und freie Frömmigkeit des Neuhumanismus Gestalt geworden.

Man möchte nun meinen, daß die Literatur eben um ihres vorübergehenden und dauerlosen Charakters willen, eigentlich ein überflüssiges Beiher und

nicht wert und würdig eingehender Betrachtung sei. Wer dies glauben möchte, ist im Irrtum. Auch das Vorübergehende hat sein Recht und seine Notwendigkeit, und die Natur in ihrer Unerschöpflichkeit und überfließenden Laune schafft Geschöpfe vieler Art und Begabung, versucht sich in tausend Ansätzen zu Formen, ehe ihr das Meisterstück gelingt. Diesen weiten Blick verlangt die Betrachtung der Literatur, in welcher sich nichts geringeres abspielt als der Kampf des Menschen um die künstlerische Form.

Eine ganz neue Ansicht von der Literatur tut sich hier auf: nicht nur Ausdruck der Zeittendenzen ist sie, sondern auch Kampf um den Stil einer Zeit. Diese beiden Funktionen der Literatur gehören eng zueinander: denn die Umsetzung der Zeittendenzen ins Ästhetische ist ja nichts anderes als das Ringen um den Zeitstil. Die Werke der Literatur erscheinen nun als Würfe nach einem Ziel, das nur in den Dichtungen erreicht wird. Aber diese Würfe erfolgen nicht aus dem Nichts heraus, sondern von einem Standort aus, der durch den letzterreichten Stil der Vorepoche bestimmt ist. Die dritte Funktion der Literatur wird so deutlich: sie ist Bewahrerin der Tradition. Drei Vorgänge also spielen sich in der Literatur einer Zeit ab: die Tendenzen der Zeit werden ausgedrückt, die Bildung eines Stiles gemäß den Tendenzen der Zeit wird versucht, das Erbgut der Vergangenheit an Stoffen, Ideen und Formen wird als Material weitergeleitet und verwendungsbereit gehalten. Es ist einleuchtend, daß in der Literatur eines ins andere wirkt, daß sie gerade in ihrer dreifachen Aufgabe als Traditionsträger, als Träger der Zeittendenzen und als Träger des Stilringens geschichtlicher Durchforschung zugänglich ist.

Wenn die Literaturgeschichte sich bescheidet, der Entwicklung der Literatur nachzugehen und die Dichtung mit ehrfürchtigem Staunen in ihrer stolzen, übergeschichtlichen Einsamkeit und Unberührtheit zu lassen, gewinnt sie die Möglichkeit, die kausale Verknüpfung von Entwicklungen aufzudecken, welche zwar nicht unmittelbar in Dichtungen enden, welche aber doch die Atmosphäre schaffen, in der Dichtungen entstehen können. Der Übergang von der Literatur zur Dichtung ist nicht schroff, sondern fließend: aus der Tradition der Literatur in Verbindung mit den Zeittendenzen erwachsen Versuche, gewisse Stoffe und gewisse Ideen in bestimmte Formen zu gestalten. Oft und oft scheitern diese Versuche, oft und oft werden sie wiederholt und plötzlich, in glücklicher Stunde, gelingt dem Genius die Tat: die Dichtung ist geboren aus einer literarischen Tradition und aus einer Sehnsucht der Gleichgerichteten, indem zu beiden, zur Tradition und zur Sehnsucht von Generationen, die Gnade des Schaffenkönnens tritt.

Um an einem Beispiel anzudeuten, was gemeint ist, sagen wir soviel: das Streben der Deutschen ging während des ganzen 18. Jahrhunderts auf das Drama großen Stiles. Diese Sehnsucht lebt, schon in Gottsched und seinen Schülern, in Cronegk und Elias Schlegel; sie führt bei Lessing zu bescheidenen

Ergebnissen in der Sphäre der doch mehr literarischen als dichterischen Gattung des bürgerlichen Trauerspiels; sie erhebt sich bei den Stürmern und Drängern zu höherem Fluge und wird durch den Genius Schillers aus Literatur und Sehnsucht in Dichtung und Erfüllung verwandelt. Als an ein anderes Beispiel sei an die Vorbereitung des Goetheschen Romans durch Wieland, Moritz und die autobiographische Literatur erinnert; ein drittes Beispiel ist die Vorbereitung der Lyrik Goethes, Schillers, Hölderlins durch Klopstock und Günther und das Volkslied, deren Wichtigkeit und Wert mehr in ihrem literarischen als in ihrem dichterischen Schaffen liegt.

Es ist einleuchtend, daß gemäß dieser Begriffsbestimmung von Literatur als Ausdruck von Zeittendenzen, als Überlieferung von Dichtungswerten und als Vorbereitung von Dichtungen, die Literatur ein kontinuierliches Ganzes von kausalen Verknüpfungen darstellt und somit geschichtlicher Betrachtung zugänglich ist. Es ist auch ohne weiteres klar, welches die eigentliche Aufgabe der Literaturgeschichte ist: sie hat die Vorbereitung, Verbreitung, Überlieferung von Stilideen und ihre Verknüpfung mit den Zeittendenzen zu erforschen.

Erinnern wir uns der einleitenden Betrachtungen über Literaturgeschichte als Stilgeschichte. Wir sagten da, daß Stilgeschichte nichts anderes sei, als Stoffgeschichte, Ideengeschichte und Formgeschichte und wir sehen jetzt, in welchem Sinn diese formale Bestimmung mit Inhalt zu erfüllen ist. Die Stilgeschichte weist das Ringen um den Stil auf, zeigt sein Werden, Wachsen und Vergehen an den Werken der Literatur, die als Versuche und Nachklänge der Stilbildung zu werten sind. Die Stilbeschreibung aber hat es mit den eigentlichen Dichtungen zu tun und so kann man sagen, daß die Stilgeschichte in der Stilbeschreibung gipfelt, indem sie das reine Sein aus dem Flusse des Werdens auftauchen läßt wie eine selige Insel vor dem Blicke der Verdammten. Die beiden Aufgaben geschichtlicher Forschung: die Schilderung des Gewesenen und das Verfolgen seiner Entstehungslaufbahn werden so erfüllt, die beiden Fragen „wie es gewesen" und „wie es geworden" finden so ihre Antwort. Die Stilbeschreibung, deren Gegenstand und Material die Dichtung ist, findet ihr natürliches Ende, wenn sie eine Abfolge von Stilen ohne Verknüpfung untereinander beschrieben hat; die Stilgeschichte, deren Gegenstand die Literatur ist, hat die Aufgabe, insofern die Kontinuität zwischen den Stilabfolgen herzustellen, als sie das immer erneute Ringen um den Stil aufzeigt, seine Elemente analysiert, die beherrschenden Ideen und Gefühle, unter deren Zwange sich die Elemente gruppieren, beschreibt und endlich letzte Erklärungsprinzipien für den Wechsel der Stile ersinnt.

Gerade für die Erfüllung der letzten Forderung fehlt es an einer notwendigen Voraussetzung: wir haben kein System von Lebensformen, kaum mehr als Ansätze zu Untersuchungen hierüber. Man könnte Max Webers Untersuchungen über die Wirtschaftsethik, die Arbeiten von Dilthey und

seiner Schule hierhin rechnen. Von den Bewegungsprinzipien und Gesetzmäßigkeiten in der Entwicklung solcher Lebensformen wie Irrationalismus, Mechanismus, Rationalismus, Nihilismus (ich nenne vorwiegend moderne Lebensformen) wissen wir so gut wie nichts und so sind auch die stilgeschichtlichen Abwandlungen außerordentlich unsicher in ihrer Notwendigkeit zu erkennen, ja selbst die stilgeschichtliche Beschreibung fällt schwer, denn schließlich stammt jeder Stil aus einer Lebensform oder besser: er entspricht ihr als ästhetischer Äquivalent zu ihren sittlichen, religiösen, wissenschaftlichen, sozialen Werten. Und vielleicht ist es so, daß wir uns hier herausbegeben aus dem Kreise geschichtlicher Forschung in die Sphäre metaphysischer Spekulation. Der Wechsel und Wandel der Lebens- und Stilformen ist schließlich ein Geheimnis für die Forschung und ein Gegenstand der Ahnung. Eines ist jedenfalls merkwürdig: gerade die Zeiten gefestigter Lebensordnungen kurz vor dem Zerfall dieser Ordnungen scheinen für die Stilbildung im großen Sinne des Wortes günstig zu sein. In den beiden ausgeprägtesten Epochen deutscher Geschichte im 13. Jahrhundert und im 18. Jahrhundert beobachten wir einen Hochstand deutschen Stiles: in den brodelnden Übergangszeiten des 15. und 16., wie des 18. und 19. Jahrhunderts beobachten wir eine ungeheure Entwicklung des sprachlichen Ausdruckes, der Ideen und Gefühle, also der Stilelemente, aber einen Rückgang in der eigentlichen Stilbildung. Worauf diese Erscheinung im letzten Grunde zurückzuführen ist, darüber lassen sich nur Vermutungen anstellen und zuletzt ist jede Antwort hierauf bedingt durch die metaphysische Grundhaltung des Forschers: der eine wird die Gnade des Geistes, der andere den einmütigen Willen der Nation in solchem Wechsel erkennen. Tatsache ist, daß nur da, wo ein einmütiger Wille zur ästhetischen Bildung, zum mindesten in der herrschenden Schicht der Nation lebt, eine Dichtung großen Stiles entsteht: zur Zeit des Rittertums und zur Zeit des aufstrebenden Bürgertums. In den anderen Epochen deutscher Kultur ist der Wille der Nation auf andere Ziele gerichtet gewesen: im ausgehenden Mittelalter auf die Erneuerung der Gesinnung, Sittlichkeit und des physischen Daseins, im 19. Jahrhundert auf Erwerbung der politischen und wirtschaftlichen Macht. Welche Zusammenhänge zwischen Wille und Erfüllung bestehen und wieweit Gnade des Geistes zur Harmonie von Wille und Erfüllung notwendig ist, darüber wagen wir nichts zu sagen, doch mag das metaphysische Staunen, welches der Gang der Geschichte erweckt und das zu erregen der überrationale Sinn aller geschichtlichen Forschung ist, am Ende dieser Überlegungen über die Methode der Literaturgeschichte seinen angemessenen Ausdruck finden.

• Ein „alter Reim" bei Goethe.

Von **Friedrich Seiler** in Wittstock.

Im dreizehnten Buch von Dichtung und Wahrheit (Hempel XXII, S. 135) erzählt Goethe, daß er gegen Nicolais „Freuden des jungen Werther" ein kleines Gedicht gemacht habe, in dem er sein Büchlein (Werthers Leiden) selber sprechen ließ, „welches, einen alten Reim nachahmend, sich also ausdrückte":

Mag jener dünkelhafte Mann
Mich als gefährlich preisen,
Der Plumpe, der nicht schwimmen kann,
Er will's dem Wasser verweisen.

Was schiert mich der Berliner Bann,
Geschmäcklerpfaffenwesen!
Und wer mich nicht verstehen kann,
Der lerne besser lesen!

Boxberger hat im Archiv für Literaturgeschichte VI (1876) S. 128 darauf aufmerksam gemacht, daß das Original des „alten Reims" sich in der poetischen Vorrede Eikes von Repgow zu seinem Sachsenspiegel zu finden scheine. Es heißt da (von Boxberger zitiert nach Wagenseil: de civitate Norimbergensi S. 571; vgl. auch Hempel XXIII, S. 242, Anm. 72):

Wer mein leer nicht vernimbt,
Wil er mein buch schelten dann,
So thut er das ihm missezimpt;

Wenn wer nicht schwimmen kan,
Wil er dem wasser verweisen das,
So ist er unversonnen.

Es ist allerdings wahrscheinlich, daß Goethe diese Verse Eikes von Repgow für sein Gedicht benutzt hat. Das ergibt nicht nur die gemeinsame Wendung „dem Wasser verweisen", sondern auch der ganze Zusammenhang, der Vergleich des schlechten Schwimmers mit einem unverständigen Leser. Damit ist indessen der Ursprung des Reims noch nicht angegeben. Eike von Repgow hat diesen keineswegs selbst erfunden, sondern einen alten Volksspruch ebenso zu seinem Zwecke benutzt, wie Goethe wieder ihn. Dieser Volksspruch ist, wie so viele Sprüche und Sprichwörter, zuerst in lateinischer Sprache als gereimter Hexameter bezeugt. Im Wiener Florileg aus dem 13. Jahrhundert (cod. 1365, olim rec. 3356 der K. K. Hofbibliothek zu Wien), aus dem Müllenhoff-Scherer 107 Sprichwörter in die „Denkmäler deutscher Poesie und Prosa" XXVII, 2 (Teil I S. 59—66 der 3. von Steinmeyer besorgten Ausgabe) aufgenommen haben, findet sich als Nr. 13 bei Müllenhoff-Scherer das Sprichwort: Ardea culpavit undas, male quando natavit. „Der Reiher beschuldigte das Wasser, als er nicht gut schwamm". Aber auch diese Form des Spruchs ist nicht die ursprüngliche. Der lateinische Versifikator hat ein altes Volkswort in einen einzigen Vers gebracht und dadurch verkürzt. Ursprünglich war der Spruch ein Sagwort. Diese neue[1]) Benennung führe ich in meiner „Deutschen Sprichwörterkunde", die nach dem Krieg als ein Teil des „Handbuchs des deutschen Unterrichts" (München, Beck) erscheinen wird, für diejenigen Sprüche ein, in denen ein Geschehnis, ein Vorgang oder eine Handlung mit einer darauf bezüglichen Äußerung zu einer kleinen Erzählung verbunden wird, z. B.: *„Nur nicht ängstlich", sagte der Hahn zum Regenwurm, da fraß er ihn auf.*

1) Die bisher gebrauchten Bezeichnungen für diese wichtige Gattung: apophthegmata vulgi, apologische Sprichwörter, Beispielsprichwörter und ähnliche sind schwerfällig, schief und unbrauchbar. Ich habe die Benennung Sagwort erfunden, weil die Verbindung zwischen Vorgang und Ausspruch fast immer durch sagte hergestellt wird, und hoffe damit einen brauchbaren Ausdruck geschaffen zu haben.

In den **Proverbia communia sive seriosa**, einer Sammlung von 803 Sprichwörtern aus dem 15. Jahrhundert, die Hoffmann von Fallersleben in den Horae Belgicae IX unter dem Titel: „Altniederländische Sprichwörter nach der ältesten Sammlung“ (Hannover 1854) herausgegeben hat, steht nun unter Nr. 664: Tis quat water, sprac die reigher ende conde niet swemmen. „*'S ist schlecht Wasser*“, *sagte der Reiher und konnte nicht schwimmen*“. Als lateinische Version hat der Sammler der Proverbia communia hinzugefügt:

Ardea culpat aquas, cum nesciat[1]) ipsa natare.

In der niederländischen Fassung haben wir die echte alte Form des Spruches.

Erasmus, der im Jahre 1500 seine Adagiorum collectanea zum erstenmal herausgab, die dann über fünfzigmal aufgelegt worden sind, führt Nr. 502 Fol. XXXVII[2]) das Sprichwort an: Aquam culpat ardea und fügt hinzu: „Das ist zwar nur ein Volkswort und gehört der neuen Zeit an (vulgatum quidem est et neotericum), aber nicht unwürdig, den Sprüchen der Alten zugezählt zu werden. Es ist auf diejenigen gemünzt, die, um ihre eigene Ungeschicklichkeit zu bemänteln, die Gegenstände anklagen, wie wenn z. B. jemand, der nicht lesen kann, zu seiner Entschuldigung sagen wollte, daß die Buchstaben schlecht seien.“

Die Proverbia communia sind von den späteren Sprichwörtersammlungen eifrig benutzt und ausgeschrieben worden. So hat Tunnicius[3]) (1515): It is quât water, sprak de reiger, mit der von Tunnicius selbst herrührenden Übersetzung: Ardea culpat aquas, tempus rudis arguit arte. **Bebel** führt in den Proverbia Germanica (1508), herausgegeben von Suringar (Leiden 1879) Nr. 495 den lateinischen Vers der Proverbia communia an mit dem verächtlichen Zusatz: ut quidam scripsit. Er selbst umschreibt dann den Sinn in zwei Hexametern im Stile der Humanisten. **Gartner** in den Proverbialia dicteria (Frankfurt 1566) hat ebenfalls den lateinischen Vers der Proverbia communia und dazu das deutsche Sagwort: *Es ist bös' Wasser, sprach der Reyger, und konnt nicht schwimmen.* Bei Harrebomée, Spreekwoordenbook der nederlandschen taal II, 215 erscheint es in der Form:

Al weer (wieder) kwaad water, zei de reiger,
en hij kon nie zwemmen.

Daraus entnahm es **Wander**: „Deutsches Sprichwörterlexikon“ IV, 1812, 295 ohne Quellenangabe: „*Schon wieder ein böses Wasser*“, *sagte der Reiher, und er konnte nicht schwimmen.*[4]) Endlich hat die sehr vollständige Sammlung von Sagwörtern, die **Hoefer** unter dem irreführenden Titel: „Wie das Volk spricht“ herausgegeben hat (Stuttgart s. o.), in der 10. Aufl. Nr. 1620: „*Es ist schlecht Wasser*“, *sagte der Reiher, da konnt er nicht schwimmen.*

Ob der Spruch in dieser Form des Sagworts im Volksmunde noch heute lebendig ist, vermag ich nicht zu sagen. Bild und Gedanke aber leben noch in einzelnen Gegenden

---

1) Handschrift und Hoffmann falsch nescit.

2) Vgl. **Suringar**, Erasmus over Nederlandsche Spreekwoorden (Utrecht 1873) S. 29 f.

3) Die älteste niederdeutsche Sprichwörtersammlung von A. **Tunnicius**, herausgegeben von Hoffmann v. Fallersleben (Berlin 1870), Nr. 880.

4) Wander hat den Spruch noch III, 1634 s. v. *Reiher* 1, ohne Quellenangabe: *Der Reiher, der nicht schwimmen kann, gibt dem Wasser die Schuld.* Das ist eine Übersetzung des lateinischen Verses der Proverbia communia.

fort, obwohl der schöne Reiher in Deutschland mit der Zeit zu einer Seltenheit geworden ist. In Westfalen sagt man noch: *Wenn de Reiger nit schwemmen kann, dann sall't Water de Schuld heffen*; Woeste, Wörterbuch der westfälischen Mundart (1882), 209.

Wir haben also in dem Spruch vom Reiher, der nicht schwimmen konnte, ein altes, seit dem 13. Jahrhundert bezeugtes Volkswort, das in zwei Fassungen überliefert ist, einer ursprünglichen als Sagwort, das die Worte des Reihers selbst anführt, und einem zu Unterrichtszwecken daraus zurechtgemachten lateinischen Vers, der an Stelle der Worte des Reihers das allgemeine culpavit, culpat setzt, wodurch die sinnliche Kraft des Spruches natürlich wesentlich geschwächt wird. Daß der lateinische Vers nicht etwa das Original ist, beweisen außer allgemeinen Gründen schon die voneinander abweichenden Fassungen, in denen er auftritt. Das deutsche Sagwort wurde eben von Verschiedenen verschieden übersetzt, wenn auch das Verbum culpare von allen gebraucht wird:

Floril. Vindob. (13. Jahrh.): Ardea culpavit undas, male quando natavit.
Prov. Comm. (15. Jahrh.): Ardea culpat aquas, cum nesciat ipsa nature.
Ritzius, Floril. Adagiorum et Sententiarum Latino-Germanicum (1728), S. 20:
Ardea culpat aquas, nandi cum nesciat artem.

Endlich bei Wegeler, Philosophia patrum (s. u.) Nr. 120:

Ardea culpat aques, quia nescit nare per illas.

Das Sagwort ist nur im Deutschen bezeugt; denn das Niederländische ist ja für die alte Zeit nur ein Dialekt des Deutschen. Es findet sich in keiner romanischen Sprache, s. Düringsfeld, „Sprichwörter der germanischen und romanischen Sprachen" II, Nr. 258. Es geht ferner nicht, wie so zahlreiche Sprichwörter und auch manche Sagwörter, auf eine antike oder biblische Quelle zurück, sondern ist im Schoße des deutschen Volkes selbst entsprungen, das von jeher ein inneres Verhältnis zur Tierwelt gehabt hat und in seinem Sagwort gern auch Tiere reden läßt, namentlich den Fuchs, Wolf, Esel, Hahn, den Kater und die Katze.

Dagegen findet sich der Spruch auch bei den Nordgermanen, und es wäre somit möglich, daß wir in ihm einen von alters her gemeingermanischen Spruch zu sehen haben. Wahrscheinlicher scheint mir indessen, daß der lateinische Vers auf gelehrtem Wege nach dem Norden gelangt und dort in die Landessprache übersetzt ist. Der Däne Peter Lolles z. B. Samling of Danske og Latinske Ordsprog (1828) hat den Vers Nr. 68: Ardea culpat aquas, quia nescit nare per illas zweifellos aus Deutschland entlehnt und ihm dann die dänische Übersetzung gegeben: Heyren straffer Wanneth, forthi han kan ey somme. Denselben Wortlaut haben aber auch die isländische, norwegische und schwedische Fassung bei Düringsfeld, II, 258.

Ob Eike von Repgow den Reiher aus dem alten Spruche absichtlich entfernt oder den Spruch gleich von vornherein in der allgemeinen Fassung mit „wer" kennengelernt hat, muß dahingestellt bleiben. Ich möchte das erste annehmen. Denn die Verallgemeinerung, die den Menschen statt des Vogels setzt, ist meines Wissens sonst nirgends bezeugt.

Um nun auf Goethe zurückzukommen, so ist der alte Reim, von dem er spricht, in Wirklichkeit kein Reim:

Wenn wer nicht schwimmen kan,
Wil er dem wasser verweisen das

ist in sich nicht gereimt, sondern nur mit den anderen Zeilen, in die die beiden Verse eingefügt sind, durch den Reim verbunden. Ebenso steht es mit dem Goetheschen Reim. Der Spruch vom Reiher hat aber auch eine in sich gereimte Form erhalten. Bei De Brune: Nieuwe wijn in oude Lêerzacken (neuer Wein in alten Schläuchen), Middelburgh 1636 S. 61 lautet er:

> Den reygher op het weter steeckt (schilt)
> Dær't swemmen is, dat hem ontbreeckt (mangelt).

Und in den Adagia quaedam ac carmina magis obvia, dem 1727 zu Brügge erschienenen Schulbuche eines unbekannten Verfassers S. 51:

> Om dat den reyger was plomp int' vlotten (schwimmen)
> „Het is quat water", sejde hij, soo spreken oock de sotten (Toren).

Hier ist das Adjektivum *plump* vom Reiher gebraucht. Goethe hat es zum Subjekt gemacht, natürlich ohne den niederländischen Vers zu kennen. Das einfache „wer" war ihm zu blaß, und durch „der Plumpe" traf er seinen Gegner schärfer.

Zum Schluß möchte ich noch auf die beiden gereimten Fassungen hinweisen, die Wegeler in seiner im Buchhandel leider nicht mehr käuflichen Philosophia patrum (4. Aufl. Koblenz 1877) dem alten Sagwort vom Reiher gegeben hat. Nr. 120:

> Der Reiher klagt das Wasser an,
> Weil selber er nicht schwimmen kann,

und Nr. 121:

> Vom Reiher wird der Fluß verklagt,
> Weil ihm das Schwimmen ist versagt.

Namentlich die erste Fassung verdiente es, durch ihre Einfachheit, Klarheit und schlagende Kraft zum Gemeinbesitz des Volkes zu werden.

Das Problem der Heldin in Schillers Jungfrau von Orleans und Hebbels Judith.

Von **Paula Schlodtmann** in Bargteheide (Dresden).

Es ist meines Wissens bisher noch unbeachtet geblieben, daß in der deutschen dramatischen Dichtung auffallend häufig ein Motiv auftritt, das in der fremdländischen Dramatik beinahe ganz fehlt: Die waffenführende Vaterlandsretterin, die Heldin im engsten Sinne des Wortes. Ob altgermanisches Empfinden, eine dunkle Erinnerung an Schwertjungfrauen und Walküren die deutschen Dichter beeinflußt haben mag? Wer vermöchte das nachzuweisen? Doch wird man sicher nicht fehlgehen, wenn man die Vorliebe der deutschen Dramatiker für das Heldenweib hauptsächlich auf Schillers Einfluß zurückführt, der das deutsche Publikum an die Erscheinung einer kämpfenden Frau auf der Bühne gewöhnt und damit seinen Nachfolgern ihre Aufgabe leicht gemacht hatte, insofern nämlich, als Publikum wie Dichter, verführt von dem romantischen Reiz einer waffenführenden Frau gar nicht sahen, daß hier ein psychologisches Problem steckt. Nur die ganz Großen unter Schillers Nachfolgern, Kleist und Hebbel, haben das erkannt und, jeder von einem anderen Ausgangspunkt her, es zu lösen unternommen.

Hat aber auch Schiller in der kämpfenden Frau ein Problem gesehen? Das ist eine Frage, die man nicht ohne weiteres wird bejahen dürfen. Zum mindesten

ein weibliches Problem tritt in Schillers Jungfrau von Orleans nicht hervor. Nur ganz oberflächlich wird der gefühlsmäßige Gegensatz gestreift, in dem die Natur des Weibes zu dem Waffenhandwerk des Mannes steht. Man braucht nur die wirkliche Geschichte der Johanna d'Arc zu lesen, um ganz lebhaft zu empfinden, wie äußerlich sich Schiller mit dieser Tatsache abgefunden hat. Die wirkliche Johanna d'Arc hat keine Feinde getötet, auch hat ihr ihre kriegerische Berufung unzählige Tränen gekostet. Sie ist neben gefallenen oder verwundeten Feinden niedergekniet, hat über sie geweint, mit ihnen und für sie gebetet oder ihnen Beistand geleistet. Schillers Jungfrau sagt, nachdem sie Montgomery getötet hat, mit einer uns erschauern lassenden Kälte: „Dich trug dein Fuß zum Tode — fahre hin!" Es fällt uns schwer, ihr nach diesem Ausspruch zu glauben, daß sie ein zitterndes Geschöpf sei, deren in Mitleid schmelzendes Herz nur im entscheidenden Augenblick von der Gottheit mit Unerbittlichkeit gewaffnet wird.

Wir tun aber Schiller Unrecht, wenn wir von seiner Dichtung etwas ihr Fremdes verlangen. Schillers Problem liegt ganz wo anders. Er nimmt die Tatsache der kämpfenden Frau hin, ohne auch nur einen Versuch zu ihrer psychologischen Erklärung zu machen. Für ihn handelt es sich nur um eine ganz allgemein menschliche Frage. Das tritt deutlich zutage, wenn man den Beziehungen nachgeht, die sich zwischen Schillers Jungfrau von Orleans und Tassos „Befreitem Jerusalem" finden, die ja auch schon öfter Gegenstand der Untersuchung gewesen sind. Noch klarer sieht man es aber bei einem Vergleich mit dem Malteserfragment Schillers. Es finden sich da so auffallende Übereinstimmungen bis auf Eigenheiten der Komposition, daß die beiden Dramen schon öfter als Zwillingsgeschwister angesprochen worden sind. Das Problem ist genau das gleiche: Es ist die Darstellung des Gottesstreiters, des Menschen, der über sich selbst hinauswächst, seine Kraft bis zum Übermenschlichen steigert, da er im Vertrauen auf eine göttliche Berufung von sich Unerhörtes zu fordern vermag. Wenn es sich in der Jungfrau von Orleans dabei um ein Weib handelt, so bringt das keine grundlegende Änderung der Idee hervor, sondern macht nur den Abstand zwischen dem zu Erreichenden und dem natürlichen Kräftemaß noch auffallender. Liest man das Malteserfragment, besonders die Anmerkungen dazu, so hat man fast den Eindruck, als läse man einen Kommentar zur Jungfrau, so nahe stehen sich die in den beiden Dichtungen verkörperten oder zu verkörpernden Gedanken. Ich führe einige besonders auffallende Stellen an.[1])

S. 17 Anm. „Wir sind Menschen". „Ihr sollt mehr sein."

S. 18 Anm. 2. „. . . wer sich entschließen kann, weniger zu bedürfen, sich mehr zu versagen und aufzuerlegen, der ist mehr, als ein gewöhnlicher Mensch. In den Stamm schießt der Saft, der sich sonst in den Zweigen erschöpft, und der Mensch kann zum Heroen und Halbgott werden, wenn er gewissen Menschlichkeiten abstirbt."

S. 25 „Wann wurde das Unmögliche geleistet? Da man blind gehorchte, da man ganz dem Orden ergeben war."

Auf den blinden Gehorsam weisen noch mehrere Stellen in den Maltesern hin. Wem fielen dabei nicht Johannas Worte ein: „Ein blindes Werkzeug fordert Gott usw."

1) Nach Kettner Bd. II.

S. 25 „Der Inhalt dieser Tragödie ist das Gesetz und die Pflicht im Konflikt mit an sich edlen Gefühlen, so daß der Widerstand verzeihlich, ja liebenswürdig, die Aufgabe hart und unerträglich erscheint. Diese Härte kann nur im Erhabenen aufgelöst werden, welches freiwillig und mit Neigung ausgeübt, das höchste Liebenswürdige ausmacht ... die Tugend, welche in dem Stück gelehrt wird, ist nicht die allgemein menschliche oder das rein Moralische, sondern die zum Moralischen hinaufgeläuterte spezielle Ordenstugend.

Anm. „Behauptung der Ordenstugend gegen die Natur selbst."

Handelt es sich in der Jungfrau von Orleans auch nicht um eine Ordenstugend, so doch auch um ein Gelübde, dessen Einhalten ihr unwiderstehliche Kräfte gibt, dessen Verletzung sie wehrlos macht. Und klingt nicht ihr ganzer zweiter Monolog wie Variationen zu dem Thema, das die Ordensritter angeben, als sie unerhörte Zumutungen mit den Worten abweisen: „Wir sind Menschen!" Und der Donner, der Johanna vor der Anklage des Vaters verstummen läßt, was sagt der anderes, als die Antwort des Ordensmeisters: „Ihr sollt mehr sein."

Von hier aus betrachtet, gewinnt auch die Lionel-Szene erst ihren rechten Sinn. Nicht, wie manche Ausleger gemeint haben, um Johanna als Weib zu charakterisieren, um nachträglich den Eindruck des Mannweibes aufzuheben, den ihre Waffentaten hervorbringen könnten, hat ihr Schiller diese Liebe zum Feinde angedichtet. Sie ist ein Mensch, der sich nicht dauernd auf der Höhe seiner Aufgabe halten kann. Schon in Tassos befreitem Jerusalem ist die Liebe die Prüfung des Gottesstreiters; ebenso ist sie in den Maltesern, wenn auch nur in der Vorfabel, die Prüfung und die Schuld des Ordensmeisters.

Wenn Schiller in der Jungfrau von Orleans ein uns mittelalterlich anmutendes asketisches Ideal aufzustellen scheint, so ist das nicht etwa bloß als zeitkoloristische Zutat aufzufassen. Er hat die darin steckende allgemeine Wahrheit herausgeholt, die auch dem modernen Menschen ganz einleuchtet. Die Liebe ist die Prüfung, in der sich der Mensch zu bewähren hat, und es gibt Aufgaben, die von ihm Verzicht fordern auf das Erdenglück der Liebe, aber — das gilt für beide Geschlechter. Wie wenig es sich hier um einen Konflikt des weiblichen Herzens handelt, lehrt wieder ein Blick in Tassos Epos. Dort findet sich Tancred Clorinde gegenüber in der gleichen Lage, wie Johanna zu Lionel: Er darf die feindliche Heldenjungfrau, die noch dazu Heidin ist, nicht lieben. Die Rollen sind einfach vertauscht. Nur den Menschen will Schiller uns zeigen, den Menschen, der hinaustritt aus dem engen Bereich, in das ihn die Natur gestellt hat, der hinaufgreift nach Siegeskränzen, die hoch oben im Reich der Ideen hängen. Die eigne Geschichte schreibt er, die Geschichte seiner titanisch ringenden, im Tode erst triumphierenden Seele.

Man verkleinert Schillers Dichtung, man trägt etwas ihr Fremdes hinein, etwas, was den Geschmack an ihr verdirbt, wenn man in Johanna das problematische Weib sieht. Ich habe den bestimmten Eindruck, daß Schiller Johannas Handeln gar nicht als unweiblich empfunden hat. Seiner heroisch-pathetischen Seele war es etwas durchaus Selbstverständliches, daß ein menschliches Wesen die ihm von der Natur gezogenen Schranken zu überspringen imstande ist. Und wenn ein Mann seine menschliche Schwäche überwindet, warum nicht auch ein Weib?

Man beachte auch, wieviel von dem, was man männlich zu nennen pflegt,

in Schillers dramatischen Frauengestalten steckt, obgleich er in seiner Lyrik so nachdrücklich dem weiblichen Typus huldigt. In dieser Vorliebe für männlich denkende und handelnde Frauen begegnet er sich mit Corneille, mit dem er übrigens auch die Auffassung teilt, daß die Liebe ein notwendiger Bestandteil einer poetischen Handlung sei. Also wird für Schiller die Liebe Johannas auch eine wünschenswerte poetische Ergänzung zu ihrer historischen Gestalt gewesen sein; gefordert wurde diese Liebe aber von der Idee der Dichtung, und zwar ganz unabhängig davon, ob Johanna dadurch weiblich erscheint oder nicht. Sie erscheint als Mensch in menschlicher Schwäche, die zu besiegen ihr höchstes Ziel ist. Ein Triumph über das Weib in ihr wäre doch auch eine Absurdität, würde sie erst recht als unweiblich erscheinen lassen.

Es ist nun höchst interessant zu beobachten, wie sich die Nachfolger Schillers mit der Erscheinung des kämpfenden, tötenden Weibes abgefunden haben. Zu den merkwürdigsten Ergebnissen führt aber ein Vergleich zwischen der Tragödie Schillers und Hebbels „Judith". Man kommt dabei nämlich zu dem Schlusse, daß hier unverkennbar eine Einwirkung im negativen Sinne vorliegt, etwa wie bei Hebbels „Genoveva" durch Tiecks gleichnamiges Stück.

Auffallend ist es schon, wieviel sich Hebbel mit Schiller und besonders mit dessen Jungfrau von Orleans in den Jahren vor der Judith-Dichtung beschäftigt hat. Viermal spricht er seine Absicht aus, den Stoff selbst dichterisch zu behandeln. Im Jahre 1837 am 17. Januar, am 19. Februar und am 18. Juni in Briefen an Elise Lensing, in denen er sich mehrfach sehr abfällig über die Schillersche Dichtung äußert, und in einer Tagebuchnotiz vom 7. Juni 1838.

Recht merkwürdig ist nach den sehr harten Urteilen vom Januar und Februar desselben Jahres die Tagebuchnotiz vom 4. April 1837. Da schreibt Hebbel ohne jede Begründung die Behauptung nieder: „Schillers Jungfrau von Orleans ist ein großes Dichterwerk." Das sieht doch ganz so aus, als ob Hebbel bei der Arbeit an seiner Jungfrau zu der Erkenntnis gekommen wäre, welche ungeheueren Schwierigkeiten in dem Stoffe liegen, und daß ihm die erneute Beschäftigung mit Schillers Drama die Anerkennung seiner Leistung abgerungen hat. Auch in dem Brief vom 18. Juni 1837 an Elise widerruft er sein erstes Urteil und fügt hinzu: „Meine Idee hat mit der Schillerschen durchaus keine Verwandtschaft, wodurch sie nicht gewinnt, aber auch nicht verliert." Welcher Art die Idee gewesen ist, erfahren wir aus der Tagebuchnotiz vom 6. März 1838: „Die Gottheit selbst, wenn sie zur Erreichung großer Zwecke auf ein Individuum unmittelbar einwirkt und sich dadurch einen willkürlichen Eingriff ... ins Weltgetriebe erlaubt, kann ihr Werkzeug vor der Zermalmung durch dasselbe Rad, das es einen Augenblick aufhielt oder anders lenkte, nicht schützen. Dies ist wohl das vornehmste tragische Motiv, das in der Geschichte der Jungfrau von Orleans liegt. Eine Idee, welche diese Tragödie abspiegelte, würde einen großen Eindruck hervorbringen durch den Blick in die ewige Ordnung der Natur, die die Gottheit selbst nicht stören darf, ohne es büßen zu müssen." Hier sehen wir schon eine unverkennbare Annäherung an das spätere Judith-Problem, wenn uns auch die Vorstellung einer büßenden Gottheit mehr wunderlich als tief vorkommt.

Außer den Bemerkungen über die Jungfrau von Orleans finden sich im Tage-

buch auch noch eine Anzahl allgemeinere auf Schiller bezügliche, die sich z. T. aber auch auf Hebbels Beschäftigung mit der Jungfrau von Orleans deuten lassen. Z. B. sagt er am 3. April 1839: Schillers Talent war so groß, daß er durch die Unnatur selbst zu wirken wußte", und am 19. Oktober 1839, 16 Tage nach Beginn der Arbeit an der Judith: „Schillers Poesie tut immer erst einen Schritt über die Natur hinaus und sehnt sich dann nach ihr zurück." Zum mindesten ist es ganz klar, daß sich Hebbel immer wieder zu einer Auseinandersetzung mit Schiller gedrängt fühlt. Ja, es scheint, als ob während der Arbeit an der Judith seine Abneigung gegen Schillers Dichtungsweise noch wächst; denn die, wenn auch etwas unwillig, gespendete Anerkennung in den früheren Aussprüchen ist jetzt nicht mehr zu spüren und schlimmste Kritik läßt die Bemerkung vom 30. Dezember 1839 vermuten: „Wie soll sich die Liebe zum Echten äußern, wenn nicht im Haß gegen das Schlechte? In Anlaß des Gesprächs über Schiller, wodurch die Kirchenrätin sich verletzt fand." Auch in der 1840 geschriebenen Geschichte der Jungfrau von Orleans findet sich ein scharfes Wort über Schillers Dichtung (Sämtl. Werke IX S. 267 Z. 21ff.).

Psychologisch erklärlich ist diese sich steigernde Abneigung eigentlich nur, wenn Schillers Jungfrau von Orleans Hebbel immer wieder als Gegenbild zu seiner Judith erschienen ist. Wird diese Dichtung auch während der Arbeit an der Judith nie erwähnt, so doch bald nachher. Am 7. Juli 1840, also ein halbes Jahr nach dem Abschluß der Judith, wahrscheinlich kurz vor Beginn seiner Geschichte der Jungfrau von Orleans, tadelt er die Komposition des Schillerschen Dramas, weil sich darin alles um einen erbärmlichen Charakter, den König, drehe, und am 13. August 1840 zeichnet er sogar wieder einen eigenen Gedanken über die poetische Gestaltung einer Jungfrau von Orleans auf. Er findet, daß die Naivität der Schlüssel dazu sei, und möchte sie zu dem zweifelnden König sprechen lassen: „Versündigt euch nicht; wenn ihr, für den das alles geschehen soll, es nicht glauben könnt, wie soll ich, die es ausführen soll, es glauben?" Und sehr auffällig ist doch auch, daß sich in seinem Tagebuch (2. Februar 1841) ein Entwurf zu einem Vorwort für die Ausgabe der Judith bei Campe vorfindet, in dem er sich wieder mit Schiller auseinandersetzt, und zwar so, daß eine Beziehung auf die Jungfrau von Orleans unverkennbar durchschimmert.

Auch in viel späterer Zeit kommt Hebbel mehrfach[1]) auf die Jungfrau von Orleans zu sprechen; und zwar immer in mehr oder weniger tadelndem Sinne. Das beweist doch wohl zur Genüge, eine wie große Rolle sie in seinem Denken und Dichten gespielt hat.

Ganz anders vertieft und erklärt sich aber der Gegensatz Hebbels zu Schiller in seiner Auffassung des heldischen Weibes, wenn man in die Dichtung „Judith" eindringt. Es wird dann erst recht deutlich, warum Hebbel vergebens mit dem Stoff der Jungfrau von Orleans gerungen hat, und warum er so rasch und sicher arbeitete, sobald sich ihm der Judithstoff anzeigte; ihm war die tod- und verderbenbringende Frau ein Problem, eine Verirrung der Natur, die Frau, die nicht in der Raserei der Leidenschaft oder in der Notwehr, etwa zum Schutze ihrer Kinder, zum Schwerte greift, sondern in der Begeisterung für eine Idee mit dem Manne wetteifernd um den Kranz des Heldentums ringt. Wie kommt die Frau zu solchem Beginnen? Sie, die natürliche Schützerin und Erhalterin des Lebens, stellt sich auf die Seite der

1) T. B. 8 VII 47, 13 II 50 (vgl. auch die zwei Notizen, die der über die J. v. O. folgen.

todbringenden Mächte? Und nicht nur anfeuernd, nein, selbst handelnd, selbst tötend? Wie muß eine solche Frau beschaffen sein, welche zwingenden Gewalten können sie so weit aus ihrer Bahn schleudern? Man sieht deutlich: hier ist kein Raum für Bewunderung und Verehrung. Die kindlich reine, rührende Gestalt einer Johanna d'Arc ließ sich nicht nach dieser Seite hin ins Problematische umbiegen; das erkennt Hebbel in der Tagebuchnotiz vom 13. August 1840, in der er nach dem Abschluß der Judith seinem alten Plan noch einmal eine Art Abschiedsblick gönnt, ausdrücklich an, indem er feststellt, daß der Schlüssel zu der poetischen Gestaltung der Jungfrau von Orleans die Naivität sei. Und diesen Schlüssel hat auch er nicht besessen. Nichts beweist seine Unfähigkeit zur Darstellung des Naiven deutlicher als die Worte, die er sie dort zum König sprechen läßt.

Aber — und das ist doch wohl das Ausschlaggebende für das Aufgeben des ersten Planes gewesen — ihm ist, je länger um so deutlicher, das Problematische des Heldenweibes zum Bewußtsein gekommen. Und um so tiefer mußte er davon erfaßt werden, als er in jener Periode seines Lebens an der Frau vor allem ihre Fähigkeit der Hingebung schätzte, ihr Aufgehen in dem geliebten Manne. In dieser Fähigkeit liegt für ihn der Wert der Frau, ihre sittliche Würde beschlossen. Bekannt ist seine Abneigung gegen die damalige Frauenemanzipation, denn er hat ihr oft in Briefen und Tagebuchnotizen Ausdruck verliehen. Schon vor dem Beginn der Arbeit an der Judith beschäftigt er sich mit dem Genovева-Stoff. Diese Frau ist sein Ideal, wie das Kleists das „Kätchen von Heilbronn" ist. Merkwürdig, daß beide Dichter als Gegenbild zu ihrem Ideal die Heroine gezeichnet haben, die Frau, die sich in das Reich des Mannes verirrt und Schiffbruch erleidet. Und die Übereinstimmung geht noch weiter: In der Judith wie in der Penthesilea wird die Heldin durch ein Mißverstehen ihres Frauentums in die Abgründe tragischen Erlebens geführt.

In seiner Judith will Hebbel trotz dieser Verirrung in das Männerreich das weiblichste Weib zeichnen, das er dem männlichsten Manne gegenüberstellt. Hat er doch, um in seiner Heldin den Wagemut der Jungfrau mit der Reife des Weibes verbinden zu können, Judith in eine Ausnahmestellung gebracht, in der sie, Jungfrau und Witwe zugleich, in dem jahrelangen Grübeln über das unbegreifliche Erlebnis ihrer jungen Ehe zum wissenden Weibe geworden ist. Frühreif, von unbestimmter Sehnsucht bewegt, ist das junge Mädchen einst dem ungekannten Gatten, den ihr die Eltern zugeführt haben, voll jubelnden Glücks in die Arme gesunken, selig, sich hingeben zu dürfen. Jetzt, nach den trostlosen Jahren ihres Witwentums, in denen sie sich wie eine Verfluchte vorkommt, jetzt weiß sie, daß nicht Hingebung allein sie befriedigen kann, daß ihr nur der Mann aller Männer, der Held, genügen wird. „Jedes Weib", sagt sie, „hat ein Recht, von jedem Manne zu verlangen, daß er ein Held sei." Und nun sendet ihr das Schicksal den Mann, dem sie ihrer innersten Natur nach verfallen ist, den Helden — doch es ist der Feind ihres Volkes, den sie fürchten und hassen und den sie doch bewundern muß vom ersten Augenblick an, da sie von ihm hört. Es liegt eine doppelte Tragik in Judiths Erleben: sie fühlt sich unwiderstehlich zum Feinde ihres Volkes hingezogen, den sie nicht lieben darf; aber auch ohne dieses äußere Hindernis ist ihre Liebe tragisch, weil nach Hebbels Anschauungsweise in der Beziehung der Geschlechter an sich schon eine Tragik liegt, die hier nur in einem äußersten Fall erscheint: die schrankenlose Hingebung des

Weibes trifft auf die rohe Genußsucht des Mannes, der achtlos über ihre Persönlichkeit hinwegschreitet. So verschlingt sich der Knoten doppelt. Für Judith lautet die Frage nicht mehr wie für Johanna: Liebesglück oder Heldentum? Ihr Heldentum kann unter keinen Umständen wahres Heldentum sein. Ein Liebesglück ist ebenso unmöglich. Für sie gibt es keinen Ausgang mehr, nach keiner Seite, nur noch Vernichtung.

Wie weit sich Hebbel aber von der Gefühls- und Vorstellungswelt Schillers entfernt, wie bewußt er es tut, das erkennt man erst ganz, wenn man die einzelnen Motive in den beiden Dichtungen miteinander vergleicht. Dadurch wird dann auch erst die negative Beeinflussung Hebbels durch Schiller ihrem ganzen Umfange nach klar.

Am verwandtesten erscheinen bei oberflächlicher Betrachtung die Beweggründe ihres Handelns. Beide werden aus einer religiösen Grundstimmung heraus zu ihrer Tat begeistert. Johannas Gefühl ist das der Gotteskindschaft. Sie fühlt die Verpflichtung, sich rein, sich heilig zu erhalten, als das Werkzeug ihres höchsten Herrn. Die erste Liebesregung empfindet sie als eine Untreue gegen ihre hohe Berufung. Judith nennt ihr religiöses Gefühl ein „Untertauchen in Gott", eine „Art Selbstmord". Es ist also ein Ausdruck für ihre Sehnsucht, sich hinzugeben. Nicht Gotteskindschaft, Gottesbrautschaft ist das Gefühl, das sie beseelt. Auch Judith fühlt sich als Werkzeug Gottes, aber als ein wertloses, das zerbrochen wird, wenn es seinen Zweck erfüllt hat.

Mit dem religiösen Gefühl verbindet sich in beiden Dramen ganz eng das patriotische, ja bei Johanna überwiegt es beinahe das religiöse. Aus dem Mitleid mit ihrem Vaterlande, aus Königstreue, aus dem instinktiven Gefühl von der Unverletzlichkeit der Nationalität entspringt Johannas Heldentum. Bei Judith ist das Erbarmen mit dem Volke nicht das eigentliche treibende Moment. Die Gefahr, in der ihr Volk schwebt, hat sogar einen eigenen Reiz für sie. Sie erwartet, sie hofft, daß diese Gefahr ihr den Mann offenbaren wird, dem sie sich hingeben kann. Die Männer, die sie bisher kennen lernte, scheinen ihr keine rechten Männer. Nur für den Größten hat das Schicksal sie aufgespart, möchte sie von ihm aufgespart worden sein. Das Volk als Masse verachtet sie, weil es keiner großen Taten fähig ist. Wenn sie es auch bemitleidet, so ist es das Mitleid, die gütige Herablassung der Aristokratin, in die sich Geringschätzung hineinmischt. Als kein Held in ihrem Volk ersteht, wendet sich ihre Seele dem des Feindes zu. Vom ersten Augenblick an hat er sie schon angezogen. „Ich möchte ihn sehen", ist das erste, was sie auf die furchtbeseelte Schilderung Ephraims äußert. Der Wunsch, ihm gegenüberzutreten, wirkt mächtig, wenn auch ihr unbewußt, dabei mit, in ihr die Vorstellung zu erzeugen, sie sei zur Retterin ihres Volks berufen. Denn wenn auch zunächst nur spielend, vom ersten Augenblick an beschäftigt sie der Gedanke, daß ihre Schönheit dazu bestimmt sein könnte, ihrem Volke das Heil zu bringen.

Zu seinem Werkzeug hat Gott sie auch wirklich ersehen, aber eine Berufung, einen Auftrag, erhält sie nicht. Gott nützt ihre Schönheit, wie jedes andere Ding in seinem Weltenplan. Es ist keine Erhöhung, keine Gnade damit verbunden. Das wird ganz klar, wenn man die Berufung Johannas mit der Judiths vergleicht. Johanna empfängt einen bestimmten Auftrag zögernd, im Bewußtsein ihrer Un-

zulänglichkeit. Die Stimme Gottes spricht deutlich vernehmbar und doch sträubt sie sich lange, ihr Folge zu leisten. Erst der zürnenden Gottheit gehorcht sie, und erst auf ein äußeres Zeichen, das er ihr sendet, dann aber folgt sie bedingungslos. Judith ringt tagelang mit ihrem Gott, ihn bittend, daß er sie aussenden möge, und um ein Zeichen flehend; Gottes Stimme schweigt aber. Nur eine Möglichkeit sieht sie: Holofernes durch ihre Schönheit in ihre Gewalt zu bringen — vielleicht hofft sie dabei auf einen unblutigen Ausgang. Da ihr kein anderes Mittel einfällt und dieser Gedanke immer wiederkommt, erklärt sie ihn für eine göttliche Eingebung. Ihre Berufung trägt somit von Anfang an den Charakter einer subjektiven Täuschung.

Wenn die Aufgabe für beide Frauen die gleiche ist: Befreiung des Vaterlandes vom Feinde, die Wahl der Mittel zeigt wieder den schärfsten Gegensatz. Für Johanna besteht nur eine Möglichkeit, nachdem die Aufforderung an die Engländer, das eroberte Land herauszugeben, erfolglos geblieben ist: der ehrliche Kampf mit gleichen Waffen. Sie will Truppen und Führer anfeuern, ihnen Mut einflößen, will ihnen das Beispiel bedingungsloser Hingabe an eine höhere Pflicht geben und unerschrocken voller Gottvertrauen stürzt sie sich in das Kampfgetümmel. Judith offenbart auch darin ihre aristokratische Gesinnung, daß für sie nur Holofernes der Feind ist. An seine Heereshaufen denkt sie gar nicht. Darum gilt es auch nur, einen einzigen Helden zu erwecken, der die Tat unternimmt, Holofernes zu töten oder, wenn sich ein solcher Held nicht findet, die Tat selber auf sich zu nehmen. Aus dieser Auffassung geht aber notwendig hervor, daß es nur eine Tat der Hinterlist sein kann. Judith, so sehr sie auch Ephraims verspäteten Versuch, ihren Wünschen gerecht zu werden, verachten mag, handelt doch auch hinterlistig, und wenn ihre Tat auch größer erscheint als die Ephraims, weil sie mehr einsetzt, so mangelt doch auch ihrer Tat etwas zur vollen Heldengröße.

Grundverschieden ist auch die innere Haltung der beiden Frauen. Sobald Johanna ihren Entschluß gefaßt hat, schreitet sie mit unbeirrbarer Sicherheit, fast wie eine Nachtwandlerin, fort. Nur vorher hat sie geschwankt und mit sich und Gott gerungen. Dann aber weiß sie, was sie zu tun hat. Kein Hindernis hält sie auf, sie drängt zur Tat. Ihre Geisteskraft ist gesteigert, ihre Klarheit, Schärfe des Urteils, Schnelligkeit im Entschluß, zeigen die Gottbegeisterte, die über sich selbst Hinausgehobene. Bei Judith dagegen dauert das Schwanken an. Sie ist ihrer selbst nicht sicher. Noch ehe sie Holofernes gesehen hat, betet sie: „Schütze mich, daß ich nichts Gutes von ihm sehe." Sie versucht die verschiedensten Mittel, um sich die Tat zu ersparen. Daß sie erst Holofernes' Großmut zu erwecken sucht, ist natürlich und entspringt der Aufforderung Johannas an die Engländer, Frankreich zu verlassen; aber wie sie es tut, und wie sie dann seinen Widerspruchsgeist heraufbeschwört, das liegt meilenfern von der Gesinnungsweise einer Johanna. Auch setzt sie sich den äußersten Termin für ihre Tat. Ja, noch im letzten Augenblick versucht sie, ihren Gegner zum Zorn gegen sich zu reizen. Sie möchte lieber getötet werden, als das vollbringen, was sie zu vollbringen unternommen hat, fühlt sie doch jetzt deutlich, daß sie sich selbst mit ihrer Tat vernichtet. Erst auf sein hohnlachendes „morgen vielleicht" sagt sie: „Jetzt darf ich es tun." Sie ist also noch immer nicht sicher gewesen, ob sie ihre Tat überhaupt tun dürfe.

Und noch ein Gegensatz zu Johanna: Bei der Ausführung ihres Unternehmens

lügt sie fortwährend, das charakteristische Merkmal dafür, wenn sich der Mensch in einer innerlich schiefen Lage befindet, wenn Sein und Tun nicht übereinstimmen. Johanna ist die verkörperte Wahrhaftigkeit, Judith dagegen die stolze, die fromme Judith, während ihre Heldenlaufbahn die verkörperte Lüge ist. Ihr Schwanken, Lügen, Aufschieben, Hinhalten sind Folgen ihrer Unklarheit über sich und ihre eigentlichen Motive. Da liegt ihre Schuld, nicht wie bei Johanna, in der Liebesregung für den Feind. Weil sie sich nicht einzugestehen vermag, daß sie keine Erwählte, Begnadigte Gottes ist, daß sich in ihre fromme Begeisterung unheilige Motive mischen, darum unternimmt sie etwas in sich Unmögliches. Ihre Selbsttäuschung ist ihre Schuld. Diese Selbsttäuschung, die erst in dem Augenblick von ihr genommen wird, als sie ihr Werk getan hat, als das schlichte Wort ihrer Dienerin ihr klar macht, daß, was ihre Heldentat sein sollte, ein Akt der Rache, der gekränkten Liebe geworden ist.

Und so gestaltet sich denn auch der Schluß der Tragödie zu einem furchtbaren Gegenbilde der Apotheose, in der Johanna stirbt. Auch Judith vernimmt die begeisterte Huldigung ihres Volkes. Man jubelt ihr zu und feiert sie als Heldin, als Heilige. Aber dieser Jubel bildet einen schreienden Mißklang zu ihren Gefühlen. Sie ist verdammt, leben zu bleiben; und ein noch schlimmeres Schicksal droht ihr, das Schicksal, Holofernes einen Sohn zu gebären. Dies Äußerste an Schmach wird sie nicht tragen können, das fühlt sie. Vielleicht ist ihr Heldentum bestimmt, mit dem Selbstmord zu enden.

Es wäre natürlich verkehrt, wollte man annehmen, daß in der Judith-Tragödie, die bei einer näheren Vergleichung fast wie eine Jungfrau von Orleans mit negativen Vorzeichen erscheint, Hebbel ausdrücklich, absichtlich alles auf den Kopf gestellt habe, was er in der Jungfrau von Orleans an Motiven vorfand. Aber geboren ist sie aus einem Protest gegen das Heldentum des Weibes, das ihm mit der damaligen Emanzipation der Frauen zusammenschmolz. Die Gedankenwelt, die immer und immer wieder in Bewegung geriet, wenn er sich mit dem Plan einer Jungfrau von Orleans befaßte, und die nicht zuließ, daß er ganz warm wurde bei seinem Plane, diese Gedankenwelt ordnete, klärte sich, gewann Ausdrucksmöglichkeit, als die Idee einer Judith-Tragödie in ihm auftauchte. Die Veranlassung, die sie entstehen ließ, ist recht gleichgültig, interessant ist nur, wie schnell, wie sicher Hebbel schaffen konnte, trotz mancherlei äußerer Störungen, als er den Punkt gefunden hatte, um den sich die Gedankenmasse mehrerer Jahre kristallisieren konnte. Man wird etwa folgende unter der Einwirkung von Schillers Drama herausgearbeiteten Überzeugungen in der Judith verkörpert finden.

1. Die Männertat der Frau entsteht da, wo die zu dieser Tat verpflichteten Männer versagen. Sie ist ein Armutszeugnis für den Mann (Ausspruch Judiths am Schluß des II. Akts: „Sehen alle Männer in der Gefahr nichts, als die Warnung, sie zu meiden — dann hat ein Weib das Recht erlangt auf eine große Tat").

2. Zu einer rechten Tat ist aber die Frau nicht fähig (T. B. 24. Februar 1839: „Durch Dulden Tun: Idee des Weibes.", 24. November 1839: „In der Judith zeichne ich die Tat eines W e i b e s, also den ärgsten Kontrast, dies Wollen und Nicht-Können, dies Tun, was doch kein Handeln ist." Ähnlich in dem Vorwort zu dem ersten Druck seines Dramas: „Ich wollte in bezug auf den zwischen den Geschlechtern anhängigen

großen Prozeß den Unterschied zwischen dem echten, ursprünglichen Handeln und dem bloßen Sichselbst-Herausfordern in einem Bilde zeichnen).

3. Es ist Unnatur, ja Wahnsinn, wenn das Weib, dessen Bestimmung es ist, den Mann zu beglücken, ihm als Feind gegenüber tritt, wenn das Weib, das Leben geben soll, tötet. (Judith IV S. 53: Holofernes: „Ich bin bestimmt, Wunden zu schlagen, Du, Wunden zu heilen." V S. 67: Mirza: „Ein Weib soll Männer gebären, nimmermehr soll sie Männer töten." Und im III. Akt zweimal: mit dem größten Nachdruck von Samaja gesprochen: „Was gegen die Natur ist, das ist gegen Gott." Vgl. Schillers Anm. zu den Maltesern: „Behauptung der Ordenstugend gegen die Natur selbst." Man erinnere sich auch an die Tagebuchnotiz von der Gottheit, die es selber büßen müsse, wenn sie die Ordnung der Natur störe.)

4. Nie kann die Frau eine göttliche Berufung zu so unnatürlicher Tat empfangen. Eine solche Berufung kann nur auf Selbsttäuschung beruhen, auch wenn Gott sie wirklich zu seinem Werkzeug ausersehen hat. (Judiths Ringen um die Berufung. Mirza: Akt III S. 25: „Sie fordert sich selbst heraus, um ihre Furcht zu vergessen." In einem späteren Brief nennt Hebbel seine Judith „Das handelnde Opfer, die Heroine, die tötend stirbt". Auch das obenerwähnte Vorwort spricht gegen die Auffassung, daß Judith eine Berufung erhalten habe.)

5. Die Frau kann nicht Siegerin bleiben in dem Kampfe, in dem sie zu den Waffen des Mannes greift. Auch als scheinbare Siegerin bleibt sie die Unterliegende, denn das Weib wird in ihr getötet.

6. Weil sie die Schwächere ist, und weil sie von ihrer Bahn abgeirrt ist, wird sie gezwungen, zu Hinterlist und Lüge ihre Zuflucht zu nehmen. Auch das edel angelegte Weib verfällt der Lüge, der Sünde. Also nicht gehoben, nicht in ihrem Wert erhöht, sondern herabgedrückt, entwürdigt, zerbrochen wird die Frau, die sich in den Kampf der Männer mischt.

Das sind deutlich aus der Dichtung hervorgehende Gedanken, die z. T. sogar durch Tagebuchnotizen und Briefstellen noch ausdrücklich als der dichterischen Gestaltung zugrunde liegend bezeugt werden. Übersehen darf man aber doch nicht, daß trotz allem, was Judith herunterdrücken, was das Weib als dem Manne untergeordnet erscheinen lassen soll, Judith die sittlich höchststehende Persönlichkeit des Dramas ist. Obgleich Holofernes von Judith als der Held gefeiert, seine Überlegenheit von ihr rückhaltlos anerkannt wird, und obgleich in dieser Anschauung unverkennbar Hebbels eigene Heldenverehrung zum Ausdruck kommt, sehen wir in Holofernes doch nur die rohe, sittlich ungebändigte Kraft walten. Und wer von den anderen Personen des Dramas dürfte außer ihm noch wagen, neben Judith zu treten? Ist doch in ganz Israel kein Mann, der die Mannestat auf sich nähme, sein Volk zu erretten, und gleicht doch der Heereshaufen des Holofernes nach seinem Tode einer Herde Schafe, die vom Gewitter erschreckt, in die heimischen Ställe zu flüchten sucht. Die Zwiespältigkeit in der Gestaltung der Judith aufgedeckt und bis ins kleinste dargelegt zu haben, ist das Verdienst Meyer-Benfeys (Hebbels Dramen, Heft 1, Judith, Verlag v. Hapke, Göttingen). Er zeigt, wie in dem Feuer dichterischen Schaffens die Gestalt der Judith einen Umwandlungsprozeß durchgemacht haben muß. Sie bleibt nicht das von der Gottheit verworfene, zerbrochene Werkzeug, als das sie zuerst geschaut sein mag, sondern erhebt sich in der dichterischen Darstellung zu

heroischer Größe. Unter allen Israeliten ist sie die einzige, die den Gedanken der Selbstaufopferung für das Wohl des Ganzen zu fassen vermag. Und dieses „Tun eines Weibes, das doch kein Handeln" sein soll, wird entgegen der Absicht des Dichters doch eine Tat, mehr Tat als irgend etwas, was wir von dem „Helden" Holofernes zu sehen bekommen, der, ein echter Vorläufer britischer Strategen, das kleine Städtchen Bethulien durch Hunger niederzwingen will. Es ist, als ahne Hebbel seine spätere Auffassung von der Frau voraus, als sei sie nur noch nicht zur vollen Klarheit ausgereift.

An diesem Schwanken zwischen der Verneinung des Menschentums der Frau — denn wer unfähig zum Handeln, zu einer Tat ist, kann kein sittliches Wesen, kann kein Mensch sein — und in der energischen Bejahung ihrer sittlichen Persönlichkeit liegt es wohl, daß die Gestalt der Judith keinen reinen, befriedigenden Eindruck zurückläßt. Wir Frauen verstehen es heute mehr denn je, daß Hebbel in dem männertötenden Weibe eine Verirrung der Natur sah, daß es ihn trieb, den Strahlenkranz zu zerstören, den Schiller und andere Dichter ihr ums Haupt geflochten hatten. Aber die Modeströmung der Zeit, die die Frau als Heldin feierte, liegt uns heute zu fern, als daß sie uns veranlassen könnte, Stellung dazu zu nehmen. Es bleibt also für uns in dem Protest gegen Judiths Tat nur mehr der Protest gegen das Handeln der Frau überhaupt übrig. Und da fühlen wir Frauen doch etwas wie eine heimliche Genugtuung festzustellen, daß dieser Protest doch recht matt, recht unsicher herausgekommen ist, daß dem Dichter die Gestalt des handelnden Weibes unter der Hand gewachsen ist, daß sich in ihm eine unverkennbare Liebe zu seinem Geschöpf entzündet hat, diesem vernichteten, zerstörten Weibe, das sich doch zum Schlusse zu der vollen Höhe menschlicher Würde aufrichtet, das auch in der tiefsten Erniedrigung Mensch, Herr über sein Schicksal bleibt. Das Äußerste an Schmach wird Judith nicht ertragen; sie beschließt zu sterben, wenn Gott sie so verlassen haben sollte, sie Mutter werden zu lassen. In dieser Schlußwendung, die den Urteilsspruch Gottes offen läßt, drückt sich übrigens deutlicher als durch irgend etwas Hebbels Unsicherheit in der Beurteilung Judiths aus.

Das Problem der Heldin findet also auch bei Hebbel keine befriedigende Lösung. Doch müssen wir ihm das Verdienst zuerkennen, darin überhaupt ein Problem gesehen zu haben, erkannt zu haben, wie sich das tiefste weibliche Empfinden gegen die blutige Tat auflehnt, wie die Frau von sich aus, von dem mütterlichen Gefühl her, das auch in der Seele der Jungfrau schlummert, das Waffenhandwerk des Mannes ablehnen muß.

Wilhelm Raabe auf der höheren Schule.

Von Hans Westerburg in Eutin.

(Fortsetzung von S. 300 und Schluß.)

II.

Methodik.

In den Mittelklassen werden die Schriften Raabes in der Klasse selbst von Kapitel zu Kapitel gelesen werden müssen. Nur dann könnte man einzelne Kapitel zu häuslicher Lektüre und Berichterstattung den Schülern überlassen, wenn sie dem schlichten

Verständnis keine anderen Schwierigkeiten bieten als solche, die durch vorherige Erklärung rasch zu beseitigen sind. An die von der Erklärung begleitete gemeinsame Lektüre werden sich dann freie mündliche und schriftliche Leistungen der Schüler schließen, die den Gang der Handlung, die erarbeiteten Charaktere, die gefundene Gliederung und andere einschlägige Fragen zum Mittelpunkt haben. Überall wird man sich auf die feste Einprägung weniger bestimmter Grundanschauungen und ihre klare, stilistisch sorgfältige Wiedergabe beschränken müssen. Auch die Aufsätze werden durchweg nur von dem Verständnis für die gemeinsam erarbeiteten Ergebnisse Rechenschaft abzulegen haben. Wesentlich ist es natürlich, daß die Schüler an der Hand hinleitender Fragen vor allem verstehen, wodurch Raabe die Anschaulichkeit der geschilderten Situationen erreicht, wie er uns allmählich in die Grundstimmung und Grundgedanken einführt und welche Eigenschaften bei seinen Hauptthelden wiederkehren. Gerade die frühzeitige Schulung in solchen Fragen ist die unentbehrliche Vorbereitung für die tiefergreifenden Erörterungen der Oberklassen. Hier wird sich die gemeinsame Lektüre selbstverständlich auf solche Abschnitte beschränken müssen, denen ein besonders hoher künstlerischer Wert innewohnt oder die irgendeinen Punkt, der der Erklärung Schwierigkeiten bereitete, deutlich versinnlichen. Anderseits sollen die Schüler die häusliche Lektüre natürlich nicht ohne Vorbereitung beginnen, sondern werden in der Klasse aufklärende Hinweise empfangen müssen. Ich teile diese in drei Gruppen: 1. Das betreffende Werk ist in Raabes Entwicklung einzureihen. Es ist zu sagen, ob es der idealistischen ersten Periode, der pessimistischen, der skeptischen oder endlich der des neuerrungenen gereiften Optimismus angehört. Die Form dieser Darlegung wird eine ganz allgemeine sein, damit sie der selbständigen Herausarbeitung des Grundgedankens nicht vorgreift, aber nötig ist sie, da, wie hier nur kurz angedeutet werden kann, Raabe seine Grundanschauungen an der Hand besonderer Beispiele fortgesetzt kritisiert, vertieft oder neu erweist, so daß das genießende Verstehen des Einzelfalles an das Verständnis seiner ganzen Persönlichkeit geknüpft ist. Daher erscheint es mir praktisch, die das einzelne Werk betreffenden Fingerzeige sich von einem in Umrissen gezeichneten Bild seiner Welt- und Lebensanschauung abheben zu lassen.[1]) 2. Alle rasch erklärbaren Schwierigkeiten sind vorher zu beseitigen. Es handelt sich hier vor allem um Fremdworte und literarische Anspielungen; auch diese dürfen nicht übergangen werden, da sie oft wichtige Gedanken ins rechte Licht stellen.[2]) 3. Es sind besondere Lesezeile zu verteilen, deren Abstand der Begabung des einzelnen möglichst anzupassen ist. Ich nenne von solchen Aufgaben: Darstellung des Ganges der Handlung, dann der seelischen Situationen, Sammlung von Beiträgen zur Charakteristik der Personen, Erwägungen über den Bau[3]), Zusammenstellung der allgemeinen Bemerkungen und Betrachtungen, Untersuchung über das Hervortreten des Grundgedankens und der Grundstimmung. Zur Erleichterung

1) Ganz kurz behandelt habe ich diese Grundanschauungen in der kleinen Schrift: „Was hat W. Raabe unserer Zeit zu sagen?" Leipzig 1917.

2) Hier versagt auch oft umfassende Belesenheit. Kommentierte Ausgaben sind daher ein dringendes Bedürfnis. Meines Wissens ist erst ein größeres Werk mit allen nötigen Anmerkungen versehen, nämlich Altershausen von W. Brandes in den „Mitteilungen" 1916/17. Sie sind aber auch eine Fundgrube für zahlreiche schwierige Stellen anderer Schriften Raabes.

3) Doch vgl. weiter unten.

wird man einige technische Handgriffe zeigen müssen, da das Arbeiten mit Zetteln für den Anfänger sonst zu zeitraubend ist. Sodann wird bei jeder Aufgabe Raabes schriftstellerische Eigenart kurz zu charakterisieren sein. Man findet leicht das Nötige in dem sorgfältig gliedernden Werke Hermann Junges: W. Raabe, Studien über Form und Inhalt seiner Werke (Dortmund 1910). Ich gebe deshalb nur einige beispielsweise umrahmende Gedanken, die vielleicht zur Belebung solcher notwendig trockenen Mitteilungen dienen können: Raabe macht uns das Wesen seiner Menschen stets klar durch ihr Verhältnis zu den großen, das Leben bestimmenden Mächten. Er versteht es, erst dann den Kern des Charakters zu enthüllen, nachdem er uns behutsam in seine Nähe gebracht hat. So erweckt er wie wenige Dichter in dem Leser das Gefühl, als befinde er sich auf einer Wanderung, die immer mehr aus dem Dunkel ins Helle führt. Hat er im Eingang Menschen und Dinge nur in Umrissen erkannt, schließlich sieht er sie in voller, klarer Rundheit. Das ist zugleich eine Technik, die das Verständnis für die Grundlagen der Menschennatur dem Leser als Ergebnis eigener Arbeit erscheinen läßt und ihn deshalb bestimmt, zuversichtlich der Raabeschen Lebensansicht zu folgen. Das Verhältnis zwischen Kunst und Leben ist also bei Raabe das denkbar engste. Weil es ihm darauf ankommt, uns ethisch zu fördern, ist er gleich weit entfernt vom schönfärbenden Idealismus wie von romantischer Unklarheit, sondern seine Kunst steht dem Leben in strengster Sachlichkeit gegenüber. Deshalb erscheint die künstlerische Bewältigung als die natürliche Form.

Je nach Umfang und Schwierigkeit des zu behandelnden Werkes sind die genannten Hinweise, wenn möglich, auf Kapitelgruppen zu beschränken oder auf das Ganze auszudehnen. Nach Erledigung des häuslichen Pensums wird die Klassenbesprechung dem Gehalt der Dichtung gemäß von Kapitel zu Kapitel fortschreiten oder mehrere Kapitel zusammenfassen oder endlich sogleich die ganze Erzählung umspannen. Fragen der Technik werden m. E. am besten nach Abschluß dieser Besprechungen gelöst. Im Laufe der Diskussion wird sich schon einiges Material dafür angesammelt haben, das nun zusammengestellt und durch Aufsuchen entsprechender Stellen bereichert wird. Besonders die Herausarbeitung des Grundgedankens kann hier bei einiger Geschicklichkeit fast alle nötigen Handhaben, die den künstlerischen Bau ans Licht stellen sollen, liefern. Daran mögen sich noch einige Betrachtungen über Raabes stilistische Kunst schließen, soweit sie sich nicht schon an die gemeinsame Lektüre der wichtigen Abschnitte zwanglos anknüpfen ließen. So zeitraubend, wie es vielleicht den Anschein hat, ist diese Methode auch bei Vornahme jedes einzelnen Kapitels nicht, da sie verhältnismäßig rasch zum Ergebnis eilen kann, wenn man stets den einleitenden Fragen, bzw. den ersten Kapiteln die erforderliche Sorgfalt widmet.

Ich gebe nun zwei Lehrproben. Zuerst die Analyse des ersten Kapitels von „Fabian und Sebastian", und zwar nicht als Abbild einer Unterrichtsstunde — das würde über den Rahmen dieser Arbeit hinausgehen —, sondern als erarbeitetes Ergebnis. Die Formung ist so allgemein, daß jeder Fachgenosse sie ohne weiteres umzugestalten vermag, wie es seiner Persönlichkeit und den Verhältnissen, unter denen er arbeitet, entspricht. Die nachfolgende zusammenfassende Charakteristik Sebastians stammt aus dem erwähnten Vortrag Olga Spieros. Ich halte sie für ein musterhaftes Vorbild, dessen künstlerischer und ethischer Wirkung ich mich willig unterordne.

Analyse des 1. Kapitels von „Fabian und Sebastian".

Schon der erste Satz weist darauf hin, daß es sich vor allem um ernste, seelische Vorgänge handelt.[1]) Es kommt dem Dichter darauf an, unsere Aufmerksamkeit fest auf diesen Punkt zu richten. Deshalb stellt er die äußeren Umstände in schroffen Gegensatz zu seinem Thema, ja er führt auch sie zurück auf einen allgemeinen ernsten Gedanken: „mit allen Wundern in Zucker für die Feier jener Nacht, in der einmal der Ruf erklang: Friede auf Erden und den Menschen ein Wohlgefallen" (S. 365). Wir wissen nunmehr, daß es sich um eine Frage handelt, die für die menschliche Entwicklung von höchster Wichtigkeit ist. Diese Frage nicht nur nebenbei unseres Interesses zu würdigen, sondern innerlich zu durchleben, ist die Hauptsache; deshalb beseitigt der Dichter die Gefahr, daß wir uns durch die landläufige Spannung ablenken lassen könnten: „an einem lieblichen Trost durch das Ganze hin und an ein paar beruhigenden Worten, und zwar aus einem Kindermund zum Schluß soll's auch nicht fehlen . . ." (S. 366). Der Inhalt der zu erörternden seelischen Vorgänge wird dann angedeutet durch die Betrachtung über die Bußtage. Die leicht ironisierende Form („sitzen die Braunschweiger im Sack und in der Aschen" usw. S. 366) deutet auf den Gegensatz zwischen der idealen Buße und ihrem verzerrten Abbild. Dieser Gegensatz wird dann lebendiger durch den Hinweis auf das Ziel der Buße (innere Erneuerung, „der Saft soll wieder in die Bäume schießen", S. 367) und auf die Tatsache, daß wir oft seelisches Unbehagen als körperliches betrachten: „es wäre der Menschheit an ihren Buß- und Beichttagen nicht selten wohl anzuraten, einen Doktor der Medizin dabei um Rat" (zu fragen, S. 367). Dementsprechend ist echte Buße selten in der Menschheit: „ein neuer Tag kam und fand alles beim alten" (S. 367). Die Wucht dieser Erkenntnis wird verstärkt durch die Schilderung des klaren Winterabends[2]), über dem „herrlich, aber gleichgültig die Sterne glitzerten" (S. 367). Indem der Dichter so unser Blickfeld das All umspannen läßt, ahnen wir das ewig Gleiche, die Dauer im Wechsel, und erkennen zugleich die ganze Schwere der Aufgabe, uns zu persönlichem Dasein zu erheben. Von innerer Einkehr, von ihrer Schwierigkeit und ihrem möglichen Erfolge wird unsere Geschichte handeln! Unser Interesse für diese Frage ist nun nachdrücklich befestigt, nachdem die Buße in ihren wesentlichen Beziehungen geklärt ist. Die äußere Situation ist einfach: Wir erfahren, daß „die Worte Pelzmann und Kompanie eine der größten und wohlberüchtigtsten Schokoladen- und Konfitürenfabriken Deutschlands" bedeuten (S. 365f.). Sebastian, der jüngere Chef der genannten Firma, hat in rastloser Tätigkeit den Glanz des Geschäftes wiederhergestellt. Sein Bruder Fabian trägt nur die Verantwortung für die Modellkammer. Wir finden jenen bei seinem Freunde, dem Medizinalrat und Hofmedikus Dr. Baumsteiger, mit d.m er zu Nacht gespeist und in lebhafter Unterhaltung begriffen ist. Aus ihr entnehmen wir, daß auf Veranlassung Fabians demnächst die Tochter des im Ausland gestorbenen dritten Bruders Lorenz im Heimatsorte eintreffen wird. Abgebrochen wird die Unterhaltung durch ein Telegramm, das den Arzt zur Prinzessin Gabriele ruft. Seinen Freund nimmt er im Wagen bis zu dessen Wohnung

1) Gleich hier ist auf die Technik hinzuweisen, um die spätere Besprechung zu erleichtern: Reflexionen an den Kapiteleingängen! — Zitiert ist nach der neuen Gesamtausgabe: Serie II, Band 5.

2) Zur Technik: Natursymbolik!

mit. Damit schließt das Kapitel. Wir wenden uns zur Betrachtung der inneren Situation. Die zu erwartende Nichte hat Sebastian in die lebhafteste Unruhe versetzt; sie treibt ihn dazu, sich seinem Freunde gegenüber auszusprechen. Durch das Mädchen droht ihm seine ganze behagliche Existenz über den Haufen geworfen zu werden. Noch nie hat sein nervöses Temperament es fertig gebracht, die Dinge an sich herankommen zu lassen und sozusagen „eine Mauer" (S. 369) um sich aufzubauen. Die „Narren" (S. 369) in seinem Hause machten es unmöglich. Denn sie waren ihm, dem „einzigen, klaren, vernünftigen Kopf" (S. 370), bei seiner aufbauenden Arbeit stets im Wege, sowohl Fabian wie Lorenz. „Bei jedem Schritte vorwärts" mußte er erst „eine burleske Hanswurstiade oder sentimentale Simpelei aus dem Wege räumen" (S. 370). Fabian nennt er grollend ein gewohntes „Übel", eine „Imbezillität" (S. 371). Jetzt scheint die Verwirrung mit der Ankunft der Nichte ein Maß zu erreichen, dem er sich nicht gewachsen dünkt. Baumsteiger vermehrt seine Verdrießlichkeit durch allerlei Einwendungen, zuletzt noch durch den Vorschlag, die Verantwortlichkeit für alle Folgen doch einfach dem Schuldigen, Fabian, zu überlassen. Energisch weist Sebastian das Ansinnen zurück, das ihm, wie er sagt, auf die Nerven fällt (S. 372). Das macht uns stutzig, da nicht ohne weiteres einzusehen ist, weshalb jener Vorschlag einer so heftigen Abwehr begegnet. Um die richtige Erklärung zu finden, betrachten wir die Bemerkungen, die Baumsteiger zwischen den Ergießungen Sebastians macht, etwas näher. Sie beleuchten die Charaktere der Hauptpersonen und die Vorgänge, die sich zurzeit in Sebastians Seele abspielen, heller als dessen eigene Worte. Baumsteiger spricht ganz anders von den Brüdern als der Chef der Firma. So sorgt Raabe dafür, daß wir die Widerspiegelung dieser Charaktere in Sebastians Worten als Karikatur erkennen.[1]) Der Arzt nennt Fabian einen „braven Melancholikus" (S. 370), seinen „speziellen Freund, der am liebsten selber an jedem Tage im Jahr als Weihnachtsmann mit dem Sacke umginge und (die) angenehmen Fabrikate gratis an das Geschlecht Adams und Evas austeilte" (S. 371). Zugleich aber hat er „doch auch seinen Willen und weiß ihn noch immer von seinem Hinterhause aus durchzusetzen" (S. 370). Der Bruder Lorenz war ein „munterer, vergnügter Luftflieger, der sich (Sebastians) brüderlicher Zuneigung nie in sehr hohem Grade zu erfreuen hatte" (S. 370). Auf dessen Kind überträgt Sebastian in „energischer Art und Weise" seine „Abneigung" (S. 370). Die „Klemme", in der dieser „festzusitzen glaubt", bringt Baumsteiger mit einer inneren Abrechnung zusammen, die Sebastian sich noch sträubt vorzunehmen: „Bei allem, was sich unter Debet und Kredit eintragen ... läßt." Daß das die Wahrheit ist, erkennen wir aus dem „höchst eigentümlichen und jedenfalls sehr klugen und vielsagenden Blick", den der Hofmedikus auf seinen Gast wirft (S. 371), und wieder am Schluß des Kapitels aus dem „verstohlenen Blick", wo es sogar heißt: „und dieser Blick tut uns... zur Evidenz dar, daß der Mann kein geringer Seelenkundiger, kein unfeines Menschenkind und — seit langer Zeit nicht nur der Hausarzt, sondern auch der Hausfreund bei Pelzmann und Kompanie und letzteres nicht nur im Vorderhause, sondern auch im Hinterhause war" (S. 374). So faßt Raabe zuletzt die Gedankenbewegung des Lesers aufhelfend zusammen. Weiter aber bemerken wir, daß die fragliche Stelle (S. 371) außerordentlich

1) Zur Technik: Raabe liebt nicht die direkte Charakteristik, sondern läßt uns aus den Gesprächen und dem Verhalten der Personen ihren Charakter erschließen.

wichtig für die Handlung ist, aus dem Hinweis: Sebastian war „nur mit sich selber und mit dem Anfang seiner Buße an diesem Abend des Tages Fabian und Sebastian, wo — der Saft wieder in die Bäume geht, beschäftigt" (S. 371). Zum zweitenmal fällt damit das Wort von dem Saft. Erstmalig erschien es, wie wir zurückblätternd feststellen, bei der Betrachtung über die Buße und verdeutlichte uns ihre lebenschaffende Wirkung. Wir haben es also offenbar mit einem Leitmotiv zu tun. Jedes Leitmotiv setzt sich aus These und Antithese zusammen. Diese ist in dem unmittelbar angeschlossenen Worte Baumsteigers enthalten: „Gar nicht tot zu kriegen!" Er sagt es dreimal in diesem Kapitel, zweimal in deutlicher Beziehung auf die Gemütsart Sebastians. Offenbar liegen hier Hemmungen, die eine objektive Selbstbetrachtung und eine vorurteilsfreie Stellungnahme zu der neuen Lage erschweren. Ihren Grund haben jene Hemmungen in der Vergangenheit, die nicht ganz sauber zu sein scheint, wenn wir Baumsteigers Worte beachten: „Fünfzehn wundervolle tropische, exotische Mädchenfrühlinge alt, alter Kenner!" (S. 371f.). Die entscheidende Bezeichnung der inneren Lage Sebastians folgt dann S. 373: „Ich hätte gern noch ein paar ruhige Minuten länger deinen Reueanwandlungen gegenüber sowohl als dein Mitmensch wie dein Hausarzt den innigen Anteil nehmenden Beichtiger agiert." Es sind wirklich Reueanwandlungen, das zeigt die „murrende" Frage, mit der Sebastian dieses Wort wiederholt, und noch mehr sein Wunsch, „unterwegs von anderen Dingen zu reden". Diese Überzeugung vermögen auch nicht die begleitenden Worte zu erschüttern: „Körperlich verstimmt[1]) fühle ich mich und somit seit einiger Zeit in der Laune, in verlorenen Momenten für allerlei Lebenserfahrnisse auch einmal nach eurer philosophischen Methode nach dem Wie, dem Warum und dem Wozu zu fragen" (S. 373). Im Gegenteil! Denn wenn er die erlebte Situation als „verlorene Momente" bezeichnet und die Quelle seiner Äußerungen in einer „Laune" sucht, so steht das zu dem Maß seiner Aufregung in grellem Widerspruch.[2]) Mit welchen Erwartungen sehen wir der weiteren Entwicklung entgegen? Wir haben es offenbar mit einem Vergehen Sebastians gegen seinen Bruder Lorenz zu tun, es scheint erwachsen zu sein aus der lebemännischen Art des Älteren: Gerade vor dem Kinde des Bruders fürchtet er sich. Es wird ihn also wohl an die Art seiner Schuld erinnern, so daß all die Gedanken, die er jetzt noch zurückdrängen kann, durch den Anblick des Kindes unheimliches Leben gewinnen werden. Zeigt er doch eine deutliche Abwehr gegen die Vergangenheit. Zu seinem großen Mißfallen war diese Haltung dauernd gefährdet durch die „Narren" in seinem Hause. Er wohnt im Vorderhause, Fabian im Hinterhause! Diesem Bruder gehört des Dichters und unsere Zuneigung, und da die Geschichte nach Raabes vorgreifendem Hinweis einen beruhigenden Ausgang nehmen wird, dürfen wir auf einen erhöhten Einfluß Fabians hoffen, zumal in der Wendung „wer gegenwärtig Pelzmann und Kompanie sind" (S. 366), das Adverbium hervorgehoben ist. Fabians Wirksamkeit wird natürlich von einem gütigen, festen Willen getragen sein. In dieser

1) Zur Technik: Raabe geht stets sorgsam vom Äußeren zum Inneren. Man vgl. die Wiederaufnahme dieses Begriffs aus der früheren allgemeinen Betrachtung über die Buße!

2) Der Charakter Baumsteigers ist erst zu berücksichtigen nach einer Übersicht über alle zerstreuten entsprechenden Stellen, da dieser die komplizierteste aller auftretenden Personen ist.

Weise wird auch wohl seine Nichte wirken, denn ein Kindermund soll ja die beruhigenden Worte am Schluß sprechen, und von einem lieblichen Trost durch das Ganze hin war auch die Rede. Vielleicht dürfen wir demzufolge auch auf eine gewisse innere Erneuerung Sebastians hoffen und auch deshalb, weil seine Reue ein ethischer Wert ist und Raabe von seinem „Bedürfnis“ gesprochen hat, „über sich wahr zu werden“ (S. 367). Falls dieses wieder absterben sollte, könnte Raabe nicht von einem „beruhigenden“ Schluß sprechen, da dann eine unlösbare Disharmonie geschaffen wäre. So haben wir von einer ganz allgemeinen Betrachtung aus ein inniges Verhältnis zu bestimmten Geschehnissen und Charakteren gewonnen. Es ist wesentlich bestimmt durch Mächte und Werte, die für die menschliche Höherentwicklung von besonderer Bedeutung sind: Schuld, Reue, Buße, Güte, Willenskraft.[1])

Sebastians Charakter.

„Sebastian ist nicht der gewöhnliche draufgängerische Lebemann, mit dem Wahlspruch: nach mir die Sündflut! Er ist vielmehr wie ein zugedeckter, verschütteter Brunnen. Das Wasser kann nicht fließen, weil es überall vom Ichzweck gehemmt wird. Er liebt und verführt die schöne Marianne Erdener, er wirft sie weg und läßt sie ihr Kind töten, aber er fühlt sich nicht frei von Schuld. Der allgemein schlechte Kerl würde darüber hinwegkommen, Sebastian möchte es auch gern, aber er kann nicht. All sein Egoismus ist nicht stark genug, die in seiner Seele lebende, ihn schmerzhaft durchdringende Gotteskraft zu ertöten. Trotz Diners und Gesellschaften, der Lust gut zu essen und sich zu amüsieren, kurz all der Freuden, die neben der Arbeit seinen Tag ausfüllen, steht die sittliche Forderung vor ihm: Du bist einst Rechenschaft schuldig. Jahre hindurch ist es ihm gelungen, in behaglicher Sorglosigkeit nach außen hin seinem lieben Ich zu leben. Mit schlauem Nützlichkeitsinteresse baut er vor sich auf, was für ihn zum Guten spricht, was er dem läppischen älteren Bruder, dem leichtsinnigen Jüngeren für Opfer gebracht hat, und er spielt die Rolle eines glücklichen, zufriedenen, von allen Bekannten geachteten und anerkannten Menschen. Bis eines Tages das mühsam zusammengetragene Kartenhaus einstürzt und er sich seiner erbärmlichen Gemütsverfassung bewußt wird. Freudlos, entnüchtert, allein, in traurigster Seelenunkraft steht er da. Er findet keine Ruhe und sucht — sich selbst noch unbewußt — nur nach einem, Gnade. Darum hat ihn sein Weg wieder und wieder in dunkler Nacht an das Zuchthaus geführt, in dem Marianne Erdener ihre Sünde büßt, darum kann er den Anblick des alten Schäfers von Schielau nicht ertragen, und darum gehen seiner tödlichen Erkrankung schwere Wochen bitterster Selbstqual voraus. In luziferischer Sehnsucht ruft er in seinen Sterbestunden nach seinem Kinde, das ihm die Gewißheit der göttlichen Vergebung bringen soll. In Gestalt seiner Nichte erscheint es ihm. Er hat sich Konstanze im Leben immer ferngehalten, er haßt in ihr den toten Bruder und fürchtet in ihr die Ruhestörerin. Jetzt bringt sie ihm, von ihm unablässig gerufen, das letzte Erdenglück, einen leichten Tod. Weil er sich in seiner Art strebend, mit sich kämpfend bemüht hat, durfte sie ihn erlösen. Fast schon allem Irdischen entrückt, fällt seine Ichsucht von ihm ab, und er wird, ganz wie sein

1) Zur Technik: Die Raabesche Exposition dient vor allem der raschen Kennzeichnung der inneren Eigenart der Personen.

Bruder Fabian sein Leben lang, von der heiligen Freude des Schenkens erst im Tode erfüllt. Ein Schächer am Kreuz, der Vergebung finden wird."

Derartige zusammenfassende Betrachtungen können als kleine häusliche Ausarbeitungen der Schüler den Gewinnst der Besprechung sicherstellen. Die Aufsätze werden am besten gelingen, wenn man der wiederholt ausgesprochenen Mahnung folgt und den Schülern die möglichste Freiheit in Auswahl und Gestaltung gönnt. Deshalb wird man zweckentsprechend mehrere Themen zur Wahl stellen, die teils auf das besprochene Werk zurückgehen, teils ein anderes zu Hause zu lesendes Werk Raabes betreffen und an ihm die eine oder andere der behandelten Fragen erörtern lassen. Natürlich ist mit den Bearbeitern von Themen der zuletzt genannten Art die gewählte Dichtung besonders zu besprechen. Das ist gewiß eine große Mehrarbeit für den Deutschlehrer, aber wer es mit Leib und Seele ist, wird sich davor nicht fürchten. Gelingt es dem Lehrer, die Besprechungen so zu gestalten, daß sie trotz aller Gründlichkeit den ästhetischen Genuß vertiefen und ethische Wärme erzeugen, so werden von den Begabteren auch schwierigere Themen, wie Siebourg es wünscht[1]), bearbeitet werden können. Dazu bedarf es freilich für die Aufsatzschreiber einer immer neuen Vertiefung in die Dichtung, aber das ist ja das Bezaubernde der Raabeschen Schöpfungen, daß sie dem verständnisvollen Leser gerade bei wiederholtem Durcharbeiten den echten Genuß verschaffen.

Leo Sternberg.

Von **Gustav Herrmann** in Leipzig.

Der beste Gradmesser für den wirklichen Wert aller künstlerischen Schöpfung ergibt sich aus der Wirkung, die sie nach umwälzenden Ereignissen auf uns ausübt. „Gott hämmert ein Volk" hat Sternberg einen Band Kriegsgedichte betitelt — kaum in dem Sinne, aber doch in hellseherischer Vorahnung, wie wir es jetzt an uns erleben müssen. Es gehören viel harte Schläge dazu, aus einem Stück Eisen Stahl zu machen. Blicken wir heute rückwärts auf die Kunst vor 1914, so gewahren wir, wie erfreulich rasch sich das Unechte in seinem ganzen kernlosen Schaumwesen vom Gehaltvollen scheidet. Wir brauchen nur an gewisse höfische Bildnerei und Malerei an den geschäftlich mit Warenhausgeschicklichkeit betriebenen Eklektizismus namhafter Tonsetzer, an ähnliche Baukunst und undeutsche, ins Ungesunde abschweifende Bühnendichtung und Schauspielerei, an Ungeheuerlichkeiten der Lyrik und Romanliteratur zu denken, um uns dessen bewußt zu werden. Schriftsteller, zu denen wir nach allem Erlebnis ohne Scham zurückkehren können, die uns alter Harfen Rauschen künden und zugleich unserem Empfinden Vordeuter kommender Erkenntnisse waren, die für uns Bestätigung in sich selbst, die eigene Probe aufs Exempel sind — haben ihre Berufung erwiesen. Wenn man die Hilflosigkeit unseres Literatentums, den Tiefstand der „Kriegsdichtung" in der „großen Zeit" schaudernd überblickt, freut man sich der wenigen „Gerechten". Eine solche Labsal ist uns Leo Sternberg. Das Wort: Der Stil ist der Mensch hat bei ihm eine Vorstufe. „Du bist, was du wirst durch dein Um-und-um."

---

1) a. a. O. S. 56.

Leo Sternberg, am 7. Oktober 1876 zu Limburg a. d. Lahn, der Stätte bis zur Einsamkeit eigenwillig bodenständiger Kunst geboren, über allerhand Studienferne immer wieder zurückgekehrt zum Urboden, zur Wurzel — übt jahrelang im lärmfernen Wallmerod Amtsrichtertätigkeit aus (NB. auch diese Öde treibt Dichterblüten, siehe „Amtstag" in „Bündnisse"), und auch über Rüdesheim und Karlsruhe werden seine Wege heimführen in den dunkel=märchenschönen Westerwald. In der Welt des Kleinen, nahe an den Quellen der Natur wurzelt seine Kunst, die weltumspannende Arme breitet. Das große Evangelium der neuen Kunst (jetzt unter den Sammelbegriff des Expressionismus gezwängt): Liebe — über alle Grenzen nach oben und unten und alle Breiten — schwebt ihm als Kreuz und Krone voran. Mag Sternberg uns als Novellist, Lyriker, Kunstschriftsteller begegnen — in allem ist er der Dichter, der reine, starke Künstler „an sich". Seine Handschrift ist unverkennbar — runenhaft. Als roter Faden zieht sich hindurch das Zusammenballen des Einzelnen zum gerundeten Ganzen. Vom glitzernden Tautropfen zur Kugel des Weltalls. Es gibt durch häufige, oft auch gekünstelte Anwendung abgegriffene literarische Schlagworte — so das der „kosmischen Sehnsüchte". Ein Etikett, das neuerentags fast jedem Führer eines Fähnleins — heiße er nun Däubler, Becher, Ehrenstein, Werfel, Rheiner — oder zähle er zu den Sturm= oder Aktionsdichtern — angeheftet wird. Welcher eruptiv aus sich schaffende Künstler (und welcher Künstler ist kein Vulkan?) langt nicht nach dem Kosmos als Heiles Ziel und letztem Preis?

„Wölbt sich der Himmel nicht da droben?
Liegt die Erde nicht hier unten fest?
Und steigen freundlich blickend ew'ge Sterne nicht herauf?
— — — — — — — — — — — — — — — — — — — —
Erfüll davon dein Herz, so groß es ist,
Und wenn du ganz in dem Gefühle selig bist —
Nenn es dann, wie du willst, nenn's Glück! Herz! Liebe! Gott!" —

Früher war es der milde Menschenvater mit langem Bart und gütigen Augen — heute: das mechanisierte Kosmos. Die Sehnsucht nach dem nicht von unseren Händen Bewegten, das Bewußtsein der Gegenwärtigkeit einer höheren, erneuernden, stützenden Macht, ohne die wir fallen und die Sterne im Raume stürzen, haben sie alle — haben wir alle. Auf die Umsetzung dieses Naturgefühls in lebenerhaltende, vorwärts drängende Kraft kommt es an. Solcher Angelpunkt, den die niederbrausenden Massen der Weltwunder ausheben und das „bestirnte Staunen" in zeugende Bejahung und immerwährenden Trieb umwerten, ist der Dichter Sternberg. Aus dem großen All schöpft er die Macht, sich in und aus dem Kleinen wieder hinaus und hinauf zu wirken ins Unbegrenzte. Daher die satte, lyrische Grundstimmung in dem orgelstark dröhnenden Akkord seiner Gesänge, das organisch Kristallisierende seiner Prosa, das poesiedurchtränkte Selbst seiner Forschersprache auf kunstkritischem Gebiete. Wer den Strömen nachgeht, die zwischen seiner künstlerischen Prosa und seiner Kunstkritik fluten (z. B. „Schloß Friedewalt" im „Westerwald" — sowie die dramatische Schilderung des Dombaus, die Historie vom Einzuge Kaiser Maximilians, die balladenhafte Erzählung von den Geschicken der „schwarzen" Glocke in „Limburg als Kunststätte"), den wird dies nicht wundernehmen. Wir sagten schon: Aus dem All schöpfen — um sich in und aus dem Kleinen, Kleinsten hinaufzuwirken — zum Urquell. Mit der besonderen Betonung auf „sich". Der durch den eigenen

Filter neu gewonnene Wert in persönlichster Ausstrahlung. Das ist auch der selbsttätige künstlerische Vorgang, der den anfänglichen Impressionisten zum Expressionismus durch das eigene Fegefeuer hindurch geläutert hat. Wer nichts „erlebt" im Sinne eines „Erwerbens", ist kein Mensch, wer am Erlebten nicht leidet — kein Künstler, wessen Künstlers Erlebenswunde keine Perlen trägt — kein Dichter. Sternberg lebt und leidet — um solcher seiner Frucht willen. Ernst Hohenemser sagt im 406. seiner Aphorismen: Das Wort „Ausdruck" hat eine wundervolle und eigentlich buchstäbliche Bedeutung für die Kunst. Es besagt, daß Inneres mit Druck, d. h. gewaltiger Kraft nach außen gepreßt wird. Alle Kunst ist Ausdruck. — Eine glasklare Begriffsbestimmung des viel mißhandelten Schlagwortes: Expressionismus. Der natürliche Vorgang für den Künstler wird aber immer den Eindruck, die Impression, als erste Entwicklungsstufe voraussetzen. (Erst ein taubstumm, blind und ohne Tastsinn geborener „produktiver" Künstler könnte uns eines anderen belehren.) Wie dieser stets vorabgewonnene Eindruck, künstlerisch innerlich verarbeitet (auch schon im Vorgange des Erschauens!) nach „außen gepreßt" wird, als eigenes Geschöpf wiedergeboren die Wesenszüge des schöpferisch-schaffenden Mittlers trägt — das macht den Eigenwert des Künstlers aus, ist sein „Ausweis" vor dem Richterstuhle der Zeit. — Sternbergs „Personalpapiere" sind in guter Ordnung. Bemühten wir uns bisher, die Umrisse zu zeichnen, so wird uns eine nähere Beschäftigung mit seinen einzelnen Werken und seiner umfassenden Begabung (schöpferisch auch in der Wiedergabe) reiche Gelegenheit zur Vertiefung des Bildes geben.

Wir streiften schon die Tatsache, die den echten Künstler kennzeichnet: daß Sternbergs Prosa auf kunstkritischem Gebiete ebenfalls der Dichtung (als Selbstzweck) gleicht. Der erste Satz im „Westerwald" (Verlag August Bagel, Düsseldorf 1911): „Alle Schönheit liegt im betrachtenden Auge, und wer sehend ist, wandelt überall im Lande des Schönen" kündet den Willen zur Schönheit. „Freude ist Ja — und Ja ist Licht!" sang der gefallene Maler-Dichter Karl Thylmann — ein im inneren Schauen und bejahenden Ausdruck Sternberg Verwandter. Eine Textprobe wird mehr sagen als alle Beschreibung dieses kunstkritischen, die Eigenheiten eines Landes und seiner Kultur modellierenden Sprachstils: „Wohl siehst du ... aber was über den Jahreszeiten steht, das ist: die Unendlichkeit des weiten Horizonts mit seinem erzglänzenden Lichtgürtel über den Bergen; das ist die Einsamkeit, wie sie mit Riesenvogelfittichen über die oberste Kuppe der Weltkugel streicht; das ist die Traumgebundenheit einer eben erst aus dem Schlummer sich aufrichtenden Welt, deren Träume noch kein Künstler erlöst hat; das ist die norwegisch-elementare Heidnischkeit einer Landschaft, die mehr den Urgewalten des ewigen Windes und der Wolken, den Nebel- und Felsengeistern zu gehören scheint als den Menschen, deren kleine Siedelungen mitten herausgehauen sind aus dem ursprünglich alles bedeckenden Wald ..."

Tief hinein müssen wir uns lesen in „Schloß Friedewalt", ehe wir entdecken, daß es nicht ein spannender kulturhistorischer Roman ist. „Da wußte ich, daß das Blut des Geschlechtes aus der Rotdornwildnis des Nachtigallentales zu mir sprach ..." Ecce poeta! Gleicherweise in der Schrift: „Limburg als Kunststätte" (1911, A. Bagel). Nicht einer trocknen Bestandsaufnahme von Kunstschätzen und Kulturgütern oder allenfalls einem liebevollen Sichhineinversenken und Beschreiben stehen wir gegenüber:

aus steilen Kalkfelsen türmt Sternberg Wunder heraus, werdend, wachsend, vollendend und vollendet — sein Limburg. Wir sehen den Boden urbar machen, die donnernden Wagenzüge Stein auf Stein zum Dombau herbeischleppen, vernehmen beim Anblick der alten Domglocke deren schwarze Schicksalsbestimmung, hören Unheil über Unheil einläuten, erleben die Schrecken und Folgen des unserem Gedächtnis jetzt wieder gar zu lebendig gewordenen Dreißigjährigen Krieges. — Nach der Heilands-Bruderliebe Franz v. Assisis ziehen die Flagellantenscharen, bald gefolgt von Tanzwütigen (1919??), an uns vorüber. Und so wächst und wird alles— wie die Schichtenreihe unserer Erdmutter. Jede Steinfigur am Domportale, jedes Reliquiar, jede Inkunabel — alle hervorstechenden Häuser, alle malerischen Gassen erzählen ihre eigene Geschichte. Dem Werdegange gemäß; ein blühender Baum, der von Stürmen gerüttelt Blätter und Äste verliert, um neu erstarkt sein schattendes Dach über Nachfahren zu breiten. Einen aus seinem Rahmen herausspringenden Holzschnitt zeigt uns Kaiser Maximilians prunkender Einzug, Balladenton braust aus der Schilderung vom Einzuge einer höllischen Majestät: der Pest. Dieses zur Beleuchtung von Sternbergs kunsthistorischer Prosa herausgeschnittene Stück ist auch („Die schwarze Glocke") in dem Auswahlwerke „Du schöner Lärm des Lebens" (B. Behrs Verlag, Friedrich Feddersen, Leipzig-Berlin) abgedruckt. Mit richtigem Gefühle läßt man dort dieser kritischen Arbeit die Balladen folgen — sie stehen zum größten Teile besonders dem Limburgbuche näher als die später uns begegnende Novellistik.

Sternbergs Balladenstil ist mehrfach an dem der Fontane-Herder-Strachwitz gemessen worden. Soweit es sich nicht um vergleichsweise Beurteilung der Eigenart handelt, mit der sich der Verfasser schottischen Bardenstoffes bemächtigt hat (sein Studienaufenthalt in England gab ihm hierzu reiche Gelegenheit), will uns jede Parallele fehl am Ort erscheinen. Die früheren Wiederbeleber dieser Inselballadenkunst waren sozusagen Übersetzer. Sternberg aber hat sich ihrer mit der Kraft seiner eigenwilligen inneren Anschauung, wie wir sagten, „bemächtigt", sich zu ihrem Herrn gemacht und die Inselbegrenztheit ins Ungemessene zersprengt. Dieses Dichters Schottenheldensänge unterscheiden sich von seinen deutschen und noch enger gefaßt — Westerwaldballaden nur durch das Kleid. Die schottischen atmen Nebel — gaukeln Heideirrflämmchen über die Brüche des rittersagenhaften, wilden Eilands —, während beispielsweise in den westerwäldischen „Drei Raben" die kristallklare Bergluft des Winterabends um die uralte Eiche sich wie eine Glocke rundet, unter der nornenhafte Töne ohne Ende spinnen. Der Naturpantheismus, Sternbergs Religion, von der Steinhalde bis hinauf in die wandernden und ruhenden Sterne, ist die treibende Kraft seiner Balladenkunst, die er selbst zum „Heldenring" (B. Behrs Verlag 1916) gerundet hat. In starkem Drucke ballt der Dichter seine Stoffe zusammen, um sie mit dramatischer Wucht (bei aller oft lapidaren Grundlinigkeit der Mittel) nach außen zu strahlen. Jäh und sprunghaft, doch voll innerer mythischer Zusammenhänge. Bardenlieder. „Der König der Schmerzen" beginnt:

„Zauberharfen sind in den Felsen von Wales.
Alle Felsen von Wales füllt Harfenton.
Seinen Bardenthron hat jedes Tal, aber größer ist keiner als Carlleon.
König Arthur im ewigen Apfelblütenhain seiner rosigen Meerinsel hat ihn geweiht,
Und wer zu dem Thron des Unsterblichen steigt, empfängt den Kranz der Unsterblichkeit."

Wuchtig-schwer. Das ewige Stirb und Werde rauscht. Alles in dunkle Sammete gebettet. Darauf der heißrote Sonnenblick — Sehnsucht nach höchstem Ruhme. Alles Auge.

„Baston, der Barde“ treibt zu Lärm und rhythmischen Taumel:

„Stehn die Zelte des englischen Lagers am Bannock,
oder Zelte zum Jahrmarkt und Buden zum Hallo?
Kreischen sämtliche Katzen der Welt durcheinander,
oder quäken die schottischen Dudelsäcke so? — —“

Der großartige Dialog „Venus und Christus“, mit seinen Überkreuzungen zu Maria-Magdalena und Apoll — ein klassizistisches Zeugnis der schönheittrunkenen Dichterseele in ihrem ewigen Kampfe zwischen Erde und Himmel. Im Tode „Wilhelms des Roten“ und gar in „Bismarcks Geschlecht“ kündet sich die Klaue des Löwen für eine Aufgabe an, die den meisten (und vielgerühmten!) zur Klippe ward: dem amusischen Ungetüm „Krieg“ dichterisch beizukommen. Nur wer in diesem Orgiasmus der Vernichtung mitwirbelte, kann die schauerliche Schöne des Vorwurfes fassen. Wie wenige hat Sternberg es verstanden, ein Gefäß für diesen Ursaft, eine kristallene, reine Schale zu finden, in der es leuchtet vom Herzblute des Erlösers.

„Gott hämmert ein Volk“ (B. Behrs Verlag 1916). Dieses Kriegsbekenntnis ist ein Gegenstück zu Josef Winklers machtvollem „Ozean“. Groß und hart, wie die Losung eines himmlischen Soldaten. „Christus“ (im Nachen):

Da schlugen Wogenberge über die schwache Planke,
und die entschwindende Stimme rief:
„Der Hocherhabene über seinen Sohn,
der Vater kommet — im Krieg!“

Aber auch diese flackernde Glut kann die milde Seelenflamme nicht überstrahlen. „Der mobile Nußbaum“ (der gezeichnet wurde, um zu Gewehrschäften zerschnitten zu werden):

„— — — — Ich erwachte und sprang an das Fenster
und weinte vor Freude, als ich dich mit den Blüten der Sterne
in laublosen Zweigen klar vor dem Himmel erblickte,
als hättest du dich bekränzt und verscheuchtest den Schlummer,
jede Stunde noch auszukosten, die das Schicksal dir ließ,
mein Kamerad! — —“

Und letzter Weisheit Schluß ist wieder die Rückkehr zum Makrokosmos — nicht „ein“ Krieg, ein Ringen zwischen Völkern, spielt sich vor des Dichters innerem Gesicht ab — es ist der Urkampf alles Seins. „Die Sieger“:

„Nun ringt ihr erst — — — —
und hört in Wurzeln und Wipfeln den Urgesang
des alten Kampfs, dessen Blitz das All durchgrellt,
und werft den Siegesmantel in die Winde,
seid nur wie Meer und Feuer, Sturmwolken, Mond, Gesinde
des Gottes, der die Wage des Lebens hält.“

Wir fühlen: auch das Kriegserlebnis, so gewaltig es sei, ist diesem Geiste nur Übergang, nur eine Stufe — er wird „ins Auge der Ewigkeit“ (Flugbl. rhein. Dichtung, Carl Salm, Cöln 1917) blickend immer nur Heimstatt auf den Höhen finden, wo ihn der „Weltgesang“ umbraust (B. Behrs Verlag 1916). Wie das ätherische Licht

mit vielfach größerer Schnelligkeit den Luftraum durchfliegt als der Schall, hat uns das Farbenspektrum des Lyrikers Sternberg schon dahin gezwängt, wo sein heißes, den Weltmächten in frömmster Liebe ergebenes Herz uns haben will — ehe sein Wort plastisch ausformt. Der Tänzerschritt des Geistes eilt der Wucht des sich Verkündenden voraus. Gefühl ist alles — aber nicht das kleine, nichts-als-menschliche: das Herüber- und Hinüberfluten von Äonen zu Äonen — im Unendlichen —. Daher das edel Beschwingte, weite Flügel-Breitende. Der Dithyrambus, dessen Vater nicht Bacchus oder Dionysos heißt —, sondern allewiger, im Kleinsten gegenwärtiger Weltgeist. Trotzdem steht Sternberg fest diesseits, im schönen Lärm des Lebens — das schützt die Töne seiner Leier vor verschwirrender Ekstase. Firner Wein — mit dem Gärtriebe des Mostes. „Im flutenden All" und „Werdezeit":

„— — — — — Ein dunkler Körper die ganze Welt . . .
Aufrauscht als Stimme aller Dinge
der Wind . . . Was alle Atmenden schwellt,
spannt auf der Riesenwolke Schwinge
sich himmelentlang.
Auch ich entflohen schon in den Raum;
ich fühle kaum mich selbst mir bleiben . . .
Der Geisterheerstrom schleiert von Saum
zu Saum, bis alle mit ihm treiben
im Weltgesang."
— — — — — — — — — — — — — — — — — — — —

„— — — Ins Grundwasser rauschen
die Säfte und raffen
Atom zu Atom.
Vermischen, vertauschen,
verjüngen, erschaffen
im ewigen Strom." —

„Blut" — sein eigenes, wie der fallende und wieder verdunstende Regen niedertauend und wieder sonnensehnsüchtig dargebracht spricht mit tausend Zungen:

— — — „Es sprach mein Blut: Was wanderst du?
Ich lauschte auf und merkte bald:
Es sprach mein Blut mit Welt und Wald.
Sie kannten sich. Und hin und her:
„Grüß Gott! Wie, kennst du mich nicht mehr?" — — —

Und auf die letzte, immer wiederkehrende bange und drängende Frage an das Weltall: Wann wir wohl wieder Eines werden — gibt sich der bejahende Dichter selbst die gläubige Antwort. „Erwachen":

Geduld, du Glühender!
Wie aus dem Urgestein
erwachst du eines Morgens wieder.
Der Mensch ist fortgeschlafen aus deinem Blut.
Kein Erinnern wird sein,
und auf deinem Nacken ruht
die Erde wie ein gläserner Ball.
So wach im Traume warst du nie:
Du hörst bis in die Weltgrundmelodie;
in delphischer Starre schaust du in das All."

Heimkehr. Zum Wiederbeginne des ewigen Kreislaufs — in stets erhöhter Vollendung.

Bedarf es noch eines Beweises für das starke, ins Genialische langende Künstlertum Sternbergs — (der wahre Künstler ist stets schranken- und maßlos, wirkt und lebt sein Künstlertum im Alltäglichen, wie in den übersinnlichen Augenblicken des Schöpferrausches), so nehme man neben seiner elementaren Lyrik einige seiner

Prosawerke: „Der Venusberg" (B. Behrs Verlag) und „Bündnisse" (Axel Junker Verlag, Stuttgart) zur Hand. Die Prosa eines Schriftstellers erweist erst den Edelgehalt seines Könnens. Im hymnischen Schwunge eines Gedichtes fortzureißen und den schon innerlich abgestimmten Hörer und Leser zu bannen, mag manchem zufallen, gelingt heute noch vielen (und nicht wenigen davon als Leuchten hochgehaltenen), die kaum einen Satz in unverfälschtem Deutsch schreiben können, das unsere Sprache als Rasseeigentum nicht vergewaltigt. Sternbergs Prosa ist sauber und rein, wie kristallischer Schnee. Aber ohne seine Kälte: unter der Decke glimmt Glut und oft freudezeugender Humor in eigenwilligen Satzgefügen. Die Worte sind Eigengut, persönlich — ohne zum snobistischen Kniff hieroglyphenhafter Neubildungen zu greifen, ist der Autor auch wortschöpferisch. Für seinen Stil sind Gottfried Keller, auch (wegen des bisweilen phantastisch-grausigen Halbdunkels wie im „Müller Heibel") E. Th. A. Hoffmann als geistige Vorfahren genannt worden. Will man diese an sich unfruchtbaren Parallelen, die uns allenfalls das überholte „Woher", aber nicht das „Wohin" aufzeigen, vermehren, so könnte man noch Theodor Storm nennen, mit dem Sternberg neben dem wechselnden, stets echt gesehenen „Milieu", der Vielverschlungenheit der Motive vor allem den satten, bodenständigen Heimatgrundton gemeinsam hat. Seine Nerven sind aber viel verästelter, Sternberg, wurzelnd im Moosboden seiner Wälder, hat die großen Vögel mit Tragflächen, den mechanisierten Dädalustraum, erlebt, ihm ist kein ikarisches Geschick vorbestimmt; als Mensch und Dichter ein wissend-schauendes Kind seiner Zeit belebt er die Geschöpfe des Menschengeistes mit dem Odem der Gottwesen, hat eher den entschwindenden Auftrieb ins Unendliche als die schwere Kraft wieder hinab zur Erde. Der größte Teil seiner oft den Empfängniszauber der Skizze an der Stirn tragenden Novellen sind in einem bezwingenden Zeitmaß geschrieben. (Die „Eisfrau" dramatisch, „Der Gesandte von Bismarck" episch angelegt.) Nicht im nervenzerrütteten Gestammel, gejagt von Vollendungsängsten (eine Beunruhigung, die uns unsere Jüngsten oft nicht ersparen) — im kraftvoll gedämpften Langsprunge eines in seinen Überschüssen zurückgedämmten Blutpferdes. Oft wie gestaut — dann um so unaufhaltsamer weiter. Dabei geführt von sicherem Zielinstinkte und gutem Geschmack. Nie ins Kolportagehaft-Kinomäßige abgleitend. (Abermals: „Müller Heibel" und „Eisjungfrau"). Über Dunkelheiten mit geschlossenen Augen zum Lichtufer hinübersetzend. Die drängende Schwerkraft seiner Sprache und das nie wurzellos Verstiebende seiner Vorwürfe und Themen geben die rechte Saat und Frucht. Wann der Boden je einmal schwindet, schreitet der Instinkt somnambul weiter — Schlafwandler stürzen nicht. Wo die Wege ins Heitere führen, glänzt die wärmende Tiefe des Himmels auf frohem Goldgrunde; wo sie im Düsteren landen, hebt uns heilandhaftes Mitgefühl aus Zerknirschung und Wirrnis auf. Alles Menschliche ist letzten Endes auch göttlich. Finden wir in den „Bündnissen", die ebensogut den Titel „Luftschlösser" führen könnten, hier und da Tendenz, so sind die Rheinischen Geschichten „Der Venusberg" ganz in Kunst „an sich" gelöst. Viel Jugend, auch irdischer Widerstreite bereits bewußt, pulsiert in den „Bündnissen". Intuitives Schauen in die Mädchenseele ("Manneszauber") — in die Märchenschwere der Knabenphantastik („Der Schwimmer"). Daneben bildhafte Ausschnitte von der Feinlinigkeit eines Spitzweg („Der Übersetzer" — der uns unter Lächeln in all seiner Unbeholfenheit rührt), die schon den

geruhigten Pinselstrich der Reife andeuten. Voll von solchen Köstlichkeiten sind die „Rheinischen Geschichten". Oft geben dort des Dichters kunsthistorische Studien den ins Bild rahmenden Untergrund. „Der Venusberg", ein Dithyrambus, ein Hohelied der Bestimmung des Weibes zur Schönheit — auch der Äbtissinnen und Nönnchen! „Müller Heibels" Rembrandtgemälde: die Tragik des von Gott und Menschen vergessenen lebenden Leichnams, der zum Schlusse wie eine rote Anklage am Nachthimmel verflammt. Ein düsteres Schlurfen. Dann die Eisjungfrau, Ritza Perabo, vielleicht eine der stärksten Visionen. Als Maskenteufelin — Urteufelin im Geblüt, schreitet sie wie eine Heilige über das donnernde geborstene Schiebeeis des Rheines — dem mänadischen Taumel zu. Keine der gierig langenden Fäuste kann sie greifen. „Die Geflügelte aber, der Schrecken lachend, riß mitten im tollsten Wirbel die Fenster auf und schleuderte ihren höllischen Schürhaken dem brüllenden Eis in den schnappenden Rachen, daß der Jubel ihres trunkenen Schwarmes das Donnern der Elemente laut übertönte. Und auf der am weitesten hinaus gebauten Ballterrasse, wo die Wasserfluten unter ihren Füßen klopften, tanzte sie, von Arm zu Arm fliegend, bis ihr der Atem verging, über den besiegten Strom." Symbolistik — mit dem zweiten Gesicht; hinübergrenzend zur Tragikomödie („Das Kind"), dem Befreiungsschrei der tiefinneren, herzblutenden Moralisten, die, von der blinden Alltagsmenschheit verkannt, als amoralische Ungezügelte verschrien werden. Hier hat Sternberg seine stärkste Eigenart, schreitet in das Stammland der Shakespeare-Tantaliden, das einem Kleist—Wedekind Zuflucht war vor dem Leben. Von hier aus hoffen wir ihn wieder zu vernehmen, wenn er sich über den stürmenden Gewittern dieser Zeiten zur verklärten Heiterkeit durchgerungen hat, die um das Haupt an und um sich Vollendeter fließt. Denn sein tiefdeutsch fühlendes Gemüt wird jetzt leiden, wie wir, wird aber festhalten am Urstamme und sich nicht verwehen lassen. Sternberg scheint berufen, ein Erzieher des deutschen Volkes zu sein. „Küsten" ((1904, B. Behrs Verlag), „Fahnen" (1907, ebenda), „Neue Gedichte (1908, Cotta) — ferne Sehnsüchte, flatternde Wünsche. Aber schon in der „Nassauischen Literatur" (H. Staadt Verlag, Wiesbaden), wo er stammesbewußt in schöpferischer Kritik ein Heimatbuch schafft, ist er Bekenner: Ans Vaterland, ans teure, schließ dich an — das halte fest mit deinem ganzen Herzen! Und eine Weissagung möge ihm gelungen sein im „Gesandten von Bismarck" (aus den Rheinischen Geschichten) — ein Blick auf den, der da kommen muß und wird. Nicht politisch-historisch — im weitesten menschlich schöpferischen Sinne! „Da warf er sich in die Flut und tauchte bald wie ein Rheingott in der Ferne auf ... Und während der schäumende Wogenfall durch die Stille donnerte, da fühlte er, wie er dem ganzen Lande angehörte, wie seine Arme erstarkten, indem er spielend die Flut bezwang an einer Stelle, wo die Strömung reißend den gefährlichen Felsenbänken entgegenschießt; und wie in seine Schultern die Kraft strömte, das Schicksal des geliebten Landes zu tragen ..."

Sternbergs höchste Aufgabe ist es, das zu erfüllen, was wir von ihm in dieser Schicksalsstunde erwarten: dem verjüngten Deutschland ein geistiger Führer zu sein, wie er ein Hindeuter auf die kommenden Werte neuen Lebens war, die in Wahrheit die einzigen Ewigkeitswerte sind. Pflicht seiner Stammesgenossen — ihn zu kennen und liebend zu erfassen.

Welt- und Lebensansicht in den „eisernen Sonetten".

Von **Karl Blume** in Berlin.

Schon einmal sind in dieser Zeitschrift die „eisernen Sonette"[1]) besprochen worden. Harring tritt[2]) begeistert für sie ein. Das Büchlein, „Das Hohelied der Arbeit, der Tatkraft und Pflichterfüllung", wünscht er in die Hände unserer heranwachsenden Jugend. Außer „wunderbaren, oftmals geradezu überwältigenden Bildern der Phantasie" soll sie Wille zur Arbeit, zur Pflichterfüllung und Lust und Freude am Leben darin finden und daraus schöpfen.

Bei der Wichtigkeit, die Harring dem Büchlein zuschreibt, die es auch wirklich besitzt wie jede ernste Äußerung, die in die Hand eines jungen Menschen kommt, ist es vor allem not, uns klar vor Augen zu stellen, was den Verfassern die Hauptsache ist. Harring, der auf die Gedichte eingehen wollte im Hinblick auf das Thema „Lyrik und Technik", brauchte das nicht; allerdings hat auch er sich diesem allenthalben hervortretenden Wesentlichsten nicht entziehen können: der Schwerpunkt der eisernen Sonette liegt in der Welt- und Lebensansicht. Prüfen wir diese, so werden wir Harring nicht beistimmen können in dem, was er von der Lesung der Sonette für die Jugend erwartet; es sei denn, daß sie, denkend, das dort gefundene Bild in sein Gegenbild umformt.

Anreiz zum Denken nämlich — diese Bemerkung sei noch gestattet, ehe wir den in 69 Gedichten zerstreuten Gedankeninhalt gestalten — gibt das Büchlein vielfach; enthält es doch eine Menge von Widersprüchen, ein Nebeneinander von Lebensansichten, wie es größer kaum gedacht werden kann. Ein Hineinlesen in diese Gegensätze und ihr Durchdenken wird den Schüler dazu bringen, Schein und Sein, Wort und Wirklichkeit zu unterscheiden, was besonders heute von Bedeutung ist, wo so oft das Handeln dem Wort nicht entspricht, ein Einzelnes sich für das Ganze ausgibt und die Begriffe verwirrt. Meine Darstellung bemüht sich, einen Zusammenhang der einzeln ausgesprochenen Anschauungen aufzuzeigen, soweit es nur möglich ist. Erreicht wird dies Ziel aber nur teilweise, manches bleibt außerhalb der Reihe, und der oder jener Ausspruch wird gar nicht verwertet, der gar zu sehr auf fremdem Boden gewachsen ist. Die Hauptsache, vor allem das, was dem Verfasser die Hauptsache zu sein scheint, ist in den folgenden Zeilen dargestellt.

Eine neue Zeit ist heraufgekommen und ändert der Erde Antlitz. Wogende Kornfelder weichen zurück vor der häusergroßen getürmten Stadt, gigantisch brütet sie wie Gespenster, stickig dunkelgraue Dunstwolken lagern über dem Lande, das sonst unter wohlig frischer Luft ruhte. An Stelle des alten grünen Waldes erhebt sich der Wald der Schlote; Speicher, Lagerhallen, Packhäuser, Werfte sind die Burgen

1) Insel-Bücherei Nr. 134.

2) Im 1. und 2. Heft des Jahrgangs 1918. Diese Entgegnung scheint verspätet, weil die Schriftl. Herrn Direktor Harring Gelegenheit zur Entgegnung geben wollte. Nachdem Herr Dir. Harring jetzt an seine Arbeit zurückgekehrt ist, erklärt er von einer Auseinandersetzung über politische und soziale Anschauungen absehen zu müssen; „die pädagogische Frage aber, ob man die Eisernen Sonette mit Primanern lesen kann oder nicht, ob sie daraus Pflichtgefühl lernen können oder nicht, macht am besten jeder mit sich selbst ab. Für uns Deutschlehrer im Industriebezirk wüßte ich jedenfalls nicht leicht ein Buch, was die Schüler so unmittelbar angeht und auch fesselt wie das vorliegende".

der neuen Zeit; um wahnsinngroße Kolosse, Wandabgründe der Weltstadt, steigen die Sterne wie um einen Berg. Die Erde lebt neu: Flöße, Personen-, Frachtdampfer auf Strom und Meer tausendfach; Fluß und Tal überspannt in hohem Bogen von der Brücke, die lebt, anders zwar als Mensch und Tier, und über sie fährt in schwindelnd wilder Schnelle der Zug; und durch die Luft zieht das Luftschiff und nimmt der Flieger seinen Weg. Lärm ist in die Welt gebracht. Es braust die Stadt wie von offenen wilden Meeren; Stahlwerk, Schweißwerk, Walzwerk wüten mit Urweltheulen, Blitz und Donner verpuffen, vergehen ungehört.

Die Veränderung der Erde führt mit sich, wenn auch keine Veränderung der Naturgewalten, so doch eine solche ihrer Wertung. Erst jetzt, wo der Menschheit Tatkraft die Erde umschafft, kommt die Sonne wahrhaft zur Reife; Gewitter, Blitz und Donner verblassen vor dem Lärm und Glühen des Stahlwerks und verlieren ihre Schrecken; der Tod, der alte Sensenmann, der auf den einzelnen lauerte, entläuft, kopflos, sensenlos, wenn die Explosion hunderte, tausende Opfer fordert.

Auch für höhere Begriffe der alten Zeit ist kein Raum mehr. Uralt heiliger Mythe Glanz erlischt. Kein Platz ist für den Gott, der hinter Ahnen schreitet; mag er nach alter Gewohnheit mit seinem Volke zürnen: Vom Stahlwerk strahlt der ganze Himmelsrand — Der kleine Gott tobt wie ein Komödiant und zieht rasch ab. Und so verziehen sich seine Himmelsgenossen, die Engel, die, verirrt im Nebel, entsetzt, schreiend um die Bogenlampen schwirren. Sie sind machtlos geworden, und selbst am jüngsten Tage dringt ihr Schreien und Posaunen nicht zu den Ohren der Toten,

> Das Hochwerk donnert mit lebendiger Macht,
> und die Maschinen sausen weiter durch die Nacht.

Noch gibt es Menschen, die am alten Glauben hängen; aber sie zerschellen alle. Da ist einer, Samson, der des Teufels Werk in dem Neuen erkennt: „Hör ihr Gekreisch, hör ihre Götzen brüllen, in meine Blindheit fällt Baals Lichtergleißen, ich will die Größe deiner Macht enthüllen!"

> Und er begann mit Wahnsinnswut zu reißen,
> Sein Körper krachte — und er sank — er schwand
> Erzüberflossen hin — zum Stumpf verbrannt.

Auch der Träumer weilet noch, der sieht vom heiligen Berg den Gral leuchten, hebt steil, betend, sein rubinrot Schwert, er hört der Templeisen gewaltigen Chor und ruft, ruft: Titurel!:

> Aufbraust das Schweißwerk mit unbändiger Macht[1]),
> Morsch bricht vom Knauf das alte Wundereisen,
> Verklungen weht ein Schemen in die Nacht.

Es ist keine Zeit für Phantasien und Träume. Wie die Maschinen unaufhörlich donnern, Tag und Nacht, so sind auch die Menschen in rastloser, ruheloser Arbeit begriffen. Die Führer fronen wie die vielen täglich um Lohn und Brot, auch sie gehen in Schacht und Werkmaschinen, die Führer der Zehntausende, ja der Völker, die um die Welt wie Riesen ringen, Eiserne, Hansa-Leute, Maschinenmenschen. Sie alle sind der Arbeit verfallen:

> Und lockten uns mit Pfaun und Papageien
> Granatbäume auf goldsmaragdner Wiese,
> Wir könnten uns der Muße nicht mehr freuen,
> Wir bauten einen Schacht im Paradiese.

---

1) Hier, also gerade an der entscheidenden Stelle, bricht die Harringsche Deutung des Sonetts ab. Sie ist auch insofern falsch, als es dem Dichter niemals einfallen wird, in dem Schweißwerk den Gral zu sehen.

Ist aber dieser Arbeitstaumel auch wirklich die Befriedigung der Menschen? Von seiner Scholle verdrängt, muß der Landmann auswandern, will er nicht in den Händen der Industrie dem Alkohol verfallen, und mit dem Landmann ist auch die Geruhigkeit und Menschlichkeit der Arbeit gewichen. Maschinenmäßig tun die Menschen ihre Arbeit, zu Tieren werden sie, wie Urtiere leben sie im Gestein, nackten Leibes; die Augen stieren durch Glühen. Schweigend zieht die Schicht — Zehntausende — ins Werk; ein wild hohläugig Heer von Krüppeln sind sie alles in allem. Nicht um der Arbeit willen mühen sie sich so ab, die Not zwingt sie: Notdurft, Gier und Wut erfüllen ihre Seelen, wie Hohn klingen ihnen die Worte: „Ihr Kindlein, liebet Euch", und sie gehen unter in dem Brüllen des Volks:

Wir wolln nicht Jenseits, Liebe nicht — du Knecht
der Pfaffen, gib uns Brot und Recht, nur Recht!

Die anderen, die Führer, die nicht der Hunger und die Not zwingt, scheinen zwar nach gelegentlichen Äußerungen zu schaffen aus Lust an der Arbeit selbst. Besonders lieben sie die Arbeit als Kampf, sie, die sich tatbrünstige Vorwärtsmenschen nennen, ungebrochene Naturen, ungeduldig fiebernd, wann der Kampf beginnt auf dem Weg, den andre noch nicht fuhren, — sie selbst die Tat, die Leidenschaft. Aber es gibt auch für sie andere, wichtigere, erfolgreicher treibende Kräfte: die Lust nach Macht und nach Genuß. „Gebt uns Macht und Fracht", rufen sie. Sie sagen es selbst: geheim dürsten sie nach Ruhm und Reichtum; der Reichtum gibt die Macht, die sie besitzen wollen, gleichwertig der Hausmacht souveräner Fürsten, ja gewaltiger als diese. Hinter sich sehen die Herren der Industrie sich der Völker Wogen stauen, und mit Höchstgefühl von Macht rufen sie:

Krieg oder Frieden, wir sind's, die sie melden.

Durch Arbeit Herrscher sein! Das lockt sie, treibt sie zu immer neuer Tätigkeit, — und daneben ein anderer Satz ihres Glaubensbekenntnisses: Freude ist der Sinn des Seins! Nur der Reiche kann in dem Maße, wie sie es tun und wollen, alles Schöne des Lebens, der Erde genießen. Sie kennen den stillen Zauber des Heims, bei Zigarre und Wein, der Stunde, wo die Lampen flämmern mit gedämpftem Strahl, Rodin und Rubens funkeln auf der Diele, und tief im Park beginnt die Nachtigall. Sie kennen aber auch die Schönheiten der weiten wilden Welt: den Kampf im Boot mit der steifen Brise der See, das Ringen mit dem Hochgebirge um seine Schätze, die laue blaue Tropennacht haben sie durchfahren, und wie auf Bergeshöhe standen sie auf dem Astoriahotel der Riesenstadt Neuyork. Und höher noch trägt sie das Luftschiff, das Flugzeug. Nichts ist ihnen unerreichbar:

O Traum der Fülle, o glanzgroßer
Sturm der Erscheinung und Gestalten,
Wie denn vermag ich dich in Stille ganz zu halten?

Laßt uns die goldenen Weiden schweifen,
Laßt uns die Sterne wie Früchte greifen,
Schlürfend vom Überfluß allen Seims,
Freude ist der Sinn des Seins.

So hat die Zeit, in der die Arbeit schreit wie nie, zwei Schichten der Menschen gegeneinandergestellt, nach Brot und Recht schreiend die eine, alles beherrschend, alles genießend die andere. Der wilde Schrei der ersten wird kühl überhört, kühl abgetan: All-Gleichheit — schöner Pöbeltraum! Aber auch Gerechtigkeit gibt es nicht; nur Notwendigkeit. Notwendigkeit ist diese Vertierung der einen Hälfte der Menschheit, und zum Troste sagt man ihr: Gemildert, folgsam, wirst du mit uns groß, doch gleich? — Was er auch treib' und tu', jeder sein Teil, auch du formst mit, auch du, jeder erfülle sein notwendig Los. Notwendigkeit nennen die Führenden auch ihr Geschick: „Wie wir verworren, getrennt wanken zu dunklen Zielen! Nur eins, als Trost der Pflicht, hält uns bereit: Notwendigkeit ... Gerechtigkeit?" Gerechtigkeit

gibt es nicht mehr, denn es gibt kein Menschentum, dem jeder zustreben soll. Die vielen sind nicht ebenso Mensch wie die Führenden — die eine Schale trägt nur wenige, doch die wenigen ziehen die andere Schale hoch, die voll von Volk —, und wird einer von ihnen geehrt, nun, so gemäß seiner Art:

Ein Arbeiter im Stahlwerk fiel und schwand
in glühend Erz, kein Odem kam heraus;
wir schmiedeten's und gossen's blank und hart
zum Block, und drin mit Hirn und Hand
steht er als Eisenkloß vor meinem Haus.

Wo nur Hirn und Faust herrschen, da hat der Mensch keinen Wert außer dem seiner Körper- und Verstandeskraft.

Ich glaube nicht mit Harring, daß die Schüler aus den eisernen Sonetten Pflichtgefühl gewinnen. Denn dazu genügt es nicht, daß ein- oder zweimal das Wort Pflicht ausgesprochen wird, nein, die sämtlichen Äußerungen müssen von dem Pflichtgedanken getragen sein. Das ist aber in den Sonetten gerade nicht der Fall. Eher möchte ich Harring zustimmen, wenn er meint, die Freude am Leben werde dem Lesenden aus den Gedichten erwachsen. Er wird Genuß finden an schaffender Kraft, an Tätigkeit und zielbewußtem Wollen; das wird unmittelbare Wirkung des Lesens sein. Wo aber die Freude am Leben, an der Welt betont wird in den Gedichten, da, finde ich, geschieht es nicht in einer Weise, daß man mit Recht Gottfried Kellers wundervolle Verse: „Trink, Auge, was die Wimper hält, von dem goldnen Überfluß der Welt" darauf anwenden kann. Die Tiefe des Kellerschen Erfassens erreichen die Dichter der eisernen Sonette nicht; gehört ihnen doch zum Genuß der Pracht der Nacht, der Fahrt durch den Himmelsraum — der Pfirsich im perlenden Glas. Die geistige Freude, seelisches Genießen ist den Hirn- und Faustmenschen letzten Endes fremd. Selbst die Liebe, dies tiefste Erlebnis der Seele, scheint ihnen hauptsächlich in der Liebesnächte Lustgestöhn zu bestehen. Der gegen Ende ausgesprochene Gedanke der Läuterung im Dasein —

Wir sollen unser glühendstes Leben
Läuternd lauter weitergeben, —

findet in dem ganzen Büchlein nicht eine Unterstützung; ja, es heißt sogar: „Laßt uns dies wilde Lied der Arbeit hören, laßt uns den Zweifel und die Furcht zerstören." Beide Male, mag es sich um eigenen Zweifel oder fremden handeln, ist von Übertönung die Rede, nicht von Läuterung. Alles Geistige fehlt diesen Menschen, die sich die Zukünftigen nennen, die, wie sie sagen, Athleten den Ästheten vorziehen und

Nicht kunstvoll in galanten Worten
Ämable Dinge plaudern und Sottisen
Goutieren von Abbés und von Marquisen
Bei Teedansants, Parfüms und Spitzenborten;

dafür aber doch sich wohl fühlen am Abend der Kieler Woche:

Abends: Smoking. Sekt. Menüs.
S. M. spricht. Tanz; ganz Kavalier —
Die schönen Damen sind bezaubernd süß.

Die Seele fehlt ihnen. Und so mag der Schüler vor allem entnehmen eine Verachtung des Menschen, der unter ihm steht in der Schichtung, eine Achtung seiner nur als Mittel und Werkzeug, — damit eine Schätzung der Gesellschaft, die wir überwinden müssen, wenn je wir zu einem menschenwürdigen Leben im ganzen kommen wollen.

Der Dichter der eisernen Sonette steht nicht an der Spitze einer Entwicklung. Zu Unrecht sind dem Büchlein vorgesetzt die Worte von Professor Bing: „Nichts

Schönres kann uns in unseren Arbeitsjahren beschert werden, als am Anfang einer neuen Entwicklung zu stehen und uns dafür einsetzen zu dürfen, daß sie in der Geschichte der Menschheit mit Ehren genannt werde." Über die Zeit und die Richtung, der die eisernen Sonette zujubeln, ist das Urteil schon gesprochen. In dem eigenen Lager ist es gefällt worden. Die Zeit der Mechanisierung — so wird sie genannt — ist eine Zeit der materiellen Ordnung, die ungeistig wirkt, eine Zeit der Zwangsorganisation, also ohne volle menschliche Freiheit, ein Naturvorgang, der Kampf und Feindschaft setzt. Im Geistigen und Seelischen finden wir den Urzustand der niederen Rasse. Die Mechanisierung ist der Sieg des Intellekts. Es muß nun die Durchseelung beginnen. „Wir sind nicht da um des Besitzes willen, nicht um der Macht willen, auch nicht um des Glückes willen; sondern wir sind da zur Verklärung des Göttlichen aus menschlichem Geiste."[1])

Zur Einführung von Hermann Reichs Flotte in den Deutschunterricht.

Von **v. Hauff** in Steglitz.

Wie oft hört und liest man Klagen, die Schüler würden im Deutschen nur mit den allgemein anerkannten Werken der Literatur bekannt gemacht, während sie der unübersehbaren Masse der neu erscheinenden Bücher führerlos gegenüberstehen. Und welcher Schulmeister, wenn er diesen Ehrentitel verdient, möchte nicht ganz frei von jedem traditionellen Urteil mit seiner jugendlichen Schar auf Entdeckungsreisen gehen, wenn er die Gewißheit hätte, daß die Fahrt nicht im Wüstensand ein elendes Ende nimmt? Ich habe viele Jahre mit eifrigem Bemühen nach Stoffen gesucht, die den althergebrachten würdig an die Seite gestellt werden können. Ich habe auf jedem Gebiet mehr Enttäuschung als Freude erlebt, nirgends aber fand ich eine solch beispiellose Öde wie in der dramatischen Literatur. Nirgends ist es aber nötiger als hier, den Schülern etwas ins Leben mitzugeben, weil sich das Theater von Tag zu Tag mehr in die Nachbarschaft des „Kientopps" begibt.

So war es denn ein Erlebnis ersten Ranges für mich, als ich mit Hermann Reichs Flotte (Beck, München 1918) bekannt wurde. Jedem, der gleich mir unter der angeführten Not leidet, rufe ich zu: Komm und sieh'!

Die Dichtung führt uns in die Heldenzeit des griechischen Volkes, den Kampf mit den Persern. „Die Hand der ganzen Welt ist aufgehoben wider uns, auf allen Straßen ziehen Heere, auf allen Meeren fahren Flotten wider uns". Nur Untergang oder Knechtschaft scheint möglich. Und schon gewinnt auch der Kleinmut, als dessen Sprecher der Kneipwirt und Volksbeglücker Krokodeilos eingeführt wird, die Oberhand, als Themistokles, einem Olympier vergleichbar, unter die Mutlosen tritt. Wir erleben das Vorspiel zur Schlacht von Salamis, wie Themistokles, nach dessen Pfeife Freund und Feind tanzen muß, sein Volk durch die nächtliche Fahrt zu Xerxes zu seinem ungeheuren Erfolg zwingt und den Perserkönig zum Werkzeug der echten Kultur macht, die dieser gerade vernichten will. Im dritten Akt sehen wir Themistokles als „Hochverräter" und in der Verbannung: Krokodeilos triumphiert. Die kleinen Geister können wieder atmen. Ganz von selbst wird Themistokles, der zum Führen Geborene, auch in der Verbannung bei Xerxes der erste, ja, der einzige. Als ihn aber der Perserkönig zwingen will, gegen sein Vaterland zu ziehen, da tötet er sich mit dem Schwert, das er in der Schlacht bei Salamis getragen hat.

Die Flotte ist klassisch im vollsten Sinne des Wortes. Klassisch ist vor allem die Sprache. Das Ganze liest sich wie ein Dithyrambus, und ich wüßte nach der sprachlichen Seite keinen passenderen Vergleich als den mit Luthers Schrift an den christlichen Adel deutscher Nation. Atemlos schlägt man Blatt um Blatt um und folgt dem Dichter spielend über Klippen und Abgründe hinauf zur Höhe, die in blauer Ferne winkt und alle Anstrengung vergessen macht.

1) W. Rathenau, Von kommenden Dingen 1917, S. 345.

Um Beispiele zu geben, kann man das Buch an jeder beliebigen Stelle aufschlagen, und man braucht nur wenige Worte anzuführen. Im Anfang die Schilderung des Krieges mit ein paar Strichen: „Ihr guten Frauen, Mütter, Schwestern, Töchter, mir fällt es schwerer, eure Tränen anzusehen als das Blut, das draußen floß. Wer kann die Helden alle nennen, die das Schwert gefressen? Sie sanken, wie des reifen Ährenfeldes Halme vor der Sichel des blutigen Schnitters Ares. Der sitzt von Mord gesättigt jetzt auf Leichenhügeln und pfeift sein grauses Lied." Oder am Schluß der Fluch des Goldes: „Verflucht sei das System, das goldne der Welt, das Seelen mordet, Menschen schändet, Völker schlachtet, Neiddrache, Golddrache, der der Welt im Herzen sitzt. Sieh', darum legt' ich deine goldnen Ketten ab und trage wieder Hellas' schlichtes Kleid."

Haben wir schon durch Aufbau und Sprache die Gewißheit, die Aufmerksamkeit des Schülers bei der Lektüre von Reichs Flotte keinen Augenblick zu verlieren und ihm in jeder Hinsicht Mustergültiges bieten zu können, so machen die leitenden Gedanken das Stück erst recht geeignet für die Schule. Themistokles führt den Kampf des Geistes mit der Materie und dem goldenen Drachen. Wie eine Dampfwalze will der Perserkönig das edle, hochgesinnte Griechenvolk zermalmen, und ebenso unüberwindlich scheint uns die träge Üppigkeit derer um Krokodeilos, denen der Bauch ihr Gott ist. Wie ein einsamer Eichbaum, der allein der Windsbraut gewachsen war, stemmt sich Themistokles dagegen, und doch stehen ihm gute Geister zur Seite, und so erdrückt der Allgewaltige auch die Kleinen nicht. Mit ungemeiner Zartheit schildert uns der Dichter des Themistokles Gattin Milto. Sie wird auch auf jugendliche Seelen, Jüngling wie Jungfrau, den allertiefsten Eindruck machen. Wer vermöchte Schüler in den Kampf zwischen Mann und Weib einzuführen, der in den Nibelungen oder im Gyges ausgefochten wird? Wer könnte die tiefsten Gedanken der Judith einer Klasse auseinanderlegen? Und dieses Gefühl, daß man sein Bestes doch nicht geben darf, verleidet mir die Lektüre dieser Dramen. Gewiß bleibt auch bei Reichs Flotte vieles, was die Lebenserfahrung des Erwachsenen voraussetzt, aber das Problem als solches kann dem Schüler ganz anders nahegebracht werden als bei Hebbels Dramen, und wo er nicht mehr mitkommt, da sieht er doch durch helle Fenster hinaus in die Ferne und hinauf in die Höhe, die ihn lockt.

Der große klassisch-klassizistische Stil in der Schilderung idealer Vorgänge und idealer Figuren wie der ideale Schwung der Sprache läßt die Flotte die Entwicklungslinie von Äschylus und Sophokles über Schiller und Goethe zur Gegenwart fortsetzen, und so bietet sie schon dadurch ein Bild der gesamten dramatischen Entwicklung. Ebensogut läßt sich aber Shakespeares Technik dem Schüler an der Flotte deutlich machen, und hier kann man Vergleiche von der größten Bedeutung geben, wenn man den niedrigen Gegenspieler des Themistokles, Krokodeilos, mit Shakespeares Clowns vergleicht. Während aber bei Shakespeare das burleske Element nur zum Ausruhen dient, zieht Reich, der Entdecker des Mimus, den unfreiwilligen oder absichtlichen Spaßmacher in die eigentliche Handlung als unentbehrliches Glied hinein, wodurch das Ganze erst recht lebenswahr wird. Diese Lebenswahrheit fühlt auch der Schüler instinktiv, und sie reißt ihn mit sich fort und leitet ihn zu eigenem Forschen an. Wenn wir unseren Schülern helfen wollen, unsere Zeit nicht bloß zu erleben, sondern über sie hinaus zu leben, dann müssen wir sie in Reichs Flotte einführen. Und sie hilft auch den Schülern das Altertum wirklich lebendig zu machen. Wenn erst einmal bei der Lektüre des Nepos wie bei der des Herodot als ganz selbstverständliche Illustration Reichs Flotte den Schülern vorgehalten wird, dann werden die Klagen über das Gymnasium verstummen. Und es gibt Stellen in Reichs Flotte, die auch schon jüngere Schüler etwas ahnen lassen von der ewigen Bedeutung, die in den dort geschilderten Kämpfen liegt. Wenn der Lehrer der alten Geschichte bei der Behandlung der Perserkriege Reichs Flotte, die den Schülern aus dem Deutschunterricht von anderen Gesichtspunkten aus bekannt ist, nunmehr in der Absicht behandelt, zu zeigen, daß es sich dabei um Kämpfe handelt, die typisch sind für die Entwicklung der Menschheit, dann wird niemand mehr sagen, es gehöre nicht zur allgemeinen Bildung, etwas von Themistokles zu wissen. Und wenn der Religionslehrer zeigt, wie Reich die himmlische Akropolis zu malen versteht und die Sphärenmusik in unserem Ohr ertönen läßt, dann wird niemand mehr davon reden, man solle nur eine „deutsche" Religion lehren und predigen. Sie wird dann schon deutsch, schwebt aber nicht

in der Luft. Die Deutschlehrer können sich glücklich preisen, daß ihnen ein Werk wie Hermann Reichs Flotte geschenkt worden ist. Vom Anfang bis zum Schluß ist das Werk von einer Gesinnung getragen, wie wir sie den Schülern nur wünschen können. Es vermittelt uns das Beste aus der alten wie der klassischen Zeit und führt uns doch unmittelbar tief hinein in das Leben.

Der Himmelsgott der alten Deutschen.

Eine mythologische Stunde in Obertertia.

Von **Paul Herrmann** in Torgau.

Deutsche Mythologie ist ein Nebenfach auf den Hochschulen, aber noch viel mehr auf den höheren Schulen. Dementsprechend muß auch der Unterricht gestaltet und gehandhabt werden. Das heißt: die Einführung in Glauben und Brauch unserer Vorfahren muß in der Hauptsache hinten herum geschehen. Mit Recht hat deswegen Otto Lyon die Einführung in die deutsche Götterlehre an den Lesestoff angeschlossen (ZfddU. 1893, S. 720), geht aber erheblich zu weit mit seiner Forderung, daß der Schüler, „wie er auf dem Gymnasium ganz in den Geist des klassischen Altertums eingeführt, so auf dem Realgymnasium ganz mit dem Geiste des deutschen Altertums vertraut gemacht werde". Gegen diese Verstiegenheit[1]), daß man die Bildung, die das Realgymnasium gebe, kurz als die deutsche bezeichne, wendet sich entschieden Rudolf Lehmann (Der deutsche Unterricht, 2. Aufl. S. 448, 449), ist aber im übrigen wie Lyon der Ansicht, daß eine gelegentliche ungezwungene Einführung bei der Besprechung deutscher Gedichte und in der Verbindung des deutschen Unterrichts mit der Heimatskunde schon von den untersten Klassen an stattfinden könne. Lyon hat sein Verfahren dann in seinem bekannten Buche „Die Lektüre als Grundlage ..." weiter ausgebaut (besonders in Teil II, S. 154—165, 165—182, 250—287). Soviel Gutes und Schönes es auch enthält, namentlich über die Ziele des deutschen Unterrichts, so sind doch Friedrich Beyschlags Bedenken (ZfddU. 1900, S. 21) gegen Lyons Verfahren nur allzu berechtigt, wenn er z. B. zur Erweckung der Stimmung für Goethes „Erlkönig" das ganze Rüstzeug einer weit ausholenden systematischen Darstellung der deutschen und nordischen Mythologie aufbietet. Lyons Gedanken hat Arnold Zehme wieder aufgenommen (ZfddU. 1897, S. 188ff.; 1898, 695ff.; 1900, 362ff.); der Stoff ist dann wieder abgedruckt, ohne die methodischen Bemerkungen, in Zehmes „Germanischer Götter- und Heldensage", 2. Aufl. 1913. Aber Zehme will nicht eigentlich deutsche Mythologie „im Anschluß an die Lektüre" lehren, sondern gibt seiner zusammenhängenden Darstellung Namen von Dichtungen und Werken der Malerei und Bildhauerkunst mehr zur Ausschmückung bei; er errichtet seinen Bau nicht auf ihnen, sondern verwendet sie als Zierat. Mit größerem Rechte glaube ich von mir sagen zu können, daß ich das Richtige von Lyons Anschauung, Einführung in die deutsche Mythologie im Anschluß an den Lesestoff, wieder zu Ehren gebracht habe in zwei soeben erschienenen Heften der von Kl. Bojunga herausgegebenen Sammlung „Deutschunterricht und Deutschkunde. Arbeiten aus dem Kreise des Deutschen Germanisten-Verbandes über Zeitfragen des deutschen Unterrichts auf den höheren Schulen" (Berlin, Otto Salle 1919). In Heft 4 „Glaube und Brauch der alten Deutschen auf der Oberstufe" habe ich mich auf größere zusammenhängende Dichtungen beschränkt, die auf der Schule gelesen werden, und gezeigt, welchen Gewinn für die deutsche Götterlehre der Lehrer z. B. aus dem Nibelungen- und Gudrunliede, aus Shakespeare, Klopstock, Undine, Dreizehnlinden, Richard Wagner, Freytags Ingo und Ingraban, Bruder Rausch von Wilhelm Hertz und Hauptmanns Versunkener Glocke schöpfen kann. In Heft 5 habe ich eine Einführung in die deutsche Glaubenswelt einmal an der Hand deutscher Gedichte und deutscher Kunst gegeben, zweitens habe ich aber auch die übrigen Unterrichtsfächer herangezogen, Geschichte, Erdkunde, Naturkunde, Religion, die neueren und die alten Sprachen, vor allem natürlich Cäsar und Tacitus. Wenn ich dort auch mein Ziel nicht mit klaren Worten ausgesprochen habe, so hoffe ich doch

1) Uns erscheint dies allerdings nicht als Verstiegenheit. D. Herausg.

durch die Veröffentlichung des von mir in einer Erfahrung von 25 Jahren erprobten Verfahrens den Fach- und Amtsgenossen zu zeigen, wie man auf diese Weise, selbstverständlich neben anderen Möglichkeiten, den Schüler dahin bringen kann, auch im späteren Leben beim Lesen von Dichtungen, Beobachten in Feld und Wald, Dorf und Stadt die Augen aufzumachen für die tausend Fäden, die uns noch heute mit den übersinnlichen Anschauungen unserer Vorfahren im Seelenglauben und Naturverehrung wie mit ihren heiligen Bräuchen verbinden.

Doch glaube man nicht, daß ich mich einseitig in dieses Verfahren, Einführung in die deutsche Mythologie auf Grund des Lesestoffes, verbissen habe. Nicht jede Belehrung über die deutsche Glaubenswelt braucht ausschließlich aus dem Lesestoffe herauszuwachsen. Auch hier hat Otto Lyon, im Anschluß an Rudolf Hildebrand, das Richtige mit der Aufstellung der Forderung getroffen, daß man durch Betrachtung des Inhalts der Worte die geistige Gestaltungsfähigkeit der Schüler anregen müsse, um auf das Gefühl zu wirken (ZfddU. XII, S. 27). Um durch einen Einblick in die Entwicklung der Worte deutsche Glaubensvorstellungen kennen zu lernen, betrachtet er mit den Schülern Wendungen wie „ein Fest begehen", „geschmückt wie ein Pfingstochse", „Ungeziefer", „sich opfern", usw., und ich selbst habe noch eine Reihe anderer Ausdrücke und Worte aus dem Glauben der alten Deutschen hinzugefügt (Heft 5, S. 5). Daß dieses Verfahren aber auch auf einem noch schwierigeren Gebiete möglich ist, habe ich vor einiger Zeit an einem Dienstag, was zu betonen ist, da sich die übrigen Wochentage des fehlenden Anschauungsstoffes wegen nicht so gut dazu eignen, in einer Unterrichtsstunde über den Himmelsgott der alten Deutschen in Obertertia erprobt. Vielleicht lockt dieser Versuch andere zur Nacheiferung und Verbesserung, und darum setze ich das Wichtigste vom Aufbau und von der Durchführung dieser Stunde hierher, die wahrhaftig keine der früher so berüchtigten „Musterlektionen" sein soll. Ich muß aber vorher bemerken, daß drei Viertel der Schüler Griechisch, ein Viertel Englisch verstanden; denn auf dem Mackensen-Gymnasium in Torgau besteht von U III bis U II eine Realabteilung, in der statt des Griechischen das Englische Hauptfach ist; beide Abteilungen aber waren während des Krieges im Deutschen vereinigt.

An einem Dienstag wurde die deutsche Stunde in O III mit der Frage eröffnet: Was haben wir heute für einen Wochentag? Was bedeutet der Name? (Zur realen Abteilung:) Was heißt Dienstag auf englisch? Tuesday. Was bedeutet das? Tag des Tiu. Was ist also im Englischen erhalten? Der Name des deutschen Himmelsgottes. In welchem Kasus? Im Genetiv. Welchen Tag übersetzte man also durch „Tag des Tiu", als man die römischen Wochentage in Deutschland einführte? Den dritten Wochentag, dies Martis. Wer kennt andere alte Bezeichnungen der Wochentage? Wednesday. Das ist Wodanstag, dies Jovis. Ihr werdet später, in Prima, wenn ihr die Germania des Tacitus lest, lernen, daß die alten Deutschen drei Hauptgötter hatten; Tacitus nennt sie nach römischer Bezeichnung Hercules, wofür später Jupiter eingetreten ist, Mercurius und Mars, gemeint aber sind Donar, Wodan und Tiu. Noch zur Zeit der Karolinger ist diese Götterdreiheit in Deutschland herrschend gewesen, und der Priester verlangte vom deutschen Täufling die Abschwörung derselben Dreiheit: Thunar, Wodan und Saxnot; „Saxnot" heißt Genosse eines Sachses. Was ist das? Ein Kurzschwert. Saxnot ist derselbe Gott wie Tiu. — Zurück zum Dienstag! Warum kann Dienstag nicht dasselbe Wort wie Tiustag sein? In „Dienstag" ist noch ein „n" enthalten. Und doch steht auch Dienstag mit dem alten Himmelsgott Tiu in engster Beziehung.

Ich habe euch heute einige Abbildungen mitgebracht (die Abbildungen aus Herrmann, Deutsche Mythologie in gemeinverständlicher Darstellung, 2. Aufl. 1906, S. 206, 207; Helm, Altgermanische Religionsgeschichte 1913, S. 367; Doepler-Ranisch, Walhall, Die Götterwelt der Germanen, 1900, S. 10, werden gezeigt). Ein Schüler

beginnt zu lesen bis „Deo Marti Thingso ...“ Der Lehrer fährt fort, übersetzt sogleich selbst und erklärt den Fundort der beiden Altäre (1883, Housesteads römische Station am Hadrianswall im nördlichen England), die Zeit der Errichtung (etwa 225 n. Chr.), Namen und Stamm der Setzenden und beschreibt endlich die Abbildung genauer. Was lernt ihr daraus neu kennen? Deutsche Soldaten haben den Römern das Setzen von Altar- und Weihsteinen nachgemacht. Der Lehrer führt aus, daß wir eine ganze Reihe solcher Weihesteine haben, die von Deutschen gesetzt wurden und bald nur einen römischen Götternamen, vom Jahre 180 ab bald einen römischen Götternamen mit deutschem Beinamen, bald nur einen deutschen Gott nennen. Sie sind überall im römischen Reiche gefunden, wo Deutsche lagen, z. B. in Rom, wo die aus Rheinländern gebildete erste kaiserliche Gardereiterei ihren drei Hauptgöttern solche Steine widmete; ferner im römisch-germanischen Grenzland am Rhein und in Britannien, in dessen Besatzungstruppen zahlreiche Deutsche dienten. Von welcher Bedeutung sind also die Steine für uns? Sie sind eine Quelle für uns, um unsere alten Götter kennen zu lernen. Nachdem noch einmal betont worden ist, daß dies die erste Bedeutung dieses Steines ist, wird darauf hingewiesen, daß auf den 14 in Rom gefundenen Steinen Mars 13mal an erster Stelle steht, in Verbindung mit Mercurius und Hercules. Wen meinten die Deutschen mit diesen römischen Götternamen? Tiu, Wodan und Donar. Wer ist der Hauptgott? Woraus geht das hervor? Zurück nach diesen allgemeinen Betrachtungen zu unserem von Friesen in Nordengland errichteten Stein! Noch einmal! Wie werden deutsche Götter durch Inschriften bezeichnet? Entweder durch heimische Namen oder durch Umschreibungen ins Lateinische. Welche Gottheit wird auf unseren Steinen genannt? Mars Thingsus, Mars ... Unterbrechend: Auf das Weitere gehen wir nicht ein, das ist noch nicht sicher erklärt und zu schwer für euch. Wir wissen also, daß Mars = Tiu ist. Wer ist Thingsus, ohne lateinische Endung: „Things“? Wer kennt das Wort „Thing“ Ding? Denkt an englisch thing, nhd. „dingen“, kaufen, Bedingung! Thing als Gerichtsverhandlung ist bekannt. Die älteste Bedeutung ist noch etwas allgemeiner: Thing, Ding ist die öffentliche Verhandlung vor der Volksgemeinde. Wer wird wohl in der Urzeit die Versammlungen und Gerichte geleitet haben? Der Gott Tiu. Welchen Beinamen wird er wohl darum gehabt haben? Tiu der Gott des Things. Deswegen hieß er Tiu Things. Was ist also Things? Ein Beiname des Tiu, Things ist der Herr der Volksversammlung, der Schützer der Volksdings. Welchen Schluß ziehen wir daraus, daß friesische Soldaten ihm den Stein gesetzt haben? Tiu Things war auch der Schutzherr aller rechtlichen Verhältnisse der ihn verehrenden Soldaten. Wer ist also Mars Thingsus? Der Himmels- und Kriegsgott Tiu, der zugleich als Thing- oder Gerichtsgott verehrt wurde. Denkt an meine erste Frage, womit ich heute angefangen habe: womit wird also Tiu Things im Zusammenhang stehen? Mit dem Namen des dritten Wochentages. Der Dienstag hängt also nicht unmittelbar mit Tiu zusammen, auch nicht mit Ding, Gericht, sondern mit Tius Beinamen Things. Darum war auch der „Dingestag“ jahrhundertelang als Gerichtstag beliebt und bei den sächsisch-fränkischen, friesischen Stämmen nach ihm benannt, während die Alemannen, Engländer und Skandinavier diesen Wochentag unmittelbar nach Tiu benannt haben. Von welcher Bedeutung ist also drittens für uns die heute besprochene Inschrift? Ohne sie könnten wir den Namen Dienstag nicht erklären. Was geht weiter daraus her-

vor, daß dieser Wochentag nach einer Eigenschaft des höchsten Gottes benannt worden ist? Tiu Things muß früher von außerordentlich großer Bedeutung für die alten Deutschen gewesen sein. Ohne unseren Altar wüßten wir gar nichts von ihm. Abschließend: da habt ihr also heute einen wichtigen Blick in den Glauben unserer Vorfahren getan; ihr habt gesehen, welche geringen Quellen uns zur Verfügung stehen, und wie sie doch genügen, uns zu zeigen, daß unseren Ahnen, die bewaffnet zur Volksversammlung kamen, der höchste Gott darum auch Kriegs-, Versammlungs- und Gerichtsgott war. (Zur gymnasialen Abteilung:) So heißt auch der Kriegsgott Zeus als oberster Gott des öffentlichen Lebens ἀγοραῖος = „Beschützer der Volksversammlung".

Ihr wißt, daß die alten Deutschen unter freiem Himmel oder unter dem Schutz eines großen heiligen Baumes bewaffnet ihre Rechtsversammlung abhielten. Sie stand unter der Obhut des Tiu, später des Wodan und auch des Donar. Dem Tiu war die Hasel heilig, mit ihr wurde der zum Thing bestimmte Platz eingehegt, die einzelnen Stangen wurden durch heilige Bänder verbunden, der Priester heiligte dann die Stätte. Nach feierlichem Eingangsopfer wurde das Los befragt, ob die Beratung den Göttern genehm wäre, festgestellt, ob die Feierlichkeiten der Einhegung gehörig erfüllt wären, Stillschweigen geboten und der Thingfriede verkündet. Ein solches Heerding der Alamannen im Jahre 378 schildert uns Felix Dahn in seinem Roman „Bissula". — Aufgabenbuch vor! Zur nächsten deutschen Stunde durchlesen: Hopf und Paulsiek, S. 165—169! Achtet mir beim Lesen auf die Sprache, und was von altem Glauben und Brauch darin vorkommt! (Ziu, Wodan, elbisches Fieber; Gebräuche beim Thing, Todesstrafe, wann verhängt und in welcher Weise vollzogen?).

Über philosophischen Unterricht an höheren Schulen.

Von **Hermann Reuther** in Leipzig.

Das Bestreben, philosophische Propädeutik als Unterrichtsfach an höheren Knabenschulen einzuführen, wird sicher in weiten Kreisen freudige Zustimmung finden. Gedacht ist offenbar in erster Linie an einen Unterricht in den Grundfragen der Psychologie und Logik, wie er ähnlich in den Lehrerseminaren erteilt wird. Eine Kenntnis dieser Gebiete ist für den jungen Mann an sich gewiß sehr erwünscht und erfreulich. Trotzdem darf man sich nicht dem Gedanken verschließen, daß ein solcher Unterricht leicht seinen eigentlichen Zweck verfehlen, ja, daß er das Gegenteil von dem erreichen kann, was damit beabsichtigt ist. Es liegt ganz ähnlich wie mit dem Unterricht in Staatsbürgerkunde. Wenn dieser systematisch, gleichsam als neues Lehrfach betrieben wird, das dem Schüler eine möglichst hohe Summe abfragbarer Kenntnisse vermitteln soll, so wird er leicht bei dem Schüler auf Teilnahmlosigkeit, ja Widerwillen stoßen, und sein Zweck ist vollkommen verfehlt. Dieser besteht offensichtlich darin, in dem Schüler lebendige Teilnahme zu erwecken für die nationalen, politischen, sozialen und wirtschaftlichen Fragen unseres Volkes und unserer Zeit. Um dies zu erreichen, darf man ihm aber nicht bloß fertige Kenntnisse vermitteln, obgleich es ohne dies natürlich nicht ganz abgeht, das wichtigste ist, daß man ihn hinweist auf die zahllosen ungelösten Probleme auf diesen Gebieten, die uns augenblicklich beschäftigen und in Zukunft beschäftigen werden. Im Lichte der Gegenwart und Zukunft werden dann auch Tatsachen und Lösungsversuche der Vergangen-

heit neues Leben gewinnen. Dasselbe gilt vom philosophischen Unterricht. Mit bloßen logischen und psychologischen Einzelkenntnissen ist hier gar nichts gewonnen. Es kommt vielmehr darauf an, im Schüler innere Anteilnahme wachzurufen für die großen Probleme der Weltanschauung, die unsere Zeit erfüllen.

Alle Lehrer, die Unterricht in geisteswissenschaftlichen Fächern erteilen, müssen oft schmerzlich empfinden, wie wenig Interesse vielfach namentlich ältere Schüler dem behandelten Stoffe entgegenbringen, während eine sehr große Zahl der Schüler allen technischen Dingen gegenüber lebhafteste Teilnahme bezeigt. Es nützt nichts, diese Tatsache zu bestreiten oder zu beklagen. Man muß sie zu begreifen und aus ihr zu lernen suchen. Sie beruht ohne Zweifel in erster Linie darauf, daß der Schüler auf dem Gebiete der Technik überall ein gewaltiges, vorwärtsstrebendes Werden, das Auftauchen immer neuer Probleme und Versuche zu ihrer Lösung vor sich sieht und den Drang in sich fühlt, an diesem ungeheuren Geschehen, sei es nur betrachtend, sei es in seiner Weise nach- und mitschaffend, teilzunehmen. Gewiß, ein so stürmisches, von sichtbaren Erfolgen gekröntes Vorwärtsstreben gibt es nicht auf dem Gebiete der Weltanschauung. Das liegt im Wesen der Sache begründet. Aber Leben, ungelöste Aufgaben und Versuche, sie zu bewältigen, das gibt es auch hier. Und eine Ahnung davon und das zunächst unbewußte Streben, daran in irgendwelcher Weise teilzunehmen, liegt in der Seele gar vieler unserer Schüler, und es bedarf oft nur eines geringen Anstoßes, um diese schlummernden Triebe zum Leben zu erwecken.

Nun könnte man sagen, es sei Aufgabe des Religionsunterrichtes, diese Dinge mit den Schülern zu besprechen, wie es ja auch tatsächlich schon vielfach geschieht. Sicherlich ist es eine der schönsten und wichtigsten Aufgaben, die dem Religionsunterricht gestellt sein können, und sie soll ihm nicht entzogen werden. Aber es erscheint doch zweifelhaft, ob der Religionsunterricht allein dazu genügt. Sein Hauptziel ist, die Schüler mit Geschichte und Wesen des Christentums bekannt zu machen, sie innerlich für die Wahrheit seiner Lehren zu gewinnen. Notwendig wird — das soll durchaus kein Vorwurf sein — der Religionslehrer, wenn er überhaupt christlichen Religionsunterricht erteilen will, die Weltanschauungsprobleme in das Licht des Christentums stellen. Aber gerade damit ist eine gewisse Gefahr verbunden. Es ist eine unbestreitbare Tatsache, daß viele unserer Schüler, der eine früher, der andere später, den Lehren des Christentums gegenüber, wie sie ihnen in Schule und Kirche entgegengebracht werden, gleichgültig, kritisch oder auch ablehnend sind. Wenn nun ein solcher Schüler die Probleme der Weltanschauung immer nur von dem Manne behandeln hört, in dem er den offiziellen Vertreter des Christentums erblickt, so besteht die Gefahr, daß er allen diesen Fragen gegenüber vollkommen gleichgültig wird oder zu rein negativen, oppositionellen Anschauungen gelangt. Aus diesem Grunde ist es zu wünschen, daß die Erörterung von Weltanschauungsfragen nicht dem Religionsunterrichte allein vorbehalten bleibt. Nahezu sämtliche wissenschaftliche Unterrichtsfächer bieten hin und wieder Gelegenheit dazu, und sie würden sicher sämtlich gewinnen, wenn sie in höherem Maße vielleicht, als das meist bisher wohl geschieht, philosophisch, „sub specie aeternitatis" betrieben würden. Aber natürlich ist es sehr erwünscht, wenn regelmäßig eine Wochenstunde vorhanden ist, um diese Dinge zu behandeln. Ob diese Stunde dem Unterricht im Deutschen angegliedert wird, woran wohl in erster Linie zu denken ist, oder einem anderen Fache, oder ob sie selbständig für sich stehen soll, das ist im Grunde eine äußere Frage.

Was soll nun den Schülern in diesem Unterrichte geboten werden? Wenn im

folgenden einige Vorschläge dazu gemacht werden, so sind es eben nichts als Vorschläge, Anregungen auf Grund eigener Erfahrungen, wie ich sie gelegentlich in einer Vertretungsstunde oder einer letzten Stunde vor den Ferien, teilweise aber auch an geeigneten Stellen des regelmäßigen Deutsch-, Latein- und Geschichtsunterrichtes gemacht habe; ich darf hinzufügen, es sind Erfahrungen, die zu den erfreulichsten meiner Lehrtätigkeit gehören.

Die Hauptforderung, die man bei Erörterung aller hier in Betracht kommenden Fragen erfüllen muß, ist natürlich Schlichtheit und Klarheit. Man muß sich hüten vor Heranziehung unnützer Gelehrsamkeit, muß immer anknüpfen an Dinge, die dem Schüler schon vertraut sind oder über die er sich selber ein Urteil zu bilden imstande ist.

Nun zur Sache selbst. Vor allem gilt es, das philosophische Interesse des Schülers wachzurufen. Das erste Mittel hierzu ist die Erregung des Zweifels, und zwar des Zweifels daran, ob, wie der naive Realismus wähnt, die uns umgebende Sinnenwelt tatsächlich die wahre Welt ist und ob wir mit unseren Sinnesorganen sie wirklich in ihrem Wesen und in vollem Umfang zu erkennen vermögen. Man wird die Schüler hinweisen auf die Tatsache, daß verschiedene Menschen über denselben Gegenstand oft ganz verschieden urteilen, daß uns selbst der gleiche Gegenstand verschieden erscheinen kann, wird sie erinnern an die Möglichkeit optischer und anderer Sinnestäuschungen, Farbenblindheit u. ä. Man kann sie bekannt machen mit den alten Versuchen, die Möglichkeit der Bewegung zu bestreiten und zeigen, wie außerordentlich schwierig es ist, diese Einwände gegen die Wirklichkeit der häufigsten aller Sinneswahrnehmungen zu widerlegen. Vor allem aber wird man den Schülern vertraute naturwissenschaftliche und physikalische Tatsachen heranziehen. Wenn die Töne nichts sind als Luftwellen, Licht und Farbe Ätherschwingungen, wenn die Wissenschaft bestrebt ist, die Zahl der Elemente, aus denen die Sinnenwelt aufgebaut scheint, immer mehr zu verringern, wenn die scheinbar so feste Materie letzten Endes sich auflöst in Bewegungsvorgänge, dann stürzt eben die ganze Sinnenwelt, die dem naiven Menschen als allein wirklich vorhanden erscheint, in sich zusammen. Aber neben dieser negativen kann und soll eine andere, positive Quelle philosophischen Strebens erschlossen werden, das Gefühl der Bewunderung für das Unbegreifliche, das uns überall umgibt, für das Unendliche, wie es uns, als Erhabenes, unendlich Großes in Hochgebirge und Weltmeer und vor allem im Sternenhimmel entgegentritt, und ebenso für das unendlich Kleine, wie es etwa die Welt des Mikroskops oder die Lebensvorgänge der Organismen uns offenbaren.

Sind auf diese Weise die schlummernden philosophischen Triebe erwacht, so kann man nunmehr die Frage aufwerfen, was denn die Philosophie eigentlich ist. Ausgehend von der Grundbedeutung des Wortes „Liebe zur Weisheit" kann man zunächst ihren Begriff einfach bestimmen als ein Streben nach Erkenntnis über die Probleme Mensch, Welt und Gott, ein Sich-Versenken in die Fragen nach Sinn und Wert des menschlichen Lebens, nach dem Verhältnis des Menschen zur Natur, nach Werden und Wesen der Welt, endlich nach dem Dasein und Wesen Gottes und unser und der Natur Verhältnis zu ihm. Anschließend daran kann man vielleicht einen Überblick und eine kurze Charakteristik geben der einzelnen philosophischen Disziplinen, der allgemeinen, Logik, Erkenntnislehre und Metaphysik, und der besonderen wie Psychologie, Ethik, Natur-, Religions-, Rechts-, Geschichtsphilosophie, Ästhetik usw. Daraus wird sich, etwa im Anschluß an Wundt, eine mehr wissenschaftlich gehaltene Begriffsbestimmung der Philosophie ableiten lassen.

Nunmehr ist der Boden bereitet für eine eingehendere Besprechung einzelner

philosophischer Probleme, die für die Bildung einer eigenen, durch selbständiges Denken gewonnenen Weltanschauung von besonderer Wichtigkeit sind. Ich glaube, daß hierfür in erster Linie alle die Fragen sich eignen, die an der Grenze unserer verstandesmäßigen Erkenntnis auftauchen, Fragen, um deren Lösung die Menschheit seit Jahrtausenden ringt, die nie ganz gelöst werden können, aber denen nachzusinnen ein unstillbares Bedürfnis der Menschen ist. Ein Führer in der Erörterung solcher Fragen kann dem Lehrer Kant sein durch die Behandlung der berühmten Antinomien in der Kritik der reinen Vernunft. Wie er dort Thesis und Antithesis gegenüberstellt, wie er zeigt, daß man räumliche und zeitliche Unendlichkeit, unendliche Teilbarkeit der Welt und eine anfangslose Kausalitätsreihe des Weltgeschehens ebensogut verstandesmäßig nachweisen kann, wie ihr Gegenteil, ebenso kann man verfahren bei Besprechung von Fragen nach der menschlichen Willensfreiheit, nach dem Wesen der Seele und ihrer Unsterblichkeit, nach Dualismus und Monismus, Materialismus und Idealismus, nach der Herkunft des Bösen in der Welt, nach den verschiedenen Anschauungen vom Wesen Gottes usf. Das Gemeinsame an allen diesen Fragen ist, daß wir bei dem Versuche ihrer Lösung uns der Grenzen unserer verstandesmäßigen, auf Erfahrung beruhenden Erkenntnis bewußt werden, daß wir durch sie hingewiesen werden auf eine Welt, die jenseits aller Erfahrung liegt und dementsprechend auf eine Erkenntnisform, die zwar der Erfahrung nie widersprechen darf, die aber über sie hinausführt, wir mögen sie nun Vernunfterkenntnis, Metaphysik oder Glauben nennen. Bescheidenheit und Ehrfurcht vor der Majestät der Wahrheit, das ist es, was dem jungen Menschen aus ernsthafter Beschäftigung mit solchen Fragen erwachsen kann. Das aber muß das Ziel all solchen Unterrichts sein.

Ist nun dem Schüler einigermaßen klar geworden, um was es sich bei diesen Dingen handelt, dann wird er auch lebendige Teilnahme entgegenbringen den Versuchen all der Männer alter und neuer Zeit, die um die Lösung derselben Probleme gerungen haben, die ihn selbst zu beschäftigen beginnen, mögen sie Philosophen, Dichter oder Religionsstifter sein. In diesem Sinne habe ich versucht, meinen Schülern einen Einblick zu eröffnen in die Gedankenwelt Platons und Kants, habe ihnen gelegentlich auch Partien aus R. Eucken vorgelesen. Man kann natürlich auch andere Denker wählen. Die Hauptsache ist, daß ihre Lehren dazu geeignet sind, in den jugendlichen Seelen die göttliche Kraft jenes Eros zu wecken, „der der Mittler ist zwischen Menschen und Göttern". Sie sollen dem jungen Manne dazu helfen, ein eigenes starkes und freies, wahrhaft persönliches Innenleben zu führen, das ihm ein fester Halt ist, wenn die Unruhe und Not des äußeren Lebens an ihn herantritt.

Aber, so könnte man fragen, ist wirklich ein Bedürfnis nach einem solchen Unterricht vorhanden, ist unsere heranwachsende Jugend reif dazu? Gewiß sind die einzelnen Klassen in dieser Beziehung sehr verschieden, und innerhalb wohl jeder Klasse wird es Schüler geben, die an der Behandlung solcher Fragen keinen inneren Anteil nehmen. Aber soll die geistige Höhe des Unterrichts nach ihnen bemessen werden? Allzu sehr krankt unser Unterrichtswesen schon jetzt daran, daß in allem, was wir treiben, auf die am wenigsten Leistenden Rücksicht genommen werden muß. Aber ein sehr großer Teil unserer Schüler — ich weiß das aus mannigfacher Erfahrung — lechzt förmlich nach einer Einführung in die Probleme der Weltanschauung. Und wenn die Schule hier versagt, dann machen sie sich wohl selbst auf den Weg, der sie dann gar leicht in die Irre führt.

Endlich noch eins. Wenn der Philosophieunterricht fruchtbar sein soll, dann darf dem Lehrer nicht von vornherein die Marschrichtung allzu genau vorgeschrieben

sein. Wenn irgendwo im Unterricht, so bedarf es hier des freien Wirkens einer Persönlichkeit, um persönliches Leben auch in der Seele des Schülers zu erwecken. Gewiß, auch auf diesem Gebiete läßt sich ein bestimmtes Maß notwendig zu vermittelnder Kenntnisse fordern, aber darauf sollte es hier nicht ankommen, wenigstens nicht allein oder in erster Linie. Dagegen können, in wahrhaft freiheitlichem Sinne betrieben, die Philosophiestunden zu Weihestunden für den Schüler werden, in denen er, ohne an Zensuren oder gar an die Reifeprüfung denken zu müssen, seine Seele ganz den höchsten Fragen der Menschheit aufschließt. Was er in diesen Stunden empfängt, das soll ihm ein unvergängliches Gastgeschenk sein, das er mit hinausnimmt ins Leben, wenn er die Stätte verläßt, an der er während seiner Jugend Gastfreundschaft genossen hat.

Streifzüge durch die bayrischen Mundarten.

Von **Karl Bergmann** in Darmstadt.

Die nachstehenden Zeilen stellen sich in den Dienst jener Bestrebungen, die darauf hinzielen, dem Schüler zu zeigen, wie verkehrt es ist, auf die Mundart als auf eine verderbte Schriftsprache verächtlich herabzusehen. Sie legen das Hauptgewicht auf eine möglichst große Zahl von Beispielen, weil auf diese Weise der Schüler am klarsten erkennen kann, worin die Eigenart der Mundart der Schriftsprache gegenüber besteht, welcher Reichtum an Ausdrucksmitteln in ihr steckt, welcher Anschaulichkeit und glücklichen Knappheit sich die mundartliche Sprechweise im Gegensatz zu der verarmenden, nüchternen und weitschweifigeren Schriftsprache erfreut, wie altes Sprachgut in ihr weiterlebt und wie sie eine Verjüngungsquelle für die erstarrende Schriftsprache sein könnte.

Die Ausführungen beschränken sich auf die bayrischen Mundarten. Für diese Beschränkung war maßgebend, daß gerade das Bayrische die eben geschilderten Vorzüge in ganz besonderem Maße besitzt, vor allem aber, weil das Bayrische in dem Wörterbuch von Schmeller (2. Ausgabe, von Frommann, 2 Bde., München 1872 bis 77) eine großartige lexikographische Bearbeitung gefunden hat; auch gewinnt die Arbeit durch Beschränkung auf eine Mundart an Einheitlichkeit.

Ich beginne mit einigen Beispielen, die zeigen, wie die mundartliche Redeweise viel persönlicher und daher viel wirkungsvoller ist als die schriftsprachliche. In der Sprache der Flößer auf der Isar z. B. wird eine gefährliche Stelle im Fahrwasser als der Feind bezeichnet: da und da hat's an Feind.[1]) Der Stiefelzieher oder, wie er ja auch in der Schriftsprache anschaulicher heißt, der Stiefelknecht, wird im Bayrischen noch persönlicher als Stiefelhänsel oder Stiefelhainz[2]) bezeichnet. Der Allgäuer kennt sogar einen Heuhainz, worunter er einen Pflock mit Querhölzern versteht, auf denen das Heu getrocknet wird. Eine persönliche Denkweise verrät es auch, wenn der Zillertaler den Westwind, weil er ihm die Luft aufzuheitern und die Sonne zu bringen pflegt, den Gehaiterer nennt, denn die Endung -er kam ursprünglich nur Personen zu; wird sie auch anderen Bezeichnungen angehängt, so erhalten sie dadurch etwas Lebendiges, Persönliches, wie die schriftsprachlichen Kreuzer, Dampfer, Leuchter usw. deutlich erkennen lassen. Das kalte Fieber ist der Schüttler. Eine zu besteigende, etwas beträchtliche Anhöhe wird ganz persönlich

1) Grimm (Wb.) sieht in dem „Feind" einen Dämon, einen Wassergeist.

2) Nach Grimm (Wb.) erfolgt die Übertragung des Namens Hainz auf Geräte, die bei bequemer Handhabung gute Arbeit leisten, weil Hainz der Name des geschäftigen, die Hausarbeit ohne Mühe für die Hausbewohner besorgenden Kobolds ist.

der Kniebeißer genannt; dem Ausdruck liegt wohl die Anschauung zugrunde, daß bei dem steilen Steigen Knie und Mund sich nahekommen und sich gleichsam beißen. Sehr hübsch nennt die Mundart ein unbenutztes Zimmer ein feierndes Zimmer, und der Zillertaler sagt von Käsen, deren Rinde sich abschält, daß sie den Rock abziehen.

Ausgezeichnet läßt sich die Knappheit mundartlicher Sprechweise gegenüber der umständlicheren Schriftsprache an den von Dingwörtern abgeleiteten Zeitwörtern zeigen. Natürlich besitzt auch die Schriftsprache solche Ableitungen wie „bocken" (das Kind bockt), „böckseln" (der Kaffee böckselt, d. h. er schmeckt oder riecht nach dem Bock), „wurmen" (der Gedanke wurmt mich) usw., aber die Mundarten, besonders die oberdeutschen, besitzen in weit höherem Maße die Fähigkeit, Zeitwörter von Dingwörtern abzuleiten und so in knappster Form einen Gedanken, eine Empfindung oder eine Erscheinung auszudrücken, für deren Darstellung die Schriftsprache zu einer Umschreibung greifen muß. Von den hierher gehörigen Zeitwörtern seien zwei Gruppen erwähnt. Zunächst jene Wendungen, die sich auf Geruch und Geschmack beziehen wie biereln, melbeln, girsteln, felleln, grüeneln, kräuteln, ströweln, fischeln u. a., d. h. nach Bier, Mehl, Gerste, Fellen, frischem Grün, Kraut, Stroh, Fisch riechen bzw. schmecken. Dann die Ausdrücke, die gewisse Witterungserscheinungen schildern. Ist der Starnberger See etwas bewegt, dann gänselt er, ist der Wind aber stärker, so daß der See hochgeht und von schaumgekrönten Wellen bedeckt ist, dann lampelt er. Das Wort ist eine Ableitung von Lampel „Lämmlein" und wird auch vom Himmel gebraucht, wenn er die bekannten kleinen, locker aneinanderhängenden, weiß begrenzten Wölkchen zeigt (der Himmel ist gelampelt); für diese besitzt ja auch die Schriftsprache die hübschen Bezeichnungen „Lämmerwolken" und „Schäfchen", aber auf die kurz und schlagend die Erscheinung ausdrückenden Zeitwörter gänseln, lampeln und schäfeln (der Himmel schäfelt sich) muß sie verzichten. Weniger poetisch, aber sehr anschaulich meint das Altbayrische vom Himmel, der von vielen kleinen einzelnen Wolken bedeckt ist, er sei gestöckelt (gestückelt), gleichsam als habe man ein gestöckeltes (gestückeltes), d. h. gewürfeltes Stück Zeug vor sich (von Stöcklein [Stücklein] „Würfel eines würfelförmig gewobenen Zeuges"). Auch abgesehen von diesen verbalen Ableitungen haben einzelne bayrische Mundarten für bestimmte Witterungserscheinungen außerordentlich treffende und eigenartige Bilder geschaffen, die zum Teil von poetischer Schönheit sind. Wie nüchtern wirkt z. B. das schriftsprachliche Regenbogen; es ist eine lediglich auf Form und Zeit der Entstehung hinweisende Beschreibung; wie poetisch ist dagegen das altbayrische Himmelblüe. Auch eine Schneeblüed kennt die Mundart, das sind jene weißgrauen Wolken, die im Spätherbst Schnee verkünden. Liegen auf dem Walde Nebelmassen, die wie Rauch aussehen und Regen anzeigen, so kochen die Füchse; auch als Katz werden solche regenkündende, auf dem Gebirge sitzende Nebelmassen bezeichnet.

Ein weiteres Merkmal der Mundart besteht darin, daß viele Eigenschaftswörter einen größeren Bedeutungsumfang besitzen als die entsprechenden schriftsprachlichen Ausdrücke, da sie neben ihren hochdeutschen Bedeutungen in bestimmten Wendungen noch solche besitzen, die ausschließlich der Mundart zukommen. Einige der mundartlichen Ausdrücke haben ihre frühere, aus der Schriftsprache verschwundene Bedeutung behalten. Der älteren Bedeutung von böse als „untüchtig, schlecht" begegnen wir noch in den Wendungen böses Messer, d. h. ein Messer, das nicht schneidet; in der Oberpfalz spricht man von einem schlechten Bier als von einem bösen Bier. Krank wird heute nur von

organischen Wesen gebraucht, und zwar in der Bedeutung als „körperlich oder geistig leidend"; die ältere Sprache kennt auch krank im Sinne von „schwach, klein, schmal, schlecht", und zwar von organischen wie von unorganischen Wesen. So heißt es daher im bayrischen Gebirge noch heute vom Mond, wenn er im Abnehmen ist, er sei krank ('s Manet is krank), und der Schnee is krank, wenn er unmerklich zu schmelzen anfängt. Die ältere Bedeutung von klug als „fein, zart, schmuck, nett, klein" im Gegensatz zu „grob und groß" tritt noch deutlich zutage in den Wendungen en kluegs Tuech „ein feines Tuch", e kluegs Korn, en kluege Druck, d. h. ein kleiner Druck eines Buches. Manche Eigenschaftswörter können ohne die üble Nebenbedeutung gebraucht werden, die sie in der heutigen Schriftsprache besitzen. Unse Kuni' is afer e recht e gemaine Herr, sagte der Landmann, der von München kam, wo er Zeuge von dem leutseligen Benehmen seines Fürsten war. Und ebenso kann der Landrichter gar e niederträchtiger Herr sein, dann meint der Mann aus dem Volke, er sei herablassend, „populär". Liederlich wird nicht nur in sittlicher Beziehung gebraucht, sondern auch von ungünstigen Gesundheitsverhältnissen, so daß es heißen kann: Unse Herr Pfarrer kann nimmer predigen, is alleweil ganz liederli. In dem Satze: Wenn I fál wer', so gê I ins Bett, hat faul lediglich die Bedeutung „schläfrig" ohne mißbilligenden Nebensinn; daneben besitzt das Wort auch die hochdeutsche Bedeutung „träge". Ein vortreffliches Beispiel für den weiten Bedeutungsumfang eines mundartlichen Eigenschaftswortes ist laut. Es bedeutet zunächst, wie im Schriftdeutschen, „was dem Sinn des Gehörs auffällt"; es wird aber auch in bezug auf Geruch und Geschmack gebraucht: ein Ding schmeckt, riecht laut, d. h. sehr gut; e lauts Essen, Trinken ist ein treffliches Essen und Trinken; ja sogar für den Gesichtssinn wird das Wort verwendet: en lauts Mensch, e lauts Deanl, en laude Bua, en lauder Rock, überall ist hier laut soviel wie schön.

Auch Ding- und Zeitwörter bewahren in gewissen Wendungen ihre ältere Bedeutung; der frühere stärkere Sinn von „Neid" als „Haß, Zorn, Grimm" lebt noch in der Wendung einen Neid auf jemand haben, d. h. auf ihn zornig sein, ihn hassen. Umgekehrt hat „Krieg" heute eine stärkere Bedeutung als früher, wo es den schwächeren Sinn von „Streit, Zank" hatte; diese ältere Bedeutung schimmert noch in dem im bayrischen Gebirge gebräuchlichen kriegen, d. h. streiten, zanken, hindurch. Das Wort „Umstand", das in der Schriftsprache zu einem völlig abgezogenen Begriff wurde, hat noch seine volle sinnliche Bedeutung in der mundartlichen Wendung: Was gibt's denn da für ein Umstand? Antwort: E Kind is überide worden. Die Elsässer und Basler Mundarten kennen gleichfalls diese Verwendung des Wortes Umstand. Als Beispiele von Zeitwörtern, in denen ältere Bedeutungen noch weiterleben, seien „krägeln" und „raisen" angeführt. Jemand krägeln ist soviel als ihn umhalsen, einen abkrägeln heißt ihm den Hals abdrehen, ihn umbringen.[1]) Raisen wird im ganzen wie hochdeutsches reisen gebraucht; in einzelnen Gegenden aber nähert es sich der älteren Bedeutung, wenn es „sich erheben, sich aufmachen, aus dem Hause gehen, sei es auch nur nach einem ganz nahen Ort" bedeutet: Wo raest de aus? d. i. wohin gehst du? Gê, raes! = pack dich![2]) Abi roasn, d. h. von der Alpe ins Tal gehen.

Meine Ausführungen gewähren nur einen flüchtigen Blick in das reiche Leben der bayrischen Mundarten. Die volle Erkenntnis, welch ein unerschöpflicher Born

1) Vgl. schriftspr. „es geht ihm an den Kragen", „beim Kragen nehmen", ferner „Geizkragen" (= Geizhals).

2) Auch thüringisch reis! = pack dich!

die Mundart für unsere Schriftsprache sein könnte, wird sich erst aus einer näheren Beschäftigung mit Schmellers hervorragendem Werke gewinnen lassen; vielleicht fühlt sich einer oder der andere Leser durch diese Zeilen dazu angeregt. Sicherlich würden manche mundartlichen Ausdrücke wegen ihrer Knappheit und Anschaulichkeit eine Bereicherung der Schriftsprache darstellen.[1]) Welch glückliche Wirkung durch eine maßvolle und verständige Benutzung mundartlicher Wendungen erzielt werden kann, zeigen die Werke des österreichischen Dichters Hans Watzlik und des Schweizers Adolf Frey, deren Sprache in der Zeitschrift des Allgemeinen Deutschen Sprachvereins (Nr. 2 des Jahrgangs 1915 bzw. Nr. 7/8 des Jahrgangs 1916) eine eingehende Würdigung aus der Feder von Eduard Blocher und Richard Raubusch gefunden hat.

Ein praktisches Beispiel zur Sprachkunde.

Von **Georg Rosenthal** in Lübeck.

Im Anschluß an meine Arbeit „Neuordnung des deutschen Unterrichts" im 6. Heft gebe ich ein praktisches Beispiel zur Sprachkunde in F(rage) und A(ntwort). Zu jedem Worte müssen von den Schülern zusammenhängende Sätze als Beispiele gebildet werden. Reichlich betriebene Sprachkunde macht die Schüler mit dem Umfang und der Weite der deutschen Sprache bekannt und sichert die Möglichkeit eines rechten abwechslungsreichen Gebrauchs. Ein in der Sprachkunde wohlgeübter Lehrer kann das folgende Beispiel in e i n e r Stunde durchführen. Natürlich muß auch die Klasse bereits gewisse Übung besitzen. Ich habe dies Beispiel in Quarta behandelt.

F. Was ist „sehen"? A. Eine Wahrnehmung, die durch das Auge zugeführt wird.

F. Das Wort ist verwandt mit sequor. Gibt es deutsche Substantiva, die das „Folgen" durch ein Feld noch erkennen lassen? A. Blickfeld, Sehfeld.

F. Wird das Wort „sehen" auch in übertragener Bedeutung gebraucht? A. Ja; denn wir sagen z. B.: er sah, daß er sich geirrt hatte. In das Sehen ist also das Erkennen mit einbegriffen.

F. Welche Wortklassen können mit „sehen" gebildet werden? A. Verba; Substantiva; Adjektiva; Adverbia; Präpositionen; Interjektionen.

F. Welche Interjektionen sind bekannt? A. Siehe! Sieh da! (Die Grundbedeutung des Verbums ist ganz verblaßt. Vgl. voici, voilà, ἰδού.)

F. Welches sind die Verba, welche die Grundbedeutung festhalten? A. (an der Tafel sind alle herzuzählenden Wörter aufzuschreiben): ansehen; durchsehen; einsehen; ersehen; nachsehen; übersehen; wegsehen; zusehen usw.

F. Welche Verba werden übertragen gebraucht? A. Einsehen = begreifen; nachsehen = vergeben; sich vorsehen; versehen = sich irren oder = verwalten (ein Amt) (je nach der Bedeutung des Präfixes „ver" = falsch machen oder = verstärkend. Vgl. die doppelte Bedeutung des Verbums „versprechen"); zusehen = sorgen.

F. Welche Substantiva wahren die Grundbedeutung? A. Ansicht; Gesicht (vgl. Gehör); Sicht; Durchsicht usw.

F. Welche Substantiva verraten übertragene Bedeutung? A. Gesicht (Plural: Gesichte) = inneres Erlebnis; Gesicht (Plural: Gesichter) = Antlitz; Angesicht (feierlicher als

1) Besonders kämen hier die von Dingwörtern abgeleiteten Zeitwörter in Betracht. Die Sprache prägt ja auch heute noch solche Wörter, meistens sind sie aber nur scherzhaft gemeint. Eine glückliche Neubildung zeitigte dieser Krieg in „reutern" = lügen (von Reuter, dem Namen des englischen Nachrichtenbüros). Der um die Reinigung der deutschen Sprache hochverdiente Generalpostmeister Stephan schlug die Bildung „briefwechseln" für korrespondieren vor, fand aber mit seiner Verdeutschung keinen Anklang.

Gesicht: im Angesicht Gottes; im Angesicht seines Vaters wagt er die Lüge nicht. Hier wäre „Gesicht" unmöglich); Absicht; Einsicht; Nachsicht; Vorsicht; Zuversicht.

F. Ein Substantivum, das einen männlichen Beruf ausdrückt? A. Seher (übertragen).

F. Substantiva, die der Verbalform ähnlich sind? A. Ansehen; Einsehen; das Nachsehen haben (aus dem sinnlichen Vorgang abzuleiten = der betrogene Käufer sieht dem Betrüger nach); Versehen.

F. Welche Adjektiva? A. Angesehen; sichtbar (Suffix bar von fero (φέρω) tragen) = kann gesehen werden; sichtlich (Suffix lich von mhd. lîch = Gestalt, Körper) = hat die Form des Gesehenseins; sichtig (Suffix ig = ἔχω) = hat Sicht (die Luft ist sichtig); durchsichtig, undurchsichtig, kurzsichtig, weitsichtig; nachsichtig.

F. Welche Adverbia? A. Zuversichtlich; unversehens.

F. Eine Präposition? A. Angesichts.

F. Welche Bilder werden mit dem Verbum „sehen" gebildet? A. Auf die Finger sehen; durch die Finger sehen (ganz wörtlich abzuleiten); er kann sich sehen lassen; den Wald vor Bäumen nicht sehen.

Aus langjähriger Erfahrung kann ich versichern, daß diese Übungen von den Schülern nicht nur sehr gern gemacht werden, sondern daß sie auch ihre Sprachkenntnis außerordentlich erweitern und ihren mündlichen und schriftlichen Ausdruck zu adeln wissen. Freilich darf die „Sprachkunde" nicht das Experiment einzelner Stunden bleiben, sondern muß systematisch im Betriebe des deutschen Unterrichts verankert werden, wie ich das in der oben genannten Abhandlung ausgeführt habe.

Die deutsche Umgangssprache.

Von **Alfred Schirmer** in Siegmar (Sa.).

Die herkömmliche Sprachbetrachtung scheidet die Sprache in Schriftsprache und Mundarten. Aber zwischen diesen beiden Sprachformen steht eine dritte, die gesprochene Sprache der Gebildeten, die sog. Umgangssprache (der Name stammt von Hermann Wunderlich). Unsere deutschen Wörterbücher berücksichtigen die Umgangssprache jedoch nur wenig, auch im Grimmschen Wörterbuch tritt die gesprochene Sprache hinter der literarischen stark zurück. Die Mundartenwörterbücher aber verzeichnen sie auch nicht; höchstens in Sammlungen städtischer Redeweise (wie H. Meyers „Richtigem Berliner", Albrechts „Leipziger Mundart") oder in den Darstellungen der Standessprachen (Studenten-, Soldaten-, Weidmanns-, Kaufmannssprache, Rotwelsch) ist der gesprochene Wortschatz der nicht mundartlich Sprechenden verzeichnet. Nur wenige kleinere Sammlungen (Genthes „Deutsches Slang", Hoefers „Wie das Volk spricht", Hetzels „Wie der Deutsche spricht", Krons „Alltagsdeutsch") geben mehr oder minder umfassende (größtenteils übrigens veraltete) Sammlungen der gesprochenen Sprache.

Und dabei ist die gesprochene Sprache des Alltags soviel reicher an sprachlichen Problemen, der unmittelbaren Beobachtung sprachlichen Werdens und Vergehens soviel zugänglicher als die geschriebene Sprache, bei der das Schriftbild alles sprachliche Leben in eintönige, starre schwarze Zeichen bannt. Die gesprochene Sprache ist ja auch die Führerin in allem sprachlichen Wandel. Wieviel wertvoller die gesprochene Sprache für die Erkenntnis sprachlicher Vorgänge und zugleich für die sprachliche Schulung im Unterricht ist, hat Altmeister Hildebrand vor über 50 Jahren in seinem noch immer jungen Buche „Vom deutschen Sprachunterricht" dargelegt, indem er forderte, daß das Hauptgewicht im Unterricht auf die gesprochene und nicht auf die geschriebene Sprache gelegt werde und daß das Hochdeutsch im Anschlusse an die Volkssprache oder Haussprache gelehrt werde (dann würde die Sprache nicht mehr als totes Regelwerk, sondern als lebender und wachsender Organismus erkannt werden). Nicht in Zitaten aus den „besten Schriftstellern", sondern an dem täglich neu quellenden Born der gesprochenen Sprache, einschließlich der anschaulichen Sprache der einzelnen Handwerke, Stände und Berufe, müssen wir den „Sprachgeist" (wie

ihn Hildebrand nennt) am Werke beobachten; nicht mit Belegstellen und logischen Gesetzen, sondern mit dem lebendigen Klange der gesprochenen Sprache sind Sprach- und Stilregeln zu begründen.

Wie sieht nun diese gesprochene Sprache des Alltags aus? Wie ist ihr Wortschatz, ihre Lautform, ihre Flexion, ihre Syntax? Wir wissen wenig darüber, obwohl wir alle viel mehr sprechen als schreiben. Wie die geschriebene Sprache aus der Mannigfaltigkeit der mhd. Dialekte zur nhd. Schriftsprache geeinigt worden ist und wie diese schließlich ihre heutige Allgemeingeltung erlangt hat, das wissen wir so ungefähr. Aber wie steht es mit der Einigung des gesprochenen Deutsch zur „mündlichen Gemeinsprache"? Gibt es, abgesehen von der Bühne, wo das Kunstprodukt der „Bühnenaussprache" herrscht, ein gesprochenes Gemeindeutsch, so wie in Frankreich die Sprache von Paris alle Gebildeten beherrscht? Stimmt der Wortschatz des Hamburgers, des Berliners, des Münchners, des Wieners überein, soweit sie nicht rein mundartlich sprechen (und das tun die wenigsten)? Gilt die Formen- und Satzlehre, die wir fürs deutsch Schreiben lernen, auch fürs deutsch Sprechen?

Nun, einzelne dieser Fragen hat die deutsche Sprachforschung zu beantworten begonnen. Auf den Unterschied des Formengebrauchs in der gesprochenen Sprache und in der Schriftsprache haben Sütterlin, Hans Reis, W. Fischer u. a. hingewiesen, die nur psychologisch, nicht logisch zu begreifenden syntaktischen Erscheinungen der Umgangssprache haben Wunderlich, Behaghel u. a. dargelegt.

Aber über die Aussprache des Deutschen im täglichen Umgang in Familie und Öffentlichkeit wissen wir so gut wie nichts. Wie die Aussprache je nach Landschaft, Gesellschaftsschicht, Bildungsstand, Altersstufe zwischen der Mundart und der Norm der Bühnenaussprache hin- und herschwankt, das ist noch fast gar nicht untersucht.

Besser steht es mit der Kenntnis des Wortschatzes der Umgangssprache. Paul Kretschmer, ein Altphilologe, hat das Verdienst, in seiner „Wortgeographie der hochdeutschen Umgangssprache" (Göttingen 1918) alle lexikalischen Probleme der Umgangssprache zuerst aufgezeigt und zum größten Teil gelöst zu haben. Er scheidet die Umgangssprache deutlich von Mundart und Schriftsprache und teilt sie ein in die drei Stufen der Vortragssprache (Sprache der Kanzel, der Tribüne, des Katheders), der Verkehrssprache (Sprache des gesellschaftlichen und geschäftlichen Umgangs) und der familiären Sprache. Er entwickelt auch kurz den Gang der Einigung der Mundarten zu einer gesprochenen Gemeinsprache, zeigt aber zugleich an einer aufschlußreichen Wortsammlung, wie weit diese Einigung der gesprochenen Sprache noch hinter der der geschriebenen zurück ist. An etwa 300 aus dem täglichen Leben gewählten Begriffen erläutert er, wie stark die Umgangssprache der einzelnen Teile des deutschen Sprachbereichs noch voneinander abweicht, wie z. B. für Bindfaden (Nord- und Mitteldeutschland) im Westen Kordel, in Württemberg, Baden, Elsaß und der Schweiz Schnur, in Österreich und Bayern Spagat, vereinzelt auch Strippe, Strick, Seil, Bändel gesagt wird. Er grenzt geographisch den Kloß (Norden und Mitte) vom Knödel (Südosten) und Knöpfle (Südwesten) ab, er stellt die verschiedenen Ausdrücke, die die Umgangssprache der Gebildeten für Fleischer, Klempner, Mütze usw. hat, auf Grund einer umfangreichen Fragebogensammlung zusammen. Dabei stellt er aber doch fest, daß ein Zug zur Vereinheitlichung des Wortschatzes vielfach vorhanden ist, etwa wenn die örtlich verschiedenen Bezeichnungen Straßenbahn, Trambahn, Tramway allmählich dem allgemeinverbreiteten Ausdruck 'die Elektrische' weichen.

Aber die Fülle der deutschen Umgangssprache, alle die oft scherzhaften Ausdrücke und Redensarten, die das gesprochene Alltagsdeutsch von der feierlichen Schriftsprache unterscheiden, sie fehlen bei Kretschmer. Seine Wortsammlung berücksichtigt auch weit mehr Dingnamen, als Begriffsnamen; Eigenschafts- und Zeitwörter kommen schlecht weg. So bleibt ein Wörterbuch der deutschen Umgangssprache, das den ganzen Reichtum der gesprochenen Sprache sammelt, noch zu schreiben.

Unter Umgangssprache in diesem Sinne verstehe ich die gesprochene Alltagssprache der Gebildeten, soweit sie von der Form der Schriftsprache abweicht. Um einige Proben aus meinen Sammlungen zu nennen, führe ich als Beispiele an: Moneten, Pinke-Pinke, Putt-Putt, Asche, Moos für Geld, Riecher, Gurke, Zinken, Pinsel, Rüssel für Nase, Postrat für Briefträger, blauer Lappen für Hundertmarkschein, Zweimalzweiter oder Brustbild

fahren für vierter Klasse fahren, Lausallee für Scheitel, Redensarten wie „Danke, Komma“, oder mit den Wimpern klimpern, „Verquatschungen“ wie im Geigenteel für im Gegenteil, verkehrt ausgesprochene oder angewandte Fremdwörter wie Eklipage für Equipage, Konifere für Koryphäe.

Dieser Wortschatz ist in drei Hinsichten näher zu untersuchen. Erstens nach Stand und Alter der Sprecher: die Umgangssprache des akademisch Gebildeten weicht beträchtlich von der des Handwerkers, des Kaufmannes ab. Zu prüfen ist, inwieweit aus den Sondersprachen einzelne Sachausdrücke in die allgemeine Umgangssprache übergehen. Das Alter des Sprechenden zeigt seinen Einfluß in dem charakteristischen Wortschatz des Kindes, des Schülers, des Backfischs, des Soldaten oder Studenten bis zur Sprache des Stammtischs, des Skatabends und des Kegelklubs. Die Jugend, männliche und weibliche, schmückt ihre Rede begierig mit neuen Modeausdrücken (vgl. Brennerts „Modeworte“), sie will nicht steifleinen und altmodisch reden wie ihre Eltern und Großeltern.

Zweitens ist der Wortschatz der Umgangssprache geographisch zu untersuchen, so wie es Kretschmer getan hat. Hier ist zu prüfen, inwieweit die Sprache einzelner politischer, wirtschaftlicher oder kultureller Mittelpunkte Schule macht. Für Berlin ist das nicht zu verkennen (buddeln, Rummel, kieken, Döskopp); aber auch für Wien (fad, fesch, Hetz) und für München (Gaudi, Gschpusi, Sakra, Schampus) ist nicht zu leugnen, daß sie in der allgemeinen Umgangssprache mit einzelnen Ausdrücken vordringen.

Drittens ist der Wortschatz der Umgangssprache geschichtlich nach Alter und Herkunft zu untersuchen. Das mag zunächst unmöglich erscheinen, besteht doch das Wesen der Umgangssprache gerade darin, daß sie sich der schriftlichen Fixierung entzieht. Aber literarische Zeugnisse für die gesprochene Sprache aus vergangenen Zeiten fehlen nicht ganz, wenn sie auch spärlich sind. Freilich, wir müssen da mehr der niederen Literatur nachspüren als den Klassikern; in Theaterstücken (besonders Volksstücken, Lokalpossen), in Anekdoten- und Witzbüchern, in humoristischen Zeitschriften usw. findet sich mancherlei. Wertvoll sind vor allem Schriftsteller, die bewußt die Sprache des Alltags literarisch verwertet haben, also die „Kraftgenies“ der Sturm- und Drangzeit, die „naturalistischen“ Theaterdichter der 90er Jahre des vergangenen Jahrhunderts. Reiche Ausbeute liefern Lokalchroniken, wie sie unter Namen wie „Nante“, „Nunne“, „Bliemchen“, „Tönnies“ u. a. im örtlichen Teile vieler Provinzblätter eine stehende Rolle spielen.

Auf diese Weise wird es möglich sein, im deutschen Wörterbuche der Zukunft auch der gesprochnen Sprache zu ihrem Rechte zu verhelfen. Der einzelne Sammler freilich vermag auch bei größter Aufmerksamkeit, selbst wenn er durch Fragebogen und persönliche Reisen das ganze Sprachgebiet erforscht, immer nur einen Ausschnitt aus der gesprochenen Sprache des großen deutschen Sprachgebiets zu übersehen; Mitarbeit weitester Kreise ist daher gerade auf diesem Gebiete hocherwünscht.[1])

Das Deutsche im Kampfe gegen fremde Betonung.

Von **Theodor Büsch** in Münstereifel.

Durch den Ton wird eine Lautgruppe zum lebendigen Wort, der Ton ist auch von entscheidendem Einfluß auf die Weiterentwicklung des Wortkörpers, er ist die Seele des Wortes. Und was im Laufe der Jahrhunderte an fremden Bestandteilen in unserer Sprache Aufnahme gefunden hat, wird nicht mehr als Fremdling gefühlt, sobald ihm durch die Betonung gleichsam eine deutsche Seele eingehaucht wird. Umgekehrt pflegen noch Philologen, die Latein schreiben, bei ihren mit lateinischer Endung versehenen Namen einen Tonwechsel eintreten zu lassen in dem richtigen

1) Über das von dem Verfasser geplante „Wörterbuch der deutschen Umgangssprache“ vgl. die Zeitschrift des Allgemeinen Deutschen Sprachvereins, Juniheft 1919. Nähere Auskünfte erteilt gern Dr. Alfred Schirmer, Siegmar bei Chemnitz, Postfach 20. **Ein ausführlicher Fragebogen wird demnächst versandt.**

Gefühl, daß durch den Tonwechsel hauptsächlich die Entdeutschung bewirkt wird: Müllérus, Schneidérus, Ritschélius. So wanderte das Wort Wagen aus deutschem Gebiet nach England: wágon (wággon), von da nach Frankreich: waggón, und wollte, so bis zur Unkenntlichkeit entstellt, als vornehmerer Gast wieder in der Urheimat aufgenommen werden. Wir betonen im Deutschen die Stammsilbe und bei Zusammensetzungen das Bestimmungswort: Luftzug, Schnellzug, Abzug, Anzug, Ursache, Unschuld. Dagegen hat sich für das Fremdwort unbewußt die Regel durchgesetzt, die Endung zu betonen, selbst wo der Ursprung widerspricht, wie Phänomén, Termín, Herodót. Den lateinischen Ton haben behalten: Homér, Horáz, Virgil; das gelehrte ténor (Wortlaut) steht im Gegensatz zu Tenór in der Musik.

1. Das Deutsche zeigt die Kraft, Fremdes sich vollständig anzugleichen.

In der Zeit der ersten Berührung mit der griechisch-römischen Kultur, als die Entlehnungen naturgemäß besonders reichlich waren, ist die angestammte Kraft der Angleichung am wirksamsten; sie ist auch trotz späteren Hemmungen bis auf den heutigen Tag lebendig geblieben.

Der Vorname Christian wiederholt in der Tonversetzung den ersten und entscheidenden Schritt auch der älteren Ableitung christiânus: der Christ (alt: Christen, Mz. die Christenen); so ist Christus wieder eingetreten statt des in Christbaum, Christkind und in Kirchenliedern noch erhaltenen altdeutschen Krist. Aus Judaéus ist Jude geworden. In den folgenden Beispielen, meist Kulturwörtern, bei denen hier auf das Ursprungswort sowie auf zeitliche Anordnung verzichtet wird, ist ebenso die fremde Betonung verdrängt worden: Abenteuer, Abt, Almosen, Ampel, Dutzend, Enzian, Esel, Essig, Felleisen, Fenster, Fimmel, Ginster, Kanzel, Karch, Keller, Kellner, Kerbel, Kessel, Kette, Kissen, Krater, Küche (vgl. wallon. couhènne), Kümmel, Liebstöckel, Lattich, Legel, Lettner, Mantel, Mesner, Mette, Mörser, Mörtel, Paspel, Pferd, Pfingsten, Pfropfen, Pfühl, Pilgrim, Pinsel, Rastel, Samt, Säumer, Scharlach, Schemel, Senf, Sester, Siegel, Söller, Speicher, Trichter, Weiher, Weiler, Zelter, — Augsburg, Augst, Genf, Kappel, Köln, Koblenz, Mailand, Mainz, Zabern, auch slawische Städtenamen: Olmütz, Schweidnitz, Warschau.

Lehnwörter, die bei der Übernahme aus der Fremde dem deutschen Betonungsgesetz nicht widerstreiten, erfahren auch eine geringere Umbildung und Verstümmelung des Wortkörpers. Solche sind: Dattel (Dachtel), Käfig, Kaiser, Kelch, Kerker, Kerze, Kiste, Körper, Kreuz, Krone, Mauer, Pfeffer, Pflaume, Segen, Speise, Straße, Tiegel, Ziegel.

2. Fremde Betonung neben der deutschen.

Eben wußte uns die Sprachgeschichte von Kampf und Sieg zu berichten. Nun wenden wir unsere Aufmerksamkeit solchen Spracherscheinungen zu, wo gleichsam der Kampf noch nicht entschieden ist, vielmehr in der lebendigen Sprache vor unseren Augen sich abspielt. Zahlreiche Wörter sind wiederholt auf verschiedenen Wegen und zu verschiedenen Zeiten aus der Fremde zu uns gekommen, und zwar so, daß die vollständig eingedeutschten Formen in der Regel die älteren sind. Wie dividieren, notieren, studieren durch die betonte, fremde Endung als Fremdwörter sich erweisen, dagegen verdammen, dauern, kosten (constare), opfern ihren lateinischen Ursprung nicht mehr ahnen lassen, so stehen nebeneinander:

dichten diktieren, firmen Firmung konfirmieren Konfirmation, lärmen alarmieren, mausern muten mutieren, pachten paktieren, paschen passen passieren, pausen pausieren, picken pikieren pikánt, predigen Prediger prädizieren Prädikat Prädikant, prüfen proben probieren, punzen interpungieren, spenden spendieren, Banner Panier, Déchant Dechánt Dekán, Démant Diamánt, Elfenbein Elefánt, Franke Franzos, Kástel (bei Mainz) Kastell, Lâter Lânter (Ma.) Laterne, Linie liniieren Lineal, Mamá Mámma Memme, Meier Major, Meister Magister, Morast Marsch (die), Möbel (meuble) mobil, Modell modellieren modeln, Münze Moneten, Orgel (Organist) Organ, Packt Paket, Pfaffe Papá Páppa, Pfalz Palast Palais, Pfeiler Pilár, Probst Profoß, Rettich Radieschen Râdi (München), Remter Refektorium, Sandale Sandelschuh, Sarg Sarkophag, Schachtel Schatulle, Geschwader Schwadron, Sölder Soldat, Spitál (Hospital) Spittel, Trommel Trompete Drommete, Vogt Advokat, Zentner Zentenarfeier. So sind aus einem Ursprungswort meist verschiedene selbständige Wörter hervorgegangen. Sogar im selben Worte findet sich diese Sprachmengerei: Charakter Charaktére, Rektor Doktor Rektóren Doktóren (Ma.: Dökter) fordern Kenntnis der fremden Sprache, also undeutsch. Landschaftliche Unterschiede: Áltar ist deutscher als Altár; vgl. Pastór (Westdeutschland) Pástor Páster (Ost), Spägát Spáget, Majestät Májestät, Túnnel, Bállast.

Volkstümlich hört man: Kónsum, Kónzert (Luxemburg)[1], auch in der Sprache der Gebildeten meist: Kóntinent, Órient, Hórizont gegenüber Studént, Elemént, Regimént; Schulwörter: Réflexiv, Dátiv, Pérfekt (Ggstz.: perfékt), überall noch die lebendige Kraft und das Bestreben, das Fremde zu bekämpfen und die eigene Selbständigkeit zu bewahren. Akústik, Grammátik, Lógik, Krónik, Óptik, Téchnik tönen dem deutschen Ohr nicht fremd, daher können wir auch sprachreinigend wirken, wenn wir in Fällen der Schwankung Krítik, Mathemátik, Phýsik bevorzugen vor Kritík, Mathematík, Physík, zumal auch so eine Tongemeinschaft mit krítisch, Krítiker, mathemátisch, Mathemátiker entsteht. Breite Volksschichten sprechen Músik, und die Furcht, ungebildet zu scheinen, sollte uns nicht abschrecken, das nachzuahmen; vgl. Músiker, Músikus, „Frau Músika". In Biskuit gegenüber westfälisch Beschüte haben wir den merkwürdigen Fall, daß die Schriftsprache zwar die äußere Gestalt des frz. Wortes beibehält, aber den Ton verschiebt, die Mundart dagegen den Ton am Ende stehen läßt.

Ein bewegtes Kämpfen und Ringen zeigt die Behandlung der Eigennamen: Januárius, Január, Jánuar, Jänner; lateinisch sind die Ableitungen Européer (europäisch), Asiáten, Afrikáner, Thebáner, sie sind eine dauernde Erinnerung an Deutschlands größte Abhängigkeit vom Auslande, welche mit dem Ausgang des Mittelalters (Humanismus) ihren Anfang nimmt. Ein besonderer Stolz der Sprache sind die deutschen Personennamen und in den Zeiten der deutschen Kaiser Karl, Ludwig, Konrad, Heinrich, Otto, Friedrich überwiegen auch die deutschen Namen in öffentlichen und Privaturkunden. Und bei den übernommenen lateinisch-griechischen (und hebräischen) Personennamen mit den davon abgeleiteten Familiennamen ist es erfreulich zu sehen, wie auch zu den Zeiten schlimmster Abhängigkeit das Widerstreben gegen fremde Endung und Betonung nie gänzlich erloschen ist. Martínus, Maurítius, Laurentius, Valentínus werden Martín Mártin Merten, Móritz, Lórenz, Válentin Velten. Den gelehrten Familiennamen

1) Süddeutsch allgemein: Búro, Cháussee, Kómmis, Zigarr(e) usw. D. Herausg.

Jacóbi, Martíni, Michaélis, Stepháni stehen zur Seite die gut deutschen Formen: Jákobs, Mértens, Michels, Stéffens. Nur durch die Endung verschieden Peters Paulsen von Petri, Pauli. Johannes: St. Johánn (Städtename), Jóhann; lat. Endung und Betonung behalten in den Kurzformen Hannes, Hans (Hansen), ebenso wie Tönnes, Kobes, Klaus, Stinnes von Antonius, Jacobus, Nicolaus, Constantinus. Christóffel, Stóffel hat nur den lat. Ton von Christóphorus (Christoph). Durch Halbierung entstanden, zeigen Else (Elsbeth), Käthe Tonwersetzung gegenüber Beth, Trine. Neben Anton, Áugust urspr. Betonung in „Mark Antón", „Augúst und Mäzén", wie in dem nach Kaiser Augustus benannten Monat Augúst.

3. Lehnwörter mit fremder Betonung.

Das noch deutlich als Fremdling gefühlte Wort bewahrt natürlich auch die fremde Betonung: Mirakel, Orakel, Legende, Kollege, Stratege, Station, Honorar, Klausur, Tortur, Prophet, Prozent, Büró, Schandarm, Schokolade. Aber Wörter, wie Latein, Natúr, Papier, Persón, Talént haben unbestrittenes, volles Bürgerrecht in der deutschen Sprache, auch die fremde Betonung läßt sich nicht mehr beseitigen. Die folgende Aufzählung enthält noch mehrere solcher Lehnwörter, aber auch solche Wörter, die noch eine Mittelstellung einnehmen, zweifelhaft, ob sie zu den Fremd- oder Lehnwörtern zu stellen sind: Anis, Antilope, Barett, Damast, Fabrik, Figur, Gazelle, Humor, Kamel, Kamerad, Kamin, Kaninchen, Kanal, Kapaun, Kapital, Kaplan, Kapelle, Kaserne, Kattun, Komet, Kruzifix, Manier, Maschine, Medizin, Nation, Offizier, Pergament, Pomade, Portal, Porzellan, Religion, Revier, Safran, Salat, Skandal, Spektakel, Zigarre, Zitrone. Das Fremde solcher Wörter besteht hauptsächlich in der Betonung, es ist nicht mehr auszurotten, solange sie in der deutschen Sprache gebraucht werden, aber da es im Schriftbild nicht ausgedrückt ist, kommt es uns weniger zum Bewußtsein. Durch Schreibungen wie Büró, Scharade, Scharlatan wird dem Worte zwar fürs Auge ein heimischeres Aussehen verliehen, aber der französische Akzent ist geblieben. Übrigens sollte man die Umschreibung unterlassen, sobald der Lautwert sich mit der Schreibung nicht deckt. Es ist ein Widerspruch Nüanze zu schreiben und doch die französische Aussprache zu fordern.

Wenn wir nun zugeben müssen, daß engl. náture, páper, látin eigentlich deutscher sind als Natúr, Papier, Latein, so soll uns deshalb doch die Selbstherrlichkeit der englischen Nation nicht nachahmenswert erscheinen; aber selbständiger, selbstbewußter dem Auslande gegenüber sollen wir werden und das auch in sprachlichen Dingen bekunden. So ärgert es mich, wenn in meinem frz. Wörterbuch gestattet wird den Namen Ohio zu sprechen oïó, jeder Deutsche aber, auch wenn er kein Englisch kann, soll sich merken: oheio! Jeder Deutsche soll kennen Beefsteak (spr. bíf-ßtek), der Franzose spart sich die Mühe und schreibt bifteck, mit dem Ton auf der letzten Silbe!

4. Fremde Betonung greift über auf angestammtes deutsches Sprachgut.

Das Merkwürdigste in der Fremdwortfrage ist wohl die Tatsache, daß die häufigeren Ableitungsendungen der Fremdlinge, die sich im Laufe der Zeit eingeschlichen haben, sich sozusagen selbständige Daseinsrechte erobern konnten und, an urdeutsche Stämme und Wörter angehängt, diesen auch die fremde Betonung aufdrängten und damit gleichsam die deutsche Seele aus dem Leibe rissen. Schon seit mittelhoch-

deutscher Zeit haben -ei (ie), -ieren sich festgesetzt und sind so vollständig eingebürgert, daß wir erst durch Nachdenken das Fremde an ihrer tonverschiebenden Wirkung erkennen. Nach Industrie, Melodie(ei), Partei, Partie, Artillerie, Kavallerie, Abtei, Kanzlei, Lombardei (Normandie), Pfarrei, Schalmei, Vogtei[1]) ist das lat.-frz. Anhängsel auch zur deutschen Wortbildung selbständig und brauchbar geworden: Einsiedelei, Staffelei, Brauerei, Lumperei, Heiteretei, Narretei. — Filtrieren[2]), pausieren, sortieren, spendieren, syllabieren, wattieren sind deutsche Bildungen, obwohl die Stammwörter entlehnt sind. Deutsch sind die Stammwörter von: buchstabieren (Lautiermethode), drangsalieren, gastieren, gattieren (gatten), hausieren, inhaftieren, lustieren, schattieren, ausstaffieren, stolzieren. Mehr scherzhafte Augenblicksbildungen sind: irrlichtelieren, schnabulieren (st. essen), schimpfieren; aber sinnieren, das hier und da (bei Scheffel häufig!) als Modewort auftaucht, ist neben sinnen ganz überflüssig, nur die Lust am fremden Klang hat es erzeugt. Dergleichen ist eine ärgere Versündigung gegen die Reinheit der Sprache als ein halb Dutzend technische Ausdrücke aus der Fremde, Adieu, Merci, Pardon! eingeschlossen, die den inneren Menschen, sein Fühlen und Denken weniger berühren.

Zu Personal, Personalien, Naturalien, Naturell, Formalität, Festivität, Lieferánt, muskulös, nervös, pompös, porös sind ja die Stammwörter ursprünglich fremd; der Übermut wagt dann auch: Lappálien, Schwulität, schauderös. Artist, Idealist, Materialist, Psalmist, Spiritist stammen aus dem Französischen, auch Bagage, Courage, Etage, Passage, Blondine; dagegen auf deutschem Boden sind gewachsen und fehlen im frz. Wörterbuch: Blamage, Kommandantur, Artillerist, Gardist, Prokurist, Renommist, Statist. Nun folgen auch: Blockade, Staffage, Stellage (= Gestell), Leckage, Hornist, Flötist, Obrist, — Lampist, Lagerist, Blumist! Glasur von Glas, Stieflette = Stiefelchen. Vor 30 Jahren gab es von Landrath noch eine Landrathúr (wie Präfektur, Registratur). Kleinódien von Kleinod bezeugt noch die einstige Herrschaft des Lateinischen in deutschen Landen. Gróbian hat den Ton zurückversetzt auf die Stammsilbe. Es ist von Wichtigkeit, das Bewußtsein lebendig zu halten, daß in Hannoveraner, Badenser, Hallenser und Jenenser, daß

---

1) Es ist davor zu warnen, daß dieses -ei, wie etwa -heit, -nis und -schaft, vollständig als deutsche Endung behandelt und nach Belieben zu Neubildungen verwendet werde. Warum bilden Esel und Schwein Eselei und Schweinerei, während Kamel, Ochs und Schaf, ebenfalls als Schimpfwörter gebraucht, diese Bildung ablehnen? Heuchelei, Prügelei, Wüstenei, Lumperei deuten an, daß -ei für Neuschöpfungen in der Regel nur unter einer Bedingung brauchbar ist: das Stammwort muß mit einer unbetonten, stammlosen Silbe schließen oder es ist -erei zu setzen nach dem Frz. -erie (bijouterie, brasserie, carosserie). Also Abtei, Vogtei stellen keine lebendige Bildungsmöglichkeit mehr dar, und Schriftei, womit kürzlich das Deutsche Philologenblatt unsere Sprache bereichern wollte, ist zurückzuweisen, Schreiberei, Schrifttum, Schriftwerk genügen, wenn sie sich auch nicht eignen sollten, das Amtszimmer (Büro) eines Gymnasialdirektors umzutaufen. Dasselbe gilt von Auskunftei. Wer gewerbsmäßig Auskünfte erteilt, bezähme die Lust an künstlichen, der Natur der Sprache widerstreitenden Neubildungen und schreibe auf sein Haus und in Zeitungsanzeigen einfach Auskunft, falls ihm Auskunftstelle zu schwerfällig dünkt. Die Vertreter fremder Staaten, deren Geschäft es ist, Botschaften entgegenzunehmen und weiterzugeben, wohnen und arbeiten in der russischen oder türkischen Botschaft, nicht Botschaftei.

2) Wie von Kelter das Zeitwort keltern lautet, ist auch statt filtrieren, pausieren, spendieren durchaus: filtern, pausen, spenden zu fordern.

beim Anhaltinischen und Ernestinischen Fürstengeschlecht der Ton mindestens ebensosehr entfremdet als die Endung. Es ist gewissermaßen eine Abstumpfung deutschen Fühlens, wenn uns bei Berlin, Küstrin, Stettin die undeutsche Betonung nicht zum Bewußtsein kommt. Ohne deutliche fremde Beeinflussung und sichtbare Änderung am Wortkörper lauten fremdartig: Forélle, Hornísse, Holúnder (Hólder), Wachólder, lebéndig, Schlaráffe. Infolge der Verlateinerung deutscher Personennamen: Fridericus, Hen(d)ricus, Hubertus, Lambertus entstanden Familiennamen: Hubérti, Lambérti = Hüpperts, Lámbertz; weitere Fremdlinge: Friederike, Karoline (Charlotte), Hubertine.

Eine Jubiläumsausgabe von Gottfried Kellers Werken.[1]

Schon vor Jahren durfte man auf eine Volksausgabe Kellers hoffen, die Ungunst der Zeit hat sie uns vorenthalten. Aber zum 100. Geburtstag sind uns des großen Schweizers Werke wenigstens in neuer Ausgabe beschert worden, die den Text sorgfältig von allem gereinigt hat, was ohne des Dichters Zutun hineingekommen war. Fritz Hunziker und Emil Ermatinger haben die mühsame Arbeit geleistet, überall wieder die Fassung der letzten noch vom Dichter selbst durchgesehenen Ausgabe herzustellen. Sonst unterscheidet sich die neue Ausgabe von der bisherigen nur durch größeren Druck, was dankbar anzuerkennen ist, durch ein Verzeichnis der Überschriften und Anfänge aller Gedichte (am Ende des 10. Bandes) und durch eine Einleitung Emil Ermatingers.

Diese Einleitung hebt das Bodenständige von Kellers Schaffen heraus: „Ein unvergleichliches Doppelgeschenk ward ihm in die Wiege gelegt: der Ort und die Zeit seiner Geburt. In der Bevölkerung, der er entstammt, hatte sich uralte Eigenart durch die Jahrhunderte lebendiger und reiner erhalten als anderswo. Schon durch ihre kraftvolle, ursprüngliches Sprachgut sichtbar bewahrende Mundart war sie wie durch einen Damm vor dem abschleifenden Strome moderner Allerweltsbildung geschützt. Und eben zur Zeit, als der Dichter ins Leben trat, erwachte in dieser Bevölkerung nach jahrhundertelangem Schlummer der Volksseele das Gefühl staatlicher Gemeinschaft zu neuer Stärke, und sie schuf sich in leidenschaftlichem Ringen, helläugig und festen Herzens den Sinn der Zeit erfassend, eine neue politische Gestalt, in der sie sich auf Jahrzehnte hinaus im Inneren wohlfühlte und nach außen ein Wirken entfalten konnte, das die Enge der Grenzen weit überflog. In jener lichten Klarheit, die des Dichters ganzes Wesen kennzeichnet, sehen wir die beiden Mächte, die gewachsene Wirklichkeitsfülle einerseits, die geschaffene Rechtsform anderseits, gestaltend durch sein Leben und Dichten wandeln, beide nur die zwei Seiten, nach denen die eine allgewaltige und unerschöpfliche Natur lebenformend sich entfaltet." In feinen knappen Strichen zeichnet Ermatinger Kellers Leben und zeigt, wie seine Werke daraus erwuchsen. Er findet als Leitgedanken seiner Anschauung zwei Sätze: „Erstens die Ehrfurcht vor dem unendlichen Reichtum und der strahlenden Herrlichkeit des Lebens. Zweitens die Einsicht in die Notwendigkeit der Einschränkung und Hemmung des individuellen Entfaltungstriebes ... Leidenschaft und Sitte, Glück und Recht, Freiheit und Notwendigkeit, Genuß und Entsagung — das sind die polaren Grundideen, die fortan klar und bestimmt den Herzschlag von Kellers Weltsinn bestimmen und seine gestaltende Kraft leiten."

1) Gottfried Kellers Gesammelte Werke. Jubiläumsausgabe. 10 Bde. Stuttgart u. Berlin 1919, J. G. Cottasche Buchhandlung Nachfolger. Geh. M. 35,—, geb. M. 55,—.

Im zweiten Teil kennzeichnet Ermatinger dann Kellers Schaffen: Reichtum im Sinn gedrängter Fülle, Überfülle von stofflichen Kenntnissen und starkes Gefühl für das Besondere und Einzelne menschlicher Zustände. Aber die Fülle wird kunstvoll gegliedert, der Dichter drang ins Innere und sah die Gesetzmäßigkeiten des Lebens in Gestalt und Geschehen. So hat in seinen Werken das Leben seiner Zeit gesetzmäßig geschichtliche Deutung und Darstellung gefunden und es gibt kaum eine typische Erscheinung des 19. Jahrhunderts, die durch Keller nicht zur symbolischen Gestalt erhoben wurde. Weiter weist Ermatinger auf Kellers symbolischen Stil hin, auf seinen Humor, der aus geistvoller Überlegenheit und tief leidendem und mitleidendem Mittendrinstehen entsprang; er zeigt die Grenzen von Kellers Lyrik und macht endlich mit feinen Worten auf Kellers Prosakunst aufmerksam, auf den Zusammenhang zwischen Gefühlsinhalt und Rhythmus darin. Mit Recht deutet Ermatinger endlich auf Kellers bleibende Bedeutung hin. Gerade in unseren Tagen erleben wir stärker als je die geistigen Kämpfe, durch die sich auch Keller durchringen mußte, gerade in unsern Tagen kann er uns mit seinem tieferkämpften Humor ein Tröster sein und mit seinem Glauben an „das Volk der Ordnung" uns ermutigen. „Der sittliche Verfall des Volksstaates ist so gut der Regeneration fähig wie das Körperliche des Volkes, durch Reaktion seiner Kräfte, natürliche Polizei, Ausruhen; es ist ja überall in der Geschichte dieser Rhythmus von Sinken und Erheben."

W. Hoffstaetter.

Literaturbericht 1918.

Literaturforschung und Verwandtes.

Von **Julius Stern** in Baden-Baden.

II. Zur deutschen Literatur.

3. Einzelforschungen.

Von den durch das Reformationsjubiläum des Jahres 1917 angeregten Veröffentlichungen liegen mir drei Nachzügler vor. Die Schrift von Konrad Burdach[1]) ist dem Inhalte und der Entstehungszeit nach eher ein Vorläufer des Festes. In zwei aus Vorträgen (in der Berliner Akad. d. Wiss. 1910 und in der Marburger Philologenversammlung 1913) hervorgegangenen Abhandlungen untersucht er die Begriffe (nicht Worte!) Reformation, Renaissance und Humanismus nach ihrer Entstehung, Inhaltsentwicklung und kultur- und geistesgeschichtlichen Bedeutung und schafft so mit Hilfe genauester Quellenkunde eine wohl endgültige Klärung dieser Begriffe, die die Grundlage moderner Bildung und Sprachkunst ausmachen. Auch diese tiefgründige Untersuchung zeigt in vorurteilsloser und unparteiischer Prüfung, daß die Zukunft jenen deutschen Humanismus, den das 18. Jahrhundert (Winckelmann, Goethe) eroberte, noch weiterhin fortbilden muß.

Die Bedeutung der Reformation für die deutsche Literatur schildert in einem Vortrage Paul Merker.[2]) Es ergibt sich ihm, daß zunächst von der mehr kirchlich-sozialen als religiösen Bewegung, als die sich ihm die Reformation darstellt, keine unmittelbare Befruchtung des literarischen Lebens ausgeht, daß aber die Persönlichkeit Luthers und vor allem sein Schaffen als Bibelübersetzer für die Sprach- und Stilentwicklung von unschätzbarer Bedeutung ist.

---

1) K. Burdach, Reformation, Renaissance, Humanismus. Berlin, Gebr. Peetel M. 7,50.

2) P. Merker, Reformation u. Literatur. Ein Vortrag. Weimar, Herm. Böhlaus Nachf. M. 1,50.

Die Persönlichkeit des Reformators und seine Bedeutung für die deutsche Literatur behandelt Gustav Roethe[3]) in seinem Jubiläumsvortrage. Die Verdienste Luthers beziehen sich auf das deutsche Kirchenlied (das er nicht neu geschaffen, aber mächtig gefördert hat), auf die Schöpfung des deutschen Bibelwerkes (auch als Bibelübersetzer steht er nicht am Anfang, sondern fußt auf den Leistungen von Vorgängern) und auf die Förderung der neuhochdeutschen Schriftsprache, deren Entstehungsprozeß bis ins 12. Jahrhundert zurückreicht. Die national-ethischen Schlußausführungen der anregenden Schrift beleuchten die allmähliche Annäherung des Luthertums an die fortschreitend sich ethisierende Geistesbewegung des Humanismus.

Aus den Wirren der Zeit klingt immer stärker die Sehnsucht nach Versittlichung des Lebens, nach Vermenschlichung, nach Humanität. Diesem Verlangen zu dienen sind auch die beiden folgenden Bücher berufen. Die Darstellung von Kants Leben und Wirken von M. Kronenberg[4]) tritt nun schon zum fünften Male ihren Weg in die Welt an. Sie hat sich, wie kaum eine andere Charakterisierung des Königsberger Philosophen, als volkstümlich im edelsten Sinne des Wortes bewährt und kann deshalb als Einführung in die Philosophie überhaupt vortreffliche Dienste leisten. — Ähnliches gilt von dem ganz in humanistisch-idealistischem Geiste lebenden und wirkenden Wilhelm v. Humboldt.

Albert Leitzmann[5]), der Herausgeber der großen Akademieausgabe von Humboldts sämtlichen Werken, hat dem großen Humanisten und Forscher, Weltbürger und Vaterlandsfreunde, Staatsmanne und Ästheten ein auch im äußeren Gewande liebenswürdiges Bändchen gewidmet, aus dem uns die große Persönlichkeit lebendig und seelenvoll anschaut. Wir teilen von Herzen den Wunsch, daß „über dem neuen Deutschland, das wir schmerzvoll nach Geburt ringen sehen, der Geist Wilhelm v. Humboldts als leuchtender Stern strahlen" möge, und hoffen für das Büchlein, das frei von allem gelehrten Beiwerk das edle Licht seines Gegenstandes ausgießt, weiteste Verbreitung.

In den gleichen Ideenkreis führt der stattliche Band, in dem der Schillerbiograph Karl Berger[6]) ein Dutzend seiner gelegentlich entstandenen Aufsätze vereinigt hat. Sie weisen alle irgendwie auf den Lebenskreis und Wirkungsbereich Schillers hin und sind zusammengehalten durch den Grundgedanken, der um die Wende vom 18. zum 19. Jahrhundert das deutsche Geistesleben beherrschte. Es ist das Problem, das etwa in die Frage gefaßt werden kann: Wie wird aus dem wirklichkeitsfremden Weltbürgertum des deutschen Geistmenschen das auf dem geliebten Boden der deutschen Heimat fest und tatenfroh stehende Nationalgefühl? Interessante Persönlichkeiten treten da in der verlebendigenden Charakterisierungskunst Bergers vor uns hin: der Herzog Karl Eugen; der aus dem Schwäbischen stammende Graf Reinhard, der ein bewegtes Leben in französischem Staatsdienste mit nie erlöschender Liebe zu deutscher Geisteskultur verknüpfte; Schillers Vetter und Taufpate Friedrich Schiller, bis Seume, Körner und zu den Sängern der Freiheitskriege. Aber aus diesem Chor ragen als die Führer auch auf diesem Wege vom Weltbürgertum zum Nationalgefühl besonders hervor Schiller selbst, Kleist und das Ehepaar Wilhelm und Karoline v. Humboldt. Ihnen sind die tiefsten und gehaltvollsten Abhandlungen gewidmet: biographisch-psychologische Ausführungen, dann aber wahrhaft ideengeschichtlich die Betrachtung über Schillers Kulturideal in seinem Werden und Wesen (ich habe gerade diesen Aufsatz meinen Primanern als Einleitung zur Lektüre einer Schillerschen Abhandlung im philosophischen Unterrichte zu deren Freude vorgelesen), und die warmblütige Charakteristik der beiden Höhenmenschen, die in idealem Seelenbunde vereinigt waren: Wilhelm und Karoline v. Humboldt. Unserer notzerwühlten Zeit tun solche Stimmen aus ähnlichen Jammertagen wahrhaft not. Sie predigen Hoffnung und Erhebung.

In Munckers „Forschungen zur neueren Literaturgeschichte" veröffentlicht Karl Wäch-

3) G. Roethe, Dr. M. Luthers Bedeutung f. d. d. Lit. Berlin, Weidmann. M. 1,20.
4) Dr. M. Kronenberg, Kant, sein Leben u. seine Lehre. 5. Aufl. München, C. H. Beck (Oskar Beck). Geb. M. 8,50.
5) A. Leitzmann, Wilh. v. Humboldt. Charakteristik u. Lebensbild. Halle a. S., Max Niemeyer 1919. M. 3,50.
6) K. Berger, Vom Weltbürgertum zum Nationalgedanken. Zwölf Bilder usw. München, C. H. Beck (O. Beck).

ter[7]) eine gelehrte und scharfsinnige Untersuchung über die verschiedenen Fassungen von Kleists „Michael Kohlhaas". Besonders interessant mag es erscheinen, daß gewisse Lehren in Kants „Kritik der praktischen Vernunft" dem Dichter Anregung zur Wahl dieses Stoffes gegeben haben mögen.

Von Kleist führt eine gerade Linie über Grabbe zu Hebbel. Wenigstens hat schon Heine diese Verwandtschaft und Entwicklungslinie feststellen zu müssen geglaubt. Hebbel selbst hat zwar zu Kleist als bewundertem Vorbilde immer aufgeblickt, aber mit Grabbe wollte er nichts zu tun haben. Daß er trotzdem von diesem ungezügelten, genialischen Geiste manche Beeinflussung erfahren hat, zeigt in fesselnder, auf genauester Kenntnis des literarischen Urkundenmaterials beruhender Darstellung Artur Kutscher.[8]) Diese Einflüsse zeigen sich auf dem Gebiete der Theorie und der Dichtung. Es erweist sich in eingehender Analyse, daß Hebbel die kunsttheoretischen Anschauungen und die Werke Grabbes viel genauer kannte, als er es in seiner späteren Zeit Wort haben will, und daß er in mißverstandenem Originalitätsstolze die Verdienste des Vorgängers herabsetzte. Wie groß trotzdem der Abstand zwischen beiden ist, wie hoch Hebbel, der Tragiker der Idee, über dem trostlosen Pessimismus Grabbes steht, (wieviel größer diesem Weltanschauungsunterschiede entsprechend die Kunst Hebbels ist, das ist in dem dritten Teile der Kutscherschen Schrift in glänzender und lebensvoller Darstellung nachgewiesen. Hier wird im Vorübergehen auch das Verhältnis Hebbels zu Schiller und zu den „absoluten" Philosophen Schelling und Hegel gestreift, und die wichtigsten Beiträge der neueren Forschung über Hebbel werden kritisch gewürdigt.

Der Erforschung von Hebbels Beziehungen zu seinen geistigen Vorgängern dient auch die Doktordissertation von Emilie Loose.[9]) Die fleißige und sorgfältige Arbeit beweist, wieviel und wie gründlich Hebbel gelesen hat. Es sind hier nur des Dichters Anschauungen über die ältere deutsche Literatur zusammengestellt. Aber schon diese eröffnen einen klärenden Blick in Hebbels Geisteswerkstatt und zeigen die eigentümliche Verstandesschärfe und bildhafte Kritik, die er an allem Gelesenen übt, von der ältesten deutschen Dichtung bis zu den Stürmern und Drängern und darüber hinaus.

Richard Wagner, und zwar in der Hauptsache der dichterischen Leistung in dem Liebesdrama Tristan und Isolde, gilt der Interpretationsversuch von Luitpold Grießer.[10]) Die eingehende Studie beschränkt sich verständigerweise auf das, was wissenschaftlich erforscht werden kann: sie gibt eine szenische Analyse der einzelnen Akte, eine psychologische Deutung der Handlungsvorgänge und zieht im dritten Teil einer philosophischen Auslegung des Stückes wie überhaupt der Wagnerschen Kunst, die so vielfach zu Verirrungen geführt hat, die gebotenen Grenzen.

Von den Schriften, die durch die stille Jahrhundertfeier des Holsteiners Theodor Storm im vorigen Jahre veranlaßt wurden, sind mir nachträglich noch einige zugekommen. Vor allem ist jetzt die Textgeschichte der Stormschen Dichtungen zu einem wohl endgültigen Abschluß gebracht durch die wissenschaftliche Arbeit Albert Kösters.[11]) Er hat für die Gesamtausgabe des Insel-Verlages mit der ihm eigenen Sorgfalt und Genauigkeit in anderthalbjähriger Arbeit das gesamte Material an Handschriften, Drucken und Korrekturbogen durchgeprüft. Ohne in die Geschmacklosigkeit einer Storm-Philologie zu verfallen, erstattet er nun in seinen „Prolegomena" Bericht über diese Tätigkeit und deren Ertrag, der der geplanten Ausgabe zugute kommen soll. Der Ertrag ist nicht gering; nicht nur sind für die Gestaltung des Wortlautes unumstößliche Gesetze gewonnen, sondern für die Entwicklung der Stormschen Sprache und seine stilistischen Eigentümlichkeiten haben sich feste Gesichts-

7) K. Wächter, Kleists Michael Kohlhaas, ein Beitr. z. f. Entstehungsgesch. (Forschungen z. neuer. Literaturgesch. LII). Weimar, Al. Duncker. M. 5.—.

8) A. Kutscher, Hebbel und Grabbe. München, Heinr. F. S. Bachmair 1913.

9) E. Loose, Hebbels Anschauungen über d. ält. deutsche Lit. Inaugural-Dissert. usw. Heidelberg, Rößler u. Herbert (Paul Braus) 1917.

10) Dr. L. Grießer, R. Wagners Tristan und Isolde. Wien u. Leipzig, Karl Harbauer.

11) A. Köster, Prolegomena zu einer Ausgabe d. Werke Th. Storms (Ber. d. Sächs. Ges. d. Wiss. in Leipzig, phil.-hist. Kl. 70. Bd. 1918. 3. Heft). Leipzig, Teubner. M. 2,40.

punkte ergeben, und damit fällt manch aufklärendes Licht auf Storms Künstlertum und seine treue Arbeit, die sich bis zuletzt zur Rechenschaftsablage vor sich selbst verpflichtet erachtete.

Diese Gewissenhaftigkeit im Künstlerischen — auch in Beurteilung fremder Kunstleistungen — wie im Menschlichen leuchtet auch aus den Briefen des Dichters, die er mit dem Münchener Freunde Paul Heyse in einer jahrzehntelangen Geistesgemeinschaft gewechselt hat. Dieser Briefwechsel liegt nun vollständig vor. (Vgl. meinen letzten Bericht.) Georg J. Plotka[12]) konnte den Schlußband gerade noch vollenden. Auch dieser Band offenbart die früher gerühmten Vorzüge: noch gesteigert das Künstler- und Menschentum der beiden Freunde, und viel Aufklärendes über die mitstrebenden Zeitgenossen, die in ihren Gesichtskreis treten (G. Keller, C. F. Meyer, die nordischen Dichter u. a.). Der Herausgeber hat alles Notwendige — geschmackvollerweise nicht mehr — in den Anmerkungen gegeben. So wird dieser Schlußband den ganzen Briefwechsel zu einem Volksbuche im edelsten Sinne des Wortes abrunden.

Volkstümliche Zwecke verfolgen auch die beiden Lebensbilder des Holstendichters, die mir aus dem Jubiläumsjahre vorliegen. Aber man kann nicht sagen, daß beide in gleichem Maße ihre Absicht erreicht haben. Hartwig Jeß[13]) hat sich zwar liebevoll in das Leben und Schaffen Storms versenkt und wohl auch im großen und ganzen die in seinem Menschentume und in seiner Kunst wirksamen Kräfte erkannt. Aber eine allzu schulmäßige, um nicht zu sagen schulmeisterliche Disponierung des Stoffes zwingt ihn zu manchen ermüdenden Wiederholungen und gibt so der Darstellung etwas Mattes und Farbloses. — Ganz anders Alfred Biese[14]). Eine Einführung in Welt und Herz des Dichters will er geben, und zu dieser schönen und schweren Aufgabe stehen ihm alle erforderlichen Hilfsmittel zur Verfügung. So ist in dem verhältnismäßig dünnen Bändchen ein Lebensbild Storms entstanden, dem man in jedem Zuge die innere, herzliche Anteilnahme des Darstellers wohltuend anmerkt. Das Leben und Schaffen, die Persönlichkeit und das Künstlertum Storms kann auf so engem Raume und mit so — dem Zwecke entsprechend — schlichten Mitteln nicht blutvoller gedacht werden. — Die Jahrhundertfeier Gottfried Kellers fällt in den Juli des gegenwärtigen Jahres. Als Vorläufer der zu erwartenden Jubiläumsschriften mag man die feine und gründliche Studie betrachten, in der Albert Leitzmann[15]) die Quellen zu den „Sieben Legenden" untersucht hat. Die Legendendichtungen L. Th. Kosegartens haben den ersten Anstoß gegeben; sie werden in der Einleitung gewürdigt und in Auswahl mitgeteilt. Der Hauptteil des schmucken Bändchens enthält einen kritischen Text der Kellerschen Legenden, die von einem zeitgenössischen Beurteiler schon als „literarisches Wunderwerklein" bezeichnet wurden. Im Anhang teilt Leitzmann eine Reihe der aus dem Erscheinungsjahre der Legenden (1872) stammenden Besprechungen (von Wilh. Scherer, Kürnberger u. a.) mit. Auch dieses Buch ist ein Leckerbissen für literarische und literarhistorische Feinschmecker und entspricht zugleich den strengsten wissenschaftlichen Anforderungen.

Für den großen Mitstrebenden und Landsmann Kellers, Conr. Ferd. Meyer, untersucht Walther Brecht[16]) mit Gründlichkeit die interessante Frage, von welchen Gesichtspunkten er sich bei der Anordnung seiner Gedichtsammlung habe leiten lassen, und erweist, daß diese Anordnung ihm ein Gegenstand nimmermüder, bewußter Künstlersorgfalt bis zuletzt geblieben ist, und daß so das System der Gedichtsammlung mit ihren neun Abteilungen („Vorsaal", „Stunde", „In den Bergen", „Reise", „Liebe", „Götter", „Frech und Fromm", „Genie", „Männer") geradezu ein Spiegelbild seiner reichen geistig-ästhetischen und ethisch-

12) Der Briefwechsel zw. P. Heyse u. Th. Storm. Herausg. u. erl. v. G. J. Plotka. 2. Bd. 1881—1888. München, J. F. Lehmann. M. 5,50.

13) H. Jeß, Th. Storm, sein Leben u. sein Schaffen. Braunschweig, Westermann 1917. Geb. M. 2,70.

14) A. Biese, Th. Storms Leben u. Werke. 2. A. Leipzig, Hesse u. Becker 1917. M. 2,—, Geb. M. 2,50.

15) A. Leitzmann, Die Quellen zu G. Kellers Legenden. (Quellenschr. z. neuer. deutsch. Lit. Nr. 8). Halle a. S., Max Niemeyer 1919. M. 4,40.

16) W. Brecht, C. F. Meyer u. das Kunstwerk seiner Gedichtsammlung. Wien u. Leipzig, W. Braumüller. M. 10,—.

reformatorischen Problemwelt geworden ist. Daß durch solche Einordnung in das Ganze des lyrischen Kunstwerks auch manche Beziehung deutlich wird, die die Auffassung des Einzelgedichtes läutert und erleichtert, das liegt auf der Hand, und durch diese Einzelergebnisse ist die Ausführlichkeit dieser Untersuchung gerechtfertigt.

Die deutlich ausgeprägte deutschnationale Seite in Meyers Persönlichkeit offenbart sich in einigen von Brecht mitgeteilten Äußerungen des Dichters aus den Jahren 1888 und 1889, die heute geradezu prophetisch klingen. Seine vielfach erörterten Beziehungen zur französischen Literatur prüft in Kürze Paul Wüst.[17]) Das Heftchen ist in der Hauptsache eine kritische Würdigung der französischen Meyer-Biographie von Graf R. v. Harcourt, der den französischen Einschlag in des Dichters Wesen und Schaffen überschätzt, aber im großen die Linien seiner Entwicklung klar aufzeigt.

Des dritten großen Schweizers, Jeremias Gotthelfs, Weltanschauung breitet mit ihrer reifen künstlerisch-wissenschaftlichen Einfühlungsgabe Ricarda Huch[18]) in einem Vortrage aus, der, nunmehr in einem schmucken Bändchen erschienen, ähnlich wie ihr Inselbändchen über Gottfr. Keller, alle Vorzüge ihrer Forschungsweise, die immer zugleich dichterische Gestaltung ist, aufweist.

Ein schweizerisches Literaturunternehmen, das keine wissenschaftlichen Ansprüche erhebt, sind die Volksbücher des deutschschweizerischen Sprachvereins, wovon mir bis jetzt drei Hefte vorliegen. Im ersten gibt Paul Suter[19]) ein freundliches Bild vom Leben und Schaffen des Volks- und Mundartdichters Meinrad Lienert, der zu den meistgelesenen Volksschriftstellern der schweizerischen Gegenwart gehört. — Das zweite Heft ist ein nicht sehr gelungener Versuch von Heinrich Stickelberger[20]), Konr. Ferd. Meyer zu popularisieren. Die Darstellung ist zum Teil nicht volkstümlich genug, zum Teil zu gehaltlos; im ganzen wird sie der Bedeutung des großen Dichters nicht gerecht. — Eine wohltuende Harmonie zwischen Stoff und Form findet Fritz Liebrich[21]) im dritten Hefte für ein schlicht gemütvolles Lebensbild des Alemannendichters Joh. Peter Hebel. Ein wohltuender Hauch von dem Gemütsreichtum dieses still bewegten Dichterlebens geht von dem Heftchen aus. Der Verlag hat die Bändchen hübsch ausgestattet und jeweils mit dem Bildnisse des Dargestellten auf dem Titelblatte geschmückt.

Eine sehr ins einzelne gehende Studie über den Schweizer Epiker und Lyriker Karl Spitteler, der durch seine Stellungnahme zum Weltkrieg eine sachliche Beurteilung seiner literarischen Bedeutung in Deutschland einigermaßen erschwert hat, ist das umfangreiche Buch von Richard Meßleny[22]). Der Verfasser ist überzeugt, daß durch Spitteler die Möglichkeit eines neudeutschen Epos lebendig geworden sei. Demgemäß versucht er im ersten Teile eine Theorie des Epos aufzustellen mit sorgfältiger Abgrenzung gegenüber anderen Dichtgattungen. Spitteler selbst wird vor allem als rhythmisch bedingte Persönlichkeit erwiesen, daneben in hervorragendem Maße als Humanist, Philologe. Seine musikalisch, religiös und pathetisch bedingte Natur mußte das Epos „Prometheus und Epimetheus" hervorbringen. In ihm sieht der Verfasser, wie in Klopstock und dem Mittelalter, das musikalische, subjektive Grundwesen des deutschen Epos im Gegensatze zu dem gegenständlichen, objektiven Epos Homers. Zur Begründung dieser These untersucht er die Sprachform von „Prometheus und Epimetheus", die Stoffgeschichte (dieser Abschnitt enthält eine eingehende Prüfung der Goetheschen Prometheusdichtungen mit kritischer Beleuchtung der Walzelschen Auffassung), den Gedankeninhalt und den Aufbau des Epos, der die Meisterschaft Spittelers in Komposition und Gliederung eines weitverzweigten Stoffes offenbart. Ein Schlußkapitel

17) Dr. P. Wüst †, C. F. Meyer in französ. Lichte. (Mittlg. d. lit.-hist. Ges. Bonn. 11. Jahrg. Heft 1). Bonn, Fr. Cohen. M. —,75.

18) R. Huch, Jer. Gotthelfs Weltanschauung. Bern 1917, A. Francke. M. 2,—.

19) Dr. P. Suter, Meinrad Lienert (Volks-Bücher d. deutschschweiz. Sprachver. Heft 1). Basel, Ernst Finckh. 80 Rappen.

20) Dr. H. Stickelberger, Konr. Ferd. Meyer (Volks-Bücher Heft 2). Ebenda. 80 Rappen.

21) Fr. Liebrich, Joh. P. Hebel (Volks-Bücher Heft 3). Ebenda. 60 Rappen.

22) Dr. R. Meßleny, Karl Spitteler u. d. neudeutsche Epos. I. Bd. Halle a. S., M. Niemeyer. M. 12,—.

endlich behandelt die Aufnahme, die das Werk bei der zeitgenössischen Kritik gefunden hat. Hier ist nachgewiesen, daß die angebliche Abhängigkeit des Nietzscheschen Zarathustra von Spittelers Prometheus zu Unrecht behauptet wird. —

Von den Schweizern zu dem oberbadischen Volksschriftsteller Heinrich Hansjakob. Sein Leben, Wirken und Dichten schildert in liebevoller Behaglichkeit sein Haslacher Landsmann Johann Karl Kempf[23]) in einem schmucken Bande; auch der Bildschmuck stammt von einem Haslacher, Kurt Liebich. Den vielen Lesern der namentlich in Oberdeutschland weit verbreiteten Schriften des derbklugen, vielgereisten, Bildung und Urwüchsigkeit seltsam vereinigenden Kinzigtälers wird dieses von persönlich nahestehender Hand geschaffene Lebensbild eine willkommene Gabe sein.

Ein interessantes Erinnerungsheft für den niederdeutschen Dichter Detlev v. Liliencron ist die Schrift des Prager Dichters Oskar Wiener.[24]) Dieser diente dem wiederholt in Prag weilenden Liliencron als Führer durch die Sehenswürdigkeiten und Erinnerungsfülle seiner Vaterstadt und hat hier die Erlebnisse mit dem rastlosen, Prag sehr liebenden Dichter in poetisch lebendigem Berichte festgehalten.

Dem im Weltkrieg gefallenen Heidedichter Hermann Löns haben seine Freunde in einem Gedenkbuch[25]) ein würdiges Denkmal errichtet. Ein stimmungsvolles Gesamtlebensbild entwirft Friedrich Castelle. Die Entwicklungsjahre der Jugend- und Studentenzeit schildert Leberecht Treu, die Tätigkeit des Redakteurs „Fritz von der Leine" sein Kollege Max A. Tönjes. Eine Analyse des Dichters der Heide versucht Otto Weltzien; seine Darstellung ist allerdings mehr wortreich als anschaulich. Ernst Bock endlich sammelt eine reiche Auswahl von Löns-Anekdoten. Im Anhang ist u. a. schließlich eine selbstbiographische Skizze aus dem „Eckart" abgedruckt, die einen tiefen Einblick in die naturnahe Künstlerseele des Dichters gewährt. Das ganze Buch durchweht ein wohltuender Hauch liebevollen Verständnisses für des Dichters ganz eigenes Menschentum.

Stefan Georges künstlerische Entwicklung, soweit sie sich in seiner Lyrik offenbart, versucht Will Scheller[26]) in historischer, ästhetischer und psychologischer Beleuchtung darzulegen. Aber man kann nicht sagen, daß er die Aufgabe, diese eigentümliche Künstlerpersönlichkeit anschaulich und durchsichtig zu machen, voll gelöst hätte. Dazu ist seine Ausdrucksweise zu geschraubt. Und gerade weil das Problem George ziemlich verwickelt ist, hätte es eines möglichst einfachen und schlichten Formwillens bedurft. Aber wertvoll ist das Buch doch, besonders durch die eingestreuten vielen Gedichtproben. Die im Anhang gegebene Bibliographie beweist, wie stark die Wirkung der Georgeschen Kunst im In- und Ausland ist.

Über der österreichischen Romanschriftstellerin Enrica v. Handel-Mazzetti persönliche Beziehungen zu ihrer älteren Freundin Marie v. Ebner-Eschenbach findet sich manches Lesenswerte in dem schlanken, zierlichen Bändchen von Johannes Mumbauer[27]). Die ganze Aufmachung der Mitteilungen ist allzu süßlich-sentimental. Aber die mitgeteilten Erinnerungen der jüngeren Dichterin an die ältere Freundin und der Briefe der älteren an die jüngere — leider fehlen die Antworten — haben einen hohen Persönlichkeitsreiz.

In der lebenden Generation der badischen Dichter nimmt Hermann Burte eine ganz besondere Stellung ein. Er scheint in gewissem Sinne das Erbe des früh verstorbenen Emil Gött zu verwalten. Von seinem Werden und Schaffen, soweit es sich bis jetzt überschauen läßt, gibt Hans Knudsen[28]) ein gedrängtes, scharf gezeichnetes Bild, dessen Anschaulich-

23) Dr. J. K. Kempf, Heinr. Hansjakob. Stuttgart 1917, A. Bong u. Cie. M. 3,60.

24) O. Wiener, Mit D. v. Liliencron durch Prag. Frankfurt a. M., Hans Lüstenöder. M. 1,80.

25) Löns-Gedenkbuch. Hannover, Friedr. Gersbach. Geb. M. 7,—.

26) W. Scheller, St. George, ein deutscher Lyriker. Leipzig, Hesse u. Becker. M. 2,50, geb. M. 3,—.

27) J. Mumbauer, Der Dichterinnen stiller Garten, M. v. Ebner-Eschenbach, E. v. Handel-Mazzetti. Freiburg i. Br., Herder. M. 1,—, kart. M. 1,60.

28) Dr. H. Knudsen, Der Dichter Herm. Burte. Konstanz a. B., Reuß u. Itta. M. —,90.

keit noch erhöht wird durch die angehängten Textproben aus den Hauptwerken des herben, eigenwilligen, kraftstrotzenden Dichters aus dem Markgräflerlande („Sonnette", „Wiltfeber, der ewige Deutsche", „Herzog Utz", Schauspiel, „Katte", Schauspiel). Sein jüngstes Werk, das Schauspiel „Simson", beweist, daß der noch junge Dramatiker seinen Aufstieg erst beginnt.

Altdeutsches Schrifttum.

Eine Übersicht über die Erscheinungen der letzten Jahre.

Von **Karl Reuschel** in Dresden.

II.

Dem Wunsche des Herausgebers folgend, setze ich an die Spitze meines Berichts eine Besprechung von Ehrismanns Geschichte der althochdeutschen Literatur (vgl. oben S. 61), damit die Leser über dieses hervorragende Werk möglichst rasch Aufschluß erhalten. Man merkt, daß Ehrismann, der die Anregungen durch Scherer besonders hervorhebt, Ergebnisse volkskundlicher Forschung viel stärker und planmäßiger berücksichtigt, als es noch von Koegel geschehen war. Mit dessen Werk (2 Bände, 1894—1897) läßt sich das neue am besten vergleichen. Dem Ideal einer Literaturgeschichte kommt es bedeutend näher, weil es weniger Vermutungen, mehr gesicherte Ergebnisse aufstellt und den Zusammenhang mit der Geistesgeschichte entschiedener betont. Im übrigen sind mannigfache Ähnlichkeiten vorhanden, nur daß Koegel vom Grammatiker zum Literarhistoriker geworden ist, während Ehrismann von Anfang an literarhistorisch gerichtet war. Die Handschrift wurde im Frühjahr 1914 an die Druckerei gesandt, und in den ersten Kriegszeiten ist etwa $^2/_3$ des umfänglichen Buches gesetzt worden. Die Nachträge zu den Literaturangaben hat der Verfasser bedauerlicherweise nicht mit kritischer Würdigung versehen. Sie sind im allgemeinen vollständig und reichen bis zum Jahre 1917. Dem Umfang nach verhält sich Ehrismann zu seinem letzten Vorgänger etwa wie 2 zu 3. Im ganzen scheint die Bedeutung der Denkmäler nach dem Platze bemessen, der ihnen eingeräumt wird. Werturteile meidet Ehrismann nie, denn er geht von der zweifellos richtigen Meinung aus, daß es eine Literaturgeschichte ohne Werturteile nicht geben kann. Vielleicht tritt der Charakter eines Handbuches gleichwie bei Koegel zu kräftig hervor. Ich nenne die Abschnitte über die Glossen oder über die Verdeutschungen von Glaubensbekenntnis und Beichtformeln; sie sprengen den Rahmen, in dem sich eine Literaturgeschichte bewegen sollte. Trotzdem werden weniger Einzelfragen erörtert als bei Koegel. Die stilistische Form weist einige Merkwürdigkeiten auf, z. B. S. 298 „unbehelligt der Gesamtwirkung", pünktlich = genau, ein böser Lapsus ist der Genetiv lapsi, undeutsch die Wendung S. 77: „in einer uns zu überschauenden historischen Entwicklung"; S. 30 wird von der Verdrängung des christlichen Elementes durch das heidnische gesprochen, während das Umgekehrte gemeint ist. Das Werk bildet einen Teil von Adolf Matthias' Handbuch des deutschen Unterrichts. Lehrerbüchereien können es nicht entbehren; für die unmittelbare Vorbereitung auf den Unterricht wäre manches knapper zu sagen gewesen. Empfohlen hätte sich wohl auch, Wichtiges und Unwichtiges durch den Druck kenntlich zu machen. Ehrismann verfügt über pädagogische Begabung. Was Fachleuten vertraut ist, verschmäht er, weil er auch nichtgermanistische Leser im Auge hat, nicht zu erklären, etwa den Unterschied von Homilie und sermo oder das Wesen eines Komputus, einer Markbeschreibung, einer Heberolle. Hübsch sind seine Darlegungen über Tierfabel, Tiermärchen, Tierepos, über die Einteilung der Gebete, die Segen und Beschwörungen. In dem Abschnitte über die vorliterarische Zeit wird zuviel mit nichtalthochdeutschen Beispielen gearbeitet, auch scheinen mir die aus den sprachlichen Ausdrücken gezogenen Schlüsse nicht immer zwingend. Die im ganzen schlichte Darstellung erhebt sich mitunter fast zum Schwung, wie am Ende des Bandes, wo der Verfasser einen weiten Ausblick eröffnet. Die ungemein gründliche und geschmackvolle Arbeit wird gewiß in den nächsten Jahrzehnten zusammen mit Steinmeyers Kleineren althochdeutschen Denkmälern die Forschung kräftig beeinflussen. Ihre Fortsetzung, die fast noch dringenderes Bedürfnis ist, läßt hoffentlich nicht zu lange auf sich warten.

Einen gleich wichtigen Ausgangspunkt für künftige Studien bildet Friedrich Vogts mühsame Neubearbeitung von Haupts grundlegendem Werk über die Frühzeit des Minne-

sangs.[1]) Vogt hat die Genugtuung erlebt, daß schon nach drei Jahren eine zweite Auflage nötig wurde, die begreiflicherweise nur geringe Veränderungen zeigt. Sehr verdienstlich ist, daß sich Vogt enger an die Handschriften anschließt und allzu kühne Vermutungen auf ein berechtigtes Maß zurückführt, besonders dankenswert der wohlgelungene Versuch, die Urgestalt der Gedichte Veldekes zu ermitteln. Daß sich die Neubearbeitung neben dem ursprünglichen Werk benutzen läßt, daß sie möglichst schonend verfährt, empfiehlt sie. In den urkundlichen Belegen wird nichts versäumt, jede Untersuchung der einzelnen Dichter verwertet der belesene und kritische Herausgeber. Eine blendende Hypothese über den Kürenberger hat inzwischen Richard M. Meyer gewagt.[2]) Er meint, das Rätsel der Beziehungen des ältesten Minnesängers zum Dichter von der Nibelunge Not sei noch zu lösen. Kürenberges wîse könne wohl nichts anderes heißen als „in der Kürenbergstrophe. Der Minnesang entstand nach Ansicht Meyers, indem unter Anlehnung an die provenzalische Kunst die volkstümliche Lyrik an das ritterliche Epos herangebracht wurde. Vielleicht bedeutete Kürenberges wîse die Strophe eines Gedichts über den Kürenberger, eines erzählenden Berichts nach Art der chantefable von Aucassin und Nicolete, aus dem die Einlagen nur ausgesondert worden sind. Es wäre an den Frauendienst Ulrichs v. Lichtenstein zu erinnern. „in Kürenberges wîse" hieße möglicherweise nur „mit einer Liebesweise". Der Kühnheit dieser bestechenden Annahme bleibt sich ihr Urheber natürlich bewußt. Vogts Anregungen haben bereits Früchte getragen. M. J. Jellinek ist Einzelheiten in „Des Minnesangs Frühling" nachgegangen[3]), Karl v. Kraus hat den immer aufs neue anziehenden Liedern des Morungers seinen Scharfsinn zugewandt.[4])

Der früh verstorbene Rudolf Wustmann, den sein Lungenleiden zwang, längere Zeit in Südtirol zu weilen, ist in der vermutlichen Heimat Walters von der Vogelweide mit frischem Mute an die Schilderung eines Lebenslaufes seines Lieblings herangetreten. Ein freundliches Büchlein zeugt von eindringlicher Beschäftigung mit Walters Kunst. Es ist durchaus subjektiv gehalten und etwas romanhaft, aber immer klug und verständnisvoll. Nur verlangt es Leser, die es an der nötigen Kritik nicht fehlen lassen. Als so einwandfrei, wie für Wustmann, darf die tirolische Heimat Walters nicht gelten. Nachdruck gelegt wird auf das Musikalische, wie man das bei einem so feinsinnigen Musiker wie Rudolf Wustmann nicht anders erwartet. Die Einzelerklärung besticht, in den Andeutungen über Walters Nachwirken bleibt nicht weniges unsicher; haltlos erscheinen mir auch die Ausführungen über den berühmten Klausner (S. 45). Friedrich Wilhelm tritt wieder für die österreichische Herkunft, nicht die tirolische ein. Schönbachs volkspsychologische Erwägungen sind jedenfalls noch immer beachtenswert, übrigens gilt für Wilhelm auch Reinmar der Alte als Österreicher.[5])

Kleinere Beobachtungen zu Walter machten Wilhelm Braune[6]), der ein paar Besserungsvorschläge gab, Edward Schröder[7]), der im Anschluß an des Dichters Erlebnis in Tegernsee altdeutsche Tischsitten fesselnd behandelte, und Eduard Kück, der in dem Mückenkönig des Spruches 'Ich hôrte ein wazzer diezen' eine Anspielung auf das Märchen vom Krieg der Vögel mit den Vierfüßlern (Grimm Nr. 102) zu erkennen glaubte, das demnach schon um 1240 in Oberdeutschland bekannt gewesen wäre. Auswahlen aus Walters Gedichten für Schulzwecke waren in der Berichtszeit nicht selten. Watenphuls Büchlein[8]) gründet sich im Text auf Lachmann-Kraus, in den sorgfältigen Erläuterungen auf Burdach,

1) Des Minnesangs Frühling. Mit Bezeichnung der Abweichungen von Lachmann und Haupt und unter Beifügung ihrer Anmerkungen neu bearbeitet von Friedrich Vogt. Leipzig 1911, S. Hirzel. 2. Ausgabe 1914. 2) Zeitschr. f. d. d. Unt. 55 (1914), 337—348.

3) Zeitschr. f. d. d. Unt. 55, 372—377.

4) Abhandlungen der Kgl. Gesellschaft der Wissenschaften zu Göttingen, philosophisch-histor. Klasse. Neue Folge XVI, 1 (1916).

5) Münchner Museum III, 1ff., 238 (gegen Kurt Plenio P. B. B. 42, 276f.).

6) P. B. B. 40, 345—347.

7) Zeitschrift des Vereins für Volkskunde 27, 121—129.

8) Walter von der Vogelweide. Ausgewählte Dichtungen. Herausg. von Dr. Heinrich Watenphul. Bielefeld und Leipzig, Velhagen u. Klasing (Deutsche Schulausgaben Bd. 155). Geb. M. 0,70.

erwähnt leider den Münsterer Fund nicht und leidet an Vorliebe für Fremdwörter (in einem Satz stehen: Repertoire, Domäne, Vaganten). Aber alles Wichtige wird gebracht, und der Preis des Bändchens ist erstaunlich niedrig. Einen weiteren Kreis zieht Schwester Scholastika mit ihrem Minnesang. Perlen mittelhochdeutscher Lyrik.[9]) Sie bietet Proben der ältesten Dichtung, dann von Veldeke, Friedrich v. Hausen, Heinrich v. Morungen, Hartmann, Reinmar, ziemlich viel von Walter, endlich von Neidhart und dem Lichtensteiner, immer mit gegenüberstehender Übertragung, bei der sie neben Fremdem auch Eigenes verwendet. Die Übersetzungen sind im ganzen gut, manchmal zu frei und auch fehlerhaft; sie nachzuprüfen fällt schwer, weil nicht im einzelnen Falle angegeben wird, von wem sie herrühren. An den knappen biographischen Einleitungen ist wenig auszustellen, doch wäre etwa ein Satz wie der folgende in seiner Allgemeinheit zu beanstanden: „Die Angriffe Walters auf den päpstlichen Stuhl sind längst als ungerecht erwiesen" (S. 49). Sprachlich und sachlich werden die Gedichte, abgesehen von einigen Fehlern (z. B. S. 123, wo verban als Gegenwartsform bezeichnet wird), ansprechend erläutert. Einige Themen für Vorträge und schriftliche Arbeiten finden sich gegen den Schluß hin. Schreibungen wie beher st. becher, ih st. ich wären besser gemieden worden. Eine ähnliche Auslese, nur daß sie den späteren Minnesang nicht berücksichtigt, trifft Emil Walther.[10]) Neuere Literatur über den Gegenstand benutzt er nicht, weder Schönbach noch Burdach noch Wilmanns. Unbegreiflicherweise sind den vor- und nachwalterschen Dichtungen keine Erklärungen beigefügt. An Ungenauigkeiten leidet besonders das Wörterverzeichnis. Viel ernster muß J. V. Bruiniers Versuch einer Geschichte des deutschen Minnesangs genommen werden.[11]) Man weiß von früheren Arbeiten des Verfassers, daß er Feingefühl besitzt, und das zeigt er auch hier; man weiß auch, daß er öfters eigene Wege geht, und auch das läßt sich in diesem Werkchen beobachten. Tieferes Eindringen scheut er nicht. Seinem Stile haftet etwas Ursprüngliches an, allerdings treibt er auch wunderliche Blüten, wenn es etwa S. 25 heißt: „Sie (die Liebesdichtung) war trotz ihrer Frische ein totgeborenes Kind." Heinrich v. Morungen soll in Urkunden nicht nachgewiesen sein (S. 69). Sonst wird gerade bei diesem Sänger viel Selbständiges gewagt. Es gelingt Bruinier überhaupt, dem Stoffe wirklich nahezukommen, und überaus sorgsam bespricht er jedes einzelne Erzeugnis der Minnepoesie. Daß der Beurteiler Walters mit dem Satze: „Die Grundzüge seines Wesens sind wesentlich beharrende Tugenden: mâze und staete" recht hat, dürfte mancher Kenner bezweifeln. So reizt Bruinier noch oft zum Widerspruch, aber man sollte sich mit ihm sachlich auseinandersetzen, denn er verdient es. Bisher habe ich aber noch nichts davon gemerkt, vielleicht weil das inhaltsreiche Buch erst kurz vor dem Kriege erschienen ist, vielleicht auch, weil die zünftige Forschung in einem Bändchen „Aus Natur und Geisteswelt" ein solches Eingehen ins Kleinste nicht erwartet. Das weitaus Bedeutendste, was uns die letzten Jahre über den deutschen Minnesang beschert haben, die Neubearbeitung von Wilmanns' Leben und Dichten Walters von der Vogelweide[12]), sei so liebevoll gewürdigt, wie es behandelt werden muß. Wilhelm Wilmanns hatte die Absicht, seine jahrzehntelange Beschäftigung mit seinem Lieblingsdichter durch eine Erneuerung der Biographie und der Ausgabe zu krönen, als er einem Unfall erlag. Victor Michels ist ein treuer Verwalter, ja, man darf es offen gestehen, ein Mehrer des Erbes geworden und hat in der Tochter des emsigen, geistvollen Gelehrten eine nimmermüde Helferin gefunden. Die Schwierigkeiten waren nicht gering, denn aus den Niederschriften von Wilmanns ließ sich nicht mit aller Sicherheit feststellen, in welcher Weise er selbst

9) Für Schule und Haus herausg. Mit 11 Bildern. Münster i. W. 1913. Aschendorffsche Verlagsbuchhandlung. Geb. M. 1,—.

10) Walter von der Vogelweide nebst einigen anderen Minnesängern. Würzburg 1914, F. X. Buchersche Verlagsbuchhandlung (= Prof. Walthers Erläuterungen zu den Klassikern mit Dispositionen und Aufsätzen. 30. Bändchen. In steifem Umschlag M. 0,80.

11) Minnesang. Die Liebe im Liede des deutschen Mittelalters. Leipzig u. Berlin 1919, B. G. Teubner (ANuG 404. Bändchen).

12) Walter von der Vogelweide. Herausg. und erklärt von W. Wilmanns. 4. vollständig umgearbeitete Auflage. Besorgt von Victor Michels. 1. Band: Leben und Dichten Walters von der Vogelweide. 2. vollständig umgearbeitete Auflage. Halle a. d. S. 1916, Verlag der Buchhandlung des Waisenhauses. [Ungeb. M. 15,—.

das Werk umgestaltet haben würde. Michels hat gelegentlich wohl mit fast zuviel Pietät seines schwierigen Amtes gewaltet; in den Anmerkungen hätte er öfters einschneidender ändern können. So ist das Gedicht vom Rechte nur nach Karajan, das vom himmlischen Jerusalem nur nach Diemer angeführt worden. Beim ersten und zweiten Abschnitt war die Arbeit noch verhältnismäßig einfach, das dritte Kapitel dagegen mußte völlig umgebaut werden, das vierte konnte M. im ganzen in der ursprünglichen Anlage übernehmen, ein fünftes (über Sprache, Metrisches und Stil) ist wieder mit Benutzung Wilmannsschen Gutes völlig neu geformt. An Übersichtlichkeit hat das Buch durch Hinzufügen von Überschriften gewonnen. Eigene Meinung wird immer in den Anmerkungen als solche bezeichnet, auch scheut sich Michels nicht, auf einige Widersprüche, die sein Vorgänger nicht hat beseitigen können, hinzudeuten. Man glaubt ihm gern, wenn er am Ende des Vorwortes versichert: „So hat mich denn schließlich der vorliegende Band mehr Mühe gekostet, als ich erwartet hatte, und mich von eigenen Plänen abgezogen." Schade ist es nur, daß er, um den schon beträchtlichen Umfang nicht noch zu erweitern, auf die Schilderung der Ausklänge des Minnesanges und seines literarischen Wiederauferstehens verzichtet. Denn Wilmanns' Buch bedeutet weit mehr als eine Biographie: es stellt den Minnesang als Kulturproblem in unvergleichlich klarer Art dar. Etwas hätte man gern über die musikalische Seite der Kunst Walters gehört; so ganz ununterrichtet sind wir ja nicht mehr darüber. Das Maß gewöhnlicher Doktorschriften überragt die Untersuchung von Paul Sparmberg[13]), einem Schüler Vogts, und wenn sie auch unter der Ungunst der Verhältnisse (nicht einmal den Druck hat der fast dauernd im Heeresdienste stehende Verfasser überwacht) nicht geworden ist, was er wünschte, so bietet sie doch einen reichen, wohlgeordneten und kritisch beleuchteten Stoff, in dem von Herger bis auf die Meistersinger alles Einschlägige begegnet. Im großen Zusammenhang und wieder bis ins kleinste nachspürend weiß Sparmberg dem Gegenstand fesselnde Seiten abzugewinnen. So ist es gewiß merkwürdig, daß Herger in den Menschenfabeln unbeholfen, in den Tierfabeln dagegen gewandt auftritt, daß nur Bruder Wernher und der Marner politische Anspielungen versuchen, daß die Pflanzenfabel in den Sprüchen fehlt. Namentlich über die Fabeldichtung Heinrichs von Mügeln werden genaue Ermittelungen gebracht. Neben äsopischen Überlieferungen herrscht auch Selbsterdachtes.

Mitteilungen und kleine Anzeigen.

Karl Reinhardt empfiehlt, die Reifeprüfung nicht ans Ende der ganzen Schulzeit zu setzen, sondern an den Übergang aus der zweitobersten in die oberste Klasse. Nur die deutsche Arbeit bliebe dem Ende der Schullaufbahn vorbehalten, aber nicht als Klausuraufsatz, sondern als größere wissenschaftliche häusliche Arbeit, die aus dem besonderen Arbeitsgebiet des Schülers herauswächst. Der Klausuraufsatz in der Reifeprüfung habe nicht günstig auf die Entwicklung des deutschen Unterrichts gewirkt. Der Mensch sollte nur über solche Dinge zu reden und zu schreiben haben, die er geistig durchgearbeitet hat. Bei dem Prüfungsaufsatz werde dem jungen Menschen ein Thema, das ihm unbekannt sein soll, plötzlich unvermittelt gestellt. Das führe zur Anwendung gewisser Schemata, die vorher an vielen Beispielen eingeübt werden müßten. Und so stehen wir noch in der alten Praktik der Rhetorenschulen, es sind immer noch die alten Stücke dieser Lehre: inventio, dispositio, elocutio. Das hat den ganzen deutschen Unterricht der mittleren und oberen Klassen beeinflußt. (Die Neugestaltung des deutschen Schulwesens S. 52/53.)

Zur Ergänzung des Deutschunterrichts fordert Ferdinand Gregori in der Vossischen Zeitung vom 4. Juni künstlerisch gebildete Lehrer: „Dichtung ist Kunst, kann nur von Künstlern geschaffen und nur durch künstlerische Menschen vermittelt werden. Hier walten Geheimnisse der Einstellung, Einfühlung, Verwandlung, an die man die Schüler zwar um ihrer Seelenbildung willen heranführen muß, die aber nicht jedem Lehrer kraft seines Amtes vertraut sind." Der Deutschunterricht begnüge sich oft mit der Bloßlegung des Stoffes und der äußeren Form, das eigentlich Dichterische aber beruhe auf der gegenseitigen

13) Zur Geschichte der Fabel in der mittelhochdeutschen Spruchdichtung. Marburger Dissertation. Marburg i. H. 1918, R. Friedrichs Universitätsbuchdruckerei (Inh.: Karl Gleiser).

Durchdringung beider, der inneren Form; sie gelte es aufzuhalten. Dazu braucht es besonders künstlerisch (nicht etwa nur deklamatorisch oder rezitatorisch) geschulter Lehrer, für die Gregori vierteljährige Seminarkurse vorschlägt. Sie sollen dann einen Teil der Deutschstunden an mehreren Schulen übernehmen.

Einen kleinen Anfang dazu macht der westfälische Provinzialschulrat, der Gregori im Juli in mehreren Städten über die Behandlung der Dichtung in den Schulen hat sprechen lassen.

Weiter noch führt das Seminar für Sprechen, Reden und Vortragen, das im Herbst vom Zentralinstitut für Erziehung und Unterricht in Berlin eröffnet werden soll. Es erstrebt einen wissenschaftlich und praktisch gegründeten Lehrgang über alle die Lautsprache betreffenden Fragen. Als Dozenten wurden erste Fachkräfte, als Fachleiter der Lektor an der Universität Berlin, Dr. Drach, in Aussicht genommen; der Psychologe, Arzt, Stimmbildner, der Schulmann, der Vortragskünstler und der Parlamentarier werden jeder den Sprachvorgang von seinem Gesichtspunkt aus darstellen und zugehörige Übungen veranstalten. Das Seminar wird Teilnehmern beiderlei Geschlechts ohne Vorbedingung zugänglich sein; Anfragen und Anmeldungen sind an die Geschäftsstelle des Zentralinstituts (W 35, Potsdamer Str. 120) zu richten.

Aus den Gedanken zur Hochschulreform, die der preußische Unterstaatssekretär C. H. Becker jetzt veröffentlicht (Quelle u. Meyer. Geh. M. 2,50), heben wir hervor: Das Grundübel in unserem Erziehungssystem ist die Überschätzung des rein Intellektuellen; wir brauchen die Pflege des ethischen Gedankens, der in der Volksgemeinschaft wurzeln muß. — Die Wissenschaft ist bureaukratisiert, wir brauchen Synthese. Wir erzogen Spezialisten; die germanistischen, romanistischen und sonstigen Philologen beherrschten virtuos die Lautverschiebungen und zählten alle Hebungen und Senkungen in der Dichtkunst; aber ein lebendiges Bild der Kulturzusammenhänge ihres Fachgebietes besaßen im günstigsten Falle die klassischen Philologen. — Das synthetische Denken der Studenten zu wecken wird man neue Lehrfächer einfügen müssen, die ihrem Wesen nach mehrere Disziplinen umfassen. Unsere Wissenschaften verlaufen bisher senkrecht nebeneinander in Parallelen, die sich erst in der Unendlichkeit schneiden. Wir brauchen Fächer, die wagerecht die Senkrechten überschneiden (NB.: so etwas wäre die Deutschkunde im weitesten Sinn!). — Die Universitätslehrer vergessen zu leicht, daß in die Universität als Gelehrtenschule die Schule für die höheren Berufe eingebaut ist. Beide Aufgaben können nicht mit den gleichen Methoden erfüllt werden; hier liegt der Kernpunkt des Übels. Nirgends tritt er so deutlich zutage wie bei der Vorbereitung der künftigen Oberlehrer, die zu Philologen usw. erzogen werden, aber beileibe nicht zu Lehrern, d. h. Pädagogen. — Der Student muß den Wert und den Ernst selbständiger Arbeit erfassen, die Charakter- und Willensbildung darf nicht wie bisher vernachlässigt werden, wir müssen zu allen öffentlichen Problemen innerlich Stellung nehmen. Die Hochschulen müssen Forscherschulen, Berufsschulen, Staatsbürgerschulen sein, auf allen drei Gebieten muß ein einheitlicher pädagogischer Wille herrschen.

Hoffentlich gelingt es, diese Gedanken an allen Universitäten durchzusetzen, es wäre gerade für unseren Nachwuchs ein unendlicher Gewinn.

Sein hundertjähriges Bestehen feiert A. Marcus und E. Webers Verlag (Dr. Albert Ahn) in Bonn durch eine Festschrift, die erfolgreich Verlagsgeschichte und Einzelforschung vereinigt. Wir erkennen, wie der weit ausgreifende Verlag auch dem deutschen Unterricht seinen Anteil zugewandt hat. Aus den Einzelaufsätzen heben wir hervor: E. Schröder, Ein Urkundenbüchlein zur altdeutschen Literaturgeschichte; Alfred Götze, Familiennamen und frühnhd. Wortschatz; Albert Leitzmann, Zu Schillers Taucher; Wolfgang Stammler, Zur Geschichte der deutschen Philologie; Max Horten, Die Bildungsaufgaben der neuen Zeit; Richard Le Mang, Die Erziehung zur deutschen Persönlichkeit.

„Über den Dürerbund" gibt Wolfgang Schumann Bemerkungen (Geschichte, Wesen und Aufgabe), die uns einen Überblick verschaffen über das große, für unsere Kultur unentbehrliche Unternehmen, die darüber hinaus aber durch allerlei grundsätzliche Bemerkungen über Voraussetzungen, Aussichten usw. anregen. (München 1919, Callwey.)

Infolge größter Schwierigkeiten konnte der Pädagogische Jahresbericht 1916/17 erst jetzt erscheinen; er ist aber trotz dieser Schwierigkeiten wieder eine erstaunliche Leistung in seiner Zusammenfassung alles Wesentlichen in Büchern, Zeitungen, Zeitschriften und

Sammelwerken. Es bedeutet etwas, wenn hier Tausende und Abertausende verschiedenster Arbeiten kurz angezeigt werden, ohne daß langweilige Aufzählungen entstehen. Das Buch faßt zunächst die Volksschule ins Auge, behandelt darüber hinaus aber auch vieles, was die höhere Schule angeht, und hebt gerade für den deutschen Unterricht alle gemeinsamen Aufgaben heraus. Mit der ganzen Richtung kann man sich nur einverstanden erklären. Wir erwarten auch von diesem Bande viel Nutzen für den Unterricht. (Pädagogischer Jahresbericht vereinigt mit Pädagogischer Jahresschau für die Jahre 1916/17, herausg. von E. Clausnitzer u. P. Schlager. Leipzig 1919, Friedr. Brandstetter u. B. G. Teubner. Geh. M. 19,20, geb. M. 22,80, einschl. Teuerungszuschlag.)

Josef Weigerts Buch vom deutschen Bauerntum (Das Dorf entlang. Freiburg i. Br., Herder. M. 10, geb. M. 12,—) hat Rudolf Stübe bei seinem ersten Erscheinen angelegentlich empfohlen (Zeitschr. f. d. d. Unt. 1916 S. 218), indem er besonders den dritten Abschnitt (Der Bauerncharakter) und den vierten (Die Bauernfamilie) heraushob. Er schloß: „Durch seinen reichen Inhalt wie durch die lebendige Darstellung ist das Buch eine für weitere Kreise wertvolle Quelle zur Kenntnis und gerechten Würdigung des Bauerntums." Daran sei angesichts der zweiten und dritten Auflage erinnert, die uns soeben zugeht. Das Buch ist nicht wesentlich verändert, hinzugekommen ist nur ein Vortrag: Der deutsche Bauer der Zukunft.

Ein anziehendes Werk für Jugend und Familie hat uns Jos. Kreitemayer geschenkt, indem er aus den bekannten „Nordischen Fahrten" Alexander Baumgartners die schönsten, volkstümlichsten und persönlichsten Teile herausnahm. Das Reizvollste an solchen Reiseskizzen ist ja das Persönliche, es gibt Spiegel und Glanz für das, was an sich vielleicht längst bekannt war. Und Baumgarten war eine Persönlichkeit. Wenn wir die Jugend zu genauer Beobachtung, aber auch zu wahrem Einfühlen erziehen wollen, dann haben wir in ihm einen trefflichen Helfer. (Alex. Baumgartner, Im hohen Norden. Reiseskizzen aus Schottland, Island, Skandinavien und St. Petersburg. Mit 10 Bildern. Freiburg 1919, Herder. M. 4,50, geb. M. 6,—.)

Vom Altertum. Wenn man unserer Jugend zeigen will, wie sich strengste Beherrschung des Stoffs mit unterhaltender Darstellung vereinigen läßt, wenn man nachweisen will, wie die Fäden vom Altertum immer wieder zur Gegenwart führen, dann gibt es wohl keinen besseren Helfer als Theodor Birt. Er weckt wirklich aus den Steinen Leben. Kein Wunder, daß die Zahl seiner Freunde dauernd wächst. So wird auch sein neues Buch: Aus dem Leben der Antike (Leipzig 1918, Quelle u. Meyer. Geb. M. 6,—) viele begeisterte Leser finden. Kapitel wie: Antike Gastmähler, Auf der römischen Heerstraße, Der Mensch mit dem Buch, Verlagswesen im Altertum, wird sich keiner bei der Behandlung der Antike entgehen lassen dürfen, und sie sind als Vorbilder einer frischen Schreibweise auch für den deutschen Unterricht äußerst fruchtbar.

Eine ungeheure Fülle von Stoff führt uns Carl Blümlein in seinen „Bildern aus dem römisch-germanischen Kulturleben" (nach Funden und Denkmälern) vor Augen. (München 1918, R. Oldenbourg. M. 5,—.) Befestigungswesen, Siedelungswesen, Wasserversorgung und Entwässerung, Heizung und Beleuchtung, Bauwesen und Bildnerei, Bewaffnung, Geräte und Kultwesen werden behandelt, so, daß zuerst gezeigt wird, was die römischen Funde lehren, sodann, was wir von Germanen erfahren. So entwirft B. ein lebendiges Bild von den auch für unsere Kultur so wichtigen ersten Berührungen zwischen Germanentum und Antike, und gibt damit auch dem Freunde unseres Volkstums wertvollen Stoff. Für eine neue Auflage möchten wir freilich eine Trennung des germanischen und des römischen Gutes wünschen, so daß erst die Germanenwelt klar vor Augen tritt und dann gezeigt wird, was die Römer an diese Germanen heranbrachten. Dadurch würde die Entwicklung klarer werden, aber auch deutlicher werden, welch hohe Kultur der Germane schon hatte vor der Berührung mit den Römern. Dadurch würde der Wert des feinen Werkes noch gesteigert werden.

„Die griechische Tragödie" von Joh. Geffken (ANuG. 566. Geb. M. 1,90) wird auch vielen Lehrern des Deutschen Freude machen. Die ausgezeichneten Charakteristiken der alten Dramen und ihrer Dichter und die lichtvolle Schilderung des äußeren Rahmens machen das Büchlein zu einem wertvollen Hilfsmittel, das wegen der Klarheit der Darstellung auch Schülern in die Hand gegeben werden kann.

Neuauflagen. Aus der Sammlung „Wissenschaft und Bildung" liegen in 2. verbesserter Auflage vor Nr. 106: Adolf Marcuse, Himmelskunde; Nr. 121: F. W. v. Bissing, Die Kultur des alten Ägyptens; Nr. 126, Adolf Frey, Schweizer Dichter; Nr. 91, Paul Wagner, Grundfragen der allgemeinen Geologie, und Nr. 112, H. Dragendorff, Westdeutschland zur Römerzeit, ein Bändchen, das wir seinerzeit schon empfohlen hatten und auf das wir heute erneut hinweisen, weil es einen Teil deutscher Geschichte behandelt, der für die Deutschkunde besonders wichtig ist. Ebenso können wir Nr. 85, Arnold Schering, Musikalische Bildung, das in 3. Auflage vorliegt, unter Berufung auf unser früheres Urteil nur angelegentlich empfehlen. Keines Zusatzes bedarf der Hinweis auf die 4. Auflage von Nr. 1, Friedrich Kluge, Unser Deutsch. (Leipzig, Quelle u. Meyer. Je M. 1,50; Nr. 1: M. 2,50.) Weiter erschien in 3. Auflage: Aus Natur und Geisteswelt 174: W. Langenbeck, Englands Weltmacht in ihrer Entwicklung vom 17. Jahrh. bis auf unsere Tage. (B. G. Teubner. M. 1,60, geb. M. 1,90.)

Die 2. Auflage von P. Rühlmanns wichtigen Quellenstücken: Germanen, Völkerwanderung, Frankenreich erweitert die Quellen über die Zeit bis 375. (Quellensammlung I. 7. B. G. Teubner. M. 0,60.)

In 3., wiederum stark vermehrter Auflage liegt das treffliche ableitende Wörterbuch der deutschen Sprache von Ernst Wasserzieher vor. (Woher? Berlin, Ferdinand Dümmler. Geb. M. 6,—.) Wir erneuern unsere angelegentliche Empfehlung.

Karl Hampes Deutsche Kaisergeschichte in der Zeit der Salier und Staufer ist nicht nur zum Eigentum aller Historiker geworden, sondern hat sich in weitesten Kreisen Liebe erworben durch die feine Darstellung und die glänzende Beherrschung des Stoffes. Sie kommt mit der 4. Auflage gerade zurecht in einer Zeit, wo wir uns mit besonderer Liebe in die deutsche Vergangenheit vertiefen, um aus ihr Mut für die Gegenwart zu schöpfen. (Leipzig, Quelle u. Meyer. Geb. M. 6,—.)

Flugblätter an die deutsche Jugend. Herausg. von Freien Studenten. Neu erschienen: Nr. 25. J. G. Herder, Humanitätsbriefe. 26. Leo N. Tolstoi, Kunst und Wissenschaft. 27. F. Dostojewski, Der Großinquisitor. 28. J. W. Goethe, Die pädagogische Provinz. 29. F. Hölderlin, Hyperions Jugend. 30. Tschung-Tse, Das Reich regieren. Jena, Diederichs.

Die Deutsche Elternbücherei, herausg. unter Mitwirkung der „Gesellschaft zur Förderung häuslicher Erziehung" von Dr. Joh. Prüfer beginnt jetzt in schmucken Bändchen zu je M. 1,— zu erscheinen (Leipzig, B. G. Teubner). Wir heben heraus Nr. 32, Else Fromm, Bewegungsspiel, Kinderlied und Kinderreim; Nr. 33, Marie-Luise Schumacher, Vom Erzählen und Vorlesen und vom Bilderbuch; Nr. 40, Josephine Säbe, Die Welt im Kinderköpfchen; Nr. 79, Heinrich Werner, Theater- und Konzertbesuch der Jugend. Die erstgenannten verdienen unsere Aufmerksamkeit, weil sie unserem Unterricht ausgezeichnet vorarbeiten; unmittelbar ihm zugute kommt Werners Heftchen. Mit gesundem Sinn warnt Werner vor Kindervorstellungen, empfiehlt aber die häusliche Kinderbühne. Mit 12 Jahren sei das Kind reif zum Theaterbesuch, zunächst etwa für Lortzing und für Webers Freischütz, dann folge der Tell und andere klassische Stücke (doch sind sogenannte „Jugendvorstellungen" abzulehnen) sowie nach und nach das Beste von den Neueren. Einzuflechten immer wieder Opern. Besonders wertvoll sind Werners Ausführungen über die Erziehung zur Freude an der Musik und gewissem musikalischen Verständnis; hier eröffnet er auch der Schule ein neues Arbeitsgebiet. Sehr zu begrüßen sind an dem brauchbaren Bändchen eine nach dem Alter der Hörer geordnete Folge von klassischen Theaterstücken ,und ein entsprechender Plan geeigneter Konzertstücke.

Von neuen Reclambändchen kommen für unsere Leser in Betracht Nr. 6035 und 6036, Theodor Storm, Hans u. Heinz Kirch und Renate (herausg. von Walther Herrmann) und 6037/8, Joh. Fr. Herbarts pädagogische Jugendschriften (herausg. von G. Weiß).

Den Vätern unter unseren Lesern ist vielleicht der Hinweis auf ein Buch über die Berufswahl der Mädchen willkommen: A. Knoke, Was soll unsere Tochter werden? (Leipzig, Quelle u. Meyer. Geh. M. 3,—, geb. M. 4,—.) Es weist im einzelnen die Berechtigungen sämtlicher Arten von Mädchenschulen in Deutschland nach und ist klar und übersichtlich.

Für die Leitung verantwortlich: Dr. Walther Hofstaetter, Dresden 21, Elbstr. 1.

Die Erforschung der deutschen Altertümer des Mittelalters und der neueren Zeiten.

Fragen der Wissenschaft und der Organisation.

Von **Otto Lauffer** in Hamburg.

Die Aufgaben, die die kommende Zeit an das deutsche Bildungswesen stellen muß, werden überaus mannigfaltig sein, und ebenso verschieden ist die Art und Weise, in der sie zu lösen sind. Diese Lösungen alle auf eine Formel zu bringen, ist nicht nötig und auch wohl kaum möglich. Dazu ist das Geistesleben eines Kulturvolkes, und besonders das des deutschen, viel zu vielgestaltig.

Wie aber auch alle die verschiedenen Ansprüche und Vorschläge aussehen mögen, die in dieser Hinsicht laut geworden sind, in einem Punkte stimmen sie doch alle überein. Sie alle gehen aus von der gesunden Anschauung, daß die künftige Bildung unseres Volkes sich gründen müsse auf eine möglichst sichere und vielseitige Kenntnis des eigenen deutschen Volkstums.

Nur in dem eigenen Boden, nur in dem, was Kunst und Wissenschaft der eigenen Vergangenheit als kostbares und unveräußerliches Erbe hinterlassen haben, wurzelt die materielle und geistige Kraft eines Volkes. Die innige Vertrautheit mit Land und Leuten, mit Gegenwart und Vergangenheit der heimischen Zustände, mit allem Schönen, Edlen und Großen, was auf dem Boden des deutschen Volkstums erwachsen ist, muß deshalb auch das einigende Band bilden, das alle Glieder des Volkes gemeinsam umschlingt.

Hierin liegt eine Aufgabe, die als solche freilich auch vor dem großen Kriege längst richtig erkannt ist, die in ihrer ganzen Bedeutung aber gerade während des Krieges und bei seinem für jeden Vaterlandsfreund so erschütternden Abschlusse mit vermehrter Kraft hervorgetreten ist.

Niemand, der sich berufen fühlt, an der Erziehung und Ausbildung des heranwachsenden Geschlechtes mitzuarbeiten, kann und darf sich dieser Aufgabe entziehen. Mit den vermehrten und vertieften Lehraufgaben aber ergibt sich zugleich die Verpflichtung, mit prüfendem Blicke Umschau zu halten, wieweit die Wissenschaft selbst sich den neuen Anforderungen anzupassen hat, wieweit sie in den früher betretenen Bahnen etwa nur mit vermehrtem Nachdruck weiter zu wandeln hat, wieweit sie das eine oder andere ihrer alten Forschungsgebiete besonders ausgestalten soll, und endlich ob etwa hier und da trotz aller deutschen Gründlichkeit Lücken geblieben sind, deren Ausfüllung die Aufgabe der Zukunft bilden müßte.

Soweit dabei die verschiedenen Sonderwissenschaften in Frage kommen, ist der einzelne kaum berufen, nach dieser Richtung abschließende Urteile zu fällen, die über sein eigenes Wissensgebiet und höchstens über das der Nachbarwissenschaften hinausgehen. Wir bescheiden uns deshalb auch hier, nur von einem ganz bestimmten, fest umgrenzten Teilgebiete deutscher Heimatkunde zu reden. Es handelt sich dabei um die Erforschung der gegenständlichen Kultur.

Insofern die Wissenschaft sich mit der deutschen Vergangenheit beschäftigt, ergeben sich ihr eine solche Fülle von Erscheinungen, ein solcher Reichtum der verschiedenartigsten Erkenntnisquellen, daß der Rahmen, der dieses alles umspannen sollte, viel zu groß sein würde, um dem einzelnen den Überblick über das Gesamtgebiet und die methodische Durchdringung der vielfach sehr verschiedengearteten Einzelheiten zu ermöglichen. Eine weitgehende Spaltung der historisch-philologischen Sonderwissenschaften hat sich daher bei ernstlicher Inangriffnahme der Arbeit schon bald ohne weiteres ergeben. Politische und Kirchengeschichte, Rechts- und Wirtschaftsgeschichte sowie die in letzter Zeit zunehmend auf das Geistesleben eingeengte Kulturgeschichte haben ihre eigene fachwissenschaftliche Vertretung ebenso gefunden wie die Kunstgeschichte, die Sprachwissenschaft und die Literaturgeschichte.

Überblickt man aber diesen ganzen Kreis von Einzeldisziplinen, und wendet man auf sie die oben angedeutete Frage an, ob damit nun auch wirklich das Gesamtgebiet der Vergangenheitsforschung restlos in Pflege genommen ist, so wird man bald einsehen müssen, daß diese Frage nicht ohne weiteres bejaht werden kann.

Ob sich dabei an mehr als einer Stelle Lücken zeigen, das wollen und können wir hier nicht untersuchen. Das eine aber ist sicher, daß in bezug auf die Erforschung der Geschichte der materiellen Kultur Deutschlands noch ungeheuer viel zu tun übrig bleibt, ja, man muß leider sagen, daß in dieser Beziehung die wissenschaftliche Arbeit überhaupt noch nicht mit dem Ernst in Angriff genommen ist, der mit dem gleichen Rechte für dieses wie für jedes andere Gebiet historischer Forschung gefordert werden muß.

In welchem Sinne das gemeint ist, wollen wir näher zu erläutern versuchen. Wenn wir hier von materieller Kultur reden, so verstehen wir darunter den Gesamtbereich der gegenständlichen Schöpfungen, mit denen der Deutsche in der Vergangenheit seine Lebensführung umkleidet hat. Dabei kommt es uns aber nicht etwa auf die Sonderformen an, wie sie aus den Ansprüchen bestimmter Stände oder individueller Daseinsfreude entstanden sind, sondern wir wollen in erster Linie das kennen lernen, was der Lebenshaltung des ganzen Volkes in allen seinen Gliedern eigentümlich gewesen ist.

Die unmittelbarsten Erkenntnisquellen, die uns nach dieser Richtung zur Verfügung stehen, sind die zahlreichen Gegenstände, die uns aus der Ver-

gangenheit erhalten sind. Wir bezeichnen sie als Denkmäler schlechthin und verstehen darunter Haus und Hausrat, Tracht und Schmuck, handwerkliches und wirtschaftliches Gerät, Altertümer von Handel und Verkehr, wissenschaftliche Altertümer, Kriegsaltertümer, Altertümer des Staates, der Gemeinden und Genossenschaften, Altertümer des bürgerlichen und des Strafrechts sowie endlich die kirchlichen Altertümer.

Indem wir aber von diesen erhaltenen Denkmälern ausgehen, erweitert sich der Kreis unseres Interessengebietes unwillkürlich auch auf alle die nicht erhaltenen Stücke, von denen sonst in irgendeiner Weise eine Kunde zu uns gelangt ist.

Die Frage, mit der wir an alle diese Dinge herantreten, ist die einfachste und natürlichste von der Welt. Wir wollen wissen, wozu diese Gegenstände gedient haben, was man im täglichen Leben mit ihnen gemacht hat. Wir fragen also zunächst nach dem Zweck, für den die Dinge geschaffen sind. Darüber hinaus aber wollen wir — in Rücksicht auf die Wechselwirkung zwischen Sachen und Wörtern — auch wissen, welchen Namen sie getragen haben, und wie in der Sprache die ähnlichen Gegenstände durch verschiedenartige Benennungen auseinandergehalten sind.

Wir fragen ferner nach dem Material, in dem die Dinge gearbeitet sind, nach den Handgriffen der Technik, deren man sich dabei bediente, und ebenfalls wiederum nach den sprachlichen Bezeichnungen, die für Material und Technik in Gültigkeit waren. Endlich aber fragen wir auch nach dem weiten Gebiete der Sittengeschichte, das sich an die Denkmäler anschließt, das diese Denkmäler zum Teil erst hat entstehen lassen, zum Teil selbst an ihnen emporgewachsen ist.

Es leuchtet ohne weiteres ein, daß das alles Fragen sind, die sich bei der Betrachtung oder Erwähnung eines Gegenstandes der deutschen Vergangenheit sozusagen von selbst ergeben. Sie drängen sich dem unbefangenen Beschauer unmittelbar auf. Um so auffallender aber muß die Feststellung erscheinen, daß das alles eine planmäßige Behandlung im straff gespannten wissenschaftlichen Zusammenhange noch nicht in genügender Weise gefunden hat. Die Berechtigung dieser Feststellung, und die Begründung dieser auffälligen Erscheinung zugleich, ergibt sich, wenn wir rückblickend den Gang überschauen, den die Entwicklung der deutschen Altertumsforschung genommen hat.

Als nach den Freiheitskriegen der Ruf nach vermehrter Erkenntnis des eigenen Volkstums immer dringender erhoben wurde, da war es der Freiherr vom Stein, der zunächst für die politische Geschichte des Mittelalters und für ihre Quellen einen sicheren Mittelpunkt schuf, indem er im Jahre 1819 die „Monumenta Germaniae historica“ begründete, die sich im Laufe eines Jahrhunderts zugleich zu einem ehrenvollen Monument deutscher Geschichtsforschung entwickelt haben.

So dankenswert dieses Unternehmen aber auch war, den ganzen Umkreis geschichts- und altertumskundlicher Interessen konnte es doch unmöglich umspannen. Schon vor seiner Begründung waren weitere Wünsche aufgetaucht, wie sie besonders von einem der Väter der deutschen Rechtsgeschichte, Eichhorn, in einer Eingabe an den Staatskanzler v. Hardenberg im Jahre 1816 zusammengefaßt waren. Eichhorn hatte darin die Gründung einer Gesellschaft zur Erforschung und Sammlung von Denkmälern der älteren deutschen Kunst und Kultur beantragt, die außer den historischen Quellen ihre Tätigkeit auf alles richten sollte, was der Nationalgeschichte angehört. Sie sollte auf die Erforschung und Erhaltung von Werken der alten Kunst bedacht sein und auch die Nachrichten von den ehemals vorhandenen Denkmälern sammeln. Ebenso sollte sie die Kenntnis alter Sitten und Gebräuche, Volksdichtungen, der Musik und des Tanzes sowie des volkstümlichen Hauses und seiner Gerätschaften pflegen.

Wären diese Wünsche zur Ausführung gekommen, so wäre damit für die deutsche Altertumsforschung ein Mittelpunkt gewonnen, der ihr einen planmäßigen Ausbau wohl sicher gewährleistet hätte. Leider kam der Plan nicht zur Reife.

Statt im eigenen Hause zu leben und zu gedeihen, mußte die Altertumskunde bald hier bald dort Unterkunft suchen. Teilweise fand sie eine solche bei den im zweiten Viertel des 19. Jahrhunderts in zunehmender Zahl gegründeten örtlichen Geschichtsvereinen. Allein diese wandten sich, soweit sie Gegenstandsforschung trieben, überwiegend der Vorgeschichte zu. Die Denkmäler des Mittelalters und der neueren Jahrhunderte haben sie allerdings, soweit es sich um ortsgeschichtliche Denkmäler handelte, ebenfalls schon zu retten gesucht. Aber ein planmäßiger Ausbau von Sammlungen scheiterte meist noch auf Jahrzehnte hinaus an den räumlichen Schwierigkeiten. So blieben diese lokalen Sammlungen zunächst überwiegend auf die kleineren Stücke, besonders auch auf Siegel und Münzen gerichtet.

Von hier aus also konnte die wissenschaftliche Arbeit wohl mit der Zeit der prähistorischen Forschung zugewandt werden, wie denn aus diesen Kreisen auch im Jahre 1852 die Gründung des Römisch-Germanischen Museums in Mainz erfolgt ist. Die Altertümer der späteren Zeiten aber konnten dabei noch nicht die ihnen gebührende planmäßige Berücksichtigung finden.

Viel günstiger schienen in dieser Hinsicht zunächst die Verhältnisse auf seiten der germanischen Philologie zu liegen. Hier mußten die Worte zu der Frage nach der Wortbedeutung, die Wortforschung also zur Sachforschung führen. Jakob Grimm, der die von ihm gegründete germanische Philologie als Wissenschaft vom deutschen Altertum im weitesten Sinne faßte, hat es selbst bekannt, daß er von den Worten immer gern zu den Sachen zurückkehre, wobei er unter „Sachen" allerdings nicht nur das Gegenständliche, sondern

überhaupt den zugrunde liegenden Begriffsinhalt eines Wortes verstand. Sein Streben nach Zusammenfassung all der wissenschaftlichen Arbeit, die der deutschen Vergangenheit zugewandt war, kam noch um die Mitte des 19. Jahrhunderts deutlich zum Ausdruck auf den von ihm geleiteten Germanistentagen zu Frankfurt a. M. (1846) und zu Lübeck (1847), auf denen sich Sprachgermanisten mit Historikern und Rechtshistorikern unter seinem Zepter zusammenfanden.

Allein dieser universale Gedanke, der auch den deutschen Altertümern hätte zugute kommen müssen, ließ sich bei weiterem fachmäßigen Ausbau der Einzelgebiete doch in der Praxis auf die Dauer nicht mehr aufrecht erhalten. Und weiter hat es die Entwicklung, die die Germanistik ferner nahm, dazu gebracht, daß ihre Vertreter sich mit ihrem Arbeitsgebiet zunehmend auf sprach- und literaturgeschichtliche Arbeiten einengten. Die Denkmäler zogen sie fast ausnahmslos nur noch insofern heran, als sie den vorgeschichtlichen Zeiten angehörten, und dieser Zustand wurde mit der Zeit als so selbstverständlich empfunden, daß man sich gewöhnte, von „deutscher Altertumskunde" zu reden, wo man in Wirklichkeit „germanische" Altertumskunde meinte. Noch heute halten viele Germanisten an dieser unzutreffend gewählten Ausdrucksweise fest.

Nun muß freilich gesagt werden, daß die Zurückstellung der „deutschen" Altertümer von seiten der Sprachphilologen ihren Grund hatte. Bei der Behandlung der Denkmäler reicht die philologische Methode, so sehr sie auch dafür unentbehrlich ist, doch allein nicht aus. Vor allen Dingen aber konnte den Germanisten im Durchschnitt die für die altertumskundliche Forschung als Vorarbeit unerläßliche museumsmäßige Sammeltätigkeit kaum zugemutet werden. Nach dieser Richtung mußte von anderer Seite Hilfe kommen, und sie kam durch die historischen Museen.

Schon im Ausgange des 18. Jahrhunderts hatten die deutschen Fürsten hier und da begonnen, die von den Vätern ererbten „Kunstkammern" allmählich in fachwissenschaftlich geordnete Sammlungen umzugestalten. Nach diesem Vorbilde und unter dem Einflusse der auf die Kenntnis von Land und Leuten gerichteten damaligen Bestrebungen der „Statistik" waren nach den Freiheitskriegen das „Johanneum" in Graz durch Erzherzog Johann und bald darauf nach dessen Muster das Böhmische Museum in Prag gegründet worden. Diese Gründungen aber — zusammen mit erkennbaren Nachwirkungen der Eichhornschen Pläne — waren es, die den König Ludwig I. von Bayern veranlaßten, sich zur Ausführung eines ähnlichen Unternehmens mit dem mittelfränkischen Freiherrn Hans von und zu Aufseß ins Benehmen zu setzen.

Es ist bekannt, wie Aufseß nach zuerst vergeblichen langen Bemühungen endlich im Jahre 1852 die Gründung des Germanischen Nationalmuseums

in Nürnberg durchsetzte, an dessen Wiege zuerst die beiden Germanistentage, dann vor allem die Dresdner Tagung der deutschen Geschichtsvereine gestanden haben. Weniger bekannt aber ist, daß dieses Museum nach den Absichten des Gründers einen erheblich anderen Charakter haben sollte, als es später unter seinem Nachfolger Essenwein erhalten hat.

Aufseß wollte in seinem Museum eine große Sammelanstalt für die Erforschung deutscher Geschichte, Literatur und Kunst schaffen. Diesem Zwecke sollte vor allem das mit einem ansehnlichen Stabe von Gelehrten in Angriff genommene Generalrepertorium dienen, das in seiner Planung nur aus den universalhistorischen Absichten der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts verständlich ist, über dessen Undurchführbarkeit heute aber längst kein Zweifel mehr besteht. Die Sammlung von Denkmälern sollte nicht die Hauptaufgabe des Museums sein. Sie sollte vielmehr nur zur Illustration des Generalrepertoriums dienen.

Mochte aber Aufseß in der Praxis auch seine Pläne zu weit gespannt haben. Das grundsätzlich Wichtige seiner Stellungnahme, auf das es uns hier vor allem ankommt, lag doch darin, daß er die Denkmälerforschung fest auf den historischen und germanistischen Grundlagen verankern wollte. Die einzig richtige Methode der deutschen Altertumsforschung war damit vorgezeichnet. Sie hätte im Laufe der Zeit unfehlbar zum Erfolge führen müssen.

Aber auch hier kamen die erhofften Früchte nicht voll zur Reife. Essenwein, dem die philologische Schulung fehlte, schlug das Generalrepertorium unter dem berechtigten Widerspruch des alten Freiherrn v. Aufseß tot, und er hat damit die Ansätze einer wissenschaftlichen deutschen Altertumskunde mindestens um ein Menschenalter aufgehalten.

Allerdings wußte er nicht nur niederzureißen, sondern auch aufzubauen. Er legte den ganzen Schwerpunkt der Museumsarbeit auf die Sammlungen, die er in der glänzendsten Weise ausgebaut hat. Daß er sich dabei freilich an die von Aufseß aus literarischen Gründen vorgesehene zeitliche Grenze von 1648 auch weiter hielt, erscheint fast unbegreiflich, und es hat dem deutschen Kulturbesitz sicher manche Einbußen gebracht. Einflüsse, die von anderer Seite kamen, haben sich dabei mit geltend gemacht.

Unter den Folgen nämlich der ersten Londoner Ausstellung vom Jahre 1851 waren in Deutschland die Kunstgewerbemuseen mit dreierlei Aufgaben, einer technologischen, einer stilgeschichtlichen und einer ethnographischen, entstanden, und die von ihnen vertretenen Anschauungen und die Art ihrer Fragestellung hatten auch die älteren, teilweise für ganz andere Aufgaben bestimmten Sammlungen alsbald ergriffen. Essenwein, der ihnen infolge seiner Architektenlaufbahn von vornherein stark zuneigte, ließ sich von ihnen im stärksten Maße beeinflussen. Seine Beschränkung der Sammlungen auf die Zeit vor 1648 findet hierin ihre Erklärung, denn die Arbeiten des Barock

und der folgenden Stilperioden galten damals vom kunstgewerblichen Standpunkte noch nicht für „vorbildlich".

Außerdem aber erhielt das Germanische Museum durch diesen kunstgewerblichen Einschlag eine Richtung, die es ihm trotz der auch weiterhin gegründeten und ausgebauten „kulturhistorischen" Abteilungen jedenfalls unmöglich machte, bei dem Ausbau der deutschen Altertumskunde als Wissenschaft die Führung zu übernehmen.

Wie aber in Nürnberg, so ging es auch sonst. Das Bayrische Nationalmuseum in München erhielt schon bei seiner Gründung in den 50er Jahren ausgesprochenermaßen kunstgewerbliche Aufgaben mit vorgezeichnet, und diesen Mustern sind dann später das Schweizerische Landesmuseum und ebenso die provinzialen und örtlichen Sammlungen, soweit sie überhaupt mit Bewußtsein geleitet wurden, ausnahmslos gefolgt.

Der über ein halbes Jahrhundert währende, großenteils noch heute anhaltende Einfluß der Kunstgewerbemuseen hat die historischen Museen außerstand gesetzt, die wissenschaftliche Fragestellung nach der altertumskundlichen Seite scharf zu formulieren. So sind von ihnen wohl viele einzelne dankenswerte Vorarbeiten für die deutsche Altertumskunde geleistet, aber den geschlossenen Aufbau derselben haben sie nicht zuwege gebracht.

Was die Altertumskunde den historischen Museen zu danken hat, das ist einmal die Sammlung und Erhaltung von Denkmälern und Abbildungen, außerdem aber die Entwicklung der Methode für die wissenschaftliche Behandlung dieser besonderen Art altertumskundlicher Quellen. An diesem Verdienst haben auch die Kunstgewerbemuseen in einem nicht zu unterschätzenden Maße ihren Anteil.

Wie aber auf germanistischer Seite und auf Seite der Museen, so ist es auch sonst über — vielfach gewiß sehr anerkennenswerte — Vorarbeiten bzw. den Ausbau von Teilgebieten zunächst für lange Zeit nicht hinausgekommen. Die historische Literatur hat in kaum übersehbarer Menge Einzelnachweisungen, zum Teil auch Zusammenstellungen von altertumskundlichem Material geliefert. Sie hat die Behandlung von Heraldik, Sphragistik und Numismatik geradezu zu eigenen Hilfswissenschaften ausgebildet. In den kulturgeschichtlichen Arbeiten hat sie sich vielfach sogar geneigt gezeigt, die Altertumskunde mit in ihren Rahmen einzubeziehen. Allein zur wissenschaftlichen Bezwingung des Gegenständlichen konnte sie sich allein aus eigenen Mitteln doch unmöglich durchringen, und je mehr die Kulturgeschichte sich in neuerer Zeit in erster Linie zu der Aufgabe der Erforschung der Geschichte des Geisteslebens bekannt hat, um so mehr mußten für sie die Denkmäler lediglich als Zeugnisse für die Äußerungen der Volksseele und als Darstellungen sittengeschichtlicher Zustände in Frage kommen.

Ähnlich lagen die Verhältnisse für die Kunstgeschichte. Diese geht aus auf

die Erkenntnis des Kunstwollens in der Vergangenheit. Die Kunstform der Denkmäler ist für sie daher das Entscheidende, und nur wo die Kunstform bedingt ist durch die Zweckform, tritt auch die letztere in den Interessenkreis der Kunstgeschichte. Das geschieht zunächst auf allen Gebieten des Kunstgewerbes, dessen Behandlung daher auch überall da, wo sie sachgemäß durchgeführt wurde, in mancher Hinsicht die altertumskundliche Arbeit gefördert hat. Ebenso tritt die Bedeutung der Zweckform auf dem Gebiete der Architekturgeschichte in vollem Umfange als Vorbedingung der Kunstform zutage. Hier ist deshalb auch für die altertumskundliche Behandlung sowohl des Kirchenbaues wie des Wohnbaues von kunstgeschichtlicher Seite vielfach Erhebliches beigetragen, während dagegen die Geschichte des Befestigungsbaues, der so gut wie ausschließlich Zweckform ist, für den Kunsthistoriker kaum in Betracht kommt.

Altertumskundliche Leistungen hat die Kunstgeschichte ferner in den Fällen zur Verfügung gestellt, in denen sie sich aus ihren eigenen Bedürfnissen heraus veranlaßt sah, Fragen der Symbolik und der Ikonographie in den Bereich ihrer Untersuchungen zu ziehen. In dieser Hinsicht sind wir in neuerer Zeit vor allem Ad. Goldschmidt und Aby Warburg zu besonderem Danke verpflichtet.

Eine große und schätzbare Arbeit endlich haben überwiegend die Vertreter der Kunstgeschichte seit den 70er Jahren dadurch geleistet, daß sie nach dem Vorbilde von F. X. Kraus und Mithoff die Inventarisation der im Lande erhaltenen Denkmäler begonnen und heute bereits zu einem erheblichen Teile durchgeführt haben. Zu der Bestandsaufnahme der entwurzelten und in den Museen geborgenen Denkmäler ist damit diejenige der heute noch bodenständigen Stücke getreten.

Kunsthistoriker im Verein mit Theologen sind es auch gewesen, die den Ausbau der kirchlichen Archäologie zuwege gebracht haben, und da es ihnen von kirchlicher Seite, sowohl der Protestanten wie vor allem der Katholiken, an der für die gebrauchsmäßige Beurteilung der Denkmäler unentbehrlichen fachmäßigen Unterstützung nicht fehlte, so haben sie es — auf den Schultern der römischen Katakombenforschung der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts — an äußerer Abrundung und innerer Durchdringung ihres Stoffes zu einem Ergebnis gebracht, wie es die philologisch meist ungeschulten Vertreter eines anderen altertumskundlichen Teilgebietes, nämlich der historischen Waffenkunde, noch nicht annähernd erreicht haben.

Schließlich haben auch die Rechtsgeschichte und die Wirtschaftsgeschichte für überaus viele Fragen der Gegenstandsforschung die unentbehrlichen wissenschaftlichen Grundlagen geschaffen. Auch an solchen Arbeiten, die der Altertumskunde unmittelbar zugute kommen, fehlt es nicht: zu Jak. Grimms „Rechtsaltertümern" haben sich Genglers „Stadtrechtsaltertümer" gesellt.

Einzeluntersuchungen wie die vortreffliche Arbeit von Amira über den „Stab" oder wie Goldmanns Abhandlung über den „Andelang" gehören freilich zu den Seltenheiten.

Vergleicht man nun diese heutigen Verhältnisse mit denen der 50er Jahre, so zeigt sich, daß in vielen Einzelheiten eine sehr erhebliche Arbeit geleistet ist, wenn auch manche Teilgebiete wie die wissenschaftlichen Altertümer und vor allem die Geschichte der älteren deutschen Technologie dabei mehr im Hintertreffen geblieben sind.

Die Frage ist nun, wie sich die Germanisten als die sachlich und methodisch zunächst Beteiligten zu diesen Entwicklungen in neuerer Zeit gestellt haben.

In dieser Hinsicht sind leider durchaus nicht alle Hoffnungen in Erfüllung gegangen, zu denen man sich wohl hätte berechtigt glauben dürfen. Trotzdem seit den Tagen Jakob Grimms sich die Verhältnisse, wie wir sahen, sehr erheblich zugunsten der deutschen Altertumskunde entwickelt hatten, ist nach ihm die germanistische Arbeit überwiegend auf Sprachforschung und Literaturgeschichte, Stammeskunde, Mythologie und germanische Altertumskunde beschränkt geblieben.

Die Arbeiten der bei der preußischen Akademie der Wissenschaften gegründeten „Deutschen Kommission", die schon so vielen Teilgebieten der Germanistik in reichster Weise zugute gekommen sind, finden ausgesprochenermaßen in der Erforschung des deutschen Geisteslebens ihren beherrschenden Mittelpunkt. Die Geschichte der Denkmäler kommt für sie nur als Hilfswissenschaft in Betracht.

Noch unter den letzten grundsätzlichen Äußerungen, die über die Aufgaben der Germanistik von fachmäßiger Seite gefallen sind, läßt Jul. Petersen in seiner Schrift über die „Literaturgeschichte als Wissenschaft" (Heidelberg 1914) für die Erforschung des Gegenständlichen im Rahmen der deutschen Philologie überhaupt keinen Raum. Nicht ganz so weit geht Vict. Michels in seiner Rektoratsrede „Über Begriff und Aufgaben der deutschen Philologie" (Jena 1917). Aber auch er läßt die Beschäftigung mit dem äußeren Leben nur „an der Peripherie" der philologischen Studien gelten.

Eine Abweichung von diesen Anschauungen ist, soweit sie sich in wissenschaftlicher Arbeit äußert, nur verhältnismäßig selten zutage getreten. Dennoch fehlt sie glücklicherweise auch in den führenden Germanistenkreisen durchaus nicht ganz.

Einerseits hat die seit Weinholds Vorgange stark ausgebaute Volkskunde von vornherein auch das Gegenständliche mit in den Kreis ihrer Arbeit gezogen. Darin lag an sich schon ein erheblicher Gewinn, wenn sich dabei auch das Interesse zunächst überwiegend auf die Feststellung des Tatsächlichen und auf die Rücksichten der Volkskunst richteten. Aber auch darüber hinaus sind diese Arbeiten in mancher Hinsicht den entwicklungsgeschichtlichen Fragen zu-

gute gekommen. Insbesondere hat die Erforschung des volkstümlichen Hauses große Fortschritte unter volkskundlicher Einwirkung zu verzeichnen gehabt.

Andererseits aber hat auch die germanistische Bearbeitung älterer deutscher Texte mit den Anforderungen der Interpretation immer aufs neue auf die Beantwortung altertumskundlicher Fragen hingedrängt. Auf diesen Grundlagen sind nicht nur Einzeluntersuchungen aller Art entstanden, wie sie besonders trefflich sich in Wilh. Wackernagels kleinen Schriften und in Edw. Schröders numismatischen Untersuchungen finden, sondern von hier aus ist es auch wenigstens einmal von germanistischer Seite zu einem großen altertumskundlichen Unternehmen gekommen: zu Mor. Heynes „Fünf Büchern deutscher Hausaltertümer", die infolge des Todes des Verfassers leider ein Bruchstück geblieben sind.

Heynes Werk bildet noch heute das Hauptbesitztum unserer altertumskundlichen Literatur, das an wissenschaftlichem Werte seine Vorgänger, wie etwa die einschlägigen Arbeiten von Alw. Schulz, weit in den Schatten stellt, und für das wir Heyne den aufrichtigsten Dank schuldig sind. Da es aber auch in Fachkreisen als Typus methodischer Altertumsforschung schlechthin angesehen wird, so müssen wir hier doch auch kurz auf die Grenzen seiner Vorbildlichkeit hinweisen, und die sind allerdings in mehr als einer Hinsicht nicht unerheblich.

Vor allem läßt Heyne es dabei an einer scharfen Präzisierung des Begriffes der Altertumskunde fehlen, deshalb verquickt er sie — hierin den Gewohnheiten der klassischen Archäologie folgend — zum guten Teile mit der Sittengeschichte. So sehr aber auch diese beiden Gebiete sich berühren, so sehr Denkmäler und Sitten sich gegenseitig beeinflussen, so bleibt es doch um der Klarheit und der Restlosigkeit der Fragestellung willen unbedingt notwendig, beide grundsätzlich auseinanderzuhalten.

Zweitens hat Heyne auch das Gesamtgebiet der Altertümer in sich nicht scharf disponiert, und so ist es ihm begegnet, daß er unter „Hausaltertümern" — abgesehen von dem Sittengeschichtlichen — auch Gegenstände behandelt, die in ein ganz anderes Gebiet der Altertumskunde, z. B. in das der Kriegsaltertümer, gehören.

Endlich aber muß auch in bezug auf das Methodische noch ein Einwand erhoben werden, insofern bei Heyne die verschiedenen Arten der altertumskundlichen Quellen doch nicht völlig gleichmäßig zu ihrem Rechte kommen. So sehr Heyne auch die literarischen Quellen heranzieht und so sehr er auch mit den Denkmälern selbst vertraut war, so stehen für seine Darstellung doch die Wortquellen im Vordergrunde. Bei ihm erscheint demnach die Altertumskunde in erster Linie als Hilfswissenschaft für die Wortforschung, und darin eben liegt vom altertumskundlichen Standpunkt betrachtet der Mangel.

Wir wollen die Forschung der Altertümer zunächst um ihrer selbst willen

treiben. Die Sachen stehen für uns im Mittelpunkte, nicht die Worte. Gewiß freuen wir uns dabei über jeden Dienst, den wir den Nachbarfächern zu leisten vermögen. Aber wie jede Wissenschaft, so kann auch die deutsche Altertumskunde ihre Kraft nur aus ihren eigenen Aufgaben gewinnen, nicht aus der Rücksicht auf die Nachbarwissenschaften. Hierin also liegen die Punkte, in denen wir mit der Zeit über Heyne hinauskommen müssen, so sehr wir ihn auch in vieler Hinsicht dauernd als unseren Lehrmeister verehren werden.

Nach Heynes Tode ist von germanistischer Seite eine größere altertumskundliche Arbeit noch nicht wieder erschienen. Auch die von Meringer ins Leben gerufene Zeitschrift „Wörter und Sachen" kann als solche nicht genannt werden. Sie betreibt nach dem Willen der Herausgeber die Sachforschung nicht als Selbstzweck, sondern um der Wortforschung willen. Soviel sie daher auf ihren Wegen auch für die Sachforschung gewinnt, und so unentbehrlich sie uns dadurch auch geworden ist, sie bleibt doch immer eine sprachwissenschaftliche Zeitschrift. Eine altertumskundliche Zeitschrift ist sie nicht.

Es ist ein langer und vielfach gewundener Weg, der uns durch die Geschichte der deutschen Altertumskunde bis zur Gegenwart geführt hat. In Einzelheiten läßt sich das Bild noch mannigfach ergänzen, und wir behalten uns das für eine andere Gelegenheit ausdrücklich vor. An den Hauptlinien der Zeichnung aber wird sich dadurch nichts ändern.

Übersehen wir das Bild im ganzen, so finden wir eine große Zahl von Vorarbeiten und von Ansätzen auf vielen Teilgebieten. Aber es fehlt an Zusammenfassung. Nicht einmal über die Art der Fragestellung und über die aus ihr sich ergebende Methode der Forschung herrscht bei den verschiedenen Mitarbeitern eine Übereinstimmung. Ein geschlossener Aufbau der deutschen Altertumskunde als Wissenschaft ist noch nicht erreicht. Ein weiterer Fortschritt der Arbeit wird dadurch im höchsten Maße verzögert. Forschung und Lehre leiden in gleicher Weise darunter. Der Nachwuchs wissenschaftlicher Mitarbeiter bleibt auch jetzt noch mehr oder weniger dem Zufall überlassen, und wo eine junge Kraft an die Arbeit geht, da tut sie es ohne Übersicht über das Gesamtgebiet und ohne methodische Schulung. Für den hochschulmäßigen Lehrbetrieb aber fällt die deutsche Altertumskunde so gut wie ganz aus. Kein Student der deutschen Philologie und der Geschichte, der später die Jugend in die Kenntnis der deutschen Vergangenheit einführen soll, hat heute die Möglichkeit, auf deutschen Hochschulen, abgesehen von Frankfurt und Hamburg, deutsche Altertumskunde zu hören. Verschwindend gering ist infolgedessen die Zahl der Lehrer, die in der Lage ist, den Schülern auch nur die einfachsten Formen des städtischen oder ländlichen Wohnbaues der eigenen Umgebung, ein Schloß, eine Burg, eine Stadtmauer oder eine Kirche, einen Schrein, einen Willkommpokal, ein Astrolabium oder eine Rüstung einigermaßen richtig zu erklären. Und gerade auf diesem Wege könnte zur Vertiefung des Heimatsinns und des

Vaterlandsgefühls so viel geschehen, denn die Jugend will mit Recht zunächst Anschauung haben, sie will vom Gegenständlichen ausgehen, um von hier aus zur Erkenntnis des Geistigen fortzuschreiten.

Hier liegt also in der Tat eine Lücke, deren Ausfüllung dringend wünschenswert erscheint. Empfunden als solche ist sie in den beteiligten Kreisen schon lange. So hat vor allem Edw. Schröder wiederholt darauf hingewiesen, daß von seiten der Germanistik das Bindeglied mit der Kunstgeschichte, das ist eben die deutsche Altertumskunde, schmerzlich vermißt werde. Und wenn seine Äußerungen in erster Linie vom Standpunkte der Forschung gemacht sind, so sind von den Vertretern des Lehramtes ebenfalls die gleichen Forderungen mit demselben Nachdruck erhoben worden. Nach dieser Richtung hat sich sogar der Germanistenverband schon genötigt gesehen, zur Selbsthilfe zu greifen, indem er im Jahre 1918 zum ersten Male altertumskundliche Ferienkurse bei dem Germanischen Nationalmuseum anregte, die sich einer starken Teilnahme erfreuten und die in den Folgejahren mit wechselndem Versammlungsorte fortgesetzt werden sollen. Unzweifelhaft ist damit schon manches gewonnen, aber es liegt auf der Hand, daß es sich dabei doch nur um einen Notbehelf handelt. Ein Ferienkurs von einwöchiger Dauer kann immer nur Andeutungen geben, er kann in die Materie selbst höchstens auf Teilgebieten einführen. Die Teilnehmer auch zu eigener methodischer Arbeit anzuleiten, wird dabei kaum möglich sein.

Will man der deutschen Altertumskunde in Forschung und Lehre wirklich den ihr gebührenden Raum gönnen, so ist das einzig sichere Mittel, ihr mit der Zeit eine entsprechende eigene akademische Vertretung einzuräumen. Das ist das Ziel, das alle Beteiligten künftig nicht mehr aus dem Auge lassen werden. Die Wünsche gehen dabei nicht ins Uferlose. Die Professuren, um die es sich dabei handelt, sollen durchaus nicht allein Lehrauftrag für deutsche Altertumskunde erhalten. Sie sollen germanische Altertumskunde und Volkskunde mit umfassen. Die Wünsche der Fachvertreter dieser Teilgebiete fänden damit zugleich ihre Befriedigung, und die Verbindung wäre innerlich eine derartige, daß der einzelne den Lehransprüchen eines jeden dieser drei Fächer gerecht werden kann.

Die Frage ist nur, wie die Verwirklichung dieser Wünsche in die Wege geleitet werden kann. Die Ansätze dazu sind erfreulicherweise vorhanden. In Berlin hat auf Gust. Roethes sachgemäße Veranlassung der Nachfolger Max Roedigers den ausdrücklichen Hinweis auf die Pflege deutscher Altertums- und Volkskunde bei seiner Berufung erhalten. In Sachsen haben die Ständekammern einen Antrag auf Errichtung von „Professuren für deutsche Volks- und Altertumskunde" an den Hochschulen in Dresden und Leipzig der Staatsregierung einstimmig im Sommer 1918 zur Erwägung überwiesen, und es ist zu hoffen, daß diese Anregung auch unter den jetzigen Verhältnissen zur

Ausführung kommt. Neuerdings ist in der Hamburgischen Universität eine Professur für deutsche Altertums- und Volkskunde gegründet, deren Ausübung dem Direktor des Museums für Hamburgische Geschichte übertragen ist.

Damit ist nicht nur das Bedürfnis offiziell anerkannt, sondern es sind auch die Wege gewiesen, auf denen es mit der Zeit befriedigt werden kann. Auf diesem Wege aber rasch vorwärts zu schreiten und gleich eine größere Reihe entsprechender Lehrstühle zu gründen, wird aus praktischen Erwägungen kaum durchführbar sein. Es hat seine starken Bedenken, für ein neu auszubauendes Lehrgebiet gleich Professuren in größerer Zahl einzurichten, solange berufene Sachvertreter zur Besetzung dieser Professuren noch nicht in ausreichender Menge zur Verfügung stehen.

Es kommt also vor allem darauf an, einmal den Anfang zu machen, zugleich aber auch den Willen zum weiteren Ausbau erkennen zu lassen. Nur unter dieser Voraussetzung kann damit gerechnet werden, daß ein jüngerer Nachwuchs sich findet, der bereit ist, sich mit seiner wissenschaftlichen Laufbahn darauf einzustellen. An diesem Nachwuchs aber fehlt es, wohl nicht auf volkskundlichem, dagegen schon mehr auf germanischem, so gut wie ganz aber auf deutsch-altertumskundlichem Gebiet.

Um die Ansprüche der Lehre ist es heute also noch nicht so bestellt, wie es in der Folgezeit nötig sein wird. Der Stand der Forschung aber, dem die Lehre doch immer erst nachfolgen kann, verlangt vor allen Dingen nach Zusammenfassung und Organisation. Der Überblick über die Geschichte der Altertumswissenschaft, den wir zu geben versuchten, ist zum guten Teil deshalb gegeben, um diesen Wunsch nach Organisation in seiner Berechtigung klar erkennbar werden zu lassen. Das beste Mittel, das es zu seiner Befriedigung geben würde, hat vor kurzem Konr. Burdach in seiner Schrift „Deutsche Renaissance" (Berlin 1916) angedeutet.

Burdach weist mit Recht darauf hin, daß in Deutschland ein Institut für nationale Kulturgeschichte, in dem Geschichtsforschung, Philologie, Rechts- und Kunstgeschichte zusammenwirken, bis jetzt nicht vorhanden ist. Ein solches Institut besitzt Paris in seiner Ecole des Chartes und Wien in dem Institut für österreichische Geschichte, in dem freilich die deutsche Philologie vorläufig noch nicht vertreten ist. Hätten wir in Deutschland etwas Ähnliches, so würde damit nicht nur die Ausbildung des Nachwuchses in umfassender Weise gewährleistet, sondern es würde damit vor allen Dingen die Forschung selbst auf eine Grundlage gestellt, die ihren weiteren Ausbau endgültig sicherte. Der Altertumskunde würde das in dem gleichen Maße wie allen anderen historischen und philologischen Nachbarwissenschaften zugute kommen. Hoffen wir, daß unsere Zeit, die auf die Vertiefung nationaler Kultur in so starkem Maße bedacht ist, Mittel und Wege finden wird, Burdachs Anregungen in die Wirklichkeit umzusetzen. Bis das aber geschieht, gilt es, der deutschen Altertumskunde

in anderer Weise einen strafferen Zusammenschluß zu ermöglichen. Nach dieser Richtung aber gibt es, soviel wir sehen, nur noch ein Mittel, und zwar ein solches, für das es an einem bereits bewährten Vorbilde nicht fehlt.

Auch die prähistorische Forschung hat, obwohl sie sich auf der jahrzehntelangen Arbeit der Geschichtsvereine aufbaute, und obwohl ihr seit einem halben Jahrhundert das treffliche Römisch-germanische Zentralmuseum zur Verfügung stand, vor Jahren das Bedürfnis nach einer stärkeren wissenschaftlichen Organisation empfunden. Aus diesem Grunde ist die Römisch-germanische Kommission des archäologischen Instituts gegründet worden, die ihre Tätigkeit mit dem „Bericht über die Fortschritte der römisch-germanischen Forschung im Jahre 1904" (Frankfurt a. M. 1905) eröffnete, und die seitdem gleiche Berichte alljährlich hat erscheinen lassen.

Diese Berichte, in denen kurz zusammengefaßt wird, was in dem betreffenden Jahre auf den einzelnen Gebieten für die Forschung gewonnen ist, sind gedacht „als ein Wegweiser durch die einschlägige weitschichtige Literatur für den, der auf diesen Gebieten tätig ist". Sie sollen zugleich eine Übersicht geben über die wichtigsten Funde des Jahres. Endlich sollen sie „den Stand der Fragen, an deren Lösung augenblicklich besonders gearbeitet wird, klar hervortreten lassen und auf vernachlässigte Gebiete hinweisen".

Neben diesen vortrefflichen Berichten, deren großer Nutzen für die Forschung ohne weiteres deutlich ist, hat die Kommission sich mit Erfolg bemüht, die dauernde Fühlung unter den einzelnen Fachgenossen und unter den Altertumsvereinen herzustellen. So ist sie jetzt schon in vollem Umfange den von ihr richtig erkannten Hauptaufgaben der Vereinheitlichung der lokalen Forschung, der Zusammenfassung der vorhandenen Kräfte zu gemeinsamem Vorgehen und endlich der Hinweisung auf die großen gemeinsamen Arbeiten gerecht geworden.

Was in dieser Weise für die vorgeschichtliche Forschung möglich war, das müßte — sollten wir meinen — sich auch für die deutschen Altertümer erreichen lassen. Damit wäre eine Stelle geschaffen, die die von der Römisch-germanischen Kommission angesponnenen Fäden aufnehmen und durch die christlichen Jahrhunderte fortführen würde. Für die Erforschung der deutschen Altertümer wäre damit endlich der organisatorische Zusammenhang gewonnen, der ihr so dringend nötig ist. Aus den vielen einzelnen Bausteinen, die die Arbeit eines Jahrhunderts bereitgestellt hat, könnte dann endlich der große geschlossene Bau einer deutschen Altertumskunde aufgeführt werden, nach welchem Lehre und Forschung in gleicher Weise verlangen und den wir der Gesamtbildung unseres Volkes unweigerlich schuldig sind.

Eine Kommission für deutsche Altertümer, wie wir sie wünschen, aus den berufenen Vertretern der verschiedenen Teilgebiete zusammengesetzt und mit einer einheitlichen Leitung versehen, würde sich heute ohne Schwierig-

keiten und ohne nennenswerte Aufwendungen bilden lassen. Sie fände an der Römisch-Germanischen Kommission des archäologischen Instituts und an der Deutschen Kommission der preußischen Akademie der Wissenschaften ohne weiteres ihren natürlichen Rückhalt. Wie diese könnte sie später, wenn es einmal zu dem von Burdach angeregten Institut für nationale Kulturgeschichte kommen sollte, ungezwungen darin aufgehen, und für die weitere Schaffung altertumskundlicher Professuren, die neben der Kommission unentbehrlich bleiben, würde sie die unerläßliche Vorbedingung der Heranbildung des Forschernachwuchses übernehmen. So spricht alles für sie, und wir wüßten in der Tat nichts, was dagegen sprechen könnte.

Die einzige Überlegung, die hier anzuschließen wäre, geht dahin, ob es sich nicht empfehlen sollte, die Aufgaben der Kommission so zu erweitern, daß man ihr auch die Pflege der deutschen Volkskunde mit zuwiese, und daß man auf diese Weise zu einer „Kommission für deutsche Altertums- und Volkskunde" gelangen würde. In der Tat sprechen innere Gründe sehr stark für eine solche Vereinigung. Die Altertumskunde ist in ihren Arbeiten überall vor allem auf die Hilfe der Sittengeschichte angewiesen, und sie greift damit ohne weiteres auf volkskundliches Gebiet über. Die Volkskunde aber kann die Realien ihres Arbeitskreises wieder nur mit altertumskundlichen Mitteln befriedigend behandeln. So fließen Altertumskunde und Volkskunde auf zwei wichtigen Teilgebieten ihres Arbeitsbereiches ohne weiteres ineinander über, und auch in mancher anderen Hinsicht sind sie sich gegenseitig unentbehrlich.

Äußerlich ist die Volkskunde zurzeit allerdings durch den „Verband deutscher Vereine für Volkskunde" wohl versorgt. Aber es handelt sich dabei doch immer nur um private Vereinsunternehmungen, und sobald dabei größere und weiter ausschauende wissenschaftliche Unternehmungen auf volkskundlichem Gebiet in Betracht kommen, kann es keinem Zweifel unterliegen, daß diese erst durch staatlichen Auftrag an eine eigens dafür bestimmte Kommission in ihrer Durchführung gewährleistet werden können. Auch von dieser Seite angesehen ist die „Kommission für deutsche Altertums- und Volkskunde" das nächste und dringend anzustrebende Ziel der äußeren Organisation.

Hoffen wir also, daß alles das, was wir hier vorgetragen haben, nicht umsonst gesagt ist, und daß ihm die Eindringlichkeit nicht fehle, die die Sache erfordert. Es ist der Notschrei einer deutschen Wissenschaft, der aus diesen Zeilen tönt. Das deutsche Volk darf ihn um seiner selbst willen nicht überhören.

Volkstümliche Weihnachtsspiele im Unterricht der höheren Schulen.

Von **Eberhard Paulus** in Bautzen.

Heimatkunde, Anknüpfung an die heimatlichen Verhältnisse im Unterricht, das sind heute selbstverständlich gewordene Forderungen, Schlagworte der Unterrichtslehre. In Erdkunde und Geschichte wie in den Naturwissenschaften finden sie den breitesten Raum. Aber auch andere Unterrichtsfächer sollen und können oft an die Heimat im engeren und engsten Sinn des Worts anknüpfen. Niemand zweifelt daran, daß und wie dies das Vorstellungsvermögen des Schülers erhöht, das Verständnis allgemeinerer Erscheinungen und Vorgänge erleichtert. Im deutschen Unterricht weist man auf den Wert der Beschäftigung mit der heimischen Mundart, mit volkstümlichen Überlieferungen, Volkssagen, Volkssitten und -liedern hin. Freilich ist von der allgemeinen Wertschätzung einer derartigen Unterrichtsweise noch ein weiter Weg bis zur wirklichen Durchführung. Oft liegt die Schwierigkeit darin, daß es noch an den geeigneten Hilfsmitteln für den Lehrer fehlt. Und nicht jeder kann „Heimatforscher" sein, so sehr dies auch wiederholt und nicht mit Unrecht den Lehrern empfohlen worden ist. Dazu kommt aber, daß auch nicht alle Landschaften gleich viele und gleich wertvolle volkstümliche Überlieferungen haben. Das gilt besonders für das Gebiet der Dichtung. Die deutschen Volksstämme sind z. B. nicht alle so liederreich und sangesfroh wie etwa die Schwaben. Aber selbst wo es an so bedeutenden Äußerungen eines dichterisch begabten Volkes, wie sie das schwäbische Volkslied bietet, fehlt, finden wir doch meist irgendwelche Zeugnisse eines wenn auch noch so einfachen Kunstbedürfnisses des Volkes. Und es scheint durchaus nicht wertlos, wenn man sich im deutschen Unterricht auch einmal an solch schlichte Volksreime und Volksdichtungen hält, wie sie jeder in seiner engeren Heimat finden kann. Die Vereine für Volkskunde haben ja da schon reiche Arbeit geleistet und auch dem Lehrer manchen Stoff geboten. Besonders scheint es mir wertvoll zu sein, wenn volkstümlichere Schauspiele, insbesondere Weihnachtsspiele aus der engeren Heimat im Unterricht der höheren Schulen — vor allem in den Oberklassen — herangezogen werden. Sie sind sehr wohl geeignet, unserer städtischen Schuljugend einen Begriff von der Eigenart der künstlerischen Bedürfnisse des Volkes zu geben.

Die tiefe religiöse Inbrunst, die unsere deutschen volkstümlichen Weihnachtsspiele oft durchzieht, der kindliche Sinn, der sich in der oft rührenden Vereinigung von Scherz und Ernst wie in der anspruchslosen Art der Darstellung zeigt, die zum Teil, auf alles äußere Beiwerk verzichtend, viel der Einbildungskraft der Zuschauer überläßt, zum Teil aber auch wieder nach Kinderart an einem gewissen Prunk der Gewänder u. dgl. Gefallen hat, all das kann nicht ohne Eindruck bleiben. Und das in ganz andrem Grade, wenn nicht irgendein beliebiges Weihnachtsspiel vorgelesen und besprochen wird, sondern wenn der Schüler weiß: So haben's die Bewohner unserer eigenen Heimat in diesem oder jenem Dorf vielleicht noch vor wenigen Jahrzehnten, aber auch schon vor vielen hundert Jahren gespielt! Die mundartliche Färbung und heimatliche Eigenart wirkt, selbst ohne nachdrückliche Hervorhebung, auf den Schüler in besonderer Weise. Dabei soll es sich aber nicht um eine einseitige Verherrlichung der Volksdichtung auf Kosten der Kunstdichtung handeln. Vielmehr leuchten die Mängel der Volksdichtung und besonders ihre dramatische Unzulänglichkeit gerade in den Volksspielen sofort ein. Nichts ist daher auch geeigneter, die Voraussetzungen wirklich dramatischer Wirkung klarzumachen, als diese Spiele. Aber noch einen anderen Wert hat die Beschäftigung mit heimatlichen Volksspielen im Unterricht. Sie kann den Geschmack bilden, namentlich wenn dem Schüler zum Bewußtsein kommt, wieviel höher die gesunde, wenn auch herbe Art dieser Kunst steht als

das in der Stadt übliche, oft süßliche, geschmackverbildende „Weihnachtsmärchen". Mehr als das bloße Vorlesen oder gemeinsame Lesen und Besprechen solcher Volksspiele wirkt natürlich in dieser Richtung eine Aufführung, wie sie mit geringen Mitteln in Schulen oder in engerem Kreise möglich ist. Freilich können die Volksspiele meist nicht unverändert aufgeführt werden. Nicht genug ist es daher zu begrüßen, wenn Sammler und Forscher nicht nur Weihnachtsspiele u. dgl. herausgeben, sondern auch für den Zweck der Aufführung bearbeiten. Es seien hier nur die von Fr. Vogt herausgegebenen „Schlesischen Weihnachtsspiele" erwähnt. Mit feinem Empfinden hat er sie für die Aufführung bearbeitet und einige neuerdings gesondert herausgegeben. Da die Zuschauer Menschen mit ganz anderen künstlerischen Bedürfnissen, Städter, nicht einfache Bauern sind, geht es nicht ohne solche Änderungen. Man kann dabei mit mehr oder weniger Freiheit verfahren. Nur darf nicht zu sehr modernisiert werden, damit die ursprüngliche Eigenart der Spiele doch erhalten bleibt.

Im Zusammenhang hiermit möchte ich gleich hier auf eine derartige, ziemlich freie und doch das Alte nicht zerstörende Bearbeitung eines Weihnachts- bzw. Herodes- oder Dreikönigsspiels aus der Oberlausitz hinweisen, die soeben im Druck erschienen ist.[1]) Sie zerfällt in ein frei erdichtetes Vorspiel, das den Übergang vom Heidentum zum Christentum in sinnbildlicher Form darstellt, ein Hirtenspiel, in dem unter anderem ein in der Oberlausitz gesungenes altes Hirtenlied verwendet ist, das in etwas anderer Form auch in schlesischen Weihnachtsspielen vorkommt und doch vielleicht als ein Überrest eines einstigen Oberlausitzer Weihnachtsspiels gelten kann. Für den dritten Teil, das Dreikönigsspiel, war eine engere Anlehnung an ein Oberlausitzer Volksspiel aus der Gegend von Reichenau (Oberl.) möglich, das Kurt Müller 1901 (Beilage zum 25. Jahresbericht der Städt. Realschule mit Progymnasium zu Löbau i. Sa. S. 81f.) veröffentlicht hat. Das Krippenspiel von Stübler ist aus Anlaß einer Jugenddankaufführung in Bautzen entstanden. Die besonderen Umstände ermöglichten es damals nicht, noch weitere Nachforschungen nach Überresten volkstümlicher Weihnachtsspiele anzustellen. Und so konnten nur die leichter zugänglichen Überlieferungen benutzt werden. Kurt Müller besitzt deren, wie er mir mitteilt, handschriftlich noch mehr[2]), und wir können nur wünschen, daß es ihm möglich ist, sie bald einmal zu veröffentlichen. Stüblers Krippenspiel rechtfertigt sich in seiner freieren Benützung volkstümlicher Überlieferung durch sich selbst und läßt sich für Schulaufführungen, aber auch für Aufführung in Theatern — das hat der tiefe Eindruck, den die Aufführung im Bautzener Stadttheater gemacht hat (19. Dezember 1917) — aufs wärmste empfehlen.

Die durch Schüler höherer Lehranstalten ausgeführte Aufführung veranlaßte mich, die volkstümlichen Überlieferungen, die dem Stück zugrunde lagen, mit den Schülern eingehender zu besprechen. Eine kurze Kennzeichnung des „Reichenauer Dreikönigsspiels", wie ich es kurz nenne, mag zeigen, welchen Gewinn die Beschäftigung mit solchen heimatlichen Volksspielen im Unterricht bringen kann. Zur Einführung las ich die schöne Einleitung aus Weinholds „Weihnachtsspiele aus Süd-

1) Ein deutsches Krippenspiel. Nach alten Volksliedern und Volksspielen. Von Dr. Hans Stübler. Bautzen, Wellersche Verlagsbuchhandlung (W. Stark). M. 0,75.

2) Ich gebe diesen Hinweis mit Erlaubnis des Herrn Prof. Dr. Müller.

deutschland und Schlesien"[1]) vor, die ihren Eindruck nicht verfehlt, und gab — an der Hand von Fr. Vogts „Schlesischen Weihnachtsspielen" und dem genannten Werk von Weinhold — ein Bild vom älteren deutschen Weihnachtsspiel und seinen Voraussetzungen. Wichtig war dann auch die Heranziehung einzelner schlesischer Weihnachtsspiele zum Vergleich mit unserer ziemlich lückenhaften und zum Teil widerspruchsvollen Überlieferung. Es ließ sich hier Textkritik in einfachster Form treiben, und es machte den Schülern sichtliche Freude, bei mancher widerspruchsvollen, unklaren Stelle die ursprüngliche Fassung zu vermuten oder zu erschließen, ebenso bei der Vergleichung mit den schlesischen Spielen einerseits die nahe Verwandtschaft und zum Teil wörtliche Anklänge kennen zu lernen und das eigene heimatliche Stück, wo es angeht, aus den verwandten nachbarlichen zu ergänzen, anderseits auch die Abweichungen festzustellen. Jedenfalls bieten solche Betrachtungen gute Gelegenheit zur Heranbildung im selbständigen Urteilen.

Wenn ich nun das Reichenauer Spiel kurz beschreibe und mit schlesischen Überlieferungen vergleiche, so soll damit nicht der Gang des Unterrichts wiedergegeben sein, sondern nur die sachliche Grundlage für diesen gegeben werden.

Wie die meisten Herodesspiele, so beginnt auch das Reichenauer mit dem Auftreten der drei Könige. Fr. Vogt[2]) stellt einer Gruppe von Spielen, in denen zuerst die Könige auftreten, eine andere gegenüber, in der — nach dem Vorbild von Hans Sachs — zuerst Herodes auftritt, der ein Geräusch, Töne oder Schall hört, durch seinen Diener oder Marschall erkunden läßt, woher die Klänge kommen. Dieser führt dann die Könige herein. Vogt stellt fest, daß in manchen Spielen beide Einleitungen verbunden sind. Zu dieser letzten Gruppe gehört auch unser Spiel. Nachdem der erste der Weisen aus dem Morgenlande die Zuschauer begrüßt und in einer Art Vorspruch angedeutet hat, wovon das Stück handeln soll (Gelegenheit, die Schüler auf die ähnlichen Vordeutungen schon in den mittelhochdeutschen Epen hinzuweisen), singen die drei Könige bzw. Weisen das Lied „Ach mein herzliebstes Jesulein". Dann kommt Herodes und fragt nach der Ursache des Gesangs. Er ruft seinen Marschall, der sich danach erkundigen soll. Dieser tut es, führt die Weisen herein, meldet sie dem König, und dieser begrüßt sie. Die Rede des Königs zeigt starke Anklänge an schlesische Weihnachtsspiele, z. B. das Schmiedeberger Dreikönigsspiel und das Schlesische Sternsingerspiel.[3])

---

1) Auch in der Einleitung, die ich zu Stüblers Krippenspiel schrieb, zum Teil wiedergegeben. 2) Vogt, Schles. Weihnachtsspiele S. 287f.

3) Reichenauer Spiel:

Herodes werde ich genannt,	Womit ich wider alles streite,
Das Zepter führ' ich in meiner Hand,	Es mag Fürst oder König sein,
Das blanke Schwert an meiner Seite,	Es darf nichts in mein Land herein.

Schmiedeberger Dreikönigsspiel (Vogt, Schles. Weihnachtsspiele S. 333f.):

König Herodes bin ich genannt,
Das Zepter halt' ich in rechter Hand,
Das Schwert an meiner linken Seite
Beweist, daß ich recht hab' in jeglichem Streite.

Schles. Sternsingerspiel (Vogt S. 318):

König Herodes werd' ich genannt,	Das Schwert an meiner linken Seite,
Das Zepter trag' ich in meiner rechten Hand,	Drum wag' ich mich mit dir zum Streite.

(Er meint den Mohrenkönig, zu dem er spricht.)

Daß dies nicht die überall übliche Wendung ist, mit der sich Herodes einführt, läßt sich an der abweichenden Fassung des Heuscheurer Herodes (Vogt S. 403) zeigen:

> König Herodes werd' ich genannt,
> Ein Herrscher und Regierer über ganz Judenland.
> Hier setz' ich mich auf meinen Thron,
> Wovon mich niemand vertreiben kann.

Dieser Fassung ähnelt die des Friedersdorfer Spiels, ganz abweichend ist das Breslauer Herodes- und das Neuwaltersdorfer Dreikönigsspiel.

Auch sonst zeigt sich in Aufbau, Inhalt und Wortlaut manche Ähnlichkeit zwischen den schlesischen Spielen und dem der benachbarten Oberlausitz. Ferner läßt sich aus Widersprüchen im Text und dergleichen manchmal leicht die ursprüngliche Gestalt unseres Spiels erschließen, und der Schüler kann es selbst tun.

Meist erzählen nun in den Dreikönigsspielen die Weisen von dem Stern, und daß sie ihm nachgegangen seien, um den neugebornen König der Juden zu suchen. Nur der Ort der Geburt ist den Weisen unbekannt. Deshalb werden jüdische Schriftgelehrte gerufen, die nun den Ort Bethlehem nach den Weissagungen der Propheten feststellen. Diese Schriftgelehrtenszene fehlt in unserem Reichenauer Spiel. Sie fehlt auch in manchen anderen Spielen, z. B dem Friedersdorfer. Aber die heutige Textgestalt zeigt durch ihre Widersprüche, daß diese Szene in dem Reichenauer Spiel ursprünglich vorhanden war. Der zweite Weise hat an Herodes die Frage gerichtet wo der Heiland wohl anzutreffen sei. Der König verbirgt seinen Ärger über die Geburt eines neuen Judenkönigs nicht. Der zweite Weise fährt fort, bezeichnet ihn als Himmelskönig, erzählt von dem Stern und der Absicht, den Heiland anzubeten. Ganz unvermittelt erfolgt darauf des Königs Frage: „Ihr Schriftgelehrten, sagt mir frei, Wo dies Kind anzutreffen sei." Von der Anwesenheit von Schriftgelehrten ist zwar sonst nichts bemerkt, aber man müßte sie nach der Anrede des Königs und dem ganzen Zusammenhang annehmen. Doch gibt die Antwort kein Schriftgelehrter, sondern der dritte der Weisen: „Zu Bethlehem, in Davids Stadt, Wie's Michael verkündigt hat.' Also ein Widerspruch, da doch die Weisen nach der Frage des zweiten Weisen gerade nicht wissen, wo der Heiland ist. Da die Schriftgelehrten auch als Weise bezeichnet werden können wie die Könige aus dem Morgenland, so konnte eine Vermengung bei der Überlieferung leicht vorkommen. Auch daß Herodes, nachdem er es doch soeben aus dem Munde des dritten Weisen erfahren hat, den Weisen nun mitteilt, sie würden das Kind zu Bethlehem finden, beweist, daß an die Stelle dieses dritten Weisen hier ein Schriftgelehrter zu setzen ist und also die Schriftgelehrtenszene dem Reichenauer Spiel ursprünglich nicht fehlt.

Die in manchen Spielen nun folgende Bewirtung der Könige fehlt im Reichenauer Spiel. Dies zeigt unter anderem, daß ihm die Neigung zum Komischen und Abenteuerlichen, die manche der Spiele haben, fehlt. Der König fordert jetzt die Weisen auf, es ihm mitzuteilen, wenn sie das Kind gefunden hätten, damit er es auch anbeten könne.

„Den Höhepunkt der Dreikönigsspiele bildete von jeher die Anbetung im Stalle zu Bethlehem" (Vogt S. 290). Im Gegensatz zu den schlesischen Spielen ist das bei uns nicht so. Aber es läßt sich doch vermuten, daß es einmal so gewesen ist. Die Fortsetzung des Stückes ist nämlich, wie folgt: Die Weisen knieen nieder und singen: „Dies ist der Tag, den Gott gemacht." Es ist doch — obgleich eine Angabe darüber fehlt — wohl anzunehmen, daß es sich hierbei schon um die Anbetung des gefundenen Jesuskindes handelt. Denn sonst wäre die darauffolgende verwunderte und ärgerliche Äußerung des Herodes, daß die Weisen vor ihm nicht auf die Knie gefallen seien, unverständlich. Hier läßt sich besonders zeigen, wie kindlich die ganze Aufführung und die ganze Vorstellungsweise des Volkes ist: den Herodes läßt das Stück bei der Anbetung zusehen, ohne daß aber daraus die Folgerung gezogen wird, daß er nun weiß, wo das neugeborene Kind zu finden ist.

Die Drohung, die Herodes dann ausstößt, erscheint unmittelbar als Widerhall in dem Traum, von dem der erste Weise berichtet. Wahrscheinlich ist hier die eigentliche Anbetungsszene einzuschieben, so daß dann erst nach dieser die Worte des ersten Weisen folgten, die von dem Traum über des Herodes böse Absichten erzählen. In den schlesischen Spielen verkündigt übrigens ein Engel diese böse Absicht des Herodes; nur im Neuwaltersdorfer Herodes fehlt diese Szene.

Wie in anderen Dreikönigsspielen wird dann die Aufregung des Herodes über das Ausbleiben der Weisen dargestellt.

In den schlesischen Spielen wie in vielen anderen ist nun die folgende Szene, in der Herodes den Entschluß zum Kindermord faßt, dadurch reicher ausgestaltet, daß zwei Diener des Königs auftreten. Der eine billigt den Plan des Königs und ist begierig, ihn auszuführen. Der andere erklärt sich dagegen und will ihn verhindern. Ja in einigen Spielen ist hier sogar eine zweite Beratung mit den Schriftgelehrten eingeschoben (Vogt S. 452f.). In unserem Spiel ist keine Spur einer solchen reicheren Ausgestaltung zu finden. Der Marschall, der den Mordbefehl vernimmt, ist ohne weiteres bereit, ihn auszuführen.

Nun aber folgt etwas, was in keinem der schlesischen Spiele zu finden ist (ob sonst irgendwo?): Die drei Weisen erscheinen plötzlich noch einmal und suchen den Herodes über die Geburt Christi zu beruhigen: „Er sucht kein sterblich Königreich, Der zu uns bringt sein Himmelreich." An der Unwahrscheinlichkeit, daß die Weisen sich so der Gefahr, der sie doch durch einen anderen Rückweg entgehen wollten, gerade aussetzen, wird bei der Aufführung so wenig wie an anderen „Unmöglichkeiten" Anstoß genommen. Die Aufklärung der Weisen hat aber auf den König keinen Einfluß, er macht seinen Entschluß nicht rückgängig. Seit der Reformationszeit zeigt sich in den geistlichen Volksspielen eine starke Neigung zu belehrenden und dogmatischen Einschiebungen. Man wird annehmen dürfen, daß es sich hier um eine solche Einschiebung handelt. Nicht ausgeschlossen wäre es vielleicht, daß dieses Wiedererscheinen der drei Weisen an die Stelle der oben erwähnten zweiten Schriftgelehrtenszene getreten wäre und hier wieder die schon einmal erwähnte Vermengung der Weisen mit den Schriftgelehrten vorläge. Immerhin müßte dann die Szene ursprünglich vor dem Mordbefehl des Herodes anzusetzen sein. Die Beruhigung, daß der neue Judenkönig nur ein Himmelskönig sei und daher für Herodes keine Gefahr bilde, paßt zwar eigentlich nicht in den Mund jüdischer Schriftgelehrter, da sie der jüdischen Messiasauffassung widerspricht. Doch darf man dem Volksstück solche feinere Unterscheidungen nicht zumuten.

Der zurückkehrende Marschall erzählt, daß der Mordbefehl vollzogen ist. Unser Spiel gehört also zu der Gruppe von Dreikönigsspielen, die, geschmackvoller als manche andere, den Mord selbst nicht darstellen.

Der Abschluß der Dreikönigsspiele ist sehr verschieden. Auch hier weicht unser Spiel von den schlesischen ab, die nie den Tod selbst auftreten lassen. Das Bedürfnis, den Zuschauern die Rache für die Mordtat des Herodes vorzuführen, ist (nach Vogt S. 294f.) alt. Schon das Benediktbeurer Spiel läßt Herodes, von Würmern zernagt, in die Hände der Teufel fallen und die Krone an seinen Sohn übergehen. Andere Überlieferungen lassen einen Engel auftreten, der dem Herodes seine Schandtaten vor Augen hält. Herodes stirbt dann an einer Krankheit unter allerlei Qualen,

was der Engel berichtet. Endlich kommt es auch vor, daß Herodes Selbstmord verübt (z. B. im Breslauer Spiel). Unser Spiel zeigt eine durch Vogt auch als alt nachgewiesene Überlieferung und stellt sich hier einem Kremnitzer und Hilgendorfer Spiel zur Seite. Der Tod erscheint selbst, im Reichenauer Spiel mit der Sense, sonst mit dem Pfeil. Das Ende des Herodes wird aber nicht dargestellt, sondern der Tod führt — ähnlich, wie es im Heuscheurer Spiel die Diener des Königs tun — den Herodes ab. Auf alte Überlieferung weist auch noch der Ausblick auf die Thronfolge hin, die in manchen Dreikönigsspielen eine Rolle spielt. Im Reichenauer Spiel findet sich davon nur noch eine Spur, indem Herodes den Tod um Schonung bittet, weil er noch keinen Erben habe. Der kümmert sich aber darum nicht. Der Abschluß des Stücks ist entschieden eindrucksvoll und grausig und verfällt dabei nicht, wie manche Spiele, ins Übertriebene oder gar Possenhafte. Spätere Zutat ist natürlich die geschmacklose Anfügung des allgemeinen Gesangs: „Eine Hand voll Erde deckt mich einstens zu."

Zur allgemeinen Kennzeichnung des Reichenauer Dreikönigsspieles sei noch folgendes gesagt: Das Spiel ist sehr lückenhaft überliefert. Die ursprüngliche Gestalt läßt sich ungefähr, zum Teil im Anschluß an die vielfach verwandten schlesischen Spiele, zum Teil auch durch Benutzung anderer Überlieferungen aus der Oberlausitz, die allerdings noch nicht herausgegeben sind, wiederherstellen. Trotz mancher Ähnlichkeit mit schlesischen Spielen zeigt unser Spiel seine besondere Eigenart. Es ist verhältnismäßig ernst und gemessen, nicht so reich ausgestaltet wie manche andere, vermeidet aber auch alles Possenhafte, wie es etwa der Breslauer Herodes zeigt, in dem sogar der Harlekin auftritt. Der vierhebige Knüttelvers ist leidlich, an einigen Stellen verderbt. Nur an einer Stelle tritt Prosa an die Stelle des Verses.

Da die Lücken, Mängel und Veränderungen des Spieles bei der einfachen Anlage des Ganzen, wie sich gezeigt hat, leicht zu erkennen sind, so macht es dem Schüler Freude, hier selbst zu finden und urteilen zu lernen. Und da bei alledem der würdige und ernste Zug des Stückes und die bei gewissen Veränderungen auch heute noch mögliche eindrucksvolle Wirkung bei der Aufführung doch einleuchtet, so ist ein derartiges Stück Volksüberlieferung durchaus geeignet, in die Eigenart der dramatischen Volksdichtung und der Volksdichtung überhaupt einzuführen. Und so mag in jeder Landschaft im Unterricht nach Möglichkeit an die dort zur Verfügung stehende Volksüberlieferung angeknüpft werden. Das wird dann die Schüler, weil sie selbst einmal in einem solchen Spiel gelebt und selbsttätig an der Erkenntnis seines Wertes mitgearbeitet haben, anregen, selbst in ihrem Heimatort auf Überreste volkstümlicher Überlieferung zu achten und sie vielleicht auch zu sammeln.

Kleists Penthesilea und Klopstocks Hermann und die Fürsten.

Von **Hanna Hellmann** in Frankfurt a. M.

Ein bedeutungsvolles Bild der Penthesilea ist Zug für Zug einem Bilde in Klopstocks „Hermann und die Fürsten" nachgebildet. Penthesilea mit den Pfeilen, die sie um sich ausgeschüttet hat, unter denen sie wie spielend wählt, welcher sie zu töten geeignet wäre.

Die übereinstimmende Szene — bei Kleist nach dem Untergang Achills, den Penthesileas Seele liebt und nachdem Penthesileas Verzweiflungsausbruch vorüber und sie still geworden ist in der Erkenntnis ihres Schicksals — sie steht bei Klopstock nach der für Hermann, dem Hermiones Seele folgt, verlorenen Schlacht. Für ihr Gefühl ist Hermann nicht mehr. Ein Ausbruch der Verzweiflung war vorausgegangen, jetzt ist sie müde, still. Hermione ist nicht Amazone. Aber sie trägt Bogen und Köcher, und so bringt ihr Bild den Eindruck der Amazonenschaft. Um Bogen und Pfeil, die sinnlos für sie geworden, spielen jetzt ihre Todesgedanken, wie Penthesileas Todesgedanken um die auch für sie sinnlos gewordenen geliebten Waffen spielen. Der Kampf gegen diesen Gedanken — in Penthesilea zwischen Penthesilea und Prothoe, der Freundin — geht hier zwischen Hermione und ihrer Mutter Istäwona. Und wenn Penthesilea die Pfeile an Prothoe gibt im sicheren Wissen, daß es einen anderen Weg des Todes für sie gibt, auf dem niemand sie hindern kann, so überläßt auch Hermione ihre Pfeile den liebenden Händen in der Gewißheit, daß sie eine andere Todesart finden kann, die ihr niemand wird nehmen können. „Meine Mutter, du weißt doch, daß die Triumphfesseln starke Fesseln sind? Die kannst du mir nicht nehmen; aber ich kann diese Stirn damit zerschmettern."

Hermann und die Fürsten. 14. Szene.	Penthesilea. 24. Auftritt.
Istäwona: Was siehst du denn immer so nach deinem Köcher? — — — Wirf den Köcher weg!	Prothoe: Du willst —?
	Die Oberpriesterin: Du denkst —
	Penthesilea: Was? Allerdings.
Hermione: Meinen lieben Köcher — —	Meroe: O Himmel!
Istäwona: Ich gebiete dir, wirf ihn weg!	Prothoe: So laß mich dir ein Wort, mein Schwesterherz — (Sie sucht ihr den Dolch wegzunehmen.)
	Penthesilea: Nun denn, und was? Was suchst du mir am Gurt? — Ja, so. Wart', gleich! Verstand ich dich doch nicht. — — Hier ist der Dolch. (Sie löst sich den Dolch aus dem Gurt und gibt ihn der Prothoe.)
Hermione: (Sie nimmt ihn ab, streut die Pfeile um sie her, läßt den Köcher hinsinken und setzt sich unter den Pfeilen nieder.)	Penthesilea: Willst du die Pfeile auch? (Sie nimmt den Köcher von der Schulter.) Hier schütt' ich ihren ganzen Köcher aus. (Sie schüttet die Pfeile vor sich nieder.)
Du (sie weist auf die Pfeile) oder den, oder auch den.	Zwar reizend wär's von Einer Seite — (sie hebt einige davon wieder auf), denn dieser hier — nicht? oder war es dieser —?

Szenisch vorgestellt kann in Haltung und Gebärde kein Unterschied zwischen den beiden Bildern sein. Hermione mit den Pfeilen (nach dem Ausbruch ihrer Verzweiflung über die verlorene Schlacht und Hermanns Untergang) — Penthesilea mit den Pfeilen (nach dem Ausbruch der Verzweiflung über Achills Untergang), ohne Vergleich im seelischen Ausmaß, ist für das Auge die gleiche Erscheinung. Aus dieser Sinnfälligkeit der Übereinstimmung kommt Sicherheit für die übereinstim-

menden Züge, die, weniger sichtbar, erfühlt werden müssen, dann aber, über die Einzelübereinstimmung hinaus bedeutsam, einen Beitrag zur Genesis der Dichtung liefern.

Penthesilea ist Kleists Geschöpf und ihm so eigen wie seine Seele. Die Tragödie, die sie erfüllt, ist Kleists eigene Tragödie; im letzten Schöpferischen kann es keine Beeinflussung geben. Was ich aber zu glauben wage, ist, daß die seelische Anlage und Bewegung, die Hermione andeutet, zu ihrem letzten Ausdruck erschaffen ist in Penthesilea; wie ein Bildmotiv einer schwachen Künstlerhand von einem stärksten und selbständigsten Künstler aufgenommen werden kann, ganz unbeschadet der Selbständigkeit seines Schaffens, und dann, kraft dieser unvergleichlichen Seelenleidenschaft und Seelenerfahrung zu einer Ausgestaltung kommt, wie sie ganz jenseits aller Seelenkräfte und aller Absicht, jenseits alles Wunsches und aller Ahnung der schwächeren Künstlerseele gewesen wäre.

Es handelt sich um gewisse, begrenzte Übereinstimmungen der seelischen Struktur und um gewisse (in noch stärkerem Maße begrenzte) Übereinstimmungen des seelischen Schicksals. Alles Letzte, Tiefste und Größte beiseite gelassen — das ganz nur Kleists Eigentum und damit außer Vergleich ist — ist Penthesilea ein liebliches, leidenschaftliches Mädchen, zur lieblichen Hingabe bestimmt; zur Unbedingtheit der Hingabe nach der Unbedingtheit ihrer Seele in eine ihrer Seele fremden Richtung durch das Schicksal hineingestoßen, und nun durch die falsche Richtung, durch die ihrem Wesen „entgegengesetzten Beziehungen" ihr Wesen verzerrt;[1]) was ganz Lieblichkeit, ganz Grazie war, in „halb Grazie und halb Furie" verwandelt; kraft der Unbedingtheit ihres Wesens dann ganz Furie werdend; um in derselben Unbedingtheit dann wieder ganz Grazie werden zu können und so, ihr Wesen erfüllend, in der Hingabe im Tode endend.

Hermione gleicht dem allem, wie ein lieblicher Schatten lebenerfüllter Wirklichkeit gleichen kann. Sie kommt, ein liebliches Kind, „das bebende Reh", von ihren Reihen zu den Kämpfen der Männer. Wenn Penthesilea die Unbedingtheit ihrer Seele auf Achills Heldengestalt richtet, ihn nur sieht, ihn nur sucht, ihn nur kränzen will, so sucht auch Hermione in unbedingter Seelenhingabe — ganz fern von Penthesileas Leidenschaft, aber unbedingt wie sie — die Heldengestalt Hermanns, kommt seinetwegen zu den Kämpfen, sieht nur ihn, kränzt nur ihn. Und wenn es von Penthesilea beim ersten Sehen Achills heißt „Sie wendet mit einem Ausdruck der Verwunderung, Gleich einem sechzehnjähr'gen Mädchen plötzlich, Das von olympschen Spielen wiederkehrt, Zu einer Freundin ihr zur Seite sich, Und ruft: solch einem Mann, o Prothoe, ist, Otrere, meine Mutter, nie begegnet!" —, so ist Hermione ein solches wohl sechzehnjähriges Mädchen beim ersten Anblick Hermanns und fragt voll Verwunderung die Mutter zu ihrer Seite „Meine Mutter, wer —" und blickt immer

---

1) Anmerkung: Die tiefere Begründung des Zwiespalts durch die „entgegengesetzten Beziehungen", der Zusammenhang der „Penthesilea", wie der Gesamtdichtung Kleists mit dem dadurch als produktive Mitte seines Schaffens aufgewiesenen „Marionettentheater" habe ich in „Heinrich v. Kleist, Das Problem seines Lebens und seiner Dichtung", Carl Winters Verlag, Heidelberg 1908, gegeben und in der erweiterten „Darstellung des Problems", Heidelberg 1911.

auf Hermann, bis sie ihr Vater aufruft „Hermione! ... Ich sage dir, daß du eine Kattin bist". Sehr anders und sehr ähnlich wie Penthesilea auf Achill blickt, bis sie sich erinnert, daß sie „Penthesilea und Amazone" ist. (Eine Anmerkung dabei, die sich hier ergibt. Penthesilea stellt sich außerhalb der Gesetze ihres Volkes, da sie Achill in Liebe sucht und folgt; auch Hermione stellt sich außerhalb der Gesetze ihres Volkes, da sie, die Kattin, den Cherusker sucht und bewundert. „Willst du dich denn niemals erinnern, daß du eine Kattin bist?" Auch hier der Zwiespalt, der bei Penthesilea in die letzte Tiefe hinunterreicht, hier an der Oberfläche angedeutet.) Auch Hermione war ganz nur Lieblichkeit und Grazie wie Penthesilea, ehe sie zum Kampf der Männer kam, auch von ihr wird der Gesang gerühmt, der Tanz, wie von Penthesilea. Und auch in ihr ist wie in Penthesilea als wildes Element die Phantasie und die Gewalt des Traumes. Auch sie kann „glühen". Auch für sie haben ihre Vorstellungen stärkste Macht der Wirklichkeit; auch sie nimmt — wie Penthesilea — in leidenschaftlichen Bildern alle Schmach des Unterliegens voraus.

Alle letzte Grausamkeit, alle letzte Schönheit der Konsequenz ist Kleists Eigentum. Die Lieblichkeit, die Grazie der Penthesilea wird zur Furie an dem Geliebten, von dem sie sich in ihrem Wesen zerstört glaubt. Immerhin, auch die Lieblichkeit und Grazie der Hermione wird zur Furie gegen den, der sie, der ihr Leben zerstört hat, und (was besonders zu beachten ist) für die Andeutung der Zwiespältigkeit, sie spricht von der Sanftheit ihres Wesens gerade, wenn ihre Wildheit rast. Ähnlich, wie die Amazonen dem Anblick von Penthesileas Raserei die Erinnerung an ihre Sanftheit entgegenstellen.

Hermann und die Fürsten. 14. Szene.

Ingomar: „Ach meine Wunde! meine heiße Wunde hier!

Hermione: Und meine heißere hier! (Sie weist auf ihr Herz.) Denn vor dem Triumphwagen werd' ich wie eine Blume hindorren. — — — O tröffe deine Wunde da, du ehrsüchtiger Herrscher, tröffe sie von Todesblute! — — — —

Hermione: Ja, von Todesblute, Ingomar!

Ingomar: Das kann eine junge Fürstin sagen?

Hermione (indem sie sich ihm mehr naht): Das kann sagen und das sagt ein junges, gutes, unschuldiges, stolzes Mädchen, eine Kattin, wie wenige sind, und die du, Cherusker, und du allein, elend gemacht hast!"

— Grazie, die zur Furie wird.

Kleists „Penthesilea" wird 1806 begonnen, 1807 vollendet. 1808 beginnt und vollendet Kleist „Die Hermannsschlacht". Damit spricht auch die Chronologie für die Beeinflussung der Penthesilea durch Klopstocks „Hermann und die Fürsten", da Kleist diese Dichtung kennen mußte.

Kunst ist Selbstdarstellung der Persönlichkeit, und kein Künstler, der Schöpfer ist, könnte anders schaffen als in seinem Ebenbilde. Aber den Stoff seines Schaffens nimmt er von außen. Und wie im Leben dem Künstler, dem Dichter eine Gestalt entgegentreten kann, die ihm sichtbar machen hilft, was Bild in ihm ist, und was er herausgestalten muß, um sich selbst Gestalt zu erschaffen, so kann ihm auch aus anderer Kunst, aus anderer Dichtung eine Gestalt entgegenkommen, in der schon etwas verdichtet ist von dem, was er braucht zur Verwirklichung seines Gedichtes.

In diesem Sinne glaube ich, daß Klopstocks Hermione Kleists Penthesilea gestalten half.

Anmerkung: Diese Arbeit, vor 4½ Jahren geschrieben, war fertig, als ich Frida Teller, Neue Studien zu Heinrich v. Kleist, Euphorion Bd. XX, zu Gesicht bekam. Von anderer Seite, vom Interesse für Kleists Dramenform herkommend, hat Frida Teller formale Übereinstimmungen zwischen Penthesilea und Hermann und die Fürsten nachgewiesen. Damit glaube ich für meine Auffassung die letzte Beweiskraft erhalten zu haben.

Ein Stiefkind des deutschen Unterrichts.

Von **Julius Wiegand** in Köln-Deutz.

Die an sich sehr zu begrüßenden Bestrebungen, den deutschen Unterricht zur Deutschkunde zu erweitern, dürfen nicht zur Vernachlässigung der Pflege des Verständnisses fürs rein Dichterische führen. Man darf die Dichtkunst nicht zur Magd der Kultur- und Geistesgeschichte erniedrigen. Die Dichtungen sollen nicht gelesen werden, um die Schüler mit der Kultur- und Geistesgeschichte bekannt zu machen; die dichterischen Erscheinungen sollen vielmehr aus der deutschen Geistesgeschichte heraus begriffen werden. Die Erläuterung darf nicht im Stofflichen und Gedanklichen steckenbleiben. Auch die beiden sehr beachtenswerten Bücher von Lorentz und Lenschau bewegen sich fast nur im Gedanklichen, und auch Deckelmann in seinem Buch über die Privatlektüre macht in seinem Eifer, die Privatlektüre als nötig zu erweisen, dieser Richtung etwas zuviel Zugeständnisse; der Geschichtsunterricht mag geschichtliche Dichtungen nutzen; aber die deutsche Dichtung soll nicht nach der Geschichte rufen, um ihre Berechtigung im Rahmen des deutschen Unterrichts zu beweisen. Kurzum, man muß das eine tun und das andere nicht lassen. Wo so viele Forderungen angemeldet werden, da darf auch die Dichtkunst als solche nicht schweigen.

Es genügt nicht, eine gewisse Anzahl von anerkannten Dichtern und Dichtungen kennenzulernen, man muß sich auch einigen über die kennenzulernenden Richtungen, über die vorzuführenden literarischen Grundbegriffe, Dichtungsarten, Wirkungsmittel, Gestaltungsgewohnheiten. Wenn die Zeit nicht reicht, solches an ganzen Dichtungen zu lehren, muß man sich mit der von Deckelmann so verachteten „Häppchenliteratur" begnügen. Auch aus Proben ist genug herauszuholen, wenn man sie auszunutzen versteht; was man seither oft nicht zu können schien. Es ist allerdings bequemer, immer wieder Inhalt abzufragen, als Verständnis für dichterische Fragen zu wecken.

So müssen auch alle Grundstimmungen vorgeführt werden, nicht nur das Ernste und Erhabene und Tragische, sondern auch das Komische, Humoristische und Satirische. Diese letztgenannten Stimmungen kommen zu kurz bei uns. Und zwar unter der einseitigen Herrschaft des klassizistischen Ideals.

Das Lachen ist in der Schule schon um seiner selbst willen ein köstliches Ding. Es ist ein Irrtum, zu glauben, daß das Heitere und Lustige weniger würdig und vornehm sei als das Traurige. Das ist gerade, wie wenn jemand Dunkelblau für eine schönere Farbe erklären wollte als Hellgrün. Überhaupt gibt es nichts Müßigeres als den Rangstreit der Gattungen. So überwiegt, nebenbei bemerkt, noch immer das Drama als die vermeintlich höchste Gattung unverhältnismäßig die epische Prosa,

weil noch Schiller den Roman nur für eine halbdichterische Gattung hielt, und weil die griechische und römische Novellistik sich erst nach dem sogenannten klassischen Zeitraum entwickelte.

Und gerade für gute Leistungen auf dem Gebiet des Komischen und Satirischen ist das Verständnis auch der Gebildeten sehr gering. Und der Humorist Raabe hat eine noch viel zu kleine Gemeinde (daß komisch und humoristisch nicht dasselbe sind, brauche ich doch wohl nicht zu bemerken). Der Kampf für Theaterreform und Kulturtheater, gegen die Zotenbühnen der Großstädte ist nur durch verstärkte Geschmacksbildung des Volksganzen zu führen. Zuerst müßten die Kreise der Gebildeten gebessert werden. Welch greuliche Dinge in Vereinen und auch schon auf Schülerzusammenkünften als komische Dichtungen geboten werden, davon kann sich jeder leicht überzeugen. Die Gebildeten laufen Gefahr, in diesem Punkt von der erstarkenden Volkskunstbewegung überholt zu werden.

Und wir sind gar nicht so arm an brauchbaren einschlägigen Dichtungen, wenn man ohne grämlichen Schulmeistergeist an die Auswahl herangeht. Keine Abart wäre auszuschließen, selbst das Groteske und Burleske nicht. Von Fischart bekommt man einen ganz falschen Begriff, wenn man nur das „Glückhafte Schiff“ und die „Ernsthafte Vermahnung“ an die lieben Deutschen vorführt. Und wäre die berühmte Prüfung des „Kandidaten Jobses“ nichts für Primaner? Man glaube nicht, daß dadurch die Ehrfurcht vor Lehrern und Schule untergraben werde! Warum sollen die Schüler nicht auch einmal über die Lehrer lachen? Das schadet den Lehrern so wenig wie die politische Satire den Regierenden. Ich habe schon in einer Vertretungsstunde Ecksteins „Besuch im Karzer“ auf Wunsch der Schüler vorlesen lassen und glaube, keine Einbuße meines Ansehens dadurch erlitten zu haben. Aus älterer Zeit wären die Schwankbücher des 16. Jahrhunderts und Reuters köstlicher „Schelmuffsky“ zu erwähnen. Hans Sachs und Gellert wurden auch seither schon berücksichtigt. Dann Wielands anmutige Leichtigkeit! Auch aus Jean Paul ließe sich das eine oder andere Kapitel gewinnen, z. B. die Eröffnung des Testaments in den Flegeljahren. Aus der romantischen Dichtung wäre etwa auf Brentanos tolle Schnurre von den mehreren Wehmüllern und auf Tiecks phantastische Märchensatiren („Gestiefelter Kater“, „Prinz Zerbino“) zu verweisen. Wie viel Heiteres und Satirisches in Goethes Gedichten zu finden ist, darauf hat mich erst des Avenarius „Fröhliches Buch“ aufmerksam gemacht. Vor der politischen Satire braucht man vielleicht künftig nicht mehr so viel Angst zu haben. Dann käme vielleicht auch der jetzt so stiefmütterlich bedachte Heine zu Wort. Mit Lustspielen sind wir Deutsche allerdings schlecht versorgt. „Minna von Barnhelm“ ist fast nur in den Nebenrollen komisch. Um so weniger sollte man sich den „Zerbrochenen Krug“ entgehen lassen. Wenn man nach den Lesebüchern urteilt, ist neben Lessing Logau der Hauptepigrammatiker. Von den Xenien lernt man meist nur die Jahreszahl. Doch ich will keine vollständige Liste geben; nur auf Busch und Fritz Reuter, Mörike, Fontane, Trojan sei noch hingewiesen.

Falsch wäre es, zu glauben, daß das Verständnis für die Wirkungen feinerer Komik und des Humors dem Menschen angeboren wäre. Daß Humor auch in „Hermann und Dorothea“ steckt, wird meist hervorzuheben vergessen. Neulich besprach ich in einem Lesekränzchen mit Schülern der Oberklassen Raabes Novelle „Zum wilden Mann“; beim häuslichen Lesen hatte keiner eigentlich etwas von Humor und Komik

gemerkt. Ich mußte erst nachweisen, daß sie auf den ersten zehn Seiten soundsovielmal hätten lachen müssen; was dann nachgeholt wurde.

Dieser Hinweis auf Komik und Humor ist nur ein Beispiel für vieles Ähnliche. Neben der Entwicklung der großen Persönlichkeiten muß die Betrachtung der Entwicklung literarischer Begriffe stehen. Allseitige Kenntnis, vielseitige Ausbildungsmöglichkeit muß das Ziel sein. Es gibt keinen absoluten Geschmack. Auch die Kunsterziehung muß individuell sein. Alles Gute muß vorgeführt werden, damit jeder das ihm Zusagende auswähle. Eines schickt sich nicht für alle! Es ist besser, es liest jemand sein Leben lang mit Vergnügen gute Humoristen, als daß er glaubt, gute Dichtung sei immer von der Art des Tasso (der nun einmal nicht für jedermann ist), und seine literarischen Bedürfnisse durch Lutz' Detektivromane oder Engelhorns Romanbibliothek befriedigt.

Deutschunterricht und deutsche Dichtung.

Von **Ferdinand Gregori** in Berlin.

Wenn es der Schule ernsthaft darum zu tun ist, die Lebensgüter, die in der Dichtung verstaut sind, dem Volke nutzbar und genießbar zu machen, dann muß sie manche lieb gewordene Bequemlichkeit ablegen und einen kecken Sprung in vernachlässigte „pädagogische Provinzen" wagen.

Es ist freilich nahezu widersinnig, daß auch ich jetzt zu Buchstaben, die nicht viel anderes als leere Zeichen sind, meine Zuflucht nehme, wo ich gerade der Macht des Buchstabens entgegenwirken will. Das Ohr, besonders das innere, möchte ich bestürmen und das innere Auge. Es soll keinen Buchstaben mehr geben, wo eine Dichtung uns anruft; nur noch Laute und diese nicht so sehr zu Worten als vielmehr zu Lebensakkorden verbunden. Macht sich jeder das auch immer recht klar, welche Kluft gähnt zwischen dem Alphabet, der Zeichen- und Buchstabensammlung, und der Skala der Laute? Das Alphabet hat im q, x, z Glieder, die klanglich schon mit Hilfe von k, s und t ausgedrückt werden, anderseits fehlen die Umlaute, Doppelvokale und andere Klänge, wie ch, sch, nur weil wir sie mit den bereits vorhandenen Buchstaben zu umschreiben gewohnt sind (bei j gilt nicht einmal dies), obwohl weder ch noch sch in unsrer Mundstellung dem c oder h oder s ähnelt. Und wie nun erst, wenn ich anfange, die beiden ch- und beiden s-Laute und die fünf e auseinanderzuhalten — wo bleibt da die Geschlossenheit des Alphabets! Also weg mit dem Alphabet in der Dichtung, weg mit dem Buchstabieren, im einfältigsten und im übertragenen Sinne! Wenn ich einen Schüler die Grimmschen „Sterntaler" lesen lasse und er drückt gleichmäßig stark auf jede zweite Silbe: „Es wár einmál ein kleines Mädchen", so buchstabiert er eben, ohne Rücksicht auf den Sinn der Dichtung, wenn auch anders als der Abc-Schütz, der noch nicht einmal diese kleine (jambische) Wellenbewegung kennt, sondern nur Hebungen. In Wirklichkeit aber handelt sich's nicht um „war" und nicht um „mal", sondern einzig und allein um das kleine Mädchen; schon darum, weil sehr viele Märchen mit „es war einmal" beginnen und weil der Erzähler dieses Märchen von den anderen dadurch unterscheidet, daß er uns nicht eine arme Mutter, die „einmal war", oder einen stolzen König,

sondern ein kleines Mädchen vorstellt. Die langweilige gleichmäßige jambische Skansion weicht also der schlichten, aber ästhetisch belebten: ◡◡◡◡◡_◡_◡. Mit diesem Beispiel stehen wir, obwohl wir nur vom ledernen Alphabet fort wollten, schon mitten im rhythmischen Problem, mitten im künstlerischen Erlebnis. Doch fürs erste ist noch Gröberes zu behandeln.

Gewiß, die Schule hat durch grammatische und syntaktische Analysen die Reinheit und Gesetzmäßigkeit der Sprache zu pflegen. Aber dazu braucht sie die Dichtung nicht, die der Grammatik und Syntax ganz gern einmal ein Schnippchen schlägt. Bei Grimm heißt's: „Die Katze legte sich bei die warme Asche", bei Hebbel: „als ich zu Hause kam", bei Kleist: „der Roßhändler, nachdem er den Hut gerückt hatte, trat an den Schinderkarren heran". Nicht einmal metrische Grundlagen, wie sie doch erst aus der Dichtung herausgezogen sind, bleiben unverletzt; kein Geringerer als Goethe in keinem geringeren Werke als dem „Tasso" läßt mitunter sechs Füße statt der regelmäßigen fünf aufmarschieren, und in seiner „Braut von Korinth" rechnen die Merker in der Zeile: „daß er angekleidet sich aufs Bette legt" einen überzähligen Trochäus nach. Es muß sich doch also um andere Erkennungszeichen handeln als um diese, wenn eine Dichtung Dichtung sein und bleiben soll! Der wissenschaftlichen Kenntnisse, um dem Kunstwerk nahezukommen, sind weit weniger nötig, als die Schule gemeinhin annimmt. Ob ich weiß, aus welcher Quelle Schiller die Anregungen zu seinem „Taucher" empfangen hat, in welchem Jahre der „Zauberlehrling" entstanden ist (was wissen wir überhaupt, wann ein Gedicht e n t s t e h t; höchstens, wann es zu Papier gebracht worden ist!), ob ich über „Hermann und Dorothea" keinen oder drei Aufsätze geschrieben habe und das „Lied von der Glocke" auswendig weiß — das alles ist durchaus, ich sage es zweimal, das ist ganz und gar gleichgültig für das künstlerische Erlebnis dieser Dichtungen. Und um ihres künstlerischen Gehaltes willen einzig und allein sind sie uns geschenkt worden. Zu unserer und auch zu der Schüler Freude, nicht zur allgemeinen Qual.

Sehen wir doch einmal die Früchte der falschen Methode an! Ich darf davon reden, denn ich rede von eigenen, spät überwundenen Beklemmungen und aus zwanzigjährigen Erfahrungen mit Künstlern und Kunstbeflissenen heraus. Ich habe Jahrzehnte gebraucht, bis ich wieder den Mut fand, zum Memorierstoff der Schule zurückzukehren. Und wie oft ich auch in der Wiener Akademie oder der Berliner Reinhardt-Schule bescheidentlich auf den metrischen Busch klopfte, nie wurde mir eine irgendwie befriedigende Antwort. Die Jugend, die da vor mir sitzt, kommt ein jedes von einer anderen Schule, bis hinauf zur Universität. Wozu nun die Vergeudung von Kraft und Zeit der Lehrer, der Schüler, wenn die mühsam eingepaukte Metrik nicht einmal ein Jahr lang vorhält! Man mag es glauben oder nicht: kein einziger seit 20 Jahren hat mir je den Pentameter in fünf Füße zerlegen können! Und die Alltäglichkeit, was ein Jambus und was ein Trochäus sei, war drei Vierteln nicht mehr gegenwärtig oder zweifelhaft. Es hätte also vollkommen genügt und ihr Wissen wahrscheinlich eher gestärkt, wären diese Dinge nur zwischendurch, bei Gelegenheit, und nicht als abgegrenzter Unterrichtsgegenstand behandelt worden. Die S i n n e müssen auch hierbei hereinbezogen werden, nicht das neutralisierte Buchstaben- und Zahlengedächtnis. Wenn man die erste Strophe aus dem Nibelungenlied liest, so spürt man, o h n e zu zählen, in der vierten Z e i l e etwas

Überzähliges. Wenn nun, um das noch deutlicher zu machen, der Lehrer eine Strophe aus des „Sängers Fluch" daneben hält, wo dieser 7. Fuß fehlt, und auf die übrigen Ungleichheiten beider ähnlichen Strophen aufmerksam macht, wenn er noch ein paar Alexandriner aus der „Laune des Verliebten" herzuholt, wohl gar noch eine Zeile aus dem ersten Monolog der Faustschen Helena oder aus der Montgomery-Szene der „Jungfrau", so hat die Klasse einen ganzen Komplex sechstaktig-jambischer Metrik auf einem Häufchen. Bei einer anderen, repetierenden Gelegenheit oder bei der Lektüre von „Hermann und Dorothea" bringt er wie von ungefähr neben die Goethischen Hexameter die Anfangsverse des Klopstockschen „Messias": wieder zwei Arten von Sechstaktern! Das bleibt, weil es sinnliche Anhaltspunkte bietet, natürlich besser haften als ein Kapitel theoretischer Metrik aus irgendwelchen „Hilfsbüchern für den deutschen Unterricht", die mir ein Grauen geworden sind und einem Dichter das Dichten verleiden können. Und der Lehrer verfällt außerdem nicht dem Wahn oder dem Vorwurf, alle Schüler zu Germanisten erziehen zu wollen. Prägte man ihnen frühzeitig ein, daß unsere Sprache in den meisten zweisilbigen Wörtern, also im Durchschnitt, trochäischen Charakter hat, so würden sie später nicht erst nachzudenken brauchen, ob im Trochäus oder im Jambus die betonte Silbe zuerst komme.

Doch derlei Feststellungen dürften sogar unterbleiben, ohne daß das Dichtungserlebnis Schaden nähme. Es sind oft Ablenkungen und durch sie wird gerade für die kunstempfänglichen Gemüter die Schönheit und Lebendigkeit des Gedichts wie mit Gardinen und Portieren verhängt. Warum also geschieht's dennoch im Übermaß? Weil's bequem für den Lehrer ist (bequem vorzubereiten, schwarz auf weiß!) und weil alle Schüler etwas davon haben sollen! Denn freilich gibt's Dichterisch-Taube in jeder Klasse, die wohl Jahreszahlen, Verstakte, Strophenbauten, Quellenkenntnisse, literarhistorische Hinweise behalten oder erbüffeln, aber niemals die innere Sammlung aufbringen, die Vorbedingung des künstlerischen Erlebens ist. Soll nun unter diesen Amusischen der Kunsthunger der übrigen tödlich leiden? Und nicht doch vielleicht ein Weg führt auch in deren Seele, die sich sonst nur mit Froschschenkelzuckungen und Käferbeinen, mit Rüpeleien oder kleinen Schwindeleien abgeben? Wie der musikalische Gesanglehrer die beiseite läßt, die ewig einen Hausschlüssel nicht von einem Violinschlüssel unterscheiden lernen, so sehe der Deutschlehrer — und natürlich auch der inspizierende Vorgesetzte — in diesen heiligen Dichterstunden über die geborenen Banausen weg, erlebe selbst immer wieder das Gedicht unmittelbar mit den Sinnen und gebe sein Erlebnis in Klang, in Pause und zögernden Hinweisen weiter.

Dazu braucht er weder ein gewaltiges Sprechorgan noch ein sauber gejätetes Hochdeutsch. „Es überbraust der Sturm die zarte Stimme." Wer in der Klasse am lautesten und keckſten brüllen kann, wird allerdings meist auserwählt, um an Festtagen in der Aula Dichtung (ists wirklich Dichtung?) aufzuschmettern. Aber Gott kommt meist nicht im Sturmwind, kommt im sanften Sausen. Viele der aufhorchenden Mitschüler mit den dünneren Stimmchen und der zahmen Verhaltenheit stehen dem Allerheiligsten des künstlerischen Gebildes näher als ihr schamloserer Festrepräsentant. Was ist das falsche Pathos, das üble Deklamieren anders als das Mißverhältnis zwischen innerer Anschauung und stimmlichem Ausdruck! Außen „hehr", innen leer! Der Hals droht zwar zu zerspringen, aber ums Zwerchfell herum (das Volk sagt: im

herzen) bleibt's unbewegt. Und ist das von Siebs festgelegte Bühnendeutsch die einzige Basis, auf der Erschütterungen möglich werden! Ich will nicht dem Dialekt deshalb das Wort reden, weil wir auch Dialektdichtungen starken Gepräges haben. Aber wiederum: wer von den Schülern nicht auf einen Beruf hinarbeitet, der das Bühnendeutsch als Handwerkszeug braucht, wer also nicht gerade Schauspieler oder Vortragsmeister werden will, der spreche auch Dichtungen, wie ihm der Schnabel gewachsen ist. So ein landschaftlich- oder stammeseigentümlich-individualisiertes Hochdeutsch hat noch Wärme, während das korrekte Hochdeutsch, wenn es nicht gerade ein großer Künstler handhabt, sehr leicht kraftlos, nivelliert, affektiert klingt. Man glaube doch ja nicht, daß Lessing seinen Tellheim und seinen Just, denen er buchstabengemäß dasselbe Deutsch auferlegt, mit gleicher linguistischer Wohlerzogenheit will sprechen lassen. Man soll dem Just gewiß nicht eine bestimmte engere Heimat anmerken und doch wird's der Darsteller schöpferisch, sinnlich herausbringen, in der Bildung des Ansatzrohrs, daß Just mit den Worten nicht so säuberlich verfährt wie sein Herr. Der Dialekt ist da und dort reicher an Vokalen als das Hochdeutsche — man denke an süddeutsche Diphthonge und Triphthonge; er bewahrt noch die Unterschiede der langen O und E, die in der Bühnensprache verloren sind oder im Begriffe sind, uns verlorenzugehen. „Schwebet der ewige Geist" hat in den betonten Silben des ersten und dritten Wortes ein mittelfarbiges und ein reines E; beide werden aber leider schon heute vielfach, wo man besonders „gebildet" erscheinen will, gleichmäßig rein gesprochen (am deutlichsten wird dieser Unterschied etwa in „die Börse verlegen" und „aus Demut verlegen sein"). Und wie überflüssig, ja, wie ästhetisch-verderblich ist die beliebte Überdeutlichkeit der Aussprache; von manchen Lehrern krampfhaft betrieben, um Endsilben und Endlaute zu retten. Warum sie retten? Verfallen sie nicht nach und nach (im Französischen und Englischen sind sie es schon) dem Tode, seitdem sie kein erkennbares Gesicht mehr haben wie im Althochdeutschen! Wer „Kerker" im Zweivierteltakt statt im Dreivierteltakt spricht, versündigt sich an dem trochäischen Rhythmus unserer Sprache. Zwar die beiden Silben sind buchstabengleich „ker", aber verschieden an Tonwert. Die erste Silbe darf die doppelte Zeit beanspruchen! Statt dessen sollen wir uns der bloßen nüchternen Deutlichkeit wegen einen öden Spondeus gefallen lassen! Und wo hinter dem kurzen Vokal der Hauptsilbe kein klingender Konsonant (wie r in „ker") steht, den wir ein Taktviertel lang dehnen können, machen wir — wie sich's gehört — auf dies zweite Taktviertel unwillkürlich eine Viertelpause, teilen also nicht ab wie die ohrenlose Orthographie: Mut-ter, Hak-ke, Grip-pe, sondern Mu-tter, Ha-cke, Gri-ppe, um den Dreivierteltakt der Sprache zu wahren. — Manche Lehrer wieder lassen, um der Schönheit deutscher Dichtung genugzutun, die Schlußkonsonanten d und t wie Knallgas explodieren, das s wie eine Rakete zischen. Wie töricht! Zum Aufbau des Wortes trägt der Schlußlaut meist sehr wenig bei; jedenfalls niemals mehr als ein anfangender oder mittlerer. Und gehört in „Haus" das s, das dem ß im Klange gleich ist, wirklich zum Aufbau, da doch im Dativ „Hause" ein weiches, gesummtes daraus wird! Beim Dichter klingen wohl zur Reizverstärkung innerhalb des Verses die Anfangslaute oder Hauptvokale zusammen (Flammen flackten, Glas und Glanz, Takt und Tanz, pfeift es und geigt es), nicht aber die nebensächlicheren Auslaute. — Und warum soll ein Frankfurter Mädchen nicht wie der Frankfurter Goethe

das g in „neige" dem vorderen ch angleichen, auch wo es sich um das Gretchen-Gebet handelt? Warum ein Wiener das i in „hin" nicht dehnen, wie es sein Volksdichter gedehnt hat, als er sang: „O du lieber Augustin, alles ist hin?" Oder ein Berliner nicht wie Arno Holz das a in „Gras" als Kürze behandeln in dem Verspaar: „die Zügel locker, lang und laß / und rupfte büschelweise das Gras"?

Aber gibt denn die Schule wenigstens restlos, was der Verstand an einem Gedichte herausfindet, also die plumpe logische Betonung? Nun, ein Beispiel! Wenn ich rhetorische Übungen an bekanntem Material machen wollte, griff ich wohl einmal die „Feuersbrunst" aus der „Glocke" heraus. Zuerst sträuben sich einige mit der Begründung: wir finden zu dem alten Gedicht keinen Weg; es sagt unserem modernen Empfinden nichts mehr; in der Schule bis zum Überdruß durchgearbeitet; also erledigt! Ich ließ nicht locker und hörte dann:

> Wohltätig ist des Feuers Macht,
> wenn sie der Mensch bezähmt, bewacht,
> Und was er bildet, was er schafft,
> Das dankt er dieser Himmelskraft.

Haben sie in der Schule wirklich so betonen dürfen, wie ich's durch gesperrten Druck andeute? Kaum glaublich! 1. Zeile: nicht „Feuer" darf hervorgehoben werden, weil wir aus dem vorhergehenden Meisterspruch schon ganz im Banne der Vorstellung „Feuer" sind; wohl aber „wohltätig", das an das im Ofen gefesselte Feuer anknüpft und auf das entfesselte vorbereitet. 2. Zeile: das erste Verbum „bezähmt" hat den stärkeren Ton, eben weil es das erste ist und weil das Reimwort aus ästhetischen Gründen nicht gar so stark hervortreten darf. Lege ich, wie es oben deutlich gemacht ist, die Verstärkung auf bewacht, so sinkt „bezähmt" geradezu zum Attribut herab, bezieht sich auf Mensch und wirkt ganz unsinnig. 3. Zeile: Um die Leierei zu vermeiden, d. h. um anschaulicher zu werden, fasse ich „was" im ersten Fuß als gleichbedeutend mit „was auch immer" auf, unterstreiche es, lasse „bildet" ein wenig zurücktreten; dafür tritt das zweite „was" zurück und ich stelle „schafft" etwa auf die Höhe des ersten „was". 4. Zeile: Sie könnte auch heißen: „Das dankt er ihm" — dem Feuer nämlich, von dem fort und fort die Rede war; „Himmelskraft" ist nur ein Substantiv gewordenes Fürwort. Neu in der Zeile erscheint einzig der Begriff „dankt" in der Bedeutung von „verdankt"; und er allein beansprucht Belichtung.

Noch ein Beispiel, nicht schulmeisterlicher Art! Josef Kainz trat einmal vor dreitausend Menschen aus gebildeten Kreisen aufs Podium und sagte: „Der Kampf mit dem Drachen", von Schiller (man hatte bei dieser Wohltätigkeitsveranstaltung keine Programme gedruckt). Die Dreitausend lachten und lächelten. Sie hielten seine Ankündigung für einen Scherz oder hofften wenigstens auf eine Parodie. Denn daß es ihrem Liebling einfallen könnte, den abgelegten Schmöker unseligen Andenkens noch einmal vorzusuchen, mit dem sie ihr Gedächtnis durch Wochen hatten beschweren müssen, hielten sie für kulturlos; das verstieß gegen die guten Sitten. Nun begann der Künstler und es war wahrhaftig der richtige Drachenkampf, richtig von Schiller. Ja, war er es wirklich? Erst nach dem Schlusse kam den dreitausend „Gebildeten" ihre Unhöflichkeit zum Bewußtsein, sie schämten sich und jubelten in unerhörten Beifallsbezeigungen ihr Glück hinauf, endlich den „Kampf mit dem Drachen" erlebt zu haben, den sie seit ihren Jugendtagen auswendig wußten.

Ein Gedicht, klein oder groß, ist ein Organismus, ein wohlgewachsenes Gebilde wie ein Mensch, wie eine Vase, wie ein Bauwerk; eine Dorfhütte, eine Kirche, eine ganze Kaiserpfalz. Wer da liest oder spricht: „Dererlkönigvongoethewerreitetsospät", der geht, ohne die Augen aufzumachen, auf das Bauwerk zu und stellt sich nicht erst, das Ganze mit allen Sinnen umfangend, davor, um zu sehen, wo der Eingang sei und wie sich Türen, Fenster, Treppen, Türme, Kuppeln verteilen. So sagt man das Abc oder das Einmaleins auf, so behandelt man kein Kunstwerk. Was hat die Überschrift „Erlkönig", was hat der Name des Dichters mit der Vorstellung zu tun, daß ein Vater mit seinem ängstlichen Knaben durch die dunkle Nacht reitet! Da fängt eine Welt an, eine neue. Und ehe ich sie erkenne, brauche ich wenigstens eine Sekunde Zeit, brauche ich eine Pause und einen Ton-, Tempo-, Rhythmuswechsel. So stößt der Schüler oft wie ein Falke auf das erste Objekt los, das ihm vor die Augen kommt. Er schreit den Anfang der „Kraniche": „Zum Kampf der Wagen und Gesänge" hinaus, als stünde ein Ausrufer vor seiner Bude oder als handle es sich um Escamillo, den Stierkämpfer: „Auf in den Kampf, Torero!" In Wahrheit aber geht da ein feiner zarter Mensch mit dem Namen Ibykus stille seines Weges, „des Gottes voll", und memoriert vielleicht flüsternd das Werk, an dem er drei, vier Jahre gesonnen, gearbeitet hat. Worauf kommt es letzten Endes in diesem umfangreichen Gedichte an? Nicht so sehr auf den Anmarsch des Dichters, nicht auf seine Ermordung, nicht auf die Erscheinung und den Chor der Erinnyen, sondern vielmehr und einzig auf die durch die tragische Kunst, durch göttlichen Eingriff erzwungene Entdeckung der Frevler. Die mit künstlerischer Absicht ins Alltägliche gewendeten Verse:

Sieh da, sieh da, Timotheus,
Die Kraniche des Ibykus!

sind der hohe Turm dieses Schillerschen Gebäudes, sind die Kuppel seiner Pfalz. Für sie muß ein Ton, eine Intensität des Erlebens aufgespart werden, die uns zu überraschen Kraft hat. Auch das braucht natürlich kein Fortissimo zu sein! — In der „Bürgschaft" wäre es der atemlose Ruf des zu Tode Gehetzten:

Mich, Henker, ... erwürget!

Wie aber erkenne ich nun die Struktur der Dichtung? Sie hat Anfang, Mitte und Ende, Sockel, Rumpf und Glieder. Gibt mir der Vers, die Strophe, der Absatz, die Interpunktion die nötigen Hinweise? Mit nichten. Ganz versteckt, mitten in einer Strophe, mitten im Vers, können die wichtigsten Wendepunkte liegen. Die äußere Form, die Freude des Setzers, ist nur ganz selten der inneren kongruent. Ein Beispiel: Die 5. und 6. Zeile einer „Taucher"-Strophe heißt:

Und heller und heller wie Sturmes Sausen
Hört man's näher und immer näher brausen.

Dort steht ein Punkt! Dann kommt ein freier Raum, und eine neue Strophe von sechs Zeilen beginnt. An ihrem Ende wieder ein Punkt, nachher wieder ein freier Raum, und eine dritte Strophe! Das ist die äußere, ach, so äußerliche Form! Die innere aber, die den Gehalt der Dichtung mit künstlerischer Kontur umkleidet, nur dem inneren Auge sichtbar, nur gesammelten Sinnen greifbar, achtet weder der Punkte noch der weißen Zwischenräume, sondern faßt alle 14 Zeilen in eine einzige Faust und knetet sie zurecht, bis raketengleich aus dem breiten Untergrunde

herausschießt „Und sieh", und später noch höher: „er ist's". Nur bei solcher Losschälung bricht das Lebendige des Gedichtes durch, nur dann fühlen wir die Freude des Dichters über den geretteten Taucher als eigene.

Der Weg zu solchen Lebenspunkten ist durchaus nicht mystisch. Beim erstmaligen Lesen schon werden wir meist über das Abenteuer klar, das zugrunde liegt. (Bei der Droste-Hülshoff dauert's wohl ein bißchen länger). Das ist ein erstes Abtasten. Nun kommt die zweite Lesung, die an allen Ecken und Enden unterbrochen werden darf: um logische Betonungen und metrische Sprüchlein anzubringen, wichtige Augenblicke der Handlung bloßzulegen (bei Orts- oder Zeitwechsel setzt unvermerkt eine kleine Pause ein; wo seelisch ein Umschwung geschieht, wechselt der Ton, das Tempo), damit überhaupt die Schüler sich in dem Gefüge zurecht finden. Dies Zergliedern erfordert eine sehr feine Hand, sonst wird der Geist, der schöpferische Odem dabei herausgetrieben. Und man gebe nicht alles, was man zu geben hat, auf einmal, sondern spare einer späteren Stunde, einem dritt-, viertmaligen Lesen noch einige Funde auf.

Führt auch die erste Zeile kaum jemals in die Mitte des Stoffes ein (das wäre unökonomisch), so gibt sie doch von der rhythmischen Keimbewegung des Dichters Kunde. Nicht der Hexameter schlechthin hat seinen „Charakter", sondern etwa der Hexameter:

Auf die Postille gebückt, zur Seite des wärmenden Ofens —

atmet Behaglichkeit, und der andere, aus desselben Dichters Feder geflossen, bringt Unruhe zum Ausdruck:

Hurtig mit Donnergepolter entrollte der tückische Marmor.

Wer sieht es der prosaischen Form des „Egmont" auf den ersten Blick an, daß sie voller Rhythmen ist! Da hilft wieder nur das innere Ohr.

Süßer Schlaf! Du kommst wie ein reines Glück ungebeten, unerfleht am willigsten.
Du lösest die Knoten der strengen Gedanken ...

Spüren wir diese Musik, so erleben wir auch gleich die Verklärung des Helden. Bei den Hymnen des Novalis ist's ganz ähnlich. Auch aus dem leichten Allegro-Fluß der trochäischen Zeilen:

Freiheit! Ha, mit langen Zügen
Schlürf ich deinen Äther ein!

darf man keine allgemeinen Schlüsse ziehen. Ganz nahe bei ihnen geht derselbe trochäische Vers im Andante:

Schatten sind des Lebens Güter,
Schatten seiner Freuden Schar ...

Und wieder ein Stück Prosa dazwischen als Beispiel für die Veränderlichkeit der inneren Form, wo die äußere gleichbleibt: die kecke Antwort der Franziska:

Nun, Herr Wirt, so setzen Sie anstatt Kammerfrau Kammerjungfer ...

Ärger, Übermut, Spott sammeln sich hier zu einer köstlichen Tirade der Geschwätzigkeit, die, um bei den musikalischen Vorzeichen zu bleiben, in dem unwiderstehlichen Presto mündet:

Es soll mir lieb sein, wenn mich die Polizei recht kennt!

Für die logische Betonung kann der Verstand nicht allein sorgen; auch hier spielt die Anschauung hinein. Zwei Zeilen aus „Lenore":

Daß Roß und Reiter schnoben
Und Kies und Funken stoben.

Der Verstand würde alle vier Subjekte und beide Prädikate im Ton verstärken, die Anschauung aber sagt uns: da ich Roß und Reiter schon eine ganze Weile vor mir sehe, hebe ich in der ersten Zeile nur „schnoben" heraus; wohl aber sind mir Kies und Funken neu. Daher betone ich in der ersten Zeile das Prädikat, in der zweiten die Subjekte. — Drei Blankverse der „Penthesilea":

Verflucht sei dieser schändliche Triumph mir!
Verflucht jedwede Zunge, die ihn feiert,
Die Luft verflucht mir, die ihn weiter bringt!

Dreimal „verflucht"; zuerst sammelt das Wort auf sich allein alle Kraft der Sprecherin, während „Triumph" an zweite Stelle rückt; dann teilt es sich mit „Zunge" in die Kraft, und beim dritten Male tritt es gar hinter „Luft" zurück. — Sehr sparsam sei man mit der Unterstreichung von hinweisenden Artikeln, die noch durch einen Nebensatz ergänzt werden. Schiller läßt drucken:

Und auf der Stelle, wo ein Mord geschah,
Kann sich ein Tempel reinigend erheben.

Ich empfehle, das gesperrte „der" unberücksichtigt zu lassen, dafür aber die sinnlicheren „Mord" und „Tempel" hervorzuheben. Dagegen ist die Tasso-Stelle ohne Betonung eines ähnlichen Artikels gar nicht zu verstehen:

Verbiete du dem Seidenwurm, zu spinnen,
Wenn er sich schon dem Tode näher spinnt:
Das köstliche Geweb entwickelt er
Aus seinem Innersten und läßt nicht ab,
Bis er in seinen Sarg sich eingeschlossen.
O geb ein guter Gott uns auch dereinst
Das Schicksal des beneidenswerten Wurms,
Im neuen Sonnental die Flügel rasch
Und freudig zu entfalten!

In der drittletzten Zeile steht „das" für „das andere", und wer darüber hinliest, wird gar nicht inne, daß der Seidenwurm wie auch der Dichter zwei Leben leben. Die Flügel des einen sind die Unsterblichkeit des andern.

Bei Kehrreimen und bei anderen Wiederholungen gibt's ebensowenig feste Gesetze. In Heines „Olaf" bleibt der Kehrreim „Der Henker steht vor der Türe" wie der Perpendikelgang der Uhr immer gleichmäßig; in Mörikes „Schön Rohtraut" aber wechselt das „Schweig stille, mein Herze" viermal das Gesicht. Es wäre langweilig und sähe nach dichterischer Armut aus, unterschieden sich die gleichen Halbstrophen aus dem „Zauberlehrling": „Walle! walle manche Strecke ..." nicht irgendwie voneinander. Zuerst ist's eben nur ein stilles skandierendes Sichüberhören des Buben, dann sein aufgeblasener lauter Befehl. In Liliencrons „Gewitter" werden die fünf Verse, deren erster ist: „Wo die roten Kühe grasen", nur das erstemal breit individualisiert, beim zweiten Male begnügt man sich mit der Ausmalung einer Zeile und läßt die übrigen wie etwas Selbstverständliches abschnurren, und später ähnlich, aber stets mit einer besonderen verlangsamenden oder beschleunigenden Nuance. Wird — wie besonders gern im Märchen — von drei ähnlichen Charakteren, Dingen, Handlungen berichtet, so erkennt man bald, je nach der Absicht des Erzählers, eine steigende oder fallende Tendenz und verfolgt sie: liest oder spricht

also von eins zu zwei zu drei entweder breiter, langsamer, lauter oder kürzer, schneller, gleichgültiger.

Für das Kind ist der Reim das Kennzeichen des Gedichtes. Innerhalb kindhafter Gedichte, wo im Reim der Hauptreiz liegt, wo er das Rückgrat des Gebildes ist, und gewissermaßen erst den Vers geschaffen hat, muß er darum auch als etwas Wesentliches behandelt werden:

> Was trägt die Gans auf ihrem Schnabel?
> Einen Ritter mitsamt dem Sabel ...

Auch dort, wo auf das Reimwort sich der Witz konzentriert:

> Enthaltsamkeit ist das Vergnügen
> An Dingen, welche wir nicht kriegen.

Sonst aber mache man nicht zuviel Wesens vom Reim, der auf ein feines Ohr leicht brutal wirkt und zartere Schönheiten zudecken kann. Neuere Dichter stellen deshalb manchmal ganz nebensächliche Pronomina, Konjunktionen, Präpositionen, ja, Artikel an die Reimstelle, so daß er nur den Wert einer Assonanz behält:

> Aber plötzlich ist vom Mond ein Schein
> Durchgeglitten, licht, als hätte ein
> Erzengel irgendwo sein Schwert gezogen. (R. M. Rilke.)

Jedenfalls steht die Logik über ihm. In dem Komplex:

> Durch der Hände lange Kette
> Um die Wette
> Fliegt der Eimer hoch im Bogen ...

ist kein einziges Reimwort zu betonen, wohl aber „Hände" und „Eimer", die mittendrin stehen. Trotzdem muß man auf Binnenreime und Alliterationen fahnden, um den ästhetischen Eindruck reicher zu machen, nur darf man auch hierbei nicht grob werden:

> Unzählige, selige Leute.

und:

> Kommen bunte Buben gelaufen. Raufen und Rufen. (Rilke.)

Da wimmelt's von solchen kleinen Herrlichkeiten! — Und ganz nahe dabei liegt die eigentliche Lautmalerei, die nicht überall so zutage tritt wie im „Hochzeitlied":

> Da rappelts und dappelts und klapperts im Saal ...
> Da knisterts und pisperts und flüsterts und schwirrt ...

Bei Bürger steckt oft in einem einsilbigen Rufe ein ganzes Geschehnis, eine große Gebärde:

> Hui! Schwinden Mann und Hütte vorn
> Und hinten schwinden Roß und Mann.
> Und Knall und Schall und Jagdgebrülle
> Verschlingt auf einmal Totenstille.

Hier schallt und fegt das „Hui" über die ganzen vier Verse, die nach dem Raketenlaut „Hui" sich ins Pianissimo zu verkriechen haben.

Ob Dur-, ob Molltonart, kann natürlich auch nicht auf grammatikalischem oder syntaktischem Wege erfühlt werden; dessenungeachtet ist auch dieser Begriff aus der Musik übertragbar:

> Freude, schöner Götterfunken — Dur.
> Manche freilich müssen drunten sterben. (Hofmannsthal.) — Moll.

Ein kleiner Kreszendo-Satz lautet:

Jene gewaltigen Wetterbäche,
Aus des Hagels unendlichen Schloßen,
Aus den Wolkenbrüchen zusammengeflossen,
Kommen finster gerauscht und geschossen,
Reißen die Brücken und reißen die Dämme
Donnernd mit fort im Wogengeschwemme,
Nichts ist, das die Gewaltigen hemme.

Hier steht von der zweiten Zeile an jede etwa einen halben Ton über der vorhergehenden und auch der Kraft nach steigert sich's von Vers zu Vers.

Unsre Sprache hat für die Betonung ganz bestimmte Intervalle, und wir merken das erst, wenn ein Ausländer sie nicht innehält (auch bei jüdischen Schülern ist's oft zu hören). Dennoch sind vielfach drei Möglichkeiten vorhanden. Posa kann in dem Satze:

Der Mensch ist mehr, als Sie von ihm gehalten ...

mit „mehr" über und unter den Grundton gehen, ja, er kann auch auf derselben Notenlinie bleiben, wenn er nur den Ton verstärkt.

Daß auch hier fast alles auf Anschauung und nur wenig auf Logik beruht, wird an einem komplizierteren Beispiel deutlicher. Im „Homburg" schließt eine Szene:

Nun denn, auf deiner Kugel, Ungeheures,
Du, dem der Windeshauch den Schleier heut
Gleich einem Segel lüftet, roll heran!
Du hast mir, Glück, die Locken schon gestreift:
Ein Pfand schon warfst du im Vorüberschweben
Aus deinem Füllhorn lächelnd mir herab:
Heut, Kind der Götter, such ich, flüchtiges,
Ich hasche dich im Feld der Schlacht und stürze
Ganz deinen Segen mir zu Füßen um:
Wärst du auch siebenfach mit Eisenketten
Am schwed'schen Siegeswagen festgebunden!

Gewiß muß mir auch der Verstand durch dies scheinbare Gestrüpp helfen; aber wie anders als durch die Energie innerer Anschauung kann ich des Gebildes rhetorisch Herr werden! Ein schwächerer Dramatiker hätte vielleicht geschrieben:

Nun denn, du Kind der Götter, ungeheures,
Du flüchtges Glück, o roll heran!

Kleist aber zerreißt seine Vision sozusagen in fünf Stücke, um sie fünfmal anzurufen, fünfmal schauen zu können, um sie mit fünffacher Gewalt zu sich herniederzuzwingen.

Vielleicht das Allerwichtigste beim dichterischen Erlebnis ist die Pause, der ja leider durch unsre Interpunktion nur schlecht vorgearbeitet wird und meist gar nicht. Sie bringt auch beim armseligsten Gedichtestammler der Klasse Lichtstrahlen in die Öde des Aufsagens. Nicht immer gleich auf den Anfang des nächsten Satzes stürzen, als sei das die Rettungsleine auf dem unbekannten Meere! Den Mut zur Pause muß man jedem zur Pflicht machen, der aus der Nacht der Plapperei in den Tag der Anschauung will.

Denn die Elemente hassen
Das Gebild der Menschenhand.

Pause! Dann erst weiter; anderer Blick, anderer Ton:

Aus der Wolke quillt der Segen ...

Oder:

Hört ihr's wimmern hoch vom Turm!

Pause des Lauschens! Dann erschreckt:

Das ist Sturm!

Wer findet nun solcherlei aus dem Lesebuch heraus, das doch in Millionen Hände kommt und verhältnismäßig wenig Wirkung hat? Etwa jeder Kritiker oder der Verstandesmensch, oder der Germanist schlechthin? Nein, der Ehrfürchtige, der Gläubige; der Nichtzweifler. Selig sind, die da geistlich arm sind! Jeder Schüler steht der Gottheit deutscher Dichtung nahe, wenn er ihr seine Seele hingibt. Die Sammlung sei der „Weltenhebel", sagt einmal Grillparzer. Alles Große ist durch sie auf die Erde und über Völker und Menschheit gekommen. Unverwandt schauen. Über kein Wort weghuschen, als sei es so unbedeutend wie Alltagsgeschwätz. Jedes dichterische Bild erleben, mit allen Kräften der Erinnerung und der Phantasie. So ein „Bild" ist ja nicht bloß ein Vergleich, wie es die Poetik registriert; es ist eine Tatsache; nicht Traum oder Lüge, sondern Wahrheit. Wenn Kleist im „Homburg" den Kurfürsten der Quelle des „Todesstroms" — die Wellen sind feindliche Geschosse — „zurudern" läßt, so bleibt er sechs lange Zeilen auf diesem Bilde stehen, weil er will, daß man rudern und nicht reiten sehe. — Keine Silbe fließt aus des Dichters Vorstellung, die nicht vorher um und um gewendet, geprüft worden wäre. Daher denn auch das alltägliche Wunder, daß abgegriffene Worte, die keinen Kurs mehr unter den Menschen haben, plötzlich wie Juwelen funkeln und beglücken, wenn sie in der Dichtung auftauchen. Gut, groß, schön, neu — nicht einmal ihre Superlative streifen in der Umgangs- oder Geschäftssprache unsere Phantasie. „Ich hab ein gutes Geschäft gemacht", zwinkert ein Gauner dem anderen zu. Und nun im „Tasso":

> Die Stätte, die ein guter Mensch betrat,
> Ist eingeweiht ...

Verdichtet sich da nicht unser ganzes Sein zu Bildern reinsten Menschentums! Tritt nicht sogar der Heiland selbst vor uns, und alle, die auf Erden das Recht haben, in seiner Nähe zu stehen! — „Was wird groß daran sein!" — die Redensart betont „daran" und nicht „groß"; so gleichgültig ist ihr der Begriff „groß" geworden! Aber Orest schwärmt:

> Große Taten? Ja,
> Ich weiß die Zeit,
> Da wir sie vor uns sahn!

Wachen nicht alle gewaltigen Abenteuer wie durch Zauberspruch auf, die Geschichte und Sage erzählen! — „Da bin ich schön reingefallen", klagt einer, der im Schleichhandel verunreinigtes Mehl erstanden hat. Aber:

> O schöner Tag! Wenn endlich der Soldat
> Ins Leben heimkehrt, in die Menschlichkeit . . .

Hier genießen wir in vollen Zügen mit Max Piccolomini den ganzen überwältigenden Friedenstag, den uns das Schicksal leider nicht beschert hat.

> Zu neuen Ufern lockt ein neuer Tag ...

Welten, Paradiese breiten sich vor Faust aus und vor uns, die Zukunft eines dritten Reiches ist dieser neue Tag — und was sagt uns daneben die „neueste Filmsensation"? Scheinbar verheiratete Wortpaare wie „Lenz und Liebe", „selge goldne Zeit", durch verlogene Kuplets um jeden Kredit gebracht, bewegen uns, als hörten wir sie zum ersten Male, wenn sie aus den Liedern der beiden Sänger herausklingen, die Uhland unsterblich gemacht hat.

* * *

Schulmänner werden sagen: das sind allerlei Schnitzel, das ist kein System. Wir können damit nichts anfangen. Ich entgegne: systematisch angelegte Bücher über die Behandlung deutscher Dichtung gibt's in Menge, aber wo bleibt ihr Erfolg? Versuchen wir's einmal ohne System!

Sie werden sagen: olle Kamellen! Wir tun von jeher, was du wünschest! Auch uns liegt daran, den Schülern die Schönheit und die Seelengüter zuzuführen, die in der Dichtung stecken. Ich entgegne: seit Jahrzehnten sehe ich die Öde in den Seelen der Schüler, die ihr doch aus der Schule mit Reifezeugnissen entlassen habt. Sie sperren sich, wenn man sie zu den Klassikern führen will, weil sie von der Schule her diese Dichtungen in so gräßlichem Andenken haben.

Wir wollen uns nicht streiten, wir wollen zusammenstehen. Ich habe einen Vorschlag. Und dieser Vorschlag ist nicht ohne System. Gebt einmal zu, daß Lehrer nicht nur von Gelehrten, sondern auch von Künstlern etwas lernen können. Ich meine damit nicht Schauspieler, die um ihres schön geschmückten, frisierten und kostümierten Aussehens willen oder weil sie ein hohes C schmettern können, das Entzücken der Backfische sind und die Befriedigung der Ansichtspostkarten-Vertriebe. Ich denke an Männer und Frauen des Sprechkünstlerstandes, die auch um den Urgrund und Bau unserer Sprache Bescheid wissen und ein Distichon skandieren können (also keine Angst vor der Unbildung!).

Der Staat beurlaubt nach und nach die Deutschlehrer zu Kursen nach Berlin und nach den Provinzialhauptstädten. Diese Kurse können versuchsweise erst einen halben Monat dauern, sollen sich später auf ein Vierteljahr ausdehnen und endlich in die Lehrerseminare und die Universitäten verlegt werden. Hier wird die Aussprache ein wenig gesäubert, werden Übungen angegeben, um das Organ biegsamer und den Atem ausdauernder zu machen; hier wird vor allem — und das ist der wesentliche Punkt — Tag für Tag in kleinem Kreise unter Führung eines Künstlers die deutsche Dichtung in Beispielen erlebt. Vom Kinderreim und Kindermärchen an bis zum dramatischen Gebilde.

Ich habe in Vorträgen zu Lehrern darüber gesprochen und einhellige Zustimmung gefunden. Ich habe auch solche Kurse an der Berliner Lessing-Hochschule abgehalten — viel zu kurze — und bin noch heute, nach Jahr und Tag, mit diesen Seminaristen in lebhafter Verbindung. Der Erfolg übersteigt die anspruchsvollste Erwartung. Es ist nicht leicht, bekennen alle, sich selbst zu hören, sonst würde man nicht gar so viele rhetorische Dummheiten machen; und es ist ein schönes Ding um den wahrhaften Besitz eines Grimmschen Märchens, einer Goethischen Ballade, eines Mörikischen Liedes, eines Kleistschen Dramas. Mal für Mal ein Kunstwerk von neuem erleben bringt Mal für Mal neue Bereicherungen. Unbequem — vielleicht! Aber beseligend! Und eigentlich sogar bequemer als die alte Vorbereitung auf Deutschstunden, die über Eselsbrücken hinweg geschah. Es ist Eigenbau, was da entsteht; denn der Leiter der Kurse holt zwar nichts anderes heraus, als was schon vom Dichter her drinsteckt, aber bis zu welchem Grade er es ausfindig macht, ist doch sein Eigentum. Und jeder Kursusteilnehmer merkt bald, daß er selbst noch dies und das aus der Dichtung herausliest, merkt, daß die Dichtung ein Spiegel ist, in dem sich der Beschauer selbst wiederfindet.

Deutschsprachliche Schülerübungen.

Zugleich ein Beitrag zur Aufsatzfrage.

Von **Karl Bergmann** in Darmstadt.

Eine Hauptforderung, die bei pädagogischen Erörterungen von Fachleuten und von Laien immer wieder erhoben wird, zielt darauf hin, den jungen Menschen zum selbständigen Denken und zu selbständiger geistiger Arbeit zu erziehen. In diesem Verlangen liegt ein Vorwurf für das seitherige Unterrichtsverfahren, als ob dieses nicht oder nicht genügend auf das Selbstdenken des Schülers hingearbeitet habe. Dieser Vorwurf ist nicht ganz berechtigt, denn ein richtig erteilter Unterricht wird doch nie den Stoff als etwas Fertiges dem Schüler übergeben, sondern ihn von dem Lernenden erarbeiten lassen, was aber ohne selbständige geistige Arbeit des Schülers unmöglich ist. Trotzdem wird doch noch manches geschehen können, um den Schüler noch mehr zur eigenen Tätigkeit heranzuziehen. Auf naturwissenschaftlichem Gebiet sind schon seit längerer Zeit Schülerübungen eingerichtet worden, und es fragt sich, ob nicht auch in anderen Unterrichtszweigen ähnliche Veranstaltungen getroffen werden können. Ein Fach, in dem meines Erachtens die geistige Selbständigkeit der Jugend stark gefördert werden könnte, ist der deutsche Unterricht. Zwar gilt für ihn in erhöhtem Maße, daß ein richtig erteilter Deutschunterricht ohne selbständige geistige Mitarbeit des Schülers undenkbar ist; man denke nur an den Aufsatz, der ohne solche Mitarbeit seinen Namen nicht mehr verdient. Ich glaube aber, der deutsche Unterricht kann noch in ganz anderer Weise der Förderung des Lernenden dienen, wenn man den deutschen Wortschatz mehr heranzieht, ihn zur Grundlage für sprachliche Schülerübungen macht. Wie ich mir solche muttersprachliche Übungen denke, will ich an einigen praktischen Beispielen zeigen.

Der Schüler soll zu selbständiger geistiger Arbeit erzogen werden. Aus dieser Forderung ergibt sich die Gestaltung der Übungen. Der Lehrer muß soviel wie möglich hinter dem Schüler zurücktreten. Eine Aufgabe wird gestellt, der Schüler erhält vom Lehrer den zur Lösung der Aufgabe nötigen Stoff oder er verschafft sich diesen Stoff durch eigene Arbeit; an dem Schüler liegt es nun, den Stoff zu formen unter vorsichtiger Anleitung des Lehrers. Für die erste Übung sei folgende Aufgabe gestellt: Welche Hauptbegriffe liegen den sprachlichen Bezeichnungen der leblosen Gegenstände zugrunde? Es handelt sich also hier um eine etymologische Arbeit. Da aber die Etymologie ein sehr schwieriges und zum Teil noch recht unsicheres Gebiet ist, der Schüler jedoch selbständig arbeiten soll, so ist damit schon gesagt, daß nur solche Bezeichnungen zu untersuchen sind, die keine etymologischen Schwierigkeiten bereiten. Der Lehrer wird sonach am besten selbst die Auswahl der Wörter treffen. Wie erfährt nun der Schüler die Grundbedeutung der zu untersuchenden Wörter? Dies kann entweder durch den Mund des Lehrers geschehen; dann ist aber die Selbsttätigkeit des Schülers schon etwas beschnitten. Trotzdem wird ein solches Verfahren nötig sein, wenn ein größeres etymologisches Wörterbuch nicht zur Verfügung steht; Anstalten ohne solches Wörterbuch wird es aber heute kaum noch geben, und so wird der Schüler selbst die Grundbedeutung aufsuchen können. Da es die Regel sein wird, daß nur ein Stück des Wörterbuchs vorhanden ist, so entsteht eine Schwierigkeit für den Fall, daß nicht ein einziger Schüler mit der Aufgabe betraut wird, sondern, wie es doch wünschenswert, mehrere Schüler oder die ganze Klasse an der Lösung der Aufgabe teilnimmt. Doch läßt sich hier leicht ein Ausweg finden, indem man das Wörterbuch von Hand zu Hand gehen

und immer je ein oder mehrere Wörter untersuchen läßt. Ist diese vorbereitende Arbeit getan, so handelt es sich darum, den Stoff nach gewissen Gesichtspunkten zu ordnen. Es wird dem Lernenden bei dieser einfachen Übung nicht schwer fallen, als Hauptbegriffe, nach denen die Wörter zu ordnen sind, Gestalt, Herstellung, Farbe, Ton usw. zu finden. Nach dieser zweiten Tätigkeit ist eine dritte Arbeit vorzunehmen. Der Schüler wird die in der Bezeichnung steckende Grundbedeutung und den Gegenstand selbst vergleichend nebeneinander stellen und dadurch zu verschiedenen Fragen angeregt werden: wieviel Eigenschaften eines Gegenstandes können naturgemäß in einem Worte nur ausgedrückt werden? Welche Eigenschaften sind es, die immer und immer wieder dem Menschen an den Dingen auffallen und ihn zur Namengebung anregen? Sind es immer die wesentlichsten oder auch minder wichtige Eigenschaften, die sprachlichen Ausdruck finden? Mit der Beantwortung dieser Fragen ist die Aufgabe gelöst, der Schüler hat jedoch noch einen einfachen, klaren, zusammenhängenden mündlichen oder schriftlichen Bericht über seine Untersuchungen zu geben. Damit komme ich zum Untertitel meiner Abhandlung, die ja auch einen Beitrag zur Aufsatzfrage bilden soll. Ich glaube nämlich, daß solche Zusammenfassungen vortrefflich geeignet sind, das sprachliche Darstellungsvermögen des Lernenden zu fördern. Zwar werden sich manche Einwände gegen diese Behauptung erheben. Man wird sagen, sloche Stoffe seien zu spröde. Die Sprödigkeit des Stoffes muß zugegeben werden, aber darf man nicht auch einmal derartige Stoffe geben? Zwingen sie nicht den Schüler der Oberstufe — und um diese handelt es sich nur — scharf zu denken und dann das Erdachte in einfachen, klaren Worten darzustellen? Soll man bei der Beurteilung solcher Themen nicht auch an diejenigen Schüler denken, denen gerade Aufgaben sprachlicher Art ebenso liegen wie literarische, geschichtliche, geographische und andere Themen? Mag auch ihre Zahl gering sein, es wird immer welche geben. Und sollte, wer Neigung zu solchen Fragen hat, nicht auch mit dem spröden Stoff erfolgreich ringen und eine fesselnde Darstellung erzielen können? Ja, ist es vom erziehlichen Standpunkt aus nicht geradezu erwünscht, den Schüler auch einmal vor sogenannte undankbare Aufgaben zu stellen, zumal sie ja nur von beschränktem Umfange sind?[1]) Aber diese sprachlichen Übungen sollen ja mannigfacher Art sein, und so wird sich gewiß Gelegenheit bieten, auch Aufgaben zu finden, die der Mehrheit der Schüler vielleicht mehr zusagen als die eben gestellte.

Eine solche ist wohl das Thema: Die Grundbedeutung unserer deutschen Tiernamen. Hier wird schon ein frischerer Zug in die Übungen kommen. Der Schüler kann die zu untersuchenden Tiernamen selbst wählen; er hat sicher in der Naturgeschichtstunde manchmal von der Bedeutung eines Tiernamens gehört und kann nun jetzt an dieses Gebiet einmal näher herantreten. Wählt er etymologisch zu schwere oder unsichere Bezeichnungen, dann werden diese ausgeschieden. Im übrigen ist der Verlauf dieser Übung der gleiche, wie bei der vorhergehenden, also Sammlung des Stoffes, Sichtung nach den Hauptbegriffen, Würdigung der in den Tiernamen ausgedrückten Eigenschaften und zusammenhängende Darstellung.

1) Der zusammenfassende Bericht, der über diese erste Aufgabe erstattet werden soll, kann ja nur geringen Umfang besitzen und wird deshalb von manchem Leser nicht als „Aufsatz" gewürdigt werden. Aber ich glaube, daß solche kurze Darstellungen außerordentlich wünschenswert sind. Es ist nicht notwendig, daß die Themen immer nur so gewählt sind, daß sie nur in längeren Darstellungen behandelt werden können. Neben diesen sollten auch kleinere Aufgaben gestellt werden, deren Lösung nicht mehr als etwa eine bis zwei Seiten beansprucht.

Bei der Bearbeitung dieser Aufgabe wird mancher Schüler von selbst an die bildliche Verwendung der Tiernamen denken. So wird „das Tierbild als Mittel der Darstellung der körperlichen, geistigen und sittlichen Eigenschaften des Menschen" sich ganz zwanglos als drittes Thema anschließen. Hier werden der Stoffsammlung allgemeine Betrachtungen vorangehen müssen. In welcher einfachsten Weise können die Eigenschaften des Menschen sprachlich dargestellt werden? Durch Eigenschaftswörter (groß, klein, kurz, lang, dick, dünn — dumm, gescheit, klug, schlau, einfältig — gut, schlecht, treu, falsch usw.). Genügen dem Menschen immer diese Wörter? Nein. Warum nicht? Sie sind ihm zu verbraucht, zu farblos; er will stärkere, kräftigere Ausdrücke. Wo findet er solche kräftiger wirkende Wendungen? In den Vergleichen. Wo nimmt er seine Vergleiche her? Aus seiner Umgebung, aus dem Alltagsleben, dem Berufsleben usw. — Wo wird er für die Darstellung menschlicher Eigenart ganz besonders treffende Vergleiche finden? Im Tierreich. Warum gerade hier? Weil das Tier dem Menschen körperlich, geistig und sittlich am nächsten steht. So spielen die Tiervergleiche in allen Sprachen eine bedeutende Rolle. Alle diese Betrachtungen aber sollen selbstverständlich nicht einseitig durch den Lehrer, sondern möglichst durch den Schüler angestellt werden. Die eigentliche Lösung des Themas ist hier nun etwas verwickelter als bei den beiden ersten Übungen. Die Sichtung des von den Übenden gesammelten und vom Lehrer ergänzten Stoffes kann nicht einfach nach den drei Gesichtspunkten: körperlich, geistig und sittlich erfolgen, sondern es werden noch weitere Einteilungen zu machen sein als Ergebnis wichtiger Untersuchungen, bei denen eine schöne Verbindung zwischen Sprachwissenschaft und Naturwissenschaft hergestellt werden kann. Bei den einzelnen Redewendungen wird der achtsame Schüler von selbst finden, daß nicht immer eine körperliche Eigenschaft des Tieres auch mit einer körperlichen Eigenschaft des Menschen verglichen wird, sondern häufig eine körperliche tierische Eigenschaft zu einer sittlichen menschlichen Eigenschaft in Beziehung gesetzt wird. Der Zeisig dient z. B. als Sinnbild eines „lockeren" Menschen. Nun verdient der Zeisig durchaus nicht diesen üblen Ruf. Warum ist er aber im Tiervergleich so schlecht beleumundet? Der Schüler muß sich das Wesen des Tieres vorstellen, seine lustige Beweglichkeit, den Eindruck, den diese Beweglichkeit auf den Menschen macht; dann wird er auch die an und für sich falsche Schlußfolgerung, die der Mensch daraus für den Menschen zieht, verstehen: von der körperlichen Beweglichkeit wird auch auf moralische Unbeständigkeit geschlossen! Ähnlichen Denkvorgängen wird der Schüler bei Übertragung körperlicher Eigenschaften der Tiere auf geistige Eigenschaften der Menschen begegnen. Geht der Schüler in seinen Untersuchungen weiter, so stößt er bald auf andere Vergleiche, die keine Berechtigung haben, da der Vergleichungspunkt vor der strengen Naturwissenschaft sich als irrig erweist; hierher gehört u. a. die Wendung „Vogel Strauß-Politik" und die Bezeichnung eines einfältigen Menschen als „Gimpel". Hier beruht die falsche Einschätzung auf falscher Beobachtung oder, wie es beim Strauß der Fall sein mag, auf falschen, vielleicht auch lügenhaften Berichten von Reisenden. Und schließlich gibt es eine dritte Reihe von Beispielen, bei denen es sich nicht um eine falsche Beobachtung, auch nicht um eine falsche Schlußfolgerung handelt, sondern eine Eigenschaft eines Tieres wird ganz richtig beobachtet, aber bei der Verwertung im Tiervergleich ungünstig ausgelegt. Dies sehen wir deutlich beim Hund, dessen anhängliches, seinem Gebieter gegenüber oft unterwürfiges Wesen in unserer Bildersprache zur Schilderung eines kriechenden, verwerflichen, eines „hündischen" Menschen dient. Unser Thema kann noch anregender gestaltet werden, wenn wir fremde Sprachen heranziehen. Denn nicht selten wird das

gleiche Tier von verschiedenen Völkern verschieden behandelt, wie es z. B. gerade beim Hunde der Fall ist, der bei dem Engländer eine weniger ungünstige Einschätzung erfährt als bei anderen Völkern. Da entsteht ganz von selbst die Frage: Woher kommt es, daß bei den einzelnen Völkern das gleiche Tier verschieden aufgefaßt wird? Kann hieraus vielleicht ein Schluß auf den Charakter des Volkes gezogen werden? Ein lehrreiches Beispiel dieser Art ist das englische popinjay „Papagei", das einen „Windbeutel, Laffen, Gecken" bezeichnet, sich also auf das sittliche Gebiet bezieht, während wir im Deutschen mit der Wendung „plappern wie ein Papagei" lediglich sagen wollen, daß jemand viel und sinnloses Zeug schwatzt, wie ein Papagei, der die ihm vorgesagten Wörter nur mechanisch nachspricht; wir verbinden also mit unserer Wendung nicht den Vorwurf des sittlich Minderwertigen, wie es der Engländer tut. Dem schweigsamen Engländer sind geschwätzige Leute besonders verdächtig, und er steht nicht an, aus ihrer Geschwätzigkeit einen ungünstigen Schluß auf ihren Charakter zu ziehen. Diese Antwort mag der Schüler vielleicht auf die Frage finden, warum der Engländer zu diesem Gebrauch von popinjay kommt. Damit hätte er dann einen Blick in die Völkerpsychologie geworfen und erkannt, wie auch sprachliche Untersuchungen in den Dienst anderer Wissensgebiete gestellt werden können.[1]) Was die Zusammenfassung der Ergebnisse dieser dritten Übung betrifft, so dürfte sie sich gewiß zu einem Aufsatz runden, dessen inhaltliche und stilistische Schwierigkeiten trotz der Mannigfaltigkeit der aufzuwerfenden Fragen oder gerade wegen dieser Mannigfaltigkeit auch für den schwächer begabten Schüler nicht allzu schwer zu überwinden sind.[2])

Bei den Erörterungen über die Umgestaltung des deutschen Unterrichts während der letzten Jahre wurde immer wieder auf die Wichtigkeit der Mundarten hingewiesen (vgl. den Aufsatz von Georg Sprengel in Deutschlands Erneuerung, Heft 5, 1917; ferner Wilhelm Martin Becker in den Grenzboten, 1917, Nr. 18 und Klaudius Bojunga in den Verhandlungen bei der Gründung des Deutschen Germanistenverbandes am 29. Mai 1913). Diese Bestrebungen, den Mundarten im deutschen Unterricht zu ihrem Rechte zu verhelfen, können in unseren Übungen wesentlich gefördert werden. Als Aufgabe stellen wir die Frage: Worin besteht die Eigenart unsrer deutschen Mundarten? Wir geben dem Schüler wieder eine zunächst völlig ungeordnete Sammlung mundartlicher Wörter und Redewendungen, sei es aus einer einzigen Mundart, oder aus einer sprachlich zusammengehörigen Gruppe von Mundarten (z. B. den oberdeutschen) oder auch unterschiedslos

1) Selbst wenn der Schüler auch einmal zu falschen Schlußfolgerungen kommt, so schadet das nichts; viel ist schon gewonnen, wenn er überhaupt einmal angeregt wird, über solche sprachlich-psychologische Fragen nachzudenken.

2) Die Tiervergleiche spielen eine bedeutsame Rolle bei einzelnen unserer zeitgenössischen Erzähler (z. B. bei Ernst Zahn, Heinrich Federer, Gustav Frenssen usw.). Ihnen nachzugehen, dürfte für manchen Schüler eine reizvolle Aufgabe sein. Dabei kann man ein einzelnes Werk eines Dichters untersuchen lassen oder mehrere Werke des gleichen Erzählers oder auch verschiedene Werke mehrerer Erzähler. Da wird der Schüler sehen, wie meisterhaft es oft der Dichter versteht, mit Hilfe der Tierbilder anschaulich zu erzählen, wie es ihm oft gelingt, durch glückliche Vergleiche bald das Seelenleben seiner Menschen, bald die Natur, das Gebirge, das Meer, die ziehenden Wolken, das Brausen der Stürme packend zu schildern. Man glaube nicht, daß eine solche Aufgabe die Freude an dem Kunstwerk verekle. Nur solche Schüler wird man heranziehen, die Lust und Liebe für solche Fragen haben, die sich in das Werk vertiefen und dem Dichter auf den Wegen, die ihn zur Wahl der Bilder veranlaßt haben, willig folgen. Auch kann es sich natürlich nur um eine häusliche Aufgabe handeln, für deren Lösung eine unbestimmte Frist gegeben ist.

aus allen Mundarten Gesamtdeutschlands. Neben die mundartlichen Ausdrücke stellen wir, soweit es nötig ist, die schriftsprachlichen. Der Schüler muß nunmehr das Wesen der mundartlichen Wendungen selbst erkennen. Er lernt z. B. das elsässische achsle kennen und vergleicht es mit der schriftsprachlichen Umschreibung „mit der Achsel zucken"; aus dem dargebotenen Stoff sucht er all die anderen von Dingwörtern abgeleiteten mundartlichen Zeitwörter heraus; überall sieht er, wie die Schriftsprache zu umständlichen Umschreibungen greift, während die Mundart sich mit einem einzigen Zeitwort begnügt: so lernt er Knappheit des Ausdrucks als einen Vorzug der Mundart kennen. Findet er aber in seiner Sammlung auch noch Wörter wie schneile „schwach schneien", oder schäffle „gemütlich arbeiten", oder frägle „behutsam und wiederholt fragen", dann erkennt er, wie durch die Endung -le der Begriff des Langsamen, Gemütlichen und Schwachen erzeugt wird und wie die Schriftsprache diesen so traulich klingenden Zeitwörtern nichts anderes als die steifen, kalten Umschreibungen „schwach schneien" usw. gegenüber zu stellen hat. Der Lernende findet in seiner Sammlung weiter Ausdrücke wie Gspurst, Umgang, spise, Kirchestüble usw. Welch schöne deutsche Wörter für die schriftsprachlichen Fremdwörter Instinkt, Prozession, die Kommunion erteilen, Sakristei! Wir haben hier Gelegenheit, die Fremdwörterfrage zu streifen. Sie hätte aber auch schon oben bei den Zeitwörtern behandelt werden können, da die der Schriftsprache in viel geringerem Maße als den Mundarten eignende Fähigkeit der Zeitwörterbildung mit ein Grund ist, weshalb die Fremdwörterfreunde so häufig die Fremdwörter den Verdeutschungen vorziehen. Sie sagen z. B., und man kann ihnen hier nicht einmal immer Unrecht geben: wir gebrauchen antichambrieren, weil es kürzer ist als die verdeutschende Umschreibung „im Vorzimmer warten". Sie wären vielleicht eher geneigt, auf das Fremdwort „antichambrieren" zu verzichten, wenn es ein deutsches „vorzimmern" gäbe, was auch tatsächlich einmal von Campe, jedoch ohne Erfolg, vorgeschlagen wurde. Der Schüler hat hier also ungezwungen Gelegenheit, über die Fremdwörterfrage nachzudenken und so ein Gebiet kennen zu lernen, das auch sehr gut für eine selbständige Übung geeignet ist. Wir wenden uns weiter einer Gruppe von Ausdrücken zu, die, wie z. B. das bayrische abi roasn, d. i. im Herbst von der Alp zu Tal fahren, noch die alte Bedeutung von reisen = steigen, fallen aufweist. Aber der Schüler muß diese alten Bedeutungen möglichst selbst finden, wobei ihn nötigenfalls der Lehrer durch Hinweis auf frühere deutsche Sprachstufen oder auf andere germanische Sprachen, wie das Englische (to rise!) unterstützen muß. Schweizerisches einlif, endlif für elf zeigt noch deutlich den eigentlichen Sinn von elf als „eins über 10" (wegen lif vgl. die etymologischen Wörterbücher), gewährt uns demnach einen Einblick in das von unseren Vorfahren beim Zählen eingeschlagene Verfahren. Man führe dem Schüler weiter Ausdrücke vor wie Himmelblüe (bayrisch für Regenbogen), der See lamplt (bayrisch, wenn der Starnberger See hoch geht und mit schaumgekrönten Wellen bedeckt ist), das Korn junkert (oberhessisch, von den leeren in die Höhe ragenden Ähren); er vergleiche sie mit den schriftsprachlichen Entsprechungen und Umschreibungen, wie farblos letztere, wie anschaulich, ja zum Teil poetisch erstere! Im Bayrischen ist ein runder Mensch ein wackerer, tüchtiger Mensch. Der Schüler wird der Frage nachgehen, warum „rund" zur übertragenen Bedeutung von „wacker, tüchtig" kommt; er wird da wieder einen Blick in das psychologische Gebiet werfen können, erkennen, wie verschiedenartig die Wirkung der Gestalt der Dinge auf das Seelenleben des Menschen ist: das Runde macht einen wohlgefälligen Eindruck im Gegensatz zum Eckigen, das Mißfallen erregt. Die von mir angeführten Beispiele sind den bayrischen, elsässischen, schweizerischen

und hessischen Mundarten entnommen, der Schüler wird aber auch aus seiner eigenen Mundart Beispiele anführen. Damit hat aber unsere Übung einen großen Vorteil erreicht. Der Schüler wird angeregt, auf seine vergessene und oft verachtete Mundart mehr zu achten; wenn er nun bei der eigenen und den fremden Mundarten sieht, wie anschaulich sie sind, wie kräftig sie oft in ihrer Kürze wirken, wie sie veraltetes Sprachgut bis auf den heutigen Tag mit sich führen, wie die Zustände alter Zeiten in einem mundartlichen Ausdrucke vor uns wieder ebendig werden, vielleicht wird er dann die Mundart mit anderen Augen betrachten, nicht mehr mit Verachtung auf sie und damit auch auf ihre Träger, das geringe Volk, herabsehen. So kann eine solche Übung, wenn auch nur in bescheidener Weise, zum Ausgleich der sozialen Gegensätze dienen. Was die zusammenfassende Darstellung der Ergebnisse dieser Übung anlangt, so dürfte sie sich nicht als allzu undankbar erweisen.

Dankbarer allerdings wird es mancher Übungsteilnehmer begrüßen, wenn er an Hand der Spottwörter etwas über die Stände und Berufsarten im Urteil des Volkes sprechen kann. Hier braucht er ja nur ins volle Menschenleben hineinzugreifen, eine ganze Welt von Gestalten wird vor ihm auftauchen, und es wird ihm nicht schwer fallen, ganz selbständig die Gründe ausfindig zu machen, die zur Prägung der Spottwörter führten. Da liegt es zuerst im Interesse mancher Kreise, nur von ihren eigenen Angehörigen verstanden zu werden (Gauner- und Diebessprache, Sprache der Polizisten, Sprache der Schüler!). Dann sind die Bezeichnungen der Schriftsprache dem Volke meist zu farblos; die Volkssprache liebt sinnfälligere Ausdrücke, als sie die Schriftsprache meist bietet. Berufsbezeichnungen wie Schneider, Polizist u. a. sind zu nichtssagend, es kommen in ihnen zu wenig charakteristische Eigenschaften des Berufs zum Ausdruck: beim Schneider liegt nur der allgemeine Begriff des Schneidens vor, Polizist ist als Fremdwort dem Volk in seiner eigentlichen Bedeutung überhaupt unverständlich. Die Berufsbenennungen der Schriftsprache sind auch zu sachlich, sie bieten dem Volke keine Gelegenheit, seinen Witz an den einzelnen Ständen auszulassen. Dieser Mangel aber ist eine mächtige Triebfeder für die Schaffung neuer Benennungen. Die Ungerechtigkeit, mit der die einzelnen Berufe sich gegenseitig beurteilen, eine Ungerechtigkeit, die der Verständnislosigkeit für das Wesen der einzelnen Berufsarbeit entspringt, die in der menschlichen Natur nun einmal liegende Sucht, alles herabzusetzen und zu zerkleinern, das schadenfrohe Bestreben, die Berufsschwächen zu entdecken, wie kämen diese menschlichen Untugenden zur Geltung, wenn sich die volkstümliche Sprache mit den sachlichen Bezeichnungen der Schriftsprache begnügen wollte? Oft aber sind auch wirkliche Fehler einzelner Berufe zu geißeln. Dann aber muß die Volkssprache erst recht zu Neuschöpfungen greifen, weil ja die Schriftsprache sich immer nur streng sachlich an die Berufstätigkeit hält. Es sind die verschiedenartigsten Erwägungen, die der Schüler anzustellen hat und die ihn wieder, wie bei der vorigen Übung, auf das psychologische und auf das soziale Gebiet führen. Die Untersuchung der bei der Prägung der Spottwörter sich abspielenden Denkvorgänge wird ebenfalls anregend wirken. Bald werden die Berufsangehörigen nach ihrer Kleidung benannt (Schwarzkittel für Geistlicher), bald nach einem Gegenstand, der zur Ausübung der Berufstätigkeit nötig ist (Pflasterkasten für Lazarettgehilfe), bald nach irgendeiner Seite der Tätigkeit, wobei eine möglichst unschöne, aber vom Beruf nicht zu trennende, jedoch nicht das Wesen des Berufs ausmachende Tätigkeit gewählt wird (Pauker für Lehrer) usw. Das Thema kann erweitert werden, wenn wir die Spitzwörter im allgemeinen betrachten, also über den Kreis der einzelnen Berufe und Stände hinausgehen. Die allgemeinen Betrachtungen über die Ursachen der Prägung der

Spott- und Schimpfwörter decken sich zum Teil mit denen der vorigen Übung, aber die bei der Prägung sich abspielenden Denkvorgänge werden mannigfaltiger sein, so daß auch die zusammenfassende Darstellung bei dem noch reicheren Stoffe leichter sein wird. Trotzdem empfiehlt es sich aber, beide Themen getrennt zu behandeln, also Berufe und Stände einerseits und die übrigen Spottwörter anderseits; als Aufgabe für diese letztere Übung wäre etwa zu stellen: Spott und Schimpf in der deutschen Sprache.

Einige der seither behandelten Themen geben ungezwungen Gelegenheit, von kulturgeschichtlichen Dingen zu reden. Ich möchte nun vorschlagen, in den beiden nächsten Übungen ausschließlich solche kulturgeschichtliche Fragen zu behandeln. Die eine Übung soll die Frage beantworten: Wie lebten unsere Vorfahren in den alten deutschen Städten? Solche oder ähnliche Themen sind ja wohl schon öfters gestellt worden. Aber die Schwierigkeit und das Neue liegt hier darin, daß als Grundlage der Darstellung Redensarten zu benutzen sind, aus denen das Leben vergangener Tage noch heute zu uns spricht und die nun in die Darstellung zu verweben sind. Damit hängt es auch zusammen, daß das Thema so allgemein gehalten ist, daß nur von einer alten Stadt, nicht etwa von einer mittelalterlichen, die Rede ist. Die Redensarten, bzw. die in ihnen sich spiegelnden kulturgeschichtlichen Tatsachen gelten immer nur für bestimmte Zeiträume; wollte die Darstellung auf diese zeitliche Bedingtheit der Wendungen immer Rücksicht nehmen, so sähe sie sich auf Schritt und Tritt in ihrer Freiheit eingeengt. Wollen wir also freier schaffen, dann müssen wir uns schon einmal über diese zeitlichen Einschränkungen hinwegsetzen, auch auf die Gefahr hin, Zeitverstöße zu begehen. Kulturgeschichtliche Themen, die auf Grund von Redewendungen bearbeitet werden sollen, haben somit ihre Schwierigkeiten. Sie haben aber auch noch einen anderen Nachteil. Der Rohstoff kann von dem Schüler nicht so leicht selbst gefunden werden, wie bei den vorangehenden Übungen; ferner bedürfen die Ausdrücke eingehender Erklärung, die nur der Lehrer oder ein Buch geben können. Die eigene Denkarbeit des Lernenden wird demnach schon recht eingeschränkt. Trotzdem müssen auch Aufgaben dieser Art gestellt werden, einmal wegen ihres kulturgeschichtlichen Inhalts, der auch den Schüler fesselt, und dann, weil sie bei aller Schwierigkeit der Darstellung doch gut als Aufsatzstoffe verwertet werden können. Daher sei als zweites Thema dieser Art vorgeschlagen: Die Nachklänge des menschlichen Aberglaubens in der deutschen Sprache.

In dieser Übung wird der Schüler auch etwas über den religiösen Glauben unserer Vorfahren zu sagen haben. Dabei wird er auf den Tod zu sprechen kommen und wie die Germanen sich das Sterben und die Vorgänge nach dem Tode vorstellten. Er wird Nachklänge dieser alten Vorstellungen noch in der heutigen Sprache nachweisen können und angeregt werden, auch für die spätere Zeit zu erforschen, wie das Volk sich zum Tode stellt und wie seine Ansichten in der Sprache sich widerspiegeln. So sei für eine neue Übung als Aufgabe gestellt: Der Tod im Spiegel der Sprache. Der Schüler wird wieder zunächst die Wendungen zu sammeln haben, die sich auf Tod und Sterben beziehen. Dabei darf er sich aber nicht allein auf die schriftsprachlichen beschränken, sondern er muß auch, nötigenfalls unter Beihilfe des Lehrers, die volkstümlichen und mundartlichen Umschreibungen heranziehen. Beide Gruppen sind grundverschieden voneinander. Die schriftsprachlichen Ausdrücke sind ernst, sie stehen zum großen Teile unter dem Einfluß der Kirche. Besonders sind jene Wendungen zu beachten, in denen die scholastische Auffassung zutage tritt, nach der das Verscheiden eine Trennung der geistigen Substanz, der Seele,

von der körperlichen, dem Leibe, ist. Diese Auffassung zeigt sich noch heute in Wendungen wie „er fiel entseelt zu Boden" und „er hat sich entleibt". Die erstere wird bei einem jähen Tode gebraucht, die letztere von einem Selbstmörder. Nie kann es etwa vom letzteren heißen: er hat sich entseelt, weil nur Gott die Gewalt über die Seele besitzt. Der Ausdruck „er ist abgeschieden" gehört ebenfalls hierher; er bedeutet nicht: er hat der Welt Lebewohl gesagt — dies drückt das Zeitwort „hinscheiden" aus — sondern: die Trennung zwischen Körper und Seele hat sich vollzogen. Zahlreich sind ferner die Umschreibungen, die auf die Bibel zurückzuführen sind, wie „Gott ruft jemand in die Ewigkeit, in ein besseres Jenseits, zu Staub werden" usw. Daneben hat auch die antike Auffassung vom Tode ihre Spuren in unserer Sprache hinterlassen. Ihr verdanken wir die schöne Vorstellung vom Tode als dem Bruder des Schlafes, die Wendung „entschlafen", zu der später von der Kirche „in Gott, in dem Herrn" hinzugefügt wurde. Hierbei wird der Schüler auch Lessings Abhandlung: Wie die Alten den Tod gebildet heranziehen müssen; in ihr wies Lessing zuerst wieder auf die antike Vorstellung vom Tode als Genius hin, der die Fackel des Lebens auslöscht, und bahnte dieser Vorstellung von neuem den Weg in die deutsche Sprache (vgl. sein Lebenslicht erlosch u. a.). In Ausdrücken schließlich wie „abreisen", „abfahren" lebt noch die Erinnerung an das altgermanische Heidentum, an die Fahrt zur Hellia, der Göttin der Unterwelt, die in ihrem Reiche die Toten versammelt. Dieser Vorstellung des Sterbens als einer Reise begegnen wir auch in den elsässischen Wendungen „in die Ewigkeit abreisen" und „die Stiefel schmieren", d. h. die letzte Ölung geben. Mit diesen Redensarten kommen wir zu den volkstümlichen Umschreibungen für den Tod. Hier bietet sich nun eine Fülle von Ausdrücken. Der Schüler wird vielfach imstande sein, reichen Stoff aus eigenem Wissen herbeizutragen, manches wird ihm gegeben werden müssen. Er hat jetzt diese Wendungen zu würdigen, eine Aufgabe, die leichter als bei den schriftsprachlichen sein wird, da die Denkvorgänge, die zur Prägung der meisten volkstümlichen Ausdrücke führten, sehr einfach sind und meist auf die mit dem Tode verbundenen äußerlichen Vorgänge gerichtet sind. Manche Redensarten beschreiben die eintretenden körperlichen Veränderungen (Steifwerden des Körpers, Brechen des Blickes, Aufhören des Atmens), oder sie enthalten eine Anspielung auf das Aufbahren der Leiche, auf den Sarg, auf die Lage des toten Körpers, auf den Friedhof usw. Über manche Umschreibungen wird der Schüler staunen; er wird sie als derb, roh, witzelnd, zu humorvoll finden. Dann wird er aber darüber nachdenken, was wohl zur Prägung solcher Wendungen geführt hat, er wird manche Äußerungen als grimmen Humor erkennen, gleichsam als wolle der Sprechende sich damit über die Schrecken des Todes hinwegsetzen. Wir sehen, wie das Thema über den Tod unter den verschiedensten Gesichtspunkten betrachtet werden kann, und daß es wohl einen reifen, ernsten Schüler zur Bearbeitung locken muß, zumal in einer Zeit wie der unsrigen, in welcher der Tod eine so grausame Ernte gehalten hat und immer noch hält.

Wie schon öfters enthält auch diese Übung den Keim zu einer neuen. Die Redensart „dir ist dein letztes Brot gebacken", d. h. du mußt bald sterben, und „einem vom Brote helfen" = ihn töten, zeigen dem Schüler die Bedeutung des Brotes für die Erhaltung des Lebens, ist doch im letzten Beispiel Brot geradezu für Leben gesetzt. Sollte nun im Zeitalter der Brotmarken nicht mancher Schüler über die Bedeutung des Brotes nachgedacht haben? Sollte nicht für manchen in dieser schweren Gegenwart das Wort „Brot" in der Bitte des Vaterunsers einen ganz eigentümlichen Klang erhalten haben? Ich glaube daher, daß wir ganz gut auch einmal sprachliche Betrachtungen über das Brot anstellen dürfen. Wir gehen aus von der eigent-

lichen Bedeutung des Wortes, lernen dann die eigenartigen Bedeutungsänderungen kennen, werfen einen Blick in die Sprichwörterwelt, unterhalten uns über Familiennamen, die mit „Brot" zusammengesetzt sind und reden schließlich über Fremdwörter wie Kumpan, Kompagnie, Kompagnon, weil in ihnen das menschliche Freundschaftsverhältnis so schön zum Ausdruck gelangt. Was die Stoffsammlung anlangt, so wird zu dem vom Schüler herangeführten manches auch vom Lehrer beigesteuert werden müssen. Bei der Bearbeitung des Stoffes jedoch wird der Lernende ganz selbständig vorgehen können, da sachlich keine Schwierigkeiten zu überwinden sind. Auch zu einem einfachen abschließenden Aufsatz werden die Betrachtungen über das Brot gut geeignet sein.

Im Mittelpunkt der seitherigen Übungen standen zum größten Teil die wahrnehmbaren Dinge und Vorgänge der sinnlichen Welt. Der Schüler muß sich aber auch einmal mit den abgezogenen Begriffen beschäftigen. Diesem Zweck mag das Thema dienen: Wie drückt die Sprache geistige und sittliche Begriffe aus? Durch Heranziehung der mit dem zu untersuchenden Wort verwandten deutschen, lateinischen und englischen Wörter wird der Schüler bald merken, wie den abgezogenen Begriffen ganz sinnliche Vorstellungen zugrunde liegen (Haß: hetzen, Schmerz: alt. mordere „beißen", engl. smart „beißend, scharf"); oder die ursprünglich sinnliche Bedeutung von Kummer als „drückende Last" wird erkannt werden, wenn wir das in Oberhessen noch übliche Kummer „Schutt" vergleichend daneben stellen. In anderen Fällen, wie bei „betreten" enthüllen uns wieder alte Schriftsteller die sinnliche Grundbedeutung; so heißt es z. B. bei Luther noch: „daß ihn Unglück betreten hatte" oder „die Mühe, die uns betreten hat". Ohne Mithilfe des Lehrers wird der Schüler in diesen Fällen kaum arbeiten können; dagegen wird eigenes Überlegen ihn bald finden lassen, wie ganz sinnlich die Bezeichnungen für geistige Vorgänge wie „begreifen, fassen, grübeln" sind, und wie anschaulich bei näherer Prüfung die für unser Sprachempfinden jetzt so abgeblaßten Bezeichnungen für eine „gedrückte", „niedergeschlagene" oder „empörte" Gemütsstimmung sind. Zu einer Verwendung als Aufsatz dürfte die Aufgabe nicht geeignet sein, wohl aber wieder zu einem kurzen abschließenden Bericht.

Mit einem solchen Bericht wird man sich auch bei einer Übung begnügen, die sich mit der sogenannten Ellipse oder Auslassung beschäftigt. Ich unterlasse hier aus Raummangel nähere Angaben, will aber doch betonen, daß ich dieses Thema gerade für eine Schülerübung für außerordentlich fruchtbar halte. Der Lernende kann hier in größter Selbständigkeit die verschiedenen Arten der Ellipse ausfindig machen und den Gründen nachgehen, die zur Auslassung führten.

Den Schluß der Übungen mögen zwei Aufgaben machen, die gerade in der Gegenwart den nachdenkenden Schüler fesseln werden. In der einen hat der Schüler zu untersuchen, wie unsre Soldaten während des Weltkrieges sich die fremden Ortsnamen mundgerecht gemacht haben. Er betritt damit das Gebiet der Umdeutungen und sieht, wie der uralte Trieb, Fremdes in Bekanntes zu verwandeln, noch heute lebendig ist. In den Tagen aber, in denen das urdeutsche Elsaß uns verloren gegangen ist, ist sicher auch eine Aufgabe angebracht, welche die elsässische Frage einmal vom sprachlichen Standpunkt aus untersucht. Nicht als ob es sich um den Nachweis handelte, daß das Elsaß ein deutsches Land sei. Darüber gibt uns ja jede Sprachstatistik den treffendsten Beweis. Sondern der Schüler soll untersuchen, wie die ins Elsässische natürlich mehr als in andere Mundarten eingedrungenen französischen Wörter von den Einheimischen behandelt werden. Für beide Themen muß der Lehrer zwar dem Schüler den Stoff liefern, aber die Bearbeitung der Aufgaben wird für die

Erziehung zu scharfem Denken und klarem Sichten und Ordnen sehr geeignet sein. Wegen der Darbietung des Stoffes sei auf die weiter unten gemachten Literaturangaben verwiesen.

Ich habe diese vierzehn Übungen absichtlich in bunter Reihenfolge gebracht, da ich der Meinung bin, daß die einzelnen einander ablösenden Aufgaben möglichst verschiedenartig sein sollen. Von Menschen und Tieren war die Rede, Mundartliches und Schriftsprachliches wurde behandelt, Ernstes wechselte mit Heiterem, neben rein sprachliche Themen stellten sich solche mit rein kulturgeschichtlichem Inhalt, manche Aufgaben führten uns in die Vergangenheit, wieder andere in die jüngste Gegenwart, auch das soziale und politische Gebiet konnte betreten und psychologische Fragen gestreift werden. Aus dieser Mannigfaltigkeit des Stoffes ließe sich nun als Gesamtergebnis der Übungen ein sehr schönes, an das Darstellungsvermögen des Schülers allerdings ziemlich hohe Ansprüche stellendes Thema gewinnen. Der Schüler müßte erforschen, welche sittlichen oder geistigen Eigenschaften des Menschen zur Prägung der von ihm untersuchten Wörter und Wendungen führten oder aus ihnen zu uns sprechen. Ich kann hier nicht mehr näher auf das Thema eingehen, will aber doch andeuten, daß in den besprochenen und manchen unbesprochen gebliebenen Wendungen sich eine scharfe Beobachtungsgabe, ein feines Naturempfinden, eine tiefe Religiosität, eine Scheu vor den überirdischen Mächten, ein starker Hang zur Anschaulichkeit, eine Abneigung gegen das Fremde und Unverständliche, aber auch Bequemlichkeit, Übertreibungssucht, Spottsucht, Ungerechtigkeit und eine Verachtung des Einfachen, Guten und Wahren widerspiegeln. So könnte die Beschäftigung mit dem muttersprachlichen Wortschatz dem Schüler ein Bild des menschlichen Charakters vermitteln.

Ich hatte noch die Absicht, bei jeder einzelnen Übung den Stoff darzubieten. Leider muß ich wegen der Papierknappheit darauf verzichten. Ich beschränke mich daher auf die Angabe einiger Bücher und Zeitschriftenaufsätze, aus denen der Lehrer den Stoff zusammentragen kann. Vor allem kommen die etymologischen Wörterbücher von Weigand und Kluge in Betracht, ferner Heyne, Deutsches Wörterbuch, und Paul, Deutsches Wörterbuch. Weiter erwähne ich: H. Hirt, Etymologie der neuhochdeutschen Sprache; H. Schrader, Der Bilderschmuck der deutschen Sprache; A. Richter, Deutsche Redensarten. Für die einzelnen Übungen verweise ich auf folgende Quellen. Für die Spottwörter: O. Weise, Ästhetik der deutschen Sprache (darin ein eigener Abschnitt über Schimpfwörter), ferner meine Abhandlung „Von Schimpf und Spott in der deutschen Sprache" (Blätter für die Fortbildung des Lehrers und der Lehrerin, 1911, Heft 14); Weises Buch wird auch für andere Übungen viel Anregung geben. Für die Tierbilder: R. Riegler, Das Tier im Spiegel der Sprache (Heft XV der „Neusprachlichen Abhandlungen", herausg. v. Dr. Cl. Klöpper) sowie mein Aufsatz: Die Tierbilder als Mittel zur Darstellung der geistigen und sittlichen Eigenart des Menschen (Natur und Erziehung, 1910/11, Heft 4). Für den Aberglauben: Franz Söhns, Unsere Pflanzen, ihre Namenerklärung und ihre Stellung in der Mythologie und im Volksaberglauben; vieles wird der Leser auch bei Riegler, Das Tier usw., finden, manches auch bei Schrader und Richter. Über die Umschreibungen für den Tod unterrichtet F. Wilhelm in Bd. 27 der „Alemannia", ferner meine kleine Zusammenstellung der im Elsässischen gebräuchlichen Umschreibungen in der Zeitschrift für deutsche Mundarten, XIII, Heft 3/4. Die Südwestdeutschen Schulblätter 1917, Heft 6/7, bringen sprachliche Betrachtungen über das Brot. Über die Umgestaltung französischer Ortsnamen durch unsere Soldaten, sowie über die Behandlung französischer Wörter in den elsässischen Mundarten habe ich in den „Neueren Sprachen" (Jahrg. 1917 bzw. 1918) berichtet. Das letztere Thema wird auch von K. Müller-Fraureuth in seinem Buche: Aus der Welt der Wörter behandelt, und zwar in dem Abschnitt „Deutsches Volkstum im Spiegel elsässischer Mundart." Ich verweise ferner auf L. Günther, Deutsche Rechtsaltertümer in unserer heutigen deutschen Sprache, woraus der Leser wertvolle kulturgeschichtliche Belehrung schöpfen wird, sowie auf Alfred Götze,

Wege des Geistes in der Sprache (Nr. 1 der Volksbücher zur Deutschkunde, herausg. v. W. Hofstaetter; hierin besonders 5. Abschnitt). Stoff für einzelne Übungen wird auch mein Buch „Der deutsche Wortschatz" liefern können, besonders in seinen Abschnitten über die Hauptbegriffe, die unseren Wörtern zugrunde liegen, über die Ellipse, über die Bildersprache und über die kulturgeschichtlich bedeutsamen Wörter.

Strophe, Bündel und Absatz.

Von **Rudolf Blümel** in München.

Es scheint kaum bekannt zu sein, daß die Strophe nicht die einzige Möglichkeit darstellt, Verse oder Gebilde höherer Ordnung zu vereinigen. Die Gegenüberstellung von Strophen und fortlaufenden Versen oder Reimpaaren bringt das zum Ausdruck: die Strophe wurde schon im Altertum als Einheit erkannt, die Bezeichnung „fortlaufende Verse" oder „Reimpaare" deutet auf eine Mehrheit, ohne daß eine Zusammenfassung der Verse oder Reimpaare zu einer Einheit angedeutet wäre. (Doch hatte z. B. die westgermanische Dichtung den Namen „Fitte" für eine Abteilung eines nichtstrophischen stabreimenden Gedichtes.) Eine jede Dichtung, auch die nichtstrophische, faßt nun tatsächlich ihre fortlaufenden Verse oder umfassenderen Gebilde zu einer Einheit oder zu gleichartigen Einheiten zusammen. Die Dichter und ihre Herausgeber haben denn auch solche höhere Einheiten nichtstrophischer Dichtungen dadurch für den Leser abgegrenzt, daß sie beim Beginn einer neuen Einheit desselben Gedichtes einrücken oder eine Zeile freilassen. (Das zweite Mittel wird allgemein zur Abgrenzung von Strophen verwendet.) Ein solcher Gebrauch ist auch meist innerlich begründet, freilich muß erst erkannt werden, wodurch denn das doch nur äußerliche, an sich vieldeutige Zeichen bedingt ist.

Die Strophe unterscheidet sich von anderen geschlossenen höheren Gebilden durch ihre *Gliederung*, zum Teil durch die Art ihrer *Abgrenzung*. Kommt die Strophe mehr als einmal vor, so muß sich die Gliederung bis in die Teile niederster Ordnung hinab und die Art der Abgrenzung jedesmal *wiederholen*. Die gleichbleibende Gliederung bedingt *gleiche Verszahl*.

Wie beschaffen die Gliederung und die Art der Abgrenzung ist, das läßt sich nur durch *lautes, sinngemäßes Lesen* erkennen.[1])

Als Beispiel für die Gliederung der Strophe diene die erste Strophe von Uhlands Gedicht „Auf der Überfahrt":

Über diesen Strom vor Jahren
Bin ich einmal schon gefahren;
Hier die Burg im Abendschimmer,
Drüben rauscht das Wehr wie immer.

Sehen wir vom Strophenende zunächst ab, so ergibt sich, daß nach der zweiten Zeile etwas innegehalten werden muß, auch nach der ersten und dritten, nach der ersten Zeile aber etwas schwächer als nach der zweiten, nach der dritten ebenso stark wie nach der ersten. Das wiederholt sich durch alle Strophen des Gedichtes. Der stärkere Einschnitt in der Mitte der Strophe trennt die zwei Teile (hier: Hälften) der Strophe, jeder von diesen wird durch den schwächeren Einschnitt in zwei kleinere, auch hier gleiche

1) Notwendig ist auch auf richtiges Zeitmaß zu achten!

Teile zerfällt. Diese Einschnitte sowie alle höherer Ordnung nach Strophen und nichtstrophischen Gebilden dürfen nicht mit Pausen verwechselt werden. Ein solcher Einschnitt ist ein Zeitteilchen, das zwischen zwei Versen oder höheren Einheiten steht, die Pause dagegen ist ein stummer Teil des Verses, vgl. den ersten Vers in Schäfers Sonntagslied von Uhland: Das ist der Tag des Herrn, ein viertaktiger Vers, dessen vierter Takt durch eine Pause ausgefüllt ist. (Dieses gilt nicht bloß vom Anfangsvers, sondern auch vom Schlußvers der Strophe dieses Gedichts.) Auch nach der Schlußpause des Verses steht noch der Einschnitt.[1]) Ferner dürfen die Einschnitte innerhalb des Einzelverses keineswegs den Pausen gleichgesetzt werden. Die einfachsten Strophen haben im Innern nur einen einzigen Einschnitt oder zwei Einschnitte erster Stufe, von den übrigen wird jede durch ein System von Einschnitten verschiedener Stufen in ein System von Einheiten verschiedener Ordnung zerlegt. Mehr als vier Stufen von solchen Einschnitten gibt es innerhalb einer Strophe nicht, auch nicht in nichtstrophischen Dichtungen. Die Zahl der einander entsprechenden Teile oder Unterteile beträgt in deutschen Strophen meistens zwei, seltener drei, die Zahl vier scheint schon eine nur bei den niedersten Einheiten zulässige Ausnahme zu sein. (Sie kommt z. B. in Mörikes Gedicht „Septembermorgen" vor, die Gliederung entspricht hier der Reimanordnung: (a b) (a a a b), aber die Folge a a a b enthält in gewissem Sinne eine doppelte Wiederholung der Zeile mit dem Reime a.) Es kommt auch vor, daß einem Teile, der selbst gegliedert ist, ein einfacher gleichwertig gegenübersteht, z. B. in Klopstocks Ode „Das Rosenband":

Im Frühlingsschatten fand ich sie,
Da band ich sie mit Rosenbändern:
Sie fühlt' es nicht und schlummerte.

Wir haben hier folgende Gliederung: (1. 2.): 3. — Die Verszahl der Strophe ist beschränkt, deutsche Strophen, die nicht von vornherein zum Gesang geschaffen sind, umfassen selten mehr als acht Verse.

Die Strophe ist von der folgenden ebenfalls durch einen Einschnitt getrennt. Diesem haftet etwas Eigentümliches an. Man vgl. von Uhland die vier ersten Verse der „Schwäbischen Kunde" (nichtstrophisch) und der „Rache" (strophisch):

Als Kaiser Rotbart lobesam
Zum heilgen Land gezogen kam,
Da mußt' er mit dem frommen Heer
Durch ein Gebirge wüst und leer.

Der Knecht hat erstochen den edeln Herrn,
Der Knecht wär' selber ein Ritter gern.
Er hat ihn erstochen im dunkeln Hain
Und den Leib versenket im tiefen Rhein.

Wer diese Verse laut und sinngemäß liest, der wird fühlen, daß er nach der zweiten Zeile in der Schwäbischen Kunde „unmittelbar fortfahren" kann, abgesehen von dem Einschnitt, während er sich nach dem zweiten Vers der Rache, wo das Strophenende ist, einen Augenblick lang wie „angehalten" vorkommt. Der Einschnitt nach dem ersten und dem dritten Verse ist in jedem Gedichte ein solcher der ersten Stufe, derjenige nach dem zweiten (und vierten) Verse dagegen in der Schwäbischen Kunde ein Einschnitt der zweiten, in der Rache einer der dritten Stufe. Der Einschnitt *nach der Strophe ist also hier um zwei Stufen höher als der*

1) Pause und darauffolgender Einschnitt können vom Sprechenden im Gefühl deutlich unterschieden werden, weil erst mit dem Einschnitt eine Hemmung eintritt.

höchste Einschnitt innerhalb der Strophe. Das ist ein Gesetz, das für jede Strophe gilt, auch für die alleinstehende.[1]) Dadurch ist es begründet, daß in Schrift und Druck nach der Strophe gewöhnlich eine Zeile freigelassen wird. Es ist also durchaus nicht gleichgültig, ob man im Druck z. B. nach je vier oder je acht Zeilen eines strophischen Gedichtes absetzt; z. B. das geistliche Lied von Novalis „Ich sehe dich in tausend Bildern ..." hat zwei vierzeilige Strophen, Uhlands Gedicht „Am 18. Oktober 1816" (Wenn heut' ein Geist herniederstiege ...) achtzeilige.

Es gibt noch andere Mittel, welche die Gliederung der Strophe hervortreten lassen, bekannt sind namentlich Satzbau und Reimanordnung. Diese ist unter Umständen kaum entbehrlich für den Zuhörer. In Schillers Lied an die Freude folgt auf den ersten achtzeiligen Hauptteil der Strophe, der die Reimordnung a b a b c d c d hat, ein vierzeiliger ohne Rhythmuswechsel mit der neuen Reimanordnung e f f e, ohne diesen Wechsel könnten wir die Strophe beim Anhören schwerlich als ein in seiner Gliederung „überschaubares" Ganzes auffassen. Eine entsprechende Rolle spielt in Goethes Ballade „Der Gott und die Bajadere" der Rhythmuswechsel nach dem ersten achtzeiligen Hauptteil; zuerst haben wir fallenden Rhythmus mit je einer Senkung (Mahadöh, der Herr der Erde, Kommt herab zum sechstenmal ...), dann tritt steigender Rhythmus mit Doppelsenkung im Versinnern ein: Und hat er die Stadt sich als Wandrer betrachtet ... Dazu kommt noch die Änderung der Reimordnung, e e nach a b a b c d c d, und die Bindung der Schlußzeile mit der achten durch den Reim d. — Man darf aber die Bedeutung dieser und anderer Mittel nicht überschätzen. Der Satzbau widerspricht in seiner Gliederung oft dem Strophenbau — in Oden von Hölderlin und andern Dichtern zerschneidet das Strophenende öfters einen Satz, in nichtstrophischen Gedichten Hölderlins kommt Entsprechendes vor —, auch die Reimordnung stimmt in manchen Fällen nicht mit der Strophengliederung überein, vgl. in Wielands Oberon Gesang 1, Strophe 19 mit der Reimanordnung aabcbcbc, welche die Gliederung 2: (2:2:2) erwarten ließe, während die Strophe wie alle übrigen die Gliederung (2:2):(2:2) hat. Die Oberonstanze ist überhaupt ein Beispiel für Freiheiten, die im Bau einer wiederkehrenden Strophe möglich sind: ihre Verse wechseln in der Zahl der Füße (4 bis 6), die Zahl der Senkungssilben ist bald eins, bald zwei, der Versausgang nach Belieben stumpf oder klingend, Reimordnungen habe ich nicht weniger als 74 gezählt — auch ein Beispiel für deutsche Formenfülle!! — und doch haben wir nur eine Strophe, denn die Gliederung der Strophe bleibt sich gleich.

Nichtstrophische höhere Einheiten können einzelne Verse zusammenfassen, z. B. fünffüßige Jamben, Trochäenfünfer oder -vierer, Hexameter[2]), aber auch Reimpaare, in Goethes Gedicht „Warum gabst du uns die tiefen Blicke" sind vierzeilige Einheiten mit gekreuzten Reimen zusammengestellt. Diese Gebilde innerhalb der nichtstrophischen Einheit sind in ihrem Innern strophisch gegliedert[3]), aber ihr Endabschnitt ist nur um eine Stufe, nicht um zwei höher als ihr höchster Inneneinschnitt, insofern weichen sie von der Strophe ab. Das gilt auch von den drei Gebilden in

1) Wir haben also im ganzen sechs Stufen von Einschnitten außerhalb des Verses, 1. bis 4. innerhalb der Strophen, 3. bis 6. als ihre Begrenzung.

2) Bei den Hexametern ist freilich jedesmal die Frage zu stellen, ob Einzelverse vorliegen.

3) Es gibt auch noch andere Möglichkeiten, darüber weiter unten.

dem Eingangsprolog des vierten Aktes der Jungfrau von Orleans; läge hier strophisches Ende vor, so hätten wir vollkommene Stanzen. Deshalb schließen sich auch in Schrift und Druck alle diese kleineren Einheiten innerhalb der nichtstrophischen Gebilde gewöhnlich unmittelbar aneinander an.

Es ist bezeichnend, wie viele Einzelverse oder etwa Reimpaare usw. jeweils in nichtstrophische Gebilde aller Arten zusammengefaßt sind. „Die Bildsäule des Bacchus" von Uhland hat z. B. 37 fünffüßige Jamben, Storms Gedicht „Von Katzen" 36, in Platens Abbassiden (geschrieben in Trochäenfünfern) finden sich folgende Verszahlen: 3—32, 34—39, 44, 46, 48, 69, 90. (Vgl. damit die Verszahlen in Goethes Hermann und Dorothea: 2—26, 30—33, 38—44, 49, 51, 52, 64.) Diese Zahlen treten dazu, wo mehrere solche nichtstrophische Einheiten zusammen ein Gedicht oder einen Gesang bilden, ganz gewöhnlich in buntem Wechsel auf, z. B. im ersten Gesang der Abbassiden 35, 14, 23, 20 . . ., im vierten Gesange von Hermann und Dorothea 43, 17, 6, 44. Vgl. die Zahlen der Reimpaare in Goethes Legende „Als noch verkannt und sehr gering . . .": 6, 9, 6, 11, die Zahl der Vierzeiler in seinem Gedicht: „Warum gabst du uns die tiefen Blicke": 2, 3, 4, 2. Solche nichtstrophische Gebilde sind nur eine Aneinanderreihung von Einzelversen oder etwa Reimpaaren usw.[1]), die höchsten Einschnitte in dem Innern dieser Gebilde sind eben diejenigen am Ende von Einzelversen oder etwa von Reimpaaren usw., diese Einschnitte stehen alle auf gleicher Stufe, höchstens findet sich bei höheren Satzgrenzen, die durch Punkt usw. gekennzeichnet sind, eine kaum größere Dauer des Einschnittes. Während also in der Strophe vier Verse, sonst drei Einheiten das Höchste sind, was in einem nächsthöheren Gebilde zusammentritt, haben wir hier, in den nichtstrophischen Einheiten, ganz gewöhnlich eine größere Zahl. Die Grenze dieser Zahlen nach oben ist nur durch den darzustellenden Inhalt gegeben, vgl. die höchsten Zahlen in Platens Abbassiden (90) und in Goethes Hermann und Dorothea (64). Nichtstrophische Gebilde übersteigen auch gewöhnlich das Maß der Verse, die eine Strophe noch umfassen kann. Deshalb werden auch die kürzesten nichtstrophischen Gebilde nicht mehr als gegliederte Einheit empfunden, auch nicht dann, wenn ausnahmsweise zwei oder mehr gleiche Zahlen hintereinander auftreten, wie in dem ersten Gesang von Hermann und Dorothea, 6, 6.[2]) Gewöhnlich sind aber die aufeinanderfolgenden Zahlen verschieden, vgl. oben, und das macht vollständig gleiche Gliederung und damit eine Strophe von vornherein unmöglich. — Die Strophe kann ferner aus ungleichen Hauptteilen bestehen, auch ihre Unterteile können verschieden sein, vgl. Goethes Gedicht „Der Gott und die Bajadere" für die Hauptteile (Zeile 1—8, 9—11) und für Unterteile (klingende und stumpfe Verse). Die nichtstrophischen Gebilde können sowohl in Haupt- als auch in Unterteilen durchgehende Verschiedenheiten haben, z. B. gibt es Reimpaare, von denen fortdauernd eines mit klingenden Ausgängen mit einem wechselt, das stumpfe hat, Goethes Gedicht „Warum gabst du uns die tiefen Blicke" hat in seinen Vierzeilern denselben Wechsel von Vers zu Vers. Aber die Strophen können in bezug auf Abwechslung in Haupt- und Nebenteilen viel kunstvoller gebaut sein als die

1) Vgl. S. 501 über Zerschneidung niederer Einheiten durch das Ende eines nichtstrophischen Gebildes.

2) Hier spielt auch die Länge der Verse mit. Vgl. unten über Goethes und Hölderlins freie Rhythmen.

nichtstrophischen Gebilde. Je reicher die geregelte Abwechslung in einem Gebilde, um so stärker ist der Eindruck von gegliederter Einheit, den es macht, also wirkt auch in dieser Beziehung die Strophe hinsichtlich der Gliederung einheitlicher.

Ein **Bündel** hat alle diese Eigenschaften nichtstrophischer Einheiten, es umfaßt jedoch gleich der Strophe immer eine **Mehrheit** von Versen oder Reimpaaren usw., und wird, wie die Strophe, jedesmal durch einen Abschnitt begrenzt, der um zwei Stufen höher ist als der höchste Einschnitt im Innern. Daher kann der Endabschnitt eines Bündels ein Reimpaar oder einen Vierzeiler, wie ihn Goethes Gedicht „Warum gabst du uns die tiefen Blicke" hat, niemals zerschneiden (in der Strophe ist das selbstverständlich unmöglich.[1])

Beispiele für Bündel sind die bisher erwähnten nichtstrophischen Gedichte (mit Ausnahme von Storms Katzengedicht), ferner Goethes Prometheus.

Unter den **Absätzen**, den anderen nichtstrophischen Gebilden, kommen solche vor, die nur aus **einer** niederen Einheit (Vers oder Reimpaar) bestehen, z. B. in dem Gedicht von Arno Holz „Der Teufelsteich" wiederholt sich zwischen längeren Absätzen der Vers: Indessen wächst der Arm und wächst und wächst. Auch das ist möglich, daß **ein** Vers oder **eine** solche niedere Gruppe (als Absatz) das ganze Gedicht ausmacht, vgl. von Goethe: Eine nicht hält mich zurück, gar zwei sind's, die mir gebieten, dann Sprichwörter wie: Was du nicht willst, daß man dir tu, das füg auch keinem andern zu, ferner sind sehr häufig Gedichte, die aus einem einzigen Distichon bestehen. Im Gegensatz dazu fällt es auf, daß in Hebbels „Mutter und Kind" ganze Gesänge, der erste mit 244, der zweite mit 273, der vierte mit 283 Versen, in einem Zug ohne Aussetzen fortgehen, so daß der ganze Gesang den Absatz bildet, ebenso bestehen die einzelnen Auftritte in Goethes und Schillers Jambendramen gewöhnlich aus **einem** Absatz, doch vgl. die Absätze in Tasso 4, 3 und 5; 5, 3 und 5. Daß Terzinengesänge oder -gedichte in Absätzen gegliedert sind, ist ebenfalls eine Ausnahme, Liliencron bildet im Poggfred solche Absätze wie ganze Gesänge mit überschießender Schlußzeile, Goethe vereinigt in dem Monolog Fausts (zweiter Teil, erster Akt): „Des Lebens Pulse schlagen frisch lebendig" ohne Rücksicht auf die Dreiheiten je eine Anzahl von Versen der einheitlichen Terzinengruppe zu Absätzen, vgl. unten. Auch Distichen werden kaum zu Gedichten verwendet, die in Absätze gegliedert sind. Solche Gedichte hat Hölderlin geschrieben, in einem (Heimkunft) ist ein Satzganzes durch die Grenze zweier Absätze zerschnitten, so daß die Einheit des Gedichtes sicher ist. Vgl. Anmerkung 1 S. 500. — Die höchste Untereinheit solcher Absätze ist vielfach ein Einzelvers, der Einschnitt erster Stufe, der diese Einzelverse im Innern begrenzt, ist jedesmal ausdrucksloser, matter als der Einschnitt dieser Stufe in Strophe und Bündel sowie in umfassenden Einheiten innerhalb des Absatzes, wenn auch sonst in der Art ihm gleich. Beispiele sind Hebbels Mutter und Kind, die bekannten Jambendramen von Schiller und Goethe. Hieher gehören aber auch gereimte Dichtungen, z. B. Rückerts Parabel „Es ging ein Mann im Syrerland ..." mit gepaarten Reimen, die durch den Haupteinschnitt nach dem Absatz nicht zertrennt werden, auch Hans Sachsens Poetische Sendung von Goethe mit

[1]) Ein Vers wird niemals durch einen Endabschnitt zerteilt. Es gibt scheinbare Beispiele für solche Zertrennungen, aber was da als Versstück erscheint, ist in Wirklichkeit **ein** Vers mit weniger Takten.

einer solchen „Reimbrechung". Nach meinen Beobachtungen gehören die gereimten nichtstrophischen Dichtungen mit Reimbrechung hieher, und alle solchen, deren Reimordnung, wenn ihr die Gliederung folgen wollte, diese verwirren müßte, vgl. Goethes „Ilmenau", wo neben gepaarten Reimen auch ein Dreireim, gekreuzte und umfassende Reime und eine reimlose Zeile vorkommen, und die Knittelverse im Faust. Im Sinne der Gliederung darf man hier nicht mehr von Verspaaren sprechen.

In dem genannten Terzinenmonolog von Faust (Des Lebens Pulse schlagen frisch lebendig ...) bilden jedesmal drei Verse eine Einheit (abgesehen von dem einzelnen Vers am Ende), der Endeinschnitt dieser aus drei Versen bestehenden Einheit ist ein solcher der zweiten Stufe.[1]) Der ganze Monolog zerfällt in vier Absätze, deren Grenzen sind nach dem 16., dem 25., dem 36. und dem 49. Vers, d. h. der erste und zweite Teil schließen mit dem ersten Vers von dreien, nicht mit dem dritten, somit ist die Einheit von drei Versen durch die Grenze zerschnitten. Das ist dadurch möglich, daß der Einschnitt nach dem betreffenden ersten Vers, der auf der ersten Stufe steht, bedeutend verlängert ist, so daß er auch dem gewöhnlichen Einschnitt der zweiten Stufe gegenüber deutlich ins Ohr fällt.[2]) Nach dem 36. Vers haben wir Einschnitt zweiter Stufe, der ebenso verlängert ist wie der Einschnitt erster Stufe nach Vers 16 und 25. Als bezeichnend wird auch hier die Verlängerung empfunden, daher wirkt der verlängerte Einschnitt der zweiten Stufe nicht viel anders als der verlängerte erster Stufe.[3]) Beispiele, in denen die Haupteinschnitte immer mit dem höchsten Einschnitt einer der im Absatz zusammengefaßten Gebilde zusammenfallen, sind die Distichongruppen. Verlängerung des Endeinschnittes haben überhaupt alle Absätze, also auch solche, die aus einer Mehrheit von Einzelversen bestehen, sowie diejenigen, die nur aus einem niederen Gebilde bestehen.[4]) Dadurch, daß der Endeinschnitt dem höchsten Inneneinschnitt in der Stufe höchstens gleich sein kann, unterscheidet sich der Absatz scharf von der Strophe und vom Bündel, deren Endabschnitt jedesmal um zwei Stufen höher ist als der höchste Einschnitt im Innern.

Im ganzen ist somit die Gliederung am schärfsten ausgeprägt in der Strophe, am schwächsten im Absatz, das Bündel steht zwischen beiden. Damit hängt folgender Unterschied zusammen: der Rhythmus, der in Strophe, Bündel und Absatz taktmäßig ist, ist in der Strophe am schwersten, ausdrucksvollsten, im Bündel schon leichter, am leichtesten im Absatz. Namentlich ist in Absätzen, die nur durch mattere Einschnitte erster Stufe gegliedert sind, das Längenverhältnis der Hebungen und Senkungen auffallend glatter als sonst. Man darf nur eine Strophe mit dem Rhythmus zu lesen versuchen, der dem Bündel oder dem Absatz zukommt usw., dann wird der Unterschied klar: die Strophe wirkt dann zu leicht, der Absatz zu schwer im Rhythmus usf.

Diesen drei Gebilden ist gemeinsam, daß ein Gedicht aus einer solchen Ein-

1) Somit ist diese Einheit keine Strophe, sie hätte sonst einen Endabschnitt dritter Stufe, und Strophen könnten auch nicht mit einem Einzelvers verbunden werden. Der Einzelvers ist auch an sich unstrophisch.

2) Man vgl. in der Musik die Fermate, die auch Einschnitte treffen kann.

3) Über andere Verlängerungen vgl. S. 503.

4) Der mattere Einschnitt erster Stufe hat niemals höhere Einschnitte über sich, der stärkere Einschnitt dieser Stufe braucht sie. Damit hängt es zusammen, daß der Absatz im Gegensatz zu Strophe und Bündel durch einen einzigen Vers gebildet sein kann.

heit bestehen kann, oder aus einer beliebigen Anzahl, auch das ist möglich, daß das Gedicht in große Teile (Gesänge) zerfällt, die ihrerseits wieder aus Strophen, Bündeln oder Absätzen bestehen.[1]) Der Schlußabschnitt solcher Gedichte oder Gesänge wird immer durch Verlängerung des betreffenden Strophen-, Bündel- oder Absatzeinschnittes gekennzeichnet, zerfällt ein Gedicht in Gesänge, so hat der Abschluß des ganzen Gedichtes eine noch deutlichere Verlängerung als der ganze Gesang. (Diese Verlängerung fühlt der Sprechende, ebenso der „eingefühlte" Zuhörer, er kann sie auch vom Gesichte des Vortragenden ablesen.)

Nunmehr kann die Frage entschieden werden, ob die „Freien Rhythmen", z. B. von Klopstock, Goethe und Hölderlin als strophisch zu gelten haben oder nicht. — Alle Oden Klopstocks, in welchen jedesmal gleich viel Verse abgesetzt sind, sind strophisch, auch alle vierzeiligen Gebilde mit freiem Rhythmus. Man muß freilich annehmen, daß z. B. in der „Frühlingsfeier" mehr als eine Strophenart verwendet ist; vgl. dazu Klopstocks Ode „Der Geschmack", wo jeder der auftretenden vier Sinne in einer anderen Strophe spricht (wenn die Arten durch Buchstaben bezeichnet werden, ist die Reihenfolge: 4 A, 2 B, 1 A, 1 C, 4 D), und Eichendorffs „Aufbruch", wo eine vierzeilige Strophe und eine fünfzeilige abwechseln. Die wenigen Gedichte Klopstocks mit wechselnden Verszahlen und die häufigen mit zweizeiligen Gebilden, die nicht abgesetzt sind, gehören alle zu den Absatzdichtungen. — Bei Goethe sind wenige freie Rhythmen in Zeilenbündeln geschrieben (Wanderers Sturmlied, An Schwager Kronos, Prometheus, Alles geben die Götter, die unendlichen . . .)[2]), mit Ausnahme des letzten, das nur aus einem Bündel besteht, haben sie wechselnde Verszahlen. Die übrigen haben alle Absätze (der Felsweihegesang enthält auch vierzeilige Strophen), wo mehr als ein Absatz vorkommt, sind die Zahlen ungleich; am geringsten sind die Unterschiede in dem Gedicht „Das Göttliche": 3. Absatz 7, 6. Absatz 5, die übrigen 10 je 6. Hier scheint mindestens eine Ähnlichkeit beabsichtigt, diese wird auch vom Zuhörer empfunden, weil die Verse kurz sind. Man kann da geradezu von Scheinstrophen sprechen. (Goethe hat übrigens auch einige strophische Oden gedichtet.) — Die freien Rhythmen Hölderlins sind alle in Absätzen verfaßt; die Absätze eines Gedichts umfassen in „Patmos" je 15, in „Germanien" je 16 Zeilen, „Die Wanderung" hat dreimal die Zahlengruppe 12, 12, 15, im „Andenken" hat der letzte Absatz die Zahl 11, alle anderen die Zahl 12, auch Vereinigung beider Unregelmäßigkeiten kommt vor. Auch hier ist offenbar eine Regelmäßigkeit beabsichtigt, daneben ein Wechsel (12:15 = 4:5), aber auch die gleichzahligen Gebilde können vom Hörer nicht mehr als Einheit erfaßt werden, sie sind dazu viel zu lang, es fehlt ja auch die strophische Gliederung.[3])

Auch die „Absätze" in der Prosa sind gegliedert (außer wenn sie gar zu kurz sind) und von den folgenden abgegrenzt. Ihr Umfang kann recht verschieden sein. Es gibt Schriften, bei denen die Absätze einander in der Länge ziemlich ähnlich sind,

1) Nicht jede Art solcher Gebilde eignet sich inhaltlich zu einem umfassenderen Werke, das in Gesänge geteilt ist, vgl. die Distichen, die ja betrachtend sind.

2) Also die leidenschaftlichsten.

3) Dafür haben alle diese Absätze, auch die, die in Zahl verschiedenen, eine andere Gliederung, die übrigens in Hölderlins Oden zur strophischen hinzukommt, nämlich durch Wechsel des Stimmklangs. Darauf und auf die Einzelheiten dieser Gliederung kann ich hier jedoch nicht eingehen.

ja sogar solche, wo diese Ähnlichkeit wohlgefällig ist, man denke an Hölderlins Hyperion, an Nietzsches Zarathustra, auch ganz kurze Absätze kommen zwischen langen vor, andere Werke laufen lange Zeit oder durchaus ohne Absatz fort. Trotzdem sind wohl die Prosaabsätze hinsichtlich ihrer inneren und Endeinschnitte den aus Versen bestehenden Absätzen zur Seite zu stellen. Doch ist es schwerer, die Gliederung bei einem Prosaabsatz zu erkennen als bei einem Gedichte.

Der „Sagvers", ein neuentdeckter Vers der Germanen.

Von Friedrich Panzer.

Der kürzlich erschienene 4. Band[1]) von Eduard Sievers' „Metrischen Studien" bedeutet keine geringere Überraschung als der 1. Band sie im Jahre 1905 der gelehrten Welt bereitete. Ward dort von einem Germanisten versucht, der hebräischen Verslehre eine neue Unterlage zu geben, ja eine hebräische Metrik überhaupt erst zu schaffen, so wird hier der germanischen Überlieferung, und zwar der Prosa oder dem, was man bisher für Prosa hielt, ein neuer Vers abgewonnen, den sein Entdecker mit dem Namen des „Sagverses" belegt.

Sievers kam zu seiner Entdeckung durch eine mehr zufällige Beobachtung, wie sie nicht selten eben die methodischste Forschung zu fördern pflegt. Man kennt die Inschrift des Steines von Rök in Östergotland; sie ist, um 900 geritzt, die längste Runenschrift, die wir besitzen, und durch ihre Anspielung auf Dietrich v. Bern, den „Fürsten der Märinge", über den Kreis der Runenforscher hinaus bekannt. Ein Teil der Inschrift, durch Stabreim ausgezeichnet, war stets als vershaft erkannt, doch machte die Bestimmung der Verse im einzelnen teilweise Schwierigkeiten. Sievers fand in dem umstrittenen Teile einen sechshebigen doppelt zäsurierten Stabreimvers, dem ein Dreiheber folgt: ein Versgebilde, das genau so am Schlusse des 2. Merseburger Zauberspruchs begegnet. Er erkannte aber ferner in dem stabreimlosen und bisher für Prosa gehaltenen „Katalog" der Inschrift ein Gebilde von deutlich faßbarem Rhythmus und deutlich faßbarer Melodie, d. h. also ebenfalls Verse, die auch ihrerseits zu „Strophen" sich ordnen: teils vierzeiligen Strophen mit regelmäßigem Wechsel von zäsurierter Langzeile und zäsurloser Vollzeile, teils auch solchen, die nur aus Vollzeilen bestehen.

Die Gewandtheit, mit der hier über das Rhythmisch-Melodische verfügt wird, machte es unwahrscheinlich, daß nur ein vereinzelter Ansatz zu einer sonst ungebräuchlichen Kunstform vorliege. Es galt also, Umschau zu halten, wo sonst ein der Form nach Verwandtes von so erheblichem Umfang sich finde, daß daraus ein System der besonderen Mache dieser neuen Gattung sich feststellen ließe.

In der Tat zeigten zunächst weitere altschwedische Runeninschriften deutlich verwandte Gebilde. Weit umfangreicherer Vergleichsstoff aber bot sich der Beobachtung in den alten Aufzeichnungen schwedischer Gesetze.

1) Metrische Studien IV. Die altschwedischen Upplandslagh nebst Proben formverwandter germanischer Sagdichtung, herausg. von Eduard Sievers. 1. Teil: Einleitung, Leipzig 1918, B. G. Teubner. 262 S. 4°. = Abhandlungen der phil.-hist. Klasse der kgl. Sächs. Gesellsch. der Wissenschaften, 35. Bd., Nr. 1.

Der wohlbekannte allgemeine Zusammenhang von Poesie und Recht in unserer alten Überlieferung, wie Jakob Grimm ihn aus der Tiefe entwickelt hat, mußte von je verlocken, in den alten Rechtsaufzeichnungen auch nach den äußeren Formen dichterischer Rede, nach Versen, zu suchen. Vor allem mußten die skandinavischen Rechtsbücher zu solcher Nachforschung reizen. Sind sie doch ihrem Kerne nach nur der schriftliche Niederschlag jenes mündlichen Vortrags — der lǫgsaga, wie die Isländer, laghsaga, wie die Schweden das nannten —, in dem der eigens bestellte lǫgsǫgumadhr, der „Rechtsprecher", der Landesversammlung regelmäßig das Weistum des gesamten Landrechts zu erteilen pflegte. Gewiß lag der Gedanke nahe, daß diese gedächtnismäßig geübte laghsaga sich die Vorteile vershafter Gestaltung ihres Wortlauts werde zunutze gemacht haben. Als die gegebene Versform aber war um so eher der bekannte stabreimende Vers germanischer Dichtung zu vermuten, als diese Gesetze ja in nord- und westgermanischer Überlieferung sich reichlich von stabreimenden Formeln durchsetzt zeigten. Und doch wollte es nirgends gelingen, die erwartete Form in irgend erheblichem Umfange nachzuweisen und man schloß, die Versform des mündlichen Vortrags müsse wohl bei der Aufzeichnung der Gesetze beseitigt sein. Freilich eine bedenkliche Annahme, da in den schwedischen Texten noch vielfach Hinweise auf mündlichen Vortrag enthalten sind.

Das Bild aber änderte sich für unseren Verfasser mit einem Schlage, als er an diese Rechtsbücher mit jenem neuen metrischen Maßstabe herantrat, den die an der Inschrift des Rökśteins gewonnene Erkenntnis ihm in die Hand drückte. Es erwies sich bald, daß grundsätzlich ähnliche Versgebilde, wie sie dort beobachtet wurden, auch der gesamten Gesetzesaufzeichnung des skandinavischen Nordens eigneten. Nicht bloß in den altschwedischen Rechtsbüchern fanden sie sich — den Upplandslagh vor allem, die König Byrghir Magnusson am 2. Januar 1296 bestätigt hat, und den Gutalagh — in so ausgedehnter Weise, daß für die ostnordische Gesetzgebung die metrische Form geradezu als die ältere Grundform erscheint. Auch in westnordischen Aufzeichnungen kehren sie wieder, in den norwegischen Gulathingslǫg und — stärker schon mit Prosa durchsetzt — den Frostuthingslǫg so gut wie in der isländischen Grágás. Und wenn in den Gutalag schon die Versform auch vor einem eingeschobenen Stücke geschichtlichen Inhalts, der sog. Gutasaga, nicht Halt machte, so mußte sich die Frage aufwerfen, ob diese Form denn überhaupt auf den Gesetzesvortrag sich eingeschränkt und nicht etwa auch auf sonstige „Memorierstoffe" erstreckt habe. Und wirklich fand sie sich — durchsetzt freilich mit späteren Erweiterungen nicht metrischer Form — in der jüngeren Edda, der Gylfaginning und den Skáldskaparmál, ja auch in der eigentlichen Sagaliteratur, der Eyrbyggjasaga, der Gunnlaugssaga und selbst noch der Thidrekssaga. Aber auch im Westgermanischen fehlt sie nicht. Die friesischen Landrechte weisen sie so gut wie die angelsächsischen Gesetze, sie reicht ins angelsächsische Urkundenwesen hinein, in die geschichtliche und sogar die geistlich lehrhafte Literatur. Ganz dürftig zeigt sich die Ausbeute auf deutschem Boden, wo nur zwei Abschnitte des 2. Merseburger Zauberspruchs, einige Stückchen aus dem Hildebrandsliede und das Abecedarium Nordmannicum in Frage kämen, wenn sich nicht zeigte, daß alle Schwellverse, wie wir sie ja auch aus dem Heliand reichlich kennen, vom altbekannten Stabreimvers loszutrennen und der neugefundenen Versgattung zuzuzählen sind. Sie unterscheiden sich von ihr

nur durch die geregelte Anwendung des Stabreims, teilen aber völlig ihr rhythmisches Gepräge.

Dieser neue Vers, dem sein Entdecker den Namen „Sagvers“ gegeben hat, zeigt eine Reihe ungewohnter Freiheiten. So sind die Versfüße am häufigsten zwei- oder dreisilbig, können aber auch ein- oder viersilbig sein. Verschiedene Versformen kommen nebeneinander vor. Am gewöhnlichsten ist ein Vierer, durch Zäsur in 2 + 2 geteilt; er erscheint meist entweder mit seinesgleichen oder mit einem zäsurlosen Dreier gebunden. Es kommen aber auch Sechser (geteilt: 2 + 2 + 2) und Achter (2 + 2 + 2 + 2), ja Siebener und Neuner und in beschränktem Maße Zweier vor. Die Verse treten zu Absätzen oder Strophen zusammen, die ebensowohl aus gleichlangen Versen als aus Wechselversen von verschiedener Länge bestehen können; in den Upplandslagh schwankt die Zeilenzahl der mehrzeiligen Gebilde zwischen 2 und 19. Es gibt in der „Sagdichtung“ gleichstrophige Gedichte im engeren Sinne, und wo eigentliche Strophenbildung fehlt, kann wenigstens das gleiche Metrum (häufig allerdings mit überschießendem Schlußdreier) durch das ganze Gedicht hindurch gehen. Ebensowohl aber kann die metrische Form, selbst bei Einheit des Verfassers, wechseln. Die verschiedene Form ist jeweils der natürliche Ausdruck des verschiedenen Inhalts, der dort einheitlich und geschlossen, hier aber mannigfaltig erscheint. Endreim findet sich in der Sagdichtung äußerst selten, Stabreim häufig. Der dient aber mehr der Formel als dem Verse, obwohl auch letzteres vorkommt; ein großes Beispiel dafür bieten die Hárbarthsljódh, deren bisher rätselhafte Versbildung sich erst unter dem Gesichtspunkte des Sagverses entschleiert. Doch ist der Stabreim auch hier ganz sorglos gesetzt. Strengere Regelung liegt in der angelsächsischen Spruchdichtung vor, wie eine Zergliederung der Exetersprüche belegt. Übrigens ist der Sagvers auch nordischer Spruchdichtung nicht fremd. In den Hávamál erscheinen als Kern nicht weniger Strophen Verse, die sich nicht ohne Zwang in den Aufbau des Ljódhahattr fügen lassen, aber völlig das Gepräge des Sagverses zeigen. Schließlich aber ist jene Strophenform des Ljódhahattr selbst nichts anderes als die mit Stabreim und strenger Regelung des Ausgangs der Vollzeile versehene, in der Sagdichtung so häufige Bindung des Sagvierers mit dem Sagdreier. Die strengere Regelung kam offenbar daher, daß dem Ljódhahattr ein mehr liedmäßiger Vortrag eignete, wie auch im Sagvers der Gesetze an gehobeneren Stellen öfter eine Art Sington auftritt.

Und das führt endlich auch auf den Ursprung dieses neuentdeckten Verses und die Geschichte seiner Entwicklung. Schon den echten stabreimenden Fünftypenvers der altgermanischen Dichtung hatte der Verfasser (vgl. etwa seine Altgerman. Metrik, Halle 1893, S. 139ff.) auf einen Gesangvers zurückgeführt, aus dem er sich auf dem Wege des Übergangs vom Gesangvortrag zum Sprechvortrag entwickelte. Auch der Sagvers, der in seiner gewöhnlichen Form zweifellos gesprochen wurde, hat sich aus einem gesungenen Verse entwickelt. Weist dem Fünftypenverse aber sein Zeitmaß und die „Kreuzschlägigkeit“ seines Taktes einen Gesangvers im $^4/_4$-Takte als Urbild zu, so muß der Sagvers mit seinem gedehnteren Zeitmaß und „gleichschlägigem“ Takte vielmehr aus einem Sangverse im $^2/_4$-Takt entwickelt sein. Dieser gesungene Urvers hat sich anscheinend erhalten in jenem typischen skandinavischen Balladenvers, der in seiner durch die Melodien zweifelsfrei festgelegten Betonung und Fußfüllung sämtliche Besonderheiten des Sagverses aufweist, nur daß er nach-

träglich den Endreim aufgenommen hat. Die typische Taktform dieser Lieder aber ist der $^2/_4$-Takt. Auf dem Wege zum Sprechvortrag hin entstand dann als Übergangsform der Ljóðhaháttr und endlich der gewöhnliche gesprochene Sagvers.

Der Umfang unserer Überlieferung und die Übereinstimmung alles Grundsätzlichen bei Nord- und Westgermanen beweist, daß schon in germanischer Zeit die beiden Versarten nebeneinander bestanden: der stabreimende Fünftypenvers und der Sagvers. Jener dort angewandt, wo neben dem Inhalt die künstlerische Form Selbstzweck war, dieser aber dort, wo es allein auf den Inhalt ankam, der gedächtnismäßig einzuprägen war; die Form diente hier nur, diese Aufgabe zu erleichtern und konnte darum ebenso auf den Schmuck des Stab- und Endreims wie auf den gehobenen Ausdruck verzichten.

Es ist uns nicht leicht geworden, von dem überreichen Inhalte des umfangreichen Werkes mit dem Gesagten auch nur andeutungsweise Nachricht zu geben und in der Tat haben wir manches eingehendster Berücksichtigung Würdige noch gar nicht berührt. So haben wir nichts gesagt von der Methode, durch die der Verfasser seine Ergebnisse in mühsamster Untersuchung des einzelnen gewonnen hat. Von ihren Schwierigkeiten mag man sich eine Vorstellung machen mit der Erwägung, daß ja überall erst die Maßstäbe zu gewinnen waren, nach denen die „Verse" aus den als „Prosa" überlieferten und vielfach wirklich mit Prosa durchsetzten Texten auszulösen, herzustellen und nach ihren Grundgesetzen zu erkennen waren. Als Führer dienten dem Verfasser ausschließlich jene früher von ihm aus den Beobachtungen von Rhythmus und Melodie gewonnenen Konstanten. Die Grundlagen dieser Methode werden hier zum Teil neu erörtert und manche neuen Beobachtungen mitgeteilt in Hinsicht der Rutz-Sieversschen Lehre, der Stimmtypen und der „optischen Signale", die man aus Sievers' Aufsatz in Katzensteins Archiv f. experim. u. klin. Phonetik, 1, 225ff. kennt: Drähte zu eigenartigen Figuren gebogen, durch deren Betrachtung die verschiedenen Stimmeinstellungen nebst ihren entsprechenden Muskelspannungen hervorzurufen sind. Wir denken über diese Dinge demnächst ausführlicheren Bericht von anderer Seite zu bringen. In den einschlägigen Erörterungen wird vieles grundsätzlich Wichtige dargelegt (besonders anziehend etwa S. 28ff. über das Wesen von Rhythmus und Melodie und die sie begleitenden inneren Bewegungsvorgänge und Bewegungsempfindungen, S. 169ff. über das Verhältnis von Rhythmus und Takt), grundstürzende Neuerkenntnisse tauchen auf, wie die, daß der Stabreim nicht an die Hebungen gebunden ist, allgemeine Gesetze von großer Tragweite werden formuliert (z. B. S. 22 „Sprachliche oder rhythmische Gruppen von gerader Gliederzahl liegen in der Tonskala grundsätzlich entgegengesetzt zu solchen mit ungerader Gliederzahl"), manches sprachgeschichtlich Bedeutsame über Laute und Betonung im Altnordischen und Angelsächsischen wird festgestellt usw. Auch die literargeschichtlich bedeutsamen Folgerungen haben wir noch keineswegs erschöpfend angedeutet: den Verfasser führt seine Methode zur Feststellung der Heimat der Eddalieder und ihrer Interpolatoren, er erkennt in der Nibelungengeschichte der Thidhrekssaga die Zusammenarbeitung einer norwegischen und einer isländischen Darstellung der Sage, von denen die eine in regelrechten vierzeiligen Strophen abgefaßt ist, er findet in deutschen Gedichten des 11. und 12. Jahrhunderts, im Memento mori, der älteren Judith, den Gedichten vom Himmelreich und von

Himmel und Hölle Ausklänge des alten Sagverses — kurz eine nicht leicht auszuschöpfende Fülle des Neuen, Überraschenden, das oft zum Widerspruche reizt, allenthalben Nachprüfung verdient und fordert, wie sie erst mit dem Erscheinen des Textbandes möglich sein wird; er wird, im Drucke befindlich, die angezogenen Texte nach den neuen Grundsätzen versmäßig zergliedern.

Unsere Ausführungen konnten einstweilen keinen anderen Zweck verfolgen als unsere Leser zu eigenem Studium des bedeutungsvollen Werkes anzuregen. Es wird der Forschung auf Jahrzehnte zu tun geben, das von ihm Behauptete zu bestätigen oder zu widerlegen. Wie man sich aber auch zu seinen Ergebnissen stelle: niemand wird das Buch aus der Hand legen, ohne dem Verfasser dankbar zu sein für hundertfältige Anregungen und den Genuß großer Durchblicke in ungeahnte Weiten, niemand auch ohne sich aufs neue mit Bewunderung erfüllt zu haben für den verehrungswürdigen Mann, der an der Schwelle der Siebziger mit wahrhaft jugendlicher Kraft eine Welt von Schwierigkeiten überwindend noch nicht aufhören mag, uns mit den bedeutsamsten Entdeckungen zu überraschen.

Deutsche Kunst und Jugendbildung.

Von **Joh. Gg. Sprengel** in Frankfurt a. M.

„Unmittelbarer und vielseitiger als in irgendeiner anderen Tätigkeit offenbart sich in der Kunst Geist und Wesen eines Volkes; denn als anschaulicher Ausdruck seines gesamten seelischen Erlebens ist sie das zugleich deutlichste und umfassendste Bekenntnis von seiner Auffassung göttlicher, menschlicher und natürlicher Dinge." Henry Thode, dessen Buch vom „Wesen der deutschen bildenden Kunst" (bei Teubner 1918) mit diesem Satz anhebt, bietet damit wohl zum erstenmal ein umfassendes deutliches Bild von der Eigenart deutschen Gestaltungswillens, des darin sich auswirkenden Weltfühlens und seiner Auseinandersetzung mit von außen her sich geltend machenden Kräften im Ablauf der Zeiten. Wenn er feststellt, „daß wir alle Besonderheiten der Kunst eines Volkes aus dessen Eigenart zu erklären nicht nur imstande, sondern genötigt sind", so ergibt sich daraus mit Notwendigkeit, daß wir umgekehrt auch vornehmlich aus der Kunst unseres Volkes dessen Eigenart zu erschließen haben. Thode beklagt mit jedem Einsichtigen das bei uns noch immer in weitesten Kreisen fehlende Verständnis für die bildende deutsche Kunst, dessen Mangel mit Notwendigkeit einem klaren und bewußten Verhältnis unsres Volkes zu sich selbst im Wege steht.

Wir kennen sehr wohl die Ursachen dieser verhängnisvollen Selbstentfremdung des deutschen Geisteslebens. Sie liegt darin begründet, daß seit vier Jahrhunderten unser Volk, seiner „eingeborenen gotischen Natur" mehr und mehr entsagend, immer eifriger einem fremden Bildungsideal sich hingegeben hat, dem vermeintlich „absoluten" Vorbild antiken, griechischen Formempfindens. Der klassizistische Wahn hat „die Deutschen lange Zeit hindurch blind gemacht für das eigentlich Bildende in der Kunst", sie haben schwer und „bis zur Selbstvernichtung" darunter gelitten. Niemand hat das klarer dargelegt, als Karl Scheffler in seinem „Geist der Gotik" (im Inselverlag 1917). Der einführende Abschnitt dieses Buches sollte jedem, der sich mit deutscher Geistesbildung befaßt, in Fleisch und Blut übergehen, er sollte in unsern Schulen gelesen werden statt des „Laokoon" Lessings, von dem Scheffler ganz lessingisch bemerkt, er hätte in unsern Tagen wahrscheinlich mit seiner zielsicheren Logik einen

Anti-Laokoon geschrieben und würde orthodoxe Anhänger der Laokoonlehre mit eben jenem heitern Witz verfolgen, der seinerzeit die Herren Lange und Goeze getroffen hat.

In unsern Tagen! Es mußte wohl alles das über unser Volk kommen, was es erlebt hat, seit die romantische Bewegung uns „überhaupt erst den Gedanken eines eigentümlich deutschen Geistes fassen lehrte", seit aus diesem Geist vor hundert Jahren die Befreiung von der Fremdherrschaft geboren ward, seit aus seinem Fortwirken ein neues Deutschland erwuchs und nun wieder zusammenbrach, weil eben dieser Geist ihm nicht zum leitenden und herrschenden Lebenswillen geworden war. Nur in diesem Geist ruht unsre Hoffnung auf eine deutsche Zukunft, nur aus dem unbedingten Willen unsres Volkes zu sich selbst kann ihm die Kraft quellen, sich über dem grausen Trümmerfall ein neues Dasein zu erbauen. So sprach Ernst Troeltsch schon während des Weltkriegs in einem Vortrag vor Freunden des humanistischen Gymnasiums (Humanismus und Nationalismus in unserem Bildungswesen, Berlin 1917) die Hoffnung aus, wir möchten die Zeit erleben, „wo ein starkes und festes Nationalgefühl sich von selbst versteht und keiner bengalischen Beleuchtungen und keines rhetorischen Einpaukens bedarf". Und fordert eine reine Menschlichkeit, die statt des Ideals des griechischen Menschen das Wunschbild des deutschen Menschen aufstellt, fordert einen nordisch-deutschen Humanismus an Stelle des antikisch-südländischen. Auch ihm ist der gotische Mensch „die eigentliche große Mutterschicht unseres Wesens". Seine Wiedergeburt in erneuter Gestalt kann nur aus der Jugendbildung erwachsen. Und so sind wir einig mit Troeltsch: „Der Gedanke eines nationalen Bildungswesens und nationaler Bildungsquellen tritt heute darum mit schrofferen Forderungen auf als je." Einen beredten Vertreter hat dieser Gedanke gefunden in dem gegenwärtigen preußischen Minister für Wissenschaft, Kunst und Volksbildung, und dieser ebenso zielbewußte wie großzügige nationale Schulpolitiker, der dabei besonders die Einheitlichkeit alles nationalen Lebens betont, schloß seine große Rede zum Kultushaushalt im letzten preußischen Landtag (als Sonderdruck unter dem Titel: Sozialdemokratische Kulturpolitik von Konrad Haenisch, Berlin, C. A. Schwetschke u. Sohn) mit dem Hinweis, es gebe für unser Volk keine bessere Kapitalsanlage, als eine solche Erneuerung seines Bildungswesens.

Es darf nicht verschwiegen werden, daß es der Deutsche Germanisten-Verband war, der unsre Schulbehörden zuerst auf die Aufgabe hingewiesen hat, bei der Jugend anschauliche Vorstellungen von der künstlerischen Kultur unsres Volkes zu erwecken. In seiner Denkschrift vom Frühjahr 1916 über die Neugestaltung des deutschen Unterrichts auf den höheren Schulen betonte er mit Nachdruck die dringende Notwendigkeit eines näheren Verhältnisses unsrer Gebildeten zur deutschen Kunst, namentlich auch der älteren Zeit, die durch unser Kunstleben und Kunsturteil Tag für Tag auf das beschämendste erwiesen wird. Es handelt sich übrigens, um das gleich hier anzumerken, nicht nur um die „Gebildeten" und um die höheren Schulen. „Das ganze Deutschland soll es sein!" Das ganze Volk muß an dieser volkheitlichen Bildung seinen Anteil nehmen. Der Auffassung des Germanisten-Verbandes ist in ihrer endgültigen Gestaltung die preußische Prüfungsordnung für das höhere Lehramt (Berlin 1917) gefolgt, welche Bekanntschaft der Lehrer mit der deutschen Kultur- und Kunstgeschichte verlangt, wenigstens „soweit sie für das Verständnis der wichtigeren deutschen Schriftsteller alter und neuer Zeit nötig ist und soweit sie dazu dient, den Unterricht wirksam zu unterstützen und den Zusammenhang der gesamten deutschen Kultur den Schülern vor Augen zu führen".

Man sieht, die frühere preußische Schulbehörde hat sich noch recht vorsichtig und zögernd auf dies Gebiet gewagt. Von Verständnis für die grundlegende Bedeutung aller völkischen Kunst, wozu doch auch die bildenden Künste zählen, findet sich da noch keine Spur. Die dazu Berufenen sollten doch eigentlich wissen, daß gerade die Kunst — mit der Sprache, und diese ist ja auch ihrerseits zugleich Natur und Kunst — die Kraft ist, die Nationen erzeugt und erneuert. Immerhin muß anerkannt werden, daß die neue preußische Prüfungsbestimmung einen erfreulichen Fortschritt bedeutet, und bei der Schöpfung der neuen deutschen Schule darf unser schwer geprüftes Volk erwarten, daß die dafür Verantwortlichen nicht wieder so unverantwortlich wie bisher an den Grundforderungen nationaler Erziehung vorbeigehen. Aufhören muß der unerträgliche Zustand, daß die Größe des deutschen Geisteslebens, die sich auch und vornehmlich in seiner schöpferischen Gestaltungskraft bewährt, unsrem Volke mehr oder weniger ein Geheimnis bleibt und infolgedessen vaterländische Gesinnung zu einer doch im letzten Ende nicht vorhältigen Hurrastimmung so betrüblich verflachen mußte, daß die deutsche Kunst der deutschen Jugend und damit dem deutschen Volke noch heute ein mehr oder weniger verschleiertes Bild ist. Was das bedeutet, kann durch nichts deutlicher werden als durch das Erleben der gegenwärtigen Zeit. Noch einmal sei Thode angeführt, der im Hinblick auf die Stärkung und Steigerung unsres völkischen Kulturbewußtseins ausspricht: „Umzukehren von Wegen, die uns in die Irre geführt, lautet ihre erschütternde Mahnung."

Durch einfühlende triebkräftige Versenkung in Wesen und Art deutscher Kunst ein herzliches inneres Verhältnis zu dem in ihr sich aussprechenden Volkstum zu schaffen, das ist das Gebot der Stunde, die Forderung unsrer Zukunft als Volk. Wird dies, wie bisher ganz allgemein geschehen, im fruchtbarsten Lebensalter versäumt, in jenen Jahren, da die Keime persönlichen wie volkheitlichen Weltfühlens in die Seele gepflanzt werden; gewinnen statt dessen fremde Lebens- und Kunstformen frühzeitig Gewalt über die Seelen, so entsteht unvermeidlich eine Verbildung, ein unnatürliches Verhältnis zur Welt der Dinge und Formen, das später nur selten wieder ausgeglichen wird, jene Selbstentfremdung, die Thode so schmerzlich beklagt. Das Fremde wird dann meist zur unüberwindlichen Schranke für das Eigne, der Flüchtling findet aus dem „fernen Ausland fremder Sitten" nicht mehr heim zur eignen Natur. Es steht dabei hier nicht zur Frage, daß auch fremde Kunst uns viel sein kann und soll. Aber nur auf natürlichem Wege und in wahrhaft gesunder, fruchtbarer Weise, wenn wir nämlich im Eignen leben und von hier aus das Fremde betrachten. „Nur wenn ein Volk Errungenschaften eines anderen dem eignen Gefühl dienstbar macht, sind sie förderlich, sonst verderblich." Dies eigne Fühlen muß also vor allem andern sicher begründet werden.

Zwei Voraussetzungen bestehen dafür, daß unsere Jugend zu verständnisvollem Einleben in die bildende deutsche Kunst gelangt. Es muß ihr die Anschauung geboten werden, und es müssen kundige Führer vorhanden sein, die ihr das Auge öffnen, daß sie sehen lernt. Der Anschauung dienen in erster Linie die Denkmäler deutschen Kunstschaffens im Bild unsrer alten Städte: deutsche Dome, Burgen, Schlösser, Rat- und Bürgerhäuser gewinnen in der Seele des Geschlechtes von heute neues, fortzeugendes Leben. Aber auch das deutsche Dorf und Bauernhaus bewährt immer von neuem seine ursprüngliche und echte, gestaltungskräftige Schönheit. Daneben treten die öffentlichen Sammlungen deutscher Kunst- und Kulturdenkmäler, unter denen die Erzeugnisse der angewandten Kunst, des Kunstgewerbes, einen wichtigen Platz einnehmen; auch die Galerien, in denen die Werke deutscher und

ausländischer Malerei und Bildnerei vereint sind, wo dann bereits Gelegenheit zu vergleichender Betrachtung geboten wird, die nicht zu den ersten Aufgaben künstlerischer Erziehung gehört, aber doch nicht verabsäumt werden darf und bei richtiger Einstellung eine fördersame Vertiefung auch des völkischen Formfühlens bewirkt.

Zugleich muß die Kunst auch in die Schule selbst verpflanzt werden. Werden die Wände unsrer Schulhäuser mit guten Nachbildungen deutscher Kunstdenkmäler geschmückt, so macht das die Räume zugleich wohnlich und traulich, und die Seele der Kinder empfängt schon unbewußt Eindrücke, die im ganzen Leben fortwirken. Freilich muß mit allem Nachdruck betont werden, daß es sich dabei lediglich um deutsche Kunst handelt; gegen diesen Grundsatz ist zuweilen in höchst unverständiger Weise gefehlt worden. Es bleibt ein bequemer Weg, auch hier fremde Kunst zum Vergleich heran zu ziehen, in den nach Gelegenheit und Anlaß wechselnden Anschauungsmitteln, besonders auch den Wechselrahmen, wo ständig Blätter mit Nachbildungen der mannigfachsten Kunstwerke zur Betrachtung gestellt werden und unter umsichtiger Leitung einer umfassenden Einführung in das Wesen der Kunst zu dienen vermögen. Es braucht unter vielem andern nur auf die Schwarzweißblätter des Kunstwarts und die farbigen Seemannschen Mappen hingewiesen zu werden. Zu den Blättern der Wechselrahmen kommen Tafelwerke wie die Seemannschen Schwarzweißdrucke. Freilich fehlt uns in diesem Belang gerade für die deutsche Kunst noch gar vieles, auf manchen Gebieten das Wesentlichste. Von einem Reichtum, wie er in der Hinsicht für antike Kunst und für italienische Renaissance längst zur Verfügung steht, sind wir da weit entfernt. Endlich müssen sich auch handliche Bilderbücher zur deutschen Kunst- und Kulturgeschichte so gut in den Händen der Jugend befinden wie erdkundliche Atlanten und naturkundliche Abbildungen. Das kleine Holland erfreut sich auf diesem Gebiet vortrefflicher Hilfsmittel für den Schulgebrauch, die als Muster dienen könnten. Es kommt dabei nur auf ein verständnisvolles Zusammengehen der Schulbehörden mit dem Buchverlag an, falls die Entschlußkraft des letzteren nicht allein zum Ziele führen sollte, die freilich der Unterstützung durch Lehrpläne und unterrichtliche Maßnahmen nicht entbehren kann. Anstalten wie das Germanische Museum in Nürnberg wären dabei in erster Linie zur Mitwirkung berufen.

Nun kommt freilich alles darauf an, daß die Anschauung nicht tot bleibt, sondern zu fruchtbarem Leben wird. Wer aus Erfahrung weiß, was das Kind sieht und wie es sieht, der kann über die dringende Notwendigkeit verständnisvoller Anregung und Anleitung zum bewußten und richtigen Sehen nicht im Zweifel sein. Dazu gehört Sachkenntnis und Geschmack. Es gilt also, Lehrer heranzubilden, die dieser Aufgabe gewachsen sind, die — den inneren Trieb vorausgesetzt — zum wenigsten über eine gewisse Vertrautheit mit dem Wesen dieser Dinge verfügen. Es gibt heute schon mancherorts Lehrer, die sich dieser dankbaren Aufgabe widmen, aber das sind doch wohl noch vereinzelte Fälle, und die Sache ist zu wichtig, um dem Zufall überlassen zu bleiben, daß persönliche Neigung auch von selbst Mittel und Wege zu finden weiß.

Der Deutsche Germanisten-Verband, der seinem ganzen Wesen nach, wie man Martin Havenstein zustimmen muß, wohl richtiger eine deutschgesinnte Genossenschaft genannt würde, hat sich dieser Aufgabe gleich nach seiner Begründung zuerst angenommen und ist bemüht gewesen, Lehrgänge für deutsche Kunst- und Kulturgeschichte ins Leben zu rufen, die der Lehrerschaft die notwendige Anregung und Anleitung geben sollen. Es ist für die bisherige amtliche Auffassung deutscher Geistesbildung recht bezeichnend, daß es wohl Lehrgänge für fremdländische Kunst gab, daß man es aber für unnötig befunden hat, deutschen Lehrern ebensolche Gelegen-

heiten zur Vertiefung in deutsche Kunst und Kultur zu verschaffen. Längst wurden in Bonn und Trier regelmäßig Einführungen in griechisch-römische Kunst für Oberlehrer veranstaltet. Dazu kamen Lehrgänge für die Antike und die italienische Renaissance in Rom und Florenz. Urlaub und Reisestipendien wurden auch zu Studienreisen nach Griechenland erteilt. „Keines Medizäers Güte lächelte der deutschen Kunst." Erst als der Germanisten-Verband im Frühjahr 1914 nach Berlin berichtete, daß auf seine Anregung das Germanische Museum in Nürnberg beabsichtige, einen 14tägigen Lehrgang zur Einführung in die Entwicklung deutscher Kunst abzuhalten, der den Werdegang von vor- und frühgeschichtlicher Zeit über Romanik und Gotik bis zum Barock an klassischen Stätten, vornehmlich in Regensburg, Bamberg, Nürnberg und Würzburg umfassen sollte, entschloß man sich im preußischen Kultusministerium, vermutlich unter dem Eindruck dieser Nachricht, von Halle aus eine ähnliche Studienreise zu veranstalten, die dann, ebenso wie das erstere Vorhaben, infolge des Kriegsausbruchs unterblieb.

Nicht lange nach der Gründung des Germanisten-Verbandes hatte ich Gelegenheit gehabt, als dessen Geschäftsführer mit dem ersten Leiter des Germanischen Museums, Geheimrat Dr. Gustav v. Bezold, den Gedanken einer solchen Studienreise zu erörtern, der bei dem berufenen Vertreter deutscher Kunstforschung lebhaftes Entgegenkommen fand. In Verbindung mit dem geschäftsführenden Ausschuß des Germanisten-Verbandes wurde ein Studienplan ausgearbeitet und die Ausführung vorbereitet. Als diese durch die Fortdauer des Weltkriegs gehindert wurde, entschloß man sich zuletzt zu einer den Zeitumständen angepaßten Vereinfachung des Plans, einer auf Nürnberg beschränkten Studienwoche, die im August 1918 zur Ausführung kam. Sie umfaßte die Entwicklung des Bauwesens in Lichtbildervorträgen und Führungen durch die kirchlichen und weltlichen Bauten der Stadt sowie auf die Burg; alle Formen der Siedlung und des Wohnbaus kamen zur Darstellung. An der Hand von Führungen durch das Museum wurden erläutert Tracht und Schmuck des Mittelalters, Bewaffnung, Bauernaltertümer, städtische Hausgeräte, das Schriftwesen. Die Einheit von Kunst und Leben kam in allen diesen Darbietungen zu starkem Ausdruck. Im August 1919 ward der Lehrgang mit teilweise verändertem Arbeitsplan — die germanische Vorzeit und Nürnberger Heimatkunde kamen neu hinzu — wiederum zur Ausführung gebracht.

Das Unternehmen des Germanischen Museums in schwerster und trübster Zeit unsres Volkes war eine Tat, die als Markstein in der Geschichte des deutschen Bildungswesens dasteht. Was unser Volk an äußerer Macht und Geltung eingebüßt hat, muß es jetzt trachten aus den inneren Kräften seines geistigen Seins und Wesens zu ersetzen. Daß es uns endlich gelinge, „zur Nation uns zu bilden", darauf steht jetzt unsere ganze Hoffnung. Das Erleben des alten Nürnberg mit seinen Schätzen deutscher Vergangenheit wurde zu einem wahren Aufschrei eingeborenen Fühlens. Solches Erlebnis darf nicht vereinzelt bleiben, es muß fortzeugend wirken. Stehen nicht allenthalben in deutschen Landen die stummen und doch so beredten Zeugen der Herrlichkeit unsrer alten Kunst und Kultur? Die nächste Frucht des Nürnberger Beispiels war ein gleiches Unternehmen in Lübeck, zu dessen Ausführung Dr. Karl Schaefer, der Schöpfer des dortigen Museums für Kunst- und Kulturgeschichte, dem Germanisten-Verband bereitwillig die Hand bot. Die Ausführung wurde auf die zweite Augusthälfte 1919 angesetzt und hatte dank der hervorragenden Eignung seines Leiters und dessen begeisterter Hingabe an die Aufgabe einen glänzenden Erfolg zu verzeichnen. In Lübeck begegnen wir einer der geschlossensten und wuchtigsten Leistungen deutschen und überhaupt menschlichen Formwillens, der

niederdeutschen Backsteingotik, einer Kunst, die nach Wilhelm Pinder (Deutsche Dome des Mittelalters) „in Gleichmaß und Vollendung vielleicht einzig dasteht". „Man darf getrost behaupten", fährt der genannte Forscher fort, „daß die Mehrzahl der lebenden Deutschen von der inneren Größe dieser Kunst keine Ahnung hat." Es ist aber gewißlich an der Zeit, daß unserem Volk offenbar werde, wo die starken Wurzeln seiner Kraft liegen.

Damit ist nicht gesagt, daß wir die Einschläge fremden Geistes, die unsre Kultur seit ihrer Frühzeit erfahren hat, übersähen oder gering schätzten — soweit sie eben wirklich fruchtbare Anregung dem deutschen Geist gegeben haben. Wenn zu Pfingsten 1920 in Frankfurt a. M. eine deutsche Kunst- und Altertumswoche veranstaltet wird, so ist dort der Ausgang vom römischen Germanien ebenso naturgemäß gegeben, wie die Fortführung der Gesamtentwicklung bis auf die Zeit des jungen Goethe mit ihren klassizistischen Einschlägen. Es kommt bei alledem immer darauf an, sich das Bild der Vergangenheit als Ganzes anschaulich vor Augen zu stellen, als ein einheitliches Ganzes, und die darin wirkenden Kräfte zu verspüren. Dabei braucht kein Streit zu sein zwischen Kunstgeschichte und Altertumskunde, wenn auch die Ziele und Methoden beider an sich verschieden sind. Beide können, jede in ihrer Art, unsern Zwecken dienen und sollen es, die philologische Betrachtungsweise der deutschen Altertumskunde, deren führender Vertreter, Otto Lauffer in Hamburg, bei den diesjährigen Lehrgängen in Nürnberg und Lübeck seine Wissenschaft vertrat, und die stilgeschichtlich-ästhetisch vorgehende, darüber hinaus ethnologisch und soziologisch ausdeutende Kunstgeschichte. Kunst und Altertum unsres Volkes bedeuten noch weit hinaus die glückliche Lebenseinheit, die uns später unter der Wirkung geistiger Fremdherrschaft verloren ging. Erst wenn Kunst und Volkstum wieder eins werden, dürfen wir hoffen, zu geschlossener Kulturhöhe wie im deutschen Mittelalter von neuem zu gelangen.

Deutsches Kunstschaffen hat wohl zu verschiedensten Zeiten geblüht. In dem jetzt 80jährigen Meister Hans Thoma verehren wir einen der großen Erfüller deutschen künstlerischen Weltfühlens. Zu keiner Zeit hat jedoch diese schöpferische Kraft sich so umfassend, eigenwüchsig und großzügig ausgelebt, eine solche unübersehbare Fülle bedeutender Denkmäler erzeugt und das gesamte Leben unsres Volkes so einheitlich durchtränkt wie im Zeitalter des gotischen Menschen. Unsre Gotik ist germanisches Wesen in seiner ursprünglichsten, erhabensten, sattesten Prägung. Darum werden wir immer wieder zur deutschen Gotik zurückkehren, wenn wir uns auf unser Eigenstes besinnen, aus den tiefsten Quellen unsres Volkstums schöpfen wollen. Noch ein andrer Gesichtspunkt kommt hinzu: „Wer den Charakter der Kunst eines Volkes erfassen will", so lesen wir bei Thode, „muß zunächst dessen Hervorbringungen in seiner größten Schaffenszeit befragen ... Nur so gewinnt er eine klare Anschauung vom Wesentlichen und den Maßstab für die Einschätzung des volkstümlich Echten auch in den Kunstgebilden, die in anderen weniger produktiven Zeiten entstanden sind. Dies Wesentliche aber ist der Geist oder die Seele selbst des künstlerischen Schaffens, nicht etwa ein bestimmtes Schönheitsideal, eine bestimmte Formensprache, ein bestimmter Vorstellungsbereich, eine bestimmte Technik, denn alles dies wechselt und verändert sich mit dem Wandel allgemeiner geistiger Anschauungen und Richtungen. In dem, was unveränderlich in mannigfaltiger Gestaltung als deren innere Kraft sich offenbart: im künstlerischen Triebe selbst, dessen Art und Ziel durch die gesamte Wesensanlage eines Volkes bedingt wird, ist das Wesen der von diesem hervorgebrachten Kunst zu erkennen."

Zwei Grundgedanken stecken in dieser bedeutsamen Auslassung, die nicht nach-

drücklich genug unterstrichen werden können. Der eine besagt, daß wir im Wesen der deutschen Gotik die erste und wichtigste Erkenntnisquelle für das Wesen deutscher Kunst überhaupt besitzen, daß wir erst von da aus zum richtigen Verständnis ihrer sonstigen Leistungen vordringen. Der andere ist die gerade für uns Deutschen so wichtige Einsicht in das, was das Wesen unsrer Kunst ausmacht. Nicht in irgendwelchen Formen bestimmt es sich, sondern in dem Weltfühlen, das sich darin ausspricht, das auch fremde Ausdrucksformen mit ganz neuem persönlichen Leben erfüllt und sie sich so völlig zu eigen macht. So ist es denn in diesem Blickwinkel eine müßige Frage, ob die Spitzbogenwölbung deutschen Ursprungs sei oder nicht, ob sie vielleicht in Nordfrankreich darum zuerst ausgebildet wurde, weil seine Bevölkerung mit deutschem Blut stark versetzt ist. Französischer Ursprung des gotischen Stils hindert in keiner Weise, in dessen Ausbildung bei uns eine Großtat deutscher Weltanschauung und deutschen Gestaltungsdrangs zu erkennen und das als unser Eigenstes zu lieben. Ähnliches ließe sich über unsre romanischen Kunstwerke am Rhein oder in Bamberg oder Naumburg, über unser Barock und über andre Gebiete unseres Kunstschaffens sagen. Das Falsche kam, wie Heinrich Wölfflin einmal bemerkt, nur dann in unsre Kunst, wenn wir die Sehnsucht nach den klassizistischen Formen an den fertigen Bildungen des Auslandes stillen zu können glaubten, anstatt darüber hinaus die erlösende Gestalt auf eigene Art zu suchen. Dies Falsche müssen wir freilich sehen und vom Echten unterscheiden lernen. Wie gefährlich es werden kann, erkennt man besonders deutlich am Beispiel eines ganz Großen, am Kunsturteil Goethes, wenn man etwa daran denkt, daß er in den schwächlichen klassizistischen Machwerken eines Raphael Mengs bedeutende Kunstleistungen erblickte und für die Größe Rembrandts völlig gleichgültig geworden war. „Wohin diese Meinung geführt hat", so schließt Karl Scheffler, „das liegt vor aller Augen: sie hat eine Epigonenkunst gezeugt ... Wir haben uns gewöhnt, inmitten einer abgeleiteten Bildungskultur zu leben, als sei dieser Zustand normal."

Aus diesem Irrtum und dieser Schwäche herauszukommen, gibt es nur den einen Weg, auf den erneut hinzuweisen der Zweck dieser Betrachtung war. Sie wurde geschrieben unter dem Eindruck eines Gewaltfriedens, den Haß und Raubsucht unsrem hungernden, zum Tode erschöpften Volk aufzwingt. Wollen wir wieder zu Kraft und Geltung kommen, so müssen wir auf das Schillerwort vertrauen, daß es der Geist ist, der sich den Körper baut. Den echten, eingeborenen Geist, der seit Jahrhunderten unter uns lebt, von dem unser Sinn in blindem Wahn sich abgewendet, diesen uns wieder zu gewinnen, bei uns zur Geltung zu bringen, unsrem ganzen Volk zu Fleisch und Blut gehen zu lassen, das ist jetzt unsre Lebensaufgabe.

Lehrgänge über deutsche Altertümer.

I. Germanisches Nationalmuseum in Nürnberg.

Zum zweitenmal rief das Germanische Nationalmuseum, und die dem Rufe folgten, waren so zahlreich, daß wieder zwei Abteilungen von etwa 30 Damen und Herren gebildet werden und daß dem ersten Kursus vom 3.—9. August sofort ein zweiter mit nochmals etwa 30 Teilnehmern folgen mußte. Wieder vereinten sich hier Teilnehmer aus allen Teilen des Reiches.

In zwei Stunden sprach zur Einführung Direktor Lauffer aus Hamburg über die Aufgaben und Arbeitsweise der deutschen Altertumskunde. Dann erläuterte Dr. Wenke Kirchliche Altertümer (Kelche und Monstranzen), Dr. Neuhaus Rüstungen und Waffen. Direktor Bezold besprach Dorf und Stadt, Direktor Dr. Hampe die germanische Vorzeit. Alles dies

war verbunden mit Führungen im Museum selbst. An Hand von ausgezeichneten Lichtbildern besprach Dr. Schulz Nürnberger Heimatkunst und dann ging es unter seiner Führung in die Stadt und zu allerlei Schätzen, die dem Besucher Nürnbergs sonst verborgen bleiben, sowie auf die Burg. Altmeister v. Bezold aber führte durch die Kirchen und um die Stadtmauer.

Es war eine Überfülle, die uns geboten wurde, manches noch reichlich vom Standpunkt des Fachgelehrten aus betrachtet; es muß eben erst mit der Zeit ein Ausgleich gefunden werden zwischen der Betrachtungsweise, für die uns der Altertumskundler oder der Freund eines besonderen Wissenszweiges gewinnen will, und dem, was wir als Schulmänner brauchen. Hier gab Direktor Lauffer sehr gute Gesichtspunkte für kommende Kurse. Aber eins muß dankbar anerkannt werden: der Lehrgang im ganzen führte uns tief hinein in altes deutsches Wesen, und der Rahmen, das germanische Museum und die alte, liebe, ehrwürdige Stadt, sie zwangen uns ganz in ihren Bann und ließen uns erkennen, daß Lehrgänge gerade an dieser Stätte ihre dauernde Bedeutung haben. Möchten sie noch für viele Lernbegierige ausgebaut werden. W. Hofstaetter.

II. Museum St. Annenkloster in Lübeck.

Unter starker Beteiligung fand vom 14.—22. August in Lübeck im Hause der Gesellschaft zur Beförderung gemeinnütziger Tätigkeit und im Museum St. Annenkloster der vom Germanisten-Verband veranstaltete Lehrgang für deutsche Kunst- und Kulturgeschichte statt, in dessen Leitung sich die Herren Prof. Dr. Schäfer vom Museum für Kunst- und Kulturgeschichte im St. Annenkloster und Prof. Dr. Lauffer vom Museum für Hamburgische Geschichte teilten. Lauffer gab in streng begrifflichem Aufbau eine ausgezeichnete Einführung in die deutsche Altertumswissenschaft. Ihre Quellen: Worte, literarische Denkmäler, Abbildungen und Denkmäler wurden einer eingehenden kritischen und methodischen Betrachtung unterworfen. Schäfer ließ sich mehr von ästhetischen Gesichtspunkten leiten. Unterstützt wurden die Vorträge durch Besichtigungen unter der Leitung der beiden Erwähnten in den Straßen Lübecks, des St. Annenklosters, der verschiedenen Kirchen, des Rathauses und einer Reihe von Bürgerhäusern. Die Fülle des Gebotenen wäre zu groß gewesen, hätte nicht diese geschickte Folge von Vorträgen und Führungen für eine wirkliche geistige Verarbeitung gesorgt: auf den Vortrag am Abend des vorhergehenden folgte die Führung am Morgen des folgenden Tages. Selbstverständlich war die geschichtliche Entwicklung maßgebend, und so erhielten die Teilnehmer ein schönes und umfassendes Bild von der Geschichte Lübecks und damit auch z. T. des deutschen Nordostens von der frühesten Zeit bis zum Ausgange des Mittelalters. Besonderen Anklang fand die geschickte Einrichtung des Museums von St. Annen, die von Prof. Schäfer stammt. Die sachgemäß wiederhergestellten Klosterräume enthalten in sorgfältig gesichteter Auswahl eine Fülle des schönsten Stoffes. Der Besucher wird durch die Anordnung gezwungen, von selbst die geschichtliche Folge der Zimmer in einem unausweichbaren Rundgange zu durchwandern. Von den Ausstellungsstücken seien hier nur hervorgehoben die alten romanischen Apostelstatuen, die Standbilder der klugen und törichten Jungfrauen, die prachtvolle Statue des St. Jürgen, an der Lessing seine Gesetze ebensogut hätte ableiten können wie am Laokoon, die Malereien und Schnitzereien der Meister Bertram, Herm. Rode, Bernt Notke usw. und die hübsche Sammlung mittelalterlicher Schul- und Schreibgeräte. Eine besondere Erwähnung verdient auch die lange Flucht der Zimmereinrichtungen aus den verschiedenen Geschmackszeitaltern. Im ersten Vortrage behandelte Prof. Schäfer die Gründung Lübecks und den norddeutschen Städtebau. Er hob hervor, daß die Städte des Ostens durch bewußte Gründung entstanden seien, daß aber bei der systematischen Anordnung des Marktes und der Straßen zu praktischen Zwecken ein malerischer Straßenabschluß ebensowenig vernachlässigt worden sei, wie die schöne Silhouette. Es folgte der romanische Kirchenbau und sein Vorläufer, die primitive Vicelinskapelle, dann der gotische Ziegelbau. Klar und schön wurden seine Unterschiede von der Hausteingotik und die Wirkung seiner besonderen Kunstmittel dargestellt. Besonderen Beifall fanden die beiden Vorträge (und ihre Ergänzung durch Besichtigungen) über Rathaus- und Bürgerbauten. Die Hörer teilten lebhaft das Bedauern Schäfers, daß über diese Dinge noch keine erschöpfende Darstellung vorhanden sei, geschweige denn ein Pracht-

werk, denn das Rathaus sei eine besondere deutsche Schöpfung. Reiches Lichtbildermaterial ergänzte die Anschauung, wie sie Lübecker Denkmäler darboten. Nicht unerwähnt bleibe auch, daß die Aufnahmefähigkeit unterstützt wurde durch zwei Ausflüge in die schöne Landschaft Lübecks und durch gemütliches Beisammensein nach vollbrachter Tagesarbeit. Ein einfaches Abendessen vereinigte am Schlusse des Lehrganges die Teilnehmer in den gastlichen Räumen der Gesellschaft zur Beförderung gemeinnütziger Tätigkeit, bei der die Herren Bojunga und Sprengel den Dank abstatteten für die reiche Fülle des Gebotenen. Am folgenden Tage fand der Lehrgang seinen Abschluß mit einem Ausfluge nach Lüneburg, dessen Führung Schäfer wiederum übernommen hatte.

Mit tiefer Befriedigung, voll neuen Wissens und neuer Anregung, dankbar für alles Gebotene, trennte man sich. Möchte dieser Lehrgang noch recht viele Nachfolger in recht vielen Städten unseres deutschen Landes finden!

Berlin-Schmargendorf. Rose.

Zur Frage der Schulausgaben.

Von **Walther Herrmann** in Freiberg i. Sa.

Nichts scheint einleuchtender zu sein, als daß durch Vermittlung von Schulausgaben der Spezialist an den Schüler herankommt, daß der besondere Kleistkenner dem Schüler den „Prinzen von Homburg“ erklärt und der Grillparzerforscher den Kommentar zum „Goldenen Vließ“ gibt. Und doch ist schriftlich geübte Pädagogik etwas ebenso Fragwürdiges wie ärztliche Behandlung durch Briefe. Es ist besser, wenn der Lehrer, der zum Schüler sprechen kann, die Behandlung allein übernimmt, ohne sich durch den von einem andern verfaßten Kommentar die Marschroute binden zu lassen. Für den Lehrer sind die Kommentare der Spezialisten unerläßlich, gehören sie aber in die Hand des Schülers? Die Behandlungen von Dichtungen in der Klasse soll den Schüler anleiten zum eigenen Genießen und denkenden Betrachten von Kunstwerken. Es ist ein Unding, wenn das, was der Lehrer mit den Schülern erarbeiten will, in der „Einleitung“ steht. Dem Schüler darf durch den Kommentar auf keinen Fall das Nachdenken und das Befragen der eigenen Empfindung erspart werden, nichts, was er selbst finden kann, darf ihm da geboten werden. Es ist unendlich leicht, aber wenig bildend, ein von andern entworfenes Schema des Aufbaus eines Dramas sich anzusehen, statt es selbst zu finden. Es sind schnell die Worte nachgesprochen, die das Problem eines Kunstwerks, die Formel für einen Charakter angeben, großen Bildungswert aber hat das nicht.

Um dieser Gefahr zu entgehen, benutze ich meist reine Textausgaben. Für die Privatlektüre sind reicher kommentierte Ausgaben am Platze. Auch sonst habe ich das Bedürfnis nach Schulausgaben mitunter empfunden. Sie könnten gute Dienste tun, wenn sie sich rein auf den einen Zweck einstellten, der ausführlichen gemeinsamen Behandlung in der Klasse zu dienen. Einleitungen sind nur ganz selten nötig, mit wenigen Worten kann der Lehrer meist selbst die Bedingungen schaffen, die der Dichter vorausgesetzt und im übrigen ist es ja eine Hauptsache, die dem Neuen entgegenkommende Aufmerksamkeit dem Kunstwerk selbst zugute kommen zu lassen, indem man seinen Anfang möglichst ungestört wirken läßt. Auch wo eine Dichtung einer größeren Einleitung bedürfte, wäre es meiner Ansicht nach richtiger, sie bescheiden hinter den Text zu stellen. Im übrigen soll der Herausgeber vor allem Material bringen, nicht Urteile und Ergebnisse. Er gebe z. B. Material zur Entstehungsgeschichte (Zusammenhang mit dem Leben des Dichters), den Rohstoff der Dichtung (die historische Grundlage), Angaben über eine frühere Fassung (den Vergleich zu ziehen und die Fassungen zu bewerten muß dabei aber dem Unterricht vorbehalten bleiben), oder mehrere sich widersprechende Urteile über das Werk. Jede Dichtung würde da andere Forderungen stellen, unter allen Umständen aber müßte die Gefahr der „allseitigen“ oder „erschöpfenden Behandlung“ vermieden werden, die ein Kunstwerk nach Art der Normalstufen auspressen will, bis nur ein fader Rest zurückbleibt. Es muß uns doch sehr ernst stimmen, daß die Klage, die Schule verderbe den jungen Deutschen die Freude an unsern großen Dichtern nicht verstummen will. Wir dürfen über diese Ansicht, die in Hunderten der früheren Schüler unserer

Schulen lebt, nicht mit einem bedauernden Lächeln hinweggehen, wir dürfen sie auch nicht allein auf das persönliche Ungeschick einzelner Lehrer schieben, gegen das sich nichts tun läßt, wir müssen uns vielmehr fragen, ob hier nicht ein Systemfehler vorliegt, dem auch durch eine Änderung in der Art unserer Schulausgaben entgegengewirkt werden könnte.

Literaturberichte.

Pädagogik.

(Reichsverfassung und Schulreform.)

Von **Raymund Schmidt** in Leipzig.

Mit besonderen Erwartungen haben gerade Pädagogenkreise denjenigen Ausführungen der Reichsverfassung entgegengesehen, die sich mit der Neuorganisation unseres Bildungs- und Schulwesens beschäftigten. Wer den Umfang dieser Erwartungen kennt, wird sich leicht sagen, daß durch die kurzen allgemeinen Richtungslinien, die nunmehr vorliegen, eine Fülle von reformatorischen Träumen zerstört wurde. Es sei aber hier gesagt, wir haben trotz des „Schulkompromisses" allen Grund, mit dieser Lösung der Schulverfassungsfrage zufrieden zu sein, und es kann uns nicht schwer werden, unsere freudige Zustimmung zu diesen Richtungslinien zu geben, denn die Männer, denen wir sie verdanken, haben das Bildungswesen vor einer Revolutionierung bewahrt, ohne jedoch gesunden und berechtigten Forderungen die Anerkennung zu versagen, haben statt einer Revolution eine Evolution angebahnt, die fruchtbarste Folgen haben muß.

Eine kurze Aufzählung zeigt, in welchen Punkten die neue Verfassung Schulreformen für zweckmäßig und notwendig hält. Erwähnt seien: einheitliche Regelung der Lehrerbildung, Schulaufsicht durch fachmännisch vorgebildete Beamte, grundsätzliche Erfüllung der allgemeinen Schulpflicht in der Volksschule, Förderung der Begabten, Unentgeltlichkeit des Unterrichts und der Lehrmittel in Volks- und Fortbildungsschulen, organische Ausgestaltung des öffentlichen Schulwesens von der Volksschule bis zur Universität, Einführung von Staatsbürgerkunde und Arbeitsunterricht als Lehrfächer, Förderung des Volksbildungswesens durch Volkshochschulen, weitgehendste Duldung in allen religiösen Fragen. Die Richtung also, die Möglichkeit der Entwicklung aus den bestehenden Verhältnissen zu der Schule der Zukunft wird hier angezeigt.

Im folgenden soll nun der Versuch gemacht werden, einige der neuesten Erscheinungen der pädagogischen Literatur, die sich im wesentlichen mit pädagogischen Zukunftsfragen beschäftigen unter Anerkennung der durch die Reichsverfassung geschaffenen Lage und unter Berücksichtigung der Notwendigkeit, das Deutschtum nicht als Besitz, sondern bewußt als Aufgabe, als Bildungsideal zu erfassen, auf ihren Wert für die Aufgabe der neuen Schule zu untersuchen.

„Pflege deutschen Volkstums im Geiste der Völkerversöhnung" fordert die Reichsverfassung, und sie findet das rechte, praktisch brauchbare Ideal für unsere Erziehung. Ihm dient Wilhelm Peper[1]) in seiner „Deutschkunde". Er geht aus von jenem naiven Volksgefühl, von jenem Stammesgefühl der Verwandtschaft und zeigt deutlich auf, daß, wenn ein verstärktes Volksgefühl dieser Art dem Deutschen erwüchse, darin kein Haß, keine Mißachtung gegenüber dem Fremden eingeschlossen sei. Völkerversöhnung und Völkerfrieden können sich ungehemmt auf dieser Basis entfalten. Die Pflege des heimatlichen Volkstums, der Mundart, der Heimatlandschaft und der Stammesgeschichte sind wirksamste Mittel, dieses Volksgefühl lebendig zu erregen. Denn Peper spricht von dem Selbstgefühl, von völkischem Stolz, als dem Gefühl des völkischen Hochwertes, das frei ist von Dünkel und von Anspruch auf Kulturimperialismus. Dies Volksgefühl wirkt sich in der Heimatliebe, in der Volkskunst und allen ähnlichen und instinktiven Regungen der Volksseele aus, es beruht auf

1) Wilhelm Peper, Deutschkunde als Bildungsgrundgesetz und als Bildungsstoff, 13. Ergänzungsheft der Zeitschr. f. d. deutsch. Unterricht. Leipzig-Berlin 1919, B. G. Teubner.

einer innigen Teilnahme an allen Vorgängen in der Heimat, auf einer eingehenden Kenntnis ihrer eigenartigen Schönheiten und auch Schwächen, es wird, das wollen wir nicht verkennen, geweckt durch das erziehliche Ideal (als Aufgabe, als Möglichkeit) eines hochwertigen deutschen Volkscharakters, und es läßt doch Raum für oder geht über in jenes noch umfassendere Gefühl der allgemein menschlichen Zusammengehörigkeit. So gehört denn nach Peper nicht nur der eigentliche deutschkundliche Stoff in die Schule, sondern zum wesentlichen Teil auch eine weitgehende Auslandskunde. „Alle Bildungsgänge", so schreibt er, „sollen zuerst das junge Geschlecht fest im deutschen Leben, in eigener Erde gründen; dann aber mag der Deutsche unbeirrt, mit freiem Blick hinausschauen auf das Gute und Schöne fremder Kulturen und fest ruhend in seiner Eigenart, auch die notwendigen übervölkischen Gemeinschaftsbeziehungen pflegen." Pepers Deutschkunde ist gerade in der Bereitstellung des Deutschtums als Bildungsstoff in der Betonung dieses Bildungsstoffes gegenüber allem Fremden ein Buch von ganz besonderer Ausprägung; um so dankbarer glauben wir dem Verfasser sein zu müssen dafür, daß er trotz dieser Ausgeprägtheit den höheren Kulturzusammenhang weder selbst aus den Augen verloren noch absichtlich tendenziös verwischt hat.

In ähnlicher Weise wie Peper vertritt Seminardirektor Scholz-Hildburghausen[2]) das Prinzip der Betonung des Deutschunterrichtes. Er versucht die deutschen Fächer Geschichte, Erdkunde, Deutsch und Gesang in den Vordergrund der Erziehung und dazu die mathematischen und naturwissenschaftlichen Fächer über die fremdsprachlichen zu stellen mit der Begründung: „eine Bildung, die ihre Elemente fremden Umgebungen entnimmt, kann nur Talmibildung sein". Dennoch möchten wir, bei Anerkennung aller Mäßigung, die wir bei Scholz finden, vor einigen Einseitigkeiten warnen, zu der die Stimmung, in der das Buch verfaßt wurde, verführt. Dieses Streben darf nicht dahin führen, den Versuch, auch fremde Kulturen zu verstehen, nun ganz und gar aus allen Bildungsprogrammen zu streichen.

Von starkem Kulturbewußtsein durchdrungen sind uns vorliegende Aufsätze von Eduard Spranger.[3]) Er meint, daß es eine mittlere Linie geben müsse zwischen dem „Weg nach Weimar und dem Weg zum weltpolitischen Denken", also zwischen der bewußt gewollten politischen Isolierung und der kosmopolitischen Auflösung unserer deutschen Eigenart. „In dem Grade," so schreibt Spranger, „wie man sich selbst begreift, nähert man sich auch dem Besonderen abweichender Geistesverfassung, und nur, wenn man in andere Nationen hingebend und lernend eingedrungen ist, kehrt man bereichert und zuversichtlicher zu sich selbst zurück." Spranger ist ein organisatorischer Geist, und so bildet sich denn sein Gedanke sogleich um in einen Plan „von der Spitze unserer Geisteskultur aus, von der Universität die praktische Auslandsbildung zu organisieren und so von oben herab unser ganz und gar „heimatlich gerichtetes" Bildungswesen mit dem rechten Maß von Auslandskenntnis zu durchtränken".

Daneben aber bleibt die große Frage der sittlichen und der sozialen Erziehung. Es ist hier nicht der Ort, den Kampf um den Religionsunterricht zu beleuchten. Hier kann es sich nur darum handeln, inwieweit sonst die Erziehung sittliche Werte schaffen kann. So ist auch Hermann Nohls[4]) Aufsatz vom „Deutschen Ideal der Geselligkeit" als ein sozialpsychologischer Beitrag zur Frage der Versittlichung der Jugend unabhängig vom Religiösen zu verstehen. Besonders wertvoll erscheinen seine Ausführungen deshalb, weil in ihnen der Nachweis gebracht wird, daß es die neue deutsche Jugend selbst war, die in ihren Reihen aus einem tiefen Bedürfnis dieses soziale Erziehungsideal neu erstehen ließ. In der gemeinsamen Pflege der Heimatliebe, der alten Volkskunst, des alten Volksliedes, im Wandern und in der Diskussion hat die deutsche Jugend selbst den einzig möglichen Weg der Entfaltung ihrer innewohnenden sozialen Kräfte, die Verwirklichung des selbsttätig entstandenen Ideals einer freien Geselligkeit gefunden.

2) Scholz-Hildburghausen, Die deutsche Schule nach dem Weltkrieg. Heft 624 von Friedrich Manns Pädagogischem Magazin. Langensalza 1916, Hermann Beyer & Söhne. Brosch. M. 0,60.

3) Eduard Spranger, Kultur und Erziehung. Gesammelte pädagogische Aufsätze. Leipzig 1919, Quelle u. Meyer. Geh. M 2,80, geb. M. 3,80.

4) Hermann Nohl, in: Pädagogische und politische Aufsätze. Jena 1919, Eugen Diederichs. Brosch. M. 4,50 zuzügl. 30% Teuerungszuschlag.

Von philosophischen Prinzipien aus sucht Paul Barth in seinem „Lebensführer“ und in dem dazugehörigen Kommentar[5]) die Grundzüge zu einem systematischen Moralunterricht vorzuzeichnen. „Der Lebensführer“ will wissenschaftliche, nicht religiöse Ethik lehren, deshalb lehnt er sowohl den immanenten diesseitigen Eudämonismus wie den transzendenten, jenseitigen als geeigneten Ausgangspunkt für die Erziehung ab. Das Prinzip, welches nach Barth geeignet ist, ein so geartetes Erziehungssystem zu tragen, ist das Prinzip des starken sozialen Willens. Er bezieht sich auf die menschliche Gesellschaft, auf die Möglichkeit ihrer immer festeren Zusammenfügung, die den einzelnen in freier Hingabe zum tätigen Gliede des Ganzen macht. Reich ist das Buch dieses bedeutenden Pädagogen an Hinweisen und Anleitungen zur Erweckung und Pflege, zur Verherrlichung und Veredelung des sozialen Ideals, das wegen seiner Lebensnähe, wegen seiner Diesseitigkeit ganz besonders geeignet ist, den Gang der Erziehung klar zu organisieren und zu regeln. Daß Barth trotz aller Diesseitigkeit dem Theismus nicht den Krieg erklärt, geht aus folgenden Sätzen klar hervor: „Der Theismus ist vereinbar mit einer rein diesseitig wissenschaftlich durchgeführten Ethik, er ist nur eine Bekränzung der von dieser aufgerichteten Ideale, die fast jedem, besonders aber dem Kinde, unwillkürlich aus dem sittlichen Streben emporwächst.“

Von Interesse dürfte in diesem Zusammenhang der Hinweis auf einen Versuch Kammlers[6]) sein, Herbart und Förster in eins zu verschmelzen. Er schließt mit den Worten: „Eine praktische und nach den höchsten Zielen und Zwecken orientierte Pädagogik der Gegenwart muß deshalb die Ideale gestaltende Unterrichtskunst Herbarts mit der Moral weckenden Lebenskunde und praktischen Willenserziehung Försters und mit einem tiefgründig erfaßten Arbeitsschulprinzip verbinden.“ Kammler hält es nicht für wünschenswert, den Moralunterricht (den er sich übrigens ein klein wenig anders denkt als Förster, der ihn bekanntlich vom Religionsunterricht getrennt wissen will. Kammler tritt für eine Verbindung beider ein) nur ethisch und soziologisch wertend zu betreiben, mit der Begründung, daß nichts ungesünder sei, als ein Kind sozusagen zu einer moralisierenden Einstellung auf seine Umgebung zu erziehen, und von der ganz richtigen Beobachtung geleitet, daß ein Übermaß dieser moralisierenden Haltung des Erziehers den Zögling leicht zu Gleichgültigkeit und Abneigung führt. Er wünscht, daß mit der vernunftmäßigen Weckung der Moral nicht zu früh begonnen werde, daß sich diese vielmehr besser automatisch aus einer Betätigung des ganzen Menschen ergeben möge. In diesem Punkte verdient Kammler sicherlich vollste Zustimmung.

(Fortsetzung u. Schluß folgt.)

Geschichtsunterricht und Geschichte.

Von **Gustav Rosenhagen** in Dresden.

Der Krieg und besonders sein Ende haben uns gezeigt, wie sehr uns allen Selbstbesinnung und Selbsteinkehr nottut, in allen unseren Arbeiten, in den Unterrichtsfragen, und hier wieder ganz besonders im Geschichtsunterricht. Kein Teil unseres höheren Bildungswesens hat mehr nach Reformen verlangt als er; keiner hat auch schon mehr Reformversuche aufzuweisen. Sie gipfeln in zwei Richtungen; einmal heißt es, Verstehen der Gegenwart aus der Vergangenheit und deshalb Fortführung des Unterrichts bis zur Gegenwart; auf der anderen Seite verlangt man Einführung in staatsbürgerliches Denken, Erziehung zum Staatsbewußtsein. Gewiß, mit gutem Recht. Und doch geht man irre, wenn man glaubt, mit der Erfüllung solcher Forderungen alles getan zu haben. Auch hier muß man sich bewußt sein, welchen Gefahren man damit entgegengeht oder schon entgegengegangen ist. Die historische Bildung, die damit erstrebt wird, kann gar zu leicht zu historischer Verbildung führen, zu Irrungen, vorgefaßten Meinungen, zu vorschnellem Aburteilen und

5) Paul Barth, Ethische Jugendführung. Grundzüge zu einem systematischen Moralunterricht. Kommentar für Lehrer und Eltern zum „Lebensführer“ desselben Verfassers. Leipzig 1919, Dürrsche Buchhandlung.

6) B. Kammler, Moralpädagogik und Unterricht bei J. F. Herbart und Fr. W. Förster. Heft 565 von Friedrich Manns Pädagogischem Magazin. Langensalza 1914, Hermann Beyer & Söhne. Brosch. M. 0,85.

damit zu verhängnisvollem politischen Handeln. Hauptzweck aller erziehlichen Tätigkeit bleibt doch Herausbildung des Erkenntnisvermögens; wirkliches Verständnis eines Einzelvorganges ist mehr wert als Wissen einer Fülle von Tatsachen. Dieses kann gar zu leicht falsche Vorstellungen erwecken, Verbildung statt Bildung fördern oder auch schnellfertige Oberflächlichkeit heranbilden. — Zu solchen Gedanken regt das Buch von Theodor Litt[1]) an, das, 1912 geschrieben und 1918 erschienen, schon vielfach besprochen worden ist. Nicht in der Darbietung des Stoffs, dem Anhäufen von Kenntnissen sieht Litt die Hauptaufgabe des Geschichtsunterrichts, sondern in soziologischer Betrachtungsweise und Behandlung, die von unten her aus dem Kreise der persönlichen Erfahrung des Schülers in Klasse und Schule, in der Familie und im Volke, also in gewollten und gewachsenen Lebensgemeinschaften, zum Leben im Staate aufsteigt. Er folgt dabei den grundlegenden Forschungen und Begriffsbestimmungen Georg Simmels (Soziologie 1908 u. a. m.). Aus dem Leben Geschichte verstehen lernen, das will der Verfasser mit dem Titel seines Buchs sagen. Dabei werden auch die neueren Forderungen an die Schule: Wahl von Vertrauensmännern und Schülerausschüssen, Elternvereinigungen und Schulgemeinde in Beziehung zur Erziehung des Schülers zu geschichtlichem Verstehen gesetzt. Also nicht so sehr die Gegenwart aus der Vergangenheit verstehen lehren, sondern die Betrachtung der Vergangenheit aus dem Leben der Gegenwart ist nach Litt die Aufgabe. „Wir treten mit den erlebten Formen der Gegenwart, den zeitlos gültigen, an die überlieferten Inhalte der Vergangenheit, die überzeitlich dauernden, heran, und diese mit jenen belebend, jene mit diesen erfüllend gestalten wir das Bild des Erkennens, das Geschichte heißt" (S. 130f.). Für die Unterrichtspraxis fordert dabei Litt nicht etwa eine Darstellung, die im Rückwärtsgange von der Gegenwart zur Vergangenheit führt, der Gang der geschichtlichen Darstellung bleibe der alte der geschichtlichen Entwicklung, aber wo eine Erscheinungsform geschichtlichen Lebens auftritt, in der sich „ein Grundverhältnis alles menschlichen Lebens enthüllt", da werde dieses Bild von innen heraus, durch soziologische Betrachtungsweise, mit Leben erfüllt. Das wird dann an einzelnen Beispielen aus Altertum, Mittelalter und Neuzeit erläutert, wobei gute Ratschläge zur dringend nötigen Sichtung des Stoffs gegeben werden. Kein Geschichtslehrer darf das Buch unbeachtet lassen; wie man sich zu der allerdings etwas abstrakten Behandlungsweise stellen möge, ein jeder wird daraus eine Fülle von Anregungen entnehmen, denen er weiter nachgehen muß. Dem Geschichtsunterricht inneres Leben einzuhauchen, Verstehen geschichtlicher Vorgänge zu ermöglichen und dadurch auch politisches Denken und Handeln zu erzeugen, dazu weist Litt Mittel und Wege.

Ed. Meyer[2]) bespricht Wesen und Aufgaben der höheren Schulen und Gestaltung des Geschichtsunterrichts im Anschluß an den preußischen Ministerialerlaß vom 2. September 1915. Die Erziehungsfrage ist ihm das Grundproblem der Gegenwart, wer wird ihm nach dem Ausgange des Kriegs nicht erst recht beistimmen wollen? Auf die Unterrichtsfragen einzugehen, die Meyer anschneidet, ist hier nicht die Stelle. Für den Forscher des Altertums und den gründlichen Kenner englischer und amerikanischer Verhältnisse ist es naturgemäß, daß er das Griechische nicht nur in seinem jetzigen Bestand erhalten wissen will, sondern die Zeit zurücksehnt, da der griechische Unterricht in IV begann, ebenso daß er das Englische als Pflichtfach auch auf dem Gymnasium verlangt. Als Gegner des Überbürdungslärms wünscht er das alte Gymnasium herbei, wie er es als Schüler des alten Johanneums in Hamburg erlebt hat. Erziehung zu wissenschaftlicher Arbeit, nicht Übermittlung toten Wissens, sondern Erwerbung und Förderung lebendigen Könnens ist die Aufgabe der neunklassigen Schule. Wie immer schlägt auch in dieser Schrift der temperamentvolle Verfasser eine scharfe Klinge, und Lehrbücher wie Schulausgaben, Verordnungen und Einrichtungen der neuen Zeit müssen sich starke Hiebe gefallen lassen.

Für die Gestaltung des Geschichtsunterrichts in den Oberklassen zieht Meyer aus den allgemeinen Unterrichtsaufgaben die Folgen: „Verzicht auf eine nochmalige Behandlung der gesamten Geschichte, an ihrer Stelle, von Halbjahr zu Halbjahr wechselnd, eine Auswahl

1) Geschichte und Leben. Von den Bildungsaufgaben geschichtlichen und sprachlichen Unterrichts. B. G. Teubner 1918. Geh. M. 3,60 u. Teuerungszuschlag.

2) Die Aufgaben der höheren Schulen und die Gestaltung des Geschichtsunterrichts. Leipzig-Berlin 1918. B. G. Teubner. M. 2,80 u. Teuerungszuschlag.

einzelner Abschnitte nach dem freien Ermessen des Lehrers, die dann eingehender auf wissenschaftlicher Grundlage behandelt werden, so daß die Schüler ein wirklich lebendiges Bild von ihnen bekommen und die Probleme verstehen lernen, die die gewählte Epoche bewegt haben." Wie er das ausführt, ist sehr lesenswert. Dabei rennt er oft gegen den preußischen Ministerialerlaß vom 2. September 1915, den er im Anhang abdruckt, an. Auch bei den Lehrern wird er auf manche Bedenken stoßen.

Nach dem feurigen Wein des Meyerschen Aufsatzes schmeckt ein gutgemeintes Schriftchen von Walther Nohl und Meta Baetke[3]) wie laues Wasser. Es will freilich nur Stoffverteilung nach den neueren Erlassen und methodische Bemerkungen bringen, beansprucht doch aber auch für höhere Schulen gelten zu können. Und da scheint uns der Ton verfehlt und der Inhalt zu dürftig. Wenn auch manche unserer Geschichtslehrbücher darunter leiden, daß sie den Ton zu hoch anschlagen und für die kleineren Schüler nur bei Mithilfe des Lehrers verständlich sind, so braucht doch der Lehrer nicht so weit sich der kindlichen Sprache anzupassen, wie es hier geschieht. Nützlich im Hefte ist Abschnitt V: Veranschaulichungsmittel, eine reiche Auswahl an Karten und Bildern für den Unterricht.

Mit der erfrischenden Aufrichtigkeit, die wir bei ihm gewohnt sind, aber auch mit gesteigerter Einseitigkeit erleichtert Heinrich Wolf[4]) in Düsseldorf seine Seele; sein berechtigter Zorn gilt den „Richtlinien", mit denen der verflossene preußische „Kultusminister" A. Hoffmann die deutsche Schule beglücken wollte. Wie er die Politik in die Schule bringen will als Lehre von Staat und Volk, vom Wesen, den Aufgaben und den Formen des Staats, vom Verhältnis zwischen Staat, Volksleben und Kirche, von unseren Rechten und Pflichten, setzt W. auseinander. Manche gute Gedanken, manche Lichtstellen wird man in dieser Streitschrift gegen die schwarze, rote und goldene Internationale finden, aber als Ganzes ist sie doch reichlich oberflächlich und parteiisch.

Ein weltliches Andachtsbuch nennt der Verlag mit Recht das kleine Büchlein: Bismarckworte[5]), das er mit einem Geleitwort von Erich Marks herausgegeben hat. Es ist eine Sammlung von Kernsprüchen, die sachlich geordnet, mit Stichwörtern zu raschem Aufsuchen versehen, zu „Deutschlands Leitsternen gehören, deren Reichtum und Kraft durch alle Wendungen der Zeiten hindurch eines der großen Güter unserer Zukunft bleiben müssen und bleiben werden". Eine Auslese aus dem Reichtum hier zu geben, mangelt's am Platz; möge das Büchlein der Lebensweisheit, der politischen Klugheit, der deutschen Gesinnung manchem als schöne Gabe auf den Tisch gelegt werden!

Einen Ratgeber allen denen, die an der verantwortungsvollen Aufgabe, Deutschland eine neue Verfassung zu geben, beteiligt waren, bietet Richard Schmidt[6]) in seinem ganz vortrefflichen Buch. Als Historiker, Politiker und Jurist hält er es für das oberste Gebot der Stunde, so viel von der alten Verfassung zu bewahren, als nur irgend möglich, gerade dann, wenn man den Neuerungen die denkbar stärkste Lebensfähigkeit zu sichern strebt. In geschichtlicher Betrachtung bringt Schmidt den Nachweis, daß das deutsche Volk eine unverwüstliche politische Kraft besitzt, daß es aber von Anfang an in der allerersten Vorbedingung staatlichen Lebens: im Grund und Boden für den politischen Hausbau benachteiligt war. Wir können hier der Beweisführung im einzelnen nicht folgen; das Werk ist so wohlgefügt, alles einzelne so streng logisch ineinander verarbeitet, daß es nicht geraten ist, einzelne Gedanken herauszuheben. Man muß es ganz lesen und sich zu eigen machen. Und daß es die Grundlinien des deutschen Staatswesens so klar und deutlich zieht und damit auch die Eigenart des deutschen Volkstums nach seiner politischen Seite so vortrefflich kennzeichnet, das rechtfertigt auch die Anzeige in dieser Zeitschrift. Dem deutschen Unterricht kann viel Gewinn daraus erwachsen. Schmidt ist Politiker, aber kein Parteimann. Er weiß vortrefflich darzu-

3) Der Geschichtsunterricht nach dem Weltkriege, insbesondere für höhere Schulen. Langensalza 1917. H. Beyer u. Söhne. M. 2,20.

4) Wenn ich Kultusminister wäre! Leipzig 1919. Theodor Weichert. Geh. M. 4,—.

5) Bismarck-Worte, herausg. von Heinz Amelung. Deutsches Verlagshaus Bong u. Co. 1918. Geh. M. 4,—, in biegsamem Einband M. 6,—, in Leder M. 12,—.

6) Die Grundlinien des deutschen Staatswesens, von Dr. Richard Schmidt, Professor an der Universität Leipzig. Leipzig 1919. Quelle u. Meyer. 221 S. Geh. M. 3,—.

stellen, was an unserem alten Reich groß und gut war, weil es geschichtlich begründet war; er kennzeichnet aber auch scharf die Wunden, die ihm durch Persönlichkeiten geschlagen wurden. Der Verfasser stellt sich durchaus auf den Boden der neuen Republik, aber er verlangt von ihr, daß sie sich möglichst an die Gedanken und Formen der alten Verfassung anpassen muß. Die Geschichtslehrer sind vor die Aufgabe gestellt, den Schülern das Alte und das Neue und den Übergang vom einen zum anderen möglichst sine ira et studio klarzumachen. In Schmidts Buch haben sie dazu ein vortreffliches Rüstzeug.

Den Hörern aller Fakultäten, die aus dem Weltkrieg zur Arbeit zurückkehren und nach einem Hilfsmittel verlangen, das ihnen die wichtigsten Tatsachen der Weltgeschichte bietet, will A. Cartellieri[7]) ein solches darreichen. Eine Darstellung der geschichtlichen Entwicklung von der Völkerwanderung bis zum Weltkrieg auf 176 Seiten kann auch bescheidenen Ansprüchen von Studierenden, die eine neunklassige deutsche Schule durchgemacht haben, nicht ganz genügen. Cartellieris Buch ist ein verdünnter Aufguß darstellender Geschichtslehrbücher, als solches aber sehr klar geschrieben, das Wesentliche ist gut herausgehoben, das Verhältnis der Mächte zueinander ebenso wie ihr Emporkommen und auch ihr Untergang gut beleuchtet. Den politischen Standpunkt des Verfassers, den das Vorwort kennzeichnet: „Macht regiert den Lauf der Welt, Recht sei drum auf Macht gestellt", werden manche der jungen Leser nicht teilen wollen. Das Buch bringt seine geschichtliche Rechtfertigung und mag auch den Schwärmern und den Männern vorgefaßter Lehrmeinung zu denken geben.

Was das Schlagwort vom Selbstbestimmungsrecht der Völker für die Mittelmächte, besonders für Deutschland, bedeutet, beleuchtet Dietrich Schäfer[8]) durch eine Feststellung der Grenzen des deutschen Volkstums im Westen, Osten und Norden. Wie das Deutschtum in den Grenzgebieten vertreten ist, wird auf Grund des zugänglichen Materials festgestellt.

Von Buchners Kriegsdokumenten[9]), deren besonderer Wert schon früher besprochen wurde, ist der 9. Band erschienen: Von der Kriegserklärung Italiens an Österreich bis zum deutschen Vormarsch auf Warschau, Juli 1915. Der Herausgeber hofft (im November 1917!) die Fortsetzung des Werks durchführen zu können, was bei der Unparteilichkeit, der geschickten Auswahl, dem Aufsuchen auch entlegener Belege sehr wünschenswert ist.

Die Kriegsausgabe des Deutschen Geschichtskalenders[10]) bewahrt auch in den vorliegenden Lieferungen vom April 1917 bis März 1918 ihre schon anerkannten Vorzüge. Alles, was zum Kriege gehört, auf dem Schlachtfeld und in der Heimat, in den feindlichen und in den neutralen Staaten ist sorgfältig zusammengestellt und wird durch klare Übersichten und durch ein peinlich genaues Namen- und Sachregister ergänzt. Es bleibt diese Sammlung in der Fülle der Erscheinungen wohl die wertvollste durch ihre leicht benutzbare Anlage, ihre Zuverlässigkeit und ihre sorgsame Auswahl. Die 48. Lieferung bringt alles, was für die Geschichte des Waffenstillstands nötig ist: die Reden Hertlings, Drisbergs und Hintzes am 24. September vor dem Hauptausschuß des Reichstags, die Änderung der Regierung, Verhandlungen und Zeitungsausschnitte, Kundgebungen der Parteien und endlich die Urkunde des Waffenstillstands in Französisch und Deutsch. Die Lieferungen 44, 51 und 53 enthalten authentische Berichte zum Frieden von Bukarest und Brest-Litowsk. Kein Politiker und kein Historiker kann diese aktenmäßigen Darstellungen des Kriegs entbehren.

In der Teubnerschen Quellensammlung[11]) ist eine Reihe neuer Hefte erschienen. Unter anderem stellt der Herausgeber Rühlmann in drei Heften Staats-

7) Grundzüge der Weltgeschichte 378–1914 von Dr. Alexander Cartellieri, Professor an der Universität Jena. Leipzig 1919. Dyksche Buchhandlung. Brosch. M. 6,50, geh. M. 8,50.

8) Die Grenzen des deutschen Volkstums. Berlin o. J., Karl Curtius Verlag. Geh. M. 1,80.

9) Eberhard Buchner, Kriegsdokumente, 9. B. München, Albert Langen. Geh. M. 4,–, geb. M. 6,–.

10) Der Europäische Krieg in aktenmäßiger Darstellung. Lieferung 35—48, 15 und 53. Leipzig, Felix Meiner. Preis der Lieferung 2—4 M.

11) Quellensammlung für den geschichtlichen Unterricht an höheren Schulen: II, 132 u. 133, O. Dietrich, Frankreich vom Sturze der Julimonarchie bis zum Beginn

anschauungen von der Antike (Demokrit, Sokrates, Thukydides, Platon u. a.) bis ins 19. Jahrhundert: sozialistische Theorien Lassalles, Marx' und Engels' zusammen. Gerade diese Hefte dürfen Verwendung im Unterricht beanspruchen; auch für die neuen Studientage sächsischer Primaner bieten sie reiche Beute.

Die deutsche Schule wird sich trotz allem, was dem Vaterlande zuleide getan wird, nie zur Verhetzung gegen den Feind mißbrauchen lassen. Solche Erziehung zu blindem Haß und maßloser Vergeltungssucht widerspricht ihrer Art, ist deutschem Wesen unmöglich. Aber die Schuldfrage des Kriegs auf Grund von geschichtlich einwandfreien Zeugnissen erörtern, das wird auch ihre Aufgabe sein. Dazu bietet Leon-Hardt[12]) ein treffliches Hilfsmittel. Eine Kampfansage wider Lug und Trug nennt der Verfasser seine Blätter, die durch Worte unserer Feinde der Wahrheit dienen sollen. Vom Beginn der Einkreisungspolitik — 1888 — bis zu dem Artikel Bernard Shaws, der am 12. Dezember 1914 in der Zeitschrift „The New Statesman" erschien, führen diese Blätter, die nur Worte unserer Feinde in Reden, Briefen und Urkunden enthalten und den Krieg als ihr Werk erkennen lassen.

Der Krieg ist zu Ende. Sogenannte soziale Forderungen wollen den Geschichtsunterricht zum Kulturunterricht umwandeln; Kriege, Schlachten, Heerführer sollen aus dem Unterricht verbannt werden. Und doch: offenbart sich nicht menschliche Größe auch im Feldherrn? Wirkt nicht auch das Leben eines Helden erzieherisch? Sind das Heer und seine Ordnung nicht Erzeugnisse der Kultur? Und steht unsere Kultur nicht häufig genug auf dem, was der Krieg geschaffen hat? Deutsche Knaben brauchten nie zum Soldatenspiel angehalten zu werden; soll man es ihnen jetzt aus Liebedienerei gegen den Gedanken des Völkerbundes, aus „Achtung" vor dem Feinde verbieten? Ebenso verlangen deutsche Jungen auch in der Schule vom Heldentum im Krieg zu hören; zu den großen Kulturbringern auf geistigem und technischem Gebiet, zu den Helden der Feder, des Glaubens und des Dampfes gehören auch die des Schwertes. Schon darum sind die beiden Bändchen von Franz Karl Endres[13]) der Schule zu empfehlen. Kurze Lebensabrisse seiner Helden, Darstellung ihrer Kriege und ihres Wesens gibt der Verfasser. Dem Dreigestirn des Altertums: Alexander, Hannibal, Cäsar läßt er kleinere folgen: Oktavianus, Trajanus u. a., um dann mit Tilly und Gustav Adolf wieder zwei Große vorzuführen, denen er Turenne, Prinz Eugen, Friedrich den Großen, Napoleon, Moltke und Hindenburg folgen läßt. Am besten sind die Gestalten dem Verfasser gelungen, die er mit etwas Herzblut beschrieben: Prinz Eugen und Moltke. Dabei würdigt Verfasser die menschlichen Züge seiner Helden; er kann Wallenstein nicht unter die großen Feldherren zählen, „weil er im Grunde seines Herzens ein schlechter Mensch und eine hochstaplerische Natur war" (I, S. 89), bringt manche landläufige Überschätzung auf das richtige Maß der Erkenntnis (so bei der Beurteilung Friedrichs des Großen, der erst allmählich der große Feldherr wurde) und hebt manchen bisher Unterschätzten auf die richtige Höhe. Hindenburgs Bild „wägend und bewertend einzuordnen und einen kritischen Überblick über seine Persönlichkeit zu geben" erklärt E. für noch nicht möglich.

E. Brandenburg[14]) weist in der 2. Auflage seiner aus Vorträgen entstandenen Schrift: Die deutsche Revolution 1848 auf die Bedeutung dieser Bewegung für unsere Zeit hin: „Die Gedanken und Ziele von 1848 sind mit neuer Kraft in unserem Volke erwacht und stehen im Begriff, das Werk Bismarcks in wesentlichen Punkten umzugestalten." Eine wirkliche Geschichte der deutschen Revolution von 1848 gibt es allerdings noch nicht; die neue Zeit wird wohl die Archive öffnen, damit die Vorarbeiten endlich beginnen können. Erst

des 20. Jahrhunderts, II, 142; Baethgen, Belgien, II, 144; Kaindl, Polen, II, 183—185; Rühlmann, Staatsanschauungen. Jedes Heft 60 Pf. u. Teuerungszuschlag.

12) Die Schuld der Entente, 2. wesentl. erw. Aufl. Dresden, am 1. August 1918. 140 S.

13) F. C. Endres, Große Feldherren. Aus Natur und Geisteswelt, Bd. 687 u. 688. B. G. Teubner, 1919. Kart. M. 1,75, geb. M. 2,15 u. Teuerungszuschlag.

14) Erich Brandenburg, Die deutsche Revolution 1848. 2. Aufl. Leipzig, Quelle u. Meyer. Wissenschaft u. Bildung, Heft 74. Geh. M. 1,—, geb. M. 1,25 und Teuerungszuschlag.

dann wird die Gegenwart aus jener Vergangenheit lernen können. Auch Brandenburg vermag in seiner Darstellung nichts Neues zu bieten; von Wert bleiben der Nachweis, daß unter den vielgescholtenen Männern der Paulskirche auch Realpolitiker waren, an denen sich manche unserer Parteiführer ein Beispiel nehmen können, und der Abschnitt über die Bedeutung der Revolution.

Keine erschöpfende preußische Geschichte will Friedrich Israel[15]), Assistent am Staatsarchiv in Magdeburg, geben, aber den Versuch machen, die wichtigsten Ereignisse in der Entwicklung des preußischen Staats bis zur Gegenwart (1916) in knappster Form und auf bester wissenschaftlicher Grundlage zusammenzufassen. Das ist ihm sehr wohl gelungen; die beiden Hefte (je 136 S.) bieten einen vortrefflichen Abriß, der jeder Prüfung standhält, klar geschrieben ist und von blinder Verherrlichung ebensoweit entfernt ist wie von kritischer Nörgelsucht; ein recht gutes Nachschlagebuch, das durch sein ausführliches Verzeichnis von Quellen und Literatur auch dem Fachmann dienen kann. Der Verfasser gliedert die Entwicklung Brandenburg-Preußens in den territorialen Kleinstaat (bis 1648), den zusammengesetzten Großstaat (bis 1807) und den vollendeten Einheitsstaat.

Anders als die streng sachliche Geschichtschreibung Israels ist das Buch von Johannes Höffner[16]). Der Titel gibt den Zweck an: die Persönlichkeiten der Hohenzollern und ihre Stellung zum Reich will es darstellen; was das alte und das junge Reich ihnen zu danken hat, soll in objektiver und von jeglichem Byzantinismus freier Weise dargetan werden. Wir lesen vom Leben und von den Taten der hohenzollernschen Fürsten, dabei sind natürlich die glänzenden Gestalten mit besonderer Liebe gezeichnet worden, die anderen treten in den Schatten. Otto Hintzes bekanntes Buch: Die Hohenzollern und ihr Werk liegt dem Büchlein Höffners zugrunde. Aber es ist doch eine selbständige Schrift: eigen im Stil wie in der Auffassung, mit Herzblut geschrieben, ist das Buch eine Denkschrift geworden, die uns an manchen Stellen, so wo der Verfasser von der tragischen Gestalt des ersten Kurfürsten zu berichten hat, heute besonders ergreifen muß.

Vom Wikingerschiff zum Handelstauchboot nennt B. Schmeidler[17]) einen kurzen Überblick über die Geschichte von Deutschlands Seeschiffahrt und Seehandel. Alles Wesentliche ist dabei berücksichtigt, Statistik und Zahlenangaben sind reichlich vorhanden, auch die technischen Fragen werden klar und verständlich behandelt. Das 20. Jahrhundert (bis 1914) kommt allerdings etwas kurz weg.

Eine recht lesenswerte Arbeit bietet Wilhelm Hagen[18]) mit seiner Darstellung der geschichtlichen Grundlagen, der Gründung und der Entwicklung der Burschenschaft. Der Nachweis, daß der burschenschaftliche Gedanke den Zusammenschluß zu einer deutschen Studentenschaft als Vorbild eines Zusammenschlusses des deutschen Volkes im Auge hatte, daß also neben der Reform des studentischen Lebens von Anfang an politische Ziele vorschwebten, ist dem Verfasser geglückt.

Wie Adolf Bauer[19]) in seiner früheren Schrift: Vom Griechentum zum Judentum nachgewiesen hat, daß der Glaube an den von einer Jungfrau geborenen Gottessohn aus der griechischen Religion Eingang in die christliche gefunden hat, so führt er in der heute vorliegenden Schrift den Nachweis, daß der Glaube an eine leibliche Auferstehung von den Toten jüdischen Ursprungs ist. Wie sich dann der Kampf zwischen dem überlieferten Glauben und der fortschreitenden Erkenntnis auf diesem Gebiete erst im Altertum und dann wieder

---

15) Brandenburgisch-Preußische Geschichte I und II. Aus Natur und Geisteswelt. Bd. 440 und 441. B. G. Teubner 1916. Kart. je M. 1,75, geb. M. 2,15 u. Teuerungszuschlag.

16) Die Hohenzollern und das Reich. Halle. o. J. Richard Mühlmann Verlagsbuchhandlung (M. Grosse). 204 S.

17) Vom Wikingerschiff zum Handelstauchboot. Quelle u. Meyer in Leipzig, Wissenschaft u. Bildung Heft 151. 1919. Geb. M 1,50

18) Der burschenschaftliche Gedanke. Eine geschichtlich-politische Studie. Tat.-Flugschriften 23. Jena 1917. Eugen Diederichs Verlag. Brosch. M. 0,80.

19) Vom Judentum zum Christentum. Von Dr. Adolf Bauer, Professor an der Universität Wien. Leipzig 1917. Quelle u. Meyer Wissenschaft u. Bildung, Heft 142. Geb. M. 1,50.

in der Gegenwart vollzogen hat, wie ein schon im Altertum überwundener Irrtum sich in einem besonderen Falle bis fast in die Gegenwart als feststehende Wahrheit erhalten konnte, bildet den Hauptinhalt seiner Untersuchung. Ausführlich kennzeichnet der Verfasser darin die israelitisch-jüdische und die griechisch-römische Geschichtschreibung, aus deren Vereinigung die christliche Universalgeschichte des Mittelalters mit starkem Überwiegen jüdischer Anschauungen hervorgeht. Gerade dieser Abschnitt ist für das Schrifttum des deutschen Mittelalters sehr wichtig, und deshalb sei auf das Büchlein, ein Erzeugnis tiefgründender und feinsinniger Gelehrsamkeit, auch in unserer Zeitschrift nachdrücklich hingewiesen.

Einzelbesprechungen.

Deutschunterricht und Deutschkunde.

Klaudius Bojungas Sammlung von Arbeiten über Zeitfragen des deutschen Unterrichts auf den höheren Schulen geht munter vorwärts.[1]) Als Heft 3 erschien aus der Feder des verdienten alten Bahnbrechers Oskar Weise eine anregende Arbeit: Deutsche Heimat und Stammesart im Unterricht an höheren Schulen. Ausgehend von der Eigenart der Deutschen kennzeichnet er die einzelnen Stämme in ihrem Werden und ihrer Sonderart und verfolgt nun, wie man dafür im Schrifttum und in der Sprache immer neue Beweise finden kann. Ebenso gibt er Hinweise für den Geschichts-, Erdkundeunterricht usw. Weise faßt hier noch einmal unter dem Blickpunkt des Unterrichts das Beste aus seinen bekannten Werken zusammen; überall anregend und durch die leichte flüssige Darstellung gewinnend. (NB. Die Angabe S. 57, die Ortsnamen auf -ing bezeichneten Sippensiedlungen, läßt sich nach Dopschs abschließender Darstellung nicht mehr halten.)

Ernste Arbeit verlangen Heft 4 und 5, in denen Paul Herrmann „Glaube und Brauch der alten Deutschen im Unterricht auf der Oberstufe höherer Schulen" behandelt und dies ergänzt durch eine „Einführung in die deutsche Mythologie auf höheren Lehranstalten". Einleitend kämpft Herrmann gegen das immer noch übliche Zusammenwerfen deutscher und nordischer Überlieferung und die falsche Verwertung von Sagen und Märchen. Dann wendet er sich Darstellungen der Mythologie und der Frage des Unterrichts zu. Das Heft gibt kurze Behandlungen einer Reihe von größeren, zusammenhängenden Dichtungen, die zur Schullektüre gehören oder sich leicht zu ihrer Ergänzung heranziehen lassen: U II Fouqué: Undine; Scheffel: Trompeter; Weber: Dreizehnlinden. O II Nibelungen- und Gudrunlied. I Volkslied, Klopstock, Shakespeare, Wagner, Jordan, Hebbel, Freytag, Hertz: Bruder Rausch, Hauptmann: Die versunkene Glocke und zur Ergänzung Jacobowski: Loki; Fischer: Das Balderspiel; von Hindersin: Wuotans Ende; Löns: Der Wehrwolf; Watzlik: Der Alp. Überall hebt Herrmann heraus, was für das Verständnis der alten Mythologie nützlich ist, warnt aber auch vor den Gefahren der Trugschlüsse. Wesentlich sind auch seine Hinweise auf Werke der darstellenden Kunst.

Anders geht Herrmann in Heft 5 vor: Den ersten Teil, der die Einführung in die deutsche Glaubenswelt an der Hand deutscher Gedichte und deutscher Kunst behandelt, ordnet er nach den einzelnen Glaubensvorstellungen und sucht nun dazu Beispiele in deutschen Gedichten und deutscher Kunst. So bespricht er den Seelenglauben (die verschiedenen Gestalten der fortlebenden Seelen, ihren Aufenthaltsort, den Albglauben und die Schicksalsgeister) und die Naturverehrung (die elbischen Geister, die Riesen, die Götter und Heilige Gebräuche). Der zweite Teil dient dann der Einführung in die Glaubenswelt durch die übrigen Unterrichtsfächer.

Nur selten wird man der Mythologie geschlossene Stunden widmen, meist wird man nur hier und da auf sie hinweisen können. Dazu bedarf es einer gründlichen Beherrschung des Stoffes und der Ausnutzung jeder Gelegenheit — wie reich diese Gelegenheiten sind, das zeigt uns Herrmann ganz ausgezeichnet, und den nötigen Stoff stellt er bereit — nun gilt es, diesen Schatz mit seiner Hilfe für recht viele deutsche Jungens und Mädels zu heben.

Walther Hofstaetter.

---

1) Verlag Otto Salle, Berlin. Geh. je M. 1,80.

Ricarda Huch: Der Sinn der Heiligen Schrift.

Leipzig, Inselverlag 1919.

Mit ihrem kühnen Wagemut, der vor den schwierigsten Aufgaben nicht zurückschreckt, hat R. Huch es unternommen, den Sinn der Heiligen Schrift unter steter Beziehung auf Gegenwartsfragen und neuzeitliche philosophische und soziologische Erkenntnisse auszulegen.

Das Werk besteht aus lose gruppierten, höchstens 1—3 Seiten langen Auslegungen von Bibelworten, die anscheinend zwanglos aus dem Alten und Neuen Testament herausgegriffen, doch in einem tieferen geistigen Zusammenhang stehen. Gleichwie der „große Krieg" unmittelbar ins Leben umgesetzte Geschichtschronik bedeutet, so vernimmt man hier das unmittelbar an einen Text anknüpfende lebendige Wort des Auslegenden, statt einer abstrakten, weit ferner vom Aufnehmenden gerückten Abhandlung. Immer wird man durch ein neu vorausgeschicktes Bibelwort zu erneuter Aufmerksamkeit angespornt; auch gestattet diese Form, lange nachdenkend bei einem solch kurzen Abschnitt zu verweilen. Gott als schaffende Kraft wird hier wie im „Luther"[1]) in einer dreifachen Offenbarung gefaßt: als Gott-Natur, Gott-Mensch und Gott-Geist, und die Kernfragen, die R. Huch zu lösen sucht, lauten: Wie kann die Menschheit Gott in sich verwirklichen; wodurch kommt sie ihm näher, und wodurch entfernt sie sich von ihm? Der tiefste Sinn dieser Bibelauslegungen kann auf die Gegensätze: hie Gottesbewußtsein, hie Selbstbewußtsein zusammengedrängt werden.

Von großem Wert ist es, dabei zu erfahren, wie sich eine großzügige Dichterin, die das Menschentum stetig unter dem Gesichtspunkt der Ewigkeit darstellte, zu dem aufwühlenden Erleben der letzten Jahre und zu den tiefsten Menschheitsfragen verhält. Sich selbst bleibt sie treu, indem sie jederzeit die lebendige Triebkraft eines nach höher führenden Daseinsformen trachtenden Lebens gegen die Erstarrung in abstrakten Formen, gegen Gleichmacherei, Zweckdienlichkeit und Abstoßen des persönlichen Verantwortungsgefühls, des persönlichen Wirkens von Mensch zu Mensch im modernen Gesellschaftsleben vertritt. In der Gotteswelt herrscht Freiheit, in der Menschenwelt nur Zwang, „und nennte sie sich auch Demokratie und Volksherrschaft". Daß aber wahre Freiheit freiwillige Unterwerfung unter den Willen Gottes bedeutet, das kann R. Huch nicht oft genug an der Hand von Bibelstellen in gehaltvollen Worten wiederholen. Wie Goethe tritt sie für Evolution statt Revolution ein.

Der einzelne, sowie die ganze Menschheit werden aus der Abkehr von Gott einzig und allein durch das Vorbild Christi gerettet: „durch den die gesammelte Widerstandskraft (des Selbstbewußtseins) freiwillig opfernden Sohn kehrt der göttliche Liebeswille in sich selbst zurück, kommt die Versöhnung mit Gott zustande" (also hat Gott die Welt geliebt ...). „Was Christus zum Angelpunkt der Weltgeschichte macht, ist, daß er der erste Mensch war, dessen Selbstbewußtsein ebenso stark entwickelt war wie sein Unbewußtes (das Sittliche in ihm). Er erkannte sich infolgedessen als Mensch im Gegensatz zu Gott und überwand — das ist das Entscheidende — diesen Gegensatz, indem er sich unter Gott stellte und Gottmensch wurde. Liebe, am reinsten vertreten durch Christus, schlägt stetig die lebendige Brücke zwischen Natur und Geist, zwischen Selbstbewußtsein und Gottesbewußtsein. Die Bibel ist das Buch vom Walten des Geistes, der, vom Innern der Natur ausgehend, sich über sie erhebt, sie umfaßt, niemals aber neben oder außerhalb der Natur bleibt. Zwischen Gott-Natur und Gott-Geist steht die heilig erhabene, immer Leben spendende, niemals erstarrende Liebe, steht Gott-Seele als stetige Vermittlerin; „die Liebe aber ist das einzige, was wächst, indem man es verschwendet": das ist der tiefste Sinn der Heiligen Schrift. Anna Brunnemann.

---

1) Vgl. R. Huch, Luthers Glaube (Inselverlag), auch Zeitschr. f. d. d. Unterr., Jahrg. 31, S. 510.

Mitteilungen.

In Wien hat man einen erfreulichen Schritt vorwärts getan für eine bessere Vorbildung der Deutschlehrer. Auf Antrag der Fakultät hat das Staatsamt für Unterricht dem Universitätsprofessor Dr. Eduard Castle einen besonderen Lehrauftrag für deutsch-österreichische Literaturgeschichte „mit Berücksichtigung der Bedürfnisse der Lehramtskandidaten für Deutsch“ erteilt.

Albert Kösters Stormeinführung. Seit Jahren sahen wir Albert Köster immer wieder Storm nachgehen; nun schenkt er als Ergebnis aller dieser Arbeit eine achtbändige Ausgabe des Dichters und im ersten Band eine wundervoll gerundete Einführung in Storms Wesen und Schaffen. In feinem Abwägen ordnet er zusammen, was wir von des Dichters Leben und seinen Werken, von seiner Weltanschauung und seinem künstlerischen Bekenntnis wissen müssen und schafft so ein geschlossenes Gesamtbild. Erstaunlich ist, wieviel wichtige Einzelbetrachtungen er hier einzupassen verstand, über Storms Lyrik und seine lyrischen Novellen, über das Wachsen der Kunst aber auch der inneren Kraft, über die Mannigfaltigkeit der Reize der früheren und den einheitlichen Ton der spätesten Werke; ebenso aber auch mit der Sachlichkeit des Historikers wesentliche Einzelzüge aus Storms innerem Leben und Charakter, die uns seine Werke besser verstehen lassen. Diese Einführung in den Dichter ist selbst ein wohlgefeiltes, wohlgelungenes Kunstwerk, ein würdiger Auftakt für des Dichters eigene Werke. Von diesen bietet der erste Band die Gedichte und die frühesten Novellen. Ein Urteil über die Ausgabe wird sich erst nach Erscheinen der anderen Bände und besonders des achten Bandes mit den Anmerkungen fällen lassen. (Theodor Storms sämtliche Werke in 8 Bänden herausg. von Albert Köster. Leipzig, Inselverlag. Bd. I. Brosch. M. 6,—, Halblein. M. 9,—, halbpgt. M. 13,50.)

Als Einleitungsheft zu einer neuen Folge der Sammlung „Das Erbe der Alten“ gibt Otto Immisch eine Übersicht: Das Nachleben der Antike (Leipzig, Dieterich. Geh. M. 3,50, geb. M. 5,50). Diese Übersicht ist zu begrüßen einmal, weil sie versucht, das ganze große Gebiet zu überblicken und damit jedem, der über unsere Stellung zur Antike urteilen will, die ganze Größe des Gegenstandes klarmacht, zum andern, weil sich Immisch erfreulich von Wertungen fernhält und sich begnügt, die Tatsachen festzustellen. Für den, der die Fortentwicklung der Wissenschaft nicht verfolgt, ist auch wesentlich, wie Immisch hier das Dogma vom Vorbild der Antike, von der Logik der lateinischen Sprache u. a. als überwunden bezeichnet. Wichtig ist auch, daß Immisch den Schaden, der dem Deutschen aus der Herrschaft des Lateinischen erwuchs, mehrmals feststellt und z. B. Aufgaben wie: Rede Hannibals beim Antritt des Alpenmarsches oder „Vergleiche“ oder kunstmäßige „Schilderungen“ als Überlebsel der alten Rhetorik kennzeichnet. So wird man diese ruhig darstellende Schrift nur mit Gewinn lesen und man wird mit dem Verf. wünschen müssen, daß niemals allen Teilen unseres Volkes die Einsicht in dies Nachleben der Antike verlorengeht — wir brauchen auch weiterhin Leute, die den Wurzeln dieses Lebens nachspüren und daraus neue Früchte für uns gewinnen können.

Seinen Novellen und Legenden läßt Th. Birt nun fünf neue Erzählungen aus verklungenen Zeiten folgen. Sie lassen Odysseus und Dionys, den Tyrannen, Archimedes und den alternden Tiberius und endlich die Freundschaft des Titus mit Lucius Piso vor unseren Augen entstehen. Was sie wert macht, ist die Anschaulichkeit, mit der Birt die alten Zeiten aufleben läßt, und der persönliche Anteil des Dichters, der uns die alten Gestalten unmittelbar nahebringt. Sie eignen sich auch gut für Schüler oberer Klassen. (Theodor Birt, Von Haß und Liebe. Leipzig, Quelle u. Meyer. Geb. M. 8,—.)

Wem Wilhelm Scharrelmanns Pickbalge-Geschichten noch unbekannt geblieben sind, der lasse sich durch die neue Folge solcher Geschichten gewinnen und auch zu den älteren hinführen. Es ist darin so viel Liebe zu den kleinen Leuten in der engen Gasse, so viel Humor und so viel tiefes Verständnis für das Echte in ihnen, daß man diese kleinen Erzählungen nur mit tiefem Dank gegen den Dichter aus der Hand legt. Echte Heimatkunst im besten Sinne. (Rund um Sankt Annen. 16 Geschichten. Leipzig, Quelle u. Meyer. Geb. M. 7,—.)

Eine besondere Aufgabe erwächst uns allen angesichts der Rückschläge, die das Deutschtum allerorten erlitten hat: die Pflege des Auslandsdeutschtums. Von ihm wird viel geredet, aber wenige kennen es. Wer einen Begriff kriegen will, wie schwer es sein wird, diese Außenposten deutschen Wesens zu erhalten, lese Emil Engelhardt, Auf deutschem Vorposten. Aus den Kampfjahren eines Auslandspfarrers. (Hamburg 33, F. W. Vogel.) Das Buch macht den Leser sehr ernst; aber nur, wenn wir die Aufgabe in ihrem ganzen Ernst erfassen, können wir sie lösen.

Neuauflagen. Wissenschaft und Bildung (Leipzig, Quelle u. Meyer). In 2. Auflage erschien Nr. 64: Joseph Heil, Die Kultur der Araber (M. 2,50), in 3. Auflage Nr. 79: G. Radbruch, Einführung in die Rechtswissenschaft und Nr. 77, des verdienten O. Schrader Büchlein, Die Indogermanen, auf das wir unsere Leser besonders aufmerksam machen (je M. 3,—).

Aus Natur und Geisteswelt (Leipzig, B. G. Teubner. Geb. M. 2,15 oder Kriegseinband M. 1,75 u. Teuerungszuschlag). In 2. Auflage liegt vor O. Walzel, Friedrich Hebbel und seine Dramen (Nr. 408) und B. Busses Drama (Nr. 287): Von der Antike zum französischen Klassizismus, (Nr. 288): Von Voltaire zu Lessing. Das erste Bändchen haben Dr. Niedlich, Prof. Dr. Imelmann und Prof. Dr. Glaser leise weitergeführt. Das zweite Bändchen mußten Albert Ludwig und Kurt Glaser wesentlicher umgestalten, um es klarer und anschaulicher zu machen; das klassische deutsche Drama ist einem dritten Bändchen zugewiesen worden. So ist das beliebte Werkchen noch brauchbarer geworden.

W. Wetekamps grundlegendes Werk: „Selbstbetätigung und Schaffensfreude in Erziehung und Unterricht“ erschien in 4., vermehrter Auflage, die in der Zeit der Neugestaltung des Unterrichts besondere Beachtung beanspruchen kann. (Leipzig, B. G. Teubner. Kart. M. 3,— u. Teuerungszuschlag.) In 3. Auflage liegt vor der von uns seinerzeit empfohlene Abriß: Die altklassische Kultur für Realanstalten von Karl Schnobel (Wohlrab). (Leipzig, B. G. Teubner. M. 2,40 u. Teuerungszuschlag.) In 3. Auflage erschienen Adolf Freys Erinnerungen an Gottfried Keller. Im einzelnen ist erweitert, aber im wesentlichen ist die neuere Literatur nicht benutzt, so daß nichts an dem vor 30 Jahren gezeichneten feinen Bilde verwischt und verändert ist. (Leipzig, H. Haessel. Geh. M. 4,—, geb. M. 6,—.)

Ebenfalls in 3. Auflage erschien die Sammlung deutscher Lieder aus 8 Jahrhunderten: Tandaradei. Herausg. von Joh. Hatzfeld. (Hagen i. W. 1919, Volksvereins-Verlag. Taschenformat. M. 0,80.) Wir haben schon früher empfehlend darauf hingewiesen.

Eine begrüßenswerte Zusammenstellung aller seiner vielen Werkchen, die für Deutschunterricht und Deutschkunde in Frage kommen, stellt Ph. Reclams Verlag allen Deutschlehrern gern zur Verfügung.

Gegen das geplante „Staatsmonopol für Schulbücher“ haben alle Pädagogen Grund, zusammenzustehen, damit die Höhe des deutschen Schulbuchs gewahrt bleibt. Gute Waffen in dem Kampf bietet E. Ehlermanns gleichnamige Schrift (Göttingen, Vandenhoeck u. Ruprecht. M. 1,20 u. Zuschl.), indem sie sowohl die wirtschaftlichen Grundlagen behandelt wie die geistigen Werte, die auf dem Spiele stehen.

Die 58. Lieferung des Deutschen Geschichtskalenders enthält die deutsche Reichsverfassung, Regierungsentwurf und Kommissionsbeschlüsse in vergleichender Gegenüberstellung. (Leipzig, Felix Meiner. M. 2,—.)

Preisaufgabe. Der philosophischen Fakultät der Universität Greifswald sind von Rittergutsbesitzer F. Briest-Boltenhagen 1500 Mark zur Ausschreibung einer Preisaufgabe aus dem Gebiete der Ortsnamenforschung Pommerns zur Verfügung gestellt worden. Die näheren Bedingungen für die Arbeit und die ausführlichere Umschreibung der Aufgabe sind vom Dekan der philosophischen Fakultät der Universität Greifswald zu erfahren. Bewerbungen sind bis zum 15. Mai 1922 einzureichen.

Geheimrat Prof. Dr. Friedrich Panzer, der Mitherausgeber dieser Zeitschrift, ist als Nachfolger Wilhelm Braunes nach Heidelberg übergesiedelt (Neuenheimer Landstraße 12). An ihn bitten wir in Zukunft alle Anfragen wegen reinwissenschaftlicher Aufsätze zu richten.

Für die Leitung verantwortlich: Dr. Walther Hofstaetter, Dresden 21, Elbstr. 1.

Luthers Sprache.

Von Heinrich Rinn in Hamburg.

„Ich", sprach D. Martin Luther, „habe keine gewisse, sonderliche, eigene Sprache im Deutschen, sondern brauche der gemeinen deutschen Sprache, daß mich beide, Ober- und Niederländer, verstehen mögen. Ich rede nach der sächsischen Canzeley, welcher nachfolgen alle Fürsten und Könige in Deutschland; alle Reichsstädte, Fürstenhöfe schreiben nach der sächsischen und unsers Fürsten Canzeley, darum ists auch die gemeinste deutsche Sprache. Kaiser Maximilian und Kurf. Friedrich, Herz. zu Sachsen u.s.w. haben im römischen Reich die deutschen Sprachen in eine gewisse Sprache gezogen"; so lesen wir in den Tischreden Luthers (vgl. Weimarer Ausgabe I, 524, 40ff.).

Des Kanzlers Amt war die Abfassung von Urkunden, kaiserlichen, fürstlichen, städtischen; die Kanzlei war sozusagen seine Schreibstube mit allem, was dazu gehört, auch den Schreibern. Manches Jahrhundert sind in unserem Vaterland diese Urkunden nur in lateinischer Sprache geschrieben worden. Das erste in deutscher Sprache angefertigte und verkündigte Reichsgesetz ist der große Mainzer Landfriede von 1235[1]). Unter Rudolf von Habsburg wurde unserer Muttersprache in den Reichstagsabschieden Rechnung getragen. Was der Habsburger begonnen hatte, setzte Ludwig der Bayer fort; er stellte das Deutsche gewissermaßen als Amtssprache dem Lateinischen gleich; seit 1325 begegnen uns deutsche Urkunden in größerer Zahl; wir bemerken zugleich Anfänge einer Ausgleichung der mundartlichen Verschiedenheiten. Noch größeren Raum verschaffte in dieser Beziehung der deutschen, genauer der deutsch-böhmischen oder südost-mitteldeutschen, durch deutsche Siedler seit 1250 eingeführten Sprache Karl IV., jener berechnende Lützelburger, der auch die Sprache seiner Politik dienstbar machte. Aber nicht nur größeren Raum verschaffte er ihr, er ging auch darauf aus, sie zu verbessern. Bei diesen Bestrebungen hatte er einen trefflichen Helfer und Berater an seinem Kanzler Johann von Neumarkt, einem Schlesier. Als wichtigsten Fortschritt verzeichnen wir die durchgehende Einführung der Diphthonge ei, au, eu für î, û, iu, die schon im 14. Jahrhundert von Böhmen aus nach Schlesien, in die Oberlausitz und nach Meißen wanderten. Diese Kanzleisprache wurde auch die Hofsprache und damit die der gebildeten Schichten: so wurde sie eine gebietende Macht. — Mit Albrecht II. von Österreich bestiegen erneut die Habsburger den Kaiserthron. Was unter ihrem Ahn, Rudolf v. Habsburg, in bezug auf die deutsche

1) K. Zeumer hat nachgewiesen, daß die lateinische Bearbeitung erst auf Grund des deutschen Textes und nicht ohne sachliche Mißverständnisse erfolgte. Er hat auch den verlorenen deutschen Text aus Ableitungen wieder hergestellt.

Sprache in Schwachheit begonnen war, erhob sich zu einer starken Macht durch die Bemühungen Friedrichs III. und seines Nachfolgers Maximilian I. Durch den Weißkunig und den Teuerdank hat er sich unter den deutschen Schriftstellern einen Platz gesichert; durch seine Vorliebe für die mittelhochdeutschen Epen der Blütezeit ist uns die Kudrun erhalten. Was wunder, daß er sich die Pflege und Ausbildung der Muttersprache angelegen sein ließ! Verständnisvoll stand ihm dabei zur Seite sein trefflicher Kanzler Ziegler, der um 1500 die höchste sprachliche Autorität war. So schien es, als sollte sich eine Einigung in der deutschen Schriftsprache auf Grund der kaiserlichen, böhmisch-österreichischen Kanzleisprache vollziehen. Aber der Schein trog. Die nächste Veranlassung war wohl, daß Karl V. ebensowenig deutsch sprach wie empfand. Am wichtigsten aber war, daß ihr eine ebenbürtige Nebenbuhlerin gegenübertrat: die Kanzleisprache der Wettiner, der Fürsten in den verschiedenen sächsischen Landschaften.

Diese Sprache entwickelte sich bis zu Friedrich III. selbständig aus der meißnischen Mundart. Ihre Grundlage war das Mittel-, genauer das Ostmitteldeutsche, das sich gebildet hatte aus den verschiedenen Mundarten der Kolonisten, die in immer steigender Zahl „nach Osten ritten“, bis nach Ungarn und Siebenbürgen. Diese meißnische Kanzleisprache nahm durch den regen Verkehr zwischen Sachsen und Böhmen manches an, was der kaiserlichen eigentümlich war. Das wichtigste war die oben erwähnte Diphthongierung, die im Laufe des 15. Jahrhunderts Regel wurde. Ebenso natürlich ist es, daß die kaiserliche Kanzlei nicht unberührt blieb von der sächsischen. So bildete sich in diesen beiden wichtigsten Kanzleien eine Art von einheitlicher Schriftsprache, selbstverständlich ohne daß eine von ihnen samt den ihr zugehörigen Provinzen das aufgab, was in ihr bodenständig war. Daß die Fürsten diese Entwicklung förderten, bezeugt Luther in der oben angezogenen Tischrede, wenn er sagt, Kaiser Maximilian und Kurfürst Friedrich hätten im römischen Reich die deutschen Sprachen (d. h. Mundarten) in eine gewisse bestimmte, normgebende Sprache gezogen (Form gebracht).

Dadurch nun, daß beide Kanzleisprachen manches Gleiche hatten, traten sie naturgemäß in Wettbewerb: die Kaufleute „konkurrieren“, die gleiche Ware führen. Den Preis gewann die sächsische; sie wurde die „gemeinste“, die schriftliche Verkehrssprache, die neuhochdeutsche Schriftsprache in ihren Anfängen. Viel trug dazu bei, daß Friedrich der Weise nach Maximilians Tod 1½ Jahre Reichsverweser wurde. Seine Stellung und sein Ansehen verschafften seiner Kanzleisprache überall Eingang; ihr folgten nach alle Fürsten in Deutschland usw. Im mündlichen Verkehr lebten natürlich die Mundarten fort: in welchem Maße, drückt Luther so aus: „Deutschland hat manche Dialectus oder Arten zu reden, also daß die Leute in dreißig Meilen Wegs einander nicht wohl können verstehen.“ — Aber auch wenn der Kurfürst diese hervorragende Stellung nicht eingenommen hätte und

so seiner Kanzleisprache das Übergewicht gesichert, sie hätte doch den Sieg über die kaiserliche davongetragen, denn ein Geistesgewaltiger seltener Art trat für sie auf den Plan: Martin Luther; er „brauchte" sie. In ihr, als der „gemeinsten deutschen Sprache" fand er das Mittel zu dem Ziele, das er sich bei seiner Schriftstellerei gesteckt hatte: die Verständlichkeit für „Ober- und Niederländer." Luther verlegte damit den sprachlichen Schwerpunkt von der Donau an die Mittelelbe; so kam er auch Niederdeutschland näher.

Das, was die Kanzleisprache Luther bot, mußte er selbstverständlich weiter ausbauen, auch diesen und jenen neuen Anbau machen; war doch der Umfang dessen, was er seinen lieben Deutschen zu sagen hatte, viel größer als das, was in den Bereich der Kanzlei fiel. Nicht genug können wir dabei den kunstverständigen Baumeister, den „sprachgewaltigen Genius" bewundern mit seinem feinen Ohr für alle sprachlichen Erscheinungen. Von überall her trug er seine Bausteine zusammen. Auf seinen vielen Reisen horchte er überall auf die Ausdrucksweise seiner Landsleute. Als er nach Rom reisend durch Süddeutschland zog, fiel ihm auf, daß man dort nicht bloß hart und weiß sagte, sondern steinhart und schneeweiß: das Anschauliche erfreute ihn an dieser Ausdrucksweise, und das hat er nachgeahmt. Aus den vielen Briefen, die an ihn als den Gewissensrat so vieler gerichtet wurden aus allen Gegenden Deutschlands, entnahm er manches zur Bereicherung seines Wortschatzes. Mehrfach bittet er in seinen Briefen maßgebende Personen, sie möchten ihm passende, gemeinverständliche Bezeichnungen für einzelne Gegenstände mitteilen, keine „Hof- und Schloßwörter". Aus Nürnberg wünschte er sich durch Veit Dietrich deutsche Lieder, Bücher, Meistergesänge, die in „diesem" Jahre (1536) dort „gedichtet, gemacht, gedruckt worden" seien. „Deutsche Bücher zu schreiben lernen wir hier fleißig und hoffen, daß wirs schier gut wollten machen; an lateinischen Büchern mangelt es nicht." In diese deutschen Bücher nahm er auch solches auf, was ihm von Jugend an vertraut war, was er von den thüringischen Bauern gehört hatte, was ihm seine an Sagen und Märchen reiche Heimat bot, was ihm im Helden- und Volkslied gesungen worden war. Weiteren Anlaß und weitere Möglichkeit, die deutsche Sprache auszugestalten, bot ihm der rege Verkehr in seinem Hause. An seinem Tische saßen längere oder kürzere Zeit Studenten aus den verschiedensten Landschaften Deutschlands; sein gastfreies Haus stand jedem offen, der würdig war, in diesen Kreis einzutreten. Für das, was er seinen Gästen in den berühmten Tischreden bot — vielfach kommt er dabei auf die Sprachen überhaupt zurück —, nahm er als Gegengabe sprachlich wichtige Belehrungen. Solche suchte und fand er auch, wenn er auf dem Markt den Leuten „aufs Maul sah", oder in der Kinderstube hörte, wie die Mutter mit den Kindern sprach, oder wenn er zu den Handwerkern und Gewerbetreibenden ging und für die mannigfachen Zweige der bürgerlichen Tätigkeit die Ausdrücke erfragte, die wir die technischen nennen. Aus den Verhandlungen mit hoch-

gestellten Männern fiel für ihn manches ab, was der Ausgestaltung der deutschen Sprache diente. In den Büchern, die er las, sah er wie auf den Inhalt, so auf die Form der Darstellung; aus Joh. Tauler nahm er vieles. Nicht minder zog er aus den Wittenberger Drucken das heraus, was ihm für seinen Zweck, die deutsche Sprache und seinen Bau zu schmücken und zu vervollkommnen, geeignet erschien. Auch den Mundarten gönnte er hier und da eine Stelle: je und dann gebrauchte er eine niederdeutsche Wendung; den Oberländern kam er im Laufe der Zeit entgegen durch den Gebrauch des Umlautes.

Zu der Vervollkommnung der Schriftsprache gehört auch die Regelung der Rechtschreibung. Diese lag damals sehr im argen infolge der grenzenlosen Willkür der Drucker. Luther ist nicht von vornherein diesem Unfug entgegengetreten, später hat er, wie Hans Luffts Korrektor Christoph Walther berichtet, den Druckern die bestimmte Anweisung gegeben, in seinen Büchern die Wörter mit recht eigenen und gebührlichen Buchstaben zu drucken; auch hat er nach demselben Gewährsmann ziemlich früh Korrektur gelesen. Jedenfalls ist um 1525 der Beginn einer Umgestaltung der Rechtschreibung deutlich wahrzunehmen. Einer der wichtigsten Punkte war die Beschränkung der unnötigen und unschönen Konsonantenhäufung, die das Wortbild gar sehr verunstaltete. Was damals begonnen wurde, ist in der Folge fortgeführt worden: wir wissen, daß wir noch nicht allzulange uns einer *einheitlichen* Rechtschreibung erfreuen.

Bei allem, was Luther zur Verbesserung der Schriftsprache tat, standen fast alle hinter ihm: das aber kam daher, daß er seit 1520, dem Jahre der drei großen Reformationsschriften, der Held der Nation geworden war, und dies in einer Frage, die jahrhundertelang die Gemüter aller ernsten Deutschen erregt hatte: in der religiösen. Mit der Reformation, ja, man kann sagen, mit der Wiederentdeckung der Religion hängt aber auf das engste zusammen die Übersetzung der Bibel. Denn Luther wollte, daß jeder deutsche Christ sich von der Wahrheit dessen, was er lehrte, überzeugen solle mittels der Lesung des Evangeliums. Das war aber nicht anders möglich, als wenn es ihm in der Muttersprache geboten wurde. Dieses Geschenk dem deutschen Volke zu machen, betrachtete er darum von früh an als eine seiner vornehmsten Aufgaben. So konnte er auch in dieser Beziehung aufbauen, und das tat er lieber als niederreißen, so konnte er mitlieben und brauchte nicht mitzuhassen; er brauchte sich bei dieser Arbeit nicht herumzuschlagen mit so vielen seiner unwürdigen Gegner. Freilich später, als das Werk vollendet vorlag, erwuchs ihm auch daraus Ärger und Streit.

Als er auf der Wartburg die erforderliche Ruhe und Muße fand, hat er die Übersetzung des Neuen Testaments fertiggestellt.[1]) Nach Witten-

1) Über die Grundsätze, die er bei der Übersetzung befolgte, spricht er sich eingehend aus in dem Sendbrief vom Dolmetschen, 1530 auf der Feste Koburg verfaßt. Er richtet sich, kurz gesagt, nach der Art der deutschen Sprache, nicht übersetzt er überall genau

berg zurückgekehrt, arbeitete er die Verdolmetschung mit Melanchthon noch einmal durch; gedruckt erschien sie im September 1522 als „Septemberbibel", dann mit vielen Verbesserungen im Dezember schon wieder. Seitdem hat ihm bis an sein Lebensende nichts mehr angelegen, als das damals Begonnene voll zu bereiten und zu kräftigen. Nach und nach erschienen nun einzelne Bücher des Alten Testaments, 1534 kam, wie wir wissen, die Vollbibel heraus. In demselben Jahre fand die zweite Tagung der Bibelrevisions-Kommission statt; die erste hatte sich 1531 zusammengefunden und die Psalmenübersetzung von neuem durchgegangen. Eine dritte Tagung dauerte von 1539 bis 1541; ihr Werk ist die Bibel von 1541. Über die Sitzungen führte genaue Protokolle Georg Rörer, Diakonus zu Wittenberg, dem wir auch sonst für die Kenntnis von Luthers Leben und Wirken viel verdanken; der Bericht über die zweite Tagung ist leider verloren. Jeder Teilnehmer an den Beratungen bereitete sich auf die am Tage der Zusammenkunft im Kloster, d. h. in Luthers Wohnung vor dem Abendessen zu besprechenden Stellen sorgfältig vor. In freier, ungezwungener, freundschaftlicher Weise brachten die einzelnen die Übersetzung vor, die ihnen als die beste erschien. Luther traf schließlich die Entscheidung, nachdem er vorher die einzelnen Vorschläge beleuchtet und das Unzutreffende als nicht germanice, als etwas, das die deutsche Sprache nicht leide, das kein deutscher Mann rede, bezeichnet hatte.

Wie lange es oft dauerte, bis das nach aller Meinung Passende gefunden war, dafür haben wir manches Zeugnis von Luther; z. B.: „Es ist uns wohl begegnet, daß wir vierzehn Tage, ja drei bis vier Wochen haben ein einziges Wort gefragt und gesucht, habens dennoch zuweilen nicht gefunden. Hiob scheint ebensowenig unser Dolmetschen ertragen zu wollen als einst die Tröstungen seiner Freunde. Lieber, nun es verdeutscht ist, kann's ein jeder lesen und meistern. Da läuft einer mit den Augen jetzt durch 3—4 Blätter und stößt nicht einmal an, wird aber nicht gewahr, welche Klötze da gelegen sind." Die letzte von Luthers Hand besorgte Bibelausgabe ist die von 1545, das literarische Vermächtnis des Reformators für sein Volk. Sie, wie jede vorhergehende, ist ein neuer Schritt zu dem Ziele, daß den Deutschen die Heilige Schrift in verständlichem, gutem Deutsch gegeben würde, in einer Sprache, die „Ober- und Niederländer" verstanden. Die Worte der deutschen Bibel

---

wörtlich nach Art der „Buchstabilisten". Bezeichnend sind folgende Sätze. Luk. 1, 28 wörtlich übersetzt, lautet: Gegrüßet seist du, Maria voll Gnaden. Sage mir aber, so fragt Luther, ob solches auch gut deutsch sei? Wo redet der deutsche Mann also? ... Darum habe ichs verdeutscht, du Holdselige ... Aber hier wollen die Papisten toll werden über mich, daß ich den engelischen Gruß verderbt habe, wiewohl ich dennoch damit nicht das beste Deutsch getroffen habe. Hätte ich das beste Deutsch hier sollen nehmen, so hätte ich ...verdeutschen müssen: Gott grüße dich, du liebe Maria. ... Wer Deutsch kann, der weiß wohl, welch ein herzlich fein Wort das ist; du liebe Maria, der liebe Gott, der liebe Mann, das liebe Kind. Und ich weiß nicht, ob man das Wort liebe auch so herzlich ... in ... andren Sprachen reden möge, daß es also dringe und klinge ins Herz durch alle Sinne wie es tut in unserer Sprache.

wurden auf diese Weise für alle mustergültig, man gebrauchte sie besonders in Schriften, und so wurde im Laufe der Zeit eine Einheit in der Schriftsprache erzielt. In ihrem neuhochdeutschen Gewand hat die Bibel allmählich die niederdeutschen Übersetzungen verdrängt, die seit der unter Bugenhagens Aufsicht gefertigten und 1534 in Lübeck erschienenen ersten bis 1662 zahlreich erschienen sind. So ist durch Luthers Bibel das Auseinanderfallen Deutschlands in zwei getrennte Sprachprovinzen verhindert worden; Luthers Sprache schlang sich als geistiges Einheitsband um alle deutschen Stämme. So ist seine Bibelübersetzung eine nationale Tat, hoch zu preisen. An der Vervollkommnung der hier niedergelegten Sprache haben unsere besten Männer gearbeitet. Sie ist vielfach eine andere geworden, als sie es 1534 und 1545 war; aber nie vergesse man, daß Luther das Gebäude gerichtet hat; der weitere Ausbau blieb den Nachfahren vorbehalten.[1])

Soviel über das Geschichtliche, das bei einem kurzen Aufsatz über „Luthers Sprache" in Betracht kommt. Nunmehr fassen wir „Sprache" als Art zu sprechen und zu schreiben, als Stil. Wir lasen, Luther habe beim Schreiben sein Augenmerk auf allgemeine Verständlichkeit gerichtet. Diese aber wird am sichersten erreicht durch Anschaulichkeit. Deshalb vermeidet er möglichst abstrakte Begriffe; das Konkrete, Greifbare zieht er vor. So sagt er: Gott hat eine Brücke und Leiter zu dir gemacht. — Christus sieht auf die Schafe, nicht auf die Wolle (vgl. 2. Kor. 12, 14). — Beim Ablaß wird die Genugtuung in Beutel und Kasten gesetzt, Christus setzt sie ins Herz. — In allen Dingen muß die Liebe der Hauptmann sein. — Der Glaube muß Hauptmann im Felde bleiben. — Wenn die Züge kommen (die letzten Züge) und der Glaube angefochten wird, muß Gott ihn stärken. — Den alten Adam muß man unter die Sporen fassen. Non accipies munera (2. Mose 23, 8): wir heißens die Hand schmieren und silberne buchslin schießen. — Das Evangelium wird dem Papst sauer in die Nase gehen. — Man muß den Leuten, die nicht recht unterscheiden und lehren, Brillen auf die Nase setzen, daß sie sehen können; sie müssen Nießwurz nehmen, damit sie das Gehirn fegen. — Gott hat lange Honig gegeben, da werden wir auch einmal Senf essen müssen. — Der aufrechte Mann fragt bei seinen Worten nicht, ob der Brotkorb Schaden leidet. — An einem trunkenen Abend geht die Zunge auf Stelzen und die Vernunft fährt mit halbem Segel.

---

1) Hier mag erinnert werden an ein Wort Schleiermachers über das Berliner Gesangbuch: Wenn jemand zu unsrem Martin Luther getreten wäre mit den Worten: „Ihr habt so schöne Lieder gestellt, Herr Doctor, aber mir blutet das Herz im Leibe, wenn ich bedenke, nach 300 Jahren werden die Leute das doch nicht mehr so singen können, wie wir jetzt, und dann werden sie dies und jenes ändern wollen"; würde er nicht gesagt haben: „Ihr guter Narr, denkt ihr denn, daß der Luther in den Buchstaben steckt? ... Was solls denn für ein Unglück geben, wenn sie uns aus unserem Deutsch, dafern es nicht mehr gangbar wäre, in ihres umsetzen? Und wenn sie dies und jenes ändern und gar nicht säuberlich verfahren, den Luther sollen sie doch lange nicht heraustreiben."

Weiter dient der Veranschaulichung Bild und Gleichnis. Dafür mögen folgende Belege gelten: Die Päpste brauchen des türkischen Krieges zum Hütlein, darunter sie spielen. — Des Papstes Regiment gleicht dem Kinderwerk, da man mit falschen Potzen[1]) (Kobolden) schreckt und mit Zahlpfennigen (Rechenpfennigen) lockt. — Juristen und Offiziale sind in Rom wie die Fliegen im Sommer. — Die Papisten sind nicht so kühn, Luther selbst zu bestreiten, sie fliehen das Licht wie die Fledermäuse, und wie die Nachtraben heulen sie Uhu im Finstern. — Die Papisten können nichts als „Ketzer" schreien; wenn sie aber sollten auf den Plan treten und solches beweisen, so erwischen sie das Hasenpanier[2]) und halten sich zu der Mäuse Wagenburg. Die Papisten weiden die Schafe, wie die Fleischhauer am Osterabend tun.[3]) — Wie man dem Schützen ein Ziel oder Schießmal steckt, daß alle Bogen, Büchsen, Pfeile, Steine dahin gerichtet sind, so ist Christus das Ziel, dem sich jeder anhängt, aller Widerspruch zielt auf ihn. — Wer alles durch Werke gut machen will, handelt wie einer, der den Rhein schützen wollte mit strönern gewehr[4]) und ließe doch seine Quelle und Ursprung unverstopft. — Karlstadt hört sich gern selbst reden, wie der Storch sein Klappern. — Emser stimmt mit Paulus, wie der Esel mit der Nachtigall. — Was ists, daß ein Esel[5]) die Psalmen lesen will, der doch nur zum Sackträger gemacht ist. — Gott wird seine Ehre verteidigen, und sie werden des Esels Gesang singen (hoch anfangen und tief aufhören). — Der Körper ist für Luther ein eigenwilliger Esel, den man im Zaum halten muß, daß er nicht übermütig wird und aufs Eis geht und ein Bein bricht. — Wir bleiben am besten in Gottes Wort, wie der Hase in seiner Steinritze.

Tiere sind, wie wir sehen, oft zur Verdeutlichung des Gesagten herbeigezogen. Von Tieren handeln die Fabeln. Von diesen ist Luther ein großer Freund gewesen: das bezeugt seine Arbeit auf der Feste Koburg (1530) an einem deutschen Äsop. Statt der unter diesem Namen weit verbreiteten Fabelsammlung, die viel Schund enthielt, wollte Luther dem Volke einen gereinigten Äsop geben, daran ein Hausvater mit seiner Familie über Tisch Kurzweil haben könnte, indem er Weib und Kind und Gesinde fragen könnte, was diese oder diese Fabel bedeute. Aus den von ihm in seinen Schriften öfters angezogenen Fabeln heben wir heraus die von dem Hund, der durch einen Wasserstrom lief mit einem Stück Fleisch im Maul; die von dem Wolf und dem Lamm, das das Wasser getrübt haben sollte[6]); die von dem Kranich

---

1) Vgl. das Volkslied: Es geht ein Butzemann im Reich herum. (Des Knaben Wunderhorn, Hendel, S. 61ff.)

2) Der beim Fliehen des Hasen weithin sichtbare weiße Schwanzflaum.

3) Vgl. die vielfach übliche Ausstellung von besonders gutem geschlachtetem Vieh um Ostern.

4) Wehr aus Stroh.

5) Gemeint ist Heinrich VIII. von England, der „defensor fidei".

6) Vgl. die Redewendung: „Der betrübt kein Wässerchen".

und dem Wolf; die von dem Frosch, der sich aufblies, um dem Ochsen gleich zu werden; die von dem Affen, der dem Schuster alles nachmachen wollte und dabei das gesamte Leder verschnitt. —

Gesättigt sind Luthers Schriften mit Sprichwörtern und sprichwörtlichen Redensarten; sie machen seine Darstellung so frisch und prägen sich dem Gedächtnis des Lesers so leicht ein. Luther war einer der ersten, der solche sammelte. Das kleine Oktavheftchen, das sie enthielt, war 1865 noch in Deutschland unter den Beständen eines Antiquars in Breslau, der es für 300 Taler anbot. In dem Lande Luthers hat es niemand gekauft, wohl aber einer unserer Vettern in England. Es befindet sich jetzt in Oxford; glücklicherweise haben wir vor dem Kriege eine photographische Nachbildung erworben; sie ist Eigentum der Berliner Bibliothek. Von den Sprichwörtern, die Luther oft gebraucht, führe ich folgende an in der Reihenfolge, wie ich sie gelesen habe: Bei Vergebung der Sünden sieht Gott durch die Finger. — Wer nicht durch die Finger sehen kann, taugt nicht zum Regenten. — Im Sack verkauft ist ein blinder Kauf. — Diese Nuß hat noch niemand aufgebissen. — Der heiße Brei brennt im Maul. — Ich weiß, wo dich der Schuh drückt. — Den Vogel kennt man an den Federn oder am Gesang. — Was einer für ein Mann ist, danach redet er auch. — Ein Mann, kein Mann. — Wir sind noch beide nicht übern Berg. — Gut macht Mut. — Mut ist halber Leib. — Wenn man den Bauer fleht, so wächst ihm der Bauch. — Hoch schwören zeigt tiefe Lügen. — Wem das Kleine verschmahet (zu gering ist), dem wird das Große nicht.[1]) — Niemand ist so böse, er findet einen Böseren über ihm. — Einem trunkenen Mann soll ein Fuder Heu aus dem Wege weichen. — Des Brot wir essen, des Liedlein singen wir. — Der Geizige kann auf Erden nichts Gutes tun, ohne daß er stirbt. — Alte Hunde sind nicht gut bendig zu machen. — Wer da fleucht, den jagt man. — Was man nicht heben kann, soll man liegen lassen.[2]) — Zwei Hähne auf einem Mist leiden sich nicht. — Läßt man einem Schalk eine Hand breit, so nimmt er eine Elle lang. — Schwimmer ersaufen gern, gute Klimmer fallen gern.[3]) — Wenn man ein gutes Messer hat, muß man damit nicht in einen Stein hacken. — Wer nicht Brot essen will, der wandere; da wird ers lernen. — Es ist aus, daß man Speck auf Kohlen brät.

Eine den Sprichwörtern ähnliche Bedeutung für Luthers Sprache haben formelhafte Wendungen, wie auch wir sie im Verkehr mit unsern Nebenmenschen oft genug gebrauchen. Bei diesen ist Alliteration, Reim, Anklang das Gewöhnliche. Ich nenne folgende: rips, raps; plitz, platz; schnip,

1) Diese Worte waren in Luthers Stube neben dem Ofen an die Wand geschrieben.

2) Frau Rat Goethe sagt einmal: Wenn mir ein Stein im Wege liegt, so schnelle ich ihn weg; ist er zu schwer, so gehe ich um ihn herum.

3) Gern im Sinne von leicht ist noch heute in Mitteldeutschland gebräuchlich. Luther sagt einmal in den Tischreden, im Griechischen und Lateinischen lasse sich unser „gern" schwer wiedergeben.

schnap; lieb oder leid; lieb und lust; süß oder sauer; leben und weben; klappern und plappern; zwingen und dringen; singen und springen; mit Stumpf und Stiel; Gewürm und Geschwürm; Licht und Lampe; Hülle und Fülle (victus et amictus). —

Dem lebhaften, regen Geiste Luthers entspricht es, daß er bei Erwähnung von solchen Dingen und Fragen, die ihn tief berühren, die Worte häuft; es dient zugleich dazu, den Leser bei der Sache festzuhalten. So schreibt er: Der Fürst schlägt Geld nur aus Gold und Silber, der Papst aus allem: aus Ablaß, Messen, Zeremonien, Speisen, Essen und Trinken, Buße, aus der Kirche Schlüsseln, aus Kappen und Platten. — In der Kirche ist jetzt viel Läuten, Pfeifen, Singen, Schreien, Lesen. — Unnütz ist geweihtes Wasser, Kerzen, Orgeln, Zimbel, Läuten und Deuten. — Gott in evangelischer Weise dienen ist besser als aller äußere Dienst, daß man hölzerne und steinerne Bilder auf Tafeln und Wände male, Altäre ziere (nicht daß ich Schmuck verwerfe, er soll aber nicht Gottesdienst heißen). — Das ist eine rechte Kirche, die durch Gottes Wort gebaut ist und durch Gottes Wort geweidet, genährt, erzogen, regiert wird. — Mag man Gottes Wort noch soviel singen und sagen, klingen und predigen, schreiben und lesen, malen und zeichnen, der Teufel will es doch hindern. — Bei rechter Andacht haben die Worte Leben, Hand und Fuß, sie schäumen über, wie das heiße Wasser aus dem Topf. — Gott tut alles umsonst aus lauter Gnaden, ohne Verdienst den Unwürdigen und Unverdienten, ja den Verdammten. — Der Mensch glaubt seine Seligkeit verdienen zu können; daher kommen die vielen Stifte, Klöster, Altäre, Pfaffen, Mönche. — Wir müssen versucht werden, müssen Not und Mangel haben an Kleidern, Geld und Gut und Ehre, an Gunst und Förderung, damit wir Ursache gewinnen, Gott zu suchen. — (Aus der Auslegung der dritten Bitte des Vaterunsers): Behüte uns Gott vor allem bösen, spenstigen, hartnäckigen, halsstarken, eigensinnigen Willen. — „Nehmen sie den Leib" lesen wir sehr oft, nicht selten erweitert durch Geld und Freund. — Es ist kein elender Ding auf Erden denn Unfriede, Unsicherheit, Unterdrückung und Gewalt und Unrecht. — Zu einer harten Eiche muß man Barten, Beile und Äxte haben, man kann sie dennoch kaum fällen und spalten; ein weidenes Rüllein kann ich mit einem Messer schneiden. — Wer den kleinen Katechismus Luthers, einen wahrhaften Schatzbehälter, kennt, der weiß, wie lieblich uns da die Worte ins Ohr klingen, die bei dem vierten und fünften Gebot aneinandergereiht sind, weiter bei dem ersten Artikel des Glaubens, bei der vierten Bitte des Vaterunsers, in dem Morgen- und Abendgebet aus dem Abschnitt: Wie ein Hausvater sein Gesinde soll lehren.

Jeder Mensch hat gewisse Worte und Sätze, auf die er immer wieder zurückkommt. Bei Luther kommt neben „Kunst" wohl am häufigsten „Dank" vor; oft in Verbindung mit „ohne". „Ohne Dank" ist nicht selten zusammengestellt mit Willen; z. B.: Man gibt einem Kranken Arznei ohne seinen Dank

und Willen. Auch das aus „Ein feste Burg ist unser Gott" bekannte „keinen Dank dazu haben" habe ich einmal gelesen. Häufig finden wir ferner: spiegelfechten (heucheln), hineinplumpen, herhalten (Rücken, Kopf), Bube, Bube in der Haut, Grundsuppe (Bodensatz), große Hansen. — Weiter: das Feld behalten; da liegt Macht an; in die Schanze schlagen; in die Rapuse (in das Chaos) werfen (preisgeben). Der Teufel reitet einen Menschen. Gott grüßt uns mit dem Evangelium; wir sollen ihm danken. Gott begegnet uns, wir sollen ihn grüßen.[1])

Wie sehr die deutsche Sprache immer und immer Luthers Sinnen und Denken beschäftigte, ersehen wir auch daraus, daß er in die lateinische Rede nicht selten deutsche Worte einfügte. Tat er das in den Vorlesungen, so freuten sich seine Zuhörer darüber sehr. In dem Kommentar zum Römerbrief lesen wir einmal, Tardus est Dominus ad vindictam, sed cum increpat, kommt er mit Gewalt. Oft setzt er zu einem fremdsprachlichen Ausdruck die deutsche Übersetzung; eine veraltete, nicht mehr allgemein verständliche mittelhochdeutsche Bezeichnung wird durch eine neuhochdeutsche erläutert.

Zu guter Letzt gedenken wir des Strebens Luthers, Fremdwörter möglichst zu meiden: auch das ist ein Ruhmesblatt für ihn. Möglichst, sage ich, ganz fehlen sie nicht. Wir finden: Allegorie, Apotheke, benedeyen, Castell, Contrafeit, Contrafactum, Element, examinieren, Exempel, Figur, Finantz, Library, Litanei, Petschaft (böhmisch), Publikan, Register, rhumoren, subtil (Gegensatz: grob), suspendieren, temperieren (davor: mäßigen).

Was schließlich den Ton angeht, der uns aus Luthers Schriften entgegenschallt, so wissen wir alle, daß er sehr „beißig" sein konnte. Wir wünschten, daß er manches nicht so geschrieben hätte, wie er es getan hat. Aber wir müssen ihm dabei zugute halten, daß er von seinen Gegnern oft maßlos gereizt und verleumdet wurde, daß man seine Worte verdrehte und absichtlich falsch deutete. Und dann wollen wir nicht vergessen, wie viele zarte Herzenstöne an unser Ohr klingen aus seinen Schriften, Briefen und Liedern, welcher erfrischende, wohltuende Humor uns neben den zornigen Worten entgegentritt. Seine Zeitgenossen haben sich an vielem nicht gestoßen, was uns abstößt, man war damals derber und — ehrlicher, als wir es sind. In seiner „Rede bei der Leiche Luthers" sagt Melanchthon (22. 2. 1546): „Es war in ihm das Herz treu, der Mund freundlich und holdselig. Daher offenbar ist, daß die Härtigkeit, so er wider die Feinde der reinen Lehre in Schriften gebraucht, nicht eines zänkischen und boshaften Gemütes, sondern eines großen Ernstes und Eifers der Wahrheit gewesen ist."

---

1) Als deutsche Grußformeln gibt uns Luther an die Hand: Gott gebe euch einen guten Tag, einen guten Morgen, einen guten Abend. Beim Abschied sagen wir: Gehabt euch wohl; habt gute Nacht; laßt's euch wohl gehen.

Rahmenerzählung und Ähnliches bei Marie von Ebner-Eschenbach.

(Beitrag zur Kennzeichnung ihrer Erzählungskunst und zugleich zur Technik der Novelle.)

Von **Artur Eilter** in Oschatz.

Man pflegt zwei Arten von Rahmenerzählungen zu unterscheiden. Zunächst redet man von der Rahmenform dort, wo mehrere inhaltlich verwandte oder auch unzusammenhängende Geschichten durch ein mehr oder weniger ausgeführtes einleitendes und schließendes Erzählstück zu einer Art Einheit zusammengefaßt sind. Dann bezeichnet man als Rahmenerzählung auch eine in ähnlicher Weise umkleidete Einzelnovelle, in der die Binnengeschichte gewöhnlich in einer weiter zurückliegenden Zeit spielt als die Umkleidung.[1]) Die erste Art, die der zyklischen Rahmenform, ist uralt und durch Goethe, die jüngeren Romantiker und Keller auch in der deutschen Literatur eingebürgert worden. Die zweite Art der Rahmenerzählung, die umrahmte Einzelnovelle, erscheint wesentlich später in unserer Dichtung. Erst in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts tritt sie auf, als die Novelle schon eine längere Entwicklung hinter sich hat, als sie nicht mehr bloß die kurzgehaltene Darstellung einer durch ihre Ungewöhnlichkeit fesselnden und einen überraschenden Wendepunkt bietenden Begebenheit ist (ungefähr Tiecks Auffassung), sondern als sie dem modernen Fühlen entsprechend — in erster Linie die Lösung von seelischen Irrungen und Wirrungen in knapper Erzählung bietet. Die Meister dieser neuen Novelle, C. F. Meyer, Theod. Storm, Paul Heyse, sind zugleich die Meister der umrahmten Einzelerzählung. Zu ihnen gesellt sich seit den 70er Jahren des 19. Jahrhunderts Österreichs größte Dichterin, Marie v. Ebner-Eschenbach.

Als eigentliche Rahmenerzählungen kommt bei ihr knapp ein Dutzend Novellen oder Erzählungen — wie sie meist einfach sagt — in Frage, dazu tritt noch ungefähr ein halb Dutzend Geschichten mit verwandten Darstellungsformen. Äußere Anregung zur Wahl dieser Erzählweise konnte Marie v. Ebner durch Turgenjeff und Paul Heyse erhalten, die nach ihrem eigenen Bekenntnis als Erzähler am stärksten auf sie eingewirkt haben. Ausschließlich aber ist solche äußere Anregung bei ihr sicher nicht wirksam gewesen; denn sie gebraucht die Rahmenerzählung nicht als zufällige Modeform, sondern wie die anderen großen Erzähler als technisch und ästhetisch wertvolles Kunstmittel.

Das führt auf die Frage nach der Bedeutung der Rahmenform überhaupt. Im Gegensatz zum dramatischen Dichter kann der epische seine Hörer oder Leser die Geschehnisse nicht als gegenwärtige unmittelbar miterleben lassen, sondern er berichtet bereits Vergangenes. Zwischen die Ereignisse und die Leser schiebt sich also eine Mittelsperson ein, die gewissermaßen den Spiegel darstellt, durch den die Begebenheiten zurückgeworfen werden. Der beste, zuverlässigste Vermittler ist natürlich eine Gestalt, die das Geschehen an sich selbst erlebt — der Held der Geschichte —

---

1) Man vgl. dazu Hans Bracher, „Rahmenerzählung und Verwandtes bei G. Keller, C. F. Meyer und Th. Storm", S. 2ff., dessen Ausführungen vielfach als Anregungen gedient haben.

oder es wenigstens als Augenzeuge aus nächster Nähe beobachtet hat und es unter dem starken Eindruck des Erlebten erzählt. Die Einführung eines solch mündlich Erzählenden vor wirklichen Zuhörern ist das Wesentliche an den meisten Rahmennovellen. Die Dichter erfüllen dadurch die Forderung Spielhagens an den erzählenden Schriftsteller: sich selbst möglichst vollkommen aus seiner Erzählung auszuschließen und dadurch den Eindruck der unmittelbaren Wirklichkeit zu verstärken. Ein weiterer ästhetischer Gewinn, der sich dem Dichter durch die Vorgabe eines an den Ereignissen beteiligten mündlichen Erzählers bietet, ist die starke innere Geschlossenheit, die die Geschichte dadurch erhält: alle Geschehnisse werden von Anfang an von einem bestimmten Gesichtspunkte aus gesehen und beurteilt. Die genannten Vorteile bleiben auch da, wo der Dichter durch die Angabe, vorgefundene Handschriften wörtlich anzuführen, Menschen der Vergangenheit von ihren oder anderer Schicksalen berichten läßt, und zwar so, daß gleichzeitig die Gegenwart ihr Licht erhellend auf die berichteten Vorgänge wirft. Marie v. Ebners Rahmenerzählungen lassen all das Gesagte deutlich erkennen. Bei ihrer Betrachtung werden wir von der Gestaltung des Rahmens, kurz von der Innenerzählung und von den Beziehungen zwischen beiden zu reden haben.

Das Eingangsstück des Rahmens stellt zunächst die allgemeine Lage dar, in der es zum Erzählen kommt; es führt den Erzähler ein, redet von den Zuhörern und dem Anlaß zum Berichten. Das kann in recht verschiedenem Umfange geschehen. Bietet der Rahmeneingang lediglich das zum Verständnis unbedingt Notwendige, so redet man von einem unausgebauten oder „primitiven Situationsrahmen“.[1]) Einen solchen zeigen etwa Turgenjeffs „Ein König Lear der Steppe“ und Storms „Bei Vetter Christian“. In den meisten der in Frage kommenden Novellen aber ist der Rahmen wesentlich weiter gespannt. Der Dichter berichtet in ihm Genaueres über das Auftreten des Erzählers, vielleicht über sein Zusammentreffen mit ihm, er gibt uns ein Bild von dessen äußerem und innerem Wesen, er kennzeichnet des Erzählers Stellung zu den Personen der Geschichte, ebenso zu den Zuhörern und redet wohl auch von seiner Vortragsweise und ähnlichem. Endlich kann der Rahmen sogar eine eigene Handlung aufweisen und sich dadurch selbst zu einer Novelle auswachsen; man denke etwa an Storms „In St. Jürgen“. Natürlich gibt es zwischen den genannten Arten noch zahlreiche Übergänge.

Marie v. Ebners Rahmenerzählungen gehören in der Hauptsache — wie auch die meisten von Storm und Meyer — der zweiten Gruppe an. Die folgende Betrachtung der Rahmeneingänge sucht die Geschichten zugleich nach dem Ausbau des Rahmens zu ordnen.

Überaus einfach, dabei aber durchaus anschaulich ist das Eingangsstück in den „Novellenstoffen“. Ein junger Freund, gleichfalls ein Jünger Apolls, bittet die Dichterin, seine Beichtmutter in allen poetischen Angelegenheiten, um einen dankbaren Stoff für eine durch ihren seelischen Gehalt packende Erzählung. Ihre Versicherung, solche wüchsen überall aus dem Boden und flögen zu Hunderten in der Luft, begegnet bei ihm ungläubigem Lächeln. Darum deutet ihm die Dichterin mit wenigen, scharf umreißenden Strichen Verwicklungen aus dem Leben ihr vertrauter Personen an, die zu künstlerischer Verarbeitung locken können.

1) Nach Bracher S. 70.

Reicher ausgestattet ist das einführende Rahmenstück der Erzählung „Die eine Sekunde“. Zwei Geschwister, schon in reiferen Jahren, kehren an einem Spätsommerabend als letzte der Trauergäste von einem Grabe zurück, in das sie eine von beiden hochverehrte Freundin haben betten helfen. Er namentlich ist tief ergriffen und von einer wehmütigen Weichheit, die die Schwester an dem sonst so geistesstarken, nichts weniger als gefühlsseligen Bruder gar nicht kennt. Sie hütet sich aber, durch Fragen in sein Geheimnis eindringen zu wollen, weiß sie doch, daß er es ihr schon enthüllen wird. Und wirklich, beim milden Schein der Lampe, beginnt er mit den Worten: „Die Frau, die wir heute begraben haben, ist nie meine Geliebte gewesen, aber das größte Glück, das ich je durch eine Frau erfahren habe, das hat sie mir geschenkt“, seine Beichte, der die Schwester und mit ihr der Leser andächtig lauscht. Wir haben es hier also mit der Form der Icherzählung oder der Bekenntnisnovelle zu tun. Sie wird auch gern von Storm („Ein Doppelgänger“, „In St. Jürgen“, „Von jenseits des Meeres“) und noch mehr von Paul Heyse („Der Kreisrichter“, „Geteiltes Herz“, Judith Stern“, „Die Hexe vom Korso“ u.a.) gebraucht.

Von ungefähr gleichem Umfange wie in der eben genannten Novelle ist der Rahmen in der von leidvoller Tragik erfüllten Dorfgeschichte „Die Resel“. Der Erzähler ist hier ein innerlich und äußerlich an den traurigen Vorgängen stark Beteiligter, der Oheim der Hauptperson. Die Dichterin bedient sich also hier der sog. Bekanntschaftstechnik. Die Einführung des Erzählers erfolgt wieder überaus ungezwungen. Nach erfolgreicher Schnepfenjagd sitzen Graf und Gräfin mit ihrem alten Oberförster in behaglichster Stimmung beim Abendessen. Bei der Jagd hat die Gräfin zufällig ein wohlgepflegtes Grab mitten im Forst entdeckt, dessen windschiefes Kreuzel nur den schon stark verwischten Namen Resel trug. Auf ihre neugierige Frage aber hatte ihr finsterer Begleiter, ein ungepflegter, trotziger Heger, nur mit einem unverständlichen Murmeln geantwortet. Darum soll ihr nun der Oberförster das Geheimnis des einsamen Waldgrabes enthüllen. Und so muß dieser — er tut es höchst ungern — die erschütternde Herzensgeschichte seines lieben Bruderkindes erzählen, dessen Tod jener Heger verschuldet hat und durch den er zum Menschenhasser geworden ist.

Eine Er-Erzählung wie die eben betrachtete ist auch das erschütternde Zeit- und Sittenbild „Er laßt die Hand küssen“, dessen Eingangsstück noch etwas weiter ausgestattet ist. Beim behaglich summenden Teekessel führen eine Gräfin und ihr alter Verehrer ihren gewöhnlichen lustigen Krieg. Doch sie wird ernst, sie möchte ihn zum Vermittler gewinnen in dem betrüblichen Rechtsstreit mit ihrer schlecht beratenen Dorfgemeinde; er aber hält bei dem unausrottbaren Mißtrauen der Bauern gegen alles, was von der Herrschaft ausgeht, seine Vermittlung für aussichtslos. Durch seine Worte weckt er bei der Gräfin aufs neue die Sehnsucht nach der „guten, alten Zeit“, da der Wille der Herrschaft das Schicksal der Bauern bedeutete. Um ihr diese gelobte Zeit des jus gladii einmal von der anderen Seite zu zeigen, erzählt ihr der Graf eine Geschichte aus dem Leben seiner Großmutter, an die er bei seinem Herkommen wieder stark erinnert worden sei durch die Begegnung mit dem Enkel der Hauptperson der Geschichte.

Der Eingang der Erzählung „Im Zauberbann“ zeigt starke Ähnlichkeit mit den Anfängen zahlreicher Stormscher Erzählungen. In einem größeren Kreis geistig angeregter Personen, der eben die Vorlesung von Wildes Roman „Das Bildnis

der Dorian Gray" beendet hat, erhebt sich ein lebhafter Meinungsaustausch. Gegen das Verdammungsurteil einer sittenstrengen Stiftsdame, welche die Idee mit dem Bilde einfach lächerlich findet, nimmt der lebenskundige und belesene Baron Trautenburg den Dichter in Schutz mit den Worten: „Es kann etwas Eigenes um ein Bild sein, einem Bilde können Zauberkräfte innewohnen. Ich selbst, wie Sie mich da sehen, habe zu einer Zeit, wo noch keins von uns unter dem Banne von Wildes Phantasie stand, etwas miterlebt, was dieses Gebiet des Rätselhaften wenigstens streift." Nachdem er durch die Bemerkung, daß die Anwesenden wenigstens zum Teil die Helden seiner Geschichte gekannt hätten, die allgemeine Spannung noch erhöht hat, erzählt er die anmutige Liebesgeschichte seines Freundes, die doch so leicht ins Tragische umschlagen konnte.

Ähnlich der eben geschilderten ist die Eingangslage in „Oversberg"[1]), einer Perle der Ebnerschen Erzählungskunst. Der Kreis der Versammelten ist hier noch größer. Die Beamten einer fürstlichen Domäne sitzen beim Abschiedsmahl für den gestrengen Herrn Generalrevisor. Nach Erörterung verschiedener land- und forstwirtschaftlichen Fragen meldet der Scheidende dem ebenfalls anwesenden greisen Dechanten den Tod eines früheren gemeinsamen Freundes, des Herrn Oversberg. Den älteren der Anwesenden steigt bei Nennung des Namens das Bild einer ganz eigenartigen Persönlichkeit auf. Die Äußerungen über sie sind durchaus verschieden, und selbst der Herr Inspektor, der im Ruf eines großen Menschenkenners steht und sich selbst nicht wenig darauf zugute tut, einem jeden schon nach kurzem Zusammensein bis auf den Grund der Seele zu schauen, muß gestehen, daß jener Mann ihm zeitlebens ein Rätsel geblieben sei, obwohl er ihn jahrzehntelang aus unmittelbarer Nähe beobachten konnte. Auf aller Bitten berichtet der Inspektor, was er von Overbergs Leben weiß. — Wir haben also wieder einen Er-Erzähler vor uns, der nach dem Gesagten ein guter Gewährsmann sein muß.

Im „Kleinen Roman" dagegen begegnen wir wieder der am stärksten wirkenden Form der Erinnerungserzählung, der Bekenntnisnovelle. Die Beichte wird hier der Dichterin selbst abgelegt von einer verehrten Freundin, einer alten feingebildeten und lebenskundigen Hofrätin. Der Rahmen ist wesentlich weiter gespannt als in den bisher besprochenen Erzählungen, ja er zeigt gewisse selbständige novellistische Ansätze. Entgegen ihrer sonstigen Gepflogenheit, den Ich-Erzähler sich fast nur durch sein Handeln in der erzählten Geschichte kennzeichnen zu lassen, gibt uns die Dichterin hier gleich im Eingangsstück ein deutliches Bild vom äußeren und inneren Wesen der Beichtenden. Sie führt uns zu diesem Zweck auch durch das hofrätliche Heim mit den beiden roten Prunkgemächern, in denen zum eifersüchtigen Bedauern der Dichterin nur zu oft ein großer Bekanntenkreis die Freundin mit Beschlag belegt, und dem schlichten Schlafzimmer mit der von ihnen beiden so geliebten Plauderecke. Das lebensgroße Ölgemälde des heimgegangenen Gemahls der Freundin gibt Anlaß, deren Liebes- und Ehegeschichte in kurzen Zügen zu berichten. Nachdem die

1) Nach dem Zusatz zur Überschrift „Aus dem Tagebuch des Volontärs Ferdinand Binder" gehört „Oversb." äußerlich betrachtet zu der Gruppe von Rahmengeschichten, die vorgeben, einer alten Handschrift nacherzählt zu werden. Da wir aber in O. Zeugen werden, wie der Gewährsmann die Ereignisse selbst erst berichtet bekommt, habe ich die Novelle gleich mit zu den Geschichten gerechnet, die Zuhörern mündlich erzählt werden.

Dichterin so einen wirksamen Hintergrund geschaffen hat für die folgende Erzählung, stellt sie deren besonderen Anlaß dar. Noch freudiger als sonst ist sie heute zur Freundin geeilt, hoffte sie doch, dieser, deren Leidenschaft es ist, anderen zu dienen und zu helfen, eine frohe Überraschung zu bereiten mit der Nachricht, sie habe für eine der zahlreichen Schutzbefohlenen der Freundin eine ausgezeichnete Stellung als Erzieherin in einem vornehmen Hause gefunden, in dem vor kurzem der Tod dem Gatten die vergötterte Gemahlin und zwei reizenden Kindern die Mutter entrissen. Zu ihrer größten Enttäuschung aber wehrt die Hofrätin ängstlich ab, die Stellung sei nichts für ihren Schützling. Und um die schwergekränkte Freundin von den guten Gründen ihrer Ablehnung zu überzeugen, entschließt sie sich endlich, ein eigenes schmerzliches Erlebnis aus ganz ähnlichen Verhältnissen ihrer eigenen Erzieherinnenzeit zu enthüllen.

In „Maslans Frau“, einer ergreifenden Ehegeschichte, enthält der Rahmen nicht nur einzelne novellistische Keime, sondern er bietet geradezu die eigentliche Novelle, während das Mittelstück die tieferen inneren Voraussetzungen bringt, ohne die das eigenartige Handeln der Hauptpersonen gar nicht zu verstehen wäre. Der Erzähler ist wieder sehr glücklich gewählt. Es ist der alte, menschenkundige Arzt des Ortes, der sowohl als Freund der Heldin wie auch als Seelenforscher von Anfang an die schlimmen Vorgänge zwischen den Eheleuten mit größter Teilnahme verfolgt hat. Auch die Einführung dieses Er-Erzählers geschieht äußerst zwanglos. Ermattet von der Nachtwache bei dem Müller Maslan, der verlassen und ohne Wartung auf dem Sterbebette liegt, will der alte Doktor bei seinen Blumen im wohlgepflegten Gärtchen gerade einschlummern, als der junge Ortspfarrer ihn mit der Frage nach dem Kranken wieder weckt. Der Geistliche ist erst seit kurzem im Orte und noch nicht mit den Verhältnissen seiner Beichtkinder vertraut, in bezug auf den Müller aber steht er geradezu vor einem Rätsel: Der Mann ist verheiratet, sein Weib, das ihn noch immer lieben soll, besitzt eins der schönsten Güter des Dorfes, und doch ist der Sterbende nur auf die widerwillig geleistete Hilfe fremder Leute angewiesen. Das Rätsel soll ihm der in alle Geheimnisse der Gemeinde eingeweihte Arzt lösen.

In bezug auf die Malernovelle „Verschollen“ kann man im Zweifel sein, ob man sie noch zu den Rahmenerzählungen rechnen soll, da das Mittelstück wesentlich kürzer ist als die umschließenden Teile und diese die eigentliche Handlung bieten. Ich zähle sie aber doch dazu; denn die Hauptfrage der ganzen Erzählung: Warum hat sich der berühmte Maler plötzlich mitten aus seinem gefeierten Schaffen heraus, verbittert und voller Menschenscheu in die Einsamkeit geflüchtet? erhält ihre Antwort erst in dem Bekenntnis des Meisters selbst in dem kurzen Mittelstück. Dieses Bekenntnis wird von der Dichterin mit viel Kunst und durch stete Steigerung der Spannung vorbereitet. Der gepriesene Modemaler Heini Rufin findet beim Ordnen seiner Skizzenmappen nach einem „kraftgenialischen“ Künstlerfeste der Modernen in seiner Klause auch die kleine halbvergessene Ölstudie eines Frauenarmes wieder, die ihm sein alter Meister kurz vor seinem unerklärlichen Verschwinden geschenkt hatte. Ihr Anblick dämpft Rufins Malerstolz schwer, den sie zeigt ihm, wieviel seinem Können noch fehlt. Zugleich aber weckt sie in ihm das unwiderstehliche Verlangen, sie bei der nächsten Ausstellung als eigene Schöpfung auszugeben. Zuvor will er sich jedoch vorsichtigerweise von dem Tode des Verschollenen überzeugen. Nach wochenlangem Suchen erhält er endlich in der Nähe von Heiligenblut die willkommene

Kunde von dem tödlichen Unfalle eines menschenscheuen Sonderlings, der nach der Beschreibung der Leute nur der verschwundene Professor sein kann. Leichtentzündlich, wie er ist, begeistert sich Rufin an dem Gedanken, sich selbst und den Meister dadurch zu ehren, daß er dessen Grab in einem stimmungsvollen Kunstwerk festhält. Gesagt, getan. Aber als er noch ganz berauscht vom gelingenden Schaffen vom Kirchhof ins Dorf hinabsteigt, findet er in dem greisen Bauer, den er um einen Trunk bittet, zu seinem größten Entsetzen den Totgeglaubten. Nach einem grimmigen Empfange nimmt dieser den ehemaligen Schüler mit ins Haus und zeigt ihm auf sein Drängen, was er jetzt noch hin und wieder malt, die „Früchte seiner schwachen Stunden". Mit neidvoller Bewunderung betrachtet Rufin den noch immer unerschöpflichen Reichtum des Alten an Erfindung und sein ungebrochenes Können. Vor allem fesselt ihn eine herrliche Frauengestalt, zu welcher der ihm einst geschenkte Arm zu gehören scheint. Auch sie bezeichnet der Alte unwirsch als mißlungen, und auf weitere Fragen bekennt er abgebrochen und widerwillig, daß er an diesem Bilde seine Kunst scheitern gefühlt und daß dies ihn in seine Einsamkeit getrieben habe.

Die beiden Novellen „Das Schädliche" und „Der gute Mond" gehören — äußerlich betrachtet — der großen Gruppe von Rahmenerzählungen an, in denen der Dichter vorgibt, seine Geschichte einer ihm zufällig zugekommenen Handschrift getreulich nachzuerzählen. Im „Schädlichen" aber handelt es sich nicht um eine Handschrift aus langvergangenen Jahrzehnten oder Jahrhunderten, sondern um eine erschütternde Lebensbeichte in einem Briefe. Der Held der Geschichte greift nur deshalb zur Feder, weil der Freund, dem er sein bedrängtes Herz ausschütten will, fern von ihm weilt und er auf kein Zusammentreffen mit ihm mehr warten kann. Auch vermöchte er wohl kaum, all das Schreckliche dem Freunde Auge in Auge zu enthüllen, ihn würde dabei die mühsam errungene Fassung verlassen. Handelt es sich doch um nichts weniger als um das Geständnis eines untadeligen Ehrenmannes, daß sein Leben ein einziger aufreibender und doch fruchtloser Kampf um die Seele seines Weibes und um die des einzigen Kindes gewesen sei, die beide bei glänzenden Gaben des Körpers und Geistes von unglaublicher seelischer Ruchlosigkeit waren, und daß er, als er seine Tochter als das „absolut Schädliche" erkannt hatte, sie mit Bewußtsein nicht vor der mörderischen Kugel eines von ihr zugrunde Gerichteten bewahrt habe. Durchaus natürlich und überzeugend ist der Anlaß zu dem ergreifenden Bekenntnis von der Dichterin gestaltet worden. Jahrzehntelang hat der Graf das furchtbare Geheimnis in sich verschlossen und die ihn manchmal bedrängenden Zweifel an der Richtigkeit seines damaligen Handelns mannhaft zum Schweigen gebracht. Jetzt aber, im Angesicht des sicheren, ihm auch vom Arzte bestätigten Todes, bestürmen sie ihn mit verdoppelter Gewalt und wollen ihn nicht ruhig sterben lassen. Da wendet er sich an den Freund, dessen unbestechlichen Gerechtigkeitssinn ihn ein langer gemeinsamer Kampf im öffentlichen Leben schätzen gelehrt hat, mit der heißen Sehnsucht, von diesem sein Tun gebilligt zu sehen.

Ein ganz anderer, der harmlos heitere Geist des Biedermeiertums, durchweht die andere der hierhergehörenden Rahmenerzählungen, „Der gute Mond". Auch hier handelt es sich nicht um eine alte, zufällig wieder aufgefundene Handschrift, sondern um eine erst entstehende. Drei Freunde wollen das Andenken eines vor kurzem heimgegangenen Freundes und Tarockbruders dadurch lebendig erhalten, daß sie seine oft erzählte Lieblingsgeschichte: wie er verheiratet war und doch kein

Weib hatte, möglichst wortgetreu in einer Handschrift festhalten. Mit behaglicher Breite wird hier — ähnlich wie bei Storm — das Äußere der entstehenden Aufzeichnungen beschrieben. Auch den eigentümlichen Übernamen des Helden „Der gute Mond", erklärt der Rahmen: er hat ihn erhalten, weil beim Tarock die Karte gleichen Namens sich beharrlich zu ihm fand und er — entsprechend seinem ganzen Wesen — mit ihr sich selbst mehr Schaden zufügte als den Mitspielern.

Die etwas ausführlichere Darstellung der Rahmeneingänge sollte nicht nur zeigen, wie anschaulich die Dichterin die äußere Lage, in der es zum Erzählen kommt, zeichnet, sondern vor allem auch, wie wirkungsvoll und überzeugend sie jedesmal den besonderen Anlaß zum Berichten zu gestalten weiß. Bei Storm bieten vielfach äußere Dinge die Ausgangspunkte dazu: ein altes, verfallendes Bauwerk, eine eigenartige Hausinschrift, ein verblaßtes Bildnis, vertrocknete Blüten zwischen Blättern eines Albums wecken die Erinnerung an vergangene Tage so stark, daß sie sich zu Geschichten formen. Manchmal ergibt sich die Veranlassung zum Erzählen auch im Verlauf eines geselligen Gesprächs. Zufällig wird da ein Thema angeschlagen, zu dem dann einer der Anwesenden einen selbsterlebten Fall berichtet. Bei Marie v. Ebner sind die Anlässe zum Erzählen, wie wir gesehen haben, nur selten so äußerlich und zufällig. Viel häufiger sind sie bei ihr psychologischer Art. Das Handeln mancher Menschen erscheint den anderen so eigentümlich, ja rätselhaft, daß es geradezu zu einer Erklärung aus ihren Lebenserfahrungen heraus zwingt. Es sei nur noch einmal an „Maslans Frau", an „Oversberg", „Die eine Sekunde" u. a. erinnert. Die größte Meisterschaft in der überzeugenden Begründung des Anlasses und der Bereitwilligkeit zum Erzählen zeigt die Dichterin dort, wo sie Menschen ihre tiefsten, oft schmerzlichen Geheimnisse selbst beichten läßt. Nur um eine verehrte Freundin, die sie durch Ablehnung eines wohlgemeinten Anerbietens kränken mußte, wieder zu versöhnen, rührt die Hofrätin in der Erzählung „Ein kleiner Roman" an längst vernarbte Wunden ihres Herzens. Fast gegen seinen Willen treibt es den alten, verschlossenen Maler in „Verschollen", nach jahrelangem Schweigen dem ehemaligen Lieblingsschüler zu offenbaren, welche schweren inneren Erlebnisse ihn damals veranlaßt haben, der hehren Kunst, der all sein Sinnen und Trachten galt, zu entsagen und in die Einsamkeit zu fliehen. Und im „Schädlichen" ist es gar der Kampf um ein ruhiges Sterben, der dem Grafen die Lippen zu dem schweren Geständnis öffnet. Kaum bei einem der Stormschen und Heyseschen Erzähler finden wir eine gleich starke innere Nötigung zum Berichten.

Wenden wir uns nun zu den Zuhörern, deren Vorhandensein durch die Annahme eines mündlich Erzählenden zugleich mitbedingt wird. Sie werden in den verschiedenen Rahmenerzählungen mit verschiedener Sorgfalt behandelt. Während z. B. C. F. Meyer in der „Hochzeit des Mönches" jede Gestalt der fürstlichen Gesellschaft genau kennzeichnet, begnügt sich Marie v. Ebner ähnlich wie Storm mit einer mehr andeutenden Zeichnung der Zuhörer. Nur was nötig ist, um ihr Verhältnis zu den Erzählern klarzustellen, verrät sie von ihnen. Sie kann sich auch sehr gut auf eine kurze unmittelbare Kennzeichnung beschränken, läßt sie doch die Zuhörer in zahlreichen Unterbrechungen der Innenerzählung ihre Stellung zu dem Berichteten äußern; durch ihre Urteile aber charakterisieren sie sich selbst aufs beste. Besonders schön beobachten wir diese künstlerisch wertvollere Form der unmittelbaren Kennzeichnung in den beiden Novellen „Im Zauberbann" und „Oversberg"; hier

macht der größere Kreis der Zuhörer eine schärfere Unterscheidung der einzelnen auch besonders nötig. In den meisten Rahmenerzählungen unserer Dichterin ist die Zahl der Hörer klein, besonders wenn sie ganz persönliche Bekenntnisse enthalten. Nur den Allvertrautesten eröffnet ein ernster Mensch sein innerstes Herz: der geliebten Schwester („Die eine Sekunde"), dem vielerprobten Freunde („Das Schädliche"), der treuen Freundin („Ein kleiner Roman"). Gewöhnlich zeigen die Zuhörer von Anfang an starken Anteil an der Geschichte, sie drängen zum Erzählen, das ihnen eine eigenartige Persönlichkeit oder das merkwürdige Verhalten eines Menschen verständlich machen soll, und diese Teilnahme steigert sich im Verlaufe der Erzählung immer mehr. Dieses ständig wachsende Sicheinfühlen sehen wir besonders deutlich in der Novelle „Die Resel". Zunächst haben das einsame Grab im Walde und das schier unheimliche Wesen des Waldhüters die Neugier der Gräfin geweckt; dann aber steigert sich ihre Spannung immer mehr, je deutlicher sie in dem tragischen Geschick der Liebenden ihr eigenes Los wiedererkennt. Sie wird so sehr davon gefangengenommen, daß sie dem mit schwerer Zunge Erzählenden die Worte förmlich vom Munde nimmt und den Faden selbst weiter spinnt, manchmal stark abweichend von der Wirklichkeit zum Erstaunen des Erzählers und zu ihrem eigenen Erschrecken. So fährt sie auf die Worte des Oberförsters: der der Resel von den Eltern bestimmte Bräutigam sei ein prächtiger, braver Mensch gewesen, fort: „Ja, ja, brav und gut ... aber er hat graue Haare gehabt", worauf der Förster ganz verdutzt erwidert: „Graue Haare? Daß ich nicht wüßte", und sie über und über rot die Augen erschrocken auf den ergrauten Scheitel ihres Mannes wendet. Zum Glück aber ist der Graf fest eingeschlummert. Ähnlich eindrucksvoll stellt die Dichterin das Wachsen der inneren Anteilnahme dar in „Er laßt die Hand küssen". Hier verhält sich die Zuhörerin zuerst durchaus ablehnend gegen die „Räubergeschichte" ihres Verehrers, nur mit Selbstüberwindung läßt sie diese über sich ergehen. Gar bald aber zwingen die Geschehnisse sie in ihren Bann, bis sie endlich von ihrer Tragik aufs äußerste erschüttert ist. So versteht es Marie v. Ebner meisterhaft, durch die Darstellung des Eindrucks auf die Zuhörer zugleich ein erhellendes Licht auf die Geschichten selbst zu werfen.

Endlich betrachten wir noch kurz die Beziehungen zwischen dem Rahmen und der Innenerzählung. Daß dieser stets im Dienste jener steht, ist schon ausgeführt worden. Er kann dabei verschiedene Aufgaben haben. In Marie v. Ebners Erzählungen soll er in erster Linie starkes Interesse für die Binnengeschichte erwecken, er ist also vorzüglich auf Spannungswirkung eingestellt. Weniger oft will der Rahmen schon etwas von der Stimmung erzeugen, von der die Binnengeschichte erfüllt ist. Bei Storm, dem Stimmungsdichter, ist dies meist das Hauptziel des Anfangsstückes, wie vor allem „Immensee", „Späte Rosen", „Der Schimmelreiter" u. a. zeigen. Ihnen ähneln darin von unseren Novellen „Die eine Sekunde" und besonders „Der gute Mond". In „Er laßt die Hand küssen" entspricht die packende Wirkung zum guten Teil aus dem starken Stimmungsgegensatz zwischen dem Rahmen und der Binnenerzählung. Dort die beiden vornehmen Menschen in der ganzen Behaglichkeit ihrer glücklichen äußeren Verhältnisse im leichten Wortgeplänkel über die Licht- und Schattenseiten der guten alten Zeit mit ihrer unbeschränkten Herrschaft des Adels über die rechtlose Masse der Hörigen. Hier ein erschütterndes Bild aus jenen Tagen mit all dem wirtschaftlichen und sittlichen Elend der weißen Sklaven und einem krassen Beispiel dafür, wohin die Allgewalt der herrschenden

Klasse selbst bei an sich wohlgesinnten, aber gedankenlosen Herren führen konnte. Die Stimmungswirkung wird hier noch dadurch gesteigert, daß der Erzähler seiner Zuhörerin die erschütternde Geschichte — aus Kriegslist, damit er überhaupt angehört wird — als durchaus friedlich und harmlos ankündigt und sie mit „etwas affektierter Nachlässigkeit" erzählt.

Ästhetisch voll wirksam wird die Rahmenerfindung, daß ein wirklicher Erzähler vor bestimmten Zuhörern eigene oder fremde Erlebnisse berichtet, erst dann, wenn diese Vorstellung nicht bloß im Eingangsstück auftritt, sondern wenn sie durch die ganze Binnenerzählung hindurch lebendig erhalten wird. Das geschieht durchaus in den Rahmennovellen unserer Dichterin. Diesem Zwecke dienen die häufigen Unterbrechungen des Vortrags. Sie erfolgen nicht etwa wie bei den Romantikern, um den von einer spannenden Handlung gefesselten Leser plötzlich mit einer gewissen Schadenfreude aus der Illusion der Stimmung zu reißen, sondern im Gegenteil, um beides zu stärken durch die Nachahmung der tatsächlichen Verhältnisse bei längerem Erzählen. Die Unterbrechungen werden herbeigeführt durch natürliche Ruhepausen, wenn sich vorübergehend Ermüdung bei den Erzählern einstellt oder wenn die Erzählung Anlaß zu einer kennzeichnenden Gebärde bietet oder wenn sie etwas Vergessenes nachholen, den Hörern eine notwendige Zwischenerklärung geben oder das Kommende noch einmal rasch überdenken wollen. Besonders eindrucksvoll sind die Unterbrechungen, wenn der Erzähler so stark von der Erinnerung überwältigt wird, daß er einige Zeit braucht, um sich wieder zu fassen. So heißt es („Das Schädliche") etwa zu Beginn eines neuen Abschnittes in dem Beichtbriefe: „Als ich vor ein paar Tagen diese Erlebnisse aufzuschreiben begann, war ich ein ruhiger Mensch und mit mir selbst im Reinen. Jetzt hat meine Ruhe mich verlassen. Zweifel bedrängen mich. Ich muß mich hüten zu überlesen, was ich da geschrieben habe, sonst vergeht mir der Mut fortzufahren" und ähnlich später noch mehrfach. — Auch die Zuhörer unterbrechen die Erzähler. Sie äußern ihre Anteilnahme oder ihre Zweifel an dem Berichteten, sie drängen zu rascherem Fortschreiten oder bitten um genauere Auskunft über ihnen dunkel gebliebene Umstände usw. Man denke vor allem noch einmal an die „Resel" und an „Oversberg". An den Punkten der höchsten Spannung häufen sich hier die Unterbrechungen so, daß wir stellenweise geradezu dramatische Wechselrede haben.

Bisher ist lediglich von den Rahmeneingängen und ihren Beziehungen zu den Binnengeschichten geredet worden. Von den Rahmenschlüssen bleibt nur wenig zu sagen. Auch sie sind mit Rücksicht auf die Hauptfabel gestaltet und durch stoffliche und ästhetische Motive eng mit dieser verbunden. Bei unserer Dichterin sind sie meist recht knapp und vermeiden alles, was die erzeugte Stimmung stören könnte. Besonders ist dies der Fall nach eindrucksvollen Selbstbekenntnissen. In stimmungsvollem Schweigen verstummen da Erzähler und Hörer und lassen die erregten Gefühle langsam in sich ausklingen, und nur mit einem leisen Händedruck etwa versichern die Hörer dem Beichtenden ihre Anteilnahme. So ist's in „der einen Sekunde" und besonders schön in „dem kleinen Roman". Hier heißt es, als die Hofrätin geendet: „Erschöpft lehnte sich die alte Frau zurück; ihr durchgeistigter Blick schien in weite Ferne zu schauen. Ich war ergriffen von dem Ausdruck stiller Hoheit in ihren edlen Zügen, stand auf und nahm ihre Hand. Da fühlte ich sie leise in der meinen zittern."

Dort, wo die Binnengeschichte vorzeitig abbricht, fällt dem Rahmenschluß noch

die weitere Aufgabe zu, ihren wirklichen oder wahrscheinlichen Ausgang darzustellen und noch ungeklärte Fragen zu beantworten. Das beobachten wir im „Schädlichen". Aus dem leidenschaftlichen Eintreten für die Todesstrafe und dem hinreißenden Aufrufe zum Vernichtungskampfe gegen das Böse, mit dem der Beichtbrief schließt, klingt noch einmal des Beichtenden furchtbare Gewissensnot und seine verzweifelte Sehnsucht nach Lossprechung durch den Freund heraus. Der kurze Rahmenschluß berichtet nun, wie der Angerufene sofort nach Empfang des Briefes zu dem Sterbenden geeilt sei, ihn aber nicht mehr am Leben getroffen habe. So mildert hier auch das Schlußstück nicht wohltätig die herbe Tragik, von der die ganze Erzählung erfüllt ist. — In „Oversberg" bietet der Rahmenschluß eine Art Nachbetrachtung, in der gewissermaßen die Summe aus dem Erzählten gezogen wird. Bis zum Ende sind die Urteile der Zuhörer über das eigenartige Wesen des Helden auseinandergegangen, und der vielfach ironische Ton des Erzählers hat gezeigt, wie sehr sich der Herr Generalinspektor einem Menschen wie Oversberg überlegen fühlt. Da schlichtet der dem Geschilderten seelenverwandte, grundgütige Dechant den Meinungsstreit, indem er in einem kurzen, tiefen Schlußworte: „Oversberg ging dahin, unverwundbar durch seine Harmlosigkeit und Güte, wie die Helden der nordischen Sage es geworden sein sollen durch ein Bad in Drachenblut. Ehre seinem Andenken! Sonderbar, Herr Inspektor, sehr sonderbar, Sie haben mir mehr von ihm erzählt, als Sie selbst von ihm wissen und wissen können. Denn, nehmen Sie es ja nicht übel, wenn ich mir die Bemerkung erlaube: Sie sind ein gescheiter Mann, ein rechter Schätzmeister der Fähigkeiten, der Arbeitskraft anderer in ihrem wichtigen, weit umfassenden Wirkungskreise. Aber einen einfachen und edlen Menschen — verstehen Sie nicht."

Verwandte Formen:

Dasselbe Streben, das die Dichterin zur Rahmenform führte, das Streben, mit der eigenen Person möglichst hinter den Gestalten ihrer Dichtungen zurückzutreten und so den Schein der Wirklichkeit zu verstärken, ließ sie auch zu ähnlichen Darstellungsformen greifen, die ebenfalls ihr feines Kunstverständnis zeigen. Von Novellen wie „Oversberg" und die „Resel", in denen die Zuhörer den Erzähler mit ihren interessierten Zwischenbemerkungen überaus häufig unterbrechen und so den Gang der Erzählung mitbestimmen, ist nur ein Schritt bis zu den Dichtungen, die ohne erzählende Einleitung und ebensolche Zwischenstücke rein in Rede und Gegenrede zwischen den beteiligten Personen verlaufen. Solche sind „Ohne Liebe" und „Bettelbriefe". Die Dichterin geht hier bis an die Grenze des Epischen, wo dieses ins Dramatische überspringt. Ans Drama erinnern in der zuletzt genannten humorvollen Werbegeschichte mit dem sehr ernsten Hintergrund auch die einführenden Bemerkungen über die allgemeine Lage der Personen, den Ort, die Zeit u. a., die als eine Art „szenarischer Anweisung" dem Ganzen vorausgeschickt sind.

Gern bietet Marie v. Ebner ihre Geschichten auch in der Form von Briefen ohne jede Einleitung und verbindende Erzählung. Im „Nebenbuhler" stellt sie in zehn solchen mit feinem Humor das Erleben einer herben Enttäuschung und ihre tapfere Überwindung dar. Die Sportskomtesse Muschi (in „Zwei Komtessen") enthüllt in sechs überaus ergötzlichen Zuschriften an ihre beste Freundin ihr ganzes Wesen mit all seinen Schwächen und der seichten Oberflächlichkeit ihrer Bildung aber auch mit der gewinnenden Offenheit über sich und andere, bis ein durch eigene Schuld ihr entglittenes Glück sie zu einer tieferen Erfassung der Dinge bringt. So-

gar in der unglaublich einfachen Form von einem viertelhundert „Korrespondenzkärtchen" („Die Poesie des Unbewußten") — auf Wunsch der Mutter soll die jungverheiratete Tochter im ersten Jahr der Ehe ihr nur solche schreiben — weiß die Dichterin unsere Teilnahme für das Erleben zweier Neuvermählten zu gewinnen. Endlich in „Komtesse Paula" läßt sie mit glänzendem Humor einen reizenden Backfisch seine Erlebnisse — namentlich seine Herzensgeschichte — in einem Tagebuche niederlegen in der ausgesprochenen Absicht, damit nach ihren bescheidenen Kräften einem empfindlichen Mangel an Memoirenwerken in der deutschen Literatur abzuhelfen, über den sie in der Gesellschaft hat klagen hören.

Die vorstehenden Ausführungen wollten nur wieder einmal auf die gesunde Kost hinweisen, die die Dichterin uns in so köstlichen und zierlichen Gefäßen bietet. An ihr müßte sich mehr noch, als es geschieht, die heranwachsende Jugend unserer Mittelschulen erquicken. Gerade die hier betrachteten Erzählungen eignen sich wegen ihres geringen Umfanges sowohl inhaltlich wie formell auch gut zu Aufgaben für die ersten selbständigen literarischen Arbeiten der reiferen Schüler.

Eine Frage zum ästhetischen Unterricht.

Von **Elise Deipser** in Lübeck.

Man redet in der Literatur von einem Ästhetentum und deutet darin bereits irgendein Übertriebenes an. Und dennoch nimmt man es hin: Es war da und ist da und wird immer beurteilt werden. Ich glaube, wir wissen erst dann, was Ästhetik ist, wenn wir die Nicht-Ästhetik kennen. Wenn wir erstaunen müssen über die Oberflächlichkeit und Gedankenlosigkeit den besten Kunstwerken gegenüber, über die Ratlosigkeit, sie hineinzustellen in die Erfahrungen und Hoffnungen des Tages, sie mit jenem selbstverständlichen Blick zu betrachten, der allein die Sinne fein, den Geist kraftvoll und edel macht. — Nicht-Ästhetik: Ich meine es griechisch: Nicht-αἴcθηcιc Das ist: Nicht-Wahrnehmung, Nicht-Empfindung, Nicht-Bewußtsein.

Ein Gedicht ist Wahrnehmung, Empfindung, Bewußtsein zusammen: es ist höchstes Leben. Darum zunächst nur einmal überzeugen von dem, was es alles gibt: Archibald Duglas: Zarteste Treue, stolzester Haß, Kinderseligkeit der Wiedervereinigung, Entbehrung und Verzweiflung um all dieses Glückes willen. Und dann laß merken, wie der Strom flutet, wie das Tempo zittert: Im Waldgesäusel, im Jagdgepränge, in der hinreißenden Ritterlichkeit des ganzen Verhältnisses, im prachtvollen Sieg, erzwungen von Mensch über Mensch. Das soll als Wahrheit zum Kinde kommen, als Wahrheit, die ebenso wichtig ist wie eine geschichtliche Tatsache und ein physikalisches Experiment. Denn das Kind soll lernen, daß die Welt des rein Unsichtbaren, des bloßen Fühlens, die genaueste Beobachtung ebenso wert ist wie andere Gebiete. Daß sich Lebensurgründe in ihr enthüllen, die man kennen muß wie die natürlichsten Dinge. Daß den Worten ein Sinn innewohnt, nicht ein Sinn von eben oder von allen Tagen, sondern ein besonderer Sinn. Sprich einmal langsam, als ob du verschwenderisch Zeit hättest, vor dich hin: „Wo immer die Welt am schönsten war, da war sie öd und leer". — Und was heißt denn: Getragen? „Ich hab' es getragen sieben Jahr?" — Und „gebüßet"? Erinnerst du dich, was Buße bedeutet? Geht dir nun der Sinn der Zeilen auf: „Ich hab' es gebüßet sieben Jahr, daß ich ein Duglas bin"? — Wir erklären die fremde Sprache: aber unsere eigene halten wir leider oft für zu einfach — und darum behandeln wir sie so gern als Durchschnittsgut. Und doch können wir gerade an ihr ermessen, welche Kraft im Menschen ruht, der das Bedürfnis hat, sich Ausdruck zu schaffen für sein Innentum.

Wir alle kennen eine Unerzogenheit des Fühlens bei Erwachsenen, die uns in ehrliche Verzweiflung bringen kann. Denn welchen Weg gäbe es, ihnen zu sagen: So, wie du denkst, ist es nicht gemeint! Das ist unkünstlerisch gedacht! Du siehst nur den Stoff! Du weißt von keiner Form! — Was ist da zu tun? Aber bei Kindern! Bei ganz jungen! Die noch alles können, weil sie noch keine sogenannte Weltanschauung haben! Denen alles selbstverständlich ist, ein Gedankengedicht Schillers und ein Ballspiel auf dem Hofe! Gehe doch hin und lehre sie einmal eine ruhsame geistige Betrachtung — Wort für Wort und Schönheit um Schönheit! Führe sie doch einmal ganz langsam und ganz durchdrungen — sie müssen folgen. Sie müssen die Rohheit verlieren unseren feinsten Gebilden gegenüber, sie müssen sehen, daß es eine Welt gibt, die an unsichtbaren Fäden gehalten wird — und wenn sie das immer öfter sehen, so werden sie vielleicht später nicht zu den lauten, unverständigen Kritikern gehören, die nur mit dem Handgreiflichen etwas anzufangen wissen, zu dem schrecklichen „Publikum", dem berechtigten Grauen jedes Schaffenden und jedes geistigen Menschen überhaupt. — Allerdings — wenn Schulstunden nicht auf Tage, sondern auf Jahre wirken sollen, dann müssen mit ihnen Erinnerungen verbunden sein, feine, besondere Erinnerungen! Ästhetisch — auch nach ihrer Methode! Das heißt frei, furchtlos, lichtvoll!

Zur Beurteilung des Nibelungenliedes.

Von **Anton Lämmermeyr** in Nürnberg.

Das Nibelungenlied gehört zu den gewaltigsten Schöpfungen nicht nur der deutschen, sondern überhaupt der Weltliteratur. Es stellt ein vollkommenes, geschlossenes Weltbild dar, in dem wir das Leben, Menschen und Dinge, mit allen Gesetzen, Erscheinungen, Strahlungen wiederfinden und wiederfühlen. Des Daseins ganzes Weben kommt hier lebendig zum Ausdruck. In dieser Totalität und Wahrheit zugleich, in dieser Schöpfung einer ganzen Welt, die meisterhaft und entscheidend unsere Lebensgründe veranschaulicht, ja gestaltet, liegt der Anwuchs zur Weltgeltung einer Dichtung. Alle wirklichen Menschheitsgedichte haben diese Züge, sie sind lebendige Ur- und Ebenbilder unseres Daseins. Von dieser Art sind nur wenige Gebilde der Weltliteratur. Ich rechne hierzu noch Shakespeares Werk, Dantes Divina, Goethes Faust und die Ilias. In dieser Reihenfolge sollen sie auch gewertet sein. Das Nibelungenlied stelle ich vor die Ilias. Mag die Ilias an Wärme, an Innigkeit und Reichtum des Seelenlebens dem deutschen Liede voranstehen, mögen auch ihre Gestalten anderseits in ihrer Kraft der Verkörperung übermächtig werden und zu symbolischen Gebilden von unvergänglicher Geltung heranwachsen — und wie schön sonnig und wie in herrlicher Luft und plastisch vollendet sind alle diese Gestalten! — Die Ilias erreicht das Nibelungenlied nicht an zeitüberragender Größe. Letzten Endes haftet dem Sang vom Zorn des Peliden immer ein Zug von Idylle, wenn auch holdester und feinster, an, es liegt eine traulich-süße Kleinwelle um diese Leute des Priamus — wie schlicht-bürgerlich ist auch Priamus selbst — und selbst für Achill und seine Krieger wird mit dem Ausdruck Helden eine Grenze gezeichnet. Sie wachsen nicht ins Ungeheure. Es ist eine Menschenwelt, aber doch nur die griechische. Bei aller Größe und Mächtigkeit hat sie doch etwas Inselenges. Das Nibelungenlied hat jeden Kleinzug überwunden. Es ist ohne Zeit; alles Einzelnhaftende hat es abgestreift. Und damit hätten wir die große, besondere Linie, die das Nibelungenlied unter den mitringenden Weltgedichten überhaupt auszeichnet. Im

Aufriß zur Monumentalität und Heroenhaftigkeit übertrifft das Nibelungenlied sogar Shakespeare. Alle Gestalten des Angelsachsen sind elastischer, sind adrig-fein verästelt und wunderbar durchgearbeitet, der Dampf und Qualm bewegtesten, heißesten Lebens löst sich von ihnen ab — aber die eherne Größe des Nibelungenliedes erreichen sie nicht. Die Gestalten Shakespeares muß man gewissermaßen beständig in unser alltägliches Leben hereinvergleichen, muß sie mit uns atmen und beben lassen, damit sie uns ganz verständlich werden: vor uns und hoch über uns stehen Siegfried, Hagen, Volker, Kriemhild. Sie sind gemeißelt und geschaffen wie von ungeheurer Hand. Sie haben einen Grundriß der Gestalt und der Seele, der ins Weltumspannende geht. Wie muß man sich Hagens Brust und fürchterliches Auge denken, wie Kriemhildens Haar, wie Siegfriedens Hand und sein Schwert und sein Schild. Und wie mit den Menschen, so ist es auch mit der Natur selber. Auch sie ist ins Riesenhafte gewachsen. Kein Gedicht hat diesen großen wirklichen Raum wie das Nibelungenlied. Wenn wir hier Dante und Goethe zum Vergleich heranziehen wollen, an Dantes Komödie ist gerade die Verschwommenheit und Dunstigkeit des Raumes der größte Mangel der Dichtung. Nur mit Mühe, daß sich schließlich der Himmelsraum wenigstens frei und leicht aufbreitet. Auch im Faust ist es ähnlich. Das macht den Faust mittelalterlich, und etwas Trübes, Enges wird ihm deshalb immer anhaften. Fast will man im Faust aus der beklemmenden Studierzelle und aus der dumpfen Kerkerzelle nicht loskommen.[1]) Bleiben uns wieder die Ilias und Shakespeare. Bei beiden breitet sich der Raum über eine ziemlich große Welt, ja über Länder, und spannt sich hoch — aber das Erdumfassende und Himmelanstoßende des Nibelungenliedes haben sie nicht. Was sind das im Nibelungenlied für Wälder, Ströme, Ebenen. Welche Gewalt hat die Donau, der Rhein. Und dieselbe monumentale Wucht auch bei allen Einzeldingen: Burgen, Höfe, Säle, Pferde, Schwerter, Wehren, Schiffe — alles von gewachsener, riesenschultriger Kraft und Fülle. Und damit ist etwas anderes eigenartiges eng verknüpft. Indem das Nibelungenlied so große Einzelgestalten aufbaut und einen solch mächtigen Raum überstreicht, gleichzeitig mit seinem Wurf über Länder und Meere reißt es ganze Völker in seine Kreise. Dadurch bekommt das Lied noch sein ganz besonderes Ausmaß der monumentalen Größe.

Ja, sehen wir genau, ist nicht das Nibelungenlied geradezu der Niederschlag der Völkerwanderung? Ist es so nicht die Verewigung furchtbarer Menschenschicksale in gewaltigster Form? Wirklich-gewordenes Menschengeschick ist hier umgesetzt, für alle Zeiten in Form und Anschauung gebracht. Dumpf und grausig hallt es in diesem Liede vom Waffenlärm von Hunderttausenden und rotes Menschenblut fließt in Strömen. Menschen wandern, Völker kämpfen und mit ihnen kämpfen die Länder selber. Ein Aufeinanderprallen von Geschicken, ein Zusammenstoßen von Welten. Und schauen wir einen Augenblick wieder etwas rückwärts! Sind es nicht eigentlich die wenigen Heroen vom Burgundenland, die allein alle diese Welt-

1) Freilich ist auch der Vergleich nicht ganz entsprechend. Faust und die göttliche Komödie sind Weltbilder, die nach innen schauen. Es sind Mikrokosmen. Sie gehen intensiv in die Tiefe. Der Raum ist hier nicht wirklich geschaut, es ist kein realer Raum wie bei den drei anderen Weltgedichten, die ihr Lebensbild im objektiv gesehenen Raum auch der Breite nach entfalten. Hier ist der Raum nur subjektiv und gedacht, vorgestellt. Vorgestellter Raum wird aber nie ganz klar werden.

massen ins Rollen bringen? Ja: Hagen und Kriemhild, Gunther und Brunhild erschüttern mit ihrem Riesenschritt die Erde. Die paar Menschen bringen sie ins Wanken. Ist dies nicht etwas Gewaltiges? Zeichnet das nun nicht erst recht die riesenhaften Ausmaße der Hauptgestalten dieses Liedes und damit des ganzen Liedes selbst? Welch mächtig-gefurchte Linie von diesen wenigen Menschen in einem Zuge über viele Länder zu ganzen Völkern! Wie Riesenschatten lagern die Etzel, Volker, Dietrich über der Erdwölbung. Aber auch die Katastrophe der Massen selber gewinnt in diesem neuen Zusammenblick an Urgröße und Tragkraft. Hingestreckt nun liegen die Riesenleichname vor diesen wenigen Fäusten. Welche fürchterliche Kraft der einzelnen! Welche Größe des Jammers und der Scham bei den vielen, den wenigen unterlegen zu sein. So geht alles ineinander über. Eins stützt das andere, türmt das andere empor. Die Geistergestalten der wenigen Helden, das Riesenschwert der Vernichtung, die zerrissenen und blutenden Körper der aufschreienden Völker über den weiten Gefilden der Erde. Es ist ein ganzer, großer, mächtiger Bau!)

Mit dem Nachweis der Umrißmächtigkeit haben wir die äußere Erscheinungsform, die Stilgebärde des Liedes gekennzeichnet. Entspricht nun ein innerer Gehalt von gleicher Größe dem äußeren Rahmen? Sind es vielleicht gar die inneren Kräfte, welche die Hüllen zu ihrer mächtigen Spannung auftreiben? Wir stoßen bald auf eine Macht, die uns als Spannkern, als verdichtete, entladungsbereite Kraftmitte erscheinen kann. Ich meine die Leidenschaft, mit welcher die Gestalten des Liedes ihren Lebenswillen äußern. Es ist eine tiefe, fürchterliche, wahnwitzige Leidenschaftlichkeit. Wenn jemals die menschliche Leidenschaft in wilder, ungezähmter Lust, in mörderischer Zielgier grausig-dämonisch gezeigt wurde, dann im Nibelungenlied. Was ist das, was diese Brunhild entfacht, diesen Hagen zum Satan gestaltet? Was führt die Hetzjagd herbei auf jenen Träger des Lichts, auf den blonden, kindherzigen Siegfried? Was verpestet das Herz der einst mild und lieblich gewesenen Kriemhild? Wer macht den ruhigen Gunther widerlich-schielend haßsüchtig auf Siegfried, der ihm alles geleistet hatte? Es ist die Leidenschaft. Es ist schwärende, sengende Eifersucht, giftgelber Neid, geifernder Haß. Es ist der Wahn des Größerseinwollens, es ist furchtbares, zuckendes Flammen qualvoller Liebesgier. Die Leidenschaft hat ihre Krallen in die Seelen gehackt. Und alles, was war, was schön war, reich, mächtig, edel, gut, Städte, Länder, Völker, alles geht zugrunde. Erst blühte Liebe, Friede, Wohlfahrt, Königreich, und blühte wundervoll, blühte in der Lust der Sonne und dem Gezwitscher der Vögel; da gab es Hochzeitsfest, Kirchgang, Jagdspiel, Gelage, Liebkosen, Scherz. Aber unten ruhte der Vulkan. Nun ist alles vernichtet. Wir vergleichen wieder mit Shakespeare. Auch bei ihm ist ebenso gerade die Leidenschaft die vorwärtstreibende Kraft. Auch bei ihm schäumt und flutet der Boden von diesem Wanken der Herzen. Und auch hier ein furchtbares Wanken. Und doch, sie ist hier nicht von ganz so furchtbaren Maßen wie im Nibelungenlied. Sind es bei Shakespeare rasche, schreckliche Schläge, so im Nibelungenlied mehr langhaltende entsetzliche Stöße. Bei Shakespeare haben wir fratzenhaftes Grinsen und heiseren, hektischen Aufschrei, dort Stöhnen und Röcheln. Um eine Oktave tiefer und grausiger liegt hier die Leidenschaft. Sie reißt noch ganz anders Herzen und Körper auf als bei Shakespeare.

Weiteres wird bei diesem Vergleiche sichtbar. Bei Shakespeare kommt das, was seine Gestalten zeigen, alle ihre Lebensäußerungen ganz aus ihnen selbst heraus.

Sie sind für ihr ganzes Handeln völlig ihr eigener Grund. Auch nicht im geringsten ruht hier die Ursache außer ihnen. Ihr Handeln, ihr Wollen, das Brausen und Wogen ihrer Seele kommt ganz aus dem Charakter. Es ist fast wie bei Tieren. Es ist eine Entladung, eine unwillkürliche, die so und nicht anders kommen muß. Shakespeare zeigt die Welt als eine unerschöpfliche Fülle von Charakteren, alle in ihrer Art sich auszuleben nach Trieb und Natur. Ihr gegenseitiges Zusammenstoßen ergibt das Schicksal. Auch im Nibelungenlied ist Handeln und Wollen der Menschen schließlich notwendig. Auch hier muß alles so kommen. Aber doch nur zuletzt. Die Menschen selbst erscheinen hier lange freier und besser. Sie sind nicht geborene Verbrecher wie diese Edmund, Richard III., Macbeth. Die haben Pesthände und müssen Verderben um sich verbreiten. Die Nibelungenmenschen scheinen einen anderen, edleren Willen zu haben, sie erscheinen überhaupt mit dem besonderen Willen des Menschen, der anders als das Tier nach Höherem strebt, für sich selbst erscheinen sie freier, unabhängiger von ihren Trieben — sie könnten anders, würden anders tun, wenn nicht eine Gewalt außer, über ihnen wäre, das Verhängnis. Nicht weil sie schlimme Charaktere sind, kommen sie zu solchem Handeln, sondern weil sie Menschen sind. Und das will heißen, weil sie als solche schwächer sind. Über ihnen dräuen die ehernen Lebensgesetze. So schreibt Shakespeare das Schauspiel Mensch: ha, lachet und weinet, so sind sie — das Nibelungenlied schreibt das Schicksal Mensch: wehe, so muß es ihnen gehen! Für Shakespeare gibt es kein Rückschauen in eine Vergangenheit, keinen Blick in die Zukunft. Es ist das Bild des Lebens, das vielfarbige, so wie es ist. Im Nibelungenlied ist grausiges Verknüpftsein mit einem schweren Vorher und einem dunklen Nachher. Bei Shakespeare ist Leben und Welt identisch. Im Nibelungenlied ist eine Welt noch außer dem Leben der Menschen und beeinflußt dieses. Es ist eine fernlagernde, geheime Welt, es ist das furchtbare Weltgesetz. Und das wirkt herunter bis auf den Menschen und zwingt ihn auf seinen entsetzlichen Weg. Zwar ist auch der Mensch selber nicht frei von Eigenschuld. Ganz unabhängig von allem liegt viel Grund auch ganz in ihm selbst. Liebt nicht Siegfried auch heimlich Brunhild und Kriemhild? Warum konnte sie niemals schweigen? Hat sie nicht selbst den geliebten Gemahl dem Tod überliefert? Aber das Letzte der Schuld liegt eben doch nicht bei ihnen. Gerade das Ausschlaggebende ist doch die Verkettung durch das Geschick. So wird in der Welt dieses Liedes der Erdensohn eingereiht in den großen Weltenraum, ihn schmieden prometheische Ketten an die Felsengetürme des Allbaus. Mensch und Erde werden so hier zu einer Einheit. Aus dem dumpfen Erdenschoß war der Mensch hervorgegangen, um ans Licht zu kommen. Aber es bleibt bei dem Versuch. Es zieht ihn wieder zurück, unausweichbar, in den großen Urgrund, seinen Ausgang. Die Schwerkraft der Erde ist stärker als der Auftrieb der Seele.

Wir ziehen aus diesen Verhältnissen neue Erkenntnisse. Zeigt nicht diese Einheit zwischen dem lichtstrebenden Einzelich und dem trostlos lastenden Weltbau eine furchtbare Tragik? Tieftragisch ist es, daß das gleiche Leben, welches dem Menschen Dasein und Glücklichsein schenkt, ihm zugleich das Gift der Leidenschaft und die Wollust der Vernichtung in die Seele legt. Tragisch, daß wir selber, die in Glück und Segen leben wollen, die wir selber und mit andern uns zu freuen denken, um eines Wortes, eines Blickes willen uns nicht scheuen, in blindem Hasse alles zu zerstören, auch uns selbst. Welche Wendung geht da vor sich vom Edelsten zum

Gemeinsten! Welch ein Weg des Jammers und der Häßlichkeit. Alles scheint im Menschen nun ausgerottet, den letzten Rest von Schamgefühl scheint er verloren zu haben. Die Niedertracht triumphiert! O welch ein Schauspiel! Stärker als Gattenliebe, schwesterliche Neigung, Freundschaft, Geselligkeit, Glück, Reichtum, ist nun Haß, Haß und wieder Haß! Und so will es dasselbe Leben, das uns das Leben geschenkt hat. Ist das nicht tiefste Tragik von verschiedenen Seiten her? Ist es schon jammervoll, daß dieselben Hände, die das Glück des Lebens aufbauen, dieselben Menschenhände um einen Hauch es wieder zerreißen — tragisch erst recht ist es, daß jenes Verhängnis, das uns geboren, uns selber in den Abgrund treibt. Aber die Krone des Ganzen ist es doch, daß es nicht anders sein kann. Ja, wir sehen am Ende den Vorhang fallen, dumpf, müde. Die Trümmer scheinen qualmend und rauchend aus dem Raum. Es lagert verzweifelt über allem. So mußte es kommen. Es war nicht anders möglich. Das ist die Tragik des Daseins in Vollendung. Und sie gleicht sich an in Furchtbarkeit und Größe dem Riesenstil der Dichtung.

Noch sind Seiten- und Nebenzüge übrig, die das Bild heroischer Großheit völlig bestätigen und ergänzen. Bemerken wir nicht zu unserer Überraschung, daß zwar wir Beschauenden, daß auch der Dichter das Leben und Schicksal seiner Helden als tragisch empfindet, die Helden selber aber nicht? Oder wäre dem nicht so? Man prüfe genau! Wir sind tief erschüttert, wir bemerken mit Entsetzen diesen Jammer des Menschendaseins — die Nibelungenhelden? Sie leben! Sie denken nicht, sie sind nicht von des Gedankens Blässe angekränkelt, ungehemmt von Grübeleien nach innen oder außen — vorwärts geht ihr Weg. Sie kennen nur eines, den Einsatz für ihr Ziel und dieses Ziel ist ungehemmte Entfaltung des eigenen Ich. Sie wollen sich ausleben. Es sind Vollmenschen Sie wollen in großen Zügen das Leben umfassen und genießen. Sie wollen allein groß werden, steigen, wachsen, immer höher kommen. Jedes Ding, das sich ihnen in den Weg stellt, wird rücksichtslos vernichtet. Für sie besteht kein fremdes Bedürfnis, kein Mitgefühl mit dem Nächsten — sie kennen auch nicht sich selbst. Ein scheinbarer Widerspruch, und doch, hierin ruht das Geheimnis. Denn sie gehen mit der gleichen Brutalität wie über fremdes Glück auch hinweg über eigenes Bedürfnis nach Behagen, nach ruhigem Genießen, nach Annehmlichkeit und Friede. Das höhere Persönlichkeitsziel, das ihnen aufgegeben wird von der Natur, ist ihnen mehr wert als alles stille Glück der Erde. Sentimentale Glücksängstlichkeit, beschaulicher Lebensgenuß liegt ihnen fern. Das alles ergibt einen herrlichen Zug von gewaltiger innerer Freiheit. Großartig weitet sich die Sache. Diese Helden sind frei von sich selbst. Sind frei von dem letzten liebsten auch des Menschen: vom Leben. Der Tod hat für sie kein Grauen, Tod ist ihnen gleich, sie fürchten sich nicht. Das macht sie frei, wunderbar frei für ihr Ziel. Nun können sie gerade vorwärts gehen nach dem Schlag ihres Herzens. Sie sind frei! Frei vom Leben und frei vom Tode, frei vom Glück und dadurch auch frei von noch einer anderen Seelenlast: vom Gewissen. Sie kennen keine Schuld ihrer selbst. Daran denken sie gar nicht. Schuld?! Sie kennen nur Kampf, nur Machtprobe, nur stark und schwach, niemals gut und böse. Alles ist Auskämpfen des Stärksten. Vernichten ist erlaubt. Aber auch erlaubt das Wiedervernichten. Es gibt keine Schuld, es gibt nur Sieg oder Niederlage, Hieb und Gegenhieb, Tat und Rache. So denn: die Nibelungenleute leiden nicht an ihrer Welt, sie sind frei. Der Zug ihrer inneren Freiheit entspricht ihrer Leidenschaftlichkeit und er rundet das Gesamtbild des Gedichtes

von heroischer Größe. Sie sind nicht unglücklich. Sie sind nur durchglüht von furchtbarem Erfassen dessen, was geschieht. Alles setzt sich bei ihnen in Wollen um. Diese innere Freiheit der Nibelungenleute rundet auch die künstlerische Wirkung des Gedichtes. Nur solche Menschen, die so stark sind, so heroisch, kann man eine so entsetzliche Welt tragen sehen! Das ist der Gegenausgleich gegen eine Welt, die nicht anders sein kann. Innerlich befreien diese Heroen sich selbst von dieser Welt.

So dürfte über Größe und Schönheit dieses Gedichtes kein Zweifel mehr sein. Es könnte in breiterem Rahmen noch manches gesagt werden. Übrigens: Warum konnte, kann das Epos der Nibelungen nicht als Bühnenstück zu wirksamem Stilbild gestaltet werden?

Ibsen im deutschen Unterricht.

Von **Wilhelm Poethen** in Bonn.

I. Nordische Heerfahrt.

Die Forderung, die Lehraufgabe des Deutschen auch auf die nachklassische Literatur auszudehnen, ist nicht so selbstverständlich, wie sie es sein sollte. Nicht nur die Direktorenversammlung in Sachsen (1899) stellte den Leitsatz auf, daß eine schulmäßige Behandlung der modernen deutschen Dichtung abzuweisen sei. Auch heute noch begegnet man dem alten Einwand, daß durch die Behandlung der Werke unserer Klassiker im Unterricht das Verständnis für die nachgoethische Literatur ganz von selbst vermittelt würde und man füglich dem Schüler die Beschäftigung mit der neuzeitlichen Literatur allein überlassen könnte. Freilich soll die klassische Blütezeit im Mittelpunkt des Unterrichts stehen. Richtig ist es auch, daß die Einführung in dieses Zeitalter die notwendige Grundlage für das Verständnis der nachklassischen Literatur bildet. Aber der Schüler kann nicht ganz aus sich die Brücke vom Klassizismus zur Gegenwart schlagen, kann es auch nicht, wenn der Lehrer, dem Zwang einer immer wieder laut werdenden Forderung nachgebend, das eine oder andere Werk herausgreift, um auch einmal etwas Modernes durchgenommen zu haben. Die Pfeiler jener Brücke zu bauen, sollte eine der vornehmsten Aufgaben des deutschen Unterrichts der Oberstufe sein, und zu begrüßen wäre es, wenn unsere künftigen Lehrpläne den grundsätzlichen Gesichtspunkt aufstellten, daß der deutsche Unterricht die Berührung mit der Gegenwart, die Beziehung unserer klassischen Literatur zum Leben stets zu berücksichtigen hat.[1]) Denn erst mit der Vermittlung dieses von der hohen Warte künstlerischer Gestaltung aus gewonnenen Gegenwarts- und Lebenswertes vollendet sich der Bildungswert des deutschen Unterrichts, und diese Bildungsarbeit wird reichlich belohnt werden durch das tiefere Verständnis, das dann dem modernen geistigen Leben und den großen Fragen der Zeit entgegengebracht werden wird.

So wird der Schüler u. a. allmählich ein Bild von der Weiterentwicklung des Dramas bis zur Gegenwart erhalten. Auf Grund der ihm von der Schule zur Pflicht gemachten Lektüre geeigneter Gipfelwerke werden ihm die verschiedenen Strömungen der Literatur des 19. Jahrhunderts in ihren charakteristischen Merkmalen und ihrer

---

1) In diesem Zusammenhang sei auf die betreffende Forderung in der „Eingabe des Deutschen Germanisten-Verbandes an die deutschen Regierungen behufs Neuordnung des deutschen Unterrichts an höheren Schulen" aufmerksam gemacht. Mitgeteilt in der Zeitschr. f. d. d. Unterr. 30. Jahrg., 5. Heft, Anhang.

Aufeinanderfolge klar werden. In dieser Entwicklungsreihe bilden Ibsens Dramen nun ein wichtiges Glied. Rein stofflich schon bietet der Unterricht mehr als einmal Anlaß zum Ausblick auf die Gestaltung bei Ibsen. Aber auch in pädagogischer Hinsicht ist es ratsam, das dramatische Schaffen des großen Norwegers in den Kreis der Betrachtung zu ziehen. Mehrere Schüler werden dieses oder jenes Stück schon gelesen, andere es auf der Bühne gesehen haben. Welch verkehrte Auffassung, wieviel blindes Anbeten mag da nicht die Folge sein! Hier kann der deutsche Unterricht durch verständige Stellungnahme Führer werden, indem er dem Schüler Gesichtspunkte zur Beurteilung gibt. Außerdem kommt er durch die Berührung der modernen Probleme bei Ibsen dem natürlichen Interesse der Schüler entgegen. Daß hier ein Meister der Dramatik spricht, macht die Werke erst recht für die Zwecke der Schule geeignet.

Da die Heranziehung geeigneter Werke Ibsens als Ergänzung der Klassenlektüre gedacht ist, werden sie naturgemäß der Hauslektüre überwiesen werden. Die zur Besprechung angesetzte Stunde wird im allgemeinen genügen, wenn die Gesichtspunkte, nach denen das Werk gelesen werden soll, sich schon aus dem Unterricht ergeben haben und so ein leichteres Verständnis von seiten der Schüler zu Hause und in der Schule verbürgt ist. Gerade dieser innere Zusammenhang mit dem Klassenunterricht ist das Wichtige. Wie man Grillparzers „Sappho" nur im Anschluß an Goethes „Tasso", seine „Ahnfrau" nach der „Braut von Messina" (und dem Ödipus) behandeln wird, so soll auch hier der Gang des Unterrichts zwanglos und natürlich auf eben dieses Werk führen.

Im Anschluß an das Nibelungenlied wird man auf die Edda zurückgehen und die späteren dramatischen Bearbeitungen des Stoffes — vor allem Hebbel und Wagner — heranziehen, ob schon in O II oder erst in I ist hier gleichgültig, da sich für beide Verfahren gute Gründe anführen lassen. Da bietet nun Ibsens „Nordische Heerfahrt" eine willkommene Ergänzungslektüre, weil hier ein dem behandelten Gebiet entnommener Stoff eine eigenartige Gestaltung gefunden hat und das Werk außerdem eine gute Einführung in die dramatische Welt Ibsens ist.

Stoff. Hebbel hat sich bewußt an das Nibelungenlied gehalten. Er ist dem gewaltigen Schöpfer unseres Nationalepos, wie er in der in seinem Nachlasse befindlichen, ungedruckt gebliebenen Vorrede sagt, auf Schritt und Tritt gefolgt, soweit es die Verschiedenheit der epischen und dramatischen Form irgend gestattete. Wagner schöpfte den ganzen poetisch-mythischen Gehalt des altnordischen Sagenkreises aus, sofern er dramatische Elemente in sich barg. Ibsen tat weder das eine noch das andere. In seinem Vorwort zur 1. deutschen Ausgabe (1876) macht er ausdrücklich darauf aufmerksam, daß er den Stoff nicht dem Nibelungenlied, sondern der damit verwandten Wölsungasage entnommen hat. „Doch auch dies nur zum Teil. Die hauptsächlichste Grundlage meiner Dichtung beruht vielmehr auf den verschiedenen noch vorhandenen isländischen Familiensagen, in denen die aus dem Nibelungenlied und der Wölsungasage bekannten riesenhaften Verhältnisse und Vorgänge sehr oft nur auf menschliche Dimensionen zurückgeführt erscheinen."[1]) Besonders die schönste der isländischen Sagen, die Njalssaga, hat seinem Drama Stoff und Farbe gegeben. So läßt sich hier schon dartun, wie die Wahl der Quelle für Ibsen bezeichnend ist: wir erkennen in ihm den Dramatiker des realen Lebens. Gerade wegen der lebens-

1) Vgl. Henrik Ibsen, Sämtliche Werke, herausg. von Elias und Schlenther. Berlin 1908, S. Fischer, Bd. I, S. 368.

treuen Schilderung der Menschen und Ereignisse schöpft er aus dieser Quelle. In der Vorrede zur 2. Ausgabe seines Schauspiels „Das Fest auf Solhaug“ bekennt er: „Aus diesen Familienchroniken mit ihren wechselnden Verhältnissen und Auftritten zwischen Mann und Mann, zwischen Weib und Weib, überhaupt zwischen Menschen und Menschen schlug mir ein persönlicher, voller, lebendiger Lebensgehalt entgegen, und aus diesem meinem Zusammenleben mit all jenen abgeschlossenen, einfachen, persönlichen Naturen entstand in meinem Geiste der erste rohe, unbestimmte Entwurf zu den „Helden auf Helgeland“.[1]) So hat er nicht die Absicht, die Sagenwelt darzustellen, sondern ein Bild altnordischen Lebens zu geben. Denn er betrachtet den Stoff mit den Augen des Bühnenpraktikers. „Für die Darstellung auf der Bühne eignen sich die idealisierten und gewissermaßen unpersönlichen Sagengestalten heutzutage weniger als je.“[2]) So hat Ibsen durch die Abstreifung des Übermenschlich-Mythischen[3]) die Gestalten und Ereignisse uns menschlich nähergerückt. Diese Sphäre, in der die Sage von Brunhild und Siegfried sich abspielt, wird dem Schüler schon durch die Lektüre vertraut. Nach Helgeland (nördl. Norwegen) verlegt Ibsen die Handlung, in die Wikingerzeit (Erich Blutaxt Tage 930—935).

Gestaltung des Stoffes. Die beiden Frauengestalten, die Ibsens Blick zuerst auf sich zogen, waren nach des Dichters eigenem Geständnis[4]) Hjördis und Dagny. Hjördis zog ihn am meisten an: sie stellte er in den Mittelpunkt der Handlung. So ist die „Nordische Heerfahrt“ eine Brunhild-Tragödie. Die Eigenart dieser Brunhild-Tragödie zeigt sich vor allem in der besonderen Gestaltung des Stoffes.

Natürlich verleiht Ibsen seiner Hjördis nicht die übermenschliche Kraft, mit der Brunhild mit ihren Freiern auf Tod und Leben kämpft. Bei ihr lautet die Bedingung auch anders: Ein Eisbär, der vor ihrer Kammer angebunden ist, muß getötet werden, sie selbst muß der Held auf seinen Armen wegtragen. Auch braucht Sigurd zur Ausführung dieser Tat keine Tarnkappe. Er zieht Gunnars Waffenkleider an und überwindet den Bären in der Dunkelheit. Im düsteren Gemach meint die vom Met erhitzte Hjördis, Gunnar sitze neben ihr, sie streift einen Ring vom Arm und gibt ihn ihm. Um diese Tat Sigurds möglich zu machen, ist kein Vergessenheitstrank notwendig wie in der Edda oder bei Wagner. Daß im Nibelungenlied, das nur eine dunkle Anspielung an eine frühere Bekanntschaft zwischen Siegfried und Brunhild aufweist, aber kein Verlöbnis kennt, sich ein solcher nicht findet, ist verständlich. Auch Hebbel verwendet ihn nicht als Motiv, denn bei ihm sieht Brunhild Siegfried nicht wegen der Nebelkappe, ihn selbst aber rührt Brunhild in all ihrer Schönheit nicht. Bei Ibsen verzichtet Sigurd freiwillig auf seine Liebe zu Hjördis zugunsten Gunnars, wovon weiter unten in anderem Zusammenhange noch die Rede sein wird.

Die Mitteilung des Betruges an Dagny-Kriemhild geschieht nicht etwa, weil Sigurd unvorsichtig oder allzu mitteilsam ist oder sich gar mit dieser Tat brüsten will, sondern aus reiflicher Erwägung heraus. Er hat ihr einen Ring geschenkt,

1) Werke a. a. O. S. 311.
2) Vgl. das Vorwort zur 1. deutschen Ausgabe. Werke I S. 368.
3) Daß ihm diese nicht ganz gelungen ist, zeigt neben dem mythischen Anklang bezüglich Hjördis' Abstammung besonders der Walkürenritt, den Egil am Schluß des Dramas wirklich schaut.
4) Vgl. das Vorwort zur 2. Ausgabe des „Festes auf Solhaug“. Werke I S. 312.

von dessen Herkunft sie nichts weiß.[1]) Auf dem Festgelage an Gunnars Hof könnte Hjördis diesen Ring erkennen. Wegen dieses drohenden Verhängnisses will er Dagny warnen. („Ich habe dir Dinge zu sagen, die sich nicht länger verschweigen lassen, denn gefährlich kann sie werden, diese Fahrt nach Gunnars Hof.") Dagny aber will den Ring nicht ins Meer werfen, sie ist stolz auf seinen Besitz. Sie will ihn aber vor aller Augen verbergen und niemals verraten, was Sigurd ihr anvertraut. Damit hat denn Ibsen diese Szene zu hoher dramatischer Spannung gesteigert. Durch Sigurds Worte am Ende des ersten Aufzuges: „In deiner Macht steht es nun, ob die Fahrt in Frieden oder mit Männermord enden soll", wird der Zuschauer mit banger Ahnung erfüllt.

Noch eine andere Szene lädt zu einem Vergleich zwischen epischer und dramatischer Gestaltung ein: der Konflikt zwischen Hjördis und Dagny. Das Nibelungenlied erzählt in behaglicher Breite, wie die küniginnen ein ander schulten, und unterscheidet das Gespräch am Fenster und die eigentliche Streitszene vor dem Münster. Hebbel vereinigt beides zu einer Szene. Bei Ibsen können wir zwei Szenen unterscheiden. Doch die Aussprache zwischen Hjördis und Dagny am Anfang des zweiten Aufzuges über ihr verschiedengestaltiges Leben führt keineswegs zu einem Zwist. Dagny sucht Hjördis sogar die Lichtseiten ihres Daseins vor Augen zu führen. Doch all ihr Reichtum macht diese nicht zufrieden. Wir kennen den Grund ihres Grams: ihr tatenloses Leben an der Seite eines unebenbürtigen und deshalb ungeliebten Gatten. Ungeliebt ist auch ihr Sohn Egil, denn er ist der Sohn Gunnars. Das ihr von ihrem Pflegevater Örnulf zugefügte bittere Weh kommt hinzu. („Ein entführtes Weib ist vor dem Gesetz nicht mehr als eine Buhle.") So ist Egil ja unfrei geboren, ein Bankert. Mehr und mehr wird Sigurd in den Mittelpunkt des Gespräches gerückt, und zwar von Hjördis, denn Dagny preist keineswegs ihres Mannes Vorzüge wie Kriemhild. Welche Ehren werden dem gepriesenen Helden auf seinen Wikingerfahrten nicht zuteil! Aber Gunnar steht über ihm! Noch hat Hjördis keinen Grund, daran zu zweifeln. „Eine Tat vollbrachte Gunnar, deren Sigurd sich nicht erkühnte." — Wenn auch hier von einem Konflikt zwischen den beiden Frauen nicht die Rede sein kann, so sind doch alle Keime eines solchen vorhanden. Der von Hjördis mit Haß verfolgte Örnulf ist Dagnys Vater, der im Innern geliebte, ihr wahlverwandte Sigurd ist Dagnys Mann. Und Dagny selbst ist durch Hjördis Erzählung vom Weiberraub in „unheimliche Stimmung" versetzt. So kann nach dieser Vorbereitungsszene die Streitszene kurz sein. Sie ist es auch. Als das Rachewerk an Örnulf verübt ist (von Hjördis angestachelt, hat Gunnar dessen Lieblingssohn Thorolf erschlagen) und der alte Wikinger nun allein dasteht (die sechs anderen Söhne sind im Kampf gegen Kare gefallen), findet Hjördis noch grimmigen Spott für die hart getroffene Dagny. „Eine Buhle nannte er mich. Bin ich's, so habe ich mich dessen nicht zu schämen; denn Gunnar ist jetzt mächtiger als dein Vater. Er ist herrlicher und berühmter als Sigurd, dein eigener Gatte!" Daß Dagny nun in heftiger Erregung, einer letzten Warnung Sigurds nicht folgend, das Geheimnis preisgibt und die Wahrheit durch den Ring bezeugt, ist ebenso psychologisch fein begründet wie die Genugtuung, die sie im Abgehen Hjördis zum Ausdruck bringt: „Wer ist der erste Mann hier in der Halle, mein Eheherr oder deiner?" So ergänzen sich beide Szenen not-

1) Warum Sigurd diesen Ring der doch ungeliebten Dagny schenkt, bleibt dunkel, während Siegfrieds Geschenk in seiner Liebe zu Kriemhild begründet ist.

wendig. Mit Hjördis' Entschluß: „Sigurd muß sterben oder ich" ist das Ziel der folgenden Akte gegeben.

Bei dem Verrat des Geheimnisses an Dagny hatte Ibsen jedes Schuldmoment ausgeschaltet. Sigurds Schuld ist zunächst dieselbe wie die Siegfrieds: er betrügt Hjördis. Aber diese Täuschung in der Person des Siegers wird dadurch schwerwiegender, daß er Hjördis liebt: „Es gibt nur ein Weib, das Sigurd geliebt hat, und das ist jenes Weib, das ihm gram war vom ersten Tag, da sie sich begegneten", enthüllt er im dritten Akt in jener Saga von zwei jungen Kriegern, die „traurig ist wie das Leben selbst".[1]) So ist der Schuldbegriff hier anders als bei Hebbel, wo Siegfried Brunhild nicht liebt, oder im Nibelungenlied. Auch kein Zaubertrank hebt das Vergehen auf. Sigurd betrügt nicht nur, sondern er betrügt die Geliebte und liefert sie freiwillig dem Freunde aus.

Unbegreiflich läßt Ibsen das nun freilich nicht, denn das Verhältnis zwischen Sigurd und Gunnar hat er anders gestaltet. Beide sind, wie in der Njalssaga, Waffenbrüder und haben sich Blutsbrüderschaft gelobt. Gewiß hat auch Sigurds Herz — er bekennt es selbst — hoch vor Wonne geschlagen, als es galt, die von Hjördis geforderte Heldentat zu vollbringen. Aber als Gunnar ihn beiseite nahm und ihm seine Liebe zu Hjördis gestand, da verschwieg er die seinige. „Einer von uns mußte weichen; Gunnar war mein Freund — ich konnte nicht anders handeln"; und weiter unten: „Ich kannte Gunnars Seelenschmerz; ich allein konnt' ihn heilen — welche Wahl blieb mir?" So hoch faßt er also seine Freundespflicht auf, daß er auf seine Liebe freiwillig verzichtet. Wenn man den Schülern klarmacht, daß der „Fosterbroder" Sigurd sich ganz im Bann der Anschauung von der Blutsbrüderschaft befindet und also zu jedem Opfer bereit sein muß, werden sie verstehen, wie ihm Entsagung und Betrug als Treuepflicht erscheinen können. — Mit diesem Verzicht auf Hjördis hängt zusammen, daß er Dagny zum Weibe nimmt. Dadurch fügt er nun dem doppelten Vergehen gegen Hjördis ein weiteres hinzu. Denn er liebt Dagny nicht. Er „lernte sie schätzen", so daß er ihr Tag für Tag „eine Liebe heucheln muß, die ihm das Herz beklemmt".

Damit sind nun auch Hjördis' Motive erklärt. Dadurch, daß Sigurd sie hintergangen, ist sie in ihrem Ehrgefühl gekränkt. „Vergiftet hast du mein ganzes Leben! Vergiß nicht, daß du es warst, der jene schändliche List brauchte." Zu dieser Empörung, über die Täuschung, welche die Sage in ihrer ältesten Fassung als einzige Motivierung des Mordgedankens kennt[2]), kommt noch die Eifersucht, da sie Dagny glücklich an der Seite Sigurds sieht. Daher ihr Bestreben, Sigurds Ruhm zu verdunkeln, Gunnar als den ersten Helden zu preisen. Sie kann es nicht ertragen, daß eine andere den Geliebten besitzt, der ihr zukommt. Daher auch die Rache, die sie an Dagny nimmt, eine Rache „schlimmer als der Tod". Denn die „Spiralfeder der Dichtung", um mit einem Wort Hebbels zu reden, ist die verschmähte Liebe. So hat auch Ibsen den Stoff zur Liebestragödie geformt, mit der ganz besonderen Wendung zwar, die durch Sigurds Liebe zu Hjördis gegeben ist. Denn diese Tatsache, daß Sigurd sie liebt, ist am meisten

---

1) Dieses Liebesgeständnis Sigurds entnahm Ibsen der Wölsungasage, wo freilich Sigurd nicht aus innerem Drange zu Brynhild geht, sondern in dem Auftrag, sie zu versöhnen. Vgl. Roman Woerner, Henrik Ibsen, München 1912, Bd. I, S. 91f.

2) Vgl. dazu Gustav Neckel: Aus der nordischen Nibelungendichtung. Germanisch-romanische Monatsschrift 1909, S. 349ff. Auch Roman Woerner a. a. O. I, S. 79f.

bestimmend für Hjördis' Handeln. Und durch nichts ist in ihren Augen die Schuld gemildert, die Geliebte verschmäht und verschenkt zu haben. „Alle guten Gaben kann der Mann seinem treu erprobten Freunde geben — alles, nur nicht das Weib, das er liebt. Denn tut er das, so zerreißt er das heimliche Gespinst der Norne und zwei Leben sind verspielt."

So sind denn alle Vorbedingungen für Sigurds und Hjördis' Schicksal gegeben. Nun, wo das unselige Spiel zu Ende ist, das sie jahrelang getrennt hat, glaubt Hjördis ein Recht darauf zu haben, an Sigurds Seite zu leben. Freilich nicht als Gattin will sie ihm folgen, Dagny und Gunnar leben ja noch. Aber hinaus aus der Enge in Gunnars Hof, in Kampf und Unwetter will sie mit ihm, ihn berühmt machen und auf Norwegens Königsthron setzen. Erst als Sigurd, der eine derartige Vereinigung zurückweist und seinen Jugendträumen entsagen will, ihr seine Mannesehre entgegenhält — ein Zweikampf zwischen ihm und Gunnar steht bevor —, steht sie ab von ihrem ungestümen Drängen. Aber von ihrem Entschluß läßt sie nicht. („Sigurd und ich bleiben zusammen.") Wenn Gunnar fällt, dann dürfte sie nicht eher ruhen, bis sie ihn gerächt und Sigurd in den Tod gesandt hätte. So erkennt sie, daß sie nur fern von Gunnar und Dagny im Tode zusammenbleiben können.

Im Nibelungenlied verschwindet Brunhild spurlos aus der Erzählung, nachdem Hagen als Mörder gewonnen ist. Auch bei Hebbel tritt sie nach ihrem dreimaligen Racheruf nicht mehr auf. Ein selbstbereitetes Ende Brunhilds an der Seite Siegfrieds wäre hier ja durchaus nicht begründet. Zudem ist ja auch Kriemhild die Hauptperson. In der Edda und bei Wagner haben wir eine Wiedervereinigung der Geliebten: Brunhild verbrennt auf dem Scheiterhaufen mit ihrem Helden. In Ibsens Brunhild-Tragödie ist die Hauptperson Hjördis es selbst, die Sigurd tötet, um mit ihm im Tode vereint zu sein. Aber bei Ibsen fehlt der versöhnende Abschluß. Nachdem Hjördis den Pfeil abgedrückt hat, offenbart ihr Sigurd, daß er ein Christ ist. Nun ist eine Wiedervereinigung unmöglich. In wilder Verzweiflung stürzt sich Hjördis ins Meer. Ohne Sigurd will sie nicht nach Walhall.

Der Grundgedanke, der am Schluß des Dramas zum Ausdruck kommt, ist die Überwindung des Heidentums durch das Christentum. Das Stück spielt im 10. Jahrhundert, wo ja die Christianisierung des Nordens vor sich ging. In Hjördis und Sigurd verkörpert sich der Gegensatz der beiden Weltanschauungen. Heimat- und glücklos ist Hjördis, nicht nur, weil Sigurd eine andere zum Weibe nahm, sondern auch, weil die alten Götter nicht mehr so stark sind wie früher. „Der weiße Gott dringt nach Norden — ich will ihm nicht begegnen." Als sie nach dem tödlichen Pfeilschuß jubelt, weil sie nun dem „besseren Gatten" auf ewig anzugehören vermeint, nimmt Sigurd ihr diese letzte Hoffnung ihres verspielten Lebens: „Nun weniger denn je; hier trennen sich unsere Wege — ich bin ein Christ ... der weiße Gott ist mein Gott."

Auch Hebbel verlegt die Handlung seiner „Nibelungen" in den Wendepunkt dieser beiden Epochen. Aber er macht den Gegensatz, der schon in den ersten Zeilen des „Gehörnten Siegfried" anhebt, doch mehr zum Hintergrund des dramatischen Geschehens. Die Welt der Selbstsucht, des Heidentums, wird überwunden durch die sieghaft aufsteigende Religion des Dienens, des Christentums. (Dietrich von Bern übernimmt Etzels Krone: „Im Namen dessen, der am Kreuz erblich".) Bei Ibsen erscheint der Zusammenstoß der beiden Welten unvermittelt und rein äußerlich.

Für uns selbst kommt Sigurds Enthüllung ganz überraschend, und auch Hjördis hat bisher nichts von seinem Glauben gewußt. Zwar prägt sich der Gegensatz der beiden Anschauungen in den beiden Hauptgestalten aus. Hjördis wurzelt mit ihrem Tun und Denken ganz im Heidentum. Die rücksichtslose Ausübung der Blutrache an Örnulf, die zügellose Selbstsucht in der Verfolgung eines Zieles, selbst um den Preis des Glückes und Lebens anderer („Was liegt daran, ob zwei elende Menschenleben verspielt sind!"), zeigt, daß sie das Gesetz ihres Handelns einzig und allein in sich selbst findet, ebenso wie die Vertreter der heidnischen Welt bei Hebbel. Diesem schrankenlosen Egoismus in der Verfechtung des Rechtes steht die Milde und Entsagungsfreudigkeit Sigurds gegenüber. Aber dadurch, daß er sich erst am Schluß als Christ bekennt und nicht schon vorher, zumal Hjördis ihm durch ihre Worte recht häufig Gelegenheit dazu gibt, erscheint sein Handeln nicht notwendigerweise als Ausfluß seines Glaubens. Und das um so weniger, als er selbst sehr oft von heidnischen Anschauungen beherrscht wird. Fatalistisch klingen seine Worte vom Menschenwillen und Schicksal und dem unseligen Gespinst der Norne. Und wie er in der Blutsbrüderschaft das Gesetz erblickt, das die Preisgabe seiner Liebe zu Hjördis von ihm fordert, so unterwirft er sich auch in allem, was mit seinem Zweikampf mit Gunnar zusammenhängt, heidnischem Herkommen. Möglich ist, daß Ibsen, der ja ein lebenswahres Gemälde der alten Zeit entwerfen wollte, ein derartiges Nebeneinander von Christlichem und Heidnischem in derselben Person mit Absicht geschaffen hat, da ja in jener Übergangszeit dem bekehrten Heiden der neue Glaube keineswegs immer ein inneres Erlebnis war. Unerklärlich bleibt aber doch, daß Sigurd solange verschweigt, daß König Aedhelstan ihn den weißen Gott kennengelehrt hat.[1])

Charaktere. In seinen Gestalten sucht Ibsen den starren, rachedurstigen Menschenschlag der Isländer zu verkörpern. Ihre Vermenschlichung ist dadurch bedingt. Aber leicht erkennen wir in diesem Wikingermilieu die uns vertrauten Gestalten der Sage wieder. Die Walkürennatur Brunhilds ist zwar verblaßt, aber etwas von einer Schlachtjungfrau hat auch Hjördis an sich. Nicht nur Auftreten und Gewand zeigen das. Sie selbst sagt: „Es heißt, ich stamme vom Geschlechte Jötuns". Und Örnulf berichtet von einer verbürgten Sage, nach der ihr Vater ihr das Herz eines Wolfes zu essen gegeben habe, damit sie einen grimmigen Sinn bekäme. Wilde See, Sturm und Schneegestöber, das ist die Sphäre, in der sie am freiesten atmet. Unbändige Kampflust, Unversöhnlichkeit und Grausamkeit, das ist ihr Wesen. Wie gern lauscht sie der Heimfahrt der Toten, wie sehnt sie sich danach, zu jenen gewaltigen Weibern zu gehören, die ihr Leben nicht tatenlos verbringen, oder „als Unhold, reitend auf des Walfischs Rücken, vor den Schiffen einherzuziehen, den Sturm zu wecken und durch süße Zauberweisen die Menschen in die Tiefe zu locken". Wie einst eine Königin, von der sie gehört, will sie ihrem Sohn Egil das Wams ins Fleisch nähen. Solch unwiderstehliche Lust liegt ihr im Blute. Selbst die Nornen will sie zum Kampf herausfordern. Auch die Vertrautheit mit den Zauberkünsten stellt sie abseits von den übrigen Personen. Einen Schlüssel zu diesem Charakter bietet nun nicht nur das durch Sigurd verschuldete Glücksverfehlen. Schon der Schicksalsspruch ihres sterbenden Vaters hatte ihrem Wesen Steigerung und Richtung gegeben, denn er machte ihr die Blutrache zur Pflicht.

1) Über den Mangel an Einheitlichkeit in Sigurds Charakter vgl. Roman Woerner a. a. O. I, S. 99.

„Jökuls Sproß wird Jökuls Mörder
Weh bereiten allerwegen —
Wem einst Jökuls Schätze eigen,
Nimmer sind sie dem zum Segen.“[1])

Somit hat Ibsen Hjördis' Bedingung begründet. Wie Hebbels Brunhild als letzte Riesin den letzten Riesen begehrt, um ihr Geschlecht zu erhalten, so will Hjördis — freilich ohne es auszusprechen — nur dem stärksten und kühnsten Mann folgen, um ihr Rachewerk ausführen zu können.

Sigurd nimmt die Stellung Siegfrieds ein. Er heißt „der Starke“, ist Seekönig und ein gepriesener Held. Auf seinen Wikingerfahrten wird er an fremden Königshöfen hochgeehrt, besonders von König Aedhelstan in England. Sein mildes und versöhnliches Wesen, sein Dienen und Entsagen zeigt ihn in der Rolle des Hebbelschen Dietrich von Bern. Aus Mitleid sucht er Dagnys Leben erträglich zu gestalten. Daher seine Bereitschaft zur Sühnung des Brautraubs („Dagny ist mir mehr wert als Gold und Waffen“), daher sein untadliges Benehmen ihr gegenüber. Wie er gegen Gunnar Selbstentäußerung geübt, so auch gegen Dagny: um ihr Dasein nicht zu brechen, weist er eine Vereinigung mit Hjördis zurück und will lieber „seine Last durchs Leben schleppen“. („Treuherzig und vertrauensvoll verließ sie Heimat und Sippe; nie darf sie ahnen, daß es Hjördis war, nach der ich mich sehnte in ihren Armen“). Dadurch aber, daß er ihr eine Liebe vortäuscht, die er nicht empfindet, verliert der an sich edle Charakter doch erheblich.[2])

Dagny ist in allem das vollendete Gegenbild zu Hjördis. Es ist der Gegensatz der Sanften und Milden zur Harten und Unversöhnlichen, des anmutigen Weibes zur streitbaren Walkürennatur, der Holden zur Unholdin. Sie verbreitet Liebe und sät Eintracht, wo sie nur kann. Stolz auf ihren Gemahl wie Kriemhild, vergißt sie sich wie diese in zorniger Aufwallung, wenn seine Ehre angetastet wird. Aber sie bittet selbst um Verzeihung für zugefügte Unbill und nimmt entsagungsvoll alle Schuld auf sich. Ein kindlicher Sinn paart sich mit diesem ursprünglich Weiblichen, der sich in dem unbedingten Glauben an Sigurds Liebe und in dem rührenden Eingeständnis der rachedürstenden Hjördis gegenüber offenbart. („Du lehrtest mich erst, mich selbst erkennen“). Und sie, die Sigurd nicht länger hindernd im Wege sein will, als sie erkennt, daß sie nicht das rechte Weib für ihn ist, die ahnungslos dem teuflischen Rachewerk der Hjördis erliegt, meint am Schluß bei Sigurds Tod, Hjördis habe ihn aus Haß ermordet.

In Gunnar ist Gunther unschwer wiederzuerkennen. Dasselbe Mißverhältnis zwischen dem Ziele, nach dem er strebt, und der Kraft, die ihm innewohnt. Ein Schwächling mit falschem, unberechtigtem Ehrgeiz. Daher muß Sigurd für ihn kämpfen. („Ein liebesiecher Mann schätzt das Leben hoch. Ungewiß bleibt der Ausgang des Kampfes mit dem Bären, und ich zittere bei dem Gedanken, jetzt mein Leben lassen zu müssen — denn mit dem Leben verlör' ich auch Hjördis.“) Während sein Waffen-

1) Über Ibsens Absicht, den Stoff zur Schicksalstragödie zu gestalten vgl. Emil Reich: Henrik Ibsens Dramen, Berlin 1913, S. 43.

2) Die Liebe zu Hjördis gesteht er erst im dritten Akt; auch das ist, ähnlich wie die Enthüllung seines Glaubens, eine unvermittelte Charaktergebung. Denn vorher konnten wir nicht wissen, daß seine Liebe zu Dagny nicht echt war. Überhaupt sind Ibsen wegen der Gestalt Sigurds viele Vorwürfe gemacht worden. Vgl. darüber Roman Woerner, a. a. O., S. 95 und 99.

bruder Sigurd auf Wikingerfahrten Ruhm erntet, sitzt er untätig zu Hause, wie sein Namensbruder im Nibelungenlied. Sein fried- und gerechtigkeitsliebendes Wesen zeigt sich am besten in dem Zwist mit Kare und der Sühneverhandlung mit Örnulf. Hier wird auch der Gegensatz zu Hjördis gekennzeichnet, die den Unebenbürtigen in all seinen Entschließungen bestimmt.

Eine prächtige Wikingergestalt hat Ibsen in Örnulf geschaffen, der auf den blauen Wassern alt und grau geworden ist, dem die Zeit auf Island zu lang wird, weil alles in ihm zum Kampfe drängt. Aber nur ehrlichen Kampf liebt er, ein Bubenstück, wie es Kare von ihm fordert, verabscheut er. Zu Beginn des vierten Aktes ist seine Gestalt gebeugt und erhaben zugleich unter dem großen, gigantischen Schicksal. Ein Held im Schmerz, singt der greise Skalde seinen im Grab ruhenden sieben Söhnen die Totenklage. In diesem Sang, einer Nachdichtung des ergreifenden Skaldenliedes „Verlust der Söhne" von Egill Skallagrimsson, sucht und findet er Befreiung und Heilung von seinen Qualen. Mit Recht hat man hier an den verzweifelten Tasso erinnert, dem die Natur auch Melodie und Rede verliehen hat, um die tiefste Fülle seiner Not zu klagen.

Modernes Lebensproblem in der „Nordischen Heerfahrt". Hebbel stellt in seiner oben schon einmal zitierten Vorrede an den geneigten Leser fest, daß der Zweck seines Trauerspiels nicht der gewesen sei, irgendein modernes Lebensproblem zu illustrieren. Auch Ibsen hat nicht die Absicht gehabt, das zu tun, aber man kann den Schülern zeigen, wie hier schon manche Fragen vorgedeutet sind, die der große Gesellschaftskritiker später in den Mittelpunkt seiner Dramen stellt. So ist das Eheproblem hier schon gestreift (vgl. „Nora" und „Die Frau vom Meer"). Weder die Ehe Sigurds mit Dagny noch die Gunnars mit Hjördis ist die rechte. Sigurd opfert seine Liebe zu Hjördis bloßer Konvention (vgl. Helene Alving in den „Gespenstern"). In ihrer auf Lüge und Schein beruhenden Ehe wird Sigurd durch Dagny, Hjördis durch Gunnar herabgezogen. Eine solche Ehe ohne Liebe unterbindet die Entfaltung des freien Individuums; sowohl Sigurd wie Hjördis werden ihrem natürlichen Beruf entzogen. Nur die „Pflicht" fesselt die starken Naturen an die schwachen, und alle werden unglücklich. Später wird Ibsen sagen die „Gespenster" und diese als verhängnisvolle Macht darstellen.

II. Die Gespenster.

Natürlich kommt für die Schule in erster Linie nicht der norwegische, sondern der europäische Ibsen in Betracht, der bei uns in Deutschland zuerst Anerkennung und Ruhm gefunden hat. Aber gerade hier ist bei weitem nicht jedes Werk schulfähig. Die ganze Gruppe der späteren, mystischen Dramen, in denen sich Ibsen eigenartigen psychologischen Problemen zugewandt hat, eignet sich für die Schule nicht. Da die Gesellschaftsdramen im engeren Sinne den Dichter auf der Höhe seines Schaffens zeigen und von ihnen jene gewaltige Wirkung auf alle Kulturvölker ausging, sind sie auch am besten geeignet, die soziologischen Anschauungen Ibsens zu vermitteln. Ganz von selbst führt der Unterricht auf sie bei der Besprechung der Entwicklung der bürgerlichen Tragödie.

Lessings „Miß Sara Sampson" zeigt in allem noch die Spuren der Nachahmung: Mangel an Charakterzeichnung, Schwäche der Motivierung. Die Namengebung und die wortreiche, rührselige Prosa lassen deutlich das englische Muster (Lillo, Richard-

son) erkennen. Wie ganz anders ist das in der „Emilia Galotti" mit ihrer scharfen Charakterzeichnung, ihrer schlagfertigen, knappen Sprache! Wie entspringt in dieser praktischen Probe auf die Theorie in der Hamburgischen Dramaturgie der Verlauf der Handlung aus den Charakteren! Hier wird auch das bürgerliche Trauerspiel zum sozialen Anklagedrama, das dann im Sturm und Drang besonders blüht (Lenz, Miller, Gemmingen, Wagner). Schillers „Kabale und Liebe" stellt den Höhepunkt der bürgerlichen Tragödie im 18. Jahrhundert dar. Sein Werk ist ein Fortschritt in der Kühnheit der Anklage, in dem viel weiter greifenden furchtbaren Gemälde der sittlichen Verkommenheit der höheren Stände. Die Eigenart beruht darin, daß Schiller die Tragödie des Bürgertums zur Menschheitstragödie erhebt. Demgegenüber bedeutet Hebbels „Maria Magdalena" wiederum eine Weiterentwicklung, weil bei ihm der mehr der Geschichte als dem Leben des einzelnen angehörende Standesgegensatz zwischen Adel und Bürgertum des 18. Jahrhunderts fortfällt und der Mittelstand des 19. Jahrhunderts an seinen eigenen überlieferten engen Begriffen, an seiner sittlichen Strenge zugrunde geht (Meister Antons Ausspruch: „Ich verstehe die Welt nicht mehr"). Hebbels „Maria Magdalena" ist nun der Ausgangspunkt des sozialen Dramas der Gegenwart. Mit der in den vierziger Jahren anhebenden gesellschaftlichen Umwälzung und Entwicklung der Industrie tritt der vierte Stand auf den Plan, ein neuer Gegner des Mittelstandes, wie es der Adel im 18. Jahrhundert war. Von hier führt die Linie zu Hauptmanns „Webern". Geradezu eine Fortsetzung und Steigerung der „Maria Magdalena" sind aber die Gesellschaftsdramen Ibsens, die eine neue Blüte des bürgerlichen Dramas darstellen. Wie bei Hebbel und in den bürgerlichen Trauerspielen überhaupt der Kampf gegen Unnatur und Schablone eine große Rolle spielt, so übt Ibsen eine gewaltige zersetzende Kritik an der Überlieferung und den gesellschaftlichen Zuständen. Wie dort neben den sozialen Verhältnissen das Moralische Hauptgegenstand ist, so sind Ibsens Werke dramatische Proteste gegen die herkömmliche Moral. Hebbel läßt seine Personen zugrunde gehen an der bürgerlichen Scheinmoral, die sie über ihr eigenes Gewissen stellen (Klara, Meister Anton), Ibsens Werke sind ein Sturmlauf gegen die konventionelle Sittlichkeit, deren Postulate bedingen das Schicksal seiner Personen.

Das Neue und Besondere an Ibsen ist nun nicht nur seine dramatische Technik und die Verwendung der Gesetze der modernen Naturwissenschaft, sondern vor allem der Umstand, daß er in der Rolle des Anklägers auftritt, dessen Beruf es ist, die Gebrechen der Gesellschaft aufzudecken. Hier ist auf die Eigenart Ibsens besonders aufmerksam zu machen. Er fühlt sich nicht als Teil der Gesellschaft, sondern als alleinstehendes Individuum, er achtet nur das Recht der Persönlichkeit. Ferner überwiegt bei ihm die bloße Kritik, nicht jene produktive Kritik, als deren Meister uns Lessing erscheint, sondern die nur negative. „Er trägt nicht wie Schiller seinem Stande stürmend die Fahne vor; er sieht ihn nicht wie Hebbel in ruhiger Absonderung; er dichtet von der Auflösung und dem Niedergang des dritten Standes."[1]) Kann ein solcher Kritiker, der nur fragt, nicht antwortet, der nur die Überlieferung zersetzt, nicht aber neue Wege zeigt, Heilsbringer sein? In kühler Abwägung kann man so eine blinde Ibsenbegeisterung auf das rechte Maß zurückführen.

So sind Ibsens Gesellschaftsdramen ein Markstein in der Entwicklung des bürger-

1) E. Kühnemann: Schiller. München 1909, S. 237.

lichen Dramas. Freilich soll das nicht heißen, daß nicht das eine oder andere Werk auch in anderem Zusammenhange vorgeführt werden kann.

So kann man den „Volksfeind" z. B. auch an Schillers „Räuber" anschließen. Denn beide sind Anklagen gegen die menschliche Gesellschaft. Hier wie dort sind die feindlichen Brüder Personen des Vordergrundes, der eine als Ankläger der Gesellschaft, deren Hauptvertreter der andere ist. Natürlich ist hier der Gegensatz der Zeit zu berücksichtigen (1781 und 1882!). Gegenstand der Anklage ist dort der Materialismus (Egoismus), der Despotismus (Unfreiheit) und die Unnatur. Aber diese Gebrechen finden sich auch hier wieder, wenn auch in anderer Form: der Egoismus als Interessenpolitik (Bürgermeister, Thomson, Redakteure), die Unfreiheit im Bureaukratismus, die Unnatur in den Gesellschaftslügen (der verderbliche Einfluß der öffentlichen Meinung, die „kompakte Majorität" als gefährlichster Feind der Freiheit und Wahrheit, Ibsen als Sozialaristokrat). Neben diese indirekte Kritik der Lebenslüge der Zeit tritt die direkte durch Karl Moor und Dr. Stockmann. Beider Haupttriebfeder ist der Idealismus. Und Karl Moors Sehnen nach Freiheit, Kraft und Natur ist im Grunde dasselbe wie Dr. Stockmanns Streben nach Wahrheit. Wie Karl Moor am Schluß des Stückes die Angelegenheit der sittlichen Weltordnung, die er zu der seinigen gemacht, durch sich gefährdet sieht, so trägt auch Dr. Stockmanns Zukunftsprogramm den Keim der Unmöglichkeit in sich. Schillers Werk ist eine Menschheitstragödie, eine philosophisch-soziale Tragödie großen Stils. Aber auch an Ibsens Kritik der modernen Gesellschaft lassen sich recht fruchtbare Diskussionen philosophischen Charakters anknüpfen, so über den Begriff der Wahrheit, über das Verhältnis von Individuum und Gemeinschaft, Themen, die sicher einmal im deutschen Unterricht der Prima zur Sprache kommen und für die so weitere Anknüpfungspunkte gegeben sind.

Den eigentlichen Ibsen in seiner charakteristischen Eigenart und Problemstellung zu veranschaulichen, vermögen wohl am besten die „Gespenster". Freilich ist der Inhalt keineswegs so einwandfrei wie der des „Volksfeinds". Aber da hier die an und für sich heiklen Dinge mit Takt und vornehmem Ernst behandelt sind, liegt kein vernünftiger Grund vor, das Werk den Primanern vorzuenthalten. Jedenfalls ist es weit besser für sie geeignet als etwa „Klein Eyolf", ein Stück, das man hier und da unter den Pensenangaben der Schulprogramme findet, das wegen des läuternden Einflusses des Kindes auf die Eltern auch sehr wohl zur Besprechung zu empfehlen wäre, wegen der Gestalt der Rita Allmers aber doch wohl dem Zweck der Schule nicht angepaßt ist.

Einordnung in den Gang des Unterrichts. Auch die „Gespenster" brauchen nicht notwendig im Anschluß an die Entwicklung der bürgerlichen Tragödie besprochen zu werden. Empfehlenswerter ist sogar eine Behandlung in anderem Zusammenhang. Bei der Durchnahme des „Ödipus" von Sophokles, jenem Urtypus aller sog. „Schicksalstragödien", ist durch die Erörterung der Schuldfrage, des Charakters des Helden, der Tragik, des Schicksals und seiner Bedeutung dem Schüler ein Grundstock von Kenntnissen vermittelt worden, die einmal für die Besprechung des Problems des Tragischen überhaupt einen wertvollen Ausgangs- und Stützpunkt bilden, im besonderen aber für die Betrachtung der Schicksalstragödien unerläßlich sind. Schillers „Braut von Messina" zeigt die veränderte, modernisierte Schicksalsidee, wie sie in der sittlichen Begründung des Schicksalsspruches,

in der Schuld der Personen, in der uns näherliegenden Anschauung von der Verantwortlichkeit des Menschen für sein Tun ihren Ausdruck findet. Beiden Werken wird Grillparzers „Ahnfrau" an die Seite gestellt, die Übereinstimmungen und Unterschiede in der Schicksalsauffassung werden beleuchtet. Die Romantik bringt die Schicksalsdramen im engeren Sinne und in ihnen die falsche Auffassung des „Ödipus". Zacharias Werners „24. Februar", das als typischstes und immerhin literarisch wertvollstes Beispiel zur Hauslektüre ausgewählt worden ist, hat gezeigt, wie mit dem Aberglauben, dem grausigen Spuk, dem Fatalismus das Schicksalswalten zur bloßen Zufallswirtschaft werden konnte, die unsere Verantwortlichkeit aufhebt. In dieser Reihe nun bilden Ibsens „Gespenster" ein Endglied. Denn auch sie sind eine Schicksalstragödie. Das ist zu beweisen.

Schuld und Schicksal. Es ist also gemeinsam mit den Schülern zu ergründen, ob die Umstände es sind, welche die Handlung bestimmen, oder ob die wirkende Ursache der verhängnisvollen Ereignisse in den Charakteren begründet ist. Bestimmt wird das Schicksal der Hauptheldin Helene Alving zunächst dadurch, daß sie dem reichen, flottlebigen Leutnant Alving die Hand reicht und nicht Pastor Manders, den sie doch liebt. Gewiß liegt hierin eine Schuld, denn sie überhört die Stimme ihres Herzens. Aber sie war unfrei, als sie jenen Schritt tat. Ihre Mutter und zwei Tanten haben für sie entschieden, „so wie es vorgeschrieben ist" (Pastor Manders). „Die drei lösten das Rechenexempel für mich. Ach, man sollte nicht glauben, wie klar sie herausbrachten, daß es der reine Wahnsinn wäre, einen solchen Antrag auszuschlagen". So trifft nicht Helene Alving selbst die Verantwortung. Tradition und Konvention tragen die Schuld, denn sie schrieben ihr vor, einen Mann nur um des Geldes willen zu heiraten, weil er eben „eine gute Partie" war.

Nach kaum einjähriger, grenzenlos unglücklicher Ehe flieht Helene zu Pastor Manders. Sie will dem unerträglichen Dasein ein Ende machen. Aber Manders' Ermahnungen folgend, kehrt sie wieder zu ihrem Manne zurück. Durfte sie das, nachdem sie die durch den ausschweifenden Lebenswandel hervorgerufene Entartung ihres Mannes, seinen verderbten Charakter erkannt hatte? Auch für diesen Schritt trägt Helene Alving nicht selbst die Verantwortung. Die unheilvollen Folgen, die einem Kinde aus dieser Ehe entstehen mußten, kannte sie nicht. Und gegenüber den Belehrungen des Pastors muß ihre innere Stimme schweigen. Der Hilflosen, die bei ihm Zuflucht sucht, stellt er die Verwerflichkeit ihres Schrittes vor und fordert Demut und Gehorsam gegenüber ihrem Manne. „Ihre Pflicht war es, bei dem Manne auszuhalten, den Sie einmal gewählt hatten und an den Sie durch heilige Bande geknüpft waren." So glaubt Helene Alving denn nur diesen Weg gehen zu dürfen, sie erfüllt ja das Gebot der Pflicht, das Pastor Manders ihr predigt.

Die unheilvolle Katastrophe ist möglich gemacht — nicht durch eine persönliche Schuld der Heldin. Mußte das entsetzliche Schicksal denn unter allen Umständen eintreten? Hätte Helene Alving selbst es nicht noch abwenden können? Bulthaupt[1]) macht ihr zum Vorwurf, daß sie nicht die leiseste Regung jener Liebe fühlt, die Barmherzigkeit wird. Sie habe ihren Mann nicht verstanden. Anstatt ihn in eine reinere und freiere Welt zu heben, sei sie selbst zu ihm herabgestiegen, der Mangel an Liebe sei ihr und ihres Hauses Fluch geworden. Aber woher sollte Helene denn diese Liebe

1) Bulthaupt, Dramaturgie des Schauspiels. Oldenburg u. Leipzig 1914. 7. Aufl., Bd. IV, S. 111f.

haben, sie, die auf Beschluß von Mutter und Tanten in eine Konvenienzehe hineingezwängt wurde um den schnöden Preis einer hohen „Kaufsumme", sie, die in dieser Ehe nur mit unendlichem Abscheu vor der Entartung ihres Mannes erfüllt werden konnte? Freilich klagt sie sich im letzten Akt selbst an, sie habe ihrem Gatten das Haus unerträglich gemacht. Aber sie sieht ganz klar, daß dies nicht durch sie selbst verschuldet ist, sondern durch die ihr anerzogenen Pflichtbegriffe (Gespenster!). „Man hatte mich etwas gelehrt von Pflichten und dergleichen, und ich hatte lange und fest daran geglaubt. Alles lief da auf Pflichten hinaus — auf meine Pflichten und auf seine Pflichten." Ebenso deutlich erkennt sie, daß die falsche Richtung der Lebensfreude ihres Mannes in den engen Verhältnissen begründet ist (keine Freuden — nur Vergnügungen, kein Lebenszweck — nur ein Amt, keine Aufgabe — nur Geschäfte, keinen Kameraden — nur Tagediebe und Zechbrüder). Nicht sie persönlich macht Ibsen für den Mangel an Liebe ihrem Gatten gegenüber schuldig. Es ist der Fluch jener durch die konventionellen Vorurteile, die Gespenster, verschuldeten bösen Tat, unter dem sie und ihr Haus leidet, die schlechterdings kein Gutes, sondern nur Böses gebären kann. Denn der Liebe fähig ist Helene Alving — das beweist ihr Verhältnis zu Oswald. Auch die Kraft zur Überwindung hat sie (sie macht sich selbst zum Genossen der heimlichen Gelage ihres Mannes), aber nur wenn Liebe (hier die Liebe zu Oswald) sie treibt.

Aber hätte sie nicht dadurch dem Schicksal Oswalds vorbeugen, ihr eigenes Mutterglück erhalten können, wenn sie ihrem Sohn den Lebenswandel seines Vaters nicht verheimlicht, ihn fern vom Vater bei sich erzogen hätte? Sie wußte ja nichts von der angeerbten Krankheit, konnte also auch den Einfluß ihrer liebevollen Erziehung nicht von vornherein als erfolglos ansehen. Hier ist wohl zu bedenken, daß Helene Alving, gerade um ihren Sohn zu einem guten Menschen zu machen, ihm das Beispiel des Vaters verbirgt. All das, was sie in dieser Hinsicht tut, geschieht aus Liebe zu Oswald.

So stellt sie den Vater vor der Welt im besten Lichte dar. Damit sein Ruf durch sein Laster nicht leidet, fesselt sie ihn ans Haus, indem sie unter unsäglicher Überwindung an seinen heimlichen Gelagen teilnimmt. Sie ergreift die Zügel der Herrschaft im Hause und kämpft auf Leben und Tod, „damit niemand erführe, was der Vater meines Kindes für ein Mensch war". Sie sorgt für die Vermehrung des Grundbesitzes, trifft alle Verbesserungen und praktischen Einrichtungen und sieht sich belohnt, wenn die Menschen ihren Mann für einen guten Landwirt halten. Ja, damit das Idealbild, das der Sohn vom Vater hatte, nicht zerstört würde, hat sie ihn schon früh von Hause entfernt. Nichts von des Vaters Vermögen soll auf den Sohn kommen; deshalb will sie mit seinem Gelde, mit der „Kaufsumme", die den Leutnant Alving seinerzeit zu einer guten Partie machte, ein Asyl bauen, das den Namen „Kammerherr Alvings Asyl" tragen und dadurch zugleich ihres Mannes Freigebigkeit dartun, seinen guten Ruf erhärten soll.

So häuft Frau Alving Unwahrheit auf Unwahrheit, sie verstrickt sich in ein ganzes System des Verschweigens und Verheimlichens — aus Liebe zu Oswald. Und was erreicht sie? Das Gegenteil von dem, was sie bezweckt. Daher die Selbstanklage: „Ich hätte kein Geheimnis aus Alvings Lebenswandel machen sollen". Aber nur die aufgeklärte, in ihrem Streben nach Freiheit schon weit vorgeschrittene Frau Alving spricht so, nicht jene, welche sich mit der Welt des Scheins und der Lüge

umgab. „Damals wagte ich so etwas nicht — auch um meiner selbst willen nicht. So feige war ich." Jetzt, wo sie in ihrer Erkenntnis so weit gelangt ist, sieht sie auch, daß diese Feigheit keine angeborene Schwäche, keine persönliche Schuld, sondern daß sie eine Krankheit ist, an der die ganze Gesellschaft leidet. „Ich stand unter dem Zwang von Pflichten und Rücksichten; deshalb belog ich meinen Jungen jahraus, jahrein."

So begründet Ibsen ihr tragisches Geschick nicht durch ihren Charakter, sondern durch die Umstände. Die Gespenster haben sie unfähig gemacht, das Rechte zu erkennen. Dieses Gespenstertum wird den Menschen zum Fluch. Er zeigt sich nicht nur in ihrem eigenen Los, sondern vor allem in dem grauenvollen Schicksal, das sich an Oswald erfüllt. Denn das ist das entsetzlichste Gespenst, der fürchterlichste Fluch: das durch das Blut Vererbte. Den Trieb zum ausschweifenden Lebenswandel hat Oswald vom Vater geerbt und mehr als das: den kranken Körper. So sucht das Schicksal des Vaters Sünde heim am Kinde.

Der Schicksalsbegriff in Sophokles' „Ödipus" ist nur dann zu verstehen, wenn man sich ganz in die Lebensanschauung der Alten versetzt. Schiller und Grillparzer machen auch den Menschen für sein Tun verantwortlich, müssen aber die Schicksalsidee dann künstlich umformen. In Ibsens „Gespenstern" ist der Gegensatz zwischen antiker und moderner Weltanschauung überwunden: das Schicksal ist eine furchtbare, reale Macht, die rücksichtslos ihre Opfer fordert. „Ein Verhängnis, das kein Orakel verkündet, das wir nicht unglaublich zu finden und wegzuspotten vermögen, eben als ein Wirkliches, Greifbares, Unleugbares: das Verhängnis der Vererbung."[1])

Tragik. Weder Helene Alving noch Oswald ahnen die Krankheit. Frau Alving hat alles getan, um ihren Sohn nicht nach dem Vater arten zu lassen. Aber vergebens kämpft sie gegen die Macht des Blutes an, wie Ödipus vergebens gegen sein Schicksal ankämpft. Gerade, was sie verhindern wollte, tritt ein. Nun fällt ein Schleier von dem Geheimnis ihres Daseins, sie sieht, welch ein Verhängnis ihr die Gespenster gewesen sind — zu spät. Wie der „König Ödipus" sind die „Gespenster" eine Tragödie der verspäteten Erkenntnis.[2]) Ein furchtbares Schicksal ist die tragische Gegenmacht in diesem Familiendrama. Frau Alving erliegt ihr in gänzlicher innerer Vernichtung, Oswald erleidet auch den äußeren Untergang. Gewiß braucht dieses entsetzliche Leiden und der fürchterliche Ausgang noch nicht die Bedeutung des Tragischen zu haben. Oswalds Geschick ist nicht tragisch, dafür ist er als Mensch zu unbedeutend. Aber Helene Alving wird groß im Kampf; die Willensenergie, die sich in ihrem Ringen von der alten überlebten zu der neuen Form der Sittlichkeit zeigt, steht in grausigem Kontrast zu der furchtbaren inneren Zerrüttung. So wird sie

1) Roman Woerner, a. a. O. II, S. 104. Hinweisen kann man hier darauf, daß auch Schiller und Grillparzer den kausalen Zusammenhang der Geschehnisse durch Vererbung der Charakteranlagen erklärt haben. Wie die beiden Brüder in der „Braut von Messina", so stehen auch Bertha und Jaromir in der „Ahnfrau" unter der Macht des ererbten Blutes. Recht deutlich wird der Fluch der erblichen Belastung an dem Geschlechte der Tantaliden. Vgl. Iphigeniens Worte I, 3. In Ibsens „Gespenstern" wird die moderne Vererbungstheorie zu einem Hauptthema des Dramas. Um die ganze Kritik, welche die Irrenärzte an der Möglichkeit des Krankheitsbildes bei Oswald geübt haben, braucht man sich im Unterricht selbstverständlich nicht zu kümmern.

2) Einen Vergleich zwischen dem „Ödipus" und den „Gespenstern" zieht Roman Woerner a. a. O. II, S. 101f.

auf viele den Eindruck des Tragischen machen, eines Tragischen freilich, das wesentlich nur unlustvolle Niederdrückung, nicht aber zugleich lustvolle Erhebung in sich birgt.

Gruppierung der Personen. Sie ist mit dem Gegensatz Frau Alving — Pastor Manders gegeben. Helene Alving ist die Trägerin neuer Anschauungen und Überzeugungen, in ihr erblickt Ibsen die Wegweiserin zur Gesundung der menschlichen Gesellschaft. Das Ringen nach Freiheit und Wahrheit füllt sie aus. Als sie in das hineingezwängt wurde, was die Welt Pflicht und Schuldigkeit nannte, und ihr dies zum Unheil ausschlug, wurde sie zum Denken gereizt. „Damals machte ich mich daran, Ihre Lehren in den Nähten zu prüfen. Nur an einem einzigen Knoten wollte ich zupfen; als ich den aber auf hatte, da gab die ganze Geschichte nach. Und da merkte ich, daß es nur Maschinennaht war." Nun sieht sie auch, daß nicht sie allein unter der Tyrannei der sozialen Verhältnisse leidet, sondern daß die ganze menschliche Gesellschaft unter dem Bann und Zwang von Gespenstern steht. Von Stufe zu Stufe steigt sie nun heraus aus der Unfreiheit und Lüge. (Lektüre freigeistiger Schriftsteller, Ansicht über die freien Ehen, Schmerz über das errichtete Lügengebäude, völlige Enthüllung ihres Geheimnisses). In ständig wachsender Erkenntnis hilft sie sich selbst und die Gesellschaft empor. Jedoch ihr Streben, die „gottsjämmerliche Feigheit" abzuwerfen, wird so rücksichtslos (Billigung der Geschwisterehe!), daß sie völlig ins andere Extrem verfällt. Aber das war Ibsens Absicht — sie sollte nicht das Sprachrohr für seine eigene Meinung sein. Er überträgt in seinen Werken die Gesellschaftskritik solchen Personen, die am weitesten zu gehen pflegen. Wie er im „Volksfeind" den Wirrkopf Dr. Stockmann wählt, so hier eine Frau. „Gerade weil sie eine Frau ist, wird sie, wenn sie einmal angefangen hat, bis zur äußersten Grenze gehen."[1])

Pastor Manders ist in allem so, wie die Gesellschaft ist und wie sie nach Ibsens Ansicht nicht sein soll. In Helene Alvings Tun sieht er nur das Trachten nach Gesetzlosem, den Geist des Eigenwillens, das rücksichtslose und gewissenlose Abwerfen einer Bürde nach der andern. Natürlich erkennt er auch nicht, daß sie das Opfer gerade seiner engherzigen Weltanschauung geworden ist, sondern mißt ihr persönlich die Schuld für ihr Schicksal bei. („In Wahrheit, Frau Alving, Sie sind eine schuldbeladene Frau)." Jene Festigkeit, die er zeigte, als er die geflohene unglückliche Frau auf den Weg der „Pflicht" verwies, hält er für den größten Sieg über sich selbst. Helene Alving nennt sie ein „Verbrechen an uns beiden". Naturgemäß erscheint uns Pastor Manders in unsympathischem Licht. Mit Absicht hat Ibsen in ihm eine Gestalt geschaffen, die, feige und kleinlich, scheinheilig, hilflos in außergewöhnlichen Lebenslagen, beschränkt und kindlich einfältig, eben die reformbedürftige Gesellschaft verkörpern soll. Daß er ein gutes Element dieser Gesellschaft herausgreift, das Achtung und Einfluß genießt, macht seine Anklage noch wirksamer. — Eine grelle Beleuchtung erfährt diese Gestalt durch die Art und Weise, wie ihm der heuchlerische Engstrand gegenübergestellt wird. Der scheinheilige Gauner, der die Rolle des mitleiderregenden Krüppels ebensogut spielt wie die des zerknirschten Sünders, ist dem vertrauensseligen, weltfremden Pastor weit überlegen. Den völligen Bankrott der alten Weltanschauung zeigt Ibsen aber dadurch, daß ihr Vertreter Manders

1) Brief an Schandorph. Zitiert nach Emil Reich a. a. O., S. 243.

aus Angst vor dem öffentlichen Skandal zu einer bedenklichen Unwahrheit seine Zuflucht nimmt. Der Vertreter der Gespenster ist selbst ein Opfer der Gespensterfurcht geworden. Und wie die durch Manders gutgeheißene und ermöglichte Gründung des Seemannsheims, das nichts anderes ist als ein Bordell, äußerlich die Unsittlichkeit der Welt des Scheins und der Lüge symbolisiert, stellt der Brand von „Kammerherr Alvings Asyl" dar, daß nun kein Gespenst der Vergangenheit mehr Frau Alvings Streben nach Wahrheit hemmt und dem wahrhaft Sittlichen und Guten der Boden bereitet ist.

Kritik der Gesellschaft. Nicht die Personen selbst (Frau Alving, Oswald) tragen die Schuld an ihrem unheilvollen Geschick, sondern die Gespenster, welche die menschliche Gesellschaft verseuchen. Diese Gespenster stellen keinen einheitlichen Begriff dar. „Nicht nur, was wir von Vater und Mutter geerbt haben, geht in uns um. Es sind alle erdenklichen alten, toten Ansichten und allerhand alter, toter Glaube und so weiter. Es lebt nicht in uns; aber es sitzt uns trotzdem im Blute, und wir können es nicht los werden." Nach dieser Definition — wir können Frau Alvings Worte als solche ansehen — ist unter Gespenstern einmal die Macht des Blutes in uns zu verstehen und zweitens jene überlebten, alten, uns ständig beherrschenden Ansichten. Alles, was Helene Alving in ihrem Handeln beherrscht und ihr Geschick bestimmt, Gesetz, Ordnung, Pflicht, Ideale, Pietät, ist alter, toter Glaube. Er führt zu Schein und Lüge (Konvenienzehe, Verheimlichung, Alvings Ansehen nur auf Schein gegründet, Furcht vor dem Skandal). Er schafft enge Verhältnisse, legt sich wie Fesseln auf die Menschen und führt sie ins Elend. Der Zwang des Milieus, im besonderen des allgemeinen Pflichtbegriffs, der eine unsittliche Ehe (weil ohne Liebe) als gültiges Gesetz aufrechterhält, beschwört die unheilvollen Folgen des mißleiteten Temperaments herauf. Jene Vorurteile sind eben nur durch Tradition und Konvention auf uns gekommen, sie sind uns anerzogen, wie es der Zufall und die Verhältnisse mit sich brachten. Urväter Hausrat, der sich wie eine ewige Krankheit fortschleppt. Daher sind sie keine ewig gültigen Normen, von denen wir unser sittliches Urteil abhängig machen dürfen.

Wenn irgendeins, so gehört dieses Stück zu jenen, die „ein frischer Windhauch durchfegt, ein Windhauch, an dem man sich vielleicht erkältet, den man aber doch im Augenblick als eine Wohltat empfindet."[1]) Aber man wird den Schülern zeigen, wie der Geist der Verneinung, der das Ganze durchweht, niemals zur Gesundung der Gesellschaft führen kann. Wo bleibt Liebe und Freundschaft, wo die Möglichkeit des Glückes, wenn uns nur die Übel gezeigt werden, nirgendwo aber ein neuer gangbarer Weg, sie zu beseitigen? Anderseits bietet sich hier gute Gelegenheit, auf den großen Wahrheitssucher Ibsen hinzuweisen. Die Wahrheitsliebe ist der ethische Kern im Streben des Dichters. Getragen von einem unverrückbaren Idealismus, geißelt er rücksichtslos die Mißstände der von ihm gehaßten Gesellschaft, nicht in der Form überlegen lächelnden Verspottens, sondern gewissermaßen als Staatsanwalt in der Form ungeheurer Anklage, ingrimmigen Verbessernwollens, unerhörten Forderns. In diesem Wahrheitstrieb ließ er sich auch durch all die Angriffe und Beschuldigungen, die ihm nicht nur die „Gespenster", sondern die meisten seiner Werke eingetragen haben, nicht zurückhalten. Warnen sollte man auch vor der Ansicht, daß die Äußerungen der Personen des Stückes auch die Meinung des Dichters darstellen.

1) Bulthaupt a. a. O. Bd. IV, S. 186.

Ibsen selbst hat sich immer wieder gegen diese Behauptung seiner Gegner gewehrt. In bezug auf die „Gespenster" spricht er dies ausdrücklich aus.[1])

Technik. Überhaupt ist es ratsam — wie schon mehrfach betont wurde —, die vorhandenen Vorzüge voll anzuerkennen. Es ist der beste Weg, die Schüler von kritikloser Bewunderung zu objektiver Beurteilung zu erziehen. Was man aber vor allem auch anerkennen kann, ist Ibsens dramatische Technik. Der Dichter baut seine Dramen meist so, daß die Handlung sich schon ereignet hat. Die „Gespenster" sind dafür ein treffendes Beispiel. Sie stellen — nach Art der griechischen Tragödien — den letzten Akt eines Trauerspiels dar, bringen also nur den Teil der fallenden Handlung, der zum Untergang führt. Die drei Akte zeigen in steter Steigerung die drei letzten Stadien der Abwicklung. Der erste bringt das erregende Moment: die furchtbare Erkenntnis der Frau Alving, daß Oswald die Natur des Vaters besitzt; der zweite den Höhepunkt: das Geständnis Oswalds über seine Krankheit und deren Ursache; der dritte die Katastrophe: der entsetzliche Fluch der Gespenster wird der Heldin in grausamer Deutlichkeit klar. Daneben gehen denn die Motivierungen für den Ausbruch der Krankheit Oswalds. Bei dieser Enthüllungstechnik muß die Exposition sich über das ganze Stück verteilen. Diese Voraussetzungen der Handlung erfahren wir ganz zwanglos, vom Dichter scheinbar unbeabsichtigt. Überhaupt wird man die Schüler auf die täuschende Wirklichkeitstreue des Monologs aufmerksam machen und zeigen, wie neben Stoffwahl und Darstellung gerade diese Technik den Anlaß gegeben hat, Ibsen unter die Naturalisten zu rechnen. Die Frage, inwiefern hier eine Verkennung vorliegt, mag dann zu einer Besprechung des Naturalismus überhaupt führen.

Der Deutschunterricht ohne den bisherigen Aufsatz?[2])

Von **Albrecht Bähnisch** in Stargard.

In Nr. 181 des „Tag" vom 21. August 1919 hat der Direktor des Katharineums in Lübeck, Professor Dr. Rosenthal, einen Artikel veröffentlicht unter der Überschrift „Der deutsche Aufsatz in der Schule". Er führt darin aus, daß der bisherige Schulaufsatz und ganz besonders der Hausaufsatz Unnatur sei und deshalb beseitigt werden müsse. Für das wichtigste und nächstliegende Ziel des deutschen Unterrichts erklärt er es, den Schüler im mündlichen Gebrauch seiner Muttersprache sicher und gewandt zu machen. Darauf baue sich ganz natürlich die schriftliche Arbeit in der Art auf, daß der Lehrer alle 10—14 Tage die Schüler etwas niederschreiben läßt, wenn er merkt, daß es ihnen zum Erlebnis geworden ist. In den oberen Klassen soll dazu neben einem 3—5stündigen Klassenaufsatz ein halbjähriger Hausaufsatz über eine freigewählte Aufgabe treten. (Vgl. auch Z. f. d. d. U. 1919 S. 260.)

Dem Aufsatz kann man in vielem zustimmen. Er enthält eine Menge Richtiges. Besonders scheint mir der Vorschlag zur Förderung im mündlichen Gebrauch der deutschen Sprache höchst beachtenswert. Aber gerade deshalb halte ich es für meine Pflicht, mich gegen das Falsche zu wenden. Ich habe erst vor kurzer Zeit (Ostern 1918) meine Kriegsreifeprüfung gemacht und habe in Prima einen guten Deutsch-

1) Vgl. seinen Brief an S. Schandorph vom 6. Januar 1882, mitgeteilt in der Einleitung zu den Sämtlichen Werken Bd. I, S. CXIX.

2) Bei der Bedeutung des Gegenstandes bringen wir auch diese Meinungsäußerung, obwohl wir den Standpunkt des Verf. nicht teilen.

unterricht genossen, so daß ich aus Erfahrung sprechen kann. Ich will nicht verkennen, daß das vorgeschlagene Verfahren für die unteren Klassen manche Vorzüge vor dem jetzigen hat; für die oberen stellt es meines Erachtens durchaus keinen Fortschritt gegenüber dem bisherigen Unterrichtsgebrauch beim Aufsatz dar.

Herr Dir. Dr. Rosenthal wendet sich zunächst mit aller Schärfe gegen den Aufsatz über allgemeine moralische Sätze wie z. B. Sprichwörter. Wir haben in Prima nichts Schöneres gekannt, als derartige „freie Aufgaben"[1]), wie wir es nannten, zu behandeln. Immer wieder haben wir unseren Deutschlehrer gebeten, uns solche Aufgaben zu geben. Und es ist gewiß nicht zu unserem Schaden gewesen. Denn aus diesen Deutschstunden haben wir etwas fürs Leben mitgenommen. Und das ist doch wohl der Zweck jedes Unterrichts. Ich will hier zur Verdeutlichung ein paar Aufsatzaufgaben anführen, über die wir schrieben: „Das Leben ist ein Kampf"; „Mens agitat molem"; „Das Unglück, das ist der Boden, wo das Edle reift"; „Nichts Gutes ist die Vielherrschaft, einer soll Herr sein, einer König". Ich habe von der Bearbeitung dieser Aufgaben außerordentlich viel für meine Entwicklung gehabt. Und ich weiß, daß ich darin nicht allein stehe. Sie brachten mich zum Nachdenken über derartige allgemein-menschliche Fragen. Ich habe es bedauert, daß das Nachdenken über solche Aufgaben mit der Feder in der Hand aufhörte, als ich die Schule verließ. Und diese Fragen standen durchaus in Beziehung zu unserem Innenleben. Sie liegen dem jungen Menschen gar nicht so fern, wie Herr Dr. Rosenthal anzunehmen scheint. Denn einmal hat man auch schon als junger Mensch innere Kämpfe durchzumachen. Die mangelnde Lebenserfahrung wird anderseits vielfach ersetzt durch das, was man gelesen hat. So habe ich oft in meinen Aufsätzen Beispiele aus Dichtwerken, die mir vertraut waren, angeführt.

Und nun zu dem von Herrn Dr. Rosenthal so sehr geschmähten deutschen Hausaufsatz. Ich muß wiederholen, daß das von ihm Gesagte auf die unteren und mittleren Klassen vielfach zutrifft. Für die oberen Klassen ist dieses Verwerfen des Hausaufsatzes ein Rückschritt. Nicht darin liegt die Qual für den Schüler, über etwas, das er erfaßt hat, zu einer Zeit schreiben zu müssen, wo er eigentlich nicht will, sondern darin, daß er über etwas schreiben muß, was er als Kunstwerk gar nicht erfaßt hat und was ihm in der Schule philologisch zergliedert, vielfach verekelt worden ist. In der ruhigen und scharfen Überlegung, die der jetzige Hausaufsatz in den oberen Klassen erfordert, sehe ich seinen großen Wert; dazu kann man den Schüler nicht dadurch erziehen, daß man ihn einen großen Hausaufsatz über eine selbstgewählte Aufgabe im Semester machen läßt, die vielfach seine Kräfte übersteigt; dazu bringt man ihn nur durch die Gewöhnung bei den sehr viel kürzeren und begrenzteren Hausaufsätzen der jetzigen Art. Wir haben trotz der Mehrarbeit, die die Hausaufsätze uns machten, sie in Prima den Klassenaufsätzen unbedingt vorgezogen, weil wir zu Hause uns die Sache überlegen und durchdenken konnten.

In den Vorschlägen, die Herr Direktor Dr. Rosenthal macht, sehe ich keinen vollgültigen Ersatz des Hausaufsatzes für die Oberklassen. Er will, daß nur „Erlebnisse" niedergeschrieben werden. Aber einmal halte ich es für kaum möglich, daß der Lehrer es in den Oberklassen merkt, wenn etwas seinen Schülern zum „Erlebnis" geworden ist. Denn gerade in diesen Entwicklungsjahren der Seele wie des Körpers ist der junge Mensch verschlossen und läßt ungern sein Inneres nach außen treten. Ferner aber wird wohl kaum etwas je ganz gleichmäßig einer Klasse zum „Erlebnis" werden. Denn darauf kann man sich nicht einfach einstellen, dazu muß man gestimmt sein. Und der Schüler hat am Vormittag nicht nur die eine Deutschstunde, sondern noch vier bis fünf andere. Da wirken von diesen Stunden doch

1) Unter „freien Aufgaben" versteht man freilich was anderes. D. Schriftl.

viele Einflüsse mit, günstige und ungünstige. Aber ganz abgesehen davon, selbst wenn der Lehrer imstande ist, den Schüler auch in den Oberklassen etwas erleben zu lassen und diesen Augenblick zu erkennen, so sehe ich doch in dieser Wiedergabe einer Augenblicksstimmung keinen so großen Wert, der uns berechtigte, den alten Aufsatz beiseite zu schieben. Was ich an ihm schätze, das ist die straffe Gedankenarbeit, die in ihm liegt. Und gerade bei dem Deutschunterricht, den ich in Prima genießen durfte, lag viel Arbeit in solchen Aufsätzen. Wir mußten alles aus uns selbst herausholen, auch wenn es sich um einen Aufsatz über ein Dichtwerk handelte; und um das, was wir lebendig genug fühlten, richtig und geschickt auszudrücken, dazu bedurften wir Zeit. Herr Dr. Rosenthal gibt auch selbst zu, daß neben den von ihm vorgeschlagenen einstündigen Klassenaufsätzen solche von drei bis fünf Stunden Dauer nicht zu entbehren sind, freilich nur in dem kurzen Satz: „Natürlich muß es auch größere Aufgaben geben; darum soll einmal im Semester ein drei- bis fünfstündiger Klassenaufsatz hinzutreten." Aber das ist ja gerade wieder der vielgeschmähte alte Aufsatz. Denn da wird ja doch der Schüler genötigt, über etwas zu schreiben, worüber er nach Herrn R.s Ansicht gar nicht schreiben will. Jedenfalls ist dieses Zugeständnis eine Durchbrechung des Grundsatzes, daß nur Erlebnisse niedergeschrieben werden sollen. Es ist der alte Klassenaufsatz, wenn auch etwas seltener.

Und nun noch ein Wort zu dem Vorschlage, „dem Schüler das höchste Erlebnis zu gönnen, einmal im Semester sich selber über etwas Erlebtes ein Thema zu stellen, im Anschluß an die Klassenlektüre oder aus dem Gebiete ihrer Privatneigungen". Ich sehe darin keinen Fortschritt gegenüber dem, was wir an Stelle dessen in Prima und in beschränkterem Umfange auch schon in Ober- und Untersekunda hatten. Wir durften uns die Aufgabe zu dem Vortrag, den wir zu halten hatten, selbst wählen, und nahmen da selbstverständlich ein Gebiet, das uns nahe lag oder in das wir uns einarbeiten wollten. Ich glaube aber, daß der Vortrag dem Aufsatz überlegen ist. Einmal muß der Vortragende seinen Stoff sehr viel durchsichtiger und übersichtlicher gliedern und aufbauen als der, der nur schreibt. Denn es ist sehr viel leichter, etwas Geschriebenes zu verstehen als etwas, was man nur hört. Dann glaube ich, daß es aus diesem Grunde auch sehr vorteilhaft ist, wenn der Schüler einmal mit Vorbereitung spricht, während er sich sonst nach Herrn Direktor Dr. Rosenthals Anregung auf den kleinen Vortrag in der Stunde nicht vorbereiten soll. Ferner wird die Sache, die der Schüler sich wählt, wohl meist, ja ich kann wohl sagen, immer, auch für seine Mitschüler von Bedeutung sein. Deshalb soll er sie ihnen vortragen, während er sie doch im Aufsatz nur für sich und den Lehrer niederschreibt. Schließlich halte ich es für sehr vorteilhaft, wenn der Schüler einmal in der Lage ist, etwas, was ihm an sich schon liegt und womit er sich nun noch längere Zeit beschäftigt hat, mit voller Wärme seinen Mitschülern vorzutragen, während er bei dem gewöhnlichen Klassenvortrag, den Herr Direktor Dr. Rosenthal vorschlägt, doch kaum derartig dahinter stehen kann.

Obgleich ich durchaus nicht verkenne, daß der deutsche Unterricht verbesserungsfähig ist, sehe ich doch in den Ausführungen des Herrn Dr. Rosenthal keinen Grund, den alten Aufsatz abzuschaffen. Wenn in den Oberklassen unserer höheren Schulen der deutsche Aufsatz in der bisherigen Form, gerade auch über allgemein-menschliche Fragen, beseitigt wird, so gibt man damit etwas auf, was zur Bildung des jungen Menschen äußerst wertvoll ist.

Der deutsche Unterricht in der Volkshochschule.

Von **Ernst Rose** in Jena.

Vom 26. bis 28. September dieses Jahres tagten im Volkshaus zu Jena die Vertreter der Thüringer Volkshochschulen. Es ist unmöglich, in kurzen Worten einen Begriff alles dessen zu geben, was dort besprochen wurde. Ich will mich auf die Wiedergabe dessen beschränken, was über die Rolle des deutschen Unterrichts in der Volkshochschule dort gesagt wurde; dieser Querschnitt mag zeigen, welcher Geist die ganze Tagung beherrschte.

Wenn man nach der Rolle des deutschen Unterrichts in der Volkshochschule fragt, so kommt man um die Frage nach dem Ziele der Volkshochschule nicht herum. Denn man kann von ihr einen regelrechten Rechtschreibungs- und Grammatikunterricht verlangen; man kann aber auch eine Art deutschkundlichen Unterrichts von ihr fordern.

Wer von der Volkshochschule Verbreitung irgendwelcher Kenntnisse fordert, der wird von vornherein einen regelrechten Rechtschreibungs- und Grammatikunterricht verlangen. Er wird sich unter der Volkshochschule eine Einrichtung vorstellen, die den gemeinen Mann gebildet im heutigen Schlagwortsinne machen soll. Er soll jener Kenntnisse auch teilhaftig werden, die die Unterhaltungen unserer sogenannten guten Gesellschaft möglich machen, und soll jene Reihe von Tatsachen erlernen, auf Grund deren man sich erst tiefere Gedanken über Welt und Leben machen kann. Eine solche Volkshochschule würde aber vollständig verfehlt sein. Denn der gemeine Mann vermag ja den vorgetragenen Stoff nicht zu verdauen und die ihm dargereichten Bücher nicht zu bewältigen. Man muß ihn, wie Eduard Weitsch (Zur Sozialisierung des Geistes. Jena 1919) ganz richtig bemerkt, erst das Hören und das Lesen lehren. Vermag er es, so kann die Volksbildungsarbeit und die Volksbücherei getrost allerlei Stoff an ihn herantragen. Zuerst aber muß er das Verdauen lernen. Das soll er in der Volkshochschule.

Ein wesentlicher Bestandteil des Volkshochschullehrplans ist also der Unterricht in der lautlich richtigen Schreibung und in der muttersprachlichen Grammatik nicht. Und die ländliche Volkshochschule mag seiner sogar beinahe entraten; denn ihr kommt es vor allem auf Erziehung des jungen Menschen zu einer Art geistigerer Einstellung dem Leben gegenüber an. Und für die ist es doch herzlich belanglos, ob ihr Träger wirklich alles genau richtig schreiben kann und eines durchweg „korrekten" Stils sich befleißigt. Grundtvigs Anschauungen (vgl. das ausgezeichnete Buch von Hollmann über „Die dänische Volkshochschule") gingen in dieser Beziehung sogar so weit, daß er überhaupt jede Rechtschreibung verwarf.

In dieser radikalen Anschauung braucht man ihm sicherlich nicht zu folgen. Aber zuzugeben ist, daß der Rechtschreibung keine größere Bedeutung im Leben zukommt als etwa dem guten Ton. Es ist erfreulich, wenn er sich in der Volkshochschule beim Lesen guter Literatur von selbst anbahnt. Aber ihn zu vermitteln ist nicht ihre Hauptaufgabe.

In der städtischen Volkshochschule dagegen, die ja vorläufig dem Ideal noch wenig nahekommen kann und in absehbarer Zeit immer noch ziemlich eng mit der Volksbildungsarbeit verknüpft bleiben wird, wird ein Grammatik- und Stilunterricht sich vorerst noch als unumgänglich erweisen, wenn er freilich auch hier nicht die Hauptaufgabe ist.

Denn das Ziel der Volkshochschule ist ja „Sozialisierung des Geistes", das heißt nicht „Bildung" im heutigen Sinne, sondern Erziehung. Erziehung eines Menschen, der über seine Grenzen sehen kann, der nicht mehr auf jedes Schlagwort hereinfällt, der sich selbständig Gedanken macht über die Dinge, die sein Lebensweg berührt. Um eine solche Einstellung zu erzielen, vermag naturgemäß eine Einführung in das geistige Leben unseres Volkes sehr viel beizutragen. Der Volkshochschüler braucht nicht unbedingt zu wissen, wann Goethe geboren ist; er soll aber befähigt werden, Goethes Gedichte mit innerem Genuß zu lesen. Er braucht nicht zu wissen, was die Stileigentümlichkeiten der Gotik sind; er soll aber dazu erzogen werden, an einem gotischen Dom nicht gleichgültig vorbeizugehen, sondern stehenzubleiben und eine Ahnung von der inneren Größe und Schönheit eines solchen Bauwerkes zu bekommen.

Dem deutschkundlichen Unterricht kommt also im Lehrplan der Volkshochschule eine große Bedeutung zu. Freilich darf er hier nicht Vollständigkeit erstreben, sondern muß da-

für mehr in die Tiefe gehen, mehr anregen als erschöpfen. Es ist im Grunde gleichgültig, welchen Abschnitt man dem Volkshochschüler vorführt, ob man ihm nun vom Leben der Sprache erzählt oder vom Wesen der Romantik, ob man ihm Bilder aus einer mittelalterlichen Stadt zeigt oder ihn zum Lesen der Novellen Gottfried Kellers anregt. Der Zweck ist jedesmal erreicht, wenn der Schüler fühlt: hier ist etwas sehr Schönes und sehr Erhebendes zu finden, um das es sich verlohnt, weiter sich zu bemühen und weiter sich Gedanken zu machen. Wenn er nur etwas dabei ahnt von den großen Geisteszusammenhängen seines Volkes und nur ein wenig gewahr wird, daß auch er an ihnen teil hat oder teilhaben kann. Der Dunstkreis, in dem er atmet, soll also geistdurchstrahlter, reiner und klarer werden.

Über die Methodik eines solchen deutschkundlichen Unterrichts läßt sich fast gar nichts sagen; Professor Nohl sprach sogar auf der vorerwähnten Tagung die Ansicht aus, daß es eine Pädagogik der Volkshochschule eigentlich nicht gäbe. Immerhin dürften sich doch im Laufe der Zeit allerlei Gesichtspunkte ergeben, nach denen man den Volkshochschüler behandelt, und diese würden sich dann schon von selbst zu einer besonderen Pädagogik der Volkshochschule zusammenschließen. Das eine freilich ist sicher: Hier steht und fällt alles mit der Persönlichkeit des Lehrers. Aber ist das im Grunde genommen bei den anderen Erziehungsformen anders?

Die Volkshochschulbewegung, die schon lange vor dem Kriege bestand, ist ja leider durch die Revolution „modern" und „aktuell" geworden. Es besteht daher die Gefahr, daß sich zahlreiche ungeeignete Elemente aus politischer Streberei oder aus neuerungssüchtiger Eitelkeit auf die Gründung von Volkshochschulen werfen; Professor Weinel betonte ganz richtig, daß wir in den nächsten Jahren erst einmal mit einem Zurückgehen der Volkshochschulbewegung zu rechnen hätten. Wie erfreulich war es bei einem solchen Stande der Dinge, wenn auf der Thüringer Tagung immer wieder der Meinung Ausdruck gegeben wurde, daß wir von der Volkshochschule nicht Vermittlung von Kenntnis, sondern von Erkenntnis, nicht „Bildung", sondern Erziehung zu fordern hätten und daß sie nicht Gelehrte, sondern Menschen erziehen sollte.

Nachwort des Herausgebers: Ich benutze diese Gelegenheit, um alle Freunde der Deutschkunde und der Volkshochschule auf den prachtvollen Plan der Bremer Volkshochschule hinzuweisen. Hier wird mit einer Heimatschule wirklich Ernst gemacht. Vorträge und Arbeitsgemeinschaften wechseln. Außer einigen volkswirtschaftlichen und naturwissenschaftlichen finden wir folgende Aufgaben: Wie die norddeutsche Landschaft geworden ist. Die Besiedelung unserer nordwestdeutschen Heiden und Moore. Vorgeschichtliche Denkmäler unsrer niedersächsischen Heimat. Deutsches Leben vor 1000 Jahren. Aus altem und neuem deutschen Recht. Bremen im Mittelalter. Kulturbilder aus der Geschichte des bremischen Handwerks. Der vierhundertjährige Kampf des Plattdeutschen mit dem Hochdeutschen. Die deutschen Namen, ein Abbild des deutschen Sprachgeistes. Überblick über die deutsche Literatur. Das Meer in der deutschen Dichtung. Chamisso, Leben und Werke. Pestalozzi, der Gründer der deutschen Volksschule. Der Idealismus in der deutschen Philosophie. Fichtes Reden an die deutsche Nation. Deutsches Denken und Fühlen in Sage und Märchen. Das deutsche Volkslied. Das altsächsische Bauernhaus und seine Bedeutung für eine neue heimatliche Bauweise. Niedersächsisches Kunstgewerbe. — Wir beglückwünschen Bremen und den Leiter dieser Volkshochschule, Dr. R. von Hoff, zu diesem Plan, der uns vorbildlich erscheint.

Ein Nibelungenroman.

Von **Albert Streuber** in Darmstadt.

Nach den vielen Bearbeitungen der Nibelungensage in Dramen, Gedichten und den meist nur für Kinder berechneten Prosaerzählungen hat uns Werner Jansen einen Nibelungenroman geschenkt.[1]) Im wesentlichen schließt sich J. an das mittelhochdeutsche Lied an, verschmäht aber auch nicht, wo es nötig wird, auf die ältere Fassung der Sage, wie sie die Edda widerspiegelt, zurückzugreifen, um unverständlich gewordene Zusammenhänge aufzuhellen oder die unerbittliche Entwicklung, die die Handlung nimmt, besser zu begründen. Aus der Trümmerwelt des mittelalterlichen Liedes sucht er ein einheitliches in sich geschlossenes Kunstwerk aufzubauen, ohne dabei die Dichtung, soweit das wissenschaftlich überhaupt möglich wäre, ihrem ursprünglichen stofflichen Umfang nach wiederherstellen zu wollen. Von allem unnötigen, mit dem von ihm in den Mittelpunkt gestellten Hauptgedanken in keinerlei Zusammenhang stehenden Beiwerk, Vorgeschichten u. dgl., wie sie der Nibelungenstoff im Laufe der Jahrhunderte aufnehmen mußte, sieht er ab. Auf diese Weise hat er ein Buch nicht nur voll tiefster Ergriffenheit, sondern voll stürmender Macht und bis zu Ende fesselnder Spannung geschaffen.

Der Nibelungenstoff ist ein Sagenstoff, an dem die dichterische Phantasie von jeher gearbeitet hat. Was aber dem Dichter des Mittelalters erlaubt war, warum sollte das für den neuzeitlichen Künstler, der doch noch über ganz andere Mittel der Darstellung verfügt, nicht statthaft sein? Nicht die getreue Wiedergabe der einzelnen Ereignisse ist die Hauptsache für den Dichter, mit ihnen kann er schalten, wie es der Plan seines Werkes erfordert, sondern worauf es vor allem ankommt, das ist die gelungene Durchführung der Charaktere. Auf die Charakterzeichnung der Hauptpersonen hat denn auch J. besondere Sorgfalt verwandt. Im Mittelpunkt der ganzen Handlung steht die Gestalt Hagens, des eisernen Kanzlers, der aus Treue zu seinem König und Volk alles auf sich nimmt. „Das Buch Treue“ nennt der Dichter sein Werk, denn keiner ist treuer als Hagen: treu bis zum Mord an Siegfried, treu bis zum eigenen Opfertod für Burgund.

Das erste Kapitel enthüllt die Probleme vor uns, die das staatliche Leben Burgunds bewegen. So findet der Dichter sofort eine vorzügliche Gelegenheit, Hagen, „das Gehirn Burgunds“, den ruhigen Meister der Staatskunst, als den ihn auch die nordischen Fassungen der Sage kennen, in das rechte Licht zu setzen. In den Niederlanden war er, ohne seines Königs Wissen, um selbst zu ergründen, welche Gefahr seinem Lande von Norden droht. So steht dieser Mann vor den verdutzten Burgunden, straff und entschlossen, auch gegen den Willen des unselbständigen und schwachen Königs zu handeln, wenn es das Wohl der Heimat erheischt.

Auch die verhängnisvolle Macht des Hortes wird schon in dem als Exposition dienenden ersten Kapitel erwähnt. Am Hof zu Xanten hat Hagen es gesehen: „Dahinter steht die Macht!“ (14). Was die alten Quellen andeuteten, hat J. weiter ausgeführt. Wie der Gunnar der Edda, so lechzt auch sein Gunther nach dem Nibelungengold. Diese immer mehr sich steigernde, aus der eigenen Bedürftigkeit erwachsende Gier Gunthers trägt zur Entwicklung der tragischen Handlung nicht unwesentlich bei.

Nach Siegfrieds Tod führt Hagen dann die Niederländer und Franken zusammen mit den Burgunden gegen Lüdegasts Heeresmacht, um durch die grimme Feldschlacht seinen König aus der Versumpfung zu retten. Alles, was der Tronjer auf sich lädt, das tut er nicht für die Person seines Königs, den er sogar, sooft er ihn an Siegfried messen wollte, verachten muß, sondern für das Königtum seines Landes überhaupt, „um Treue allein“ (201). Drum nimmt der Kanzler auch das schwerste auf sich. Selbst sein Wort, das er Eckewart gegeben hat, daß er den nach Worms mitgeführten Nibelungenschatz bewachen will, bricht er und versenkt ihn heimlich in der Nacht, weil er weiß, daß sonst Gunther untreu werden und sich an dem verführerischen Golde vergreifen wird.

Man wird diese unbedingte Treue Hagens noch um so höher einschätzen, wenn man

1) W. Jansen, Das Buch Treue. Nibelungenroman. Hamburg, Alfred Jansen. 347 S. Feld-Ausg. M. 4,—, Geschenkband M. 6,—.

bedenkt, daß er nicht wie ein Vasall zu seinem König in einem dinglichen Verhältnis steht, sondern daß dieser Sproß aus dem Königsgeschlecht der Aldriane als ein Vertreter der durchaus freiwilligen altgermanischen Gefolgschaft anzusehen ist. Nach der blutigen Tat trachte Kriemhild nur danach, sein Haupt vor ihren Füßen zu sehen. Doch keinen findet sie in Burgund, der aus Treue zu ihr den Mörder vernichtete. Fühlt sie doch selbst nur zu gut, daß der Kanzler „Verräter ward um Treue" (198). Und auch Hagen weiß, daß Kriemhild aus Treue zu dem Erschlagenen nicht rasten wird. Doch läßt auch er ihr — wie sie ihm — Gerechtigkeit widerfahren und verkörpert damit so recht jenen Gerechtigkeitssinn des altgermanischen Reckentums. „Aber gegen Treue tut sie nichts" (202). Ihr beider ganzes Denken und Tun gilt nur der Treue. Gefehlt war es drum, als Kriemhild ihrem Bruder das Haupt abschlagen ließ, nicht um aus Hagen das Geheimnis des Hortes zu locken, wie es das Nibelungenlied hinstellt, sondern um diesem ein letztes großes Leid zuzufügen. Doch jetzt bindet den Gefesselten nichts mehr an die Erde. In namenloser Wut keucht das enttäuschte Weib hervor: „Ich merke wohl, du hast nur um seinetwillen gelebt" (346).

Literaturbericht 1918/19.

Zeitalter des Barock (1600–1750).[1]

Von **Wolfgang Stammler** in Hannover.

I. Allgemeines.

Mit der bedeutendsten Arbeit der Berichtsspanne will ich beginnen, mit H. H. Borcherdts Buch über Augustus Buchner.[2] Der Dichter gehört zu den Persönlichkeiten der Barockdichtung, die zwar allenthalben von den Zeitgenossen gepriesen und verherrlicht wurden, von deren Werken selbst aber auch dem Literarhistoriker recht wenig bekannt war. Es ist Borcherdt gelungen, sowohl von dem Leben wie von der Schriftstellerei Buchners ein klares Bild zu geben, so daß jetzt sein Platz und seine Bedeutung feststeht. Buchner hat kaum große Bedeutung als selbständiger Dichter, um so mehr als Verfasser einer Poetik und Inhaber des Wittenberger Lehrstuhls für Poesie und Beredtsamkeit. Die Daktylen in die deutsche Poesie eingeführt, ihr Daseinsrecht gegen alle Angriffe der Fruchtbringenden Gesellschaft siegreich verteidigt zu haben, das ist eines der Hauptverdienste Buchners. Als getreuer Freund und Schildknappe des Anregers Opitz, hat er dessen verstreute Bemerkungen und Hinweise in ein festes System gebracht, ohne engherzige Prinzipien, aber in ganz bestimmter formaler Richtung. Die technische Ausbildung hat er seinen Schülern mit auf den Weg gegeben. Erstlingsprodukte hat er feinsinnig beurteilt und manches Talent aus der Taufe gehoben, die junge Generation mit sanftem Stab geleitet und ihnen auf ihren neuen Bahnen mit mildem Lächeln nachgesehen. Wie er einst selbst als Jüngling den Opitzianischen Lehren in zähem Streite zur Anerkennung verholfen hat, so sucht er im Alter vermittelnd die junge Generation bei den Anschauungen zu halten, die ihm an der Reform noch lebenskräftig zu sein scheinen. Auf Einzelheiten einzugehen verbietet der Raum. Wie schon Borcherdts Schrift über Tscherning (vgl. Zeitschr. 28, S. 55f.), schränkt sich auch dieses Buch nicht auf den Kreis des Helden ein, sondern übersieht mit reicher Kenntnis den ganzen Kreis der Barockliteratur und ihre Stellung in der deutschen geistigen Entwicklung überhaupt. Weiterführende methodische Sätze finden sich eingestreut (S. 43, 83, 121, 153, 175), die Weltanschauung der Opitzianer, des Andreas Gryphius wird treffend herausgehoben, der konservative Geist in der Fruchtbringenden Gesellschaft, ihre wenig fruchtbringende

1) Ernst Elster in Marburg, Max Freiherrn v. Waldberg in Heidelberg und Wolfgang Golther in Rostock habe ich für Übersendung oder Vermittlung von Dissertationen zu danken. Ich richte an die Fachgenossen allgemein die Bitte, mich durch Zugänglichmachung von Dissertationen, Programmen usw. in der Abfassung dieses Berichts zu unterstützen. Eine Reihe von Arbeiten aus früheren Jahren, die mir erst jetzt zugänglich wurden, habe ich mit aufgenommen.

2) Augustus Buchner und seine Bedeutung für die deutsche Literatur des 17. Jahrhunderts. Von Hans Heinrich Borcherdt. München 1919, C. H. Beck. VII u. 175 S.

Bedeutung für das Geistesleben gebührend gekennzeichnet. Wieviel noch auf dem Gebiete der Barocklyrik zu tun ist, lehrt die kurze Übersicht über die Wittenberger Dichterschule, deren einheitliche Stileigentümlichkeiten zuerst hier zusammengestellt sind. Buchners dauerndes Verdienst, daß die formale Entwicklung der deutschen Literatur sich nach seinen Regeln vollzog, hat Borcherdt meisterhaft herausgearbeitet und festgelegt.

Das Gesamtbild einer untergeordneten, aber dabei doch nicht unwichtigen Dichterpersönlichkeit, Johannes Riemers (1648—1714), hat Kölmel[3]) entworfen. Der Weißenfelser Schulprofessor empfängt sowohl für Drama wie für Roman nachhaltige Beeinflussung durch seinen Amtsvorgänger Christian Weise; auf didaktische Wirkung hat er es in erster Linie abgesehen, weniger auf künstlerische. Doch auch dieser Verstandesmensch versucht wenigstens im Roman über Weises Prinzipien hinauszukommen und den lediglich stofflich wirkenden, auf Abenteuer und Reisen sich aufbauenden Roman zur entwickelnden, psychologischen Erzählung zu erweitern. Er versucht es — aber die Kräfte reichen nicht aus. Und sobald Riemer die Schulsphäre verlassen hat, ist es auch mit der Dichterei vorbei, ein Beweis, wie sehr das erzieherische Moment ihn überhaupt nur zur Feder hatte greifen lassen. Die typische Gestalt des literarischen Barockschulmeisters, dessen Werke freilich mitunter sehr in die Weite wirken konnten, steigt aus Kölmels verständiger, von guter Schulung zeugenden Arbeit vor dem Leser auf.[4])

Wolfram Suchiers verdienstvolle Zusammenstellung der Mitglieder der Göttinger Deutschen Gesellschaft von 1738—1755 ist vermehrt auch im Sonderdruck erschienen.[5]) Suchier hat sich nicht mit einem Abdruck der Matrikel begnügt, sondern den einzelnen Namen wertvolle Nachweise beigesetzt, die ihre weiteren literarischen Schicksale verfolgen. Es wäre dringend zu wünschen, daß derartiger Arbeiten mehr vorgelegt würden; für die Geschichte des geistigen Lebens an den Universitäten und sonstigen Städten sind die Deutschen Gesellschaften von der größten Bedeutung; denn aus ihnen gingen die zukünftigen Lehrer und Prediger, also die geistigen Erzieher des Volkes hervor, und ihr Niveau zu erkennen, ist von Wichtigkeit für die geistige Gesamtlage Deutschlands.

II. Lyrik.

Seit 1915 habe ich meinen Literaturbericht „Barockliteratur" betitelt. Ich kann es also nicht als richtig anerkennen, wenn Fritz Strich in seiner gehaltvollen Abhandlung über den lyrischen Stil des 17. Jahrhunderts[6]) die Bezeichnung „Barockstil" als neu und erst von ihm eingeführt erwähnt. Mit reichen Proben gibt er eine feinsinnige Charakteristik des lyrischen Barockstils. Lehrreiche Vergleiche werden zur gleichzeitigen bildenden Kunst[7]) gezogen und die wechselseitige Erhellung der Künste auf das fruchtbarste ermöglicht. Bewegung, Schwellung, Verwandlung, Überschraubung — so könnte man etwa die Grundstimmung der Barocklyrik kennzeichnen. Auch für das Drama wäre solche Parallele ergebnisreich — ich denke beispielsweise an Hallmann und Rubens oder Rembrandt und Gryphius.[8])

3) Johannes Riemer. 1648—1714. Von August Friedrich Kölmel. Heidelberger Dissertation. 1914. 78 S.

4) Die Anhänger der Theorie von der das deutsche Geistesleben vernichtenden Wirkung des Dreißigjährigen Krieges möchte ich nachdrücklich hinweisen auf Kölmels Satz: „War ein großer Teil des Volkes auch noch so sehr niedergedrückt und kummerschwer, aufrecht war der deutsche Dichter durch diese Jahre des Elends hindurchgeschritten, und besonders drei Zweige des großen Dichterbaumes hatten verheißungsvolle Knospen getrieben: das geistliche Lied, das Drama und der Roman" (S. 5).

5) Die Mitglieder der Deutschen Gesellschaft zu Göttingen von 1738 bis Anfang 1755. Von Wolfram Suchier. Hildesheim 1916, Lax. 87 S. (Vorher in der „Zeitschrift des Historischen Vereins für Niedersachsen", Bd. 81, S. 44/124.)

6) Der lyrische Stil des 17. Jahrhunderts. Von Fritz Strich. In: Abhandlungen zur deutschen Literaturgeschichte. Franz Muncker zum 60. Geburtstage dargebracht. München 1916, C. H. Beck. S. 21/53.

7) Ergebnisreich können für die Gesamtsignatur des Barock die sogenannten Architekturtheoretiker des 17. Jahrhunderts herangezogen werden, über welche fortsetzend V. C. Habicht in der „Zeitschrift für Architektur und Ingenieurwesen" 1918, Sp. 157/84. 201/230 mit voller Sachkunde handelt. (Vgl. Zeitschrift Bd. 30, S. 405, Anm. 42.)

8) Nicht der Barockzeit gehört, wie man nach dem Titel vermuten kann, das „Akademische Lustwäldlein" von Herkules Kaufseisen an, es ist vielmehr ein Studentenliederbuch aus

Einen unbedeutenden Dichter hat Wolfram Suchier in Augustus Drachstedt[9]) aus Halle a. d. S. (1654—1691) ans Licht gezogen und liebevoll betrachtet. Ist Drachstedts Talent auch nur gering, so sind seine Poesien doch für uns von Interesse, da sie offenbaren, wieweit der Einfluß von Opitz und Gryphius damals schon allgemein gedrungen war. Hinweisen möchte ich auf die Threnodie für Herzog Bernhard von Sachsen-Jena (1678[1]), da sie das Thema der „Fürstengruft" bereits in formgewandten Alexandrinern behandelt, ein Motiv, das in der Barockplastik eine große Rolle spielt.

Zwei Erstlingsarbeiten beschäftigen sich mit dem Volksliede des 17. Jahrhunderts. Max Steidel[10]) geht die Zecher- und Schlemmerlieder der gedruckten Sammlungen (S. III/XV treffliche Bibliographie) stofflich durch, bespricht die einzelnen Gattungen nach Inhalt, Voraussetzung, Quellen, vernachlässigt aber dabei m. E. ihre Form etwas. Auch hätte eine Gesamtcharakteristik am Schluß die Ergebnisse der fleißigen Arbeit besser hervortreten lassen.

Breiter ist die Schrift Erwin Schröders, der sich das historische Volkslied des Dreißigjährigen Krieges zum dankbaren Thema gewählt hat.[11]) Die kulturgeschichtlichen Momente der Volkslyrik stellt er übersichtlich und ansprechend zusammen und ordnet dann in das Elstersche Schema die Stilformen der Lieder ein, wobei Wiederholungen unvermeidlich sind. Die zusammenfassende Würdigung scheint mir hie und da in den Farben fehlzugreifen und den historischen Blickpunkt zu verrücken. Gerade hier hätte die parallelisierende Methode, wie sie Strich erfolgreich angewandt hat, geschichtlich besser begründete Resultate erzielt.

III. Roman und Epos.

Der Niedersachse Andreas Heinrich Bucholtz (1607—1671) verfaßte außer geistlichen Gedichten, Predigten und Übersetzungen zwei dickleibige Romane: „Herkules und Valiska" (1659/60) mit der Fortführung „Herkuliskus und Herkuladisla" (1665). Aus christlichem und aus patriotischem Geiste sind sie geboren; sie sollten die frivolen Amadisromane verdrängen und durch einen deutschen Stoff die Vaterlandsliebe stärken. Infolgedessen nehmen sie eine wichtige Stellung in der Geschichte des deutschen Romans ein. Sie schlagen die Brücke von dem heroischen Roman, der gern mit Gelehrsamkeit prunkt, zum psychologisierenden Roman der späteren Zeit und bilden bedeutsame Etappen auf dem Wege zu den Schöpfungen der Ziegler, Lohenstein, Happel, des Herzogs Anton Ulrich von Braunschweig-Wolfenbüttel. Einsichtig und mit Fleiß hat Friedrich Stöffler[12]) alle diese Beziehungen in seiner Schrift klargelegt und einen dankenswerten Beitrag zur Theorie und Geschichte der deutschen Kunstprosa geliefert. Ich habe nur eine Vergleichung der noch in Wolfenbüttel erhaltenen Originalhandschrift (Aug. fol. 7. 11. 1 und 2) des zweiten Romans mit dem Druck vermißt; es wäre doch möglich, daß sich wesentliche Varianten darin finden, und in einer Arbeit, die sich nur den Bucholtzschen Romanen widmet, hätte diese Kollation vorgenommen werden müssen.

Die Neigung zu gesuchten Hypothesen hat in die Grimmelshausenforschung große

---

dem Jahre 1794. Mit gewohnter Sachkenntnis in Vorrede und Anmerkungen hat es Arthur Kopp kürzlich in einem geschmackvoll ausgestatteten Neudruck wieder vorgelegt. (Leipzig 1918, Dieterich. 180 S.)

9) Augustus Drachstedt, B. R. L., Achtmann zu St. Ulrich und Pfänner in Halle (1654 bis 1691) und seine Gedichte aus den Jugend- und den Altdorfer und Jenenser Studienjahren. Von Wolfram Suchier. Zweiter bedeutend vermehrter Abdruck. Halle 1919, Gebauer-Schwetschke. 60 S. (Vorher in der „Thüringisch-Sächsischen Zeitschrift für Geschichte und Kunst", Bd. 9, S. 1/39.) — Cod. histor. 825 der Universitätsbibliothek Göttingen enthält übrigens das Reisebuch eines Constantinus Drachstedt aus den Jahren 1601—1613, Studenten in Tübingen und Cöln, offenbar eines ebenfalls schriftstellernden Anverwandten, den Suchier nicht erwähnt.

10) Die Zecher- und Schlemmerlieder im deutschen Volksliede bis zum Dreißigjährigen Kriege. Von Max Steidel. Heidelberger Dissertation. 1914. XV, 107 S.

11) Das historische Volkslied des Dreißigjährigen Krieges. Von Erwin Schröder. Marburger Dissertation. 1916. X, 169 S.

12) Die Romane des Andreas Heinrich Bucholtz. (1607—1671.) Ein Beitrag zur Literaturgeschichte des 17. Jahrhunderts. Von Friedrich Stöffler. Marburger Dissertation. 1918. 4 Bl., 123 S.

Verwirrung gebracht. Erst Bechtold hat auf biographischem, Scholte auf literarischem Gebiete Klarheit geschaffen. Der geniale Vagabund Grimmelshausen hat dem pflichttreuen Beamten weichen müssen; und den Stammbaum der Simplizissimusdrucke hat Scholte erst vernünftig geordnet. Die Ausgabe A („Neueingerichter und vielverbesserter Abentheuerlicher Simplicissimus", 1669) galt bis dahin für die rechtmäßige Originalausgabe, der aber bereits eine mystische und vollkommen verschollene Ausgabe X vorhergegangen sei. B („Der Abentheuerliche Simplicissimus Teutsch", 1669) sei ein Nachdruck, davon wieder einer C (1670); D (ohne Jahr) sei rechtmäßige, E (1669) unrechtmäßige Überarbeitung von A (nur des sechsten Buches E). Demgegenüber wies Scholte nach, daß umgekehrt B die erste Edition und A ein Nachdruck sei. Scholtes Beweisführung stützt mit sprachlichen Gründen die sehr sorgfältige Arbeit von Einar Törnvall[13]), welcher die methodisch sichere Ausbildung Wadsteins genossen hat. Aus Törnvalls Untersuchungen ergibt sich, daß A eine Bearbeitung von B ist sowohl im Äußeren des Buches (Titelbild) wie der Sprache. Grimmelshausens Sprache ist stark mundartlich gefärbt und mit oberdeutschen Ausdrücken durchsetzt. Der Bearbeiter von A versucht es, dem erfolgreichen Roman ein Gewand zu geben, welches den Anforderungen der gelehrten Literatenschule besser entsprach, eine „aufklärerische" Hand war hier am Werke, um die urwüchsigen Laute, die volkstümlichen Worte zu ändern, zu streichen oder zu mildern. Ob diese „Verbesserung" wirklich im Auftrag des Verlegers vorgenommen wurde, wie Törnvall annimmt, wage ich zu bezweifeln; es wäre doch merkwürdig, wenn er sich selbst Konkurrenz hätte machen wollen. Und Grimmelshausen hätte eine solche Operation seines Werkes wohl schwerlich gutgeheißen. Auf eine andere Erklärung führt die Beobachtung, daß die ins Schriftdeutsche gewandelten Formen von A sich den Regeln und Grundsätzen Harsdörffers nähern. Es wäre nicht ausgeschlossen, daß der Verfasser des „Nürnberger Trichters", von heiligem Reformeifer getrieben, entweder selbst oder durch einen seiner Schüler eine Umgießung des mit größtem Beifall begrüßten Romans sofort nach dem Erscheinen vorgenommen hätte, um weiteres sprachliches Unheil zu verhüten. Durch Törnvalls gediegene Schrift ist Scholtes Nachweis auch nach der sprachlichen Seite hin unerschütterlich gefestet worden, und die Ausgabe A darf nun nicht mehr in den Wörterbüchern als die für Grimmelshausens Sprache maßgebende, in der Literatur als die für ihn charakteristische zitiert und benutzt werden. Vielmehr bietet B allein den Urtext.

Der Kapuzinerpater Martin von Cochem ist in den letzten Jahren wiederholt Gegenstand wissenschaftlicher Arbeiten oder volkstümlicher Neudrucke gewesen (vgl. Zeitschr. 28, S. 136; 30, S. 405). Seine geschmackvolle Erneuerung der Historie von Griseldis, seine Genovefalegende hat Heinrich Mohr in dem hübschen und preiswerten Neudruck der „Deutschen Volksbücher" neu herausgegeben.[14])

Am Ende des 17. Jahrhunderts kam ein Musterbeispiel der sogenannten „politischen" Romane heraus und wurde viel gelesen, noch bis in das Zeitalter des Rokoko hinein: Paul Wincklers „Edelmann" (1696). Eine abenteuerliche Handlung sollte auf der einen Seite das Interesse des Lesers wachhalten, auf der anderen Seite sollte dieser durch eingelegte Gespräche, Beschreibungen, Beispiele und dergleichen weltmännische Bildung und Klugheit spielend lernen. Christian Weise ist der Hauptvertreter dieser Gattung, und wie der oben erwähnte Riemer, so folgt auch Winckler den Anregungen des Zittauer Rektors, nur mit einem Unterschiede: Winckler besitzt wirklich die Lebensklugheit, Weltgewandtheit und Erfahrung, die er seinen Lesern beibringen will; nicht, wie jene braven Schulmeister, macht er sich moralische und didaktische Prinzipien zurecht, nach denen das Leben bewältigt werden soll; er hat sich in den Strudel der großen Welt in der Tat selbst gestürzt und ihn glücklich durchschwommen, während jene aus ihrer Studierstube heraus sich ein Bild des weltmännischen Verkehrs und Tons zurechtmachten, das wegen der anhangenden pedantischen Zöpfchen ein leises Lächeln uns entlockt. In ansprechender Art verbreitet sich W. van der

13) Die beiden ältesten Drucke von Grimmelshausens „Simplicissimus" sprachlich verglichen von G. Einar Törnvall. Uppsala 1917, Appelberg. VIII, 248 S.

14) Deutsche Volksbücher, herausg. von Heinrich Mohr: Der arme Heinrich und Historie von der wunderlichen Geduld der Gräfin Griseldis. 75 S. — Historie von der unschuldigen, bedrängten heiligen Genovefa. 74 S. — Geschichte des ewigen Juden und Geschichte des Doktor Faustus. 73 S. Freiburg i. B. 1918, Herder.

Briele[15]) über den eben charakterisierten Winckler und beleuchtet eingehend und fesselnd den „Edelmann" von allen Seiten. Nur die Stiluntersuchung könnte weniger aphoristisch ausgefallen sein, und die Lautlehre zeigt nur geringe Kenntnisse in der historischen Grammatik. Wertvoll ist der Nachweis, daß v. Stubenberg nicht erst 1688, sondern schon in den sechziger Jahren gestorben sein muß.

IV. Drama.

Eine ansprechende Darstellung der dramatischen Aufführungen am Speirer Gymnasium hat gelegentlich der Jahrhundertfeier seiner Wiedererrichtung der jetzige Rektor Josef Sturm als Festschrift geliefert.[16]) Nach Schilderung des historischen und literarischen Hintergrunds folgt eine eingehende Behandlung der Aufführungen von 1567—1774, mit trefflichen Inhaltsangaben und lehrreichen Anmerkungen. Jesuitendramen mit ihrem Apparat und ihrer Tendenz sind es am Domgymnasium, protestantische Schuldramen am Reichsstädtischen Gymnasium, die in Szene gehen, mit den Schülern als Schauspielern, unter der Leitung eines interessierten Lehrers. Ich hebe als stofflich bemerkenswert heraus: unter den Jesuitendramen „Apostel Paulus" (1602), „Kaiser Heinrich VI." (1645), „Die japanischen Märtyrer" (1646), „Alexius" (1647); unter den Schulkomödien das lateinische Drama des Mag. Heinrich Hirtzwig „Lutherus" (1617), ein unbezeichnetes Stück des Andreas Gryphius (1736), „Esau und Jakob" (1754), „Aurelius" (1761). Stoff zu derartigen Abhandlungen dürfte noch in den Archiven mancher alten Schulen schlummern, und gerade die Schulprogramme — wenn erst wieder ihr Druck gestattet sein wird — sind der geeignete Platz für sie, die einmal der schulgeschichtlichen, dann aber nicht minder der literarhistorischen Forschung dienen.

Jesuiten- und Volksdramen behandelt auch die Schrift von Mathilde Eberle über die der Thomaslegende nahestehende Bacqueville-Sage[17]), einen Zweig der Heimkehrsagen, der in Frankreich lokalisiert wurde. Wiener, Eichstätter, Münchner und Augsburger Jesuiten haben den dankbaren Stoff durch ihre Zöglinge aufführen lassen, und der Schwyzer Kaspar Abyberg hat ein umfangreiches Schauspiel darüber zusammengereimt. Neben der allgemeinen Sagengeschichte und den Volksliedern bespricht die Verfasserin hauptsächlich diese sowie noch zwei neuere Dramenbearbeitungen eingehend, aber mit stilistischem und technischem Ungeschick. Eine Inhaltsangabe oder ein Register fehlen vollkommen; die gewaltsamen Übergänge erscheinen unnötig. Auch am Ende das Fazit der ganzen Untersuchung zu ziehen, ist unterlassen worden. Wichtige literarische Hilfsmittel, wie F. Wilhelms gelehrtes, allerdings auch hypothesenreiches Buch „Deutsche Legenden und Legendare" (München 1907) oder Boltes Aufsatz über den Grafen von Metz im Niederdeutschen Jahrbuch 42, S. 60/70, sind übersehen. Aber in der Quellen- und Stoffgeschichte hat trotz diesen Mängeln die Verfasserin Förderndes zutage gebracht.

Die ungemein reife Dissertation von W. Flemming über Andreas Gryphius' Verhältnis zur Bühne ist leider nur ein Fragment und gibt als Abschlagszahlung vorläufig eine Schilderung der Theatereindrücke im Leben des Dichters. Doch schon dieser erste Teil bringt uns in der Erkenntnis des Dramatikers ein bedeutendes Stück weiter und bedeutet in der gleichmäßigen Verwertung philologischer, historischer und kunstgeschichtlicher Erkenntnisse auch methodisch einen Fortschritt gegenüber der bisher fast stets üblichen einseitig literarhistorischen Betrachtung der Barockkunst. Es ist dringend zu wünschen, daß das ganze Buch bald erscheint als theatergeschichtliches Gegenstück zu Harrings aufschlußreicher Schrift über Gryphius' Verhältnis zu dem Jesuitendrama (Halle 1907, Hermann, Bd. 5).

15) Paul Winckler (1630—1686). Ein Beitrag zur Literaturgeschichte des 17. Jahrhunderts von Wolfgang van der Briele. Rostocker Diss. 1918. 98 S.

16) Dramatische Aufführungen an den Gymnasien zu Speier im 16., 17. und 18. Jahrhundert. Festschrift zur Jahrhundertfeier der Wiedererrichtung des humanistischen Gymnasiums zu Speier von Joseph Sturm. Speier 1917. 69 S.

17) Die Bacqueville-Legende. Quellen- und Stoffgeschichte von Mathilde Eberle. (Sprache und Dichtung. Forschungen zur Linguistik und Literaturwissenschaft, herausg. von Harry Maync und S. Singer. 20.) Bern 1917, A. Francke. 104 S.

18) Andreas Gryphius und die Bühne. (Teildruck.) Von Willi Flemming. Marburger Diss. 1914. VII, 79 S.

V. Didaktik.

Eine Auslese aus des Mystikers und Theosophen Jakob Böhme Schriften hat A. v. d. Linden in seine Sammlung „Geheime Wissenschaften" aufgenommen.[19]) Die recht dürftige Einleitung gibt einen kurzen Lebensabriß und in ein paar Zeilen eine oberflächliche Darstellung der Hauptpunkte seiner Lehre, falls das überhaupt mit so wenig Worten möglich ist. Zugrunde gelegt hat v. d. Linden seiner Ausgabe die Amsterdamer Edition von 1700, die er zu einer „unauffindbaren Seltenheit" macht — als ob es nicht noch genug andere Ausgaben gäbe! Die Auswahl ist nach „theosophisch-alchymistisch-mystischen" Gesichtspunkten getroffen, vermag indes bei dem Reichtum des Görlitzer Schusters auch so eine erste Einführung in seine Gedankenwelt zu geben und erfüllt damit den vom Herausgeber gewünschten Zweck. Ich möchte bei der Gelegenheit eine Frage anschneiden, die mir schon seit längerem am Herzen liegt: nach der Grundlage des Böhmeschen Textes überhaupt. Eine philologische Untersuchung wäre hier dringend notwendig. Vor allem wären dazu die Manuskripte heranzuziehen, die auf der Wolfenbüttler Bibliothek (Helmst. 226; 774; 795; 796, 1—4; 921; 1032; 1033; 1094) lagern[20]) und zum Teil Böhmes Originalhandschriften enthalten, zum Teil auch Abschriften von Drucken sein mögen (wie auch cod. theol. 255 der Universitätsbibliothek Göttingen). Vor allem für die Sprache des Mystikers wäre diese Untersuchung wichtig; denn bei dem weiten Einfluß, den Böhme noch Generationen nach seinem Tode ausgeübt hat und vielleicht heute wieder ausübt, ist es für den Germanisten von Bedeutung, die Elemente seines dichterisch-gehobenen, prophetisch-visionären, ekstatisch-pathetischen Stiles wirklich im Original zu erhalten und danach den Eindruck auf die nachfolgenden Schriftsteller festzustellen. Eine ganz nützliche Vorarbeit zu einer solchen Sprachuntersuchung hat bereits v. d. Linden geliefert in dem „Alphabetischen Verzeichnis theosophisch-alchymistisch-astrologisch-mystischer Wörter nebst Erklärung ihrer Bedeutung im Böhmeschen Sinne", welches dem Neudruck vorangeschickt ist. Ebenso wie die Sprache der mittelalterlichen Mystiker jetzt beginnt, der philologischen Behandlung unterworfen zu werden, muß eine gleiche Behandlungsart auch für die neueren Mystiker (ich bitte auch die Pietisten nicht zu übersehen) angestrebt werden. Dann würde wohl auch endgiltige Klarheit geschaffen werden in der Frage, inwieweit der Prosastil Hamanns, Herders und des jungen Goethe von diesen Schriftstellern abhängig ist.

Auf die Bedeutung, welche die Predigt des 17. Jahrhunderts für die Germanistik besitzt, macht Otto Maußer in wohlerwogenen Ausführungen aufmerksam[21]) und reicht zugleich anschließend Bausteine zur Biographie eines unbekannten bayrischen Theologen Christoph Selhamer (etwa 1640—1708) dar, welcher unter den Kanzelrednern seiner Zeit durch Fruchtbarkeit und Originalität hervorsticht. Ich vermute, daß durch weitergehende Untersuchung dieser Literaturgattung auch das literarische Bild Abrahams a Sancta Clara in neue Beleuchtung gerückt wird. Er scheint nicht so allein in seiner Zeit zu stehen mit seinen witzigen, satirischen, saftigen, bilderreichen Predigten, sondern auch inmitten einer Tradition zu schwimmen, über die er sich durch Begabung und Gemütstiefe emporhebt. Aus zwei seiner kraftvollen Büchlein „Lösch, Wien!" (1680) und „Augustini feurig Herz" (1693) hat

19) Seraphinisch Blumen-Gärtlein. Auslese aus den mystisch-religiösen Schriften Jakob Böhmes. Nach der Amsterdamer Originalausgabe von 1700 neu herausgegeben und vermehrt von A. v. d. Linden. Mit drei alten Titelkupfern und dem Bildnis Böhmes. (Geheime Wissenschaften. Eine Sammlung seltener älterer und neuerer Schriften über Alchemie, Magie, Kabbalah, Rosenkreuzerei, Freimaurerei, Hexen- und Teufelswesen usw. Herausg. von A. v. d. Linden. 16. Bd.) Berlin 1918, H. Barsdorf. XXIII, 251 S.

20) Helmst. 772, ein Mischband aus dem 16. und 17. Jahrhundert, mit mystischen Traktaten, Tauler-Exzerpten usw., enthält auf Bl. 338/49 „Zwey Sendschreyben" von Abraham Behmen von Görlitz v. J. 1579, a) „von denen Wassern über der Vesten"; b) „vom inneren und himmlischen, auch vom äußeren und irdischen Menschen, item Glaubensbekenntnis vom Nachtmahl Christi". Hängt dieser Abraham Böhme irgendwie mit Jakob zusammen? Es ist doch auffallend, daß in Görlitz so kurz hintereinander zwei Männer desselben Namens in ähnlicher Richtung schriftstellerten. Vielleicht geht ein schlesischer Fachgenosse einmal der Frage lokalhistorisch nach!

21) Prolegomena zu einer Biographie Christoph Selhamers. Von Otto Maußer. In: Abhandlungen usw. (s. Anm. 6) S. 54/64.

der unermüdliche Karl Bertsche ein populäres Trostbrevier zusammengestellt[22]), das rein erbauliche Zwecke verfolgt und daher in den Anmerkungen ein mitunter recht niedriges Niveau seiner Leser voraussetzt. Aufgefallen ist mir bei der Lektüre das Zitat aus Harsdörffer (S. 112). Es lohnte sich wohl einmal, den Spuren des Nürnberger Kunstrichters bei dem Wiener Homileten nachzugehen.

Der Spinozist Johann Christian Edelmann spielte in der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts eine gewisse Rolle in rationalistischen Kreisen und gewährt mit seiner Selbstbiographie von 1752 (herausg. von Klose, Berlin 1849) äußerst interessante Einblicke in das Geistes- und Gemütsleben der theologischen Aufklärung. Sechs Briefe, die er in den Jahren 1744—1750 an den sächsischen Historiker Georg Christoph Kreyssig richtete, hat Ph. Strauchs aus den Handschriften herausgegeben und mit den nötigen Anmerkungen versehen.[23]) In dankenswerter Weise ergänzen sie das Bild, welches man von dem streitbaren, aber unklaren Deisten empfängt, und über die freigeistigen Sym- wie Antipathien, über das an Intrigen nicht arme theologische Gezänk jener Jahre geben sie erwünschten Aufschluß.

Literaturbericht 1917/18.

Goethe.

Von **Paul Lorentz** in Spandau.

Unter den gewaltigen Erschütterungen des Ausgangs, den der Weltkrieg nahm, ist in stiller emsiger Gelehrtenarbeit ein Werk zu Ende geführt worden, dessen erster Band bereits im vorigen Bericht gewürdigt wurde (Jahrg. 32, S. 63), das Goethe-Handbuch.[1]) Jetzt, wo es abgeschlossen vorliegt, treten seine Vorzüge noch deutlicher zutage, wird seine Unentbehrlichkeit nicht nur für den Forscher, sondern auch für jeden, der sich schnell über das Wesentlichste unterrichten will, das die weite Goethe-Welt umspannt, offenbar. Nicht weniger als 2196 Artikel umfaßt das Ganze, deren letzter der Zwischenkieferknochen ist. Für die Benutzung sei darauf hingewiesen, daß man für denselben Gegenstand sich nicht damit begnügen darf, nur einen Artikel nachzuschlagen. So gewinnt man z. B., wenn man alles zusammennimmt, was unter: Klassisches, Altertum, Klassizismus, Griechenland, Griechentum steht, erst ein vollständiges Bild von Goethes Stellung zur Antike. Von neuem sei aber auch darauf hingewiesen, daß in künftigen Auflagen jedem Artikel eine kurze Übersicht der wichtigsten Literatur über den Gegenstand beigefügt werde. — Ein gutes Quellenbuch zum Studium von Goethes Leben hat Alexander v. Gleichen-Rußwurm[2]) herausgegeben. Des Dichters eigene Briefe, Tagebücher, poetische, prosaische Werke sowie mancherlei Äußerungen über Goethe bieten den Stoff, der sehr geschickt ausgewählt und zusammengestellt ist. Der Bilderschmuck und überhaupt die geschmackvolle Ausstattung dienen dem Buch zur Empfehlung. — Ähnliche Zwecke verfolgt das neue Buch Wilhelm Bodes[3]), das die Persönlichkeit Goethes und sein Schaffen in vertraulichen Briefen seiner Zeitgenossen darstellt. Mit seinem unvergleichlichen Spürsinn hat B. in einem ersten Bande auf 773 Seiten aus der Zeit von 1749—1803 Stimmen erklingen lassen, wie sie so zusammengefügt noch nicht zu hören möglich waren. Recht beachtenswert

22) Totendank. Ein Trost- und Gedenkbüchlein aus den Werken von Abraham a Sancta Clara. Allen Kriegsleidtragenden gewidmet von Karl Bertsche. Freiburg i. B. 1918, Herder. VII, 120 S.

23) Sechs Briefe von Johann Christian Edelmann an Georg Christoph Kreyßig. Herausg. von Philipp Strauch. Halle a. d. S. 1918, Niemeyer. 34 S.

1) Goethe-Handbuch (in Verbindung mit zahlreichen Gelehrten) herausg. von Dr. Julius Zeitler. II. Bd. 1917. J. B. Metzlersche Buchhdlg. Stuttgart. Geh. M. 14,—. III. Bd. ebenda 1919. Geh. M. 17,—.

2) Goethe, Lebensaufriß aus Tagebüchern, Briefen, Zeitstimmen zusammengefügt von Alexander v. Gleichen-Rußwurm. Mit 16 Bildern. Berlin o. J., Deutsche Bibliothek. Geb. M. 7,50.

3) Wilhelm Bode, Goethe in vertraulichen Briefen seiner Zeitgenossen. Auch eine Lebensgeschichte. Berlin 1918, E. S. Mittler u. Sohn. Geb. M. 11,—.

sind auch in der Einleitung die Ausführungen über Vorzüge und Nachteile der Beleuchtung eines Schaffenden durch Mit- und Nachwelt. Unter den angeführten Stellen selbst könnte manche fehlen, ohne daß man etwas Charakteristisches vermißte. Die jeweils beigefügten knappen Erläuterungen waren durchaus nötig, reichen aber auch völlig aus. — Nur mit Goethes dramatischem Schaffen hat es Paul Merker[4]) zu tun. Nicht nur alles, was Bruchstück geblieben ist, sondern auch alle Entwürfe, Pläne und Andeutungen anderer von beabsichtigter dramatischer Bearbeitung werden abgedruckt —, übrigens auch ganze Stücke, wie die Geschichte Gottfriedens von Berlichingen mit der eisernen Hand, die Prosa-Iphigenie, der Urfaust. Der Text ist überall der Weimarer Ausgabe entnommen bzw. Morris „Jungem Goethe". Bisher noch nicht in einer Goethe-Ausgabe aufgenommen waren „Die theeatralischen Abenteuer" = unvollständige Übertragung einer italienischen Oper von Cimarosa und die beiden kleinen Bruchstücke „Falstaff", die Anfang des 19. Jahrhunderts unter Goethes Privatakten entdeckt wurden. Die ausführliche Einleitung stellt Goethes gesamtes dramatisches Schaffen der Zeitfolge nach dar. — Einen sehr beachtenswerten Fortschritt in der Beurteilung der Technik Goethischer Dramen stellt wieder eine Arbeit aus Franz Sarans Schule dar.[5]) Otto Spieß weist nach, warum Clavigo, Egmont und Iphigenie von seiten der Technik her als nicht gelungen gelten müssen: Goethe suchte noch die seiner Natur und Lebensanschauung gemäßen Formen der „Entwicklungs-Handlung", fand sie aber nicht unter dem Eindrucke von Meisterwerken — Franzosen, Shakespeare, Lessing. „Clavigo" und „Iphigenie" sind der Anlage nach Entwicklungsdramen, aber durch Erstreben einer Zieltechnik gestört; Egmont hat wohl die Anlage zu einer Folgehandlung, die Durchführung wurde aber durch Eingehen auf Theorien vom Charakterdrama gestört. Eine gute Zusammenstellung von bleibender Lebensweisheit aus dem Faust stellt Emil Pirchans Faust-Brevier dar, dem Oskar Walzel ein Geleitwort mitgegeben hat.[6]) In 3. umgearbeiteter Auflage mit Rembrandts Radierung „Faust im Studierzimmer" liegt mit seiner überaus wertvollen Einführung von Hermann Steuding die Schulausgabe vom ersten Teil des Faust vor.[7]) — Von Hans Hermann Gräfs kundiger Hand ist im Inselverlag eine Auswahl von Goethes Gedichten in zeitlicher Folge erschienen. Sie beginnt mit dem Neujahrsgedicht an die Großeltern aus dem Jahre 1757 und endet mit dem Lobgesang Lynkeus des Türmers auf die „Welt des Auges" aus dem zweiten Teil des Faust. Der Herausgeber ist natürlich mit vollstem Recht bei der Auswahl seinem persönlichen Geschmack gefolgt; dieser aber steht auf einer sehr bedeutenden Höhe.[8]) — Viel zu enge dagegen ist der Gesichtspunkt unter dem in einem Hefte von „Suchen und Finden" Philipp Krämer „die tiefsten Klänge in Goethes Lyrik" betrachtet.[9]) Unzweifelhaft findet er treffende Worte für Gehalt und Schönheit in Goethes Gedichten, aber schon die erzwungene „Entscheidungsfrage": „Christus oder Goethe?" ist schief gestellt. Weder Goethe selbst noch sonst ein echter Anhänger seiner Kunst hat je die Forderung gestellt, daß er wie Christus von sich sagen sollte: „Ich bin das Licht der Welt". Gewollt oder nicht gewollt, wird auf diese Weise jener ganz unerträgliche geistliche Hochmut gezüchtet, der den Zugang zu dem wirklichen Goethe verbaut. — Ein Vorbild oder, wie der Verfasser meint, das Vorbild für den Hermann in „Hermann und Dorothea" versucht Albrich in Salzmanns „Conrad Kiefer"

4) Von Goethes dramatischem Schaffen. Siebzig Vorstufen, Fragmente, Pläne u. Zeugnisse gesammelt u. herausg. von Paul Merker. Leipzig o. J., Philipp Reclam jun. Geb. M. 5,—.

5) Otto Spieß, Die dramatische Handlung in Goethes Clavigo, Egmont u. Iphigenie. Halle a. S. 1918, Max Niemeyer. Geh. M. 3,— (= Bausteine zur Geschichte der deutschen Literatur herausg. von Franz Saran Bd. XVII).

6) Faust-Brevier, herausg. von Emil Pirchan. Geb. M. 4,50. Berlin, Leipzig, Wien, Stuttgart o. J., Deutsches Verlagshaus Bong u. Co.

7) Wolfgang v. Goethe, Faust 1. Teil. Vollständig herausg. u. erläutert von Oberstudienrat Prof. Dr. Hermann Steuding. 3. neubearb. Aufl. Wien u. Leipzig o. J., Freytag. Geb. M. 1,40.

8) Goethes Gedichte. Auswahl in zeitlicher Folge. Leipzig 1917, Insel-Verlag. Geb. M. 6,—.

9) Suchen und Finden. Hefte für die gebildete Jugend. H. 2. Die tiefsten Klänge in Goethes Lyrik von Dr. Philipp Krämer. Witten a. d. Ruhr 1919, Verlag „Eckart". M. 0,50.

nachzuweisen.[10]) Es ist wahrscheinlich, vielleicht aber auch bloß möglich, daß Goethe während der Arbeit an seinem Gedicht das Salzmannsche Werk kennen gelernt hat. Daß er nun aber einfach die darin überkommene Stoffmasse künstlerisch verarbeitet habe, das nachzuweisen reicht der Vergleich nicht aus, die Ähnlichkeiten sind viel zu allgemeiner Natur. Die gleiche Richtung freilich auf gesunde, natürliche Erziehung teilt Goethe mit Salzmann, dem er gelegentlich ja auch persönlich begegnet ist. — Sehr reichhaltig dagegen ist der Gewinn, den die so recht aus dem Weltkrieg heraus stammende philologische Untersuchung Roethes über Goethes „Campagne in Frankreich" abwirft.[11]) Die Frage der Entstehungsgeschichte sowie der Quellen und eine Betrachtung der künstlerischen Komposition bilden den Gegenstand der sehr eingehenden Untersuchung: Ein eigenes Tagebuch Goethes neben dem des Kämmerers Wagner anzunehmen erscheint entbehrlich, das erweist der genau durchgeführte Vergleich von Goethes Buch mit jener Quelle. Nebenquellen sind Briefe, Memoiren, Berichte anderer, besonders die mündlichen des ehemaligen Dieners Götze und des Herzogs Karl August. Das vorsichtige, aber gerechte Urteil über die Gesamtleistung Goethes lautet, daß er „dem Objekt gegenüber nicht Sieger geblieben ist", daß ihm aber „unerhört scharfe Einzelbilder und -szenen gelungen sind, deren sorgsame und strenge stilisierte Durchbildung, deren kühl klare Durchsichtigkeit keinen Vergleich zu scheuen haben". Einen ganz vortrefflichen Abschluß des Ganzen bildet das Kapitel „Goethe und der Krieg", das Vollständigste und sachlich Gerechteste, was über diesen Gegenstand geschrieben worden ist. Unter den „Anhängen" bildet Paul Götzes Rechnungsbuch einen besonders wichtigen Beitrag. — Zu Goethes „Leben und Werken" gehört immer auch sein Briefwechsel. Der mit dem Rat Grüner und mit J. St. Zauper, dessen von August Sauer bearbeiteter Text inzwischen schon in den betreffenden Bänden der Weimarer Ausgabe benutzt werden konnte, ja mußte, liegt, von dem verdienstvollen Forscher mit Unterstützung von Prof. Nadler, der die 101 Seiten umfassende Einleitung schrieb, herausgegeben, in einer besonders schönen Ausgabe vor, die auch durch vortreffliche Bilder der wichtigsten Personen, nicht bloß der Empfänger und Schreiber, um die es sich handelt, geschmückt ist.[12])

Ein Bericht über die Goethe-Literatur der letzten Zeit darf eine Dichtung nicht unerwähnt lassen, die nichts weniger bedeutet als eine Ergänzung der Goethischen Faustdichtung, den Faust von Ferdinand Avenarius.[13]) Das „Spiel", wie es der Dichter nennt, ist aus dem Bedürfnis heraus entstanden, die Entwicklung des Helden der Goethischen Lebensdichtung zu dem in der Arbeit für die Menschheit sich beglückt fühlenden Menschen so darzustellen, wie es unsere, der Kinder des ausgehenden 19. und beginnenden 20. Jahrhunderts Anschauungen verlangen würden. Dazu gehört vor allem die ungleich stärkere Betonung, daß eine Auseinandersetzung mit der Religion bei dem schwer in Schuld geratenen Faust notwendig sei. Das geschieht bei Avenarius durch die Reise Fausts mit dem Mönch nach Rom. Es gehört ferner dazu das Erlebnis der Renaissance als einer Wiedergewinnung der Bedeutung der „Form", was Faust gleichfalls in Rom zuteil wird. Nicht fehlen darf weiter der „moderne" Kampf der „Wissenschaft" mit dem „Glauben": Avenarius läßt ihn Faust in den Formen des 16. Jahrhunderts durchkämpfen, das die Kopernikanisch-Keplersche Umwälzung erlebte. Es fehlt auch nicht das Problem des Machtstaates und des Kulturstaates: kein Zweifel, daß der Dichter sich mit seinem Faust — denn der Goethische ist das doch eben nicht mehr — für den zweiten entscheidet. Und die Vision von der Idee der „Menschheit" beschließt das Ganze, die dem Helden zuteil wird, weil er die Kraft besessen, sein ewiges Seelenheil zu opfern. Man kann mit Recht zweifelhaft sein, ob Avenarius ein Recht hatte, moderne Ideen durch die Gestalt gerade des Goethischen Faust auszudrücken,

---

10) Goethes „Hermann" und Salzmanns „Conrad Kiefer". Eine Quellenuntersuchung zu „Hermann und Dorothea" von Dr. Konrad Albrich in den „Deutschen Blättern für erziehenden Unterricht". Jahrg. XLV 1917/18 Nr. 11—19.

11) Gustav Roethe, Goethes Campagne in Frankreich 1792. Eine philologische Untersuchung a. d. Weltkriege. Berlin 1919, Weidmann. Geh. M. 16,—.

12) Bibliothek deutscher Schriftsteller aus Böhmen. Bd. 17: Goethes Briefwechsel mit J. S. Grüner und J. St. Zauper, herausg. von August Sauer. Mit Einleitungen von Josef Nadler. Prag 1917, J. G. Calve (Robert Lerche). Geh M. 10,—.

13) Faust, Ein Spiel von Ferdinand Avenarius. Kunstwart-Verlag. München 1919, Georg D. W. Callwey. Geh. M. 3,—.

der doch nun einmal in seiner gesamten Entwicklung ein Spiegelbild des so und nicht anders sich erlebenden Goethe selber ist. Anderseits kann zugegeben werden, daß die Faustgestalt auch ein Leben für sich führt und wohl dazu verwendet werden darf, da ihr Grundzug ja jedenfalls das Streben nach einem freien gehaltvollen Menschentum ist, um Ideen durch sich zu gestalten, die so, in der von Avenarius gegebenen Fassung, erst dem modernen Menschen angehören können. Eins bleibt auf alle Fälle sicher: das Avenariussche „Spiel" ist von gewaltigster Wirkung durch eine Fülle von Ideen und die höchst packende, anschauliche, dramatische Gestaltung, die nicht zum wenigsten durch die sehr charakteristische Sprache erzielt wird. Und die Beschäftigung mit dem Ideengehalt und der dichterischen Gestaltenfülle des Goethischen Faust wird durch sie aufs lebhafteste angeregt. So ist auch sie ein bleibender Besitz unseres dichterischen Schrifttums geworden.

II. Goethe-Personen und Goethe-Stätten.

In dem Kreise der Personen, die Goethe nahegestanden haben oder irgendwie mit ihm in Berührung gekommen sind, weiß niemand genauer Bescheid als Wilhelm Bode. Mit unermüdlicher Treue hat er jetzt auch alles das zusammengetragen, was wir über August v. Goethe wissen können.[14]) Mit Recht trägt das Buch aber nicht diesen Namen, sondern heißt „Goethes Sohn", denn der Hauptinhalt seines Lebens und damit auch das Verhängnis dieses Lebens war es eben, der Sohn Goethes zu sein. Bode holt alles Drum und Dran hervor, fügt Steinchen zu Steinchen, so daß ein farbenreiches Mosaik entsteht. So bezeichnend aber oft auch kleine und kleinste Züge wirken können, hier ist des Kleinlichen doch zuweilen zu viel herangeholt. Einstweilen ist es aber das Buch über August v. Goethe, für das der Forscher wie die weitere Goethe-Gemeinde dankbar sein muß. — Eine Charakteristik der zahlreichen Frauengestalten, die Goethes Leben begleitet haben, hat Gertrud Bäumer gegeben.[15]) Aber sie tat es in einer neuen Art: Der gebildete Laie soll, ohne auf die umfangreichen und z. T. schwer zugänglichen Briefveröffentlichungen angewiesen zu sein, die Möglichkeit erhalten, das Bild jener Frauen sich aus eigenen persönlichen Zeugnissen herzustellen. Denn die meisten in der Literatur vorhandenen Darstellungen von Frauengestalten aus Goethes Leben sind Idealporträts, gemacht von Menschen, die die Originale nie gesehen haben. Der Verfasserin ist ihre Absicht wohl gelungen, zumal die notwendigen knappen Erläuterungen wünschenswerte Aufklärung über wichtige Namen und Daten geben. Das Buch beginnt mit einem Brief der Frau Rat Goethe an die Herzogin Anna Amalia vom Jahre 1778 und schließt mit einem Brief der Frau v. Levetzow an Goethe vom 6. September 1829. — „Goethe, von Frauenhand verwöhnt, hat dauerndes Glück doch nur in Männerfreundschaft gefunden." Das zeigt sich nirgend schöner als in seinem Verhältnis zu dem langjährigen Hausfreunde Heinrich Meyer. Und dieses Verhältnis lernen wir jetzt noch viel genauer kennen, als es bisher möglich war, aus dem Briefwechsel zwischen den Beiden. Einen ersten Band desselben — er reicht von Juli 1788 bis Juni 1797 — von der bewährten Hand Max Heckers hat die Goethe-Gesellschaft jetzt herausgegeben. Freilich, um das Persönliche herauszufinden, muß man zwischen den Zeilen lesen können, denn den Stoff ihrer Briefe bilden fast ausschließlich Kunstfragen.[16]) — Einen ganz anderen Freund, einst einen Mitstrebenden, wie es scheinen konnte, aus der Sturm- und Drangzeit, Fritz Jacobi, führt uns ein Aufsatz von R. Linder in einer Zeichnung von höchst charakteristischen Zügen vor Augen.[17]) Vor allem wird der Grund zu den Erschütterungen deutlich nachgewiesen, denen das gute Einvernehmen zwischen beiden ausgesetzt war: er lag durchaus nur in Jacobis sich stets gleich bleibendem Subjektivismus gegenüber Goethes alles verstehender Objektivität, in dem Widerspruch zwischen Jacobis Einseitigkeit und Goethes

14) Wilhelm Bode, Goethes Sohn. Mit 16 Bildnissen. Berlin 1918, E. S. Mittler u. Sohn. Geb. M. 10,—.

15) Goethes Freundinnen, Briefe zu ihrer Charakteristik, ausgewählt u. eingeleitet von Gertrud Bäumer. 2. Aufl. Mit 12 Bildnissen. Leipzig-Berlin 1919, B. G. Teubner. Geb. M. 6,—.

16) Schriften der Goethe-Gesellschaft Bd. 32: Goethes Briefwechsel mit Heinrich Meyer, herausg. von Max Hecker. 1. Bd. Weimar 1917.

17) R. Linder, Goethe und Fritz Jacobi in Neue Jahrb. f. d. kl. Altert. usw. Bd. XLIII u. XLIV H. 1/2 S. 54—70.

Vielseitigkeit, in dem Unterschied ihrer philosophischen und moralischen Anschauungen, die auch auf das Gebiet der Kunst hinüberspielten. — Einen weiteren Kreis von Personen, Vertretern der Wissenschaft vor allem, in ihren Beziehungen zu Goethe, zeichnet die Schrift von Hans Schulz, Goethe u. Halle.[18]) Den Anfang darin bildet der Kapellmeister Reichardt, dem wir so manche noch heute wirksame Vertonung Goethischer Lieder verdanken. Dann aber folgen der Philologe Wolf, der Theologe Schleiermacher, der Philologe Niemeyer als die bedeutendsten, und der Anatom Gall. Die Nähe des Bades Lauchstädt, wo die Weimarer Schauspieler häufig spielten, veranlaßte vor allem auch Goethes eigene Besuche in Halle. „Halle bedeutete für ihn einen Ausflug in ein mannigfach angeregtes, aber zerstückeltes Treiben, das er gern immer wieder für einige Zeit aufsuchte, aus dem er sich aber dann aufatmend in die Einheit und Größe des eigenen Selbst zurückzog, wie er auch von Weimar zu Zeiten flüchtete, um in Jena seinem Werke zu leben."

III. Ästhetisches — Pädagogisches — Philosophisches.

Über Goethes Verskunst abschließend zu urteilen, ist noch lange nicht möglich. Ein sehr willkommener Beitrag aber für jedes künftige Urteil ist die überaus fleißige Arbeit von Albert Koch[19]). Sie bietet den Stoff in reicher Fülle in den drei Abhandlungen: „Goethes Ausbildung zum Verskünstler und seine Ansichten über Versbau" —, „Über den Versbau in Goethes Iphigenie, Tasso und Natürlicher Tochter" und „Über den Hiatus in Goethes Versen" — daraufhin sind nicht weniger als 64 000 Verse untersucht worden —. Unter den Ergebnissen sei hervorgehoben, daß Goethe nie die übernommenen Versformen sklavisch nachbildete, nie dem Genius der deutschen Sprache Gewalt antat, daß er lieber weniger glatte Verse machte, als den Ausdruck des Wortes, den Satzbau, den Sprachklang verdarb. — Ebenfalls eine Stoffsammlung oder vielmehr eine Quellensammlung stellt das dar, was Hermann Jantzen für Goethes Anschauungen über Erziehung und Unterricht zusammengestellt hat.[20]) Prosa wie Dichtwerke geben den Stoff her, der Wilhelm Meister vor allem und die Wahlverwandtschaften, aber auch die Gespräche mit Eckermann, die Spruchweisheit in Prosa und in Reimen u. a. Unter den letzteren fehlt ein solches Hauptwort wie: „Man könnte erzogene Kinder gebären, wenn nur die Eltern erzogener wären." Vollständig würde eine solche Quellensammlung natürlich erst sein, wenn alle Gespräche und dann auch die Briefe und Tagebücher herangezogen würden. Aber auch das Vorhandene ermöglicht ein richtiges Urteil in den wesentlichsten Zügen. — Für die nie rastenden Fragen nach der Eigenart des Goethischen Geistes und seinen bleibenden Auswirkungen für die Deutsche und dann die geistige Kultur der Menschheit überhaupt bieten uns folgende Erscheinungen z. T. besonders wertvolle Aufschlüsse. Der Hauptvertreter der deutschen Theosophie, dem wir seit langem eine vortreffliche Darstellung von Goethes Bedeutung als Naturforscher verdanken, Rudolf Steiner, hat drei Aufsätze in einem Büchlein zusammengefaßt: „Goethes Faust als Bild seiner esoterischen Weltanschauung" — „Goethes Geistesart in ihrer Offenbarung durch sein Märchen von der grünen Schlange und der Lilie".[21]) Namentlich der letzte Aufsatz stellt einen wertvollen Beitrag zur Erklärung jener vielfach gedeuteten, allegorischen Dichtung Goethes dar, durch die der Dichter in phantasievollster Weise die Frage nach einem wahrhaft menschenwürdigen Dasein und der Gestaltung des menschlichen Zusammenlebens zu lösen suchte. — Für die Weltanschauung der jetzt wohl abgeschlossenen Geistesperiode bleibt der Besitz an die Formel gebunden: Kant oder Goethe! Die kommende Epoche aber wird vielleicht im Zeichen von Kant und Goethe stehen, jede flaue Vermittlung zwischen ihnen ablehnend, ihre begrifflichen Gegensätze nicht „versöhnend", aber

18) Hans Schulz, Goethe u. Halle. Mit 5 Bildnissen. Halle a. S. 1918, Max Niemeyer. Geh. M. 2,50.

19) Albert Koch, Von Goethes Verskunst (Beiträge zu ihrer Kenntnis). Essen 1917, G. D. Baedecker. Geb. M. 4,—.

20) Quellen zur Geschichte der Erziehung, herausg. von R. Dinkler. 9. Bändchen: Goethe über Erziehung und Unterricht, bearb. von Hermann Jantzen. München-Leipzig o. J., Otto Nemnich. Geb. M. 0,60.

21) Rudolf Steiner, Goethes Geistesart in ihrer Offenbarung durch seinen Faust und durch das Märchen von der „Schlange und der Lilie". 2.—5. Aufl. Berlin 1918, Philos.-anthropol. Verlag. Geh. M. 2,—.

sie durch die Tatsache ihres Erlebtwerdens verneinend. Das ist die Überzeugung, die der nun auch schon verstorbene Philosoph Georg Simmel am Schluß seines geistvollen, wahrhaft Licht verbreitenden Büchleins „Kant und Goethe“ gewinnt.[22]) Der für Goethe entscheidende und ihn von Kant unbedingt scheidende Grundzug seiner Weltanschauung ist der, daß er die Einheit des subjektiven und des objektiven Prinzips, der Natur und des Geistes, innerhalb ihrer Erscheinung selbst sucht. Sein ganzes inneres Verhältnis zur Welt ruht, theoretisch ausgedrückt, auf der Geistigkeit der Natur und der Natürlichkeit des Geistes. Die ungeheure Tat Kants dagegen ist es, daß er den Subjektivismus der neueren Zeit, die Selbständigkeit des Ich und seine Unzurückführbarkeit auf das Materielle zu ihrem Gipfel hob, ohne dabei die Festigkeit und Bedeutsamkeit der objektiven Welt im geringsten preiszugeben. — Auf derselben Grunderkenntnis wie bei Simmel beruht die Darstellung von Goethes Weltanschauung in dem Vortrag von Menzel.[23]) Dieser aber geht mit vollem Recht genau ein auf die Ergebnisse der naturwissenschaftlichen Forschung Goethes und weist den lückenlosen, geschlossenen Bau seiner Anschauungen bei allen großen Fragen des Menschenlebens nach, den ethischen so gut wie den ästhetischen. Auf knappem Raum ist hier ein Grundriß Goethischer Haupt- und Grundüberzeugungen gezeichnet, der sich für weiteren systematischen Ausbau besonders geeignet erweist. — Der Bericht über die Goethe-Literatur der letzten Jahre darf nun auch an drei größeren Werken nicht vorübergehen, die je von ihrem besonderen Gesichtswinkel aus sehr förderſame Darstellungen von Goethes Bedeutung für die deutsche Geisteskultur liefern. Das sind einmal Ernst Cassirers Studien zur deutschen Geistesgeschichte, die er unter dem Titel „Freiheit und Form“ herausgegeben hat.[24]) Das vierte Kapitel darin, S. 271—417, führt Goethe in seinem Kampf zwischen Freiheit und Notwendigkeit vor, wie er sich in all seinem künstlerischen Schaffen und wissenschaftlichen Forschen kundgibt. Die für lange Zeit und in gewisser Hinsicht für immer gültige Art, wie Goethe die Frage nach dem Verhältnis von Freiheit und Form löste, wie er sie lösen mußte, wird von Cassirer höchst fesselnd durchgeführt. — In einem anderen Zusammenhang wieder stellt Natorp den bleibenden Gehalt der Goethischen Leistung dar. Im zweiten Bande seiner geschichtsphilosophischen Richtlinien „Deutscher Weltberuf“, der den besonderen Titel „Die Seele des Deutschen“ führt, ist Goethe neben Rembrandt und Beethoven als der bezeichnendste Ausdruck dessen nachgewiesen, S. 145—161, was den Wert und die Eigenart der deutschen Seele auf dem Gebiet des künstlerischen Schaffens ausmacht — für den deutschen Glauben war es Eckhart und Luther, für den deutschen Gedanken Leibniz und Kant.[25]) — Endlich gibt Müller-Freienfels in dem Buch, das der Untersuchung des Verhältnisses zwischen Persönlichkeit und Weltanhang gewidmet ist, in dem Teil, der seine vorangehende Theorie erweisen soll, neben den Analysen Luthers, Kants, Rich. Wagners und Dürers auch eine Analyse Goethes[26]) auf S. 221—232. Seine Weltanschauung, als Ausdruck seines Gefühlslebens so gut wie seiner intellektuellen Eigenart zusammenfassend urteilt der Verfasser: Goethe ist von Natur ein Gefühlsmensch, der sich aber selbst zum Tatmenschen zu erziehen und überall durch Einsicht zu bändigen strebt. Seine Weltanschauung ist einer der vollendetsten Belege dafür, daß sich höchste allgemeine Bedeutsamkeit mit stärkster persönlicher Färbung vortrefflich vereinigen läßt.

IV. Goethe-Jahrbuch — Goethe-Kalender.

Zunächst für die Mitglieder der Goethe-Gesellschaft bestimmt, deren Zahl sich in letzter Zeit, doch als ein höchst bemerkenswertes Zeichen der Zeit, sehr stark vermehrt hat, dann aber doch unentbehrlich für jeden, der die Fortschritte in der Kenntnis und Erkenntnis Goethes und seiner Welt eifrig verfolgt, ist seit der Neuordnung der 4., 5. u. 6. Band des Jahrbuches erschie-

22) Georg Simmel, Kant und Goethe, Zur Geschichte der modernen Weltanschauung. Leipzig o. J., Kurt Wolff. Geb. M. 2,50.

23) Menzel, Goethes Weltanschauung. Hamburg 1919. Geh. M. 2,60.

24) Ernst Cassirer, Freiheit und Form, Studien zur deutschen Geistesgeschichte. Bruno Cassirer. Berlin 1916.

25) Paul Natorp, Deutscher Weltberuf. 2. Buch: Die Seele des Deutschen. Jena 1918, Eugen Diederichs.

26) Rich. Müller-Freienfels, Persönlichkeit und Weltanschauung. Psychol. Untersuchungen zu Religion, Kunst u. Philosophie. Leipzig-Berlin 1919, B. G. Teubner. Geh. M. 6,00, geb. M. 8,00.

nen.[27]) Außer den immer noch ergiebigen Mitteilungen aus dem Goethe- und Schillerarchiv und dem Goethe-Nationalmuseum bringt der 4. Band an besonders wertvollen Abhandlungen die von Rudolf Lehmann: Goethe und das Problem der Erziehung, Oscar Walzel, Goethe und die Kunst der Gegenwart und von Harry Maync die Rundschau über die Goethe-Literatur während des Weltkrieges. Der 5. Band enthält u. a. von R. Krießmann: Leopold Friedrich Franz von Dessau und seine Beziehungen zu Goethe (mit ungedruckten Briefen) und von Paul Alsberg „Homunculus in Goethes Faust" sowie von Friedrich v. d. Leyen „Goethe und die Weltliteratur". Bd. 6 enthält nach den Akten im Goethe- und Schillerarchiv und im Geh. Haupt- und Staatsarchiv zu Weimar „Goethe und sein Gut Ober-Roßla" sowie neue Mitteilungen aus Goethes amtlicher Tätigkeit von Fritz Hartung. Unter den Abhandlungen verdient besondere Beachtung die von Wilhelm Lubosch: „Was verdankt die vergleichende anatomische Wissenschaft den Arbeiten Goethes?" sowie der Brief des Schweizers Robert Faesi an einen deutschen Zeitgenossen über „Gottfried Keller und Goethe".

Den Goethe-Kalender, dessen Herausgabe nach Otto Julius Bierbaums Tode seinem Nachfolger Carl Schüddekopf nur für das Jahr 1917 vergönnt gewesen war, wo er ein Opfer des Krieges wurde, gibt seitdem Karl Heinemann heraus.[28]). Um von den Leiden der Gegenwart abzulenken — und nicht doch auch als Quelle der Kraft sie zu tragen? — steht im Mittelpunkt des neuen Kalenders das Thema „Goethe und die griechische Dichtung". Stellen aus den dafür in Frage kommenden Dichtungen Goethes werden aufgeführt und eine Fülle von Aussprüchen Goethes über die griechischen Dichtungen und Dichter aus den Werken, Briefen und Gesprächen. Die Auswahl berücksichtigt doch etwas zu einseitig nur die günstigen Urteile Goethes über das griechische Altertum. Unter dem Bilderschmuck erwecken besondere Teilnahme Wiedergaben nach Farbenholzschnitten von Margarete Geibel aus dem Inneren des Goethehauses. Der Kalender auf das Jahr 1919 stellt die wesentlicheren Aussprüche Goethes über die Mitglieder seiner Familie nebst den Gedichten zusammen, die sich auf sie beziehen. Und in engstem Zusammenhang mit diesem Text stehen die Bilder. Sie sind freilich nicht alle gut ausgefallen, was an der Beschaffenheit des Papiers liegt. Besondere Aufmerksamkeit verlangt die Wiedergabe der Goethe-Büste von Martin Klauer etwa aus dem Jahre 1790.

Auf Goethe und seine Welt voll sicheren Wirklichkeitsgefühls den Blick fest richten, das wird dazu helfen, nicht die Augen vor dem Jammer und der Schmach der deutschen Gegenwart zu schließen, wohl aber die Kraft und den Mut zum Neubau, der vor allem die geistigen und sittlichen Grundlagen angeht, zu stählen und wirksam zu gestalten.

Philosophische Propädeutik.

Von **Rudolf Stübe** in Leipzig.

Der hier vorgelegte Bericht, der mit einiger Verspätung erscheint, hat unter der Ungunst der letzten Jahre gelitten. Die Raumnot hat auch in dieser Zeitschrift immer wieder seine Zurückstellung veranlaßt. So greift dieser Bericht in einzelnen Fällen auf die Jahre 1916 und 1917 zurück. Aber auch an den Berichterstatter hat der Krieg Anforderungen gestellt, die einen früheren Abschluß dieser Übersicht unmöglich machten. Es war ein Zeichen für die unzerstörbare Wesensart des deutschen Geistes, wenn sich das Erlebnis des Krieges in einer umfangreichen und in vielen Erscheinungen höchst wertvollen philosophischen Literatur darstellte. Diese inneren Werte des Lebens sind heute das einzige, was wir im Unglück gerettet haben. Ob wir uns dieses Besitzes in seinem Werte bewußt werden, ob er sich — wie vor 100 Jahren — als lebendig wirksame Macht erweist, davon hängt unsere Zukunft ab. Noch hat die Philosophie seit der Wende des Schicksals nicht das Wort ergriffen; in politischer, sozialer und historischer Erörterung sucht man Stellung zu gewinnen. Diel-

27) Jahrbuch der Goethe-Gesellschaft, herausg. von Hans Hermann Gräf. 4. Bd. Weimar 1917. 5. Bd. ebenda 1918. 6. Bd. ebenda 1919.

28) Goethe-Kalender, begründet von O. J. Bierbaum, fortgesetzt von C. Schüddekopf. Auf das Jahr 1918 herausg. von Dr. Karl Heinemann. Mit 12 Tafeln. Leipzig 1917, Dieterich. Geb. M. 2,—. Dasselbe. Auf das Jahr 1919, ebenda 1918. Geb. M. 3,—.

leicht aber wird sich erst in der Philosophie, wenn sie das rechte Wort findet, zeigen, ob wir geistig und sittlich fähig sind, die tiefsten Kräfte des deutschen Wesens zu bewahren. Das Unglück ist der Prüfstein der Völker. Von der Macht der idealen Kräfte legt nichts so sehr Zeugnis ab wie die Tatsache, daß der angelsächsische Mammonismus, der die Weltherrschaft antreten will, sich einen idealistischen Mantel umhängt.

Wo wir nun vor der Aufgabe stehen, einen Staat wieder zu gewinnen, der nicht nur eine Anstalt für Besorgung öffentlicher Geschäfte ist, der von der nationalen Weltanschauung getragen sein muß, wenn er lebensfähig sein soll, da tritt uns als der erste Idealist des staatlichen Denkens Platon entgegen. Sein Werk vom Staat hat vielleicht auch unserer Zeit viel zu sagen, wenn wir in dem Zeitlichen das Ewiggültige, die Ethik des Staatslebens, finden.

Als ein mustergültiges Werk in jeder Hinsicht dürfen wir Apelts Übersetzung von Platons Staat[1]) dankbar begrüßen. Die philologische wie die historisch-philosophische Leistung ist gleich ausgezeichnet. Die Übersetzung ist ebenso treu wie lesbar. Daß ein Platontext sehr viel Erläuterung bedarf, wird jeder im griechischen Unterricht empfunden haben. Dafür bieten Apelts Anmerkungen ein ganz ausgezeichnetes Material, keine Schwierigkeit wird umgangen. Besonders aber möchte ich immer wieder die Einleitungen hervorheben, die in die literarischen und geschichtlichen Bedingungen einführen und ausgezeichnete Analysen des Gedankenganges geben. Bei diesem Werke sind auch die sorgfältigen Register von hohem Wert.

Das Gesagte brauche ich nicht für Apelts Bearbeitung der kleinen Dialoge zu wiederholen.[2])

Aus dem Nachlaß des ehrwürdigen Gustav Schneider hat B. v. Hagen den Laches und Eutyphron herausgegeben[3]); mit Sorgfalt, Sachkunde und Pietät hat er die Aufgabe gelöst. Es ist eine wertvolle Gabe; denn Schneider hatte sich mit ganzer Seele in das Innere der Schriften versenkt und ihnen dadurch manchen kaum beachteten Wert abgewonnen.

Ein besonderes Verdienst hat sich der „Allgemeine Deutsche Sprachverein" erworben mit der Ausgabe drei der Abhandlungen von Leibniz zur deutschen Sprache, die P. Pietsch[4]) auf handschriftlicher Grundlage mit großer Exaktheit gegeben hat. Besonders verdienstlich ist die einführende Abhandlung „Leibniz und die deutsche Sprache", in der der Herausgeber mit Recht den deutschen Charakter Leibnizens betont.

Eine ganz vortrefflich gewählte und angeordnete Auslese, die uns den Denker und Menschen Spinoza nahebringt, hat A. Liebert[5]) geschaffen. Sie läßt wirklich alle Seiten in Spinozas Denken, seine rationalistische Konstruktion, seine sittlichen Forderungen, seine praktischen Wertsetzungen und religiösen Erlebnisse erfassen. Und in alledem ist die Auswahl so getroffen, daß vor allem der große Mensch uns zu einem Erlebnis vertraut wird, daß wir sein weitreichendes Nachwirken (Lessing, Goethe) empfinden. Eine geistvolle Einleitung leistet der Einführung in Spinoza die besten Dienste. Das Buch sei namentlich für Religions- und Deutschunterricht empfohlen.

Die fast vergessene Arbeit Fichtes vom Jahre 1807 über Machiavelli ist im Kriege wieder ans Licht gezogen worden. Eine sorgsame Ausgabe mit vorzüglicher historischer Einleitung verdanken wir Hans Schulz.[6])

---

1) Platons Staat in 4. Aufl. neu übersetzt und erläutert sowie mit griechisch-deutschem und deutsch-griechischem Wörterverzeichnis versehen von Otto Apelt. Leipzig 1916, Felix Meiner. M. 7,50, geb. M. 8,50.

2) Platons Dialoge Charmides, Lysis, Menexenos, übersetzt und erläutert von Otto Apelt. Leipzig 1918, Felix Meiner. M. 5,—, geb. M. 6,50.

3) Platons Dialoge Laches und Eutyphron. Übersetzt und erläutert von Gustav Schneider (†). Herausg. von Benno v. Hagen. Leipzig 1918, Felix Meiner. M. 3,50, geb. M. 5,—.

4) Gottfried Wilhelm Leibniz, Abhandlung über die beste philosophische Ausdrucksweise; Ermahnung an die Teutsche, ihren Verstand und Sprache besser zu üben; Unvorgreifliche Gedanken betreffend die Ausübung und Verbesserung der Teutschen Sprache, herausg. und erläutert von Paul Pietsch. Berlin 1916, Verlag des Allgem. Deutschen Sprachvereins. M. 1,—.

5) Spinoza-Brevier. Zusammengestellt und mit einer Einleitung herausg. von Arthur Liebert. 2., mit veränderter Einleitung versehene Aufl. Leipzig 1918, Felix Meiner. M. 4,—.

6) Joh. Gottlieb Fichte, Machiavell. Nebst einem Briefe Carls v. Clausewitz an Fichte. Kritische Ausgabe von Hans Schulz. Leipzig 1918, Felix Meiner. M. 2,15.

Sehr wertvoll für die Erkenntnis der persönlichen Entwicklung Fichtes[7]), als eine Vorstufe zu den „Reden an die deutsche Nation" sind seine „Patriotischen Dialoge", gleichfalls von Hans Schulz vortrefflich neu herausgegeben. Für die Geschichte des Nationalgedankens haben wir in ihnen ein wichtiges Dokument.

Die fünf Predigten Fichtes aus den Jahren 1786—1793, die Runze[8]) mit einer feinsinnigen und lehrreichen Einleitung herausgegeben hat, sind wenig bekannte, aber höchst bedeutende Äußerungen seiner starken Persönlichkeit. Die rednerische Gewalt, die Fichte übte, ruhte offenbar nicht auf der Form, so bedeutend sie ist, sondern auf dem unmittelbar wirksamen Ethos der hinreißenden Persönlichkeit. Fichte war durchaus auch ein fachlich gebildeter Prediger. Die unbedingte Wahrheitsliebe tritt auch hier als der Grundzug seiner religiösen Überzeugung hervor.

Um den Text Hegels hat sich Lasson auf Grund handschriftlicher Forschungen ein neues Verdienst erworben mit seiner Ausgabe der Vorlesungen zur Philosophie der Weltgeschichte. Für die Kenntnis Hegels[9]) sind sie deshalb interessant, weil sie sein tiefes Verständnis für geschichtliche Wirklichkeit bekunden und weil darin ein wichtiger Bestandteil für den Aufbau der Gedankenwelt Hegels vorliegt. Die Bedeutung dieser Vorlesungen im Zusammenhang des geschichtsphilosophischen Denkens in Deutschland stellt der Herausgeber klar und anziehend im Vorwort dar.

Ein großes Verdienst hat sich Max Brahn[10]) erworben durch eine Auswahl und den erkennbaren Plänen entsprechende Anordnung der Aufzeichnungen, in denen wir die Vorarbeiten zu Nietzsches zusammenfassendem Werke „Der Wille zur Macht" haben. Es ist eine unendlich mühevolle Arbeit gewesen, dieses Werk aus den nachgelassenen Papieren zu gestalten. Ein besonderes Verdienst liegt in der Einleitung, die eine sehr klare Darlegung des ethischen Grundgedankens bei Nietzsche gibt und damit die Grundlage für das Verständnis dieses Werkes sichert. Denn ohnedem ist Nietzsche leicht dem Mißverständnis ausgesetzt, weil der einzelne Gedanke bei ihm oft allein betont ist.

Sehr dankenswert ist eine kleine Volksausgabe von Wundts viel gelesenem Werke „Die Nationen und ihre Philosophie".[11]) Das Buch erschien zu Beginn des Krieges, wo für die geistigen Gegensätze unter den Nationen der Blick sich vielen erst geschärft hatte. Aber es ist davon in seiner Entstehung unabhängig. Daß die geistigen Schöpfungen — neben den künstlerischen — über das innere Wesen der Nationen die tiefsten Aufschlüsse geben, beweist besonders die Geschichte der Philosophie, weil sie von der gesamten Weltanschauung durchsetzt ist. Dies der Grundgedanke, den Wundt hier mit der ihm eigenen Besonnenheit näher begrenzt und dann überzeugend durchführt, wobei er trotz seiner deutschen Denkweise — oder vielmehr wegen derselben — neben der Begrenzung auch die Vorzüge der Philosophie fremder Völker hervorhebt.

Die 3. Auflage von Cohns „Führende Denker"[12]) zeigt im einzelnen eine vielfach weiter ausgebaute und anschaulichere Darstellung gegenüber der knappen Fassung der ersten Gestalt. Das Buch ist besonders geeignet, auch Anfängern die großen Denker verständlich zu machen.

---

7) Joh. Gottlieb Fichte, Der Patriotismus und sein Gegenteil. Patriotische Dialoge. Nach der Handschrift herausg. von Hans Schulz. Leipzig 1918, Felix Meiner. M. 2,25.

8) Predigten von Johann Gottlieb Fichte.. Herausg. und mit einer Einleitung: Fichte als Prediger, versehen von Maximilian Runze. Leipzig 1918, Felix Meiner. M. 3,—.

9) Georg Wilhelm Friedrich Hegel, Die Vernunft in der Geschichte. Einleitung in die Philosophie der Weltgeschichte. Auf Grund des aufbehaltenen handschriftlichen Materials neu herausg. von Georg Lasson. Leipzig 1917, Felix Meiner. M. 5,50, geb. M. 7,—.

10) Friedrich Nietzsche, Der Wille zur Macht. Eine Auslegung alles Geschehens. Neu ausgewählt und geordnet von Max Brahn. Leipzig 1917, Alfred Kröner. M. 5,—.

11) Wilhelm Wundt, Die Nationen und ihre Philosophie. Ein Kapitel zum Weltkrieg. Leipzig 1917, Alfred Kröner. M. 2,—.

12) Jonas Cohn, Führende Denker. Geschichtliche Einleitung in die Philosophie. Leipzig u. Berlin 1917, B. G. Teubner (Aus Natur u. Geisteswelt Bd. 176). M. 1,50.

Die 6. Auflage von Busses[13]) Darstellung der neueren Philosophie (Descartes bis Spencer) ist wieder mit bekannter Sorgfalt von Falckenberg besorgt worden. Das Buch, mehr systematisch angelegt als das vorige, ist unter den kurzen Darstellungen der Geschichte der neueren Philosophie, wohl die brauchbarste.

Ein höchst bedeutsamer Beitrag zur Geschichte der mittelalterlichen Philosophie wird uns aus dem Nachlaß des 1905 verstorbenen Baseler Theologen Fr. Overbeck mitgeteilt[14]), der schon 1882 in seinem bahnbrechenden Aufsatz „Über die Anfänge der patristischen Literatur" (Sybels historische Zeitschrift N. F. Bd. 12, 417—472) der Forschung neue Bahnen gewiesen hat. Das vorliegende Buch tritt nun neben Baumgartens vortreffliche Bearbeitung der Scholastik in Überweg-Heinzes Geschichte der Philosophie. Overbecks Buch hat nun dadurch einen eigenartigen Reiz, daß ein protestantischer Professor der Theologie, der jeder Kirche fern stand, mit voller Hingabe sich in das sachliche Verständnis einer fremden Welt versenkte. Overbeck, der stark von tiefen Gedanken Nietzsches berührt war, will hier mehr geben als eine Darstellung des Tatsächlichen; ihm liegt an dem Aufzeigen der geistigen Triebkräfte, die die Gedankenarbeit des Mittelalters durchdrangen. Den biologischen Hintergrund der Erscheinungen sucht er aufzuweisen. So ist dieses Buch, das von der ausgehenden Antike bis zu den Anfängen der Hochscholastik führt, eine der eigenartigsten und wertvollsten Darstellungen der christlich-germanischen Geistesgeschichte.

Auch die Geschichte der Philosophie kann nicht an Luther vorübergehen. War er gleich selbst kein Philosoph, so ist er doch der Bahnbrecher für alle Kulturkräfte, die eine neue Zeit heraufgeführt haben. Luther hat kein philosophisches System gehabt; aber er hat dem Denken aus der Fülle seiner Kräfte neue Aufgaben gestellt, ihm einen neuen Inhalt gegeben. Was in ihm Gewißheit des Erlebens war, das hat die Gedankenarbeit der folgenden beiden Jahrhunderte mit bestimmt. Wie Luther in der deutschen Kultur steht, hat der uns zu früh entrissene große Kirchenhistoriker A. Hauck mit der schlichten, künstlerisch gereiften Klarheit dargestellt, die ihn zum Meister der Geschichtschreibung erhob.[15])

Daß gerade die Linie, die von Luther zu Kant führt, dabei besondere Beachtung fordert, zeigt in eingehender, allgemein verständlicher Darlegung eine Schrift von Wehnert.[16]) Mit Recht betont er, daß Kant, so wesensverschieden er von Luther ist, doch nicht ohne ihn zu denken ist. Der Verf. stellt gerade die kritische Philosophie Kants in ihrer Übereinstimmung mit Luther dar, sofern ihre Methode in Frage kommt. Gewiß hat Kant als Systematiker die Fülle des religiösen Lebens, wie es in Luther war, beschränkt. Aber doch bleibt er in seiner Ethik — und auch in seiner Religionsphilosophie — der protestantische Philosoph.

Der 200jährige Todestag Leibnizens (14. November 1916) hat uns mehrere Beiträge zu seiner geschichtlichen Kenntnis gebracht. Da hat denn auch sein großer Geistesverwandter Wilhelm Wundt das Wort ergriffen.[17]) Wir erfahren, daß Wundt einmal eine Leibniz-Biographie plante: Was er hier gibt, ist nicht etwa eine Interpretation der Leibnizschen Philosophie. Die kleine Schrift geht den Wegen nach, auf denen L. selbst zu seinen philosophischen Anschauungen gelangt ist. Sie geht also von seinen mathematisch-physikalischen Arbeiten aus und führt zu seiner Naturphilosophie und Psychologie. Auf dieser Grundlage erhebt sich der zweite Teil, der Leibniz als den Begründer der neuen Wissenschaft, den eigentlichen Schöpfer der deutschen Philosophie schildert.

In einer Gedenkschrift des Histor. Vereins für Niedersachsen[18]) wird zunächst eine gehaltvolle Festrede Paul Ritters (Leibniz und die deutsche Kultur) mitgeteilt. Sodann

13) Ludwig Busse, Die Weltanschauungen der großen Philosophen der Neuzeit. 6. Aufl. herausg. von R. Falckenberg. Leipzig u. Berlin 1917, B. G. Teubner (Aus Natur u. Geisteswelt Bd. 56). M. 2,15.

14) Franz Overbeck, Vorgeschichte und Jugend der mittelalterlichen Scholastik. Eine kirchenhistorische Vorlesung. Aus dem Nachlaß herausg. von Carl Albrecht Bernoulli. Basel 1917, Benno Schwabe u. Co. M. 7,—.

15) Albert Hauck, Die Reformation in ihrer Wirkung auf das Leben. Sechs Volkshochschul-Vorträge. Leipzig u. Berlin 1918, B. G. Teubner. M. 2,50, geb. M. 3,—.

16) Bruno Wehnert, Luther und Kant. Meerane i. S. 1918, E. R. Herzog. M. 2,50.

17) Wilhelm Wundt, Leibniz. Zu seinem 200jährigen Todestag 14. November 1916. Leipzig 1917, Alfred Kröner. M. 3,—, geb. M. 4,—.

18) Leibniz. Zum Gedächtnis seines 200jährigen Todestages herausg. vom Histori-schen Verein f. Niedersachsen. Hannover 1916, Friedrich Gersbach. M. 1,50.

stellt **Herm. Peters** in gründlicher Forschung zusammen, was Leibniz für die verschiedensten Gebiete der Naturwissenschaft und Medizin geleistet hat. Das ist allerdings ein staunenswertes Bild, wie wir es bisher für Leibniz nicht hatten. Endlich bietet die Schrift Berichte von Augenzeugen über Leibnizens Tod. Erwähnung verdienen die beiden Porträts von L., sein Wohnhaus in Hannover und eine sehr interessante Handschriftenprobe, der Entwurf eines Briefes an die Königin Sophie Charlotte von Preußen.

Vorländer hat in zahlreichen Schriften Kants politische und soziale Gedanken mit Fragen der Gegenwart verknüpft.[19] Er weist uns nach, daß auch der Gedanke des Völkerbundes nicht Wilsons Schöpfung ist, sondern auf Kant zurückgeht. Vorländer glaubt wohl an Wilsons Redlichkeit. War der Völkerbund nur der Köder, mit dem das „Volk der Dichter und Denker" gefangen werden sollte, so hat er ja seinen Zweck erfüllt, und man vernimmt nichts mehr von ihm. Wenn der Gedanke überhaupt eine lebensfähige Erneuerung findet, so wird es durch Deutschland geschehen. Die Schrift Vorländers ist die beste historische und philosophische Erörterung des Problems, die uns bekannt ist. Nur sein Urteil über Wilson wird nicht jeder teilen.

Die stürmischen Anfänge im politischen Denken Fichtes stellt die gründliche Arbeit von **Strecker**[20] dar nach Fichtes wenig gekannten Jugendschriften, denen er eine eindringende Untersuchung gewidmet hat. Wir lernen hier den politischen Stürmer und Dränger in Fichte kennen, der sich in revolutionärer Spannung gegen alle herrschenden Mächte seiner Zeit befindet, der die persönliche Freiheit dem Staate entgegensetzt. Nur leise regt sich der nationale Gedanke, kaum findet sich geschichtliche Auffassung. Wir haben hier zugleich ein Bild der politischen Zeitstimmung.

Eine dankenswerte Zusammenstellung der „Nietzsche-Aufsätze" des unvergeßlichen **Raoul Richter**[21] bietet fünf Aufsätze, die in feiner künstlerischer Durchführung ein tiefes Verständnis des Denkers vortragen und dadurch vor allem ihn vor Mißverständnis und Mißbrauch schützen. Besondere Beachtung verdient der Aufsatz über „Ecce homo", ein Meisterwerk psychologisch tiefgrabender Analyse einer Selbstbiographie, deren starke wie schwache Stellen überzeugend dargelegt werden.

Ein spezielles, besonders interessantes Problem in Nietzsches Denken behandelt **H. Hasse** in seiner Antrittsvorlesung über Nietzsches Auffassung des Sokrates[22], oder vielmehr des sokratischen Geistes, in dem N. einen Bruch mit der großen Einheitlichkeit des älteren griechischen Denkens, den Beginn einer Zersetzung sieht. Indem aber der Geist des Sokrates den Beginn einer bis heute reichenden Kulturperiode bezeichnet, wird die Auseinandersetzung mit Sokrates zu einer Kritik der modernen Kultur, die N. vor allem auf dem Gebiet der Ethik durchführt. Die Arbeit ist höchst interessant und lesenswert.

Paul de Lagarde, der große Orientalist und Bibelforscher, dessen „Deutsche Schriften" ihn zur Höhe des deutschen Propheten erheben, war freilich kein Philosoph im Sinne der Wissenschaft, aber ein tiefsinniger, führender Lebensdenker. Und so haben wir ein Recht, hier eines Werkes zu gedenken, das als erste würdige Biographie des unvergeßlichen Mannes erschienen ist.[23] Der Ausbruch des Weltkrieges und seine seelische Erhebung ließ ihn aus der Stille hervortreten; sein prophetisches Wort wurde damals als Weisung in die Zukunft erfaßt. Die Geschicke haben uns aus der Bahn seines Geistes geworfen; um so notwendiger wird es sein, ihn zu hören, der immer nur innere Erneuerung aus den gesunden Kräften des Volkstums gefordert hat. **Schemanns** Buch ist in seinem Verstehen und Empfinden dem großen Manne kongenial; es ist ein gutes Buch im vollen Sinne. Er hat mit aller kritischen Sorgfalt als Historiker gearbeitet, er ist mit seinem inneren Empfinden ganz in die Persönlichkeit eingegangen; aber er begibt sich ihr gegenüber nicht des

---

19) **Karl Vorländer**, Kant und der Gedanke des Völkerbundes. Leipzig 1919, Felix Meiner. M. 3,60.

20) **Reinhard Strecker**, Die Anfänge von Fichtes Staatsphilosophie. Leipzig 1917, Felix Meiner. M. 5,—.

21) **Raoul Richter**, Nietzsche-Aufsätze. Leipzig 1917, Felix Meiner. M. 1,50.

22) **Heinrich Hasse**, Das Problem des Sokrates bei Friedrich Nietzsche. Leipzig 1918, Felix Meiner. M. 1,30.

23) **Ludwig Schemann**, Paul de Lagarde. Ein Lebens- und Erinnerungsbild Leipzig 1919, Erich Matthes. M. 15,—.

eigenen Urteils. Tief bewegend ist die Lebensgeschichte Lagardes, die uns hier in einem völligeren Bilde als in den „Erinnerungen" von Anna de Lagarde geboten wird. Die Darstellung des Gelehrten ist mit voller Sachkunde ausgeführt. Was uns aber berechtigt, das Buch hier zu nennen, ist der dritte Teil, „Lagarde als religiöser Denker und Neuerer". Es wäre wohl sehr zu wünschen, daß mancher, der heute über die Stellung von Religion und Kirche mitredet, von Lagarde lerne, was Religion ist. „Er war eine prophetische Natur", hat Ulr. v. Wilamowitz an seinem Sarge gesagt. Dem deutschen Manne in Lagarde gilt der letzte Abschnitt. Auch er rechtfertigt den Wunsch, daß dieses Buch in die Hände aller komme, die am Neubau Deutschlands zu arbeiten haben, daß es deshalb z. B. in keiner Schulbibliothek fehle und auch gelesen werde. Es handelt sich um den teuren Kulturbesitz, den Lagardes geistiges Erbe für Deutschland darstellt.

Die Geschichte der Berliner Universität von Max Lenz haben wir schon in ihren ersten Bänden als ein Grundwerk der deutschen Geistesgeschichte gewürdigt.[24]) Der nun vorliegende Schlußband bietet im Rahmen einer Berliner Universitätsgeschichte wieder recht viele Interna zur Geschichte der Philosophie. Wir sehen hier ihren tiefen Abfall nach der Zeit Hegels, aber auch die Kräfte der Erneuerung. In der Tat ist es ein reich bewegtes Bild deutschen Geisteslebens, getragen von oft starken Persönlichkeiten, das sich in den Schranken der Fakultäten abspielt.

Ein bedeutendes, im engen Rahmen vielfach die Probleme förderndes Buch über Buddha von dem ehemaligen Berliner Indologen Rich. Pischel ist von seinem Nachfolger neu herausgegeben, wobei Einzelheiten ein neues Aussehen gewonnen haben.[25]) Wir dürfen es in der Geschichte der Philosophie erwähnen, weil Buddhas Lehre in ihren Kerngedanken, ihrem Aufbau und ihrer ganzen Terminologie aus der indischen Philosophie hervorgewachsen ist, ihr ebensosehr wie der Religionsgeschichte angehört. Das ist in diesem Buch besonders anschaulich gemacht.

Anhangsweise darf der Geschichte der Philosophie vielleicht ein Buch über die Freimaurerei[26]) beigefügt werden. Da mir die Anschauungswelt, die hier erschlossen werden soll, fremd ist, so bin ich kaum in der Lage, das Buch zu beurteilen. Geschichtlich erscheint mir vieles durchaus fremd; die freimaurerischen Gedanken werden bis auf antike Denker zurückgeführt, wo sie eine wissenschaftliche Geschichtsbetrachtung schwerlich erkennt. Derartige Willkürlichkeiten aber werden ja von politischen, ethischen und religiösen Richtungen auch heute vielfach begangen.

Eine kleine, aber sehr inhaltvolle Schrift von Königswald behandelt die geschichtliche Auswirkung der antiken Philosophie in der Geistesgeschichte des Mittelalters und der Neuzeit.[27]) Wo ein philosophischer Begriff der Kultur erarbeitet wird, da hat an ihm die Antike wesentlichen Anteil. Das zeigt die Arbeit in anschaulicher Weise aus den Quellen selbst.

Eine gedankenreiche und glänzende Rede über die philosophische Lage der Gegenwart hat K. Joël als Rektor 1913 in Basel gehalten.[28]) Sie führt die Haupttypen modernen Denkens vor. Was Joël will, das ist ein Ausgleich zwischen dem Leben und der Idee, zwischen Geschichte und Vernunft. Über die Gegensätze, die auf verschiedenen Gebieten des Lebens und der Forschung sich geltend machen, weist er zu einer philosophischen Weltanschauung als Einheit.

In ganz anderer Weise ergreift Haiser ein Problem des zeitgeschichtlichen Geisteslebens.[29])

24) Max Lenz, Geschichte der Königl. Friedrich-Wilhelms-Universität zu Berlin. II. Bd. 2. Hälfte. Auf dem Wege zur deutschen Einheit im neuen Reich. Halle a. d. S. 1918. Waisenhaus. M. 10,—.

25) Richard Pischel, Leben und Lehre des Buddha. 3. Aufl. durchges. von H. Lüders. Leipzig u. Berlin 1917, B. G. Teubner (Aus Natur u. Geisteswelt Bd. 109). M. 1,50.

26) Ludwig Keller, Die Freimaurerei. Eine Einführung in ihre Anschauungswelt und in ihre Geschichte. 2. Aufl. herausg. von Dr. Schuster. Leipzig u. Berlin 1918, B. G. Teubner (Aus Natur u. Geisteswelt Bd. 463). M. 2,15.

27) R. Königswald, Philosophische Motive im neuzeitlichen Humanismus. Eine problemgeschichtliche Betrachtung. Breslau 1918, Trewendt u. Granier. M. 1,50.

28) Karl Joël, Die philosophische Krisis der Gegenwart. Leipzig 1919, Felix Meiner. M. 3,60.

29) Franz Haiser, Die Krisis des Intellektualismus. 2. Aufl. München 1919, J. F. Lehmann. M. 2,50.

Nicht der Philosoph, sondern der Künstler redet hier, nicht als Denker, sondern als Voraufschauender. Es ist eine Kampfschrift gegen die Entnervung durch den Intellektualismus, der dem völkischen Dasein gegenüber lebensfremd ist und damit zersetzend wirkt. Die Gedanken der Rassentheorie, der Reinheit des Blutes, verkünden gegen den demokratischen Zeitgeist ein aristokratisches Ideal der Auslese. Solche Schriften sind zum Teil Bekenntnisse zu einem Ziel des Lebens. Ihr Wert liegt im Ethos, nicht in der wissenschaftlichen Begründung. Die Lebenserfahrung in der Geschichte aber kann auch da recht behalten, wo sie nicht theoretisch beweisbar ist.

Ohne wesentliche Veränderungen — nur Druckfehler sind berichtigt — ist die 3. Auflage von Vaihingers „Philosophie des Als Ob" erschienen.[30]) Die Tatsache an sich ist beachtenswert, sie beweist, wie stark ernstes philosophisches Interesse gewachsen ist. Sie spricht aber auch für die Bedeutung des Werkes, das in der Tat außerordentlich vielseitige Wirkungen ausstrahlt. Wie wirksam es geworden ist, zeigen die „Annalen der Philosophie", in denen sich zahlreiche Vertreter verschiedenster Einzelwissenschaften vereint haben, um aus ihrem Gebiete die Gedanken der Als-Ob-Lehre zu prüfen. Die „Annalen" stellen sich eine doppelte Aufgabe. Einerseits wollen sie durch kritische Behandlung von Problemen, auf die die Als-Ob-Betrachtung anwendbar ist, diese selbst klären, fortbilden oder einschränken. Zustimmende wie ablehnende Stimmen kommen hier nebeneinander zur Geltung. Sodann sollen die „Annalen" einen Ausgleich zwischen den beiden Hauptströmungen der Gegenwartsphilosophie, dem Positivismus und dem Idealismus, anbahnen. Das Berechtigte in beiden ist dadurch vielfach nicht zur Geltung gekommen, daß sich beide Richtungen verständnislos gegenüberstanden. Anderseits hat das große und leidvolle Leben der Zeit — wie Vaihinger in schönen Sätzen ausführt — vielen den einseitigen Positivismus als ungenügend erwiesen, das Bedürfnis nach kraftspendenden, taterzeugenden Idealen wird stark empfunden. Indes genügen auch die alten Formen des Idealismus nicht, um die harte, bedrückende Wirklichkeit zu bewältigen. Daß Vaihinger großen Zielen dienen will, sagt — was öfter nicht recht beachtet ist — schon sein Titel: „auf Grund eines idealistischen Positivismus" ist sein System erbaut. Noch haben wir dankbar der Mitarbeit des ausgezeichneten jungen Philosophen Dr. Raymund Schmidt an der 3. Auflage wie an den „Annalen" zu gedenken.

Eine durchaus vom gewöhnlichen Typus der Einführung in die Philosophie abweichende Einführung hat Sternberg gegeben.[31]) Es handelt sich hier nicht um eine Darstellung der elementaren Fragen, um eine Zusammenfassung des großen Gebiets der Philosophie, sondern um eine gedanklich ganz in sich geschlossene Einführung in das philosophische Denken der Gegenwart, das im Kritizismus seine Wurzeln hat. Ohne ein tieferes Verständnis dessen, was der Kritizismus ist und erstrebt, kann man die Gegenwart nicht verstehen. So behandelt dieses sehr förderliche Buch zunächst Wesen, Methode und Gegenstand der Philosophie, sodann die Erkenntnis des Wahren und die Erkenntnis des Guten, also Erkenntnistheorie an Ethik. Es darf gerühmt werden, daß der Verf. nirgends die Probleme verflacht, erleichtert; aber es ist ihm wohl gelungen, durch klare Ordnung und eine sehr durchsichtige Darstellung die schwierigen Fragen auch dem nahe zu bringen, der an die Dinge erst herantreten will. Freilich ganz anspruchslos ist das Buch nicht, und kann es auch nicht sein. Die Schwierigkeiten der kritischen Betrachtung müssen eben überwunden werden. Dazu aber ist dieses Buch ein ausgezeichneter Führer.

Durch klare Darstellung ist als Einführung in die Kenntnis der philosophischen Strömungen der Gegenwart das Buch von Gronau recht brauchbar.[32]) Es behandelt Ernst Mach (Phänomenologie), Vaihinger (Philosophie des Als Ob), James und Schiller (Pragmatismus), Bergson (Intuitionsphilosophie), Eucken, Rickert (Geschichtsphilosophie).

Zur Einführung in die Philosophie will (als Band 4 der Sammlung „Wissen und

30) Hans Vaihinger, Die Philosophie des Als Ob. 3. durchgesehene Aufl. Leipzig 1918, Felix Meiner. M. 18,—, geb. M. 26,—.

31) Kurt Sternberg, Einführung in die Philosophie vom Standpunkt des Kritizismus. Leipzig 1919, Felix Meiner. M. 7,—, geb. M. 9,—.

32) Gotthard Gronau, Die Philosophie der Gegenwart. Eine Einführung in die philosophischen Hauptströmungen unserer Zeit. Langensalza 1919, Wendt u. Klauwell. M. 6,—.

Forschen") eine vorzügliche Schrift von Arth. Liebert dienen, die freilich durchaus keine Einführung für Anfänger ist.[33]) Die Grundfrage der Schrift ist, wie sich der Kritizismus — der hier als geschichtlich gegeben hingenommen wird — prinzipiell, wissenschaftstheoretisch begründen läßt, was seine Vernunftbedingung ist. Die Methode der Behandlung des Problems wird demnach dahin bestimmt, das im Kritizismus wirksame Prinzip hervortreten zu lassen, aus ihrem Sinn und Begriff die kritische Philosophie systematisch zu bestimmen. Das Werk zerfällt somit in zwei Hauptteile: „Das Prinzip des Kritizismus und seine Entfaltung" und „Kritizismus und spekulative Philosophie". Durchdrungen ist das ganze Buch von dem Gedanken, in dem wir das Prinzip der philosophischen Entwicklung sehen dürfen, daß nämlich alle philosophische Arbeit sich im steten Wechsel von Problemstellung und Systematik vollzieht, und daß eben dieser Gegensatz im Bereich der Erkenntnis überhaupt die fruchtbarste Kraft ist, daß in ihm die grundlegende Bedingung der Philosophie liegt. Sie wird damit als eine ewige Aufgabe erfaßt. Das Buch ist damit eine Einführung ins Innerste der philosophischen Arbeit.

Eine didaktisch gerichtete Einführung in die Logik gibt Grau.[34]) Sie hat den Vorzug, daß sie einerseits sich streng auf die logischen Tatsachen beschränkt und daß sie diese in Beispielen veranschaulicht. Die Darstellung und Kritik der modernen Richtungen in der Logik ist eine zweckmäßige Orientierung über den Stand der Probleme. Von hier aus wird die Behandlung der einzelnen Probleme erst völlig verständlich; ohne diese Kenntnis wirkt die logische Literatur sonst verwirrend auf den Studierenden.

Der Physiologe Max Verworn gehört, wie allbekannt, zu den Naturwissenschaftlern, die sich ernstlich um Weltanschauungsfragen bemühen.[35]) Das Streben nach Sicherung der Grundlagen ist sein besonderes Verdienst. Die vorliegende Schrift beschreibt vor allem den Vitalismus und somit den Dualismus. Die Probleme der Substanz, die Kausalität und das Erkenntnisproblem werden damit verknüpft. Die Schrift ist recht lesenswert.

Eine ganz spezielle, experimental-psychologische Untersuchung teilt Prof. Schütz mit, die in weitem Umfang die an Versuchswerte knüpfenden Assoziationen behandelt.[36])

Eine praktische und zuverlässige Übersicht über die recht umfangreiche propädeutische Literatur gibt das mit vieler Sorgfalt gearbeitete Buch von Schmidtkunz.[37])

Ein leicht lesbares, inhaltvolles Buch hat v. Sallwürk zur Psychologie gebracht.[38]) Es ist wesentlich praktisch interessiert und berücksichtigt neben den metaphysischen Fragen vor allem die pädagogischen Interessen. Dabei ist der Verf. durchaus an der naturwissenschaftlichen Arbeit zur Psychologie orientiert.

In einer kleinen Schrift stellt Wirth dar, in welchem Maße die Philosophie sich an der Psychologie orientieren kann.[39]) Er stellt zunächst Grenzen und Inhalt des Bewußtseins fest durch das evidente Urteil. Psychologische Grundlegung der Philosophie ist da erforderlich, wo es sich um höchste Fragen handelt, die über mögliche Erfahrung hinausgehen, wie im religiösen Glauben. Hier handelt es sich um psychologisches Verständnis, wie sichere Überzeugung zustande kommt. Die Untersuchung führt auf den Begriff der Außenwelt als einer Neuschöpfung der kritischen Reflexion.

Auf Grundlage der psychophysischen Beobachtung ist die kleine Schrift von A. L. Müller

33) Arthur Liebert, Wie ist kritische Philosophie überhaupt möglich? Leipzig 1919, Felix Meiner. M. 11,50, geb. M. 13,50.

34) Kurt Joachim Grau, Grundriß der Logik. Leipzig u. Berlin 1918, B. G. Teubner (Aus Natur u. Geisteswelt Bd. 637). M. 2,15.

35) Max Verworn, Prinzipienfragen in der Naturwissenschaft. Vortrag. 2. Aufl. Jena 1917, Gustav Fischer. M. 1,—.

36) A. Schütz, Zur Psychologie der bevorzugten Assoziationen und des Denkens (Fortschritte der Psychologie und ihrer Anwendungen. Herausg. von Karl Marbe. IV. Bd. 4. Heft.). Leipzig 1917, B. G. Teubner. M. 3,—.

37) Hans Schmidtkunz, Philosophische Propädeutik in neuester Literatur. Mit einer Einführung von Dr. Alois Höfler. Halle a. d. S. 1917, Waisenhaus. M. 2,50.

38) Ernst v. Sallwürk, Die Seele des Menschen. Psychologische und pädagogische Grundbegriffe. Karlsruhe 1918, G. Braun. M. 4,50.

39) Wilhelm Wirth, Zur Orientierung der Philosophie am Bewußtseinsbegriff. Grundlinien einer systematischen Einführung. Sonderabdruck aus der Festschrift Johannes Volkelt dargebracht. München 1919, C. H. Beck. M. 1,50.

über das Gedächtnis aufgebaut, die dem praktischen, vielfach unterschätzten Zweck der Gedächtnispflege dient und dabei überhaupt einiges bringt, was zur Hygiene der Geistesarbeit — zumal von der Jugend — beherzigt zu werden verdient.[40]) Das allgemein verständliche Buch zeichnet sich durch anschauliche Darstellung aus, so daß es auch jugendlichen Benutzern dienen kann.

Ganz elementar gehalten und für Anfänger, etwa für Seminare, bestimmt ist eine Einführung in die Psychologie von Meerkatz.[40a]) Sie knüpft an die alltägliche Erfahrung an und führt mit Geschick zu einer gewissen Einsicht in Bedingungen an Hergänge des Seelenlebens. Das Buch mag Anfängern — es setzt kaum mehr als eine gute Volksschule voraus — nützlich sein. Jedenfalls ist die Anschaulichkeit der schlichten Darstellung als pädagogisch wertvoll anzuerkennen.

In Jahnkes „Handbuch für höhere Schulen", das der pädagogischen Vorbereitung künftiger Oberlehrer dienen will, ist eine „Ethik" von Messer erschienen, die eine eingehende, klare Darlegung aller wesentlichen Probleme der Ethik gibt.[41]) Ihr Vorzug ist ein doppelter: sie ist zugleich Individual- und Sozialethik und sie würdigt in gleicher Weise Determinismus wie Indeterminismus. Die Beziehung des Sittlichen auf die Kulturerscheinungen, in denen es eine wirksame Macht ist (Recht, Wirtschaft, Religion, Erziehung), gibt dem Buch besondere Anschaulichkeit. Den Begriff des Wertes zur Grundlage der Ethik zu machen, scheint uns fruchtbar.

Ein für den Unterricht recht fruchtbares Buch ist Dörwalds Darstellung ethischer Fragen. Es zeichnet sich dadurch aus, daß es in anschaulicher Fassung das sittliche Verhalten an den einzelnen Tatsachen und Erscheinungen des sittlichen Lebens veranschaulicht.[42]) Indes gibt es auch die allgemeinen Gesichtspunkte einer systematischen Ethik in den ersten sieben Abschnitten. Das Buch kann sehr wohl der klassischen Lektüre (Platon, Cicero) dienen. Doch verdient auch seine praktische Beziehung auf Fragen des modernen Lebens, wie sie der Jugend nahe treten, alle Anerkennung.

Aus dem Nachlaß Friedr. Jodls, des Historikers der Ethik, ist eine umfangreiche „Allgemeine Ethik" erschienen, die sich durch klare und innerlich warme Darstellung auszeichnet.[43]) Das Werk gibt eine psychologische und kulturhistorische Grundlegung der Ethik, und darin ist sie von großer Ausführlichkeit. Dagegen hat der Herausgeber die angewandte Ethik, die Güter- und Pflichtenlehre, zurückgestellt, da sie unvollständig ausgearbeitet war. Das vorliegende Buch aber ist eine wertvolle Bereicherung der ethischen Literatur und auch für einen weiteren Kreis wohl geeignet.

Eine eigenartige und bedeutende Behandlung ethischer Fragen gibt Willy Freytag in einem groß angelegten Werke, von dem der erste Teil vorliegt.[44]) Das Wesentliche ist hier, daß die ethische Frage in dem Zusammenhang mit kritischen Erörterungen besonders des Kantischen Problems gegeben wird. Der Ethik Kants ist ein besonderer historischer Abschnitt gewidmet. Im übrigen ist die Behandlung durchaus systematisch. Sie führt auf die beiden gehaltvollen Ausführungen „Sittlichkeit und Wahrheit" und „Die ethischen Einzelwissenschaften".

Die 3. Auflage der Ethik von Otto Kirn ist von Horst Stephan pietätvoll und sachkundig besorgt, eine Erneuerung im Geiste des Verfassers. Probleme, die mit der Zeit stärker hervorgetreten sind, werden beachtet, z. B. die Stellung der christlichen Ethik zur

40) Alfred Leopold Müller, Praktische Gedächtnispflege. Mit 8 Abbildungen Stuttgart 1917, Franckhsche Verlagsbuchh. M. 1,60.

40a) Meerkatz. Einführung in die Psychologie. Für Schule und Selbstbelehrung. 2. Aufl. Halle a. S. 1919. Hermann Schroedel. M. 3,—.

41) August Messer, Ethik. Eine philosophische Erörterung der sittlichen Grundfragen. Leipzig 1918, Quelle u. Meyer. M. 3,20, geb. M. 4,20.

42) Paul Dörwald, Das sittliche Leben. Eine Einführung der Primaner des Gymnasiums in die Fragen und Lehren der Ethik. Gütersloh 1918, C. Bertelsmann. M. 4,50, geb. M. 5,50.

43) Friedrich Jodl, Allgemeine Ethik. Herausg. von Wilhelm Börner. 1. u. 2. Aufl. Stuttgart u. Berlin 1918, J. G. Cotta. M. 12,50, geb. M. 16,—.

44) Willy Freytag, Untersuchungen zu einer Wissenschaft vom Sittlichen. I. Teil: Die Aufgaben der Ethik. Halle a. d. S. 1916, Max Niemeyer. M. 7,—.

heutigen (oder damaligen) Gesellschaftsordnung.[45]) Die literarischen Nachweise sind ergänzt, so daß dieses anspruchslos erscheinende Buch durchaus dem Stande der wissenschaftlichen Arbeit entspricht.

Auf einer weiten geschichtlichen Grundlage behandelt Vierkandt das Problem „Macht und Moral", das unsere Zeit wieder stark empfindet, das aber eine alte Menschheitsfrage ist. Die beiden Richtungen der naturalistischen Machttheorie und der idealistischen Machtmoral werden dargestellt und erörtert.[46]) Das sozialethische Interesse der Schrift tritt eindrucksvoll hervor, zumal der Verf. mit reichen Mitteln der Veranschaulichung seine Ausführungen unterstützt.

Eine sehr beachtenswerte Schrift über das Verhältnis zwischen Individualität und Persönlichkeit verdanken wir Ottmar Dittrich.[47]) Ich halte die kleine Schrift für eine bedeutende, an wahrhaft tiefen Gedanken überaus reiche Erörterung des Problems der menschlichen Persönlichkeit, das hier eine ethisch-metaphysische Lösung findet. Kants „Kritik der praktischen Vernunft" findet hier einen Fortsetzer im Geiste Fichtes, der nicht nur dem Fachmann, sondern der Nation wie dem einzelnen etwas zu sagen hat.

Eine kulturphilosophische Betrachtung des deutschen Wesens mit nationalpädagogischen Zielen ist der tiefgreifende, das deutsche Leben allseitig erfassende Vortrag von E. Bergmann, zugleich eine Stimme des zukunftssicheren Glaubens, daß die guten und starken Kräfte des deutschen Volkes nicht im Kern zerstört sind, daß ihnen noch Zukunft beschieden ist.[48]) Die kleine Schrift sei aufs wärmste der Beachtung aller empfohlen, die an der inneren Erneuerung gläubige Mitarbeit leisten.

Ein aus dem praktischen Bedürfnis der Zeit hervorgewachsenes Buch, das die weiteste Beachtung aller ernsten Volksfreunde beanspruchen darf, verdanken wir einem Vertreter der Naturwissenschaft[49]), der über die schwierigen, aber unabweislichen Probleme der Sexualethik eine sehr ernsthafte Arbeit vorlegt.

Sprangers Rede, gehalten in einer Akademikerversammlung zu Leipzig, zeichnet sich ebensosehr durch klare wie tiefgreifende Behandlung des Problems aus, das unsere Zeit erlebt, die Umbildung des Machtstaates zum Rechtsstaate.[50]) Er verkennt dabei nicht die geschichtliche Realität, die in der Macht gegeben ist. Aber Spranger ist auch innerlich überzeugt von der geschichtlichen Wirkungsmacht sittlicher Ideen, von ihrem Recht, und hofft, daß sie sich über den Trümmern erheben. Darum kann er auch kraftvolle deutsche Worte gegen den Mißbrauch großer Gedanken finden.

Hamanns kleine „Ästhetik", die wir schon in der ersten Auflage empfohlen haben, hat den Vorzug, daß sie das ästhetische Erlebnis für sich erfaßt und der Fülle der Eindrücke dadurch innere Einheit gibt.[51]) Die 2. Auflage läßt diese Einheitlichkeit des zweckfreien ästhetischen Verhaltens dadurch noch stärker hervortreten, daß die Wahrnehmung in ihrer ästhetischen Bedeutsamkeit untersucht wird. Der tief erfaßte Reichtum des ästhetischen Erlebens kommt im zweiten Teile des Buches (Die Modifikationen des ästhetischen Erlebnisses) zur Geltung.

Die Aufsätze und Vorträge über ästhetische Fragen, die wir Fritz Medicus ver-

45) Otto Kirn, Sittliche Lebensanschauungen der Gegenwart. 3. Aufl. von Horst Stephan. Leipzig u. Berlin 1917, B. G. Teubner (Aus Natur u. Geisteswelt Bd. 177). M. 2,15.

46) Alfred Vierkandt, Machtverhältnis und Machtmoral. Berlin 1916, Reuther u. Reichard (Philos. Vorträge veröffentl. von der Kantgesellschaft Nr. 13). M. 1,60.

47) Ottmar Dittrich, Individualismus, Universalismus, Personalismus. Berlin 1917, Reuther u. Reichard (Philosoph. Vorträge veröffentl. von der Kantgesellschaft Nr. 14). M. 1,—.

48) Ernst Bergmann, Der Geist des Idealismus. Ein Vortrag. München 1919, C. H. Beck. M. 1,50.

49) H. E. Timerding, Sexualethik. Leipzig u. Berlin 1919, B. G. Teubner (Aus Natur u. Geisteswelt Bd. 592). M. 2,15.

50) Eduard Spranger, Völkerbund und Rechtsgedanke. Leipzig 1919, Felix Meiner. M. 1,50.

51) Richard Hamann, Ästhetik. 2. Aufl. Leipzig 1919, B. G. Teubner (Aus Natur u. Geisteswelt Bd. 345). M. 2,15.

danken[52]), zeichnen sich vor manchen ästhetischen Schriften dadurch aus, daß sie alles aus einer philosophischen Gesamtanschauung heraus gestalten. Diese philosophische Betrachtung ist Erleben der Dinge. Wahrheit stellt die Zusammenhänge des Lebens in begrifflicher Form dar, aber sie kann nur an einem bestimmten Inhalt erfaßt werden. Das ist die Einheit der sonst unabhängig nebeneinanderstehenden Vorträge. Ich möchte dieses Buch als eine geistvolle, tief in das künstlerische Wirken und Leben eindringende Darstellung ganz besonders hervorheben; es gibt sehr viel an Tatsächlichem und Gedanklichem.

Die 3. Auflage von Volkelts „Ästhetik des Tragischen" erneuert den hohen Rang des tiefen, innerlich so reichen und wirksamen Buches.[53]) Es braucht nicht neu begründet zu werden, daß der Wert des Buches in der lebensvollen Auffassung des Wirklichen besteht, dem die Vielgestaltigkeit des Tragischen entspricht. Vor allem ist durch den Wertgedanken das Tragische ins Metaphysische vertieft. Hier hat die neue Auflage eine völlige Erneuerung erfahren. Wie das Tragische aber im Leben seine Wurzeln hat, das zeigt der ergreifende letzte Abschnitt „Der Weltkrieg unter dem Gesichtspunkt des Tragischen". Das gehört zu dem Tiefsten, was die Philosophie zum Erleben der Zeit gegeben hat.

Dem Problem des Humors gilt eine glänzende Darstellung des dänischen Philosophen Höffding.[54]) Die Behandlung des Problems will keine ästhetische, sondern psychologische und historische sein. Höffding scheidet vom kleinen Humor, der ein Einzelgefühl ist, die dauernde Gemütsstimmung, das Gesamtgefühl des „großen Humors". In Sokrates und Shakespeare sieht Höffding die einzigen Vertreter dieses Humors, der eine dauernde Gemütsstimmung, ein Gesamtgefühl ist, das Welt und Leben in allen seinen Erscheinungen umspannt, das alle Gegensätze und Widersprüche, Großes und Kleines, Tragisches und Komisches vereint. Der große Humor — in Shakespeare waltet er — hat immer einen ernsten Hintergrund, ja, er ist ein Ausklang einer großen Weltauffassung, nur kleidet er den Ernst in die Form des Scherzes. So ist Humor im tiefsten Sinne stets eine Lebensanschauung, die das Schwere im Leben nicht verkennt, aber mit dem Weltganzen in Harmonie zu setzen weiß, der Humor hat auch zum Tragischen Beziehung. Insofern Höffding diese Auffassung zu begründen sucht, ist seine Behandlung des Problems eine psychologische. Es ist seit langem wohl kaum ein Buch erschienen, das so tief das Wesen des Humors als kosmischen Lebensgefühls erfaßt und so tief in das seelische Erleben eindringt wie diese Darstellung. Nur möchten wir Jean Paul und Wilh. Raabe heranziehen als solche, für die Höffdings Auffassung gilt.

Als eine sehr anziehende Darlegung kunstgeschichtlicher Begriffe, die an einem fast überraschend reichen Stoff veranschaulicht und geklärt werden, sei die kleine Schrift von O. Walzel hervorgehoben.[55]) Es gibt in der Kunstwissenschaft nicht viele Bücher, die begrifflich so scharf durchgeführt und zugleich so reich an Anschaulichkeit sind. Die Gedanken Schmarsows und Wölfflins werden hier eingehend erörtert. Der Grundgedanke des Werkes ist aber sehr alt; die antike Ästhetik kennt ihn schon in der Schrift „Über das Erhabene".

Interessant ist der Gedanke, den Verworn[56]) in einer kleinen kulturpsychologischen Studie zur Kunstentwicklung durchführt: der Gegensatz einer physioplastischen und ideoplastischen Darstellungsweise ergibt sich aus der psychischen Entwicklung des Menschen. Er besteht in der Kunst höchster Entwicklung nebeneinander, weil sich das Seelenleben unendlich differenziert hat.

Gogartens Schrift ist keine Religionsphilosophie, sondern ein Buch vom religiösen

52) Fritz Medicus, Grundfragen der Ästhetik. Vorträge und Abhandlungen. Jena 1917, Eugen Diederichs. M. 5,50, geb. M. 7,—.

53) Johannes Volkelt, Ästhetik des Tragischen. 3. neu bearbeitete Aufl. München 1917, C. H. Beck. Geb. M. 12,50.

54) Harald Höffding, Humor als Lebensgefühl (Der große Humor). Eine psychologische Studie. Aus dem Dänischen von Heinrich Goebel. Leipzig u. Berlin 1918, B. G. Teubner. M. 3,80, geb. M. 5,40.

55) Oskar Walzel, Wechselseitige Erhellung der Künste. Ein Beitrag zur Würdigung kunstgeschichtlicher Begriffe. Berlin 1917, Reuther u. Reichard (Philos. Vorträge veröffentl. von der Kantgesellschaft Nr. 15). M. 2,40.

56) Max Verworn, Zur Psychologie der primitiven Kunst. Ein Vortrag. Mit 35 Abb. im Text. Jena 1917, Gustav Fischer. M. 1,—.

Erleben.[57]) Das alles aber ist in tiefer Gedankenarbeit erfaßt und durchleuchtet. Den Mittelpunkt des Buches bildet die Beziehung zwischen Individualität und Religion: Sie ist ihrem Wesen nach nicht individuell, sie stammt aus dem Überindividuellen. Aber sie bringt die Individualität zu voller Entfaltung. Sie gibt den Menschen schöpferische Gemeinschaft des Lebens. In diesen Gedanken klingt das Buch aus, das etwa neben Lagarde als eine der stärksten religiösen Stimmen deutscher Frömmigkeit zu werten ist.

Eine sehr wertvolle religionsgeschichtliche Studie zur Geschichte der Mystik verdanken wir dem Dänen Edvard Lehmann[58]), der als ausgezeichneter Kenner der allgemeinen Religionsgeschichte die Erscheinung der Mystik von ihren primitiven Erscheinungen an durch die indische, persische und griechische Religion bis zur Höhe der christlichen Mystik verfolgt. Es ist ein kleines, aber inhaltlich ungemein reichhaltiges Buch. Was ihm aber sein ausgezeichnetes Gepräge verleiht, das ist das tief eindringende, innere Verständnis für die Äußerungen des religiösen Triebes. Nirgends ist das so sehr erforderlich wie bei der Mystik. Und so ist dieser Begriff hier in eingehender Untersuchung klargestellt.

Der bekannte Theologe W. Herrmann[59]) in Marburg hat in einer kleinen, geistvollen Schrift dargelegt, worum es sich überhaupt in der Religion handelt. Er weist vor allem die Gleichsetzung der Religion mit Philosophie, mit Weltdeutung zurück; sie ist überhaupt nichts Erdachtes, sondern Erlebnis. Sie setzt also den religiös Erlebenden voraus; an ihm allein kann man lernen, was Religion ist. In den großen Gestalten der christlichen Religionsgeschichte wird das gezeigt. Besonders ergreifend ist der letzte Abschnitt, der auf die Zeitlage hinweist und die sittlichen und religiösen Aufgaben, die in ihr liegen, andeutet.

Das Problem der Persönlichkeit nach ihrer psychischen Konstitution wie nach ihrer dadurch bestimmten religiösen oder philosophischen Anschauung oder nach ihrem künstlerischen Stil behandelt in vielfach neuer, geistvoller Weise das Buch von Müller-Freienfels, eine der anregendsten Erscheinungen der jüngsten Zeit.[60]) Ein gewaltiges historisches Tatsachenmaterial ist hier nach psychologischen Gesichtspunkten bearbeitet und geordnet. Daraus gewinnt der Verf. eine Anzahl fester Typen des Geisteslebens, die ein Mittel sind, die Mannigfaltigkeit der Tatsachen gesetzlich zu ordnen. So führt der Verf. uns Analysen einzelner Persönlichkeiten (Luther, Goethe, Wagner, Dürer, Kant) vor, in denen sich verschiedene psychologische Typen darstellen. Wesentlich ist, daß der Verf. damit nicht Klassen aufstellt; der Typus ist hier eine methodische Fiktion, die Äußerungen des persönlichen Lebens erklären soll, nicht aber ist der Typus die Totalität der Persönlichkeit. Das Buch ist unfraglich eine ungemein anregende und geistvolle Behandlung des Problems der Persönlichkeit, das durch die entschiedene Durchführung wertvoller Gedanken hier mannigfach gefördert ist. Das Konstruktive ist natürlich nicht ganz zu vermeiden; aber der Verf. weist selbst auf die Ergänzung hin, die jede Abstraktion fordert.

Das reichhaltige und gedankenvolle Werk von P. Natorp läßt sich schwer charakterisieren.[61]) Es ist keine geschichtliche und auch keine eigentliche philosophische Darstellung, sondern es behandelt den geschichtlichen Stoff des menschlichen Geistes, entwickelt unter dem Gesichtspunkt seiner lebendigen Bedeutsamkeit als wirkende Kraft. Es überschreitet schlechterdings alle Grenzen der fachlich abgegrenzten Wissenschaft, sondern beruht auf einer weitumfassenden Durchdringung verschiedenster Gebiete und Kulturerscheinungen. Der erste Band verfolgt große Linien der Menschheitsentwicklung von der indischen Philosophie (bis Tagore) durch Judentum, Griechentum, Christentum und Renaissance und mündet aus in eine Darstellung des neueren Individualismus, als dessen Träger Shake-

57) Friedrich Gogarten, Religion weit her. Jena 1917, Eugen Diederichs. M. 2,—, geb. M. 2,80.

58) Edv. Lehmann, Mystik im Heidentum und Christentum. 2. Aufl. Leipzig u. Berlin 1918, B. G. Teubner (Aus Natur u. Geisteswelt Bd. 217). M. 1,50.

59) W. Herrmann, Die Religion unserer Erzieher. Leipzig 1918, Quelle u. Meyer. M. 1,20.

60) Richard Müller-Freienfels, Persönlichkeit und Weltanschauung. Psychologische Untersuchungen zu Religion, Kunst und Philosophie. Leipzig 1919, B. G. Teubner. M. 6,—, geb. M. 8,00.

61) Paul Natorp, Deutscher Weltberuf. Geschichtsphilosophische Richtlinien. I. Buch Die Weltalter des Geistes. II. Buch. Die Seele des Deutschen. Jena 1918, Eugen Diederichs. M. 11,— und M. 13,—.

speare, Rembrandt und Goethe erscheinen. Er führt zur Bildung der Völkerindividualitäten. Als Fortsetzung dient Bd. II, der die Seele des Deutschen und die Aufgaben des deutschen Geistes im Weltzusammenhang darstellt. Sein Ziel ist, die Menschheitsgemeinschaft zu begründen. Als Träger der deutschen Wirksamkeit, die von der Entdeckung der deutschen Seele durch religiöse und intellektuelle Befreiung zur Universalität führt, erscheinen Meister Eckhart, Luther, Kant und Goethe. So ist das Werk, mag man seinen Ausblicken auch skeptisch gegenüberstehen, doch reich an anregendsten Gedanken.

Euckens Philosophie hat es im letzten Grunde nicht mit dem Erkennen, sondern mit dem Leben zu tun; sie ist religiös und ethisch bestimmt. In keinem seiner Werke greift er vielleicht so tief in die Kämpfe der Gegenwart wie in „Mensch und Welt".[62]) Es vereint in gewisser Weise die Gedanken, die er in „Der Sinn und Wert des Lebens" und „Erkennen und Leben" grundlegend dargestellt hat. Was diesem Buch sein auszeichnendes Kennzeichen gibt, ist die tiefe Beziehung auf die geistige Erschütterung der Gegenwart. Ihnen gegenüber ist es ein Buch des Aufbaus von weiten Ausmaßen. Es gilt die völlige Auflösung aller Lebenszusammenhänge durch die Entfaltung positiver Kräfte zu neuer Einheit zu führen. Davon geht das Buch aus, das kein System geben, sondern die Hauptgedanken sichern will, die einen geistigen Neubau begründen helfen. Die Gedankenfülle des Buches ist so umfangreich, daß wir uns mit einem Hinweis auf den leitenden Gedanken des Buches und auf seine allgemeine Bedeutung genügen lassen müssen.

Das Buch von Max Scheler ist längst als eine der geistesmächtigsten Verkündigungen, mit denen das deutsche Denken den Krieg innerlich zu erfassen, nach seinem letzten Sinn zu würdigen gesucht hat.[63]) Von diesem Buche gilt, daß es erlebt und geworden, nicht gemacht ist. Hier braust noch in unmittelbarer Kraft der Sturmwind des bewegten Lebens. Und doch stellt es eine gewaltige Fülle von gedanklicher Arbeit dar. Zunächst erörtert Scheler den Krieg in seiner Beziehung zum organischen Leben, zur Geisteskultur und zur Ethik. Dann behandelt er — dies ist wohl das Tiefste an dem Buche — die Metaphysik des Krieges, d. h. die Fragen nach den letzten Realitäten, die der Krieg uns nahebringt. Was ist die Wirklichkeit der Nation, was ist der Tod und endlich die religiös-metaphysische Frage des Gottesgerichts werden hier erörtert. Dann kehrt der Verf. zum Zeitgeschichtlichen zurück mit der Frage nach dem Recht der Deutschen in diesem Kriege. Und über den Krieg hinaus weist die Idee der geistigen Einheit Europas und ihre politische Forderung. Die Dinge haben einen Verlauf genommen, der nicht nur Deutschland aus der Reihe der großen Kulturvölker ausschaltet, es ist wohl Europas Weltgeltung für immer beseitigt. Denn England denkt nicht europäisch, sondern als Weltmeermacht. Werden wir noch tiefer in die Knechtschaft des Angelsachsenlandes versinken oder werden wir die innere Freiheit des Geistes hinüberretten in eine größere Zukunft? Das ist die Frage, zu der die letzten Abschnitte leiten. Ein Buch wie Schelers Werk ist ein Stück Hoffnung und eine Verheißung.

Unter den zahlreichen philosophischen Erörterungen, die der Krieg geweckt hat, nehmen die Reden und Aufsätze von Simmel[64]) einen hohen Rang ein. Seine Art zu sprechen ist nicht leicht, sie ist stark dialektisch bestimmt. Aber in diesen schwierigen Formen sind stets anregende wertvolle Gedanken enthalten. Der letzte Aufsatz, „Die Idee Europas" scheint mir auch für diese Zeit besonders beachtenswert.

Ein Denkmal innerlich reichen und tiefbewegten Lebens sind die Briefe, in denen deutsche Jugend aus dem Kriege zu uns redet. Es sind Stimmen derer, die im Glauben an Deutschlands Größe ihr Leben hingegeben haben. Das Scheiden so wertvollen Lebens wird noch lange Jahre fühlbar sein; um so mehr gilt es ihr geistiges Erbe, ihre Gesinnung, in Ehren zu halten. Vielleicht kommt einst der Tag, wo die Toten für ihr Volk lebendig werden.[65])

62) Rudolf Eucken, Mensch und Welt. Eine Philosophie des Lebens. Leipzig 1918, Quelle u. Meyer. M. 10,—, geb. M. 12,—.

63) Max Scheler, Der Genius des Krieges und der Deutsche Krieg. Leipzig 1915, Verlag der Weißen Bücher. M. 5,—, geb. M. 6,50.

64) Georg Simmel, Der Krieg und die geistigen Entscheidungen. Reden und Aufsätze. München u. Leipzig 1917, Duncker u. Humblot. M. 1,50.

65) Kriegsbriefe gefallener Studenten. Herausg. in Verbindung mit den deutschen Kultusministerien von Prof. Dr. Philipp Witkop. Leipzig u. Berlin 1918, B. G. Teubner. M. 1,80.

Ein höchst geistreiches, das Werden unserer Geisteskultur an seinen Quellpunkten darstellendes Buch sind die ganz eigenartigen „Briefe an Tote" von Hefele[66]), der die italienische Renaissance in mehreren ihrer Quellenschriften dargestellt hat. Die Form des Briefes bedeutet hier die Anerkennung einer Persönlichkeit als der höchsten Darstellung einer geistig-geschichtlichen Erscheinung. Die Briefe sind weniger Zwiesprache mit einem der Großen, als ihre Interpretation. So ist die Form vielleicht nicht immer überzeugend. Aber es ist ein großer und weit ausgebreiteter Reichtum an fruchtbaren Gedanken hier niedergelegt; er gestattet freilich nicht, ihn auf eine beherrschende Formel zu bringen.

Eine kleine Schrift, deren vielseitig bestimmter, reicher Gedankengehalt sich nicht leicht wiedergeben läßt, ist die von Stadler[67]). Die Kultur ist durch die unbedingte Macht der Entwicklung bestimmt; alles Leben ist in letzte Ordnungen eingestellt. Religion, Wissenschaft und Kunst aber sind die einzigen Kulturelemente, sofern jede Weltauffassung bedeutet. In ihrer Ausbreitung und Steigerung erschöpft sich die Kulturarbeit. Wer an keiner teilhat, ist wirklich kulturlos, denn an die ethische oder ästhetische Kraft ist alle kulturelle Bedeutung gebunden.

Die Philosophie hat zweifellos große Aufgaben, die ihr aus dem Kriege, mehr noch aber aus dem Unheil nach demselben erwuchsen. Prof. Oesterreich[68]) knüpft an das Wort Platons an, daß der Philosoph auf Erden ein Fremder sei und von allen verspottet werde. Er kann oft nur schweigen. Aber Platon hat vor der Weltgeschichte recht behalten. Und wenn in der hier genannten Schrift ein gesteigerter Idealismus der Tat gefordert wird als das einzige Mittel, um die höchsten Güter der geistigen und sittlichen Kultur zu bewahren, als die Kraft für kommende Arbeit. So weist diese Schrift den Weg des Geistes, der lebendig bleibt, dem deshalb doch die Zukunft gehört.

Ein allgemeine und alltägliche Dinge auf ihren Kulturwert prüfendes Buch von K. Engelbrecht[69]) verdient deshalb Beachtung, weil es nicht nur mit gerader, herzhafter Entschlossenheit aufdeckt, wie vieles an unserer gepriesenen Kultur hohler Schein und eitle Nichtigkeit war. Der Verf. wirft darum nicht alles fort, er fordert nur eine innere Belebung, eine wertvolle Gestaltung der Dinge, die unsere Welt ausmachen. Die Quelle einer versittlichenden Kraft aber findet er in einem Leben, das den Zusammenhang mit der Natur wahrt, das Schlichtheit und Wahrhaftigkeit wieder höher stellt als den glänzenden Schein. Viel Gesundes und Beachtenswertes ist hier schlicht gesagt.

Einige der bekannten, stets anregenden „Tat-Flugschriften" sind hier zu nennen. Stählin[70]) sucht in allen verschieden gerichteten Reformbestrebungen eine Erneuerung der ganzen Menschheit vorzubereiten. Alle Reformen sind auf Dinge gerichtet; sie werden erst wirksam, wenn der einheitliche Lebenswille neu gebildet ist.

Politisch bestimmt sind Walthers Gedanken, der aus der Geistesgeschichte und den Erfahrungen des Krieges die Forderung ableitet, daß eine gemeinsame Idee das Volkstum durchdringen muß, wenn wir eine innere Einheit als Nation gewinnen wollen.[71]) Die Gefahr des völligen Zerfalls von innen ist für uns groß, da wir unter feindlichen Völkern leben, in denen die Massenidee völlig organisiert ist. Demgegenüber standen wir im Kriege rat- und wehrlos.

Natorp[72]) weist ernst auf die Pflicht der akademischen Jugend hin, an einer tieferen

66) Hermann Hefele, Das Gesetz der Form. Briefe an Tote. Jena 1919, Eugen Diederichs. M. 5,—, geb. M. 6,50.

67) Hans Stadler, Über Wesen, Ziel und Zweck der Kultur. Eine gemeinverständliche Abhandlung. Leipzig o. J. [1916], Xenien-Verlag. M. 1,—.

68) Konstantin Oesterreich, Die Staatsidee des Neuen Deutschland. Leipzig o. J. [1919], Felix Meiner. M. 1,35.

69) Kurt Engelbrecht, Am Urquell des Geistes. Gaben und Aufgaben aus Natur und Kultur. Halle a. d. S. 1917, Rich. Mühlmann. M. 4,—.

70) Wilhelm Stählin, Der neue Lebensstil. Ideale deutscher Jugend. Jena 1919, Eugen Diederichs (Tat-Flugschriften 28). M. 1,—.

71) Andreas Walther, Neue Wege deutschen Geistes. Jena 1919, Eugen Diederichs (Tat-Flugschriften 31). M. 1,50.

72) Paul Natorp, Student und Weltanschauung. Jena 1918, Eugen Diederichs (Tat-Flugschriften 29). M. 1,—.

Selbstbildung zu arbeiten, die sie zu selbständigen Menschen machen soll, die eine innerlich freie, in sich begründete Stellung zu Welt und Leben führen muß.

Nur nennen kann ich hier die „Neuland-Hefte“[73]), die in schlichter Innerlichkeit Fragen der seelischen Neubildung behandeln. Was hierfür z. B. Heußner und Lienhard sagen, verdient die Beachtung jedes Volksfreundes.

Endlich sei am Schluß ein bedeutendes Werk erwähnt, das für diesen Bericht vorgelegt worden ist[74]), in ihm aber kaum einen anderen Platz finden kann. Auch kann ich über das gehaltreiche Buch nur eben kurz berichten; seinen Inhalt selbständig zu würdigen, bin ich außerstande. Aber ich bekenne dankbar, aus dem Buche reichste Belehrung empfangen zu haben. Es handelt sich um das Problem des sozialen Staates und seine Lebensbedingungen. Eine wissenschaftliche Behandlung der gesellschaftlichen Arbeit des Menschen führt zu den Grundfragen des menschlichen Gemeinschaftslebens und seiner Naturbedingungen. Das einzige feste, unverlierbare Gut der wirtschaftlichen Arbeit ist Grund und Boden, und daneben besteht die menschliche Arbeit als stete belebende Macht. Daneben tritt dann das sehr verwickelte Problem des Kapitals. Die Einleitung behandelt demnach das Wesen der Sozialwirtschaft und Fragen des Geldwesens. Es folgt der Abschnitt „Vom arbeitenden Menschen“, durch psychologische und ethische Vertiefung neben reichem, geschichtlichem Gehalt für den Fernerstehenden wohl der anziehendste Teil des Buches. Der zweite Abschnitt behandelt die Bodenwirtschaft, der dritte „Säfteumlauf und Stoffwechsel im sozialwirtschaftlichen Organismus“. Dieser Abschnitt ist wohl der Kern des Buches, eine Physiologie der Wirtschaft. Der Schlußabschnitt behandelt „Deutschlands Steuern und Zölle nach dem Weltkriege“.

Anhang.

Karl Marbe, Die Gleichförmigkeit in der Welt. Untersuchungen zur Philosophie und positiven Wissenschaft. München 1916, Beck. VII u. 422 S. M. 8,—. In einem höchst anziehenden, mit vollendeter Klarheit geschriebenen Buche handelt Karl Marbe über die Gleichförmigkeit in der Welt, d. h. über die Tatsache, die er folgendermaßen faßt: „Wenn bei einer großen Anzahl von Individuen unter bestimmten physikalischen Bedingungen n Bewegungen möglich sind, so stimmen die tatsächlich erfolgenden Bewegungen in weitem Umfang überein.“ Des näheren stellt er fest, daß es dabei bevorzugteste, zweitbevorzugte und minder bevorzugte Bewegungen gibt. Die bevorzugteren Bewegungen sind durchschnittlich subjektiv bequemer als die minder bevorzugten. Auf die Bereitschaft von Reaktionen ist die Wirkung der Gewohnheit von grundlegendem Einfluß; die Bereitschaft kann auch gefördert werden durch Wahrnehmungen und Betätigungen, die der Reaktion unmittelbar vorangehen.

Die allgemeinen Sätze werden auf die verschiedensten Gebiete des menschlichen Lebens angewandt, z. B. auf das Roulettespiel und die Wette auf das Geschlecht des Kindes, dann aber auf Dinge, die uns näher angehen. So auf die Schreibfehler, wobei auf Meyers und Meringers Buch über Verschreiben und Versprechen hätte Bezug genommen werden können. Vor allem aber erscheint ein Abschnitt über „Gleichförmigkeit und Sprachwissenschaft“. Hier nimmt Marbe Stellung zu bekannten Streitfragen, die die Sprachwissenschaft bewegen oder bewegt haben. Um eine Frage der letzten Art handelt es sich, wenn Marbe meint, die Spekulationen über den Anteil des psychologischen und des physiologischen Moments bei der Sprachentwicklung würden besser unterbleiben. Ich denke, diese Spekulationen sind doch seit geraumer Zeit abgetan.

Die allgemeinen Ausführungen Marbes über die Lautgesetze und ihre Allgemeingültigkeit werden überall Billigung finden. Dagegen ist es unrichtig, wenn er S. 79 meint:

---

73) Neuland-Hefte. Heft 1: Guida Diehl, Studienkreise und Neulandbewegung. Heft 2: Friedrich Lienhard, Wie machen wir Kunst und Philosophie nutzbar zur inneren Weiterbildung der Jugend. Heft 3: Alfred Heußner, Die Seele und Gott. Heft 4: Friedr. Lienhard: Die Beseelung unseres Gemeinschaftslebens als Kulturaufgabe der Zeit. Eisenach o. J. [1918]. Neuland-Verlag. Heft 1 M. 1,20, Heft 2 M. 0,50, Heft 3 M. 0,35, Heft 4 M. 0,35.

74) C. M. v. Unruh, Zur Physiologie der Sozialwirtschaft. Leipzig 1918, Felix Meiner. M. 10,—.

„Daß gewisse Lautgesetze von den Sprachforschern ganz offenbar als Sätze, die nicht allgemein gültig sind, angesehen werden, zeigt ohne weiteres ihre Formulierung. Dies ist z. B. bei folgendem Lautgesetz der Fall: unbetontes e im Mittelhochdeutschen wird im Neuhochdeutschen vielfach ausgestoßen." Ich weiß nicht, wo Marbe das gelesen hat; aber ich glaube kaum, daß ein Sprachforscher daran dächte, mit diesem Satz ein „Lautgesetz" auszusprechen, oder sich bewußt wäre, damit ein nicht allgemein gültiges Lautgesetz anzuerkennen; denn er weiß ja, daß das Neuhochdeutsche aus einer ziemlich grundsatzlosen Mischung aus verschiedenen Mundarten hervorgegangen ist. Übrigens habe ich für eine Reihe scheinbarer Willkürlichkeiten in der Behandlung des -e den Grund aufgedeckt, Beihefte zur Zeitschr. d. Allg. Deutschen Sprachvereins 5, 177.

Sehr mit Recht wendet sich Marbe gegen die Anschauung Delbrücks, nach der sprachliche Neuerungen von einzelnen ausgingen und durch den persönlichen Einfluß der wenigen durchgesetzt würden; vgl. auch meine Bemerkungen Litbl. 1908, 269.

Nach Marbes Meinung ist die entscheidende Macht in den sprachlichen Veränderungen die Bequemlichkeit, d. h. das Streben nach Kräfteersparnis: „Unter den Bedingungen der Sprachveränderungen finden sich solche, welche, wenn andere entgegengesetzt wirkende Bedingungen fehlen, von unbequemeren zu bequemeren und von langsamer zu schneller sprechbaren Worten führen." Er zeigt auch, daß diese Auffassung sich mit den bekannten Bedenken dagegen vertrage. Es handelt sich insbesondere um zwei Tatsachen: einerseits daß neben dem Wandel von x zu y oft genug sich auch der von y zu x nachweisen läßt; also z. B. igm. o wird im Germ. zu a, igm. a im Slav. zu o. Anderseits kann man beobachten, daß ein Laut sich nicht nur nach einer bestimmten Richtung, sondern auch nach der entgegengesetzten entwickelt; so wird igm. germ. e im Westgermanischen zu ā geöffnet, während es sich im späteren Gotischen zu i schließt. Man kann Marbe zugeben, daß sich diese Erscheinungen mit seiner Bestimmung des Begriffs Bequemlichkeit theoretisch vertragen. Aber man wäre doch dankbar, darüber eine Andeutung zu erhalten, wie sich Marbe nun den Vorgang solcher gegensätzlichen Entwicklung genauer vorstellt.

Aber davon abgesehen möchte ich gegenüber der starken Betonung des Faktors der Bequemlichkeit auf eine Seite der Sprachveränderung hinweisen, die bis jetzt viel zu wenig gewürdigt ist: es gibt zahlreiche Neuschöpfungen im Sprachleben, die der willkürlichen Betätigung, dem Spieltrieb entspringen. Das gilt insbesondere von den sogenannten Streckformen, vgl. Litbl. 1906, 402; vgl. ferner die Sammlung in meiner Gesch. d. dtsch. Sprache, 4. Aufl., 224; ich hoffe demnächst ausführlicher über diese Dinge handeln zu können.

Daß der süddeutsche Plural „Täge" nach „Nächte" gebildet sei (S. 63), ist unwahrscheinlich; denn „Täge" steht im Zusammenhang mit zahlreichen andern Übertritten in die Klasse der Substantive mit umlautendem Plural.

Gießen. O. Behaghel.

Sprechzimmer.

Zu Rich. Kunzes Aufsatz: Die Fische in Sprache und Anschauung des Volkes in der Zeitschrift für den deutschen Unterricht 38. Jahrg. Heft 1/2 u. 3 möchte ich mir folgende Bemerkung erlauben.

Der Schellfisch hat seinen Namen (nach dem Holländischen) nicht daher, weil er hauptsächlich von Schaltieren lebt, sondern weil sein Fleisch wie das einer Zwiebel aus lauter Schalen besteht, wie man beim Essen besonders eines größeren Fisches dieser Art deutlich wahrnehmen kann. (Siehe Paul, Deutsches Wörterbuch.)

Hierbei ergreife ich die Gelegenheit, auf die Bedeutung des Wortes „Backfisch" zurückzukommen, die in früheren Jahrgängen dieser Zeitschrift oft eine Rolle gespielt hat und heutigentages noch immer nicht jedermann ganz verständlich zu sein scheint, obgleich schon aus Grimms Wörterbuch eine völlig richtige Erklärung gefunden werden kann. Wie Grimm sagt, und wie es Paul in seinem Wörterbuch — allerdings mit Fragezeichen — wiederholt, bedeutet Backfisch in seiner ursprünglichen Anwendung nicht eine besondere Ordnung oder Art von Fischen, sondern jeden kleinen, jungen Fisch irgendwelcher Art, der infolge seiner geringen Größe und damit zu großer „Grätigkeit" sich nicht zum Kochen eignet, aber gebacken nicht nur sehr gut schmeckt, sondern seine Grätigkeit fast verliert, da die Gräten durch das

Backen so verändert werden, daß sie mit verzehrt werden können, ohne eine Gefahr für den Essenden zu bedeuten, wie es ja auch bei in Essig gelegten Fischen der Fall und die Absicht ist. Wird Backfisch in übertragenem Sinne auf das weibliche Geschlecht angewendet, bedarf es also durchaus keiner weithergeholten Worterklärung, um darunter junge, noch nicht völlig entwickelte, weibliche Personen zu verstehen.

Wer Gelegenheit hat, mit Fischern in Berührung zu kommen, kann in allen deutschsprechenden Gegenden diesen Ausdruck in seiner eigentlichen Bedeutung hören. In Anpreisungen von Fischhandlungen und Gasthäusen sind immer unter Backfischen kleine Fische einer Art, die überhaupt nicht groß wird, wie Elritzen, Schmerlen, Gründlinge, Ukelei, Kaulbarsche, oder junge, nicht laichreife Fische größerer Arten, wie Barsche, Rotaugen, Bleie, Döbel usw. gemeint. Sie werden gewöhnlich unsortiert, also miteinander gemischt, verkauft und gebacken. Otto Mehner.

Nochmals: marmelsteinern — edelsteinen.

I.

Nicht stichhaltig ist m. E. Behaghels Einwand (Jahrg. 33, 329f.) gegen das Empfinden meiner Schüler, die aus den beiden Wortformen marmelsteinern und edelsteinen an den genannten Stellen (s. Jahrg. 32, 362) einen bestimmten Zusammenhang des Klanges mit dem Inhalt heraushören wollten. Denn die von Behaghel versuchte logische Scheidung zwischen -steinen und -steinern ist praktisch d. h. für das lebendige Sprachgefühl sicherlich belanglos.

Tatsächlich ist ja steinen die ältere (got. staineins, ahd., mhd. steinîn), steinern die jüngere Adjektivbildung zu Stein. Grimms Wb. (III 30) führt als Eigenschaftswort zu Edelstein nur edelsteinern an und belegt es mehrfach z. B. aus Jean Paul: „Was steht mir noch für goldenes, edelsteinernes Glück offen.“ Behaghel selbst weist in einer Anmerkung diese Form bei einem neueren Schriftsteller nach. Ich möchte hinzufügen, daß auch Theodor Storm im „Spiegel des Cyprian“ unbeirrt durch die Regel Behaghels schreibt: „Ihr lichtblaues Auge wurde steinern wie ein Diamant“ (S. W. II 41).

Heute sind an und für sich betrachtet gewiß -steinern und -steinen gleich möglich; nur daß man steinern als die gewöhnliche, steinen als die seltene (ältere) Form empfinden wird.[1])

Mit den beiden Bildungen wird es sich nicht anders verhalten als mit elfenbeinern und elfenbeinen (jene Form begegnet ja in dem Rückertschen Gedicht im Reim mit marmelsteinern); auch diese beiden sind an sich gleichberechtigt (vgl. Grimms Wb. III 413). Ein Dichter hat zwischen ihnen durchaus freie Wahl.

Den ästhetischen Wirkungen aber einer bestimmten Wortwahl im dichterischen Kunstwerk nachzugehen, kann man dem Lehrer nicht versagen.

Waren. Karl Gratopp.

II.

Die Schüler Gratopps tun freilich unrecht, von einem härteren, „marmornen Klang“ zu sprechen; denn härter ist ja der Edelstein. Bei den Bildungen „steinerner Tisch“, „steinerne Bank“ hat man an den Rohstoff (das Material) zu denken, aus dem der Tisch angefertigt wurde. Der Edelstein, meist ein geschliffener Kristall, wird demgegenüber gewöhnlich als Einzelding (Individuum) gedacht. Hier ist nun das Wort „edelsteinern“ nicht am Platze, ja am besten unterbleibt in diesem Falle die Bildung des Eigenschaftswortes überhaupt. Wo aber der Edelstein zum Rohstoff wird, kann die Bildung „edelsteinern“ meines Erachtens nicht getadelt werden. Wie in dem angeführten Beispiele von den „edelsteinernen Augensternen“, so kann man auch von der edelsteinernen Spitze eines Glasschneidewerkzeuges sprechen.

Brünn. Robert Neumann.

1) Es läge hier also bei Avenarius die gleiche Tendenz in der Wortwahl vor, die ihn in demselben Gedicht statt vornehm fürnehm sagen ließ.

Zeitschriftenschau.

Literarisches Echo: Im 17. Heft bespricht Hubert Rausse Joseph Nadlers Werk: Literaturgeschichte der deutschen Stämme und Landschaften. Nadler beurteilt darin die deutsche Literatur nach den verschiedenen Stämmen, die für ihn Träger allen geistigen Lebens sind; ästhetische Maßstäbe, Betrachtung des Gesamtwerkes einzelner Dichter sind ihm Nebensache, eine Betrachtungsweise also, die vom Literarischen weit weg zum historischen führt.

In Heft 19 verbreitet sich Frhr. v. Münchhausen unter dem Titel: Deutsche Meisterballaden über Bürgers „Lenore“, der er ein Leben noch lange nach Schillers Balladen verheißt. Die „Meisterballade“ findet durch Münchhausen eine entsprechend meisterhafte Besprechung und Beurteilung. Ferner in Heft 21: Erik Krünes, Barbusse in allen Ländern; Martin Brussot, Deutscher Geist im spanischen Schrifttum.

Das deutsche Drama bringt in Heft 3: Hermann Burte von Hellmuth Unger. Der Verfasser bespricht Burtes Auffassung des Simson in dessen gleichnamigem Drama. Simson ist nicht nur der Starke, dessen Kraft Steinsäulen zum Bersten bringt, sondern der Genius eines Universums, der aus seinem Volk herauswachsend sich entwurzelt, sich „entvolkt“, indem er zwei Völkern, Israel und den Philistern, angehören will. Seine Tragik liegt in dem Dualismus seines Wesens und Wollens: Gott und Mensch sind in ihm. Ferner: Fritz Zielesch, Arno Holz und das naturalistische Drama. Heft 4: Die Abschnitte „Expressionismus“ und „Größenwahn“ aus Julius Babs Werk: „Der Wille zum Drama“, einer kritischen Übersicht über die Haupterscheinungen der dram. Literatur von 1911—1918.

Wilhelm Michel: Der Hölderlinsche Sophokles. Der Verfasser schildert das Werk als das Ergebnis von H.s Auseinandersetzung mit dem Altertum und als Zeugnis der Vereinigung von griechischem und nordischem Geiste, wie sie in keinem anderen Abendländer zustande gekommen ist.

Neue Jahrbücher, Heft 6: Horst Engert versucht in seinem Aufsatz: Tassoprobleme zu zeigen, weshalb Goethe im Gegensatz zu den übrigen Charakteren des Dramas den des Antonio in einem ungewissen Lichte läßt und ferner, daß das Werk tragisch endet, daß die Entfernung Tassos vom Hofe von Ferrara dem Untergange des Helden gleichkommt.

In demselben Heft schildert Prof. Meyer, Stuttgart, aus Anlaß des 100. Geburtstages Gottfried Kellers dessen Fähigkeit in der Darstellung der Außenwelt, die sich aber keineswegs im Kopieren der Wirklichkeit erschöpft, schildert ferner, wie die bunte Fülle seiner Erfindungen nicht um ihrer selbst willen da ist, sondern nur Mittel, inneres Leben zu erschließen. Er preist Keller als den Dichter des bürgerlichen Mittelstandes, den Schöpfer zahlreicher entzückender Frauengestalten und den mit befreiendem Humor ausgestatteten Künstler mit durch und durch germanischem Wesen.

Zeitschrift für die Reform der höheren Schulen 31. Jahrg. Nr. 3 (Sept. 19) bringt eine gute Übersicht über die neuere Literatur: Auf dem Weg zur deutschen Schule. Von J. G. Sprengel.

Frauenbildung 1919, Heft 6/7. Direktor Kämmerer in Essen macht: Vorschläge für einen Neuaufbau des höheren Mädchenschulwesens. Auf 4 Jahre Grundschule (Deutsch 10, 8, 8, 8 Std.) baut er 7 Jahre höhere Mädchenschule (6, 5, 5, 5, 5, 5, 5) auf. Auf die ersten 4 Jahre höhere Mädchenschule die reale, realgymnasiale oder gymnasiale Oberschule mit 6 Klassen, in denen das Deutsche 4, 4, 4, 5, 5, 5 Stunden erhalten soll. — Direktor K. Lehmann in Hannover setzt seine Betrachtungen fort über die Behandlung der Lyrik in Klasse I der Lyzeen. Er behandelt den vierfachen Gegensatz von Lyrik und Epik und bespricht dann die einzelnen Formen: reine, epische und didaktische Lyrik. — Edmund v. Sallwürk bespricht: Die Grundlagen des malerischen Expressionismus.

Vereinszeitschrift Weserland bringt einige Aufsätze historisch und kulturhistorisch belehrenden Inhalts, und zwar in Heft 1/2: Das niederdeutsche Bauernhaus, Malerische Wohnhäuser in Norddeutschland, Das erste westfälische Wittekinddenkmal, in Heft 3/4: Das Schloß Bevern.

Mitteilungen.

Für Weihnachten.

Ernst Lissauer, Die ewigen Pfingsten. Gesichte und Gesänge. (Jena, Diederichs. Geh. M. 5,—). Der schöpferische Geist ist's, dem alle diese Gesänge gelten. Er offenbart sich in allerlei Ausgießungen auch heute noch in der Natur, in Erde und Meer, er offenbart sich ebenso in den großen „Schöpfern", in Homer wie Luther, Bach wie Bruckner, Goethe wie Beethoven. Und ihm erklingen auch heute noch „Psalmen" aus tiefergriffenem Herzen. Uns machen die Bilder unserer Großen dies Buch lieb (Luthers Arbeit an der Bibel, Goethes Ankunft in Straßburg oder sein Fühlen eines fernen Erdbebens, das „Gemälde" vom tauben Beethoven u. a.); wir dürfen hier mitfühlen, mit welcher Gewalt der schöpferische Geist seine Werkzeuge überschattet. Ebenso lieb aber sind uns die Psalmen, die um ein Ergreifen Gottes ringen und zu wundervoll abgerundeten Erkenntnissen führen: Tu ab das Viele, so wirst du haben die Fülle. — Du sollst dir um dich bauen eine weite Stille. — Lang, lang, lang ist das Werden, lang und voll Langsamkeit u. a. Ein Buch, das nicht gelesen, das immer wieder erlebt werden will.

Das Schönste von Max Dauthendey. Ausgewählt und eingeleitet von Walter v. Molo. München, Albert Langen. Geb. M. 5,—. 12 Novellen und etwa dreimal soviel Gedichte, alle zusammengehalten durch eine glühende Leidenschaft, die überall das Wirken der Liebe sieht. Wundervoll sind die Bilder aus einer fernen Welt, man erlebt mit Dauthendey strahlendste Tage und wunderbar geheimnisvolle Nächte im Osten, alles Gefühl, alles wortgewordene Leidenschaft. Ein Buch nur für reife Menschen: sie aber hebt es heraus aus dem Alltag an die Seite eines, der ein einseitiger Dichter, aber ein Dichter, ein Meister der Sprache war.

Hans Benzmann, Ausgewählte Gedichte. Stettin, Fischer u. Schmidt. Geb. M. 4,—. Zum 50. Geburtstag des Dichters erschien diese von ihm selbst getroffene Auswahl, die uns die Vielseitigkeit seines Schaffens zeigt. Einfache Weisen im Volkston wechseln mit modernen Stimmungsbildern, Balladen, die auf das Mythische, Dunkle zurückgehen, mit Liedern, in denen der ganze Zwiespalt der Menschenseele laut wird, glücklichste Liebe spiegelt sich und schwerstes Ringen. Am Ende stehen Teile der Evangelienharmonie, des reifsten und tiefsten Werkes von Benzmann, auf das wir vor 7 Jahren eingehend hingewiesen hatten. Das Bild eines deutschen Dichters voll Suchen und Kämpfen.

Von Albert Kösters neuer Storm-Ausgabe (in 8 Bänden), auf die wir kürzlich hinwiesen, sind nunmehr Band 2 und 3 (Novellen) erschienen (geh. M. 6,—, Halblein. M. 9,—, Hpgt. M. 13,50). Band 2 führt von 1858 (Auf dem Staatshof) bis 64 (Bulemanns Haus), Band 3 von 1864 (Von Jenseit des Meeres) bis 1873 (Viola tricolor). Hinzugekommen ist gegenüber der achtbändigen Westermannschen Ausgabe die Novelle Am Kamin. Da wir es hier mit einer neuen überaus sorgfältigen Textgestaltung zu tun haben (s. Ztschr. 1919, S. 438) und die Ausgabe sehr würdig ausgestattet ist, so bilden diese Bände eine besondere Bereicherung des Weihnachtstisches. Hofstaetter.

Karl Gjellerups, des nun Heimgegangenen, Roman Seit ich zuerst sie sah (Minna), konnten wir vor einem Jahr unseren Lesern empfehlen als ein feines, liebenswürdiges Werk von bleibender Bedeutung. Jetzt liegt es in 6.—8. Auflage vor. (Leipzig, Quelle u. Meyer. Geh. M. 5,—, geb. M. 8,—.)

Adolf Bartels: Kinderland, Erinnerungen aus Hebbels Heimat (Frankfurt a. M., Moritz Diesterweg, geh. M. 5.25, geb. M. 6.60). Das Buch, das bereits 1914 erschienen ist, hat infolge des Krieges noch nicht diejenige Würdigung erfahren, die es verdient und der es sicherlich entgegengeht. Mit Liebe und Stolz spricht Bartels von Menschen und Dingen, die ihn in Wesselburen umgeben haben, von den Verhältnissen während seiner Jugendzeit, eine um so fesselndere Darstellung, als es ja im großen und ganzen dieselben Verhältnisse waren, in denen auch Hebbel aufwuchs, sein großer Landsmann. Mit besonderem Nachdruck weist er im Abschnitt Kinderpoesie auf Vater und Mutter hin, von denen er seine poetischen Gaben, besonders auf die Mutter, von der er frühe poetische Erziehung erhalten habe. Manch wertvolles Stück Kinderpoesie teilt er gleich-

zeitig mit. Das Buch will im übrigen nicht autobiographische Darstellung, sondern kulturhistorisches Quellenwerk sein und in der Schilderung Wesselburens und der dort verlebten Kindheit des Verfassers das Bild der deutschen Kleinstadt während der sechziger und Anfang der siebziger Jahre zeichnen, im Zeitalter der deutschen Einigung, daher auch die oft bis ins kleinste gehende Darstellung. Das Buch wird niemand ohne Genuß und Gewinn lesen. Hempel.

Freunde anspruchsloser Schilderungen aus dem ländlichen Leben seien hingewiesen auf Paul Krause, Der Dorfschulmeister von Korneck. (Dresden, O. u. R. Becker. Brosch. M. 1,25, geb. M. 2,—.) Ein Jahr aus dem Leben eines jungen Lehrers zieht an uns vorüber, eine Zeit schönsten Zusammenlebens mit den Bewohnern eines stillen Winkels in Sachsen.

Wieder erscheint der Sächsische Pestalozziverein mit seinen Gaben (Verlag Meinhold u. Söhne, Dresden). Der Wandkalender „Unsere Heimat" bringt in gleicher Ausstattung wie im Vorjahre Zeichnungen von Dresdner Künstlern aus allen Winkeln des deutschen Vaterlandes, dazwischen gute Farbendrucke nach Naturaufnahmen. Er sei bestens empfohlen. (M. 4,—.) Der neue (12.) Jahrgang der Neuen Jugendblätter heißt diesmal: Gute Freunde. Er will die seelischen Beziehungen zwischen Mensch und Tierwelt aufzeigen und ihr Verständnis vertiefen (M. 2,75). Den gleichen Stoff behandelt für die Mittel- und Unterstufe das 1. Bändchen der neuen Folge: Im Kinderland (M. 2,25). Gleichfalls einen neuen Versuch bedeutet der Jugend(Taschen-)kalender „Wegwart" (M. 1,50). Hier ist auf wenig Raum eine erstaunliche Fülle von Winken fürs praktische Leben vereint.

Zum Schluß ein Hinweis auf alte liebe Freunde des deutschen Hauses, die auch heuer viel Freude bereiten sollen, immer noch für wenig Geld: auf Teubners Künstlersteinzeichnungen. Neu ist ein entzückendes Bild aus der Krinolinenzeit: „Der Besuch". Dazu treten all die alten Landschaftsbilder, Innenstücke und Tierbilder, treten die Charakterköpfe Karl Bauers und die Schäferschen Bilder nach der Heiligen Schrift. Wer sich bleibende Freude sichern will, suche hier. (Katalog M. 1,20.) Besonders machen wir aufmerksam auf die farbigen Postkarten nach diesen Bildern, die im Unterricht sehr brauchbar sind, und auf ein kostenfreies Verzeichnis: Die Ansichtskarte im Dienste der deutschen Kunst.

In letzter Minute erhalten wir noch zwei fesselnde Werke: Wilhelm Scharrelmann, Täler der Jugend. (Leipzig, Quelle u. Meyer, geb. M. 7,—.) Ein Entwicklungsroman, die Geschichte eines jungen Handwerkers, der langsam zum Maler wird; noch hat er das Ziel nicht erreicht, aber er ist durch schweres Durchringen zum Charakter geworden, der erkannt hat, „daß das Glück unseres Lebens nicht in der Erfüllung ruht, sondern in der Kraft, mit der wir der Dinge Herr werden". Werkstatt und Fabrik, Worpswedes Stille und die Einsamkeit des Hochgebirges, Bremen und Innsbruck geben den Rahmen; die Hauptsache aber ist die innere Entwicklung. Ein besinnliches Buch, das man nicht vergißt.

Gouverneur Dr. Heinrich Schnee, Deutsch-Ostafrika im Weltkriege; wie wir lebten und kämpften. (Leipzig, Quelle u. Meyer, geh. M. 15,—, geb. M. 20,—.) Unter den Kriegserinnerungen eines der erfreulichsten Bücher, ein erhebendes. Ein Lied von heldenmäßigem Ausharren in unsäglicher Not, ein Lied von deutschem Erfindungsgeist und deutscher Zähigkeit, ein Zeugnis aber auch von deutscher Fähigkeit, Kolonien zu verwalten und sich die Herzen der Eingeborenen zu erringen. Ein Trost und eine Mahnung, überzeugend in der ruhig sachlichen Erzählung und durchglüht von heißer Liebe zu dem deutschen Boden, den wir jetzt lassen mußten, auf den wir aber immer ein Anrecht behalten. Von allen den Kriegsbüchern eins der geeignetsten auch für die heranwachsende Jugend. Dazu ausgezeichnet ausgestattet mit Karten und zum Teil farbigen Bildern. Ein richtiges Weihnachtsbuch für unsere Zeit. Hofstaetter.

Hiermit schließen wir den 33. Jahrgang der Zeitschrift für den deutschen Unterricht. Der 34. erscheint unter der neuen Flagge: Zeitschrift für Deutschunterricht und Deutschkunde, um auch äußerlich die Richtung zu kennzeichnen, die wir in den letzten Jahren einschlugen und die wir bewußt weitergehen wollen.

Für die Leitung verantwortlich: Dr. Walther Hofstaetter, Dresden 21, Elbstr. 1.



